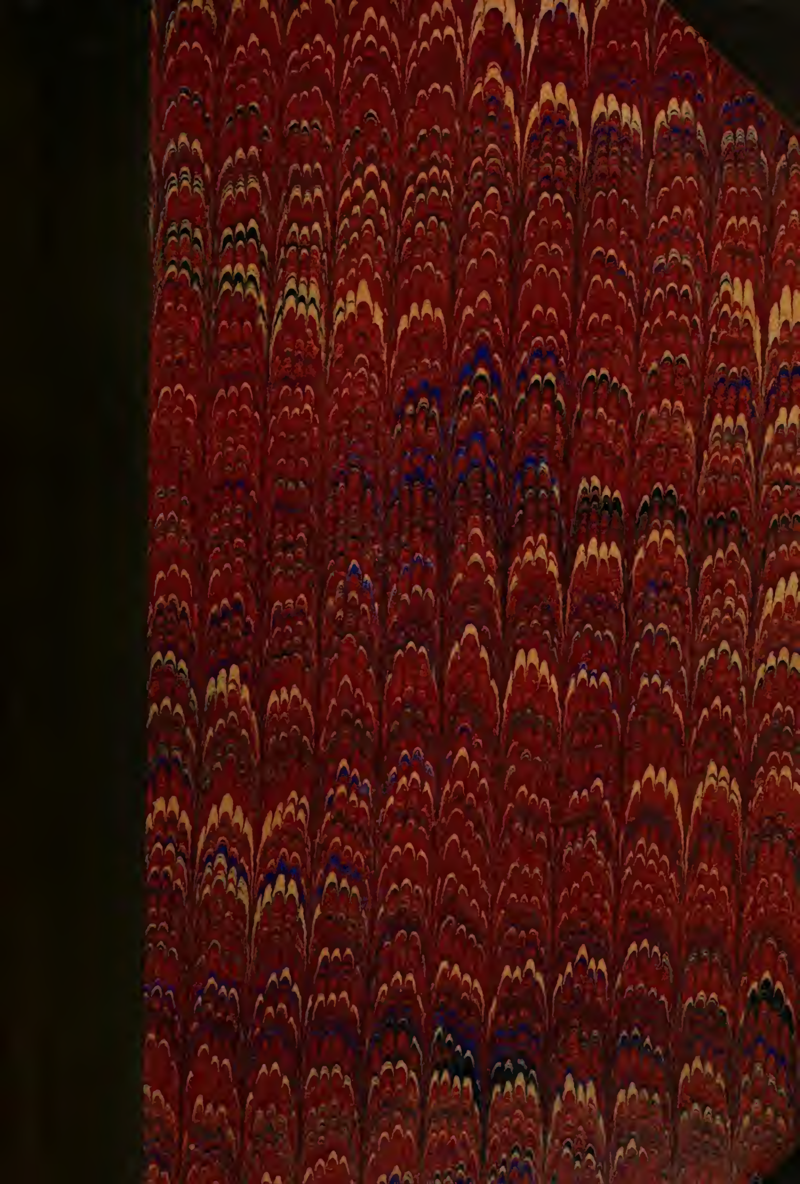


Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Dreiunddreißigster Jahrgang. Dritter Band

Juli bis September 1908



Stuttgart und Leipzig 1908 Deutsche Verlags-Anstalt

T

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXIII

(Juli bis September 1908)

Berichte aus allen Wissenschaften

Kleine Revuen

Bismarck in Frankfurt a. M.

Eine ungedruckte Korrespondenz

Mitgeteilt von

Heinrich von Poschinger

Nach dem Ausspruche Goethes gehören Briefe „unter die wichtigsten Denkmäler, die ein Mensch hinterlassen kann“. Spricht sich doch auch der bedeutendste Mensch wohl nirgends unmittelbarer aus als in seinen Briefen. Sie bilden deshalb allermindestens eine wertvolle Erläuterung seiner Biographie. Aus diesem Grunde wird die Mitteilung der nachstehenden Briefe erwünscht sein, die Bismarck aus Frankfurt a. M. in den Jahren 1851 bis 1858 privatim an den Minister Manteuffel gerichtet hat, den über die Frankfurter Vorgänge nicht nur dienstlich, sondern auch außerdienstlich auf dem laufenden zu halten er für seine Pflicht hielt.

Wie Bismarcks Handschrift nicht ihresgleichen hat, diese winklige und kühn aufstrebende, zugleich klare und eigentümlich verschnörkelte Schrift, so ist auch im Inhalt, selbst dem gleichgültigsten Billett, sein Stempel aufgedrückt. So eben äußert sich Bismarck und kein andrer. Er ist immer klar und knapp, selbst wo er sich behaglich gehen läßt, ist kein Wort überflüssig; und wie an Prägnanz des Ausdrucks, so suchen diese Briefe auch an Korrektheit der Form ihresgleichen. Der Mann, der das Reich geschaffen, gehört, wie das „Wiener Tagblatt“ mit Recht bemerkte, auch zu denen, die in diesem Reiche das beste Deutsch geschrieben haben. Ich lasse nunmehr die einzelnen Briefe und Billette in chronologischer Reihe folgen.

Frankfurt a. M., den 12. Juli 1851 (Auszug).

Die Erfahrungen des letzten Menschenalters haben so vielfach bewiesen, daß jede rechtlose Politik ihre Strafe unausbleiblich mit sich führt, indem sie ihre Urheber an dem erstrebten Ziel vorbei oder darüber hinaus fortreißt, ohne ihnen etwas andres zu hinterlassen als das Bewußtsein, das Rechte nicht gewollt und das Gewollte nicht erreicht zu haben.

*

Frankfurt a. M., den 18. April 1852 (Auszug).

Der Prinz von Preußen [1]) sprach mir mit Interesse von der Augustenburger

---

[1]) Der spätere Kaiser Wilhelm I.

Sache.[1]) Gerade als ich dies schrieb, kam der Herzog von Augustenburg, lupus in fabula . . .

Nach der Abreise des Prinzen, die am Mittwoch früh stattfindet, denke ich auf ein oder zwei Tage nach Karlsruhe zu gehen, um zu versuchen, ob ich in unauffälliger Weise etwas über den angeblich intendierten Religionswechsel des Prinzen Friedrich von Baden erfahren kann.

*

Frankfurt a. M., den 11. Juli 1852 (Auszug).

Den Bericht wegen Seiner Durchlaucht des Herzogs von Augustenburg werde ich bis morgen verschieben, wo ich ihn in Homburg zu sehen hoffe. Er ist von London entschieden weniger trätabel zurückgekehrt, als er vorher war. Vor allen Dingen besteht er darauf, daß die preußische „Vermittlung" nicht nur fortdauere, sondern einen offiziellen Charakter annehme, was ich um so mehr glaube ablehnen zu sollen, als Herr Garling meine persönliche und privative Beihilfe zur Einleitung des Verkehrs zwar erbeten hat, aber offenbar im Verlauf des Geschäfts eine fernere Vermittlung nicht wünscht.

*

Frankfurt a. M., den 23. Juli 1852 (Auszug).

Das Gefolge des Prinzen, besonders Karl Goltz, suchte mich durch die übertriebensten Erzählungen glauben zu machen, Eure Exzellenz hätten dem Prinzen gesagt, daß ich in Wien[2]) den Haugwitz hätte spielen und auf eigne Hand ein Fait accompli machen wollen. Seine Königliche Hoheit war kühl gegen mich, als Grund bekam ich schließlich die Lügen von Klentze heraus, wegen deren ich gestern an Eure Exzellenz schrieb, und die Klentze Seiner Königlichen Hoheit mündlich beigebracht.

*

Frankfurt a. M., den 15. November 1852 (Auszug).

Das Verhalten der beiden westlichen Provinzen in ihren Wahlen bildet meines Erachtens einen gerechten Titel, die Berücksichtigung der Interessen dieser Landesteile bei Entscheidung der kommerziellen Frage nicht in den Vordergrund zu stellen, und dem Wohltätigkeitssinn des Handelsministeriums bei öffentlichen Anlagen in jenen Provinzen Schranken zu setzen.[3])

---

[1]) Gemeint ist die Herbeiführung eines Verzichtes auf die Thronfolge in Dänemark gegen eine Abfindung.

[2]) Ueber die handelspolitischen Verhandlungen Bismarcks in Wien vgl. Preußen im Bundestag, Bd. IV Nr. 31, 33, 35 und 38.

[3]) Das ist ein Gesichtspunkt, den Bismarck auch später als Minister zum Ausdruck gebracht hat. In einem Briefe vom 4. November 1852 meldete Bismarck: „Aus Koblenz höre ich eben, daß die dortigen Offiziere, die Wahlmänner sind, für Auerswald gestimmt und geworben haben."

Graf Thun hatte mir zu Anfang der vorigen Woche mitgeteilt, er werde mir in der Sitzung vom vergangenen Donnerstag die Präsidialgeschäfte bis zum Eintreffen seines Nachfolgers übergeben, da sein schleuniger Uebergang zu seiner neuen Bestimmung gewünscht werde, ohne daß bisher Gewißheit über die Wahl seines Nachfolgers vorhanden sei, und er vor seiner Abreise einige dienstfreie Tage für sich haben müsse. Am Donnerstag teilte er mir indessen mit, daß eine eben erhaltene telegraphische Depesche ihn in Kenntnis setze, daß die nähere Weisung wegen seiner Abreise und Geschäftsübergabe in kurzem eintreffen werde. In dieser Sachlage ist bis heut nichts geändert.

*

Frankfurt a. M., den 13. August 1853 (Auszug).

Wie mir Quehl [1]) schrieb, ist in Eurer Exzellenz Abwesenheit eine Zirkularinstruktion ergangen, welche unsre Politik im Orient als identisch mit der Oesterreichs bezeichnet; ich habe keine Bestätigung der Nachricht erhalten und würde mich sehr freuen, wenn sie ungenau gewesen wäre. Denn meines Erachtens ist in dubio, solange man über die Absichten der einzelnen Mächte nicht ganz sicher ist, die Wahrscheinlichkeitsrechnung gerade dafür, daß unter allen Bundesgenossen, die wir wählen können, gerade Oesterreich der schwächste und undankbarste sein würde. Sobald Oesterreich nicht mehr mit Rußland geht, bin ich nicht zweifelhaft darüber, daß wir uns von ihm trennen sollten und daß wir, wenn wir überhaupt Partei ergreifen, mit Petersburg und nicht mit Wien gehen sollten.

Sollte ich bis morgen keine weitere Weisung von Eurer Exzellenz erhalten, so denke ich, wird es nichts ausmachen, wenn ich meine Fahrt nach Ostende morgen nachmittag einstweilen antrete, da ich hier jetzt geschäftslos bin und fast alle Kollegen schon fort sind; nötigenfalls kann ich von dort in vierundzwanzig Stunden wieder hier sein.

*

Ostende, den 16. August 1853 (Auszug).

Eurer Exzellenz schreibe ich mit etwas schlechtem Gewissen von hier, nachdem ich abgereist bin, ohne die formelle Urlaubserteilung in Frankfurt abzuwarten. Nach der von Eurer Exzellenz zugesagten Befürwortung konnte ich mir indes nicht denken, daß mein Gesuch bei Seiner Majestät dem Könige Anstand finden werde. Fast alle meine Kollegen hatten Frankfurt schon vor mir verlassen, und die Vertagung nach dem Beschluß von 1817 schneidet jede Möglichkeit von Geschäften in Frankfurt ab, so daß ich dort für jetzt nichts weiter tun konnte, während die Zeit, in welcher ich meine Rheumatismen mit Seewasser bekämpfen kann, ihrem Ende mit vorzeitiger Herbstkälte sich nähert. Ich bitte und hoffe unter diesen Umständen, daß mir Eurer Exzellenz entschuldigende Interzession nicht fehlen werde, wenn Seine Majestät wider Erwarten meine eigenmächtige Abreise ungnädig vermerken sollten.

---

[1]) Der Vorsteher der Zentralstelle für das Preßwesen in Berlin.

Bei meiner Abreise habe ich Wentzel[1]) beauftragt, Eurer Exzellenz dieselbe telegraphisch zu melden und zu bitten, daß die Entscheidung auf mein Urlaubsgesuch hierher dirigiert würde, von wo ich in einem Tage wieder in Frankfurt sein kann, wenn ich den Befehl dazu erhielte.

*

Frankfurt a. M., den 8. November 1853 (Auszug).

Eurer Exzellenz beehre ich mich in der Anlage einige Bemerkungen über die hiesige Demokratie vorzulegen, welche ich den Mitteilungen des zuverlässigsten unter den hiesigen Polizeibeamten im wesentlichen entnommen habe. Die gleichfalls beiliegenden Zirndorferschen Berichte scheinen mir der Deduktion erheblicher Uebertreibungen zu bedürfen. Vielleicht würde es Seine Majestät den König interessieren, jene Wahrnehmungen eines Beamten zu lesen, der schon seit den dreißiger Jahren zu den eifrigsten Beobachtern und Verfolgern der Revolutionäre gehört, der seine Gesinnung im Jahre 1848 zum Nachteil seines Eigentums und seiner persönlichen Sicherheit betätigt hat und vor kurzem von Seiner Majestät durch Verleihung des Roten Adlerordens anerkannt worden ist.

Auf dem Felde der höheren Politik läßt sich für jetzt wenig von hier melden. Das Unterbleiben der Neutralitätsdemonstration am Bunde scheint von allen meinen Kollegen mit großer Genugtuung vermerkt zu werden; selbst Herr von Prokesch bezeichnet es als das richtigste unter den augenblicklichen Umständen, weiß aber noch nicht, ob man in Wien diese Ansicht teilt, oder ihn anderweit instruieren wird.

In der Sache des Gutsbesitzers Anspach kontra Darmstadt habe ich mit dem Freiherrn von Münch[2]) gesprochen und durch ihn eine schriftliche Mitteilung des Herrn von Dalwigk[3]) noch zu erwarten. Uebrigens fängt man in Darmstadt an, die Folgen des Abbruchs[4]) als lästig zu empfinden. Herr von Münch klagte, daß der Minister von Dalwigk sich vergebens bemüht habe, durch direkte Schreiben den in ähnlichen Fällen üblichen offiziösen Verkehr mit Berlin aufrechtzuerhalten, und daß die beiderseitigen Untertanen unter dem Mangel aller Verbindung zu leiden hätten, er sprach den Wunsch aus, ähnlich wie eine Zeitlang mit Württemberg, durch die beiderseitigen Bundestagsgesandten den notwendigen Verkehr zu unterhalten. Ich freute mich innerlich über diesen ersten Beweis, daß man mürbe wird, und entgegnete, daß ich keine Autorisation zum Anknüpfen einer derartigen Verbindung hätte und auch wenig Aussicht, eine solche zu erhalten.

Sollte es Seiner Majestät gefallen, die hiesige Kommandantur anderweit zu besetzen, so glaube ich, daß es das vorteilhafteste wäre, sie dem Regiments-

---

[1]) von Wentzel, Legationsrat bei der preußischen Gesandtschaft am Bundestage.

[2]) Münch-Bellinghausen, Großherzoglich hessischer Bundestagsgesandter.

[3]) Freiherr von Dalwigk, Großherzoglich hessischer Ministerpräsident.

[4]) Scil. der diplomatischen Beziehungen zwischen Preußen und Großherzogtum Hessen siehe Preußen im Bundestag, Bd. I S. 33*, 34*.

kommandeur zu übertragen. Obrist von Kessell sowohl wie sein designierter Nachfolger, der Graf Monts, sind sehr geeignete, mit den hiesigen Verhältnissen durch Erfahrung vertraute Persönlichkeiten; beides gescheite Männer, die Liebe und Ansehen bei preußischen und fremden Militärs genießen. Der Rang eines Obersten und Regimentskommandeurs würde der preußischen Kommandantur mehr Relief und Einfluß verleihen, als es der Major D. vermag, und die Kombinierung beider Stellen würde entweder die Mittel zu militärischer Repräsentation (welche dem General von Schmerling so reichlich zuzufließen scheinen) oder einen Fonds für politische Zwecke der Kommandantur gewähren können.

*

Frankfurt a. M., den 14. Januar 1854 (Auszug).

Eurer Exzellenz wiederhole ich den Ausdruck der lebhaften Dankbarkeit, mit welcher ich das Schreiben vom 6. d. M. empfangen habe, welches für mich, abgesehen von dem Interesse an dem politischen Inhalt, einen besonderen Wert durch die Aeußerungen persönlichen Wohlwollens erhält, welches ich so gern durch eine aufrichtige und tiefer als in den dienstlichen Beziehungen begründete Anhänglichkeit zu verdienen und zu erhalten bemüht bin.

In der badischen Angelegenheit[1]) ist es ein gutes Symptom für die Festigkeit und die Ansichten der Regierung, daß der großherzogliche Bundestagsgesandte von Marschall, ein ängstlicher, in österreichischen Familienbeziehungen stehender und mit einer Katholikin verheirateter Mann, nunmehr anfängt, ganz offen im Gespräch mit mir gegen den Erzbischof und gegen Oesterreich loszuziehen, was er bisher nie wagte.

Von Graf Perponcher[2]) höre ich wenig, namentlich bin ich in betreff der Dienstgeschäfte mit ihm ganz ohne Beziehung; er scheint sich zu fürchten, daß man ihn für einen Untertanen des Bundestagsgesandten halten könnte, und um dieser Besorgnis keine Nahrung zu geben, habe ich vermieden, geschäftliche Verbindung mit ihm anzuknüpfen, nachdem von seiner Seite kein Bedürfnis einer solchen geäußert worden. Unsre persönlichen Beziehungen sind indessen nicht unfreundlich und würden noch besser sein, wenn die Gräfin nicht immer krank wäre, wozu sie hoffentlich erfreuliche Gründe hat.

Mit D. bin ich ganz außer Kommunikation, obschon ich ihn bei ganz großen Gesellschaften einlade, um den Fremden nichts zu reden zu geben.

Im Fach der Attachés habe ich einen schlechten Tausch gemacht, woran ich leider selbst schuld bin. Graf B. ist ein guter ehrenwerter Offizier und Landjunker, aber für den Salon viel zu blöde und zu wenig elegant und abgeschliffen; nach Vorgängern wie Stolberg und Lynar sticht er nachteilig ab. Mir empfahlen ihn seine Onkel, die Brüder des Wiener Arnim, die doch wissen sollten, ob

---

[1]) Gemeint ist der badische Kirchenkonflikt.

[2]) Legationsrat und Kammerherr, preußischer Ministerresident in Darmstadt und am nassauischen Hofe.

jemand von dem Holze ist, um in der diplomatischen Gesellschaft produziert zu werden. Seine Majestät hatten gleich den richtigen Blick, sich zu wundern, daß ich mir diesen ausbat. Er hat viel mehr gelernt wie Stolberg und mehr Pflichtgefühl, aber der Aplomb fehlt ihm.

Viel von sich reden macht hier einer unsrer Husarenoffiziere, der eheliche Neffe von Graf A. Ich hoffe, die Nachrichten, daß er sehr reich ist, sind nicht falsch, denn er gibt für einen Leutnant fabelhaftes Geld aus. Es heißt, er werde die Tochter der Frau von B. heiraten; wenigstens akzeptiert sie seine Huldigungen, und die Mutter erkundigt sich sorgfältig nach dem Vermögen, worüber ich leider nichts weiß.

In meinem Hause geht es mit Gottes Hilfe gut und ist alles gesund, und meine Frau dankt herzlich für Eurer Exzellenz und Ihrer Frau Gemahlin gütige Teilnahme, indem wir uns der letzteren beide angelegentlichst empfehlen.

*

Frankfurt a. M., den 2. Februar 1854 (Auszug).

Eurer Exzellenz erlaube ich mir meine herzlichsten Glückwünsche zu dem morgen wiederkehrenden Tage darzubringen und diese Wünsche ganz besonders dahin zu richten, daß Eure Exzellenz im ungetrübten Glück der Häuslichkeit und im Gedeihen meines kleinen Freundes Otto[1]) stets eine Entschädigung finden mögen für alle Dornen und Bitterkeiten, welche die unvermeidlichen Beigaben von Macht und Ehre sind.

Von hier kann ich für heute nichts von Interesse melden.

*

Frankfurt a. M., den 15. Februar 1854 (Auszug).

Die Fürstin von Hanau ist noch hier, dem Vernehmen nach schimpft sie ziemlich rückhaltlos auf Hassenpflug; ich hoffe durch ihren Arzt noch Näheres über die Motive dieses Zornes zu erfahren. Auch Fürst Leiningen ist hier und begibt sich in einigen Tagen zum Herzog von Gotha.

*

Frankfurt a. M., den 28. Februar 1854 (Auszug).

Die Nachricht, welche ich gestern telegraphisch über einen Abschluß zwischen Oesterreich und Frankreich mitzuteilen mich beehrte, rührte von Herrn von Savigny[2]) her.

Legationsrat Wentzel wird Eurer Exzellenz schon angezeigt haben, daß meine Schönhauser Papiere ohne mich glücklich gefunden worden sind. Ich würde trotzdem, da hier jetzt wenig zu tun ist, die implizite erteilte Erlaubnis, nach

---

[1]) Der Sohn des Ministers, der jetzige Landesdirektor und Vizepräsident des Herrenhauses.

[2]) Der preußische Gesandte in Karlsruhe.

Berlin zu kommen, benutzt haben, wenn ich nicht bei der Ungewißheit über die Ereignisse, die jeder nächste Tag bringen kann, zweifelhaft gewesen wäre, ob es Eurer Exzellenz Wünschen entspricht, daß ich ohne dringende Gründe oder ausdrückliche Aufforderung meinen Posten verlasse.

*

Frankfurt a. M., den 4. Juli 1855 (Auszug).

Eurer Exzellenz telegraphische Weisung habe ich gestern erhalten, und war es allerdings, wie ich mich habe überzeugen können, notwendig, auch hier den durch Herrn von Prokesch verbreiteten Insinuationen entgegenzutreten, als ob wir uns schon bereit erklärt hätten, zugunsten der in dem österreichischen Entwurf [1]) formulierten Position des Wiener Kabinetts, zu einer Beschlußnahme mitzuwirken, welche der Bundespolitik neue Grundlagen verliehen haben würde. Herr von Prokesch hat, soweit ich bisher habe ermitteln können, nur dem Herrn von Schrenk den Entwurf selbst mitgeteilt, den andern von ihm besuchten Gesandten aber gesagt, daß er mit Preußen und Bayern schon einig sei. Das letzte würde richtig sein, wenn Oesterreich in der Tat von einer Antwort des Bundes nicht mehr verlangt, als daß sie, wie am Schlusse des Entwurfs gesagt ist, den sich ohnehin von selbst verstehenden Entschluß des Bundes konstatiert, an den bisherigen Verträgen und Beschlüssen festzuhalten. Aber auch Herr von Schrenk ist der Meinung, daß eine Antwort der Bundesversammlung mit aller Vorsicht so gefaßt sein müsse, daß es unmöglich bleibt, aus ihr eine Zustimmung zu der Deutung zu entnehmen, welche der Entwurf Oesterreichs jenen Verträgen und Beschlüssen beilegt. Es scheint indessen einer der wesentlichsten Zwecke der beabsichtigten Mitteilungen des Wiener Kabinetts zu sein, neue Argumente und neues Terrain für diejenige Auslegung und Benutzung des Aprilvertrages und seines Zubehörs zu gewinnen, für welche Herr von Prokesch von Anfang an tätig gewesen ist. Läßt sich dieser Zweck nicht erreichen, so nimmt man vielleicht von der ganzen Operation Abstand.

*

Frankfurt a. M., den 5. Oktober 1855 (Auszug).

Hier habe ich nichts als die Fortdauer der geschäftlichen Stille vorgefunden. Prokesch [2]) ist vorgestern nach Wien von hier abgereist und äußerte gegen einige, daß er in zehn Tagen, gegen andre, daß er in drei Wochen wieder herkommen werde, um seine Kinder abzuholen. Ob er dann Rechberg [3]) einführen oder dieser erst später eintreffen wird, ist noch unbestimmt; einstweilen habe ich das Präsidium aus den Händen des Herrn von Reinhart [4]) übernommen, Prokesch

---

[1]) Gemeint ist der in Preußen im Bundestag Bd. II S. 248 erwähnte Antrag Oesterreichs in der orientalischen Frage.

[2]) Freiherr von Prokesch-Osten, österreichischer Präsidialgesandter.

[3]) Graf Rechberg, der Nachfolger von Prokesch.

[4]) von Reinhart, württembergischer Bundestagsgesandter.

hat sich während seiner letzten Anwesenheit nicht damit befaßt, sondern ist inkognito geblieben.

*

Frankfurt a. M., den 6. November 1855 (Auszug).

Eurer Exzellenz geehrten Erlaß in betreff der Ordensverleihung an Graf G. habe ich gestern erhalten und werde ich noch heut die nötige Mitteilung an Herrn von Dalwigk machen. Die Einleitungen zur Erlangung des Ordens wurden übrigens schon vor dem Renkonter mit dem Hutmacher von Darmstadt aus getroffen, und schon von Italien aus hat G. seine desfallsigen Wünsche geltend gemacht. Dalwigk war von Hause aus dawider, weil er sich neuerdings über G., namentlich in betreff gewisser Indiskretionen desselben, glaubt beklagen zu sollen; der Prinz Emil aber, der mit G. persönlich befreundet ist, hat diesem die Stange gehalten, und schon vor der Ohrfeigengeschichte den Großherzog zu dem Verlangen des Ordens beredet, mit Zuhilfenahme gelegentlicher Andeutungen, daß G. sich auf seine Güter zurückziehen wolle. Man hat viel Geld und Einschüchterung angewandt, um die Presse von Besprechung der Prügelei abzuhalten, und bei den Blättern der hiesigen Gegend ist es gelungen, ungeachtet aller Bemühungen des Hutmachers, einige pikante Inserate anzubringen.

In der Heidelberger Konventikelsache ziehe ich noch einige Nachrichten über die früher benutzten Quellen ein, und werde dann berichten.

*

Frankfurt a. M., den 18. Mai 1857 (Auszug).

In der Rastatter Besatzungsfrage haben sich Oesterreich und Baden, wie es scheint, nicht bloß vorläufig an uns, sondern gleichzeitig an alle deutschen Regierungen gewandt; wenigstens sind nach Hannover und an die herzoglich sächsischen Höfe, anscheinend mit unsern gleichlautende, österreichische Noten ergangen, infolge deren haben die betreffenden Gesandten hier Anfragen an mich gerichtet, die ich einstweilen, in Erwartung einer Weisung von Eurer Exzellenz, nur allgemein und zweiseitig beantwortet habe.

*

Frankfurt a. M., den 22. Januar 1858 (Auszug).

Eurer Exzellenz würde ich schon früher meinen Dank für das geehrte Schreiben vom 9. d. M. ausgesprochen haben, wenn ich nicht abgewartet hätte, ob diese Tage mir Stoff von mehr Interesse liefern würden, als den bisher vorliegenden. Auf die Gefahr hin, einen inhaltlosen Brief zu schreiben, will ich nun doch nicht länger in mora bleiben.

Die Mainzer Käſtrich-Angelegenheit ist nun in regelmäßigem Gange; ich habe mich leichter als Reitzenstein[1]) darin ergeben, und werde darauf bedacht

---

[1]) Freiherr von Reitzenstein, preußischer erster Bevollmächtigter in der Bundesmilitärkommission.

sein, nunmehr auf diesem Wege die Verbesserung unsrer Position in Mainz und die Wiederherstellung der Gleichheit mit Oesterreich so gut als möglich zu erreichen. Wenn es durchgeht, was bei entschiedenem Beistande Oesterreichs möglich ist, so müßten wir darauf Bedacht nehmen, gewissermaßen zwei selbständige Zitadellen herzustellen, die alte und die neue, eine für Preußen, eine für Oesterreich. Im Fall eines Bruchs im Bunde können wir unsre solange als nötig selbständig halten.

Ich habe, in der Meinung, daß ich am 15. nach Berlin gehen würde, meinen üblichen großen Ball vorher gegeben und bin nun leider zu einer Wiederholung am 25. genötigt, ein bei dem hier üblichen Luxus schwieriger Kostenpunkt. Etwas mußte aber an dem Tage von mir geschehen und ein Diner wollte ich nicht, weil Rechberg niemals den Ehrenplatz zediert, auch nicht bei solchen Gelegenheiten, und weil im Verhältnis der vielen hier befindlichen Landsleute beider Teile doch nur wenige dinieren können. Bethmann, als preußischer Konsul, gibt nun ein preußisch-englisches Diner an dem Tage, Reitzenstein einen rout zum Polterabend. Die Geselligkeit steigt hier mit jedem Jahre an Lebhaftigkeit und Luxus, und während ich in den ersten Jahren mit meinem Gehalt sehr gut auskam, habe ich in den beiden letzten Mühe, während der Ferienzeit das in den übrigen neun Monaten gestörte Gleichgewicht des Budgets wiederherzustellen, die Preissteigerungen nach allen Richtungen hin haben allerdings viel Anteil daran.

(Von österreichischer Seite habe er, Bismarck, erfahren, daß der Oberstleutnant von Schlegel zum preußischen Kommandanten hier designiert sei.) Wenn es richtig ist, so beweist es, daß die Oesterreicher schnelle und gute Nachrichten aus unserm Kriegsministerium haben. Schlegel ist übrigens, soweit ich ihn habe kennen gelernt, ein tüchtiger Offizier, und möchte er im übrigen sein, wie er will, so würde ich ihn doch dem (nach allen Seiten voller Intrigen steckenden) D. vorziehen, dessen Gespenst einige Zeitungskorrespondenten für den Posten zitieren.

*

Frankfurt a. M., den 15. März 1858 (Auszug).

Wenn Sie befehlen, komme ich sehr gern (scil. nach Berlin), da wir zu Ostern wohl vierzehn Tage pausieren und Rechberg auch fortgeht; sehr gern ist eigentlich zuviel gesagt, denn einesteils habe ich noch keine Wohnung zum April und muß jede Chance der Unterkunft aufsuchen und wahrnehmen, anderenteils kann ich die Empfindlichkeit noch nicht überwinden, die mir meine Aufnahme oder vielmehr Nichtaufnahme am Hofe bei Gelegenheit der Einzugsfeierlichkeit hinterlassen hat, während der Prinz persönlich sehr gnädig für mich war.

*

Frankfurt a. M., den 10. Oktober 1858 (Auszug).

Eurer Exzellenz kann ich nicht umhin, persönlich meinen Dank auszusprechen für die jüngste Mitteilung in betreff der Rastatter Frage; die Freude über die-

selbe gibt mir die Feder in die Hand, nachdem ich seit mehreren Wochen an einer Erkältung, die ich anfangs nicht beachtete, leidend gewesen bin und in der letzten Zeit so, daß ich nur in Intervallen die laufenden Geschäfte betreiben konnte.

Heinrich Hertz und die modernen Anschauungen über Elektrizität

Von

H. Kayser (Bonn)

Kaum wird sich eine andre Epoche finden lassen, in welcher eine solche Fülle von neuen physikalischen Beobachtungen, Tatsachen und Hypothesen auf den Fachmann eingestürmt sind, wie die letzten zwanzig Jahre. Ganz besonders auf dem Gebiet der Elektrizität ist eine Gärung eingetreten, welche täglich Neues zutage fördert, einen Erklärungsversuch durch einen andern verdrängen läßt, phantasiereiche Köpfe zu einer nicht immer nützlichen Häufung von Hypothesen veranlaßt. Noch ist nicht zu übersehen, welcher edle Wein aus diesem Gärungsprozeß entstehen wird, welche Anschauung den Sieg behalten wird, aber eine Menge wichtigster Schlüsse und Tatsachen sind der Wissenschaft schon definitiv gewonnen.

Die neuen Anschauungen beschränken sich nicht auf die Elektrizitätslehre, sondern sie greifen auch in viele andre Gebiete der Physik, namentlich die Optik, ein, ja sie sind geeignet, die Chemie und unsre Vorstellungen vom Wesen der Materie stark zu beeinflussen. Merkwürdig ist, daß auch das größere Publikum, welches sonst von rein wissenschaftlichen Fortschritten wenig zu erfahren pflegt, sich in diesem Fall für einige Tatsachen lebhaft interessiert hat; freilich waren auch Entdeckungen wie die der Röntgenstrahlen und des Radiums von verblüffender Neuheit.

An der modernen Entwicklung der Elektrizitätslehre hat eine Unzahl von Physikern mitgewirkt; aber unter ihnen ragen doch einzelne führende Geister weit über die andern heraus, und zu solchen ist in erster Linie H. Hertz zu zählen. Der kürzlich erfolgte Tod des großen englischen Physikers Lord Kelvin mußte jeden Deutschen an die Verluste erinnern, die wir durch das Hinscheiden von Hertz und Helmholtz erlitten haben. Wenn Kelvin und Helmholtz aber ein hohes Alter erreichten und sicherlich der Menschheit das Beste gegeben haben, was sie geben konnten, so kann man bei Hertz, der in dem jugendlichen Alter von nur zweiundvierzig Jahren durch eine heimtückische Krankheit hinweggerafft wurde, nur schmerzlich ahnen, was er für die Wissenschaft noch hätte sein können, wenn man überblickt, was er in den zwei Dezennien seiner Arbeitszeit geleistet hat, und wenn man sich den Einfluß klarmacht, den seine Forschungen auf die Elektrizität ausgeübt haben.

Das Leben und das Werk von Hertz ist noch nicht geschildert worden, wenn auch Ansätze dazu in dem schönen Vorwort von Helmholtz zu Hertz' „Mechanik“ und in einem Vorwort von Lenard zu Hertz' gesammelten Abhandlungen vorliegen. Auch ich will in den folgenden Zeilen einen solchen Versuch nicht machen, sondern im wesentlichen nur kurz Hertz' Einfluß auf die Entwicklung der Elektrizitätslehre zu schildern versuchen.

Ich lernte Hertz im Herbst 1878 kennen, als er nach einjährigem Studium in München nach Berlin kam. Wir hörten zusammen eine Vorlesung bei Kirchhoff, und er fiel mir unter den vielen Zuhörern durch sein Wesen auf: stets war er frühzeitig zur Stelle und vertiefte sich bis zum Anfang der Vorlesung in sein Kollegienheft. Mit den übrigen Studenten sah man ihn kaum je ein Wort wechseln; zwar immer freundlich und äußerst bescheiden, hielt er sich doch sehr reserviert und nahm an den üblichen Vergnügungen junger Studenten keinen Teil; nur ernstes Studium beschäftigte ihn. Dabei war er aber durchaus heiteren und zufriedenen Geistes.

Hertz hatte eigentlich Ingenieur werden wollen und daher nach Absolvierung des Gymnasiums in seiner Vaterstadt Hamburg zuerst ein praktisches Jahr durchgemacht. Dann hatte er sich nach München zur technischen Hochschule begeben; allein als hier nun das technische Studium beginnen sollte, wurde ihm klar, daß seine Neigungen und Interessen viel mehr nach der Seite der reinen Wissenschaft als der praktischen Verwendung ihrer Resultate gingen, und so entschloß er sich schnell zum Studium der Physik und Mathematik. Ein Jahr blieb er in München, um dann nach Berlin zu Helmholtz und Kirchhoff zu gehen, wo er durch eignes Studium so wohl vorbereitet eintraf, wie es viele beim Abschluß ihrer Studien noch nicht sind.

Als dann Hertz 1880 Assistent bei Helmholtz wurde, traf er mich dort als Kollegen. Wir haben mehrere Jahre Wand an Wand gewohnt, und ich habe manche seiner Eigenheiten kennen gelernt. Hertz pflegte bis spät in die Nacht aufzubleiben; er ging dann mit starken Schritten in seinem Zimmer, oft im Dunkeln, auf und ab und dachte über physikalische Probleme nach. Dabei sang er, wohl sich selbst unbewußt, und so hat er manchmal meine Nachtruhe gestört. Im Gespräch fiel seine Neigung zu Vergleichen auf, die oft sehr überraschten, da es für andre schwierig war, die Aehnlichkeiten zu erkennen. Es war das offenbar eine eigentümliche Veranlagung, die zu seinen wissenschaftlichen Erfolgen mit beigetragen hat. Die Aufgabe des Naturforschers, der aus beobachteten Erscheinungen Gesetze ableiten will, ist es ja gerade, das in den Erscheinungen Aehnliche, Wiederkehrende, also Gesetzmäßige, zu erkennen, und offenbar wird der bevorzugt sein, der solche versteckte Aehnlichkeiten am leichtesten sieht. Helmholtz meinte nichts andres, wenn er zu sagen pflegte, ein Physiker müsse Witz haben, denn der Witz besteht schließlich in dem Zusammenbringen eigentlich heterogener Dinge unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt.

Hertz hat einen regulären Studiengang kaum verfolgt, sondern im wesentlichen durch die Lektüre der großen älteren Physiker und durch eignes Nach-

denken sich selbst gebildet. So berichtet er, daß er wiederholt Tatsachen und Gesetze gefunden habe, die er dann in Vorlesungen als schon bekannt vortragen hörte. So konnte er sich auch in Berlin sofort — nach nur einem Jahr Studium — an die Bearbeitung einer von der Fakultät gestellten Preisaufgabe wagen und den Preis erringen. Die Frage war elektrischer Natur, und diesem Gebiet ist Hertz im wesentlichen dauernd treu geblieben, wenn er auch zeitweilig andre Fragen, z. B. aus der Wärme oder der Elastizität, mit großem Erfolge aufnahm, und seine letzte bedeutende Leistung ein Werk über Mechanik war.

Im Jahre 1880 machte Hertz sein Doktorexamen, habilitierte sich Ostern 1883 auf den Rat von Helmholtz in Kiel, wurde 1885 als ordentlicher Professor an die technische Hochschule in Karlsruhe berufen, endlich Ostern 1889 nach Bonn als Nachfolger von Clausius. Hier starb er am 1. Januar 1894. In den beiden letzten Stellungen hat Hertz die Hauptresultate seines Lebens gezeitigt, die Samen dazu waren in Berlin gelegt.

Zur Zeit, als Hertz in die Lehre der Elektrizität eingriff, waren zwei verschiedene Anschauungen geltend: die ältere Schule nahm an, es gebe zwei verschiedene Arten von Elektrizität, positive und negative, die man sich von der Natur einer gewichtslosen Flüssigkeit dachte. Nur die sogenannten Leiter der Elektrizität, im wesentlichen die Metalle, gestatteten diesen elektrischen Fluida den Durchgang, ein Fortfließen in ihnen, während die sogenannten Nichtleiter oder Isolatoren für die Elektrizität undurchdringlich seien, für die elektrischen Erscheinungen nur insoweit in Betracht kämen, als sie die Leiter umgeben und dadurch auf diesen befindliche Elektrizität verhindern abzufließen.

Nun kennt man verschiedene Wirkungen der auf einem Leiter in Ruhe oder in Bewegung befindlichen Elektrizität auf Elektrizität oder Magnetismus in einem andern mehr oder weniger weit entfernten, durch Isolatoren getrennten Leiter. Man nahm an, daß es sich hier um sogenannte Fernkräfte handle, d. h. um Kräfte, die, von einem Punkte ausgehend, in einem entfernten Punkte Wirkungen hervorbringen, ohne daß das zwischenliegende Medium irgendwie beeinflußt wurde. Solche Fernkräfte werden momentan wirken, gleichzeitig mit der erregenden Ursache wird auch die Wirkung auftreten, ganz einerlei, wie weit die beiden Punkte voneinander entfernt sind, während wir eine zeitliche Ausbreitung der Wirkung erwarten müssen, wenn sich das zwischenliegende Medium an der Fortleitung beteiligt. Ein andrer bekannter Fall einer solchen hypothetischen Fernkraft ist durch die Schwerkraft oder Gravitation gegeben, d. h. der Anziehung der Erde auf Körper an ihrer Oberfläche oder der Himmelskörper untereinander im Weltraum.

Dieser alten Auffassung war eine neue von Faraday gegenübergestellt worden, der durch Maxwell auch mathematische Form zuteil wurde. Faraday machte die fundamentale Beobachtung, daß die Wirkungen von einem Leiter auf einen entfernten andern quantitativ verschieden ausfallen, je nach der Natur des dazwischenliegenden Isolators. Damit war aber eine Beteiligung des Isolators an der Fortleitung der Wirkung bewiesen. Faraday nahm an, die kleinsten Teilchen, die Molekeln, eines Isolators könnten durch Einwirkung elektrischer

Kräfte in einen solchen Zustand gebracht werden, daß sie an ihren Enden je einen positiven und negativen elektrischen Pol erhalten. Ist durch einen elektrisierten Leiter ein erstes anliegendes Teilchen des Isolators in einen solchen Zustand geraten, so folgen die Nachbarteilchen, die wiederum die Nachbarn beeinflussen, und so breitet sich die Wirkung durch den Isolator nach allen Richtungen aus.

Da somit die elektrische Wirkung durch den Isolator fortgepflanzt wird, nannte Faraday ihn Dielektrikum und den obenbeschriebenen Zustand als dielektrische Polarisation. Im ganzen Innern des Dielektrikums liegt stets ein positiver Pol eines Teilchens und ein negativer Pol des nächsten Teilchens nebeneinander, und da positive und negative Pole nach außen die entgegengesetzte Wirkung ausüben, heben sich nach außen alle Wirkungen der Polarisation auf, das polarisierte Dielektrikum scheint im ganzen Innern unelektrisch zu sein. Nur da, wo das Dielektrikum aufhört, wo es an einen Leiter grenzt, kommt eine elektrische Wirkung zustande, weil wir hier eine letzte Schicht mit lauter gleichen Polen haben, welche nicht durch entgegengesetzte Pole neutralisiert werden.

Wie man erkennt, ist dieses Bild der Vorgänge ungefähr das Gegenteil des älteren: hier spielen sich die elektrischen Vorgänge im Isolator ab, die Leiter kommen nur so weit in Betracht, als sie durch ihre Anwesenheit ein Loch in das Dielektrikum machen und dadurch Grenzschichten desselben herstellen, die nicht neutralisierte Ladung besitzen. Haben wir eine elektrisierte Metallkugel, so sitzt nach Faraday die Elektrizität in Wahrheit nicht auf der Oberfläche der Kugel, sondern auf der Oberfläche der umgebenden Luft, des Dielektrikums.

Die elektrischen Fernwirkungen gehen auch durch den luftleeren Raum hindurch, in welchem die Physiker ein besonderes unwägbares, außerordentlich feines Medium, den Lichtäther, annehmen, der wellenartige Bewegungen ausführen kann, die wir als Licht wahrnehmen. Dieser Lichtäther muß also, da er elektrische Wirkungen vermittelt, auch dielektrisch polarisierbar sein. Dann aber liegt es nahe, anzunehmen, daß er überhaupt allein die elektrischen Erscheinungen bedingt; wir wissen, daß er nicht nur die leeren Räume erfüllt, sondern auch in allen Körpern vorhanden ist, in den Zwischenräumen zwischen den wägbaren Molekeln und in diesen selbst. Wir werden daher die Hypothese aufstellen können, daß der Aether einerseits bei passender Erregung in Wellenbewegung gerät und das Licht fortpflanzt, daß er anderseits in den Zustand dielektrischer Polarisation gebracht werden kann und die elektrischen Erscheinungen gibt. Diese können dann etwas verschieden ausfallen, je nachdem, ob der Lichtäther frei, allein vorhanden ist, wie im Vakuum, oder ob er in verschiedene ponderable Körper eingebettet und von deren Materie etwas modifiziert ist.

Die dielektrisch polarisierten Teilchen sind überall in Reihen mit abwechselnden Polen angeordnet, welche Faraday Kraftlinien genannt hat; ihre Vorstellung hat eine ausgedehnte, äußerst fruchtbare Verwendung gefunden.

Hypothesen aufzustellen ist nicht schwer; aber die Pflicht eines rechten Physikers ist, aus einer aufgestellten Hypothese alle Folgerungen abzuleiten und

zu untersuchen, ob sie sich experimentell bestätigen oder nicht; nur in ersterem Falle gewinnt die Hypothese Bedeutung. Zwei solche Folgerungen aus Faradays Annahme ergeben sich sofort: wenn eine Wirkung durch die von Teilchen zu Teilchen fortschreitende Polarisation des Dielektrikums zustande kommt, so kann sie nicht momentan sein, sondern muß eine meßbare Fortpflanzungsgeschwindigkeit besitzen; wenn ferner der Lichtäther der Träger der elektrischen Erscheinungen ist, so müssen elektrische Vorgänge die optischen beeinflussen können und umgekehrt.

Namentlich in letzterer Richtung hat Faraday Beweise gesucht, und es gelang ihm, eine Erscheinung zu finden, bei welcher die Aetherschwingungen in einem Lichtstrahle modifiziert werden, wenn man elektrische Ströme um den Strahl kreisen läßt. Eine andre wichtige Beziehung fand — freilich nur rechnerisch — Maxwell; er wies nach, daß eine elektrische Störung sich mit endlicher Geschwindigkeit ausbreiten müsse, welche gleich der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes ist.

So war die Faradaysche Hypothese schon gut gestützt, und andre Physiker fanden noch eine ganze Anzahl Wechselwirkungen zwischen Licht und Elektrizität. Die Hypothese ist offenbar von fundamentaler Bedeutung; befreit sie uns doch von der Annahme der beiden unwägbaren elektrischen Fluida. Solche imponderable Fluida hatte die ältere Physik zahlreich angenommen: Die Wärme sollte ein imponderabler Stoff sein, die magnetischen Erscheinungen beruhten auf zwei Fluidis, die elektrischen auf zwei andern, im Lichte hatte man zeitweise vier oder gar fünf verschiedene Stoffe angenommen. Aber eins nach dem andern dieser Fluida hatte die fortschreitende Wissenschaft über Bord geworfen, bis schließlich nur die beiden elektrischen Fluida und der Lichtäther übrig waren; jetzt sollte der letzte Schritt gemacht werden, als einzigen imponderabeln Stoff den Lichtäther anzunehmen. Bei der Bedeutung dieses Schlusses konnte und mußte man verlangen, daß die Beweise für die Annahme, Licht und Elektrizität seien verschiedene Aeußerungen desselben Mediums, eklatant seien. Aber davon war bis zu Hertz nicht die Rede; sein Verdienst war es, diesen Beweis mit einer Evidenz zu liefern, der sich auch die schärfsten Gegner fügen mußten.

Hertz benutzte Schwingungen der Elektrizität, um seine Versuche auszuführen. Das Auftreten solcher Schwingungen war schon früher bekannt geworden bei Entladung einer Leidener Flasche. Man versteht darunter bekanntlich ein Glasgefäß, welches auf seiner inneren und äußeren Seite mit Stanniol überklebt ist. Von diesen Stanniolbelegungen wird die eine, etwa die innere, positiv, die andre negativ geladen. Verbindet man sie durch einen Draht, so vereinigen sich die Elektrizitäten; dabei fließt aber zuviel, etwa positive Elektrizität über, so daß nun die äußere Belegung positiv geladen ist; daher folgt sofort eine zweite schwächere, umgekehrte Entladung, die aber wieder zu weit geht, so daß wieder die innere Belegung positiv wird, und so finden mehrfache, an Stärke abnehmende Oszillationen der Elektrizität statt, bis schließlich ein endlicher Ausgleich stattgefunden hat. Der ganze Vorgang spielt sich in einem winzigen Bruchteil einer Sekunde ab, jede einzelne Schwingung dauert nur einige Milliontel Se-

funden. — Hertz fand, daß man sehr viel schnellere Schwingungen, von denen sich viele Tausende innerhalb einer Milliontel Sekunde folgen, bei den Funken der gewöhnlichen Induktionsapparate erhält. In diesem Rhythmus werden die Kugeln, zwischen denen ein Funke überspringt, abwechselnd positiv und negativ geladen sein.

Ist Faradays Anschauung über die Polarisation des Dielektrikums richtig, so muß das die Kugeln umgebende Dielektrikum in demselben Rhythmus hin und her polarisiert werden, und jede Aenderung der ersten, den Kugeln anliegenden Teilchen muß sich nach allen Seiten mit endlicher Geschwindigkeit längs der Reihen von Teilchen ausbreiten, es müssen in dem Dielektrikum Wellen entstehen.

Um das deutlicher zu machen, denken wir uns eine Reihe von Magnetnadeln hintereinander aufgestellt; sie richten sich so, daß dem Nordpol einer jeden der Südpol der nächsten zugekehrt ist, gerade wie bei der Kette dielektrisch polarisierter Teilchen positiver und negativer Pol sich folgen. Denken wir uns jetzt die erste Magnetnadel etwas gedreht,. so wird die zweite ihr folgen, dann die dritte u. s. w. durch die ganze Reihe hindurch. Drehen wir die erste Nadel zurück, dann nach der entgegengesetzten Reihe, so werden alle übrigen Nadeln folgen, und wenn wir in gleichmäßigem Rhythmus die erste Nadel hin und her schwingen lassen, werden alle übrigen die gleiche Bewegung ausführen, nur desto später, je weiter sie von der ersten entfernt sind. Es entstehen so über die Nadeln fortlaufende Wellen, in denen die aufeinander folgenden Nadeln sich in allen möglichen Zuständen der Ablenkung nach rechts und links befinden. Den Abstand von irgendeiner Nadel bis zu der nächsten, welche sich in genau dem gleichen Zustand der Ablenkung befindet, nennt man eine Wellenlänge. Die Wellenbewegung schreitet während jeder vollen Schwingung einer Nadel um die Wellenlänge fort, so daß sich die Fortpflanzungsgeschwindigkeit, d. h. die Strecke, um welche sich die Welle während einer Sekunde weiterbewegt, ergibt als das Produkt aus der Wellenlänge und der Zahl der Schwingungen jeder Nadel in der Sekunde.

Ganz ebensolche Schwingungen der dielektrisch polarisierten Teilchen rings um die Kugeln des Induktionsapparates und ebensolche Wellen haben wir uns zu denken, wenn im Funken die Schwingungen der Elektrizität auftreten.

Es fragt sich, wie wir diese Wellen nachweisen können, da doch die einzelnen Teilchen unendlich klein sind und immer ungleichnamige Pole dicht nebeneinander liegen, so daß sich ihre Wirkung nach außen aufhebt. Hertz bringt ins Dielektrikum einen Draht, der zu einem kleinen Kreise gebogen ist; die Enden sind aber nicht verlötet, sondern lassen eine ganz kleine Unterbrechungsstelle zwischen sich. Wenn nun im Dielektrikum Schwingungen der Elektrizität vorhanden sind, so müssen die verschiedenen Teile des Drahtkreises verschieden stark und in dem Rhythmus der Schwingungen wechselnd positiv und negativ elektrisch werden; zwischen den verschieden geladenen Enden des Drahtkreises treten dann winzige Fünkchen auf, die, wenn auch nur mit der Lupe im halbdunkeln Zimmer

sichtbar, doch Hertz gestatteten, die wellenartige Ausbreitung der Polarisation bis auf etwa 10 Meter Entfernung nachzuweisen. Damit übrigens die Fünkchen etwas größer werden, muß die Größe des Drahtkreises passend zu dem Rhythmus der Schwingungen gewählt werden, der Kreis und die Schwingungen müssen aufeinander „abgestimmt“ werden.

Ich brauche nicht hervorzuheben, daß mit diesen Versuchen Hertz der Begründer der drahtlosen Telegraphie geworden ist. Es bedurfte im wesentlichen nur erheblich stärkerer elektrischer Anregung und empfindlicherer Beobachtungsmethoden, um von den 10 Metern zu Hunderten von Kilometern zu gelangen, was in bekannter Weise Branly, Marconi, Braun und andern gelungen ist.

Bald darauf vermochte Hertz mit Methoden, deren Auseinandersetzung mich hier zu weit führen würde, die Schwingungszahl und Länge seiner Wellen und damit die Fortpflanzungsgeschwindigkeit zu ermitteln, die sich zu etwa 300 000 Kilometer pro Sekunde, also gleich der Lichtgeschwindigkeit, ergab. Wie wir beim Licht von Strahlen sprechen, längs deren es sich fortpflanzt, so sprach Hertz nun von „Strahlen elektrischer Kraft“, in denen diese sich durch die Dielektrika ausbreitet. Während man die Nichtleiter früher für undurchdringlich für elektrische Einflüsse gehalten hatte, spielen sie dieselbe Rolle, welche durchsichtige Körper Lichtstrahlen gegenüber haben, während die Leiter der Elektrizität sich so verhalten wie undurchsichtige Körper: sie lassen elektrische Wellen und Strahlen nicht hindurch, sondern reflektieren sie zum Teil, zum Teil absorbieren sie sie.

Die Analogien zwischen der Ausbreitung von Lichtwellen und von elektrischen Wellen im Dielektrikum gehen aber noch viel weiter. Wir wissen, daß Lichtstrahlen durch Spiegel nach bekannten Gesetzen reflektiert werden, daß sie durch Hohlspiegel konzentriert werden können. Ganz ebenso werden die Strahlen elektrischer Kraft von Metallblechen nach den optischen Gesetzen reflektiert und, wenn das Blech die Gestalt eines Hohlspiegels hat, konzentriert, was Hertz benutzte, um die Wirkungen auf größere Entfernung hin sichtbar zu machen. — Wenn Lichtstrahlen auf ein Prisma aus durchsichtigem Material fallen, werden sie nach dem Brechungsgesetz von ihrem Wege abgelenkt, gebrochen; wenn Strahlen elektrischer Kraft auf ein Prisma aus dielektrischer Substanz fallen, z. B. aus Pech, Schwefel, Ebonit, so werden sie nach dem gleichen Gesetze gebrochen. Auch die Erscheinungen, welche man als Interferenz der Lichtstrahlen bezeichnet und welche im Anfang des vorigen Jahrhunderts den Beweis lieferten, daß das Licht eine Wellenbewegung sei, finden sich unverändert bei den „Hertzschen Wellen“. Endlich gelang es Hertz auch, die in das Wesen der Lichtbewegung am tiefsten eindringenden Beobachtungen über die sogenannte Polarisation des Lichtes, welche auf einer Zerlegung respektive Zusammensetzung von Schwingungen beruht, für die elektrischen Wellen zu wiederholen.

Es blieb gar kein Zweifel mehr möglich, daß wir es hier mit elektrischen Wirkungen zu tun haben, die sich absolut ebenso verhalten wie die Lichtwellen, denselben Gesetzen folgen und die gleiche Geschwindigkeit haben, die daher auch von demselben Medium, dem Lichtäther, herrühren müssen. Der einzige Unter-

schied besteht in der größeren Wellenlänge: während die Wellenlänge des Lichtes je nach dessen Farbe zwischen 0,1 und 0,7 Tausendstel Millimeter beträgt, kennen wir elektrische Wellen von etwa 3 Millimeter bis zu mehreren hundert Metern; zwischen beide Arten eingeschaltet sind die sogenannten ultraroten oder Wärmewellen, deren Wellenlänge von 0,7 Tausendstel bis zu 6 Hundertstel Millimetern geht.

So war das von Faraday und Maxwell erträumte Ziel in glänzender Weise erreicht, eine gewaltige Vereinfachung der Naturauffassung herbeigeführt. Der kühne, aber gefährliche Bogen, mit dem, wie Hertz sagt, seine großen Vorgänger den Abgrund zwischen Licht und Elektrizität zu überbrücken gewagt hatten, war durch solide Pfeiler und Fundamente so sehr gestützt worden, daß er ein festes, sicheres Gebäude bildete, auf dem man getrost weiterbauen konnte.

Welches Aufsehen — freilich nur in wissenschaftlichen Kreisen — die mit prachtvoller Einfachheit und Klarheit geschriebenen, in den Jahren 1887 und 1888 Schlag auf Schlag sich folgenden Arbeiten von Hertz machten, kann eigentlich nur der Physiker verstehen; für das große Publikum waren die Fragen und ihre Konsequenzen zu schwierig. Die Akademien aller Länder drängten sich zu der Ehre, Hertz unter ihre Mitglieder aufzunehmen und ihm Ehrenpreise zu verleihen.

Mit diesem Nachweise, daß der Lichtäther auch der Träger der elektrischen Erscheinungen ist, haben wir das Hauptverdienst Hertz', das seinen Namen für ewige Zeiten unsterblich gemacht hat, kennen gelernt. Man hätte erwarten sollen, daß nach einem solchen Fortschritte eine Zeit ruhiger Entwicklung der neuen Erkenntnis auf elektrischem Gebiete eintreten würde, daß nun die Erkenntnis ausgebaut und vertieft würde, daß die Uebereinstimmung aller bekannten Erscheinungen mit der Aethertheorie erforscht und nachgewiesen werden würde. Allein infolge neuer Entdeckungen trat das Gegenteil ein; es entwickelte sich in wenig Jahren eine absolut neue Theorie, die Elektronentheorie, die zwar natürlich nicht an dem Hertzschen Ergebnis rüttelte, aber doch in einem nicht zu verkennenden Gegensatz zu den Faraday-Maxwellschen Anschauungen steht. Auch für diese neue Theorie, deren Entwicklung Hertz leider nicht mehr erleben sollte, sind Versuche von ihm von fundamentaler Bedeutung gewesen, haben zum Teil den Anstoß zu den Untersuchungen gegeben.

Als bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Bonner Glasbläser Geisler eine neue Luftpumpe, die Quecksilberluftpumpe, erfand, mit welcher die Verdünnung von Gasen erheblich weiter getrieben werden konnte als mit den bis dahin üblichen Luftpumpen, nahm der Bonner Physiker Plücker die Untersuchung von elektrischen Entladungen durch verdünnte Gase auf, die dann von seinem Mitarbeiter Hittorf erheblich ausgedehnt wurden. Dabei zeigte sich, daß in möglichst stark ausgepumpten Gefäßen, Glasröhren, unter dem Einfluß elektrischer Entladungen ganz andre Erscheinungen auftreten, als wenn die Verdünnung nur mäßig weit getrieben ist. Von dem negativen Ende der Strombahn, der sogenannten Kathode, werden Strahlen geradlinig ausgesandt, die

freilich nicht dem Auge deutlich erkennbar sind, sondern nur durch ihre Wirkungen nachgewiesen werden können und die wegen ihrer Ausgangsstelle Kathodenstrahlen genannt wurden. Sie existieren zunächst nur in dem ausgepumpten Glasrohr. Fallen sie von innen auf die Glaswand, so erzeugen sie ein eigentümliches Leuchten derselben, welches man Phosphoreszenz nennt. Noch eine große Anzahl andrer Substanzen phosphoreszieren, wenn sie in das Glasrohr hineingebracht sind und von den Kathodenstrahlen getroffen werden. Indem man die Innenwand mit solchen Stoffen überzieht, kann man durch den der Kathode gegenüber auftretenden leuchtenden Fleck erkennen, wo die Strahlen auffallen. Man findet, daß ein von außen genäherter Magnet die Strahlen ablenkt, und zwar ebenso, wie er einen Strom negativer Elektrizität ablenken würde.

Mit diesen Strahlen hat sich später der englische Chemiker Crookes sehr eingehend beschäftigt und eine Menge merkwürdiger Versuche veröffentlicht. Crookes meinte, die Strahlen beruhten auf der Entstehung eines besonderen Aggregatzustandes der Materie; neben dem festen, flüssigen und gasförmigen sollte noch ein vierter Aggregatzustand mit noch feinerer Verteilung der Materie existieren. Diese kleinsten Teilchen sollten von der Kathode abgestoßen werden und die Kathodenstrahlen bilden. In dieser Annahme steckt, wie wir heute wissen, Richtiges und Falsches, letzteres namentlich, insofern die Bedeutung der Elektrizität nicht genügend betont ist.

Etwa vierzig Jahre lang hat man mit den Kathodenstrahlen experimentiert, ohne der richtigen Erklärung näherzukommen. Auch Herz hat in seiner Berliner Zeit eine Arbeit über sie publiziert, die falsche Schlüsse enthielt — wohl der einzige Irrtum, der Hertz unterlaufen ist. Ich sagte vorhin, die Strahlen seien durch einen Magnet ablenkbar, so, als ob sie Strombahnen negativer Elektrizität seien; da sie von der negativen Elektrode herkommen, lag es nahe, sie für negative elektrische Ströme zu halten. Dann müßten sie auch, sagte Herz, beim Durchgang zwischen einer positiv und einer negativ elektrisierten Platte abgelenkt werden, nämlich von der positiven angezogen, von der negativen abgestoßen werden. Als er den Versuch anstellte, fand er keine Ablenkung und schloß, die Strahlen seien nicht Bahnen der negativen Entladung. Erst später wies Thomson nach, daß sie doch abgelenkt werden und warum Hertz dies nicht gefunden hatte: beim Durchgang von Kathodenstrahlen zwischen den Platten wird die Luft leitend, die Platten entladen sich sofort und können nun natürlich keine Ablenkung mehr hervorbringen. Allein diese entladende Wirkung der Kathodenstrahlen war zu Hertz' Zeit noch unbekannt, und so gelangte er zu dem falschen Schlusse.

Erst viel später, in Bonn, nahm Hertz wieder Versuche mit den Kathodenstrahlen auf; es war seine letzte experimentelle Untersuchung, die 1892 veröffentlicht wurde. Er brachte in ein Glasrohr, durch welches Kathodenstrahlen hindurchgehen, eine Scheidewand von sehr dünnem Metallblech und fand, daß die Strahlen durch Metall hindurchgehen können, während Glas für sie undurchdringlich ist.

Dieser scheinbar so unbedeutende Versuch hat die wichtigsten Konsequenzen

gehabt. Wir können die Strahlen nur in Glasröhren mit hochverdünnten Gasen erzeugen; durch das Glas können die Strahlen nicht austreten, man konnte sie also außerhalb des evakuierten Glasrohres überhaupt nicht auf ihre Eigenschaften hin untersuchen, man wußte nicht einmal, ob sie außerhalb des verdünnten Gasraumes existieren könnten. Nachdem aber die Durchlässigkeit von Metallschichten erkannt war, konnte man einen Teil der Glaswand durch ein Metallplättchen ersetzen; das Rohr ließ sich noch immer evakuieren, und es ließen sich in ihm Kathodenstrahlen erzeugen, die von innen auf das Metallplättchen fallen und austreten können. Werden sie im äußeren Raum zum Vorschein kommen, und welche Wirkungen werden sie dort ausüben? Den Versuch führte Hertz' Assistent, Lenard, aus mit dem Erfolge, daß die Strahlen austraten, daß sie auch im äußeren Luftraum die schon bekannten Eigenschaften zeigten, daneben sich aber neue nachweisen ließen. Dazu gehört zum Beispiel, daß sie chemische Wirkung ausüben, etwa photographische Platten schwärzen, daß sie die Luft elektrisch leitend machen, daß sie durch viele Körper hindurchgehen.

Diese Entdeckung von Hertz gab dem Studium der Kathodenstrahlen einen neuen mächtigen Impuls, und zahlreiche Forscher begannen sich mit ihnen zu beschäftigen; als erfolgreichster unter ihnen ist J. J. Thomson in Cambridge zu nennen, dem wir die Hauptaufklärung über ihr Wesen zu danken haben, wenn auch so viele andre Physiker aller Nationen an dem endlichen Erfolge mitgearbeitet haben, daß ich es vorziehe, keinen zu nennen.

Gleichzeitig häuften sich andre mit den Kathodenstrahlen in Verbindung stehende neue Beobachtungen: bekannt ist, daß Röntgen bei Wiederholung der Versuche von Lenard die von diesem übersehene Tatsache entdeckte, daß jede Glaswand, die innen von Kathodenstrahlen getroffen wird, außen eine besondere Art von Strahlen, die Röntgenstrahlen, aussendet. Sie haben viele Eigenschaften mit den Kathodenstrahlen gemein, sind aber nicht magnetisch ablenkbar und ausgezeichnet durch die Fähigkeit, undurchsichtige Körper selbst in dicken Schichten zu durchdringen, worauf ihre medizinisch so ungemein wichtige Anwendung beruht.

Nicht weniger bekannt ist im großen Publikum die Tatsache geworden, daß H. Becquerel entdeckte, daß das Metall Uran und seine Salze Strahlen aussenden, die mit den Kathoden- und Röntgenstrahlen identisch sind, und daß dann das Ehepaar Curie fand, diese Wirkung rühre davon her, daß im Uran ein neues chemisches Element, das Radium, spurenweise vorhanden sei, dessen Reindarstellung ihnen dann gelang. Die wunderbaren Eigenschaften des Radium und ihm verwandter Stoffe — deren wir nun schon eine ganze Anzahl kennen —, die das alte Ziel der Alchimisten: die Umwandlung von Stoffen ineinander, in den Bereich der Möglichkeit gerückt, wenn nicht gar schon wirklich ausgeführt, erscheinen lassen — alle diese Dinge kann ich hier nicht besprechen, sondern ich will zu den Kathodenstrahlen und dem Wesen der Elektrizität zurückkehren.

Wir wissen heute, daß die Kathodenstrahlen Schwärme unendlich kleiner Teilchen sind, die entweder nur aus negativer Elektrizität, d. h. Lichtäther in irgendeinem besonderen Zustande, bestehen oder auch ponderable Materie ver-

bunden mit negativer Elektrizität sind. Man nennt diese Elektrizitätsmenge oder auch diese Teilchen Elektronen, sie sind Atome der Elektrizität. Ihre Größe ist unvorstellbar klein: ein Elektron verhält sich zu einem Bazillus etwa wie ein Bazillus zur Erdkugel.

Man hat nun allmählich immer mehr Fälle kennen gelernt, wo solche Elektronen auftreten: nicht nur in den Kathodenstrahlen, in den Strahlen von Uran, Radium und ähnlichen Körpern finden sich Elektronen, sondern sie werden auch von allen hocherhitzten Körpern ausgesandt, treten bei chemischen Prozessen, beim Auffallen von kurzwelligem Licht auf Körper, in unsrer Erdatmosphäre u. s. w. auf. Diese Elektronen bewegen sich je nach den Umständen ihrer Entstehung mit verschiedener Geschwindigkeit, die von ganz kleinen Werten bis zur Lichtgeschwindigkeit, 300000 Kilometer in der Sekunde, wachsen kann. Schwärme von solchen Elektronen sind das, was wir negative elektrische Ströme nennen.

Man wird fragen: wo bleibt denn in dieser sogenannten Elektronentheorie der Elektrizität die positive Elektrizität, die in der alten Lehre die Hauptrolle spielte, ja fast allein berücksichtigt zu werden pflegte? Die positive Elektrizität tritt in der Tat bei allen Wirkungen sehr in den Hintergrund, obgleich sie natürlich vorhanden ist. Man denkt sich das Atom eines Körpers bestehend aus ponderabler Materie, mit welcher ein gewisses Quantum positiver Elektrizität unlösbar verknüpft ist. An diesen positiven Kern sind einige Elektronen lose geknüpft. Ist die Menge der positiven und negativen Elektrizität gleichgroß, so haben wir ein unelektrisches chemisches Atom vor uns; wird ein oder mehrere Elektronen abgeschleudert, so bleibt ein wachsend positives „Restatom“ zurück; lagern sich umgekehrt mehr Elektronen an, so entsteht ein negativ geladenes Atom. Der positive Kern besitzt mindestens die tausendfache Masse wie ein Elektron; wirkt eine Kraft ein, welche die negative Elektrizität nach der einen, die positive nach der entgegengesetzten Richtung treibt, so bewegt sich die positive Elektrizität, die fest an den schweren Kernen haftet, höchstens mit einem Tausendstel der Geschwindigkeit, welche die Elektronen erhalten. So trägt zu einem elektrischen Strom, der stets aus einem positiven und dem entgegengerichteten negativen Teil besteht, die positive Elektrizität sehr wenig bei, wir können sie in der Regel ganz vernachlässigen.

Daß auch die Lichtstrahlen im wesentlichen durch Bewegung der Elektronen hervorgerufen werden, zeigt eine Beobachtung von Zeeman. Die Erscheinung — nach der schon Faraday wegen ungenügender Apparate vergeblich gesucht hatte — besteht darin, daß, wenn wir die Lichtquelle zwischen die Pole eines Magneten bringen, das ausgesandte Licht modifiziert wird. Das Licht entsteht nämlich dadurch, daß sich die mit dem positiven Kern lose verbundenen Elektronen um diesen herum bewegen, schwingen und daher auch im umgebenden Lichtäther Schwingungen, Wellen hervorrufen, die wir als Lichtstrahlen wahrnehmen, wenn die Zahl der Schwingungen oder die Wellenlänge eine passende Größe hat. Befinden sich nun die emittierenden Atome in einem Magnetfeld, so ändern die magnetischen Kräfte die Schwingungszahl der Elektronen und damit die Farbe

des ausgesandten Lichtes. Die Art der Farbenänderung beweist uns, daß es nur negative Teilchen, Elektronen, sind, welche die Lichtwellen erregen.

Die Faraday-Maxwellsche Theorie hatte einen fundamentalen Unterschied zwischen den Leitern der Elektrizität und den Nichtleitern, den Dielektrika, gemacht. Nur letztere sollten durch dielektrische Polarisation die elektrische Wirkung fortpflanzen, erstere nur Hohlräume im Dielektrikum bilden und dadurch an der Grenzfläche die Wirkungen zum Vorschein kommen lassen. Das war ein voller Widerspruch gegen die alten Anschauungen, die alle Wirkungen nur in den Leitern suchten. Auch die Elektronentheorie macht einen Unterschied zwischen den beiden Körperklassen: mit den Atomen der Leiter sind die Elektronen nur lose gekoppelt, mit den Atomen der Isolatoren dagegen sehr fest verbunden. Wirken äußere Kräfte ein, so werden in den Leitern die Elektronen losgerissen und fortgetrieben, es entstehen elektrische Ströme, und zwar im wesentlichen negative Ströme. In den Dielektrika dagegen haften die Elektronen zu fest, es tritt nur dielektrische Polarisation ein, aber kein Strom. So verlegt die Elektronentheorie die Ströme wieder in die Leiter, nimmt aber negative Ströme statt der positiven an.

Noch ein andrer fundamentaler Unterschied besteht: die Elektronentheorie hat in die Elektrizitätslehre die Vorstellung von Atomen, also gesonderten, unendlich kleinen Teilchen der Elektrizität eingeführt, während die Faradaysche Anschauung auf einer kontinuierlichen Erfüllung des Raumes durch den Lichtäther beruht. So hat man die atomistischen Vorstellungen, die am vollständigsten bei den Gasen in der sogenannten kinetischen Gastheorie entwickelt und mathematisch formuliert worden sind, direkt auf die Elektrizität übertragen können. Freilich sind atomistische Vorstellungen auch hier nicht ganz neu; schon Wilhelm Weber hat solche geäußert, ohne indes damit Anklang zu finden.

So sehen wir, daß auch in einer so exakten Wissenschaft, wie die Physik ist, keine stetige Entwicklung vorhanden ist, daß die Vorstellungen hin und her schwanken, häufig eine längst verworfene Idee plötzlich wieder auftaucht und auf Grund inzwischen neugewonnener Erfahrungen zu kräftigem Leben gelangt, während das bis dahin als richtig Geltende verlassen wird. Ganz wird es freilich fast nie aufgegeben, sondern Teile bleiben bestehen, werden dem Neuen einverleibt. Unsre Kenntnisse sind eben stets nur Stückwerk. Wir befinden uns in der Lage eines Zoologen, der von dem Skelett eines vorsintflutlichen Tieres nur einige Knochen gefunden hat und daraus, so gut er kann, das ganze Tier konstruiert. Finden sich später weitere Teile hinzu, so sehen wir oft, daß unsre Annahmen falsch waren, daß einzelne Teile an falsche Stelle gesetzt waren. Aber das einmal Gefundene bleibt doch erhalten und von dauerndem Wert, und wenn ein Mann von klarem Auge, wie Heinrich Hertz, erst ein paar Hauptteile des Skeletts richtig erkannt und an die richtige Stelle gesetzt hat, so ist ein großer Teil der Aufgabe gelöst; die Nachfolger mögen dann das, was sie hinzufinden, an der richtigen Stelle einordnen. So ist bei allem Wechsel der Anschauungen doch ein stetes Vorwärtsschreiten zu konstatieren.

Die Monarchen in Paris im Jahre 1867 und das Attentat Berezowskis

Nach den Papieren und Gesprächen des Marschalls Canrobert

Von
Germain Bapst (Paris)

Das Jahr 1867 schien für den Augenblick der Gipfelpunkt des zweiten Kaiserreiches zu sein. Wie hätte die Menge nicht an die ungeheure Größe der Macht Frankreichs und an die Unerschöpflichkeit seiner Hilfsmittel glauben sollen, als sie alle Monarchen Europas nach Paris kommen und den unvergleichlichen Reichtum der französischen Industrie mit einer noch nie erreichten gefälligen Wirkung zur Schau gestellt sah?

Sobald die Rede von einer Ausstellung war, wurde der Marschall Canrobert vom Kaiser dazu bestimmt, in deren militärischer Kommission den Vorsitz zu führen. So hatte er am Tage der Eröffnung mit dem Generalkommissär Le Play die Monarchen zu empfangen.

Diese Eröffnung, die am 1. April 1867 stattfand, ließ in keiner Weise den unvergleichlichen Erfolg des Festes voraussehen, das dann beinahe sechs Monate ohne Unterbrechung dauerte.

Der Tag war grau und trübe, die Luft war kalt, von Zeit zu Zeit kam ein kleiner eisiger Regen; auf den Gesichtern des Kaisers und der anwesenden Minister war die Sorge zu lesen. Man hatte allen Grund, besorgt zu sein; denn von Minute zu Minute erwartete man die Nachricht, daß Preußen wegen Luxemburgs an Frankreich den Krieg erklären werde.

Der Rundgang des Kaisers Napoleon und der Kaiserin Eugenie durch das Palais des Champ de Mars machte auf die Masse der Neugierigen, die nichts von dem, was im Gange war, wußten, ebenfalls einen unfreundlichen Eindruck. Der Kaiser und die Kaiserin gingen raschen Schrittes zwischen Reihen von Vitrinen, die mit großen grauen Leintüchern bedeckt waren, hindurch, wobei sie von Zeit zu Zeit vor Haufen von Ballen, die ihnen den Weg versperrten, ausweichen mußten, oder außerhalb der Galerien, wo sie durch Wasserlachen oder über kotigen Boden weg patschten. Ueberall standen Handwerker, die unablässig arbeiteten, und enttäuschte Neugierige.

Die folgenden Tage waren ebenso trübselig, und am 6. April entstand auf Kriegsgerüchte hin, die dem Publikum plötzlich bekannt wurden, eine Panik an der Börse. Das Wetter blieb nebelig und kalt. Endlich gegen das Ende des Monats erschien die Sonne, der Frühling zeigte sich auf dem Champ de Mars, die Vitrinen öffneten sich, der politische Horizont erhellte sich und die beruhigten Monarchen begannen in Paris einzutreffen, ebenso wie Fremde aus allen Ländern. Niemals hatte man deren so viele gesehen.

Niemals war ein internationales Fest so heiter, so lehrreich, so wohl gelungen gewesen.

Das im Zentrum des Champ de Mars in Form einer Ellipse aufgeführte Gebäude war der Industrie gewidmet.

Jede einzelne von diesen war in Kreisen ausgestellt, während die Länder rayonweise ausstellten. Wenn man die Maschinen aller Länder kennen lernen wollte, so ging man den den Maschinen zugewiesenen Kreis entlang. Wollte man die englische oder deutsche Industrie kennen lernen, so durchschritt man den Rayon der Ellipse, in dem sie untergebracht war.

Im Kreise der Metallindustrie, an einem der Haupteingänge, war die Kruppsche Riesenkanone zu sehen; etwas weiter entfernt die Maschine, die, wenn man ein Kaninchenfell hineinlegte, es zu einem gebrauchsfertigen Filzhut verarbeitet wiedergab.

Der äußere Umkreis der Ellipse, der sich an das zu einem Garten umgestaltete Champ de Mars anschloß, enthielt Restaurants, Bars, Cafés aller Länder des Erdballs, in denen Frauen im Nationalkostüm bedienten, die von einem vielleicht etwas zweifelhaften Exotentum, aber jedenfalls sehr hübsch waren. So bot die englische Bar außer den mannigfaltigsten Drinks eine Reihe von Misses mit leuchtendem Teint und ebenso üppigem wie blondem Haar. Weiterhin waren Holländerinnen mit Goldhauben und reich garnierten Miedern zu sehen. Dort Spanierinnen im Bolero oder Italienerinnen mit Mandelaugen und glänzenden schwarzen Haaren. Griechinnen, Aegypterinnen, Inderinnen, Chinesinnen, Negerinnen; alle Völker waren mit anmutigen und verführerischen Erscheinungen vertreten.

Im Garten, rund um das große elliptische Gebäude, befanden sich Schweizerhäuser, Paläste, Dörfer, Labyrinthe, Boskette, Blumenbeete. Hier stand ein ägyptischer Tempel mit seiner Sphinxallee — die Sphinxe zieren heute die Villa Sardous in Marly — dort eine Pagode, hier eine Isba, dort wieder Restaurants und Schenken. In der einen von ihnen konnte man Pilsener Bier trinken und die Zigeuner hören, die ersten, die in der Hauptstadt zu sehen waren. Seitdem hat man sie bis zum Ueberdruß zu hören bekommen; aber damals erregten sie ungeheures Aufsehen. Viele ihrer Bewunderer von damals, auch solche, die wenig musikalisch sind, reden noch jetzt, nach vierzig Jahren, von dem Eindruck, den ihre Teufelsmusik auf sie machte; und es ist wahr, ihre Czardas und der Rakoczymarsch wirkten auf die Nerven, und viele wurden davon so berauscht, als wenn sie Spirituosen getrunken hätten.

Der König von Griechenland war der erste, der die Ausstellung besuchte; der noch sehr junge Monarch trat schüchtern auf und machte auf den Marschall wenig Eindruck. Einige Tage nachher erschienen der König und die Königin der Belgier sowie der Kronprinz von Preußen, der spätere Kaiser Friedrich III., und seine Gemahlin. Dann fand beim Fürsten und der Fürstin Metternich der erste der Bälle statt, von dem so viel gesprochen worden ist. Vielleicht wurde er durch die folgenden übertroffen, aber er eröffnete die Reihe und wirkte be-

sonders stark auf die Phantasie des Publikums, und seine Einzelheiten haben sich besonders tief ins Gedächtnis des Marschalls Canrobert eingegraben.

Es war am 29. Mai; die Gemahlin des österreichischen Botschafters mit ihrer unvergleichlichen, immer geistreichen Grazie und mit ihrer allerliebsten Häßlichkeit hatte wie eine wahre Fee mit ihrem Zauberstabe ein ganz mit gelber Seide ausgeschlagenes Palais geschaffen, das von Tausenden und aber Tausenden von Kerzen erleuchtet und mit wahren Rosenbüschen dekoriert war.

In der Menge der Geladenen fiel der König der Belgier durch seine hohe Gestalt, seine große Nase und seinen großen Bart auf; mit seinem Degen, der ihm zwischen die Beine schlug, glich er einem Beamten, der seine Uniform angezogen hat, aber sie nicht zu tragen versteht. Der Kronprinz von Preußen, eine wunderbar schöne Erscheinung, war einfach und natürlich. Die Kronprinzessin schien traurig, und die Gastgeber wußten nicht, welchem Umstande sie diese schlechte Stimmung zuschreiben sollten. Die Fürstlichkeiten bewegten sich in einer bunten Menge in Uniformen aller Arten und unter Leuten aus allen Ländern — Chinesen in seidenen Gewändern, Araber im Burnus, Türken mit dem Fes auf dem Kopfe, Albanesen in der Fustanella, alle schienen sich behaglich zu fühlen, mit solcher Liebenswürdigkeit empfingen der Herr und die Frau des Hauses einen jeden.

Der Kaiser im blauen Rock mit Goldknöpfen und die Kaiserin im gelben Seidenkleid mit einer Tunika aus silberdurchwirktem Tüll erschienen um 11 Uhr. Gleich darauf unterhielt sich die Kaiserin einige Zeit mit der Herzogin de Mouchy, ihrer Cousine, einer geborenen Anna Murat, die ein Kleid aus weißem, mit Weinranken und Trauben verziertem Musselin trug. Dann sah man sie aufstehen und die Salons durchschreiten, wobei sie sich von der Herzogin de Mouchy, die sie begleitete, alle Damen des Faubourg St. Germain nennen ließ, die nicht an den Hof kamen.

Der Botschafter und seine Gemahlin hatten für ihre Gäste eine Ueberraschung ersonnen: gegen Mitternacht sah man plötzlich eine Anzahl von Zwischenwänden im Boden versinken, und es erschien ein neues Schloß aus Tausend und eine Nacht, ganz mit Seide und meergrüner Gaze ausgeschlagen, durch Rosengirlanden in Rauten abgeteilt, mit Vorhängen und Wandbehängen aus rosa Seide; in der Mitte eine aus einem Marmorbecken niederplätschernde Kaskade, auf deren Wasser unaufhörlich Strahlen elektrischen Lichts fielen, deren Farbe mit jedem Augenblick wechselte.

Als beim Tagesgrauen der letzte Gast die Salons verlassen hatte und der Fürst und die Fürstin Metternich mit ihren intimen Freunden, dem Grafen und der Gräfin Pourtalès, allein waren, stießen sie einen Seufzer der Erleichterung aus, und ein Freudenschrei entrang sich ihrer Brust. Niemand hatte geahnt, daß während des ganzen Abends und der Nacht dieser wunderbaren Feerie, die ihnen so viele Komplimente eingetragen, ihr Lächeln und ihre Liebenswürdigkeit eine unsagbare Angst verbargen. Beide waren von der Vorstellung gequält worden, daß sich möglicherweise bei ihnen das furchtbare Drama vom Ball beim

Fürsten von Schwarzenberg, bei der Hochzeit der Kaiserin Marie Louise, wiederholen könne. Wie ihr Vorgänger im Jahre 1810 hatten sie diesen entzückenden, mit meergrüner Gaze und Rosengirlanden behängten Raum aus Brettern errichten lassen, und sie hatten ein Vorgefühl, daß wie bei ihm dieser Saal Feuer fangen würde. Glücklicherweise war das nicht der Fall, aber der Ball war trotzdem für das Haus Oesterreich das Signal zu neuem Unglück. „Es war gut, daß Fürst und Fürstin Metternich ihn nicht einige Tage später gaben; dies wäre unmöglich gewesen," schrieb ein Chroniqueur jener Zeit.

Tatsache ist, daß die Erzherzogin Mathilde, die Braut des Prinzen Humbert, des künftigen Königs von Italien, ein brünettes junges Mädchen mit leuchtenden Augen, mit einem hübschen, mutwilligen und lustigen Gesicht, von heiterem und trotzköpfigem Ausdruck, ein sorgloses Geschöpf, das in ein wohlklingendes, herzhaftes Lachen ausbrach, hüpfte und in die Hände patschte, wenn es fröhlich war, schwere Brandwunden erlitt und nach entsetzlichen Schmerzen starb, wie um die Vorahnungen zu erfüllen, die den Fürsten und die Fürstin Metternich während der ganzen Dauer ihres Festes beunruhigt hatten. Die Erzherzogin rauchte gern orientalische Zigaretten; da aber ihr Vater, der Erzherzog Albrecht — der Sieger von Custoza — es ihr verboten hatte, so rauchte sie nur heimlich; als sie nun eines Tages eine Gazerobe angelegt hatte, um auf einen Ball zu gehen, trat unvermutet jemand in ihr Zimmer, während sie rauchte, sie versteckte die glühende Zigarette in den Falten ihres Kleides, dieses fing Feuer und in einem Augenblick war sie von Flammen umgeben. Sie lebte noch einige Zeit unter den entsetzlichsten Schmerzen, bis der Tod sie erlöste.

Vierzehn Tage nachher hauchte der Erzherzog Maximilian, von Juarez' Kugeln getroffen, sein Leben aus.

Der Kaiser hätte gern dem militärischen Teil der Ausstellung einen effektvollen Anstrich gegeben, der eine starke Wirkung auf die Phantasie hervorbringen sollte, und so ließ er eines Morgens den Marschall Canrobert rufen und teilte ihm mit, daß er an jeden Herrscher vertraulich habe schreiben und das Ersuchen richten lassen, je ein Bataillon ihrer Armee nach Paris zu schicken, so daß man es mit denen der andern Nationen vergleichen könnte. Diese Anregung blieb erfolglos, alle Nationen lehnten den Vorschlag ab, und man mußte sich damit begnügen, einen Wettstreit von Militärmusikkapellen zu veranstalten, wozu sich alle Regierungen bereit erklärten.

Der Marschall Canrobert mußte sich, obwohl er wenig musikalisch war, dieser Sache, allerdings von oben herab, annehmen. Bei dem Wettstreit, der im Palais de l'Industrie stattfand, machte die Musik der Guiden, auf die man sehr gerechnet hatte, gar keinen Eindruck; die Kapelle eines preußischen Regiments und der Pariser Garde fanden dagegen allgemeinen Beifall. Als die Klänge des Lohengrinmarsches, den die Blechinstrumente der Garde Municipale spielten, unter der großen Glaswölbung des Palais de l'Industrie ertönten, entstand in der Zuhörerschaft ein wahres Delirium des Entzückens, und am folgenden Morgen ließ Marschall Canrobert den Kapellmeister auf die Place Vendôme

kommen, um ihm zu gratulieren. Der Mann, ein echter Pariser Typus, genoß lange Zeit große Popularität, er hieß Paulus und hatte seine Laufbahn als Schiffsjunge begonnen, im Jahre 1840 war er Flötenspieler im Musikkorps der „Belle Poule“, auf welcher der Prinz von Joinville die Asche Napoleons von St. Helena holte und heimbrachte. Im Jahre 1844 war er Kapellmeister auf dem „Pluton“ gewesen. Während der Revolution von 1848 war er als Stabstrompeter in die republikanische Garde eingetreten und im Jahre 1855 Kapellmeister dieses Korps geworden; mehr als fünfzehn Jahre lang dirigierte er dieses Orchester und wurde während dieser Zeit so recht das, was man „eine echt pariserische Persönlichkeit“ nennt.

Ungefähr zu der Zeit, wo der erwähnte Musikwettstreit stattfand, ließ die Kaiserin den Marschall Canrobert zu sich rufen. Er erschien sofort in den Tuilerien. Die Kaiserin, die ein sehr einfaches Kostüm trug, saß an ihrem kleinen Schreibtisch und schrieb, als der Marschall sich bei ihr melden ließ.

Sie erklärte ihm sofort, sie habe den Gedanken gefaßt, den Patriotismus anzuregen, und wünsche, daß in jedem Dorfe „das Andenken an einen einfachen Soldaten, der auf dem Felde der Ehre gestorben sei, lebendig erhalten werde; eine Straße oder ein Platz sollte seinen Namen tragen, und in der Schule sollte eine Marmortafel den zukünftigen Generationen Kunde geben von der glorreichen Tat, die ihm das Anrecht auf sein Denkmal gegeben habe ...“ So, fuhr sie fort, würde man durch dieses bisweilen vergessene Beispiel und diese öffentliche Ehrung die Begeisterung der folgenden Generationen und ihre Treue gegen die Fahne erwecken ... Die Kaiserin wurde während des Sprechens immer lebhafter, und die letzten Worte sprach sie mit wahrer Begeisterung.

Als die Kaiserin den Marschall ersuchte, seine Ansicht über die Opportunität ihres Planes und die Mittel und Wege zur Verwirklichung ihres Wunsches auszusprechen, stimmte er ihr völlig bei und erklärte den Kriegsminister als den rechten Mann für die Aufgabe, die Mittel und Wege zur Ausführung ihres Wunsches zu finden.

Die Kaiserin schien befriedigt und entließ den Marschall, der niemals wieder von diesem Projekt sprechen hörte.

Während des ganzen Monats Mai wurde von dem Kommen des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen gesprochen, und der Marschall Canrobert wurde über die äußerst heikeln Verhandlungen, zu denen ihr Besuch Veranlassung gab, auf dem laufenden gehalten.

In den Tuilerien legte man großen Wert auf den Besuch des Kaisers von Rußland, während man hingegen den Wunsch hegte, daß der König von Preußen die an ihn ergangene Einladung ablehnen möchte, und vor allem nicht wollte, daß diese beiden Herrscher zusammenkämen; aber gerade das hatten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen heimlich zu tun beschlossen. So herrschte denn, als man es in Paris erfuhr, in den hohen Kreisen große Aufregung, und der Kaiser sah sich veranlaßt, folgendes kleine Billett an seinen Minister des Auswärtigen zu schreiben:

11. Mai 1867.

„Ich sehe aus dem Telegramm von diesem Abend, daß der Kaiser von Rußland nach Paris mit dem König von Preußen kommen soll. Man muß zu vermeiden suchen, daß diese beiden Herrscher zusammen kommen. Wenn die Reise des Königs von Preußen nicht vollständig verhindert werden kann, so bitte ich Sie, unverzüglich Herrn von Budberg (dem russischen Botschafter in Paris) zu sagen, daß, so willkommen der Kaiser von Rußland sein wird, wenn er allein kommt, einen so schlechten Eindruck seine Ankunft mit dem König von Preußen machen wird. Sorgen Sie dafür, daß er sofort telegraphisch nach Petersburg berichtet. Kurz, wenden Sie Ihre diplomatische Kunst auf, um das Ziel, das ich wünsche, zu erreichen. Seien Sie versichert u. s. w.

Napoleon."

Die französische Botschaft in Berlin versuchte ebenfalls die Reise König Wilhelms zu verhindern, dem, wie man fürchtete, von den Parisern ein wenig liebenswürdiger Empfang bereitet werden würde. „Die Reise des Königs von Preußen," schrieb der französische Geschäftsträger Lefevre de Béhaine, „scheint gewagt zu sein. Wir würden uns glücklich schätzen, wenn die Polizei durch Vorsichtsmaßregeln zu verhindern vermag, daß er ausgepfiffen wird."

Aber nichts wirkte: der Onkel und der Neffe waren unwiderruflich entschlossen.

Infolgedessen wurde das Programm für den Aufenthalt Kaiser Alexanders II. folgendermaßen aufgestellt und mitgeteilt:

1. Juni, Samstag: Ankunft;
2. „ Sonntag: Rennen — Großes Diner;
3. „ Montag: Ruhetag;
4. „ Dienstag: Diner für das diplomatische Korps. Oper;
5. „ Mittwoch: Ball in der russischen Botschaft;
6. „ Donnerstag: Große Revue;
7. „ Freitag: Ruhetag;
8. „ Samstag: Ball im Hotel de Ville;
9. „ Sonntag: Die großen Wasserkünste in Versailles;
10. „ Montag: Großer Ball in den Tuilerien;
11. „ Dienstag: Fontainebleau. Abreise.

Kaiser Alexander traf wirklich am festgesetzten Tage ein. Sobald er auf französischem Boden war, von Straßburg aus, hatte er telegraphisch für denselben Abend eine Parterreloge in den Variétés bestellen lassen, wo „Die Großherzogin von Gerolstein" aufgeführt wurde und Hortense Schneider, die damals in der Blüte ihrer Schönheit und auf dem Gipfel ihrer Kunst stand, die Hauptrolle gab.

Man erzählte sich, daß sie eines Tages durch die Porte Rapp herrlich angetan in einem prachtvollen Achtspänner mit gepuderten Lakaien in die Ausstellung gekommen sei und beim Einfahren gerufen habe: „Die Großherzogin

von Gerolstein", und daß man sie in ihrer Equipage mit vielen Bücklingen habe passieren lassen.

Marschall Canrobert war, als der Zar in der Gare du Nord den Zug verlassen hatte, über das Aussehen des Herrschers, den er zwei Jahre vorher gesehen hatte, erschrocken. Damals schrieb er den traurigen und müden Ausdruck, der auf seinem Gesichte lag, dem Kummer über die Krankheit und den Tod seines Sohnes zu; jetzt konnte er nicht mehr daran zweifeln, dieser Selbstherrscher, dieser absolute Herr über Menschen und Dinge in seinem kolossalen Reich, war ein abgelebter Mann, den nichts interessierte, alle seine Wünsche waren befriedigt, alles und alle beugten sich vor seiner geringsten Willenskundgebung, es gab für ihn keinen Reiz mehr im Leben. Der Blick dieses Riesen, dessen Augen ins Leere gerichtet waren, heftete sich auf irgendeinen verlorenen Gegenstand in weiter Ferne, über die Personen weg, die ihn umgaben, und den Ort, wo er sich befand. Während der ganzen Zeit, die er in Paris blieb, mochte er auf dem Ball sein oder bei der Revue, in der Oper oder bei den Rennen, zeigte seine Physiognomie denselben Ausdruck der Uebersättigung, hatte er diesen unbestimmten Blick, der durch den leeren Raum hindurch sich in weiter Ferne verlor.

Am 5. Juni, gegen 3½ Uhr waren die hohen Würdenträger des Reiches, in großer Gala, eben im Begriff, sich nach der Gare du Nord zu begeben, um den König von Preußen bei seiner Ankunft zu begrüßen, als in die Tuilerien folgender Rapport eines Offiziers vom Platze gebracht wurde:

5. Juni 1867.

„Der Kaiser von Rußland hat mit seinen beiden Söhnen gegen 2 Uhr die Sainte Chapelle besucht. Er wurde mit den Rufen: ‚Es lebe der Kaiser' empfangen. Aber gleich nach diesem Zuruf haben zwei oder drei Stimmen, die von einer größtenteils aus Advokaten in Amtstracht gebildeten Gruppe herkamen, die Worte: ‚Es lebe Polen!' etwas lauter, als es im Gespräch geschieht, hören lassen. Diese Stimmen haben kein Echo gefunden und die in der Nähe stehenden Personen haben die Achseln gezuckt. Es ist wahrscheinlich, daß Seine Majestät diese Worte gehört hat, in Anbetracht des Umstandes, daß sie gesprochen wurden, als Seine Majestät ganz nahe an die Gruppe herankam, von der sie ausgegangen sind.

Seine Majestät blickte diese Gruppe stolz an und ging vorüber."

Diese Ungehörigkeit einem Gaste gegenüber sollte das Glück ihres Urhebers werden; es war Herr Floquet, der in der Folge erster Minister und Kammerpräsident wurde und der seinen Ruf hauptsächlich seinen breitrandigen Hüten und seinen legendär gebliebenen Witzworten verdankte.

Um 4½ Uhr stieg der König von Preußen aus dem Zug und wurde vom Kaiser Napoleon III. empfangen. Der König, der sehr groß von Gestalt war, machte mit seinem weißen Haupthaar und Bart, seiner lächelnden, leutseligen Miene, seinem zwanglosen und von jedem Dünkel freien Wesen einen sympathischen

Eindruck. Doch die Blicke der Anwesenden und die der Menge suchten mehr noch den Grafen Bismarck. In der weißen Kürassieruniform wurde seine kolossale, robuste Gestalt bald bemerkt; die Blicke wandten sich dann vom König ab, um nur noch den Minister zu sehen. Er schien sich behaglich zu fühlen, ohne Sorgen und sogar befriedigt, sich dort zu befinden.

Am Tage nach der Ankunft des Königs von Preußen fand die große Revue statt, die berühmte große Revue vom 6. Juni 1867. Es hieß, daß 60 000 Mann dabei in Aktion treten würden.

Nach den Listen jedoch, die am darauffolgenden Tage dem Marschall Canrobert überreicht wurden, hatten nur 31 166 Mann daran teilgenommen, darunter 11 611 von der kaiserlichen Garde.

Die Revue verlief wie alle Revuen. Nur das Bataillon Chasseurs zu Fuß von der Garde hatte dabei Chassepots, die ihm zum Ausprobieren übergeben worden waren.

So wie sie war, machte die französische Armee in diesem Augenblick einen etwas flitterhaften Eindruck. Die knappen „Brandebourgs“ (Ueberröcke) der Gardegrenadiere und -voltigeure, die Tschakos mit Roßhaarbüschen und die kurzen Waffenröcke der Linie mit den gelben Ledergamaschen machten eher den Eindruck von Theaterkostümen als von Kriegsgewändern. Aber in der Masse verloren sich diese Seltsamkeiten, man sah nur mehr die tausend Farben der bis zur Unendlichkeit variierten Uniformen, die das Vorhandensein einer viel größeren Anzahl von Truppen annehmen ließ, als in Wirklichkeit da waren.

Daraus ist die Legende entstanden, daß 60 000 Mann zu der Revue zusammengezogen waren.

Napoleon III. hielt inmitten des Generalstabes und hatte zu seiner Rechten Alexander II., zu seiner Linken Wilhelm I. Als die Revue zu Ende war, kam Marschall Canrobert, die Herrscher zu begrüßen. Napoleon III. dankte ihm einfach, Alexander II. sagte ihm einige Worte banaler Höflichkeit, dann ritt König Wilhelm lächelnd und leutselig, aber gerade und steif, als ob er seinerseits mit lauter Stimme ein Kommando geben wollte, an ihn heran und sagte zu ihm: „Ich bin Soldat, und als ich diese herrlichen Truppen sah, habe ich eine unendliche Freude empfunden; ich danke Ihnen dafür.“ Damit reichte er dem Marschall die Hand. Dann plauderten die Herrscher und die Prinzen einige Minuten, ehe sie von den Pferden stiegen. Der Kaiser von Rußland näherte sich hierauf dem Marschall Mac Mahon, der von einem arabischen Häuptling begleitet wurde, und sagte zu ihm: „Wer ist dieser Araber? Wie schön er ist! Ich habe bei den Circassiern nie einen so ausgezeichneten und in seinem Wesen so vornehmen Reiter gesehen.“ „Er heißt Ali-Bey, er ist Kaid von Tuggurt, der Nachkomme von Häuptlingen, die seit Jahrhunderten über eine Oase der Wüste regieren.“

Hierauf stiegen der Kaiser von Rußland und seine beiden Söhne, der spätere Kaiser Alexander III. und der Großfürst Wladimir, mit Napoleon III. in den ersten Wagen und der König von Preußen mit der Kaiserin in einen zweiten;

dann begaben sich Monarchen, Prinzen, Marschälle, Generale und einfache Zuschauer, die zu Hunderttausenden herbeigeströmt waren, auf den Heimweg.

Der Marschall Canrobert war mit seinem Stabe an das Eingangstor zum Bois (Porte Dauphine, Eingang von der Avenue de l'Impératrice) gekommen; dort stieg er vom Pferde, ebenso wie seine Offiziere, und unterhielt sich mit ihnen, als ein Offizier der Garde Municipale im Galopp daherkam und ihm meldete, daß soeben auf den Wagen, in dem sich die beiden Kaiser befanden, geschossen worden sei: glücklicherweise sei niemand verletzt. Im nächsten Augenblick saß der Marschall wieder im Sattel und flog in rasendem Galopp die Avenue des Cavaliers entlang bis zum Arc de Triomphe, von dort drängte er sich so rasch wie möglich durch die Wagen und gelangte in die Tuilerien, wo man den Kaiser erwartete. Einige Minuten später traf der Monarch ein, nachdem er zuvor seinen Gast Kaiser Alexander II., ins Elysee zurückgebracht hatte.

Napoleon III., der sehr ruhig war, dankte dem Marschall Canrobert und den noch wenig zahlreichen Personen, die sogleich, nachdem sie von dem Vorfall erfahren hatten, sich in die Tuilerien begeben hatten, aber es war wenig aus ihm herauszubringen. Von einer Minute zur andern trafen zahlreiche Personen ein und schon wurde die Schar der Besucher ziemlich dicht, als unter ihnen eine Bewegung entstand und der Stallmeister Raimbeaux erschien. Sogleich fragte ihn der Kaiser aus, und man erfuhr folgendes:

Am Morgen hatte der Kaiser die Herren de Bourgoing und Raimbeaux in sein Kabinett rufen lassen; vor seinem Schreibtisch sitzend, hatte er, auf den Polizeipräfekten Piétri weisend, der in der Mitte des Gemaches stand, zu ihnen gesagt: „Herr Piétri hat Ihnen etwas zu sagen."

Die beiden Stallmeister waren sodann mit dem Polizeipräfekten in das angrenzende Gemach gegangen. Dort teilte ihnen der Präfekt mit, daß er eine Anzeige erhalten habe, wonach mehrere Italiener, die gedungen seien, Napoleon III. zu ermorden, von England nach Frankreich gereist seien, daher müßten die beiden Stallmeister, die neben den Kutschenschlägen reiten würden, auf der Hut sein.

Auf dem Hinweg war alles gut gegangen. Nach der Revue war der Kaiser von Rußland zuerst in den Wagen gestiegen, hatte sich auf die rechte Seite gesetzt, Kaiser Napoleon auf die linke, während die beiden Söhne des Zaren, der spätere Kaiser Alexander III. und der Großfürst Wladimir, auf den Vordersitzen Platz genommen hatten. Der Wagen war im Schritt abgefahren, von einem Zug Cent-Gardes eskortiert, voraus ritten Stadtgardisten, die Platz schaffen mußten; rechts vom Wagen ritt Baron de Bourgoing, links Raimbeaux.

Die Kaiserin, die mit dem König von Preußen zurückfahren sollte, hatte noch einige Zeit im Gespräch mit ihren Gästen auf der Tribüne verweilt.

Von den Tribünen bis zur Kaskade hatte der Wagen der beiden Kaiser freie Bahn vor sich, aber als er in die Avenue des Acacias einbiegen wollte, wurde es unmöglich, vorwärts zu kommen, so dicht war die Menge. Sobald diese Menge die Munizipalgarden erscheinen sah, wurde der Wagen von allen Seiten umdrängt und mit den Rufen: „Es lebe der Zar! Es lebe der Kaiser!"

Die Leute schwenkten die Taschentücher, die Hüte, alle diese freudig erregten Menschen gestikulierten, schrien und wurden vorwärts gestoßen, so daß das Gedränge immer ärger wurde und Munizipalgardisten, die Cent-Gardes und die Monarchen im Wagen von allen Seiten eingeschlossen waren, ohne vorwärts kommen zu können; Straßenjungen stiegen auf die Räder, auf die Wagentritte, auf die Federn, und schrien fortwährend: „Es lebe der Zar! Es lebe der Kaiser!" Die Herren de Bourgoing und Raimbeaux, die gegen die Wagenschläge gepreßt waren, wurden sehr besorgt inmitten dieser Menge. Wenn jetzt ein Unfall sich ereignet hätte, ein Attentat verübt worden wäre, so wäre es unmöglich gewesen, sich umzudrehen. Da der Wagen in diesem Tohuwabohu unbeweglich stehen blieb, erhob sich Napoleon III. und sah sich um: überall, so weit der Blick reichte, wogte ein Ozean von Köpfen; die Avenue des Acacias war nur noch eine flutende schwarze Masse, durch die es unmöglich war, durchzukommen. Doch rechts, nach der Allée des Poteaux zu, war die Masse weniger dicht. „Versuchen Sie, den Munizipalgardisten und den Cent-Gardes zu sagen, daß wir durch die Allée des Poteaux fahren wollen," sagte Napoleon zu Raimbeaux. Dieser, der mehr und mehr bedrängt wurde und in Sorge geriet, wollte sich nicht vom Wagenschlag entfernen, aber als er sich umwandte, sah er hinter sich den Unterleutnant der Cent-Gardes Duval, den die Pariser wegen seiner prächtigen Erscheinung den „schönen Duval" nannten.

„Suchen Sie Ihre Leute von dem Befehl des Kaisers zu verständigen," sagte er zu ihm, worauf Duval „Achtung, Achtung!" rief und, indem er dieser begeisterten, frohgestimmten Menge freundlich zuredete, es erreichte, daß die Bahn nach rückwärts frei wurde. Der Wagen wendete, fuhr in raschem Trabe wieder zur Kaskade zurück, wandte sich nach links und fuhr die Allée des Poteaux hinunter.

Als die Menge den Wagen sich entfernen und in einen Weg einbiegen sah, der demjenigen, in welchem sie sich befand, benachbart war, löste sie sich in Tausende von Gruppen auf, die, von einem und demselben Gefühl bewegt, mitten durch das Gehölz stürzten, alle Hindernisse übersprangen und durch die Büsche stürmten, um die neue Allee zu erreichen, durch die der Zug seinen Weg nahm.

Der Stallmeister Raimbeaux, der sich auf der Seite befand, von der diese Sturmflut herkam, betrachtete sie und seine Augen blieben plötzlich auf einem barhäuptigen Mann haften, der dahinlief, die Hände nach vorn ineinander geschlungen, als wenn er etwas Kostbares trüge.

Inmitten jener Tausende von mit Hüten bedeckten Köpfen fiel ihm dieser eine unbedeckte auf, und so verfolgte er dieses Individuum aufmerksam mit den Augen: der Mann lief gerade auf den Wagen zu. Als er ganz nahe war, trieb Raimbeaux, in der Ueberzeugung, daß der Gegenstand, den der Mann hielt, eine Bombe sei, sein Pferd auf ihn zu. Der Stoß warf den Mann um, aber im selben Augenblick erfolgte eine Detonation, und zu gleicher Zeit ertönte auf der entgegengesetzten Seite des Wagens ein Schrei. In einem Nu stürzten sich die Menge, eine Anzahl von Stadtsergeanten und Munizipalgardisten auf

den am Boden liegenden Mann, der eben einen Revolverschuß abgefeuert hatte, und auf der andern Seite der Allee wurde eine schreiende Frau aufgehoben und weggetragen; sie war von einer Kugel ins Gesicht getroffen worden.

Bei dem Knall hatte sich Napoleon III. erhoben.

„Wo sind Verwundete?“ fragte er, dann wandte er sich an Raimbeaux, der sich wieder an den Wagenschlag gedrängt hatte: „Sie?“

„Ich habe nichts, Sire.“

„Und Ihre Leute?“ fragte hierauf der Kaiser, zu dem „schönen Duval“ gewandt, der nahe herangekommen war.

„Niemand, Sire.“

„Aber die Dame dort?“

Ein Stadtsergeant trat heran: „Die Dame hat eine leichte Verletzung am Kopf; sie ist die Frau eines Kapitäns der Elitegendarmen.“

Darauf wandte sich der Kaiser zu dem Kutscher: „Fahren Sie weiter!“ Dann, als er Blut auf den weißen Handschuhen des Zarewitsch bemerkte, rief er: „Aber Sie sind verwundet!“

„Nein, Sire!“

„Und Sie?“ wandte er sich an den Großfürsten Wladimir; „befühlen Sie sich!“

Die beiden Großfürsten befühlten sich: „Nein, wir haben nichts. Aber Herrn Raimbeaux' Hose ist mit Blut bedeckt.“

Zugleich sahen die Monarchen, als sie umblickten, daß das Pferd des Stallmeisters die Nüstern voll Blut hatte. „Steigen Sie schnell ab, Ihr Pferd wird fallen.“

Es wurde wieder Halt gemacht. Raimbeaux sprang ab, sein Pferd wurde untersucht: es hatte zwei Kugeln im Hals, blutete stark und hatte im Traben einige Tropfen auf die Handschuhe geschleudert. Der Wagen fuhr wieder weiter, während Raimbeaux einen Cent-Gardes beauftragte, sein Pferd in seine Obhut zu nehmen und es nach Hause zu führen, wenn es gehen könne. Es war ein sehr schöner Fuchs, doch kein junges Tier mehr, der Kaiser hatte es im Jahre 1858 von Lord Cardigan, dem Helden des „Totenritts“ von Balaklava, gekauft.

Im Augenblick, wo sie weiterfuhren, bemerkte der Kaiser links einen Knäuel von Leuten, die sich herumstießen, und in ihrer Mitte, durch ihre Farben sich lebhaft abhebend, die weißen Beinkleider und die roten Federbüsche der Pariser Stadtgardisten in lebhafter Bewegung; doch er gab nicht weiter acht und befahl, weiter zu fahren; in raschem Trabe ging es weiter, und nach zehn Minuten waren die Monarchen in der Avenue de l'Impératrice, wo die Menge, die immer noch ebenso zahlreich war und von den Vorgängen bei der Kaskade nichts wußte, auf dem Wege der Monarchen hin und her wogte, sich drängte, sich herumstieß, um die hohen Herren zu betrachten oder ihnen zuzujubeln. Beim Arc de Triomphe wurde sie so dicht, daß in dem Menschenstrudel, um besser zu sehen, ein großer junger Mann, beinahe noch ein Gymnasiast, ein überschlanker, schmächtiger Mensch, auf die — heutigestags nicht mehr vorhandene — grün angestrichene Holz-

brüstung der Avenue sprang und gerade als die Monarchen daherfuhren, sich ganz gerade über den Köpfen aufrichtete; der Zar fixierte ihn mit einem unbeschreiblichen Blick, der auf den jungen Menschen — Edouard Detaille — einen lebhaften Eindruck machte und dessen ganze Bedeutung er erst verstand, als er erfuhr, was sich eine Viertelstunde vorher zugetragen hatte. Er ist noch heute überzeugt, daß Kaiser Alexander, als er ihn sich so emporrecken sah, geglaubt hat, er wolle ihm ebenfalls ans Leben.

Fast unmittelbar hinter dem Kaiserwagen kam der des Herzogs von Leuchtenberg, welcher, als er Raimbeaux zu Fuß und blutbefleckt sah, ihn anrief und ihm vorschlug, in seinen Wagen zu steigen und mit ihm zu fahren. So kam der Stallmeister in den Tuilerien an.

Raimbeaux war gerade zu Ende mit seinem Bericht und wurde noch über Einzelheiten befragt, als die Kaiserin zurückkehrte. Sie ging direkt auf den Stallmeister zu. „Was ist Ihnen zugestoßen? Wir haben Ihren Fuchsen verwundet gesehen, als wir an der Kaskade vorüberkamen; ein Cent-Gardes hielt ihn am Zügel." Die Kaiserin hatte noch keine Ahnung von dem, was vorgefallen war; man teilte es ihr mit. Schon bei den ersten Worten geriet sie in die größte Erregung; sie wartete das Ende des Berichts nicht ab, sondern rief eine ihrer Hofdamen, eilte die Treppe hinab, ohne irgend etwas an ihrer Toilette zu ändern, und ließ einen Wagen, der nahe beim Peristyl des Palais hielt — eine Droschke — heranfahren. Sie stieg ein und rief dem Kutscher zu: „Zum Elysee!"

Zehn Minuten später stieg die Kaiserin aus und eilte die Freitreppe des Elysee hinauf. Der Kaiser von Rußland, dessen Aufmerksamkeit durch das Geräusch des Wagens auf dem Kies des Hofes erregt worden war, erschien, von seinen beiden Söhnen gefolgt, um diesen unerwarteten Besuch zu empfangen.

Kaum sah die Kaiserin den Zaren, als sie sich in seine Arme warf und, wie von einer Nervenkrise befallen, in Tränen ausbrach. Ungefähr eine Viertelstunde lang weinte und schluchzte sie heftig, ohne den Mund zu öffnen. Der Kaiser und die beiden Großfürsten standen schweigend dabei, bis endlich die Kaiserin, noch immer weinend und ohne ein Wort gesprochen zu haben, ihre Gäste, die fassungslos zurückblieben, wieder verließ.

Während die Kaiserin im Elysee war, begab sich der Polizeipräfekt in die Tuilerien und meldete dort, daß der Attentäter ein ganz junger Mensch sei, ein Pole namens Berezowski, und daß er auf den Kaiser von Rußland geschossen habe.

Es begann spät zu werden, der Marschall Canrobert kehrte zur Place Vendôme zurück und empfing dort im Laufe des Abends und des nächsten Vormittags verschiedene Berichte, die ihm ein genaues Bild von dem Hergang gaben.

In dem Augenblick, in dem die Detonation erfolgte, befand sich der Kapitän Lubet von der Munizipalgarde zwei Meter hinter dem Mörder; er stürzte mit ausgestreckten Armen vorwärts, um ihn am Entkommen zu hindern, aber der

Mann blieb mit verzerrtem Gesicht stehen, seine Pistole fiel zu Boden, als ob er nicht die Kraft gehabt hätte, sie zu halten, und als der Kapitän, dadurch aufmerksam geworden, auf die Hände des Attentäters blickte, sah er, daß sie mit Blut bedeckt waren. Der Kapitän packte ihn am Kragen; sofort stürzte der Mann zusammen mit dem Rufe: „Es lebe Polen!" und in demselben Augenblick hielt ihn der Munizipalgardist Giraudeau, der in Zivil war, von hinten fest. Die überraschte Menge, die anfangs nicht recht wußte, was vorging, stürzte sich ebenfalls auf den Mörder, und der Adjutant der Munizipalgarde, Boizède d'Anglade, sprang gleichzeitig mit dem Kapitän Harem de Presles vom Pferde. Es handelte sich nicht mehr darum, den Mörder festzuhalten, sondern ihn den Händen der Menge zu entreißen, die wütend brüllte: „Es lebe der Kaiser! Nieder mit dem Mörder!" und die sich seiner zu bemächtigen suchte. Jetzt kamen die Polizisten Polverini, Tramoni, Guesquin und Duval hinzu, dann der Kavallerieunteroffizier Guerche und der Brigadier Buscail von der Munizipalgarde und ein Trompeter; der Tumult wurde in diesem Augenblick sehr heftig, Stöcke wurden geschwungen, man kämpfte und schrie.

Dem Kapitän de Presles waren die Achselstücke heruntergerissen worden. Endlich gewannen Offiziere, Munizipalgardisten und Polizisten die Oberhand und isolierten den Gefangenen von der brüllenden Menge. Der Kapitän Lubet hielt eine Droschke an, die sich in der Nähe befand, ließ die Leute, die darin saßen, aus- und den Mörder mit dem Unteroffizier Buscail und dem Brigadier Guerche einsteigen, dann fuhr der Wagen zur Polizeipräfektur.

Der Gefangene antwortete auf die Fragen, die an ihn gerichtet wurden, ohne Rückhalt: er sei Pole, heiße Berezowski, wohne in der Rue Mercadet 210 und arbeite in den von Herrn Gouin geleiteten Bauwerkstätten von Les Batignolles; er habe den Kaiser von Rußland töten wollen, zu diesem Zweck eine Pistole mit zwei Läufen gekauft und jeden derselben mit vier Kugeln geladen; er sei hinter einem dicken Herrn her gelaufen — den man später aufgefunden hat, es war ein Herr Bonneau, wohnhaft in der Rue du Roi de Sicile Nr. 16 — und habe über dessen Schulter weg geschossen, wobei Bonneau im Gesicht verwundet wurde.

Der Mörder wurde der Polizei übergeben und bald darauf vom Schwurgericht abgeurteilt.

(Schluß folgt)

Ueber den Lombardkredit bei der Reichsbank, insbesondere die Beleihung von Reichs- und Staatspapieren

Von

Wirklichem Geheimen Rat Dr. R. Koch,

Reichsbankpräsidenten a. D. in Berlin-Charlottenburg

Der Kredit der Reichsbank wird bekanntlich häufig nicht in der Wechselform, sondern im Lombardverkehr, d. i. als zinsbares Darlehn gegen bewegliche Pfänder bestimmter Art in Anspruch genommen (Bankges. § 13 Nr. 3). Der Zinssatz, über dessen Höhe wie über Veränderungen in den Grundsätzen und Fristen der Krediterteilung der Zentralausschuß — gleich wie im Wechselverkehr — gutachtlich zu hören ist (§ 32 e das.), ist jeweilig wie der Wechseldiskont öffentlich bekannt zu machen (§ 15 das.). Aber dennoch besteht ein weitgreifender, sehr wichtiger Unterschied. Die Lombardforderungen sind nicht zur Notendeckung geeignet (§ 17 das.). Durch diese Bestimmung, welche ungleich wichtiger ist als die, wie unten zu erörtern, mehr oder weniger bedeutungslose, daß über den Höchstbetrag, bis zu welchem die Fonds der Bank zu Lombarddarlehen verwendet werden können, der Zentralausschuß gutachtlich zu hören ist (§ 32 d das.), ist deutlich zum Ausdruck gebracht, daß der Lombardkredit für die Zentralnotenbank nicht von gleichem Werte ist wie der Wechselkredit, sondern gewissen bankpolitischen Bedenken unterliegt. Nun mag es bei oberflächlicher Betrachtung auffallen, daß das Bankgesetz sich gegen Lombardforderungen, die doch (theoretisch wenigstens) von zweifelloser Sicherheit sind, ja hierin zuweilen die auf reinem Personalkredit beruhenden Wechselforderungen übertreffen und erfahrungsmäßig der Reichsbank äußerst geringe Verluste gebracht haben,[1]) so skeptisch verhält. Und doch hat jene Beschränkung ihren guten Grund. Es kommt für eine Notenbank — deren Aktivgeschäfte mit ihren Passivgeschäften stets parallel gehen müssen — nicht bloß auf die Sicherheit, sondern hauptsächlich auch auf die Liquidität der Anlage an. Aber kein Kenner wird bezweifeln, daß die Lombardanlage in bezug auf die Möglichkeit rascher Realisierung es mit bankmäßigen, d. h. sorgsam nach bankpolitischen Gesichtspunkten ausgewählten Wechseln, nicht aufnehmen kann. Denn das Lombarddarlehen ist stets minder durchsichtig. Es beruht nicht in allen Fällen auf geschäftlicher Grundlage wie der Geschäftswechsel, namentlich der solide Warenwechsel, der immer das Vorhandensein des Gegenwertes als Ware oder Erlös voraussetzt. Oft dient es vielmehr der Beschaffung fehlenden Betriebskapitals, ohne daß man, wie bei manchen Klassen von Wechseln, genau beurteilen kann, inwiefern dies der Fall ist. In der Regel fehlt es an Merkmalen, wie der gesuchte Kredit verwendet werden soll, während doch hier-

[1]) Jubiläumsdenkschrift S. 122.

von die Wahrscheinlichkeit pünktlicher Rückzahlung wesentlich abhängt. Darum ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Bank in kritischen Zeiten genötigt ist, beim Ausbleiben der Zahlung zur Schonung ihrer eignen Einlösungspflicht für die zweitausend und mehr Millionen Mark täglich fälliger Verbindlichkeiten in großem Umfange zur Realisierung der Unterpfänder zu schreiten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Markt nicht immer zu der Aufnahme der verpfändeten Wertpapiere geeignet und geneigt ist. Die Realisierung ist zuweilen überhaupt nicht oder doch nur mit großen Verlusten ausführbar. Daß solche bisher nicht eingetreten sind, ist nur aus der sorgfältigen Eindämmung des Lombardgeschäfts erklärlich. Die Verleihung von Geld gegen Unterpfand liegt eben nur nebenher in der Aufgabe einer Notenbank. Da ein periodisches Rückströmen hier viel weniger stattfindet, ist die Regelung des Geldumlaufs dabei in geringerem Maße beteiligt. Ebendeshalb ist auf diesem Gebiete eine Einschränkung weit eher möglich. Anderseits besteht jene Gefahr der Festlegung des in Lombarddarlehen angelegten Kapitals auch bei den sichersten Papieren. Darum ist es nicht zu billigen, wenn gerade zur Erweiterung des Lombardgeschäfts größere eigne Mittel für die Reichsbank verlangt werden.[1]) Natürlich könnte eine Erweiterung nur mittels einer Verbilligung des Lombardzinsfußes herbeigeführt werden, da die Bank schon jetzt keinen gesetzlich zulässigen Beleihungsantrag zurückweist und eine Vermehrung solcher Anträge durch billigere Bedingungen erst selbst hervorrufen müßte. Der Zinsfuß wird grundsätzlich stets ein Prozent höher als der Wechseldiskont gehalten. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die Herabsetzung des Lombardzinsfußes einzuführen, diesen also mehr dem Wechseldiskont zu nähern. Dafür scheint die Praxis mancher deutschen Privatnotenbanken zu sprechen, welche die Beschränkungen des Diskonts in der Banknovelle vom 7. Juni 1899 durch ausgiebige Lombardierung von Wechseln zu umgehen pflegen, und auch die einzelner auswärtigen Banken, die sich das Lombardgeschäft besonders angelegen sein lassen, weil sie im Wechseldiskontverkehr zu wenig

---

[1]) Ad. Wagner, Zettelbankpolitik: „Man wird sich leicht der Ansicht zuneigen, daß dieser Geschäftszweig (der Wertpapierlombard) lieber ganz auszuscheiden sei.“ An andrer Stelle: „Deshalb ist es gut, ganz besondere Vorsicht bei der Beleihung von Effekten anzuwenden und diesem Geschäftszweig in der Regel nur eine mäßige Ausdehnung zu geben.“

Michaelis „Volkswirtschaftliche Schriften“: „Die Lombardbeleihung ist eine ungesunde Veranlassung und Grundlage der Notenemission. Sie schafft neue Umsatzmittel, während die Noten nur die Aufgabe haben, immer an Stelle bereits geschaffener Umsatzmittel (der Geschäftswechsel) zu treten.“

Auch in der französischen Bankenquete von 1865, welche bekanntlich ziemlich erfolglos verlief, sprechen sich nur einige Bankiers (Pereire) für größere Ausdehnung des Lombardgeschäfts aus. Die Mehrheit der Handelskammern wünschte, daß diese Darlehen seitens der Bank noch mehr eingeschränkt, wo nicht ganz unterdrückt würden, da sie mehr die Spekulation als den reellen Handel begünstigten.

Bei der deutschen Bankenquete von 1908 ist das Lombardgeschäft nur hinsichtlich eines Nebenpunktes in den Fragebogen aufgenommen. („Empfiehlt sich eine Verteuerung der Lombardentnahme bei der Reichsbank zu den Quartalsschlüssen durch Erhöhung der zinspflichtigen Taxe?“)

in Anspruch genommen werden. Allein die Reichsbank als letzte und größte Geldquelle des Landes konnte nach ihren Erfahrungen bei wiederholter Erwägung solchen Beispielen und selbst dem Wunsche des Reichstags [1]) nicht nachgeben. Andre Restriktionen, wie sie früher von der Preußischen Bank zeitweise geübt wurden, sind mehr oder minder willkürlich und treffen den Darlehensnehmer jedenfalls herb. Der in den stillen Geschäftsjahren gemachte Versuch, den Lombardverkehr durch Gewährung fester Darlehen auf sechs Wochen und drei Monate zu ermäßigtem Zinsfuße zu beleben, war erfolglos geblieben. Sodann durfte der Bank nicht entgehen, daß die Lombardanlage großen Schwankungen unterworfen ist. Diese ist zuweilen ungeachtet jenes höheren Zinssatzes recht hoch.[2]) Ein Unterschied gegen den Diskontsatz von weniger als ein Prozent würde sie zweifellos noch höher anschwellen lassen und die Nachteile steigern, welche einer hohen Lombardanlage an sich anhaften.[3])

Dazu kommen die ungünstigen Erfahrungen, welche die Reichsbank mit der Einrichtung eines ermäßigten (Vorzugs-)Zinssatzes für gewisse Papiere gemacht hat. Nicht daß diese Einrichtung an sich der Mißbilligung in weiteren Kreisen begegnet wäre — ein niedrigerer Zinssatz ist stets für Kreditsuchende willkommen —, der Umfang der Einrichtung, die von manchen erstrebte, von der Reichsbankverwaltung jedoch stets abgelehnte Ausdehnung auf noch andre Papiere ist es, was ihr heftige Angriffe zugezogen und, wenn sie auch keineswegs entscheidend war, zur Beseitigung des Unterschiedes überhaupt beigetragen hat. Im Jahre 1884, einer Zeit sehr billigen Geldes, hatte sich die Reichsbank entschlossen, bei Darlehen gegen ausschließliche Verpfändung von Schuldverschreibungen des Reichs oder deutscher Staaten, namentlich um die Anlage in diesen Papieren (als sog. Standardpapieren) zu begünstigen, einen um ein halbes Prozent ermäßigten Zinsfuß zuzulassen. Jenes Ziel wurde zwar erreicht, und gleichzeitig zeigte sich eine Belebung des Lombardgeschäfts. Die durchschnittliche Lombardanlage stieg von 45,8 Millionen Mark im Jahre 1883 auf 49,2 Millionen Mark im Jahre 1884 trotz zunehmender Flüssigkeit des Geldmarktes.[4]) Aber es trat zugleich eine bedenkliche Verschiebung der Bankanlage ein. Während das Wechselportefeuille sich von 1876 bis 1896 um 60 Prozent, von 1883 bis 1896 um 76,4 Prozent hob, stieg das Lombard in jener größeren Periode um 108 Prozent, von 1883 bis 1896 um 131,3 Prozent

[1]) Kommissionsbericht des Reichstags von 1899, S. 31 ff., 56 ff.; Stenogr. Bericht S. 1992.

[2]) Im Jahre 1906 betrug die höchste Lombardanlage 284 520 000 M. (am 31. Dezember), die niedrigste 50 899 000 M. (am 22. September), die durchschnittliche 83 631 000 M.; im Jahre 1907: die höchste 364 297 000 M. (ebenfalls am 31. Dezember), die niedrigste 54 090 000 M. (am 23. Januar), die durchschnittliche 98 140 000 M.

[3]) Ad. Wagner, Zettelbankpolitik: „Der höhere Zinssatz für Lombards ist im Bankgeschäft auch ganz gerechtfertigt. Er enthält einmal gegenüber dem Wechseldiskont eine höhere Assekuranzprämie, da die Sicherheit der Darlehen und Lombards hinter derjenigen der Wechsel oft zurücksteht; sodann aber ist die Realisierbarkeit, der rechtzeitige Eingang der Darlehen im Wechselgeschäft wegen der Strenge des Wechselrechts notorisch gesicherter."

[4]) Jubiläumsdenkschrift S. 117.

auf 106 Millionen im Jahresdurchschnitt, davon allein auf 71,8 Millionen zum Vorzugssatze. Die Lombardanlage, welche 1883 nur 11 Prozent der Gesamtanlage durchschnittlich betragen hatte, erreichte 1896 14 Prozent. Es verschob sich also das Verhältnis zuungunsten der eigentlich normalen Anlage, der Wechsel, welche in ihrer größeren Liquidität die Widerstandsfähigkeit der Bank bei Krisen sichert. Einer solchen Entwicklung mußte entgegengearbeitet werden.

Der Vorzugssatz wurde daher vom 1. Juli 1897 ab mit Genehmigung des Reichskanzlers aufgehoben. Alle an sich zur Beleihung zulässigen Papiere wurden damit bezüglich des Zinsfußes einander gleichgestellt, also gleichzeitig die stets sehr mißliche Auswahl der zum Vorzugszinssatz geeigneten Papiere vermieden. Die beabsichtigte Wirkung ist nicht ausgeblieben. Die durchschnittliche Wechselanlage, welche 1896 nur 646,3 Millionen Mark betragen hatte, ist im Jahre 1906 auf 989,4 Millionen, im Jahre 1907 auf 1104,5 Millionen gestiegen, die durchschnittliche Lombardanlage dagegen von 106 Millionen auf 83,6 Millionen bzw. 98,1 Millionen Mark gefallen. Schon bis zum Jahre 1900 war sie allmählich auf 80 Millionen Mark herabgegangen, also in einer Zeit, in welcher die aufsteigende Wirtschaftsentfaltung eine starke Inanspruchnahme des Bankkredits bedingte. Dabei zeigte sich, daß der Rückgang sich im wesentlichen auf die Reichs- und Staatspapiere erstreckte; in den andern Papieren kam er fast gar nicht zum Ausdruck. Auf jene Papiere waren nämlich im Jahre 1896 durchschnittlich 71,8 Millionen oder 67,7 Prozent, auf andre 27,9 Millionen oder 26 Prozent der Lombardanlage überhaupt entnommen. Bis zum 7. September 1900 fiel der Betrag der gegen Verpfändung von Vorzugspapieren entnommenen Darlehen auf 42,2 Millionen oder 60,6 Prozent und bis 15. August 1907 weiter auf 39,2 Millionen Mark, womit er sich nur noch auf 49,3 Prozent der gesamten Lombardanlage bezifferte.

Die Summe der Darlehen auf die andern, nicht zu jenen bevorzugten Obligationen gehörigen Papiere hat sich dem Betrage nach nicht stärker geändert.[1]) Sie betrug an den letztgenannten Tagen 22,8 bzw. 25,8 Millionen Mark oder 32,7 und 32,5 Prozent der Gesamtanlage.

Diesen schlagenden Ergebnissen gegenüber konnte die von manchen Erwerbsklassen, namentlich den Bankiers, gewünschte Wiedereinführung des Vorzugssatzes für Reichs- und Staatsanleihen nicht in Frage kommen. Die Liquidität der Gesamtanlage würde dadurch arg beeinträchtigt, die Widerstandsfähigkeit der Reichsbank allen Gefahren gegenüber wesentlich abgeschwächt werden. Der niedrigere Beleihungssatz für die gewöhnlichen Lombardeffekten in der Praxis einzelner Notenbanken[2]) bringt den Qualitätsunterschied in andrer Weise zum Ausdruck,

---

[1]) Auf die so bewirkte Verschiebung des Risikos innerhalb der Lombardanlage — während alle Zentralnotenbanken die angemessene Verteilung desselben als Richtschnur befolgen — weist die Jubiläumsdenkschrift S. 119 hin.

[2]) Zum Beispiel die Banque de France beleiht französische Rente und Bons du Tresor zu 80 Prozent, andre Papiere zu 75 Prozent, die Russische Staatsbank direkte Anleihen des Staats und die von ihm garantierten zu 90, andre Papiere zu 75—80 Prozent.

würde aber mit dem Bankgesetz kaum im Einklang stehen, welches die Beleihung inländischer Papiere allgemein bis zu drei Vierteln, ausländischer bis zur Hälfte des Kurswertes gestattet (§ 13 Nr. 3 b, c). Die früher abweichende Praxis der Reichsbank — mit verschiedenen, schwer zu regelnden Klassen des Beleihungswerts — hat sich nicht bewährt und ist seit langen Jahren aufgegeben. Nur eine einheitliche Behandlung aller lombardfähigen Papiere überhebt der Auswahl und vermag jenen großen bankpolitischen Gesichtspunkt der steten Flüssigkeit einer nicht übermäßig großen Lombardanlage aufrechtzuerhalten.

Die bankgesetzliche Höchstgrenze, welche allmählich von 90 Millionen auf 120, 150, im Jahre 1890 auf 180 Millionen Mark ausgedehnt worden ist, hat sich längst als unwirksam erwiesen. Die Lombardanlage ist nicht nur an sich sehr schwankend; namentlich der Ultimobedarf pflegt, wie auch die obenerwähnte Frage bei der Enquete von 1908 andeutet, sehr groß zu sein.[1]) Der Bankier verschafft sich die Mittel zu weiterer Kreditgewährung beim Ultimo vielfach zweckmäßig durch die Inanspruchnahme des Lombardkredits bei der Reichsbank als letzter Landeskreditquelle. Der Vorteil, daß der Bankier sich einige Tage mit dem empfangenen Vorschuß behelfen kann, kommt der gesamten Wirtschaft des Landes zugute und ist gerade bei dem gespannten Geldstand am Quartalswechsel von besonderer Bedeutung. Wenige Tage vor diesem Termine schwillt die Lombardanlage darum auch regelmäßig sprunghaft an, um in nächster Zeit ebenso rasch wieder abzunehmen.[2]) Diese Verschiedenheit zeigt sich aber auch bei den einzelnen Zweiganstalten. Manche haben aus örtlichen Gründen zeitweise geringeren Bedarf, andre größeren. Voraussehen läßt sich das nicht, gerade beim Lombardverkehr. Die Bedürfnisse der einzelnen Industrien und andrer Wirtschaftszweige pflegen rasch zu wechseln. Ebendeshalb lassen sich die Lombarddarlehen nicht für die einzelnen Bankanstalten (Mitte Juni 1908: 486) kontingentieren. Die technischen Schwierigkeiten, denen eine solche Maßregel begegnet, sind unüberwindlich. Die Höchstgrenze ist deshalb mehr und mehr unbeachtet geblieben. Bei den zahlreichen Ueberschreitungen hätte es keinen Sinn, jedesmal besonders Indemnität nachzusuchen. Der Zinsfuß bleibt die einzige wirksame Handhabe, das Lombardgeschäft der Liquidität wegen in den nötigen Grenzen zu halten.

Das fortwährende Sinken des Kurses unsrer so trefflich fundierten Staatspapiere ist gewiß eine beklagenswerte Erscheinung. Ob aber die Wiedereinführung des Vorzugszinssatzes ein Mittel bieten würde, hierin Wandel zu schaffen, bleibt sehr fraglich. Die bisherigen Erfahrungen der Reichsbank sprechen nicht dafür.

Im Jahre 1884 zeigte sich allerdings eine allmähliche Kursbesserung im Fortgang einer früher einsetzenden Bewegung. Aber im Jahre 1897 nach Aufhebung des Vorzugszinssatzes war ein Kursdruck durchaus nicht wahrnehm-

---

[1]) S. Seite 37 Anm. 2.

[2]) Jubiläumsdenkschrift, S. 117.

bar. Den ganzen Juli hindurch trat vielmehr eine leichte Steigerung ein. Von 1896 bis 1900 ist wiederum ein starker Rückgang eingetreten auf Grund allgemeiner wirtschaftlicher Verhältnisse, und in neuerer Zeit ist dieser Rückgang noch mehr bemerkbar.[1]) Die Gründe davon sind ziemlich unstreitig. Die große und fast regelmäßige Vermehrung der Reichs- und Staatsanleihen und die Gelegenheit für das beteiligte Publikum, in industriellen Anlagen mehr Rente zu erzielen, stehen im Vordergrunde. Der Kursfall hat auch die übrigen deutschen festverzinslichen Anlagewerte in gleicher Art betroffen. Es hat keine merkliche Annäherung der bevorzugten an die nichtbevorzugten Papiere stattgefunden. Wo ein solcher Unterschied besteht und immer bestanden hat, ist der größere Markt jener die Ursache, nicht das Lombardprivileg. Dieses tritt ganz in den Hintergrund, schon weil es nur für kurze Zeit gewissen Erwerbsklassen mäßigen Vorteil bietet. Einen besondern Anreiz zur dauernden Beschaffung von dergleichen Papieren kann es heutzutage nicht mehr enthalten. Bei einer nur mit dem Zinsfuß rechnenden dauernden Anlage ist sogar eine bessere „Klassierung" dieser Papiere zu erwarten als bei der früheren Erleichterung der Verpfändungsmöglichkeit.

Nach alledem sind die gehofften Vorzüge der Wiedereinführung des Lombardvorzugs so fraglich, daß es sich nicht verlohnt, ihretwegen ein wichtiges bankpolitisches Prinzip zu gefährden oder gar aufzugeben. Dazu kommt endlich, daß sofort wieder die alten Forderungen erwachen würden, den Vorzug auf andre Papiere auszudehnen. Nicht bloß alle Bundesstaaten würden dessen teilhaftig werden müssen; die preußischen landschaftlichen Pfandbriefe,[2]) die Hypothekenbankpfandbriefe, welche den städtischen Realkredit stützen, die Provinzial-, die Stadtschuldverschreibungen, von denen immer neue Emissionen den Markt belasten, und andre würden in die Reihe der bevorzugten Papiere aufgenommen sein wollen. Der Kampf hat vom Standpunkte der Landwirtschaft sofort begonnen, als der Reichstag die Wiedereinführung des Vorzugszinssatzes gelegentlich empfahl.[3]) Jene Besorgnis ist daher sicher nicht unbegründet. Wenn die Reichsbank, wie nicht anders möglich, solchen Forderungen Widerstand leistet, würden sich die alten Angriffe auf sie erneuern und ihre Vertrauensstellung ohne Grund schwer beeinträchtigt werden.

	2. 1. 1906	2. 1. 1907	2. 1. 1908
[1]) 3-prozentige Reichsanleihe	89,20	87,30	82,90
$3^1/_2$ „ „	101,10	98,20	94
3 „ preuß. konsolidierte Staatsanleihe	89,20	87,30	82,80
$3^1/_2$ „ „ „ „	101,20	98,25	94,50

[2]) S. Verhandlungen des Reichstags vom 2. März, 24. März, 18. Juni 1896.

[3]) S. Verhandlungen des Reichstags vom 28. Mai 1906.

Okkultismus und Derwischtum bei den Fellachen Palästinas

Von

Dr. E. Graf von Mülinen

Man wird von den Bauern Palästinas nicht neue Aufschlüsse über den Okkultismus erwarten; immerhin dürfte es Interesse bieten, den Formen nachzugehen, in denen er sich unter ihnen äußert, da er ihr Leben in weitreichendem Maße bestimmt.

Innig ist der Volksglaube mit uralten Vorstellungen verwebt. Die Verleihung des Namens an ein Kind zum Beispiel beruht noch immer auf der Anschauung, daß er einen geheimnisvollen Einfluß auf die Geschicke des Trägers auszuüben imstande sei. Dem Namen schrieb man überhaupt von jeher eine okkulte Kraft zu, wobei man annahm, daß von seiner in feierlicher Weise zu vollziehenden Anwendung bestimmte Wirkungen abhingen. Am deutlichsten tritt dies natürlich zutage, wenn es sich um die Gottheit handelt; führt dieselbe doch nach mohammedanischer Tradition neunundneunzig verschiedene, dem Menschen bekannte Bezeichnungen, während die hundertste ihm verborgen ist. Dieser Gedankenkreis, auf dem ja auch das dritte der zehn mosaischen Gebote beruht, reicht in unvordenkliche Zeiten zurück; jeder weiß ferner, welche Bedeutung dem „großen Namen Gottes" in der Kabbala beigelegt wird. Hier sei noch an die koranische Formel iqra' bismi rabbika (rezitiere den Namen deines Herrn, Sure 96, 1) erinnert, womit man die Stelle 1. Mose 12, 8 vergleiche: qarā beschēm yahweh, er rezitierte den Namen Jehovas (bei Luther: er bauete daselbst dem Herrn einen Altar und predigte von dem Namen des Herrn).

Stets sucht der Mensch die seiner Kenntnis gezogenen Grenzen zu überschreiten; gelingt ihm dies nicht mit Hilfe der Sinneswahrnehmungen und Verstandeskräfte, so ist er geneigt, andre, den atavistischen Unterströmungen seiner Psyche entsprechende Verfahren einzuschlagen. Im Orient, wo heute die Pflege der Wissenschaft daniederliegt, muß er dieser Versuchung um so leichter verfallen, als hier seit der Vorzeit das Geheimwissen seinen Sitz hatte. Während der moderne Spiritismus, dem von einzelnen Europäern und Amerikanern in Palästina gehuldigt wird, bei den Fellachen keinen Eingang gefunden, steht daher unter ihnen die altüberkommene Magie noch in voller Blüte. Wie bei uns im Mittelalter zwischen weißer und schwarzer Kunst unterschieden wurde, spricht der arabische Fellache von mukāschafe und ihrem Gegensatze, dem siḥr a'war ed-deddschāl, der Zauberei des einäugigen Erzlügners, d. h. des koranischen Antichrists. Die mukāschafe verleiht ihrem Besitzer hohes Ansehen, oft den Nimbus der Heiligkeit; die Zauberei, obgleich eitel Täuschung, macht ihn doch zum gefürchteten Mann. In letzterem Rufe stehen häufig Maghribiner, die sich mit Hebung von Schätzen abgeben.

Die Magie bezieht sich auf die Erkundung des Verborgenen, namentlich der Zukunft, sowie auf die Kunst, Unheil abzuwehren, aber auch, andern Böses zuzufügen.

Zur Erkundung des Verborgenen gibt es verschiedene Mittel, die man heute noch in mannigfachen Fällen anwendet, z. B. wenn ein Diebstahl vorgekommen ist und man der gestohlenen Sache oder des Diebes habhaft werden will. Auch das Los der Verstorbenen, ob sie sich unter den Seligen oder Verdammten befinden, ist für die Hinterbliebenen eine wichtige Sorge. Dabei kommt es namentlich auf die Träume und ihre Auslegung (tefsīr el-mänām) an; sieht man im Traume seine Lieben in weißen glänzenden Gewändern mit leuchtendem Antlitz, so darf man über sie beruhigt sein; anders aber, wenn sie in Schwarz gehüllt sind und traurig aussehen. Ein ferneres Verfahren, das Unbekannte zu erforschen, das ḍarb er-raml (Sandwerfen), ist in den Karmeldörfern jetzt nicht üblich, während es in der Stadt, namentlich von Negern, oft gebraucht wird. Das Wahrsagen aus der Hand ist meist, wie bei uns, Sache der Zigeunerinnen. Speziell bezüglich der Zukunft hängt alles ab von der Beurteilung der glück- und unglückbedeutenden Vorzeichen (istichāra). Den ersten Rang nimmt hier noch immer die Astrologie (ḥisāb en-nidschim) ein, über welche verschiedene, von den weisen Männern fleißig studierte Schriften handeln. Unter den letzteren hat den größten Ruf das Kitāb des Abu Ma'schar el-Feleki, des berühmten Astronomen und Astrologen des Abbasidenhofes, der im Jahre 885 n. Chr. starb. Das Büchlein beginnt mit den Worten: el-ḥamdu lillāhi 'lladi chalaqa 'l-insāna min sulālatin min ṭīn und ist in jüngster Zeit in Kairo mehrmals lithographiert worden.

Das Unheil, das den Menschen trifft, ist der Fellache vor allem bereit, von dem Einfluß des bösen Blickes ('aēn oder naḍra, auch faqra, eigentlich Elend) herzuleiten. Jedes Lob, das über einen Menschen oder eine Sache ausgesprochen wird, kann die Mißgunst der höheren Gewalt heraufbeschwören; man hört daher nie eine Anerkennung, der nicht der Spruch vorausgeschickt würde „ma schā'a 'llāh“, was Allah will, sc. geschieht — d. h. was Gott nicht will (das Böse), möge nicht geschehen. Nach dem ḥadīṯ des Propheten lā chaira fī 'l-aṣfar, kein Heil bei den Blonden, fürchtet man, weil blonde Haare häufig mit blauen Augen gepaart sind, hauptsächlich blauäugige Menschen. Als Präventivmittel versieht man sich daher in homöopathischer Weise gerne mit blauen Steinen, häufig Türkisen (fērūz) im Fingerring, manchmal mit blauen Glasperlen (charazi zerqa). Um die Wirkung des Amuletts (ḥidschāb oder ḥirz, eigentlich Schleier bzw. Behütung) zu verstärken, fügt man dem blauen Stein ein Stück des blutstillenden Alauns (schäbb) bei, wonach solche Zierate auch schäbbi heißen; eingewickelte Koransprüche sind jedoch bei den Dörflern selten. Wer aufmerksam beobachtet, wird diese kleinen Anhängsel nicht nur auf dem Ṭarbūsch der kleinen Knaben, sondern auch an der Rufrāfi (dem vorragenden Teil des Stirnbandes) der Mädchen und Weiber und hier und da an deren Halsbändern bemerken. Kamel und Roß, auch das Maultier tragen sie entweder an der Halsschnur (qabbiyye) oder

als 'urdschi an der Stirn, bisweilen als Ring im Schweife. Sehr beliebt sind ferner die Hauer des Ebers (nāb el-chanzīr), die man sich, wie die übrigen Amulette, von maghribinischen oder schwarzen Händlern verschaffen kann. Besonders wirksam ist aber das Hersagen der letzten Koransure, der sūret en-nās, die selbst dem in seiner Religion wenigst bewanderten Fellachen geläufig ist.

Ist trotz aller Vorsichtsmaßregeln ein Unfall eingetreten, so bedarf es eines stärkeren Zaubers, und hierzu dient das Salz. Beim Salzräuchern (tabchīr min el-'aēn) wird etwas Salz in ein Becken mit brennenden Kohlen gestreut, wobei die Formel gesprochen wird:

ḥawaṭṭak ballah
min 'aēni u 'aēn chalq allah
'aēn el-ḥasūd fīhā 'ūd
'aēn el-bint fīhā chuscht
'aēn ed-dschār fīhā nār
milḥa bi'aēn elli tschūfak u mā teṣallīsch 'an-nebi.

Ich habe dich umgeben (behütet) bei Gott
Vor meinem Auge und dem Auge der Kreatur Gottes,
Dem Auge des Neidischen mit seinem (spitzen) Holz,
Dem Auge des Mädchens mit seinem Nagel,
Dem Auge des Nachbars mit seinem Feuer,
Ein Salzklümpchen für das Auge derjenigen, die dich ansieht und nicht zum Propheten betet.

Dann gießt man Wasser in die Kohlenglut, so daß sie erlischt, trägt sie hinaus und wirft sie hinter sich über den Kopf oder über die rechte Schulter, ohne sich umzusehen.

Wie aus dem Spruche ersichtlich, fürchtet man hauptsächlich den Blick der Mädchen und Frauen; anderseits sind es besonders die Weiber, welche diese abergläubischen Mittel anwenden.

Die bisher erwähnten Verfahren stehen jedem einfachen Dörfler zur Verfügung; eventuell wendet man sich an Neger, Zigeuner oder Maghribiner, welche die niederen Gattungen der Magie pflegen. In wichtigen Fällen zieht man jedoch einen 'ālim, einen Wissenden, d. h. Korangelehrten, der auf einer mohammedanischen Hochschule sein Examen abgelegt hat, zu Rate; denn die Astrologie und andre Geheimnisse bilden bis heute einen Zweig des wissenschaftlichen Unterrichts.

Die Gelehrten leiden freilich in dieser Beziehung unter einer gefährlichen Konkurrenz, welche ihnen die Derwische, auch in religiöser Hinsicht ihre Gegner, bereiten.

Es ist eine betrübende Beobachtung, die man nicht nur im Islam, sondern auch im Brahmanentum und in China unter den Anhängern des Laotse machen kann, daß gerade die Vertreter der idealsten religiösen Richtungen in den gröbsten Aberglauben versinken und die Unwissenheit der törichten Massen in der niederträchtigsten Weise ausbeuten.

Das Derwischtum (teṣawwuf), die islamische Mystik, inhärierte dem Mohammedanismus von Anfang an; trat aber in Erscheinung als Reaktion des

religiösen Bedürfnisses gegen die verknöcherte scholastische Orthodoxie; es wollte einen Gottesdienst einführen, der von allen konventionellen Zutaten frei sein sollte. In absolutem Idealismus sieht es, wie die Philosophie eines Spinoza, eines Fichte oder in neuester Zeit eines Mach, die uns umgebende, sinnlich wahrnehmbare Welt als bloße Täuschung an; wirkliche Existenz hat nach ihm nur die Gottheit und die menschliche Seele als Teil derselben. Die Wiederherstellung der Verbindung zwischen Seele und Gottheit, die „Vergottung", wie sich unsre deutschen Mystiker des Mittelalters ausdrücken, ist daher das Ziel des ṣûfi; um zu ihm zu gelangen, muß er sich alles Irdischen entschlagen.

Ihn beschreibt der türkische Dichter mit den Worten:

Was soll dem Derwisch wohl ein hohes Schloß?
Des Badraums Ecke dient zur Rast dem Derwisch;
Fremd sind ihm alle Kinder dieser Welt,
Denn Gott allein zum Freunde paßt dem Derwisch.
Von dem, was ungöttlich, erlöst und rein —
So bleibt fürwahr nicht eine Last dem Derwisch.

Viele ergaben sich dem Wanderleben, indem sie, gleich den Bettelmönchen alle persönliche Habe verschmähend, die ausgedehnten Provinzen des Kalifenreiches durchzogen; sie pflanzten den Keim ihrer reinen und toleranten Lehre ebenso durch Predigten in Versammlungen als durch ihr Beispiel der Demut und Entsagung.

Die neue Religion — denn als solche muß man sie bezeichnen —, die dergestalt im Schoße des Islams sich entwickelte und die zuerst aus persischen Ideen, nachher aus dem neoplatonischen System fernere Nahrung erhielt, breitete sich unter solchen Bedingungen rasch aus. Die namhaftesten Geister wandten sich ihr zu; aus der früheren Zeit seien von ihnen unter den Arabern nur Bisṭâmi und Dschuneid von Bagdad, aus der Epoche der Kreuzzüge der große Muḥieddîn ibn el-'Arabi genannt. Viele machten Schule und gründeten weitverzweigte Orden, wie Sa'd eddîn ed-Dschebâwi, der sprachgewaltige und gefühlvolle persische Dichter Mewlâna Dschelâl eddîn er-Rûmi und Ḥâdsch Bektasch Weli, der zum Patron der türkischen Janitscharen wurde. Unermeßlich war der Einfluß, den sie auf die Gedankenwelt des Orients ausübten; die berühmtesten Sänger, ein Scheich Sa'di, ein Ḥâfiz und ein Ferîd eddîn 'Aṭṭâr schöpften ihre Begeisterung aus dem Borne der mystischen Gottesliebe, sogar ein Imâm Ghazzâli bekannte sich am Ende seines Lebens zum Sufismus.

Mit Mißgunst und Schrecken bemerkten die Ulema das Entstehen und Wachsen dieser Geistesmacht, welche den Islam zu unterminieren drohte, und sie verfolgten deren Anhänger, sowie sie die erforderliche Macht in den Händen fühlten. Als Stützen des mohammedanischen Staates konnten die orthodoxen Geistlichen die Regierungen hierzu leicht beeinflussen, um so mehr, als manche der ṣûfis sich in häretisch-pantheistische Richtungen verirrten. Zahlreiche Opfer wurden der Orthodoxie dargebracht, wobei die Märtyrer den qualvollen Tod mit Standhaftigkeit in vergebungsvoller Gesinnung erduldeten. In den Annalen des Orientes sind

besonders durch ihr Sterben berühmt Ḥallādsch Manṣūr und der Dichter Nesīmi, auch Schihāb eddīn Suhrawerdi verdient erwähnt zu werden, der in Aleppo durch die Inquisition der Ulema exekutiert wurde; es geschah dies unter der Regierung des glänzenden Saladin, den uns Lessing in seinem „Nathan dem Weisen" als ein Ideal der Duldsamkeit schildert.

Durch solche Erfahrungen belehrt, verbargen sich die Derwische unter der schützenden Hülle der Staatsreligion, indem sie ihre Anschauungen nur in den geschlossenen Ordenskonventikeln zum Ausdrucke brachten. Auch ihre Lehrbegriffe versteckten sie durch zweideutige Bezeichnungen; das Wort tauḥīd, Vergottung, zum Beispiel konnten sie ungescheut brauchen, da es für den orthodoxen Mohammedaner nichts andres besagt als den Preis des monotheistischen Allah. Hierdurch war aber ihrer Propaganda Einhalt getan, und eine Geistesbewegung, die nicht vorwärts schreitet, wird rückläufig. Es waren noch andre Ursachen, welche den Verfall des Sufismus herbeiführten. Vor allem kann sich keine Religion stets in der gleichen Reinheit erhalten; nach einer Periode aufrichtiger Inbrunst machen sich bei ihren Bekennern die weltlichen Verhältnisse geltend, die notwendig eine Trübung herbeiführen. Gerade an diejenigen, welche allen irdischen Tand verachten, tritt am stärksten die Versuchung des geistlichen Hochmutes und die Verlockung, durch das Mittel der bloßen Gedankenkraft andre zu beherrschen, denn ihnen bringen die Mitmenschen ein unbegrenztes Vertrauen entgegen. Viele der Orden gaben sich auch in ihren reich dotierten Klöstern dem Genußleben und dem Müßiggang hin, während andre durch die selbstgewählte Armut in die Bedrängnis des Elendes und Hungers mit seinen sittlich-verderblichen Gefahren gestürzt wurden.

So ist das Bild, welches das Derwischtum heute bietet, ein tieftrauriges; gewöhnlich wendet sich der Europäer, der in Konstantinopel, Kairo oder Algier bei dem Besuche des dikr, wie die ekstatischen Gottesdienste heißen, einen Blick darauf geworfen, mit Abscheu ab. Nebenbei möge hier bemerkt sein, daß die dem Durchschnittstouristen geläufige Einteilung in „tanzende" und „heulende" Derwische im Orient unbekannt ist. Alle Derwische „heulen", wenn man ihre Rezitation so nennen will, und die meisten „tanzen", d. h. sie begleiten ihr dikr mit rhythmischen Körperbewegungen. Vorzugsweise dürften unter den tanzenden Derwischen der Orden der Mewlewiyye, unter den heulenden die Orden der Rufā'iyye und Sa'diyye zu verstehen sein; die wildesten, gegen ein Eintrittsgeld zu besichtigenden Vorstellungen geben die 'Aisāwiyye in Algier.

Zur Ehre der islamischen Mystik muß ich bezeugen, daß ich allerdings einzelne Sūfis persönlich kennen lernte, an denen solche Makel nicht hafteten, die im Gegensatz hierzu brave und gebildete, dazu tolerante Männer einer aufrichtigen Frömmigkeit waren und sich bestrebten, Gott im Geiste und in der Wahrheit zu dienen. Sie empfinden tief die Schmach, welche durch den okkultistischen Hokuspokus der meisten ihrer Mitbrüder auf ihren Stand geladen wird.

In Palästina gelten als die vier Pole (quṭb) der Geisteswelt die Ordensgründer Aḥmed el-Bedawi (gest. 675 H.), Aḥmed er-Rufā'i (gest. 578 H.), 'Abd

el-Qādir el-Gīlāni (gest. 480 H.) und Ibrāhīm ed-Dasūqi (gest. 676 H.). In den Karmeldörfern speziell gibt es jedoch keine Mitglieder der letztgenannten Brüderschaft, auch existieren hier keine Mönchsklöster (tekkiyye). Die Derwische leben vielmehr vereinzelt in den Ortschaften teils von ihrer Hände Arbeit, teils von Almosen und Gelübden der Fellachen. Denn bei dem großen Ansehen, in welchem die heiligen Ordensgründer stehen, mangelt es nie an solchen, welche ihre Hilfe anrufen und diese mit ihren Opfern erkaufen, die dann den lebenden Vertretern der tarīqa (Orden) zum Genusse übergeben werden. Ferner sieht man häufig durchwandernde Derwische, namentlich ägyptische Sa'diyye, denen die Mütter ihre Kinder bringen, damit sie ihnen die Hände auflegen und sie segnen.

Ihr dikr verrichten die Derwische stets am Vorabend des Freitags, manchmal auch am Vorabend des Dienstags. Der Eintritt in den Orden ('ahd, eigentlich Verpflichtung) findet in geschlossenem Kreise statt, wobei der Novize (murîd), der eine gewisse Prüfungszeit unter der Leitung seines geistlichen Vaters (murschid) bestanden hat, sein Ordensgelübde (bai'a) darbringt und ihm unter Handschlag die Geheimdevise der Brüderschaft (talqīn) ins rechte Ohr geflüstert wird. Soweit ich erfahren konnte, geht dem 'ahd ein dikr voraus; als Symbol des Bundes dient etwas Oel mit Wasser, über dem der Einführende betet, worauf er gegen den Mund des Novizen bläst (bisuchch bitummu), indem er die Worte yā ähl illāh, 'alā kīs el-bedawi (rufā'i), o ihr Leute Allahs, auf den Beutel des Bedawi (Rufā'i), ausspricht. Dann gibt er das Oel dem neuen Jünger (telmīd) zu trinken.

Abgesehen von den genannten großen Orden findet man in den Karmeldörfern noch Derwische, die nicht in einer geregelten Organisation leben, jedoch mit einem Heiligtum in Verbindung stehen. Die Maqāme, um die es sich hier handelt, sind die Gräber des Sīdnā 'Ali ibn 'Alēm nördlich von Jaffa und des Zi'bi im östlichen Teile der Jesreelebene. Das erstere Heiligtum habe ich zum Zwecke der Einziehung genauerer Erkundigungen besichtigt. 'Ali ibn 'Alēm war ein Abkömmling des Kalifen 'Omar und starb nach der auf dem Māqam angebrachten Grabschrift im Jahre 474 H. = 1081 n. Chr. Seine Kultstätte, ein mächtiges, stattliches Gebäude, die in hohem Rufe der Wundertätigkeit steht, wird besonders im Juni, wenn die Melonen reifen, von zahlreichen Wallfahrern besucht, die alsdann mit ihren Gaben nicht kargen; da aber an ihr kein bestimmtes Fest stattfindet, fließen ihr die Geschenke das ganze Jahr zu. Der Maqām, zu dem ein weit ausgedehntes Terrain gehört, ist ein Waqui (Stiftung) und steht noch in der Nutznießung der in Damaskus lebenden Deszendenten des Heiligen. Als Hüter und Verwalter haben letztere eine Familie Qirim eingesetzt, welche zwar fleißig der Verpflichtung zu den vorgeschriebenen Gebeten nachkommt, sonst aber sich nur weltlichen Angelegenheiten widmet und nicht zu den Derwischen rechnet. Immerhin ist sie befugt, Zeugnisse (Schihāde) auszustellen, welche solche Pilgrime nachsuchen, die als Derwische „auf den Beutel des 'Ali ibn 'Alēm" zu leben geloben. Hiermit kehren sie in ihr Heimat-

dorf zurück, wo sie die dem Heiligen zu weihenden Opfer in Empfang nehmen, um ihren Unterhalt daraus zu bestreiten.

Was heute den Derwischen den größten Nimbus verleiht, ist weniger ihr angeblich der Religion geweihtes Leben als die durch sie verrichteten, von dem Volke, namentlich von den Fellachinnen angestaunten Wundertaten, ihre Beziehungen zum Okkultismus. Daß hierbei anscheinend unerklärliche Dinge geschehen, ist eine Tatsache, gegen welche sich zu verschließen nichts nutzt. Wenn man auch vieles auf Humbug und Taschenspielerkünste zurückführen kann, so gibt es andre Vorkommnisse, die wahrscheinlich, wie die Mirakel unsrer europäischen Gnadenstätten, auf Suggestion beruhen, in der die Orientalen ein viel weiter reichendes Können zu besitzen scheinen, als es im Abendlande zu finden ist. Auch mögen ihnen Kenntnisse natürlicher Kräfte zu Gebote stehen, welche durch die moderne Wissenschaft noch nicht aufgehellt sind. Die arabischen Derwische erkennen dabei an, daß die muslimischen Fakire in Indien und die brahmanischen Asketen, die sie in bemerkenswerter Weise ihre Brüder heißen, ihnen in bezug auf Wunderkraft überlegen sind.

Die einzelnen Orden haben ihre Spezialitäten, die sie bei großem Zulauf der Dörfler in Vorstellungen, sogenannten Prüfungen (imtiḥān) exhibieren. So wissen die Ḳādiriyye das Feuer zu besprechen und unter Murmeln von Sprüchen mit den Händen zu löschen (taṭfiyet en-nār), ohne daß es sie verletzt. Auch die Bedawiyye geben sich hiermit ab, außerdem spielen sie in anscheinend gefährlicher Weise mit bloßen Schwertern (ḍarb es-sēf) und stecken durch Hände, Beine oder Wangen spitze Spieße (ḍarb es-sīch), wobei kein Blut fließt. Die Sa'diyye haben die Gabe, Geisteskranke zu heilen (biruddū 'l-'aql lil-medschnūn); dies findet zwar unter feierlichen Zeremonien statt, ist aber für die Patienten mit keinen leiblichen Unannehmlichkeiten verbunden, da die Mohammedaner Irre stets mit Sorgfalt behandeln. Viel barbarischer und für die Kranken qualvoller ist das Gebaren der christlich-orientalischen Geistlichen bei ihren Exorzismen der Besessenen (meskūn).

Die Rufā'iyye können das Fieber vertreiben, indem sie heilskräftige Amulette (ḥidschāb lis-suchūne) verteilen; ihren hauptsächlichen Ruf verdanken sie jedoch der Gewalt, Schlangen zu bannen (taḥwīṭ el-ḥayyi, wörtlich das Umzingeln der Giftschlange). Zur Illustration dieses Verfahrens diene der Bericht eines mir gut bekannten Augenzeugen:

„Ich war anwesend, als sich im Hause unsers Nachbars eine Giftschlange bemerkbar machte; sofort wurde ein gerade durchwandernder Rufā'i gerufen. Er trat herein, winkte der Schlange mit der Hand und rief ihr zu: ta'ā yā mubāraki (komme, du Gesegnete). Langsam schlich sie heran und kroch vor seine Füße. Dann zog er mit dem Stock einen Kreis um sie am Boden mit den Worten: bismi'llāh u bismi 'l-weli 'r-rufā'i, ḥawwáṭit 'alēki (im Namen Gottes und im Namen des Heiligen Rufā'i, ich habe dich umzingelt). Nun ergriff er sie, hob sie in die Höhe und zeigte sie uns. Nachdem er sie wieder auf den Boden gebettet, sprach er zu ihr: sīrī yā mubāraki (wandle, du Gesegnete), wobei er

mit dem Finger an einer Stelle den Kreis durchwischte. Hierauf entwich sie durch die Kreisöffnung und verschwand aus der Tür. — Bleibt die Schlange, wenn sie den Kreis verlassen, im Hause, so trägt sie der Derwisch auf das Verlangen der Bewohner ins Freie an einen nicht bewohnten Ort; sie zu töten, wäre für ihn jedoch harām (eine Sünde)."

Ich zweifle nicht an der Aufrichtigkeit des Berichterstatters. Wieweit seine Sinneswahrnehmungen getäuscht werden konnten, kommt hier nicht in Frage, da es sich für uns nicht um die objektive Realität der Tatsache, sondern um die subjektive Empfänglichkeit der Fellachen für okkultistische Manipulationen handelt. Man wird sich durch solche Beispiele überzeugen, daß die Volksseele seit uralten Zeiten im Grunde dieselbe geblieben ist.

Die Neurasthenie und ihre sozialen Gefahren

Von

Dr. Diomede Carito (Neapel)

I

Jede Epoche hat ein spezielles pathologisches „Gesicht", das die am meisten hervortretenden abnormen Merkmale ihres psychophysischen Lebens widerspiegelt. Es gibt sie bis zu dem Grade wieder, daß man, wenn von irgendeiner Epoche nur die jeweilige medizinische Literatur übriggeblieben wäre, durch diese zum großen Teil das Leben, das damals geführt wurde, und die Ideen, die darin vorherrschend waren, rekonstruieren könnte. In derselben Weise, wie der Paläontologe aus wenigen fossilen Ueberbleibseln der Fauna und Flora eine begrabene Welt rekonstruiert und daraus Schlüsse selbst auf die geologischen, klimatischen u. s. w. Verhältnisse zieht, welche die betreffende Gegend damals aufwies, kann der Pathologe nach der Beschreibung der krankhaften Formen, die in einer bestimmten Periode der menschlichen Geschichte hervortraten, diese wieder aufbauen und sich ziemlich genau vergegenwärtigen, wie die Bewohner eines Landes damals gelebt haben, wie ihre Lebensführung, ihre Empfindungen, die Gedanken, die zu jener Zeit vorherrschend waren u. s. w., gewesen sein müssen. Im letzten Grunde ist eben die Pathologie der Exponent der psychophysischen und psychosomatischen Anomalien, die in einer bestimmten Aera vorherrschen.

Wenn uns von der Epoche, in der die „Dämonopathien" in epidemischen Formen wüteten, auch nur zum Teil die Schilderungen, welche die Aerzte damals davon machten, erhalten geblieben wären, so würde es uns leicht fallen, in mehr oder minder genauer Weise das Leben, das zu jener Zeit geführt wurde, die Empfindungen und die Gedanken, die jener Zeit die Klangfarbe gaben, zu rekonstruieren.

Es war die klassische Epoche des religiösen Wahnsinns, jenes megalomanen

in der Gestalt des Aszetismus auftretenden Mystizismus, der einen so fruchtbaren Boden für Wahnvorstellungen, für Gehörs- und Gesichtshalluzinationen, für Verfolgungsideen bildete, die zu jenen unmenschlichen Blut- und Scheiterhaufenszenen führten, an denen diese geschichtliche Epoche in so furchtbarer Weise überreich ist. Wenn man die Berichte der Aerzte jener Zeit liest, so erhält man den Schlüssel zu allen diesen Vorgängen und vermag sich die psychische Ansteckung zu erklären, die sich hier in ihren ungeheuerlichsten Formen entfaltete. Vor allem der Arzt kann mit seinem geistigen Auge sich eine jener mittelalterlichen Szenen rekonstruieren, wie sie Zauberer und Besessene aufführten, die im Delirium, das sie befiel, wirklich Beelzebub und Satan zu sehen und ihre Stimme zu hören glaubten.

Heute ist der Lauf des Lebens ein andrer, und ebenso hat sich der Inhalt der Gefühle verändert.

Infolgedessen weisen die Fälle von religiösem Wahnsinn eine fortschreitende Abnahme auf; an ihre Stelle sind solche getreten, welche die seelischen Erregungen widerspiegeln, von denen die moderne Welt bewegt wird.

Die Wirklichkeit des Lebens nimmt heutigestags den Menschen viel mehr in Anspruch als die Fata Morgana des überirdischen Paradieses. Die mystischen aszetischen Neigungen der klassischen Epoche des religiösen Wahnsinns sind von den Anforderungen des täglichen Lebens zerstampft worden. Der moderne Mensch hält sein Auge mehr auf die Erde als auf den Himmel gerichtet, von dem häufig übertriebenen Verlangen nach Freude und Glück gespornt, das sich in den gewöhnlichen Formen in den Nervosismus übersetzt; in jenen Formen, in denen die Störung des geistigen Gleichgewichtes vorwiegend auf krankhafte Ideale polarisiert ist, übersetzt es sich in den neurasthenischen Polymorphismus in allen seinen Schattierungen und Abstufungen.

Je nachdem sich die Ideen, welche die psychoaffektive Triebkraft einer Zeit sind, zu neuen Formen entwickeln, verändern sich auch die krankhaften Prozesse, indem sie eine neue, entsprechende Gestalt annehmen. Das erklärt, warum unsre Epoche vorwiegend neurasthenisch ist.

Doch die Neurasthenie hat entgegen der Behauptung Beards u. a. zu allen Zeiten existiert und hat immer ein besonderes, der jeweiligen psychophysischen Stimmung einer bestimmten Zeit entsprechendes „Gesicht" gehabt.

Die gegenwärtige Neurasthenie spiegelt, besonders nach der häuslichen, soziologischen und politischen Seite, den Geist unsrer Zeit wider. Durch die klinische Analyse, die von der psychophysischen unterstützt wurde, ist das innerste Wesen der Neurasthenie gründlich erforscht worden, die uns als der Exponent des veränderten psychophysischen Dynamismus unsrer Aera erscheint, einer Folge jener tiefgehenden Störungen, die sie beim Uebergang von einem historischen Zeitalter zum andern durchgemacht hat. Man kann mit gutem Grunde behaupten, daß in der Mehrzahl der Fälle von echter, primärer Neurasthenie die Psyche in erster Linie betroffen ist und ihre Erschütterung auf die somatischen Elemente, besonders die nervösen, zurückwirkt.

In allen Fällen von Neurasthenie ist eine Schwäche, eine abnorme Verwundbarkeit der Psyche vorhanden, die auf Vererbung beruht oder erworben ist. Und auch in jenen zahlreichen Kategorien von Fällen, in denen die Neurasthenie sich infolge irgendeines krankhaften Prozesses entwickelt, der an irgendeiner Stelle des Organismus entstanden ist, ist eine Schwäche des Ich vorhanden, das durch Vererbung oder durch eine abnorme Lebensweise und durch besondere psychophysische Ursachen erkrankt ist.

Dies wird kategorisch durch die Tatsache bewiesen, daß selbst traumatische Erkrankungen (z. B. durch Eisenbahnunfälle entstandene) bei manchen Individuen verlaufen, ohne irgendeine neurasthenische Begleiterscheinung hervorzurufen, während diese bei psychisch schwachen oder abnorm nervösen Individuen nicht ausbleiben.

II

In allen Sphären des Lebens und der Geistestätigkeit ist jener neurasthenische Wirbelwind zu verspüren, der die moderne Menschheit umherjagt: ein Wirbelwind, der von den erlesensten Geistern, unter denen er sich erhebt, allmählich bis zu den letzten sozialen Schichten hinabsteigt, die das empfinden, was man heute mit dem Namen psychisches Unbehagen bezeichnet. Es ist ein Unbehagen, das in manchen Augenblicken an das Delirium grenzt. Wir durchleben unzweifelhaft eine der aufgeregtesten Epochen der Geschichte, in der das Alte zum großen Teil nicht mehr befriedigt. Und was noch trauriger ist: man kann das Neue nicht bestimmt formulieren.

Auf der einen Seite erhebt sich siegreich die Chemie mit ihren bedeutungsvollen materiellen Errungenschaften und verkündet mit gewaltiger Stimme, daß die Menschheit binnen kurzem glücklich sein werde, weil dann in den Retorten des Chemikers das Eiweiß, die Kohlenhydrate und die Fette fabriziert werden, deren sie bedarf. Nach Ansicht mancher Leute wird ja, wenn für den Magen gesorgt sein wird, der soziale Friede, die Verbrüderung der Menschen kommen!

Auf der andern Seite steht eine Phalanx von Idealisten, die behaupten, daß die Krankheit, unter der sich heute die Menschheit krümmt, vorwiegend psychisch sei. Brot, sagen sie, ist für die unendliche Mehrheit der Sterblichen in genügender Menge vorhanden. Nach dieser Schar von Ideologen „lebt der Mensch nicht von Brot allein“! Der historische Materialismus bedeutet nach ihnen eine Depression in der historischen Kurve, weil das, worauf es vor allem ankomme, nicht die Quantität, sondern die Qualität sei. Was für einen Nutzen bietet es, wenn das Menschengeschlecht sich aus drei oder vier Milliarden mittelmäßiger Individuen zusammensetzt, die vom Gott Magen beherrscht werden? Wäre es nicht besser, es bestände aus einer halben Milliarde Individuen von bester Qualität?

Es ist ein furchtbarer Kampf, der in unsern Tagen mit blankem Schwert, mit der ganzen Energie verhundertfachter Kräfte im Schoße der modernen Gesellschaft ausgefochten wird. Man ist unzufrieden mit der Plattform, auf der bisher der menschliche Gedanke seinen Halt gesucht, die Gesellschaft es sich be-

quem gemacht hat. Man sucht das Neue, und man möchte dessen Umrisse und Gestalt in eine plastische Form bringen.

Doch die Entwürfe der Bildner unterscheiden sich alle voneinander. Feuerbach verkündigt, daß der Mensch für den Menschen das höchste Wesen sei, Max Stirner proklamiert das Quisquis sibi Deus. Nietzsche möchte die Menschheit in die präsokratische Epoche zurückführen und ihr die Ideale einflößen, die sie damals hatte, Tolstoi tut die industrielle Aera in den Bann, indem er sie als die verderblichste und unheilvollste hinstellt, weil sie antichristlich sei und vom Kodex des Mordes, der gewaltsamen Unterdrückung und des Hasses regiert werde, und preist den Panagrarismus als den einzigen und alleinigen Rettungsanker. Eine Schar von Denkern, darunter H. Spencer, stellt den Individualismus als hellstrahlenden Leuchtturm der Menschheit hin, von der Besorgnis erfüllt, daß der Sozialismus die Sklaverei der Zukunft (the coming slavery) werden könne, andre möchten die Menschheit zum Kollektivismus führen. Und noch andre gehen auf die Suche nach einem Medium quid, welches das Individuum mit der Gesellschaft, das persönliche Ich mit der physischen Kollektivität versöhnen soll, und pflanzen das Banner der Solidarität auf.

Auf allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit tobt heutigestags eine furchtbare Schlacht zwischen gegensätzlichen und neuen Gedanken: der Kampf zwischen der Vergangenheit und der Zukunft. So wird zum Beispiel auf dem Gebiet der Schulreform, die gegenwärtig in vielen Ländern mit dem größten Eifer betrieben wird, ein Kampf geführt zwischen denjenigen, welche behaupten, daß die heutige Schule dem Geist der „dynamischen Kultur“ unsrer Zeit folgen, mithin völlig und offen mit der Vergangenheit brechen und den neuen Strömungen des menschlichen Geistes folgen müsse, indem der ganze Unterricht auf Physik, Chemie, Mechanik, Mathematik konzentriert werde, und denjenigen, welche die Nabelschnur, die uns mit der Vergangenheit verbindet, festhalten wollen, damit wir nicht eine Generation von Technikern bekommen, in welcher der vollkommene Mensch fehlt, der Mensch, der von jenen hohen Idealen erfüllt ist, welche bisher die klassische Bildung in ihm lebendig erhalten hat. Nach der Ansicht der zuletzt erwähnten Leute (ihre Zahl ist in Italien Legion und sie wächst immer mehr an) könnte kein Fortschritt des Laboratoriums, keine politische und soziale Erziehung der Massen verhindern, daß an dem Tage, an dem die klassische Bildung, vor allem die edle Einfachheit und Würde der hellenischen Kunst, begraben würde, die Menschheit in Barbarei versänke. Bekanntlich war Nietzsche sogar überzeugt, daß die griechische Kultur, auf die heutzutage manche Leute so hochmütig herabsehen, in Wirklichkeit der unsrigen weit überlegen war, daß die Griechen der Lösung des großen Problems des Daseins viel näher gekommen sind als wir und daß sie nicht nur in der Feinheit des Empfindens, sondern überhaupt in der Kunst und im Leben unsre Lehrmeister sein könnten. Nur Griechenland begriff nach dem Ausspruch Nietzsches wirklich die philosophische und soziale Mission der Kunst, nur den Griechen gelang es, eine vollkommene, harmonisch schöne Zivilisation zu erreichen; und in Italien verkündigt die zahlreiche Schar der Nietzscheaner

in Uebereinstimmung mit ihrem großen Meister, daß die Wissenschaft den Techniker, d. h. den Chemiker, den Physiker, den Mechaniker, den Physiologen liefert, aber nicht den Menschen, wie ihn die Kunst und die Zivilisation verlangen.

III

Aus dem Mangel an Gleichgewicht, aus der Disharmonie zwischen den Idealen und der Wirklichkeit, zwischen dem Geist und der umgebenden Welt, aus der dem Grade und der Art und Weise nach unrichtigen Bewertung der Neuerungen, die man einführen muß, um das Alte in Harmonie mit dem Neuen zu bringen, aus der falschen Anpassung an die neuen politischen, wirtschaftlichen, ethischen, sozialen und intellectuellen u. s. w. Verhältnisse entspringt eine psychische Zerrüttung, welche die Ursache von unzähligen neurasthenischen Manifestationen der verschiedensten Art im Schul- und Familienleben, im politischen, sozialen und Kunstleben ist. Daraus ergibt sich die absolute Notwendigkeit, das Leben zu normalen Verhältnissen zurückzuführen, das psychische Gleichgewicht herzustellen, in den Grenzen des Möglichen das zu beseitigen, was heute eine unaufhörliche Ursache des Bankerotts Tausender von Existenzen bildet.

Wir Aerzte haben täglich Gelegenheit, die fortdauernde Ausbreitung der Neurasthenie, vor allem der häuslichen, sozialen, politischen und künstlerischen, zu beobachten.

Eine endlose Schar von Neurasthenikern, in allen den proteusartig sich wandelnden Formen des traurigen Leidens, klopft an unsre Türen und bestürmt uns mit Fragen, ob die Wissenschaft das Spezifikum für das Leiden gefunden habe, das sie quält und das ihr Leben verbittert. Es sind Studenten, die, von den Folgen der intellektuellen Ueberanstrengung gemartert, mit blassem Antlitz, mit Gesichtszügen, die von Schlaffheit und Entnervung sprechen, zu uns kommen, um uns den neurasthenischen Kopfdruck zu schildern, an dem sie leiden, die Schlaflosigkeit, die ihre Kräfte verzehrt, das Versagen der Gehirnfunktionen, infolgedessen sie nicht mehr ihre Gedanken auf einen Gegenstand zu konzentrieren vermögen, der Schularbeit nicht mehr gewachsen sind, Angst vor den Prüfungen, Angst vor Rügen haben. Es sind, wie man in Italien sagt, „invalidità neurasteniche“, neurasthenische Schwächezustände, die zum Selbstmord oder, noch öfter, zum Bankerott der intellektuellen Existenz und Laufbahn führen.

Außer diesen schreckenerregenden Bildern treten uns täglich noch andre, ebenso traurige entgegen in Personen aus allen sozialen Klassen, die alle charakteristischen Merkmale einer Schwäche des Geistes mit der sie begleitenden inneren Haltlosigkeit darbieten, weil sie ihrem Leben keinen Inhalt zu geben vermocht haben. Es sind junge Leute und Erwachsene aus den gebildeten und mittleren Klassen, welche die Zeichen der Furchtsamkeit, der Mutlosigkeit, der Niedergeschlagenheit an sich tragen. Das sind pathologische Pessimisten im wahren Sinne des Wortes. Eine andre Gruppe besteht aus Schüchternen, die gegenüber jedem durch die sozialen Beziehungen bedingten äußeren Reiz von Hypersensibilität befallen werden. Oder es sind Querulanten, Lügner, boshafte Leute, bei denen

das Bewußtsein des eignen Ich verkümmert ist und die daher von Ideen mit verworrenem Inhalt befallen werden, die an die neurasthenische Verrücktheit heranreichen. Oder es sind gewalttätige, jähzornige, impulsive Menschen, die an einer mehr oder weniger ernstlichen Schwäche der Hemmungszentren leiden; sie stellen ein immer zahlreicher werdendes und beunruhigenderes Kontingent der Kategorie der Leidenschaftsverbrecher.

In der Sphäre der Familie und der Gesellschaft verbreitet sich die Neurasthenie unablässig und äußert ihren unheilvollen Einfluß in dem Maße, daß in der letzten Zeit manche hervorragenden Juristen eine anhaltende, fortschreitende Zunahme der Verbrechen konstatiert haben, die auf Störungen und einen Mangel an Gleichgewicht in den ideogenen und psychomotorischen Zentren zurückzuführen sind. Mit Recht haben sie einen Alarmruf ausgestoßen und auf die Tatsache hingewiesen, daß heutigestags der Beweggrund des Verbrechens sehr häufig nicht in der sozialen Erscheinung liegt, welche die alten Juristen als „den großen Eierstock des Verbrechens“ bezeichnet haben: der Not.

Sie haben sich dann nach der Ursache gefragt, die für die fortschreitende Zunahme von Verbrechen unter wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, unter denen unsre arbeitsamen Vorfahren gelebt hätten wie im Himmel, verantwortlich zu machen ist.

Einer unsrer hervorragendsten Juristen hat erst vor kurzem hervorgehoben, daß seit einiger Zeit der menschliche Geist eine abnorme Kurve beschreibt, die das Substrat aller jener krankhaften Erscheinungen bildet, welche die Pathologie unter dem einen Wort Neurasthenie zusammenfaßt. Dieses Leiden — so sagte er — befällt in seiner unendlich weiten Reflexsphäre die herrschenden Klassen immer mehr; und von den intellektuellen Klassen breitet es sich bis zu den niedersten aus, indem es allmählich den Typus Mensch, so wie er bis vor einem Jahrhundert gewesen ist und wie wir ihn durch die Lektüre der Geschichte und aus den geistigen Schöpfungen unsrer Altvordern kennen, verändert.

„Wir Juristen“ — so sagte er — „haben tagtäglich Gelegenheit, uns von dieser traurigen Wahrheit zu überzeugen und sie im Gerichtssaal unter den verschiedenartigsten Modalitäten sich offenbaren zu sehen, die alle ein einziges gemeinsames Merkmal haben: die unzulängliche Widerstandskraft gegenüber der Wirklichkeit, die vollständige Disziplinlosigkeit des Geistes, welcher keinen konkreten Inhalt mehr zu haben scheint, der wie in den vergangenen Zeiten als Führer des Lebens funktioniert. Der schöne Typus der alten Mater familias ist im Begriff, aus den intellektuellen Zentren zu verschwinden, in denen die Familie nicht mehr der geheiligte Tempel des Friedens und der Liebe ist, sondern oft ein ‚Unheilssack‘,[1]) in dem die Ehegatten einander schließlich eine unüberwindliche Abneigung mit allen ihren Folgen einflößen. Und die Nachkommenschaft, die diesen ehelichen Verbindungen entspringt, wächst auf mit allen Malen, mit allen Fehlern

---

[1]) Vgl. Dante, Göttliche Komödie: Die Hölle, 18. Gesang und folgende.

einer erregten, krampfhaft zuckenden Psyche, was einen höchst ergiebigen Nährboden für schwere Neuropathien, vor allem die Neurasthenie bilden wird."

Auch in der Kunst macht sich die ganze Rückwirkung der modernen Neurasthenie geltend. Sie offenbart sozusagen die krankhafte Blässe der einzelnen Schriftsteller. Man vergleiche das klassische griechische Theater — das Theater des Aeschylus, des Sophokles, des Euripides —, in dem das heroische Empfinden lebt, das der Reflex der Seele jener Zeit ist, das Theater Shakespeares, Racines, Corneilles, das Theater Schillers und Goethes mit dem unsrer Zeit, und man wird keinen sehr vorteilhaften Eindruck von dem letzteren bekommen. Der Eindruck wird etwa dem gleichen, den man erhält, wenn man von einem Gastmahl von Helden und ehrwürdigen Bürgern kommt und in einen Raum tritt, der zum größten Teil mit Neurotikern angefüllt ist.

Die Hauptthemata, die den Stoff des modernen Dramas bilden, sind die Neurosen, der Ehebruch, der Selbstmord. Es gibt wenige Ausnahmen, unter denen glücklicherweise manche rühmliche sind. Selbst in den gebildetsten, entwickeltsten Ländern brechen sich der realistische, veristische Roman, das veristische Drama Bahn und erobern das Publikum.

Erst vor kurzem erzählte ein hervorragender englischer Theaterkritiker, daß er, als er in London ein auserlesenes Publikum unanständigen Schwänken, satanischen Dramen Beifall klatschen sah, sich gefragt habe: „Ja, sind wir noch die Landsleute Shakespeares?"

Manche sind so weit gegangen, zu verlangen, daß die Kunst amoralisch sein solle! Die meisten Erzeugnisse der modernen Produktion auf den Gebieten des Dramas und des Romans erfüllt nicht mehr die erhabene Aufgabe dieser Kunstgattungen, ideale Vorbilder als Führer im Leben darzustellen. Sie schlagen den entgegengesetzten Weg ein und spiegeln die krankhafte Verzerrung des modernen Geistes wider: den ganzen Pessimismus, der sich unsrer Seele bemächtigt hat und der nach meiner innersten Ueberzeugung das Stigma des schwachen Geistes von Menschen ist, die nicht die Kraft in sich haben, die Kämpfe des Lebens auszufechten, während unsre Vorfahren, die, an materiellem Wohlstand so erheblich ärmer als wir, ein mäßigeres, friedlicheres und heitereres Leben führten, sich mit so wunderbarer Begeisterung in jene Kämpfe stürzten.

Endlich macht die Neurasthenie auch auf dem politischen Gebiet ihre Wirkung geltend. Die Wissenschaft hat klar nachgewiesen, daß die Krankheiten des Geistes je nach der Aufeinanderfolge der Ideen, welche die Oberhand gewinnen, ihre Gestalt und ihren Inhalt ändern. Auf den religiösen Mystizismus der vergangenen Zeiten ist heute der soziale Mystizismus gefolgt. Die „anarchistische Psychose" ist ihrem Wesen nach gleichbedeutend mit jener religiösen Paranoia, bei der die von Halluzinationen befallenen Mystiker den Kommunismus forderten, weil dieser nach ihrer fixen Idee von Christus in Galiläa gepredigt worden sei.

Aber nicht allein in der „anarchistischen Psychose" offenbart sich, was ich die „politische Neurasthenie" zu nennen pflege; diese tritt vielmehr in den verschieden-

artigsten Gestalten auf. Doch der Charakter dieser Abhandlung verbietet mir, mich in einzelnen Details über dieses Kapitel auszulassen.

V

Alles in allem bildet die Neurasthenie heutigestags eine der schwersten sozialen Gefahren, und sie ist ein vorwiegend psychophysisches Leiden. Eine Schule von Nationalökonomen und Soziologen erwartet die Rettung der Menschheit von der Lösung des sogenannten sozialen Problems und leitet alle Uebel, welche die moderne Menschheit quälen, von dem ab, was sie als die ungleichmäßige Verteilung des Reichtums bezeichnet. Ich erlaube mir, hinsichtlich dieses Punktes ein wenig skeptisch zu sein. Ich erinnere daran, daß die Menschheit schreckliche Zeiten durchlebt hat, in denen sie, dezimiert von Epidemien, die jeder Beschreibung spotten, von Hungersnot und unzähligen andern Heimsuchungen, viel weniger unglücklich war als sie heute ist, wo Ueberfluß an Geld herrscht und die Kapitalien oft untätig daliegen, weil es nicht gelingt, sie in produktiven Unternehmungen unterzubringen. Wenn die Menschheit in jenen Zeiten mit kraftvoller, männlicher Ergebung lange Reihen von Leiden und Schicksalsschlägen ertrug, so war das, weil sie einen gesunden Geist hatte und eine Lebensauffassung, die sich von der gegenwärtigen beträchtlich unterschied. Heute ist in der Aufregung, welche die Massen befällt, eine nichts weniger als apollinische Illusion entstanden: die Vorstellung, daß der wirtschaftliche Faktor alles bedeute oder zum mindesten das Hauptelement sei. Man vergißt, daß der Mensch „nicht von Brot allein lebt".

Gewiß ist es ein wohlgeziemendes, edles Tun, die Bildung und den materiellen Wohlstand der Arbeiterklassen zu heben. Es ist billig, daß auch die Nahrung der Massen den hauptsächlichen und unumstößlichen Forderungen der Physiologie entspreche und daß darin das richtige Maß von Eiweiß, Fett und Kohlenhydraten enthalten sei.

Doch — wenn ich recht in jenem Buch zu lesen verstehe, das die Geschichte heißt — die Physiologie der Ernährung darf nichts andres sein als das materielle Substrat, der Untergrund, auf dem der psychische Oberbau sich erheben muß.

Welche Folgerung ist nun aus diesen kurzen Betrachtungen über den unheilvollen Einfluß der Neurasthenie auf das Familienleben, das soziale, politische und künstlerische Leben zu ziehen?

Mit welchen Mitteln soll man der fortwährenden Verbreitung dieser Krankheit entgegenwirken, die eine soziale Gefahr geworden ist?

Die Folgerung, die man zu ziehen hat, ist die, daß die Neurasthenie heutigestags eine soziale Frage im strengsten Sinne des Wortes geworden ist und daß der Lehrer, der Soziologe, der Gesetzgeber und der Arzt sich zusammentun müssen, um sie zu bekämpfen, denn der Arzt allein vermag sehr wenig. Die Aerzte müssen — wie ich in meinen Veröffentlichungen über die Frage dargetan zu haben glaube — die Ursachen der schweren psychischen Krankheit, die Tausende

von Unglücklichen befällt, besonders in den intellektuellen Mittelpunkten, d. h. dort, wo die Kultur am intensivsten und die Psyche am meisten tätig ist, studieren und darauf hinweisen; und sie müssen sich zusammentun, damit die Unglücklichen, die von diesem Leiden befallen sind, alle Mittel, welche die physikalische, psychische und medizinale Therapie uns zur Verfügung stellt, sich zunutze machen können. Doch die ärztliche Behandlung bekämpft die Krankheit im praktischen Falle, hindert aber ihre beständige Ausbreitung nicht. Um die Weiterverbreitung der schlimmen Krankheit aufzuhalten und einzuschränken, muß der Arzt vor allem von dem Lehrer unterstützt werden, der mit einem Schulprogramm ausgerüstet sein muß, das eine neue Seele einzuhauchen vermag.

Gerade das Studium der Neurasthenie hat die Aufmerksamkeit auf einen der schwersten Schäden unsrer studierenden Jugend gelenkt, auf die geistige Ueberbürdung der Schüler, und hat zum Studium der Schulneurasthenie geführt. Je mehr im Laufe der Zeit der Lehrer in die Lage versetzt werden wird, seine ganze didaktische und psychagogische Fähigkeit zu entfalten, um den Geist seiner Schüler zu kräftigen und sie für das wirkliche Leben vorzubereiten; je mehr die Schule eine ernste Vorbereitung für das Leben werden wird, desto mehr wird der Lehrer, unterstützt von dem Schularzt, der erste und stärkste Therapeut der Zukunft sein.

Doch der Lehrer und der Arzt würden allein nicht imstande sein, der hohen Aufgabe gerecht zu werden, welche die wirksame Bekämpfung der Neurasthenie stellt. Nach meiner Ansicht von den Verhältnissen muß der Kampf gegen die Neurasthenie, wenn er von einem wirklichen Erfolg gekrönt werden soll, von den verschiedensten, zu einer einzigen Schar vereinigten leitenden intellektuellen Elementen der Gesellschaft geführt und geleitet werden: dem Arzt, dem Lehrer, dem Soziologen u. s. w., denn sie ist eine psychosomatische Krankheit des sozialen Körpers, und davon kommen ihre pathologischen Rückwirkungen auf alle Lebensäußerungen: in der Schule, in der Familie, im sozialen und politischen Zusammenleben.

Um kurz zu rekapitulieren: die Neurasthenie ist keineswegs eine neue Krankheit, die den Alten unbekannt war. Die scharfsinnigen Untersuchungen, die von hervorragenden Forschern auf dem Gebiete der Geschichte der Medizin angestellt worden sind, haben bewiesen — ich wiederhole es —, daß es sich um eine Krankheit handelt, die seit den fernsten historischen Zeiten des Altertums besteht. Unter den Griechen und Römern, vor allem der Dekadenz, wütete sie schrecklich, wobei sie indessen ein „Gesicht“ zeigte, das den Erregungen des Geistes jener Epoche und des historischen, sozialen und natürlichen Milieus entsprach, in dem sie sich entwickelte. Die Unterlage, der Kanevas, ist im letzten Grunde fast unverändert geblieben. Die Stickerei ist heute anders, entsprechend den verschiedenen Schwingungen und Pulsschlägen des modernen psychischen Lebens, der historischen Zeit und des Milieus.

Das erklärt, warum die Neurasthenie der heutigen Zeit ein Leiden ist, das alle Zuckungen und Leidenschaften des gegenwärtigen Lebens in sich widerspiegelt, und warum sie — ich betone es noch einmal —, wenn sie erfolgreich bekämpft

werden soll, das einträchtige und energische Zusammenwirken der leitenden intellektuellen und ethischen Elemente notwendig macht.

Nur das harmonische Zusammenarbeiten aller dieser Kräfte bietet uns die Aussicht, daß wir das Endziel erreichen können, zu welchem Zwecke heute von manchen Aerzten — darunter nicht wenigen Italienern — sogar die Einführung internationaler Kongresse gegen die Neurasthenie verlangt wird, die als ebenso notwendig angesehen werden wie die Antituberkulosekongresse.

Photographie und Reproduktion

Von

Hans Zickendraht

Ob Daguerre wohl geahnt hat, was für eine Verbreitung seine Kunst im Laufe der Jahre annehmen werde? Wohl schwerlich! Die photographische Kamera hat in dem verhältnismäßig kurzen Zeitabschnitte seit 1839, wo Arago der französischen Akademie Daguerres Erfindung vorlegte, bis zur heutigen Zeit die Welt erobert. Beinahe jede Familie zählt einen oder mehrere Amateurphotographen zu den ihren. Die Firmen überbieten sich gegenseitig in Katalogen und Prospekten, deren Bilderschmuck fast ausschließlich auf photographischem Wege hergestellt wird. Von den Zeitschriften verlangen wir nicht nur, daß sie von den Tagesereignissen erzählen sollen, wir wünschen auch deren bildliche Darstellung. Ganze Gemäldesammlungen erscheinen farbig reproduziert in Buchform. Die einst so besuchten öffentlichen Vorträge mit Lichtbildern sahen schon lange im Kinematographentheater einen feindlichen Gegner erstehen. Und nun kam noch in der letzten Zeit die Farbenphotographie in immer einfacheren Verfahren hinzu. Doch genug der Aufzählung; es ist wohl der Mühe wert, einmal etwas hinter die Kulissen zu sehen und zu verfolgen, wie das alles gemacht wird. Da müssen aber einige bekannte Experimente, die uns aus der Physikstunde noch in Erinnerung stehen, erläuternd dienen.

Wie der Chemiker nach bestimmten Methoden einen zusammengesetzten Körper auf seine Urbestandteile untersucht, so analysiert das Prisma das darauffallende Licht. Weißes Licht besteht aus den sichtbaren Bestandteilen: Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo und Violett. Der Physiker hat gezeigt, daß auf der Seite des Roten noch weit darüber hinaus die langen Wellen des unsichtbaren Ultrarot liegen, eine Strahlengattung, die sich als Wärmestrahlung durch geeignete Mittel leicht nachweisen läßt; daß ferner auf der Seite des violetten Lichtes eine kurzwellige Strahlung, das Ultraviolett, vorhanden sei, welche trotz ihrer Unsichtbarkeit dennoch die stärksten photographischen Wirkungen auszuüben vermöge.

Wollten wir nun mit Hilfe der gewöhnlichen photographischen Platte ein Bild des eben betrachteten Farbenbandes erhalten oder, wie man sich kürzer

ausdrückt, eine Spektralaufnahme machen, so brauchte bloß das Spektrum auf die empfindliche Schicht geworfen und das Bild durch die bekannte Entwicklung hervorgerufen zu werden. Dabei erwarten wir den Farben entsprechende Nuancen von Grau bis Schwarz auftreten zu sehen. Unser Versuch würde aber bei der gewöhnlichen Platte vollkommen fehlschlagen, denn während das Blau, Indigo und Violett bis weit ins Ultraviolett hinein das empfindliche Bromsilber länger beeinflußt haben, ist das Rot, Gelb und der größte Teil des Grünen beinahe unwirksam gewesen. Nun ja, Rot wirkt nicht, höre ich einwenden, denn man beleuchtet ja die Dunkelkammer mit rotem Licht, welches nicht wirken darf. Nun soll es aber doch auf der Platte verzeichnet werden, denn sonst erscheinen alle roten, gelben und grünen Objekte, die wir photographieren wollen, im Bilde dunkelgrau bis schwarz. Lange haben sie es auch getan, bis im Jahre 1873 H. W. Vogel die sogenannten Sensibilisatoren entdeckte; es sind dies Zusätze zur Emulsionsschicht der Platte, welche eine Empfindlichkeit des Bromsilbers für alle Spektralfarben zu erzielen gestatten.

Denken wir uns einen bestimmten Farbstoff, z. B. das Eosin, aus welchem häufig rote Tinte hergestellt wird, gelöst und bringen nun eine solche Lösung vor die weiße Lichtquelle, deren Spektrum wir entwerfen, dann läßt diese Farbschicht nur ganz bestimmte Sorten von Licht hindurch, verschluckt aber die übrigen Spektralfarben. In unserm Falle bemerken wir an der Stelle des Spektrums, wo Grün sich befand, einen breiten dunkeln Streifen. Eosinlösung absorbiert also je nach ihrer Konzentration mehr oder weniger grünes Licht, läßt aber andersfarbiges ungehindert durchgehen. Baden wir nun eine gewöhnliche unbelichtete Platte, die, wie wir sahen, für Grün nur sehr wenig empfindlich ist, in einer Eosinlösung von passender Verdünnung, so wird sich die Bromsilberschicht färben, und zwar mit einer Farbe, welche Rot, Gelb, Blau und Violett durchläßt, Grün aber absorbiert, und es ist eigentümlich zu sehen, wie sich das zurückgehaltene Grün gleichsam auf die empfindliche Schicht konzentriert, wie also die Platte für Grün sensibilisiert wird. Es liegt die Bedeutung einer solchen Platte für Landschaftsaufnahmen auf der Hand, auch der wenig Geübte vermag leicht die Aufnahmen auf gewöhnlicher Platte von denen auf grünempfindlicher zu trennen. Noch eines Punktes wäre hier zu gedenken. Wie oft schon mußte der angehende Amateurphotograph die unliebsame Enttäuschung erleben, daß gerade seine Aufnahmen von den schönsten Aussichtspunkten, z. B. Alpenaufnahmen, gründlich mißrieten, indem die fernen Bergpartien gänzlich überbelichtet waren, während der Vordergrund sich noch kaum im Bilde zu erkennen gab. Die Lösung des Rätsels fällt uns nach dem schon Betrachteten leicht. Der Schnee der Alpen, der feine lichtgetränkte Dunst über der Ferne reflektieren ja beide in hohem Grade violettes und ultraviolettes Licht; wie wir das wegschaffen können, lehrt uns die folgende Ueberlegung: Es muß vor das Objektiv der Kamera eine durchsichtige Substanz, am besten ein Glas, gebracht werden von der Eigenschaft, daß alle Farben außer Blau und Violett durchgelassen werden, die letzteren aber eine Schwächung erfahren. Ein in bestimmter Weise in der Masse gelb gefärbtes

Glas verschluckt die am stärksten wirksamen Strahlen zum großen Teil, verlängert also die Belichtungszeit für die ferneren Gegenstände zugunsten des Vordergrundes und gleicht somit die sonst allzu schroffen Gegensätze des Bildes aus.

Verlassen wir nun diese vorbereitenden Betrachtungen, die übrigens wohl jedem ernsten Amateur nur Altbekanntes brachten, und wenden wir uns zu zwei speziellen, am meisten verbreiteten Verfahren der Reproduktionstechnik, nämlich der Zinkhochätzung und der Autotypie.

Die Zinkätzung, der wir allüberall begegnen, eignet sich nur für die Reproduktion von Strichzeichnungen, wie Federzeichnung, technischen Rissen, Radierungen, Holzschnitten u. s. w. Will zum Beispiel der Verfasser eines Werkes über alte Holzschneidekunst seinem Buche originalgetreue Wiedergaben alter Schnitte beigeben, so wird er die betreffenden alten Holzstöcke zum Drucke nicht mehr verwenden können, denn wenn auch die geschnittenen Holzstöcke noch vorhanden sind, so können sie doch die Strapazen des heutigen Schnelldruckes nicht mehr ungestraft ertragen. Es wird daher zunächst ein Abdruck des alten Holzschnittes photographiert und von dem so erhaltenen Negativ eine druckfähige Platte, ein Klischee, hergestellt. Wie das geschieht, sei an einem möglichst einfachen Beispiel erläutert: Unsre Zeichnung stelle weiter nichts dar als ein schwarzes Kreuz auf weißem Grunde +. Das photographische Negativ davon ergibt sich somit als weißes Kreuz auf schwarzem Hintergrund. Von diesem Negativ stellt man sich nun einen Abzug auf dem sogenannten Umdruckpapier her. Dies ist gewöhnliches Papier mit einem Ueberzug von Gelatine, welche Kaliumbichromat enthält. Solche „chromierte" Gelatine ist nämlich in ganz spezieller Weise lichtempfindlich. Während das unbelichtete Papier in Wasser aufquillt, also Wasser in sich aufnimmt, ist dies beim belichteten nicht mehr der Fall. Bestrahlte Chromgelatine hat ihre Quellfähigkeit eingebüßt. Kopieren wir also auf solchem Papier unser Negativ, so wird das Kreuz, als der belichtete Teil, kein Wasser mehr aufnehmen können, die unbestrahlten Papierflächen aber aufquellen können. Wird daher das feuchte Umdruckpapier in diesem Zustande mit fetter Druckfarbe eingewalzt, so stoßen alle Teile der Zeichnung mit Ausnahme des Kreuzes die Farbe ab und es erscheint das dunkle Kreuz auf hellem Grunde. Inzwischen ist eine gut geebnete polierte Zinkplatte hergerichtet worden, ein direkter Abklatsch vom Umdruckpapier auf diese überträgt nach Art der Abziehbildchen unsre Zeichnung auf das Metall. Vorhandene Fehler werden sorgfältig retuschiert und die Rückseite sowie der Rand der Platte mit einer Lacklösung überstrichen. Dies hat den Zweck, die nicht zu ätzenden Teile der Zinkplatte vor der Einwirkung der Säure zu schützen, in die nun das Ganze gelegt wird. Die verdünnte Salpetersäure löst das unbedeckte Zink auf und liefert so eine erhabene Zeichnung. Leicht unterfrißt aber die Säure die feineren Linien derart, daß einzelne Partien sich loslösen und verloren gehen könnten. Dieser Gefahr begegnet man durch eine sogenannte Seitendeckung, so daß durch abwechselndes Anfärben Decken und Aetzen ähnlich wie bei der Radierung schließlich das ganze Bild in seinen Details herausgearbeitet wird. Noch ist unser Klischee nicht vollendet. Nicht tief genug

geratene Flächen, unbequeme Ränder u. s. w. entfernt eine Fräsmaschine, die richtige Dicke für die Einfügung in den Drucksatz wird durch angefügte Holzklötze abgepaßt. Häufig wird die Zinkplatte zum Schutze verkupfert oder vernickelt und steht nun zum Drucke bereit. Allüberall begegnen wir heute solchen Zinkklischees, alle Federzeichnungen, bei denen es auf schnelle Reproduktion ankommt, wie in Zeitschriften, Witzblättern, Prospekten, sind auf diesem Wege hergestellt. Für die erreichbare Feinheit bei unserm Verfahren sprechen die bekannten Miniaturreproduktionen von Zeitschriften, wie sie häufig als Reklame angeboten werden.

Wie schon angedeutet, dient das eben skizzierte Verfahren nur der Reproduktion von Strichzeichnungen, vermag aber nicht Halbtöne wiederzugeben, wie sie etwa eine Kreidezeichnung oder eine Photographie aufweisen. Hier tritt nun die zweite Reproduktionsart, eine Erweiterung der Zinkätzung ein. Wir sahen soeben, daß die erste Methode eine Fläche nur ganz schwarz oder ganz weiß erscheinen lassen konnte, ein mehr oder weniger dunkles Grau aber nicht erzielbar war, es sei denn, daß wir die Fläche in einzelne Striche (durch Schraffieren) oder in Punkte auflösen. Bei Dunkelgrau müßten die Punkte eben groß und dicht, bei Hellgrau klein und in gehörigen Abständen angeordnet sein. Bei alledem wird aber, um einen unruhigen Gesamteindruck tunlichst zu vermeiden, verlangt werden müssen, daß die Auflösung in einzelne Druckelemente eine feine sei, das Korn des Bildes nicht störend hervortrete. Dies Ziel zu erreichen ist dem Autotypieverfahren gelungen. Die Herstellung des Klischees beginnt mit der photographischen Aufnahme des abzubildenden Gegenstandes. Von dessen einzelnen Punkten fällt Licht durch die Linse des Apparates auf die empfindliche Platte und entwirft dort ein Bild in allen Helligkeitsabstufungen des Originals. Bringt man nun vor die photographische Platte zunächst in unmittelbare Berührung mit derselben ein feines Netzwerk oder Gitter, etwa ein System senkrecht sich durchsetzender Fäden, so wird dieses mit dem Bilde auf der Platte scharf erscheinen, es teilt das Bild in gleichgroße Punkte. Wir hätten so allerdings die Flächen der Abbildung in Punkte aufgelöst, aber das Resultat entspricht nicht den oben gestellten Anforderungen, denn die einzelnen Elemente sind ja alle gleich groß. Ein überraschend einfacher Kunstgriff löst jedoch sofort das Problem: Wir rücken nämlich das Gitter ein wenig von der Platte ab, dann wird es nicht mehr scharf, sondern etwas verschwommen abgebildet, die Zwischenräume der Gitterfäden erscheinen als helle Fleckchen, größer da, wo hellere Partien sich befinden, kleiner in den dunkeln Stellen der Abbildung. So haben wir also, was wir forderten. Das Bild ist in allen seinen Tonwerten in Punkte verschiedenster Größe zerlegt, und es erübrigt bloß noch, das früher beschriebene Verfahren der Uebertragung auf die Zinkplatte und Aetzen der letzteren anzuwenden, um ein druckfähiges, alle Halbtöne lieferndes Klischee zu erhalten. Nun aber das Gitter. Zur Erläuterung diente uns das Bild gekreuzter Fäden, in Wirklichkeit wird das Gitter, der sogenannte Raster, anders hergestellt. Eine besondere Maschine ritzt mit dem Diamanten parallele Linien in geringen Abständen

(vierzig bis achtzig und mehr Linien pro Zentimeter) auf große Spiegelglasplatten. Je zwei solcher Platten liefern mit gekreuzt aufeinander gelegten Strichen jenes außerordentlich feine Gitter, welches unsern Zwecken dienen soll.

Lange Zeit waren es die Amerikaner, welche den ersten Rang in der Handhabung der Autotypie eingenommen haben. Bei ihnen ist es auch, wo eine mit grobem Raster arbeitende Methode, die Gigantographie, bis zu den größten Maßstäben ausgeführt wird. Ab und zu prangen an den Plakatsäulen die überlebensgroßen Porträts von Künstlern, Bilder, welche in diesem Druckverfahren ausgeführt, bei näherer Betrachtung die Punktmanier deutlich zeigen. Alle die Photographien der letzten Tagesereignisse in der „Woche“, der „Illustration“, den „Illustrated London News“ und wie alle diese Blätter heißen, sind in Autotypie mehr oder minder glücklich hergestellt. In der Tat gewährt eine auf dem richtigen Papier gedruckte gute Autotypie einen so zarten und feinen Anblick, daß ihr immer noch verhältnismäßig grobes Korn, die vielen Pünktchen, die das Bild zusammensetzen, gar nicht auffallen. Es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn im allgemeinen die Punktmanier dieser Reproduktionsart noch nicht so bekannt ist, obgleich das Verfahren schon seit mehr als zwanzig Jahren ausgeübt wird. — Die Wahl des Papiers spielt übrigens eine außerordentlich große Rolle; die zartesten Autotypien mit feinstem Raster gelingen nur auf dem gekreideten Papier. Es ist dies das so oft wegen seines störenden und augenmörderischen Glanzes verpönte Papier mit dichtem Kreideüberzug, welches wir von unzähligen Kunstblättern und Zeitschriften her kennen. (Mit dem Federmesser läßt sich die Kreide und damit der zarte Druck auch leicht herunterschaben, woraus sich auch die leichte Verletzlichkeit solcher Autotypien erklärt.) Erst in letzter Zeit werden, wie es scheint, auch nichtglänzende gekreidete Papiere für unsern Zweck in den Handel gebracht. Wie übrigens eine Autotypie auf schlechtem Papier aussieht, muß oft ein Geschäftsmann erfahren, der seiner Zeitungsreklame ein Autotypieklischee beigegeben hat und abends im Blatte eine fleckig-grauschwarze Stelle neben seinem Inserate prangen sieht. Für den Rotationsdruck auf dem schlechten Papier der Zeitung eignen sich eben nur grobe Holzschnitte, Zinkätzungen und allenfalls die Gigantographie.

Bevor wir das Gebiet der Drucke verlassen, sei es gestattet, noch eines Verfahrens zu gedenken, und zwar hauptsächlich deswegen, weil es einen berühmten Lehrsatz bestätigt: Was oft dem mit allen Schikanen der Technik vertrauten Fachmann nicht gelingen will, gerät dem Laien, der unbefangen an das Problem herantritt. So hat der Münchner Kunstmaler Emanuel Spitzer ein Verfahren erfunden, welches den Raster umgehend Drucke von solcher Feinheit liefert, daß die Lupe noch Details zeigt, die dem unbewaffneten Auge entgehen. In Velhagen & Klasings „Monatsheften“ ist für einen Artikel in Heft 11 vom Jahre 1906 eine Reihe solcher „Spitzertypien“ ausgeführt worden, auch bedienen sich die Archäologen für die Bildertafeln ihrer Werke dieser Reproduktionsart. Spitzer läßt nämlich das Silberkorn der photographischen Platte selbst an Stelle der Autotypiepünktchen treten und erhält so den vollen Schärfegrad der

Originalaufnahme auch im gedruckten Bilde. Hätte man übrigens von dieser Behandlung der Aufgabe mit dem Techniker gesprochen, so wäre wohl mitleidiges Achselzucken die einzige Antwort gewesen, wenn er es nicht der Mühe wert gehalten hätte, eine Heerschar gewichtiger Gründe gegen dies Verfahren ins Feld zu führen. Nun, die Tatsachen haben gezeigt, „daß es dennoch geht".

Haben wir uns nun bemüht, uns etwas in die Prinzipien und ihre praktischen Konsequenzen einiger Reproduktionsarten zu vertiefen, so wollen wir auch die schönen Früchte unsrer Bestrebungen ernten. Lange schon steht Sinnen und Trachten der Menschheit nach der möglichst farbenwahren Wiedergabe unsrer Umgebung. Schon das kleine Kind greift schnell entschlossen zuerst nach dem farbigen und dann erst nach dem schwarzweißen Bildchen. Farbige Drucke finden wir schon im fünfzehnten Jahrhundert. Sehr weit hatte es das sechzehnte Jahrhundert mit seinen Farbenholzschnitten gebracht. Der berühmte Albrecht Altdorfer hat um 1510 herum ein Altarbild, die „schöne Maria von Regensburg", in sechs Farben im Holzschnitte vervielfältigt. Auch Dürer, Lukas Cranach und viele andre haben sich in sogenannten Clairobskurdrucken versucht. Es sind dies die bekannten Blätter, welche auf dunkelm Grunde mit Weiß gehöhte Zeichnungen darstellen. Alle diese alten Verfahren unterscheiden sich aber in einem wesentlichen Punkte vom heutigen Farbendruck, sie mischen sich keine Farben, wie wir es jetzt tun (durch Uebereinanderdrucken, z. B. in der Lithographie), sondern setzen jede Farbe gesondert an ihre Stelle. Und doch ist zur Wiedergabe aller der feinen Nuancen und Mischfarben, wie die Natur sie uns bietet, auch die richtige Farbenmengung beim Drucke unumgänglich notwendig. Wie heutzutage das Problem angegriffen wird, wollen wir nun betrachten. Zu diesem Zwecke muß zunächst klar überlegt werden, wie es denn kommt, daß unser Auge (es wird natürlich das normale, nicht farbenblinde sein müssen) auf alle die verschiedenen Farbstufen und -mischungen so empfindlich reagiert. Auf diese Frage eine mit großer Annäherung richtige Antwort gegeben zu haben ist das Verdienst des Physikers Thomas Young, welcher den Grund zu einer Theorie legte, die dann von Helmholtz weiter ausgebaut wurde. Nach der Young-Helmholtzschen Theorie besitzt die Netzhaut des Auges drei Nervengruppen. Die erste Gruppe von Nerven reagiert hauptsächlich auf rotes Licht, andersfarbige Strahlen werden nur ganz schwach empfunden. Die zweite Gruppe bevorzugt gleichsam die grünen Strahlen, Licht von andrer Farbe wirkt wieder nur schwach auf sie ein. Die dritte Gruppe ist vorwiegend violettempfindlich. Wir wollen nun in der Folge für jede Nervengruppe nur die Strahlen betrachten, auf welche die betreffende Nervengattung am intensivsten reagiert, also von rot-, grün- und violettempfindlichen Nerven sprechen, obwohl wir dabei eine Ungenauigkeit begehen. Da aber, wie später noch erläutert werden wird, die Verfahren in farbigem Druck und in der Farbenphotographie, welche auf dem Young-Helmholtzschen Prinzipe basieren, in vielen Fällen mit ähnlichen Inkorrektheiten arbeiten, so möge die Abweichung im Sinne des leichteren Verständnisses hier gestattet sein.

Jede unsrer drei Nervengruppen allein kann also nur Unterschiede in der

Stärke oder Intensität ihrer Farbe wahrnehmen. Denken wir uns einen Farbenblinden, der nur die eine, z. B. die rotempfindliche Nervengruppe in entwickeltem, die andern aber in verkümmertem Zustande besitzt, dann wird er, den roten Bestandteil aller auf ihn einwirkender Lichtstrahlen herausgreifend, seine ganze Umgebung nur in Abschattierungen in Rot erblicken. Weiß kennt er somit nicht, denn nur die Vereinigung aller drei Empfindungen, oder hier die gleichmäßige Reizung aller drei Nervengruppen, kann die Weißempfindung hervorrufen. Es sei noch bemerkt, daß es bis jetzt noch keineswegs gelungen ist, die drei Nervengruppen, die wir uns in homogener Mischung auf der Netzhaut verteilt zu denken haben, im Auge nachzuweisen.

Die Young-Helmholtzsche Theorie sagt nun aus, daß jede Mischfarbe der Natur im Auge gleichsam zerlegt wird in drei Bestandteile verschiedener Stärke, einen roten, der die rotempfindlichen Nerven, einen grünen, der die grünempfindlichen und einen violetten, der die violettempfindlichen Nerven erregt. Bei der Betrachtung einer Blume, etwa einer gelben, stellt sich zunächst das Auge auf einen ganz bestimmten Teil, etwa ein gelbes Blumenblatt, ein; wir akkommodieren auf das Blatt, d. h. auf unsrer Netzhaut wird ein scharfes Bild des fixierten Gegenstandes entworfen. Dieses Bild hat natürlich die Mischfarbe des Originals. Aus drei Bestandteilen setzt sich nun diese Mischfarbe zusammen: der rote und grüne Bestandteil ist hier der stärkste, dann kommt vielleicht noch etwas Violett hinzu. Stark erregt werden also die rot- und grünempfindlichen, schwach die violettempfindlichen Nervenenden der Netzhaut. Nun reflektieren die Körper der Natur sozusagen alle noch ein gut Teil weißen Lichtes. Ein glänzendes Blatt einer Blattpflanze kann ja weiß erscheinen, wenn sein Glanz, das reflektierte weiße Licht, die eigentliche Körperfarbe überstrahlt. So wird auch von unserm eben betrachteten Blumenblatt noch ein meßbarer Teil weißen Lichtes zurückgeworfen, seine Wirkung verteilt sich natürlich gleichmäßig auf alle drei Nervengruppen.

Nach diesen Ueberlegungen ist es aber nur noch ein Schritt zu einer praktischen Methode, naturwahre farbige Abbildung durch Photographie und Reproduktion herzustellen: Was im Auge zerlegend geschieht, warum sollen wir das auf Platte und Papier nicht aufbauend verwenden? Von diesem Gedanken geleitet, ließ im Jahre 1855 der berühmte englische Physiker James Clerk Maxwell der Royal Society in Edinburg eine Abhandlung über Farbenphotographie vorlegen, in welcher er unter anderm folgendes ausführte: Vor eine photographische Kamera sei eine Scheibe roten Glases gesetzt und durch diese hindurch eine Landschaft aufgenommen. Das Positiv dieser Platte wird durchsichtig sein an den Stellen, wo viel Rot im Original enthalten war, undurchsichtig, wo jenes fehlte. Projiziert man das Positiv mit der roten Aufnahmsscheibe (dem Rotfilter), so wird der rote Bestandteil der aufgenommenen Landschaft auf dem Schirm erscheinen. Dasselbe muß nun noch mit einem grünen und einem violetten Glase vorgenommen werden; mit Hilfe zweier weiterer Projektionsapparate bringt man die drei Teilbilder sodann auf ein und demselben Schirm zur Deckung. Maxwells Idee war also richtig, und er hätte auch seine Farbenaufnahmen aus-

führen können, wenn es dazumal (1855) schon gleichmäßig für alle Farben sensibilisierte Platten gegeben hätte; wir haben jedoch gesehen, daß diese erst seit der Vogelschen Entdeckung der Sensibilisierung (1873) herstellbar wurden. Heute sind wir aber im glücklichen Besitze solcher, wenn auch noch nicht vollkommener Platten, und die Photographie darf mit Stolz auf eine Reihe von Verfahren nach dem Dreifarbenprinzipe blicken. Bekannt sind die prachtvollen Resultate, welche der Charlottenburger Professor Miethe durch Kombination dreier Teilaufnahmen erzielte. Er stellt vermittelst einer besonders hergerichteten photographischen Kamera mit drei Farbenfiltern Rot, Grün und Violett drei Teilnegative her, kopiert diese auf Diapositivplatten in der gewöhnlichen Herstellungsweise unsrer Projektionsbilder und vereinigt, ganz wie Maxwell es einst vorschlug, die mit den entsprechenden Gläsern versehenen Teilbilder auf dem Schirme. Man kann dabei entweder drei getrennte Projektionslampen mit eingeschaltetem rotem, grünem und violettem Glase oder auch eine einzige mit drei Projektionssystemen verwenden. Das Aufsehen, welches die Mietheschen Bilder bei ihrem Erscheinen hervorriefen, ließ eine große Zahl von Nachahmern erstehen, die dann auch, weiterbauend, dem längst erstrebten Ziele, farbige Papierbilder herzustellen, bedeutend näherrückten. Hier verdienen das Verfahren der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin (die sogenannte N. P. G.) und die von Dr. E. König an den Höchster Farbwerken ausgearbeitete „Pinatypie“ hervorgehoben zu werden. Die N. P. G. arbeitet mit den vielen Amateuren geläufigen Manipulationen des Pigmentdruckes. Unter drei Filtern Rot, Grün und Blau werden drei Negative hergestellt und diese auf sogenannten Pigmentfolien in den drei angenähert zu den Filtern komplementären Farben Blau, Rot und Gelb kopiert. Die Pigmentfolien, auf deren spezielle Eigenschaften hier nicht eingetreten werden kann, gestatten ein sukzessives Uebertragen der Teilbilder auf Papier, in gewissem Sinne ähnlich wie die Uebertragung bei der Zinkätzung. Auf dem Papiere kombinieren sich dann die drei Komponenten durch Uebereinanderdruck zur Farbenwirkung. Aehnlich ist die Handhabung bei dem Königschen Pinatypieverfahren. Während jedoch die ebengenannten Pigmentfolien jeweils nur ein Bild zu erzielen gestatten, können die Pinatypiedruckplatten in höchst sinnreicher Weise beliebig oft abgezogen werden. Ueber das Spezielle der Methode geben die Druckschriften der genannten Firma ausführliche Erläuterungen. Die Projektions- und Papierbilder zeichnen sich durch große Farbenpracht, leider jedoch nicht immer durch genügende Naturtreue aus. Wir haben eben bis jetzt noch kein Verfahren, welches absolut naturwahre Farbenwiedergabe aufweist. Auch die neueste Lumièresche Methode, die „Autochromie“, krankt am gleichen Uebel, obgleich dieses heute schon mit Recht beliebte und verbreitete Verfahren bei relativ geringer Mühe in der Hand des Amateurs Resultate liefert, welche alle früheren Farbenphotographien in den Schatten stellen. Genial ist die Idee zu nennen, welche die drei gesonderten Aufnahmen durch eine einzige ersetzt. Drei Portionen von Stärkeförnchen, deren mittlerer Durchmesser ungefähr den hundertsten Teil eines Millimeters beträgt, werden gefärbt, und zwar in den Farben Orange,

Grün und Blauviolett. In passenden Verhältnissen werden diese Körner so gemischt, daß das entstehende Pulver weißlichgrau aussieht. Nun wird eine Glasplatte mit einer ganz dünnen klebrigen Schicht überzogen und das graue Pulver daraufgestäubt; dadurch entsteht nach dem Abklopfen des Ueberschusses eine in der Durchsicht nahezu klare Schicht. Eine Walze quetscht nun die einzelnen Körnchen so aneinander, daß ihre Zwischenräume verschwinden, also eine zusammenhängende Haut, das Strahlenfilter oder Farbenraster, entsteht. Auf diesen Ueberzug kommt eine schützende Decke und darüber die zarte, lichtempfindliche Schicht zu liegen. Die photographische Emulsion muß natürlich eine für alle Farben möglichst gleichmäßig sensibilisierte (panchromatische) sein. Wir machen nun eine Aufnahme in der gewöhnlichen Kamera (allerdings unter Verwendung einer speziellen Gelbscheibe, welche den Ueberschuß an violetten und blauen Strahlen abhalten soll), nachdem wir die Autochromplatte mit der Schichtseite nach der Kassette zu eingelegt haben. Diese vom Gewöhnlichen abweichende Anordnung wird verständlich, wenn wir bedenken, daß die auftreffenden Lichtstrahlen ja erst das Filter passieren müssen, dieses aber zunächst auf dem Glase liegt. Im Dunkeln entwickeln wir nun das Bild. Dieses würde nun aber in den Farben verkehrt erscheinen, denn zum Beispiel auffallendes grünes Licht hat ja hinter allen grünen Körnern das Silber ausgeschieden, in der Durchsicht sind dann gerade alle grünen Körner maskiert, die doch hell erscheinen sollten. Darum kehren wir nun das Bild auf chemischem Wege um, d. h. wir verwandeln das Negativ in ein Diapositiv.

Was also unser Auge gemäß der Young-Helmholtzschen Theorie fortwährend zerlegend zu tun gezwungen ist, das wird uns auf der Lumièreschen Autochromplatte die Farben der Natur aufbauend zur Anschauung bringen. Greifen wir etwa auf unser früher gewähltes Beispiel des gelben Blumenblattes zurück, so wird hier der Eindruck des Gelben dadurch erzeugt werden, daß auf der Platte an der bestimmten Stelle hinter allen orange- und allen grüngefärbten Stärkekörnchen die Platte durchsichtig erscheinen muß, die violetten Körnchen aber durch Silberausscheidung verdeckt werden.

Aus farbigen Pünktchen setzt sich die Autochromie zusammen. Das ist nicht neu, schon seit geraumer Zeit bringen unsre illustrierten Wochen- und Monatschriften Farbendrucke nach dem Dreifarbensystem, und in der Tat verstehen wir auch nach dem schon Betrachteten leicht, wie die Reproduktionen zustande kommen. Nach dem Autotypieverfahren stellt man sich nach den drei Teilbildern (hinter rotem, grünem und blauem Filter aufgenommen) drei Druckplatten in Punkte aufgelöst her. Drucken wir nun mit roter, grüner und mit blauer Farbe die entsprechenden Platten aufeinander auf Papier und sorgen möglichst dafür, daß Punkt neben Punkt gelangt, so erhalten wir dasselbe, was die Autochromie bewirkt, nämlich die Wiedergabe sämtlicher Mischfarben aus drei punktförmigen Komponenten. Auf einen Umstand müssen wir hier aber noch hinweisen. Bei der Erläuterung des Dreifarbenprinzipes war auf eine Ungenauigkeit aufmerksam gemacht worden, nämlich die, daß unsre drei theoretischen farbenempfindlichen

Nervengruppen nicht, wie wir annahmen, die erste ausschließlich für Rot, die zweite für Grün und die dritte für Violett empfindlich wären, sondern daß jede Gruppe für sich auch auf die Farben der andern Gruppe schwach reagiere. Diesem Umstande wird nun in der wissenschaftlichen Farbenphotographie nach Möglichkeit Rechnung getragen, er erschwert aber die Arbeit beim Dreifarbendrucke außerordentlich. Es gibt eben keine Druckfarben für den Buchdruck, ja nicht einmal solche für die Herstellung der Aufnahmefilter, die den theoretischen Forderungen genügen, und daher rührt dann auch der schon erwähnte Mangel an Naturwahrheit, der allen Farbenaufnahmen mehr oder weniger anhaftet. Glücklicherweise hilft uns der eigne Organismus liebevoll über manche Schwierigkeit hinweg. Abends nehmen wir zum Beispiel das Lampenlicht und mehr noch das elektrische Bogenlicht geduldig für weiß hin, obgleich sich beide als beträchtlich gelbstichig erweisen, sowie auch nur das trübe Licht eines Winterhimmels zum Vergleiche herangezogen wird. Ebendieses Anpassungsvermögen erleichtert uns also die Verwendung des Dreifarbendruckes für die Illustration der Bücher, für den Schmuck unsrer Wände. Die Bildersammlungen berühmter Kunststätten werden uns mühelos zugänglich gemacht, die Lehrbücher der verschiedensten Disziplinen gewinnen durch passend gewählte farbige Illustration bedeutend an pädagogischem Werte. So sehen wir uns dem erstrebten Ziele schon sehr nahe. Bald wird auch ein ungeübter Liebhaberphotograph seine Erinnerungen farbig aufs Papier bannen können.

Noch manche Reproduktionsart wäre der Erwähnung würdig. Wenn die Autotypie das Auge des Künstlers nicht zu befriedigen vermag, so ist das begreiflich, wenn man den Lichtdruck oder gar die Kupferätzung zum Vergleiche heranzieht. Auch der Lithographiestein vermag im Verein mit der Photographie künstlerische Reproduktionen zu liefern. Alle diese Verfahren verdienten in höchstem Grade unser Interesse, doch mußten sie diesmal hinter denjenigen Methoden zurücktreten, die uns alle Tage vor Augen stehen.

Oskar Wilde als Dramatiker und Mensch

Von

Dr. phil. Archibald Henderson,

Professor an der Universität von Nordkarolina (Vereinigte Staaten von Amerika)

In unsrer Zeit der Umwertung der Werte, in der Zeit eines Nietzsche, Shaw, Wilde, Chesterton, hüllt die Kritik sich in das Maskengewand der Bilderstürmerei, und Einbildung, Phantasie, Laune und Lust am Paradoxen maßen sich die Rollen der Gelehrsamkeit und der nüchternen Abschätzung im historischen Sinne an. Das alte und ehrwürdige Ansehen der Kritik wird untergraben durch den selbstgefälligen Skeptizismus der Tagesmode, und die vornehme Kunst der

Wertbestimmung ist nur noch die Filtration der Kunst durch ein Temperament. Das leidenschaftliche Streben nach Wahrheit ist mit Renan ausgestorben, das kecke Vorgehen besaß seinen letzten führenden Geist in Carlyle und die Autorität hat ihren letzten und bedeutsamsten Anhänger durch den kürzlich erfolgten Tod Brunetières eingebüßt. Die in das freie Belieben gestellte Gotteslästerung und die gewerbsmäßige Verwertung der Kühnheit sind anerkannte Tatsachen; wir haben den Mut und die Einfachheit für den Ausdruck der schlichten und ungeschminkten Wahrheit verloren. „Wir wissen, daß wir glänzend und erhaben sind, aber wir wissen nicht, daß wir recht haben. Wir machen uns breit in phantastischen, künstlerischen Gewändern, wir loben uns selbst, wir streuen rechts und links Epigramme aus, wir haben den Mut, den Egoisten zu spielen, und wir haben den Mut, den Narren zu spielen, aber wir haben nicht den Mut, zu predigen." Das Symbol der Kunst ist nicht mehr eine vornehme Muse, sondern nur noch ein hübsches Weibsbild. Die Kritik, einst die Kunst der phantasievollen Ausdeutung, ist jetzt lediglich der Ausdruck einer persönlichen Meinung, das, was ein Menschengemüt in einer Umgebung von Meisterwerken erlebt. Wir sollen glauben, daß die besten Bilder diejenigen sind, in denen mehr von dem Künstler als von demjenigen lebt, der ihm zu seinem Bilde gesessen hat. Das Verwerfliche der derzeitigen Kritik ist einmal von einem geistvollen Franzosen (irren wir nicht, Charles Nodier) sehr richtig in dem Ausspruche hervorgehoben worden, daß man, wenn man sich dabei bescheidet, nach den Wahrscheinlichkeiten zu forschen, niemals bis zur Wahrheit gelangen wird!

Es hat nie eine Zeit gegeben, in der man so sehr um Entschuldigung dafür gebeten hat, daß man die Gültigkeit des zeitgenössischen Urteils in Frage stelle. Es würde mehr als töricht sein, von der Nachwelt zu erwarten, daß sie ihr Ja und Amen zu den Nichtigkeiten und Flüchtigkeiten einer Beurteilungskunst sagen werde, die dadurch, daß sie ihren Schwerpunkt vom Gebiete des Allgemeinen nach dem des Persönlichen verschoben, die kritische Erörterung zu einem Unterhaltungsgegenstand gemacht und den Ernst der wissenschaftlichen Darlegung auf den Plauderton gestimmt hat. Es ist und bleibt nun einmal eine Wahrheit, an der man nicht vorbei kann, daß die Erfahrung des Künstlers zu allen Zeiten in Uebereinstimmung mit dem Verdikte der Geschichte sich immer gleich bleibt. Wie Sidney Lanier es ausdrückt:

„. . . Der Künstler soll schlicht und mit Liebe zur Sache das Höchste und Beste, was in ihm ist, zum Ausdruck bringen, ohne alle und jede Rücksicht auf die zeitgenössische Kritik. Was für einen Anspruch auf Respektierung könnte wohl die Kritik der Zeitgenossen erheben — dieselbe Kritik, die Jesus Christus gekreuzigt, Stephanus gesteinigt, Paulus als einen Verrückten verschrien, Luther für einen Verbrecher erklärt, Galilei gefoltert, Kolumbus in Ketten gelegt, Dante ins Exil gestoßen, Shakespeare zum Schreiben des Sonnets ‚When in disgrace with fortune and men's eyes' veranlaßt, Milton für sein ‚Verlorenes Paradies' mit fünf Pfund abgefunden und Samuel Johnson gezwungen hat, sich die Sohlen an Lord Chesterfields Türschwelle abzulaufen, die Shelley für einen räudigen

Hund erklärt, Keats in den Tod getrieben, für Gluck, Schubert, Beethoven, Berlioz und Wagner nur Spott und Hohn übrig gehabt und noch so manche andre ruchlose Torheiten und Sinnlosigkeiten begangen hat, daß tausend Briefe wie dieser kaum genügen würden, sie alle aufzuzeichnen."

Es war Bliß Peny, der uns so reizend die verschiedenen Schattierungen und Abtönungen der literarischen Tagesmode enthüllt hat. Und doch bringen die Schlagworte der literarischen Cliquen und die Stimme des literarischen Vorurteils uns oft genug einen falschen Ton ins Ohr. Das Urteil der „Intellektuellen" ist für das Genie ein wahrer Stein des Anstoßes auf seinem Wege. „Gerade von Männern von anerkanntem literarischem Rufe," sagt Bernhard Shaw, „müssen wir hören, daß William Blake verrückt war, daß Shelley durch die niedrige Umgebung, in der er lebte, verdorben wurde, daß Robert Owen ein Mann ohne alle und jede Weltkenntnis war, daß Ruskin keine Ahnung von Nationalökonomie hat, daß Zola nichts weiter als ein Lümmel und Ibsen nur ein Zola mit einem hölzernen Bein ist. Der große Musiker, der von seinen musikalisch ungeschulten Zuhörern anerkannt wird, gilt nichts in den Augen seiner musikalischen Berufsgenossen. Das fachgebildete musikalische Europa erklärte einst Wagner als unter Mendelssohn und Meyerbeer stehend."

Es ist nicht genug, wenn man mit dem glänzenden Urheber der „Contemporains" sagt, die zeitgenössische Kritik sei nichts weiter als Geplauder; sie ist manchmal kaum etwas mehr als leeres Geschwätz. Man ist oft geneigt, mit Lowell die Frage zu erheben, ob die Gewalten, die sich in der Kritik geltend machen, wirklich diejenigen sind, die sich in ihr geltend machen sollten. Es gilt das namentlich von einer Zeit, die in so ganz merkwürdiger Weise durch ihr Bestreben nach fortwährender Rehabilitation charakterisiert wird. Kein noch so eingefleischter Sünder der Literaturgeschichte ist mehr sicher in seinem Grabe. Er schwebt beständig in Gefahr, das unschuldige Opfer unsrer unseligen Sucht zu werden, den Unheiligen heilig zu sprechen und den Verdammten zu retten. Der sittenlose Bilderstürmer einer früheren Zeit wird zum heiligen Aufrüttler der jetzigen. Statt nach dem Scherben voll Lampenruß greift man nach einem Kübel voll Seifenlauge, und in dieser Zeit der Erneuerung geht die schmutzige Wäsche literarischer Sünder rein und in blendender Weiße aus den Pressen der kritischen Waschküche hervor. Wir sind hilf- und wehrlos dem nichtigen und leeren Geschwätz derjenigen preisgegeben, die Robert W. Chambers richtig als die „Wiederhersteller schadhaft gewordenen Rufs" bezeichnet hat.

Angesichts einer derartigen Sachlage erscheint es vielleicht nicht nur als unzweckmäßig, sondern auch als grundsätzlich verkehrt, mit kritischen Versuchen hervorzutreten, und das gar gegenüber den Werken eines Dekadenten vom Schlage Wildes, dessen bloßer Name für viele gleichbedeutend mit der grauenvollen Entartung eines von den polemischen Angriffen Ibsens, dem herben Tadel Tolstois, der Satire Shaws und den lästernden Scheltworten Nordaus aufgepeitschten Zeitalters. Alles, was mit Wilde irgendwie zusammenhängt, gilt in der englischen Gesellschaft seit langem schon als res taconda, und er selbst ist nach

seinem eignen Ausdrucke gewissermaßen von der Höhe unvergänglichen Ruhmes zu der Tiefe unvergänglicher Schmach herabgesunken. Das gegenwärtig wieder auflebende Interesse an Wilde findet seine Quelle in einer ziemlich großen Anzahl in der letzten Zeit erschienener Broschüren und Biographien. In vielen Fällen leiden diese an sinnlosen Verteidigungs- und Rechtfertigungsversuchen. Nur in Deutschland und Frankreich hat Wilde, dort bei Karl Hagemann, Max Meyerfeld und Hedwig Lachmann und hier durch das vorurteilslose Vorgehen Henri de Regniers und Jean Joseph Renauds, eine kritische und sachgemäße Beurteilung gefunden, nicht soweit seine fortschreitende Entartung, sondern sein geistiges Wesen, sein Gemüt und seine Kunst in Betracht kommen. Der verhängnisvolle Fehler der zeitgenössischen Kritik liegt, wie Brunetière bemerkt, darin, daß wir die mit uns Lebenden nicht von der erforderlichen Höhe aus und nicht aus dem erforderlichen Abstande ins Auge fassen. Daß wir nicht imstande sind, das zu unserm Vorteile geltend zu machen, was Nietzsche „das Pathos der Distanz" nennt, ist ein Mißstand, gegen den sich nicht ankämpfen läßt. Immerhin ist und bleibt es das Vorrecht der Kunst und vor allem der Beurteilungskunst, den Versuch zu machen, den Werken eines Zeitgenossen gegenüber die richtige Stellung einzunehmen oder wenigstens doch ein Urteil über sie abzugeben. Die einzige raison d'être einer Beurteilung Oskar Wildes, welcher Art diese auch sei, ist die gewissenhafte Formulierung der Frage, ob die Werke und nicht etwa das Leben Wildes es verdienen, daß man sie zum Gegenstande einer sorgsamen kritischen Studie macht. Es liegt etwas Menschliches darin, nach dem Verlaufe einer gewissen Zeit bei Männern, die sich in ihrem Berufe als tüchtig erwiesen haben, mancherlei Fehler zu übersehen wie die Zerstreuungssucht bei einem tüchtigen Soldaten, die Unduldsamkeit bei einem leidenschaftlichen Geistlichen oder die erbarmungslose Strenge bei einem erfolgreichen Herrscher. Man dürfte sogar an die Sünderin in der Bibel denken, der vergeben wurde, weil sie viel geliebt hatte. In der Kunst liegt wie im Leben viel Verdienstliches in der beruflichen Gewissenhaftigkeit, und stets noch ist mancher in seinem Lebenswandel nicht unanfechtbare Künstler vom Publikum hochgehalten worden wegen seiner unerschütterlichen Liebe zur Kunst. „Wenn man die Kunst überhaupt liebt," schrieb einst Wilde, „muß man sie über alles in der Welt lieben, und gegen eine derartige Liebe würde die Vernunft, wenn man ihr Gehör schenkt, sich laut auflehnen. Es liegt nichts Gesundes in der Verehrung der Schönheit. Sie ist ihrem ganzen Wesen nach etwas zu Glänzendes, als daß sie gesund sein könnte. Diejenigen, in deren Leben sie die dominierende Note bildet, werden stets der Welt als reine Visionäre vorkommen." Und bei allem seinem Streben nach Sonderbarkeit, bei dem gefährlichen und eiteln Wahne, etwas andres als andre zu sein, bei seinem sorglosen Verfolgen des Blumenpfades der Selbstverherrlichung, bei seinem ästhetischen Posieren, seiner ästhetischen Schaumschlägerei und seiner ästhetischen Aufschneiderei war Oskar Wilde ganz gewiß eine Persönlichkeit, in deren Leben die Kunst die dominierende Note bildete.

Die Lebensbeschreibung der Psyche eines Dekadenten von der Art d'Annunzios,

Verlaines, Dowsons oder Wildes schließt die heikle und verwickelte Aufgabe in sich, die so überaus feine Scheidelinie zu ziehen, die das Ehrliche von dem Ehrlosen trennt. Auch ist die Darlegung des persönlichen Fehls eines glänzenden Künstlers wie Wilde, der verloren auf dem stürmischen Meere der Leidenschaft einhertrieb, weder eine verlockende noch eine lohnende Aufgabe. Es gibt kein tragischeres Schauspiel als das eines genialen Menschen, der zugleich nicht auch ein anständiger Mensch ist. Und doch wird Wilde, solange die Wissenschaft uns nicht Umfassenderes und Zuverlässigeres über die Probleme der Perversität, der Degeneration und der kriminellen Pathologie zu melden weiß, nach wie vor das bleiben, was Byron sehr richtig „einen faszinierenden Unglücksfall" genannt hat. Es liegt ein eigentümlicher Reiz und zugleich etwas Betrübendes darin, den Ursachen nachzugehen, welche dem Zwiespalte zwischen Vorhaben und Ausführung, zwischen Idealismus und Wirklichkeit, zwischen Kunst und Moral zugrunde liegen. Der Geist lehnt sich gegen das Fleisch auf und das Fleisch gegen den Geist. Dieselbe Seele, die sich freudig zu den sonnigen Höhen der Kunst emporschwingt, läßt verzweifelt ihr mea culpa aus den Tiefen des Lebens ertönen. In dem Herzen eines jeden Menschen liegt nicht nur ein Paradies, sondern auch ein Fegfeuer. Als Künstler wie als Mensch hätte Oskar Wilde tatsächlich mit Omer Khayyam sagen können: „Ich selbst bin Himmel und Hölle."

Es läßt sich kein schlagenderes Beispiel für die tatsächliche Identität zwischen Schicksal und menschlichem Charakter anführen, als der Fall Oskar Wildes es uns darbietet. Das ganze Unheil seines Wahns lag in dem Verschließen vor der Wahrheit, daß der Mensch, welcher der Diener seiner Leidenschaft ist, nicht Herr seines Schicksals sein kann. Das Geheimnis seines Zusammenbruchs liegt ganz wesentlich in den Tatsachen, daß dieser Anführer der Anhänger des Individualismus nicht der Meisterer seiner eignen Seele war. „Auch die allerunbedeutendsten Handlungen," sagt eine der handelnden Personen in Echegarays „Gran Galeotto", „sind nicht unbedeutend an sich oder für Gut oder Böse verloren. Denn, konzentriert durch die geheimnisvollen Einflüsse des modernen Lebens, können sie zu unermeßlichen Wirkungen führen." Wildes Leben ist ein ganz hervorragender Beleg für das, was Amiel sagt, es zeigt „das Verhängnisvolle der Folgen, die sich an menschliches Tun knüpfen". Wildes tragisches Verhängnis war es, „den bittern Trank der Erfahrung" bis zur Hefe zu kosten und im tiefsten Elend und von aller Welt verlassen die Wahrheit der Worte George Eliots zu erkennen, daß die Folgen unerbittlich sind. Wie er selbst es ausdrückte: „Ich vergaß, daß jede auch noch so kleine Handlung des Alltags den Charakter herstellt oder vernichtet, und daß man deshalb das, was man im geheimen Kämmerlein getan, eines Tages von den Dächern herabzuschreien hat."

Niemand wird geneigt sein, Wilde den Titel eines Fürsten der Paradoxen zu versagen. Und doch hat dieser Akoluth des Abnormen, für den das Perverse eine Leidenschaft war, nie ein so erstaunliches Paradoxon zustande gebracht wie das Paradoxon seines eignen Lebens. Er, für den die Menschheit stets ein beunruhigendes Problem war, hat sich selbst der Menschheit als ein noch viel

beunruhigenderes Problem hinterlassen. Eine tiefinnerliche, aber unbewußte Ironie lag in seinem so oft wiederholten Ausspruch, daß nicht sowohl das, was wir sagen, und auch nicht einmal das, was wir tun, sondern nur das, was wir sind, dasjenige ist, auf das es immer und ewig ankommen wird. Wie Dominik Enfilden verlangte er danach, zu leben und immer ausgiebiger zu leben — „alles zu sein, alles zu wissen, alles zu fühlen . . . alles durchzumachen, keine Seite zu überschlagen, alles zu versuchen, was ‚auf Erden‘ versucht werden kann.“ Er bekannte früh, daß er „von der Frucht aller Bäume im Garten der Welt“ essen wollte, und mit dieser Leidenschaft in der Brust ging er hinaus in die Welt. Aber er aß nur die bittersüße Frucht der Bäume der Lust, und sie verwandelte sich auf seiner Zunge zu Asche. Wenn er von der Frucht des Baumes der Erkenntnis aß, handelte es sich dabei um die Erkenntnis des Bösen, nicht um die des Guten. Er, der Meister der Halbwahrheit, wird durch dieses Wort allein gerichtet. Es war das Verhängnis seines Charakters, nicht bloß daß er nur die Hälfte der Wahrheit von der Bedeutung des Lebens wußte, sondern auch, daß er nicht mehr davon wissen wollte.

„Tugend,“ sagt Bernhard Shaw, „besteht nicht darin, daß man sich des Lasters enthält, sondern darin, daß man nicht danach verlangt.“ Nach dem Maßstabe dieser aus der Zeit nach Nietzsche stammenden Wertbestimmung gemessen, war Wilde seiner leiblichen und geistigen Beanlagung nach einer der lasterhaftesten Menschen. Wenn Wilde in irgendeinem Sinne tugendhaft genannt werden konnte, konnte das lediglich im beruflichen der Fall sein. In seinem Künstlerleben bestand indes seine Aufrichtigkeit nur in dem Zugeständnisse seiner Unaufrichtigkeit. Zuzeiten konnte es scheinen, als suche er Natürlichkeit in gekünsteltem Wesen und Heiligkeit in der Pose. Alles in allem ist die Wahrheit über den Menschen die, daß, durch die Sammellinse seines Temperaments gesehen, alles in der Fassung eines Paradoxons erschien. Weit entfernt davon, allgemein und gründlich zu sein, war die Wahrheit für Wilde eine so individuelle und persönliche Sache, daß sie in dem Augenblicke, in dem sie Eigentum mehr als einer Person wurde, in Falschheit umschlug. Wenn seine Kunst je aufhörte, ihrer selbst wegen da zu sein, geschah das, weil sie Wildes wegen da war. Wilde war in der Tat wesentlich das, was der Franzose personnel nennt, und ein Kunstwerk ist stets, wie er sich ausdrückt, das einzige Resultat eines einzigen Temperaments. Für Ibsen bestand das künstlerische Schaffen darin, „Gerichtstag zu halten — über das eigne Ich“. Für Wilde bestand das künstlerische Schaffen in der Feier eines geistigen Festtags. In der Maske eines Ausdeuters des modernen Geistes suchte er stets auf das Geratewohl hin eine große, einzige Wahrheit zu entdecken, und diese geruhte er dann leichthin und herablassend von oben herab dem viehischen Ungeheuer „Publikum“ mitzuteilen. Die Kunst war ein elfenbeinerner Turm, in welchem der langhaarige Seraph der Sonnenblume wohnte. Das Drama war lediglich eine Stätte für das „Flair“ des „Flaneurs“. Die ganze Welt war eine Bühne für den Träger der grünen Fleischfarbe.

Es gilt jetzt nichts mehr als parador, wenn man einem Walt-Whitman,

einem Elisée Reclus oder einem Bernhard Shaw eine überspannte oder gar über das Ziel hinaus schießende Auffassung von Tugend, Gesundheit und Moral zuschreibt. Ihre Anschauungen von Recht, Gerechtigkeit und Sittlichkeit unterscheiden sich von denen des Durchschnittsmenschen — des homme moyen sensuel Zolas — darin, daß sie entschieden von dem konventionellen Standpunkte, den landläufigen Begriffen von richtiger Lebensart und anständigem Betragen abweichen, wenn sie nicht gar sich über diesen Standpunkt hinwegsetzen. Wenn man von Wilde sagen konnte, er habe überhaupt Moral besessen, konnte damit nur der Glaube an die künstlerische Gültigkeit der poetischen Gerechtigkeit gemeint sein. Wenn man von ihm sagen konnte, er habe überhaupt Gewissen besessen, konnte damit nur das berufsmäßige Gewissen des sündenlosen Künstlers — eines Poe, Pater oder Sainte-Beuve gemeint sein. Wenn man von ihm sagen konnte, er habe Rechtsgefühl besessen, konnte damit nur das Gefühl des Rechtes gemeint sein, das dem Künstler gestattet, sein Leben unbehelligt nach eignem Gutdünken zu führen.

Nichts ist leichter, als dem Ausspruche Wildes zuzustimmen, daß das Drama der Ort des Zusammentreffens für Kunst und Leben sei. Und doch finden wir nirgendwo klarer als in Wildes eignen Stücken die bewußte Scheidung von Kunst und Leben. Als Kritiker, der zugleich Künstler ist, ging er vor allem davon aus, mit bewundernswerter Klarheit die Scheidelinie zwischen nichteingebildetem Realismus und eingebildeter Wirklichkeit zu ziehen. Der Methode Zolas und der naturalistischen Schule trat Wilde als Kritiker auf das heftigste entgegen. Die größte Ketzerei war seiner Ansicht nach die Lehre, daß die Kunst darin bestehe, der Natur die photographische Kamera vorzuhalten. Er war sogar so reaktionär, zu behaupten, die einzigen wirklichen Leute seien diejenigen, die niemals existiert hätten. Die Ansicht Stendhals, die Dichtung sei „un miroir qui se promène sur la grande route“, fand so wenig Gnade vor seinen Augen wie die Lehre Pineros, die Dramatiker seien die kurzen und abstrakten Chronisten der Zeit. Aufgabe des Künstlers ist es nach Wilde, zu erfinden, nicht zu verzeichnen, und er geht sogar so weit, zu behaupten, wenn ein Romandichter verächtlich genug sei, sich für seine Persönlichkeiten an das Leben zu wenden, solle er wenigstens behaupten, daß sie Schöpfungen seien, statt sich damit zu brüsten, daß sie Kopien seien. Auf den Vorwurf, daß die Leute in seinen Geschichten „kleinliche Enthüllungen des Nichtwirklichen seien“, antwortete er ganz unverfroren: „Das Leben verdirbt mit seinem Realismus stets den Gegenstand der Kunst. Das höchste Vergnügen in der Literatur ist die Darstellung des Nichtwirklichen.“

In jeder Studie über die Werke Wildes und namentlich über seine Theaterstücke, mit denen man sich im Englischen, wenn überhaupt, so nur flüchtig und vorübergehend befaßt hat, wird es sich empfehlen, so viel wie möglich den Menschen von den Werken zu trennen. Auf diese Weise wird man dahin kommen, sie ohne jede Beziehung zu dem Leben Wildes nur von dem Standpunkte ihres Wertes und ihrer Authentizität als Kunstwerke ins Auge zu fassen. Bernhard Shaw hat naiv zugegeben, das Haupthindernis für den Erfolg seiner Stücke sei er selbst gewesen! Aus Gründen ganz andrer Art ist das Haupthindernis für das

Studium der Wildeschen Stücke Wilde gewesen. Die „Unaufrichtigkeit“ dieses Künstlers der Pose war nach seinen eignen Worten einfach ein Verfahren, nach dem er seine Persönlichkeit zu vervielfältigen vermochte. „Der Mensch ist am wenigsten er selbst, wenn er in eigner Person spricht. Man gebe ihm eine Maske, und er wird einem die Wahrheit sagen.“ Es gibt eben kein Mittel, dem ewigen Rückstrom des Lebens auf die Kunst zu entgehen — auf die Kunst, den Spiegel, welchen der Narziß unter den Künstlern sich selbst vorhält. Erinnern wir uns gleichwohl mit Novalis daran, daß derjenige, der an Können höher steht als der Erste, ein Genie ist. Kein Geringerer als Nietzsche sagt: „Alles, was tief ist, liebt eine Maske.“ Und selbst wenn wir zufällig einmal und ohne es zu wollen den Stromkreis zwischen Natur und Kunst unterbrechen, wird uns zu unsrer Beruhigung immer noch der Versuch unbenommen bleiben, die Verdienste des Dramatikers von dem Verschulden des Menschen zu trennen.

Im Jahre 1882 schrieb Wilde an R. D'Oyly Carte, den Direktor des Savoy-Theaters in London, sein Stück „Vera oder die Nihilisten“ sei nicht bestimmt, gelesen, sondern aufgeführt zu werden. Zu dieser Ansicht hat sich weder die Kritik noch das Publikum je bekehren können. Geschrieben, als Wilde erst zweiundzwanzig Jahre alt war („New York World“ vom 12. August 1883), scharte dieses Stück ihn frühe schon „sur le drapeau romantique des jeunes guerriers“, von dem Theophil Gautier spricht; doch kam entschieden die Zeit, da Wilde die „Vera“ genau in demselben Lichte betrachtete wie seinen ersten Band Gedichte, in dem einer Jugendsünde. Ungleich Ibsen, Pinero oder Philipps wurde Wilde nicht durch eine Erfahrung, die er als Schauspieler oder Theaterleiter hätte machen können, gefördert; man weiß nichts davon, daß er je auch nur wie Shaw auf einer Liebhaberbühne aufgetreten sei. Ein naher Verwandter des Dramatikers, Malers und Dichters W. G. Wills, hat Wilde vielleicht seine dramaturgische Anleitung aus ebendieser Quelle erhalten. In seiner Jugend lernte er die anmutigen Künste der Konversation in dem glänzenden Salon seiner Mutter, Lady Wilde, und seine Vorliebe für die Dialogform offenbarte sich schon in gewissen seiner kritischen Essays. Das Stück „Vera“ versetzt uns in das Milieu der „Säer“ von Henry Seton Merriman, doch gibt es den ganzen bombastischen Schwulst des phantastischen Melodramatikers Marchmont zu erkennen. Man könnte leicht auf die Vermutung geraten, es sei der knabenhafte Erguß eines romantischen Jünglings unsrer Zeit, der Tage eines von Plehwe, eines Gorki und der Duma. „Was das Stück selbst anlangt,“ schrieb Wilde im Juli 1883 an die amerikanische Schauspielerin Marie Prescott, „so habe ich in ihm versucht, innerhalb der Schranken der Kunst den titanischen Schrei der Völker nach Freiheit zum Ausdruck zu bringen, der in dem heutigen Europa die Throne bedroht und von Spanien bis nach Rußland, von der Nord- bis zur Südsee die Regierungen ins Wanken bringt. Doch ist es ein Stück, das nicht von der Politik, sondern von der Leidenschaft handelt. Es hat es nicht mit Regierungstheorien, sondern nur mit Männern und Weibern zu tun, und das moderne nihilistische Rußland mit dem ganzen Schrecken seiner Tyrannei und

dem Wunder seiner Blutzeugenschaften ist lediglich der wilde und grausige Hintergrund, vor dem die Personen meines Traumgesichtes leben und lieben. Mit diesem Gefühle wurde das Stück geschrieben und in diesem Sinne sollte es gespielt werden." Trotz dieser hohen und vielversprechenden Worte verdient das Stück keine ernstliche Beachtung, wenn es auch den großen amerikanischen Schauspieler Lawrence Barrett zur Bewunderung hinriß.

In dem Wilde der „dritten Periode", wie er selbst im Jahre 1883 sich nannte, enthüllt sich uns ein von dem Apostel des Aesthetizismus merklich verschiedener Mann. Wenn er auch nicht gelernt hat, die Weltlust zu verachten, so hat er wenigstens gelernt, ein arbeitsames Leben zu führen. Er schlägt sein Quartier im Hotel Voltaire in Paris auf, und wenn er auch noch affektiert genug ist, Balzacs Spazierstock und Kapuze zu tragen, nimmt er sich doch auch den großen französischen Meister zum Muster und schult sich selbst zu der unablässigen Arbeit heran, die nach Balzac das sine qua non, das Grundgesetz der Kunst ist. Denke man doch nur an die köstliche Anekdote von Wilde und seinem Manuskript — wie er vormittags ein Komma streicht und es nachmittags wieder hinsetzt! In jener Zeit der theatralischen „Stars", für die Rollen eigens geschrieben wurden, wie der Cyrano für Coquelin, die Monna Vanna für Frau Maeterlinck, die Sorcière für die Bernhardt, der Ulysses für Tree, die Lady Cicely Waynflete für die Terry u. s. w., wollte Wilde hinter andern nicht zurückbleiben und schrieb die „Herzogin von Padua" für Mary Anderson, die hervorragende englische Schauspielerin, jetzt Frau von Novarro.[1]) Dieses Stück spielt in der Zeit des dreizehnten Jahrhunderts — des Jahrhunderts Paolos und Francescas, Dantes und Malatestas, des Jahrhunderts der Tränen und des Schreckens, der Poesie und der Leidenschaft, des Wahnsinns und des Blutes. Seinem Milieu und seinem Beiwerk nach ist es in der Linienführung der Stücke aus dem elisabethischen Zeitalter gehalten, wie „Romeo und Julia" oder mehr noch Brownings „Luria", Maeterlincks „Monna Vanna" und D'Annunzios „Francesca von Rimini". Sein Interesse und sein Reiz beruht weit weniger auf seinem Gegenstande als auf seinem geist- und gefühlvollen Inhalt, den starken, wechselnden Stimmungen der romantischen Leidenschaft. Gleichmäßig bemerkenswert wegen ihres Gefühlsausdruckes, der Glut ihres jugendlichen Feuers und ihrer zarten und selten schönen Bildersprache, reiht die „Herzogin von Parma" sich mit ihrer Hinneigung zur Reinheit des Zweckes als einziger Wertbestimmung der Tat mehr an Hardy und Whitman als an Shakespeare an. Denn hier zeigt Wilde, sich weniger für die ursprünglichen Grundlagen des Individualismus als für die fundamentalen Impulse der Natur interessierend, das Leben als im Flusse und in der Entwicklung begriffen. In jedem Geschöpfe, so etwa äußert sich Hedwig

[1]) So behauptet Wildes Biograph R. H. Sherand. Wilde selbst dagegen schrieb einmal (Brief an die Londoner „Times" vom 3. März 1893): „Ich habe niemals ein Stück für irgendeinen Schauspieler oder irgendeine Schauspielerin geschrieben und werde das auch nie tun. Etwas derartiges ist Sache eines literarischen Handwerkers, aber nicht eines Künstlers."

Lachmann einmal, lauert die Bereitwilligkeit zu verzweifelten Taten. Aber wenn alles vorüber ist, bleibt der Mensch unverändert. Seine Natur wechselt nicht, weil er für einen Augenblick von seinem Ankertau losgerissen worden ist. Der Strom fließt in sein Bett zurück, nachdem die gestauten Gewässer, die sein Ueberfließen veranlaßten, abgelaufen sind. Wie Maeterlincks Joyzelle erhält Beatrice Verzeihung, nicht, weil „derjenige, der aus Liebe sündigt, keine Sünde begeht", sondern weil sie viel geliebt hat. Wie Wilde selbst es schlagend ausdrückt: „Ein Mensch kann nicht immer nach dem beurteilt werden, was er tut. Er kann das Gesetz beobachten und doch nichts taugen. Er kann das Gesetz brechen und doch edel sein. Er kann schlecht sein, ohne etwas Schlechtes zu tun. Er kann eine Sünde gegen die Gesellschaft begehen und doch durch diese Sünde seine wirkliche Vollkommenheit dartun." Wie Maeterlinck uns gesagt hat, ist die Gerechtigkeit eine recht geheimnisvolle Sache, die ihren Sitz nicht in der Natur oder etwas Aeußerlichem, sondern wie die Wahrheit in uns selbst hat.

Wie man weiß, machte es Wilde Vergnügen, während seiner häufigen Besuche in Paris die französische literarische und künstlerische Welt mit seinen glänzenden Causerien zu unterhalten. Die vollendete Leichtigkeit und ausgesuchte Reinheit, mit der er die französische Sprache beherrschte, setzte alle, die ihn hörten, in Erstaunen. Wilde erklärte einmal, er habe vor, das Drama „Salome" französisch zu schreiben:

„Ich habe ein Instrument, von dem ich weiß, daß ich es beherrschen kann, die englische Sprache. Es gab aber noch ein andres Instrument, dem ich mein ganzes Leben lang gelauscht habe, und ich wünschte einmal, dieses neue Instrument zu versuchen, um zu sehen, ob ich darauf etwas Schönes zustande bringen könne ... Natürlich kamen Ausdrucksweisen vor, deren ein literarisch gebildeter Franzose sich nicht bedient haben würde, aber sie gaben dem Stücke ein gewisses Relief oder Kolorit. Ein großer Teil der Wirkungen, die Maeterlinck erzielt, rühren von dem Umstande her, daß er, ein geborner Flamländer, in einer fremden Sprache schreibt. Dasselbe gilt von Rossetti, der, obwohl er englisch schrieb, seinem Temperamente nach wesentlich Romane war." [1])

Wilde wurde stark von „Herodias", einer der „Drei Erzählungen" Flauberts, beeinflußt, in welcher der Tod Jochanaans das Ergebnis des unversöhnlichen Hasses der Herodias ist; auf ihr Anstiften ertanzt sich Salome das Haupt des Propheten. Als Wilde dieses Stück schrieb, äußerte er sich dem spanischen Kritiker Gomez Carillo gegenüber: „Wenn aus keinem andern Grunde, habe ich mich stets schon deshalb danach gesehnt, nach Spanien zu gehen, um im Prado Tizians Salome zu sehen, vor der einst Tintoretto ausrief: ‚Hier wenigstens ist jemand, der wirklich erbebendes Fleisch malt.'" Und Carillo gesteht, daß einzig Gustave Moreaus Porträt dem Dichter die Seele der tanzenden Prinzessin seiner Träume enthüllt habe — eine Behauptung, die angesichts des konventionellen, dekorativen, seelenlosen Gemäldes im Luxembourg-Museum vollständig unverständlich ist. Was immer für ein fremder Einfluß auf Wilde eingewirkt haben mag, gewiß ist, daß er der Geschichte von dem Töchterlein der Herodias eine in

---

[1]) Londoner „Pall Mall Gazette" vom 29. Juni 1892.

ihrer Anormalität individuelle Interpretation gegeben hat. Wie Poe, wie Baudelaire und wie Maeterlinck hat er gesucht, uns mit meisterlicher, wenn auch buhlerisch-verführerischer Künstlerschaft das zu enthüllen, was man wirklich „le beau dans l'horrible" nennen kann.

„Salome" ist ein fieberhafter Traum, ein bedrückendes Gemälde — sie ist etwas wie einer der Ausflüge in das Land des „macabre", des Unheimlich-Grausigen, mit denen es Wilde gelang, die Pariser zu entzücken. Wie in dem aufblitzenden Schein eines fahlen, unruhigen Lichtes gewahrt man die empörende Dekadenz eines Zeitalters, in dem Laster kein Vorurteil und Sinnlichkeit keine Schande war. Wie bei einem Musikstücke vernimmt man die Resonanz der Leidenschaft und den Widerhall lüsterner, nur halb zum Ausdruck gelangender Regungen. Wie bei einem Gemälde fühlt man mehr, als daß man ihn sieht, den dekadenten Geist seiner Atmosphäre und des Kolorits, in dem es gehalten ist. Wie bei einer lyrischen Dichtung bebt man schaudernd vor der unwiderstehlichen Gewalt der angeschlagenen Tonart zurück — was Hagemann „eine bezwingende, satte Stimmung" nennt. In der „Salome" schildert Wilde mehr die kristallisierte Verkörperung eines Zeitalters als das Zeitalter selbst. Der Einfluß Maeterlincks ist nicht zu verkennen in der Einfachheit des Dialogs und dem beständigen Hervortreten der Leitmotive. Wie Wilde selbst sagte, ist „Salome" ein Musikstück mit ihrem fortschreitenden crescendo, ihrem wilden Siegesjubel und ihrem tragischen Finale. Zu dem Naturalismus der Sinnlichkeit gesellt sich die stilistische Symmetrie und stellenweise das, was Baudelaire „la grace suprême littéraire" genannt hat. Doch ist die Wirkung des Stückes selbst beim Lesen die, daß es die Aufmerksamkeit auf abnorme, auf Dekadenz und Degeneration hinweisende Gefühlszustände lenkt, und dieser Eindruck wird noch tausendfach erhöht durch „das Argument des Fleisches" und den damit zugleich sich geltend machenden Einfluß der Musik und der Bühne.

Ein neuer, ganz und gar anders gearteter Wilde macht bald darauf sein Debüt in der sozialen Komödie. Wildes erste Stücke trugen ihm nichts ein, eigentlich nicht einmal einen Namen, denn das britische Publikum ist nun einmal nicht zu der Ansicht zu bekehren, daß Werke von dichterischer Schönheit oder solche der dramatischen Kunst von einem professionellen Spaßmacher herrühren können, dem es vor allem darum zu tun ist, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wilde hatte unleugbar den Grund zu seinem Ruf als Lustigmacher gelegt, und wer einmal ein Lustigmacher ist, der bleibt es immer. Man kann von Wilde zutreffend das sagen, was einst Brandes von Ibsen sagte, er habe zu einer gewissen Zeit seines Lebens seinen lyrischen Pegasus unter sich getötet. Wie Bernhard Shaw wurde Wilde zu dem Schlusse getrieben, das Gehirn habe aufgehört, im englischen Leben ein Lebensorgan zu bilden. Wie er sich ausdrückte, das Publikum benutzte die Klassiker als ein Mittel, den Fortschritt der Kunst zu hemmen, als Knüttel, um den freien Ausdruck des Schönen in neuen Formen zu verhindern. Sein Ziel war es, den Gegenstand der Kunst zu erweitern, und das behagte dem Publikum nicht, weil es der Ausdruck eines

Individualismus war, welcher der öffentlichen Meinung Hohn sprach. Für Wilde aber war die öffentliche Meinung gleichbedeutend mit dem Willen der unwissenden Mehrheit im Gegensatze zu dem der wenigen Urteilsfähigen. Weit entfernt von der Ansicht, das Publikum sei der Patron der Kunst, vertrat Wilde nachdrücklich den Standpunkt, daß der Künstler stets der freigebige Patron des Publikums sei. Was ihm das Leben verbitterte, war sogar die volkstümliche, aber grundfalsche Maxime, daß „die Gesetze des Dramas von den Patronen des Dramas bestimmt werden". Das Kunstwerk, sagt er richtig, soll den Zuschauer beherrschen, nicht aber der Zuschauer das Kunstwerk. Das Drama muß ins Dasein treten, nicht um des Theaters willen, sondern wegen der inneren, vitalen Notwendigkeit des Künstlers, sich selbst zum Ausdruck zu bringen. Er verachtete das Gebiet der populären Romanschreiberei, nicht nur weil es zu lächerlich leicht sei, sondern auch weil der Künstler, um den Anforderungen des sentimentalen Publikums mit seinen unreifen Vorstellungen von der Kunst entgegenzukommen, „seinem Temperamente Gewalt antun und nicht wegen der künstlerischen Freude am Schreiben, sondern zur Unterhaltung halbgebildeter Leute schreiben müsse und so genötigt werde, seinen Individualismus zu unterdrücken, seine Bildung zu vergessen und alles, was ihm lieb und wert sei, preiszugeben". Auf der Suche nach gewinnbringender Beschäftigung für seine individuellen Talente fiel sein Blick auf die komische Bühne. Es dämmerte ihm, daß Tom Robertson und H. G. Byron, Sheridan und W. S. Gilbert lebende Faktoren im englischen Drama seien. Während dem Schöpfer der höheren Formen der dramatischen Kunst wenig Spielraum verstattet wurde, ließ man auf dem Gebiete des burlesken und schwankartigen Lustspiels dem Künstler in England viel Freiheit. Von derartigen Erwägungen geleitet, beschloß nun Wilde, sein Glück auf einem andern als dem bisherigen Gebiete zu versuchen.

Die vier gesellschaftlichen Lustspiele, die Wilde in rascher Folge nacheinander schrieb und die sich in England sofort eines ungewöhnlich großen Erfolges zu erfreuen hatten, eines Erfolges, der ihnen dann auch auf einer großen Anzahl europäischer und amerikanischer Bühnen zuteil wurde, sind einander in Stil, Behandlung und Tendenz so ähnlich, daß sie als ein einheitliches Genre in Betracht kommen müssen. Die vier Stücke „Lady Windermeres Fächer", „Eine unbedeutende Frau", „Wie wichtig es ist, ernst zu sein" und „Ein idealer Gatte" leiten ihren Ursprung nicht von Ibsens „Komödie der Liebe", sondern von Dumas' „Francillon", Sardous „Divorçons" und Sheridans „Lästerschule" her. An Verve, Geist und äußerem Glanz steht ihr Urheber seinem weiteren und engeren Landsmanne Bernhard Shaw sehr nahe. In beiden tritt uns ein herausfordernder Individualismus, ein rücksichtsloser Protest gegen die herrschende Moral und eine feine, jeder ihrer Kompositionen einen eigentümlichen pikanten Reiz verleihende Satire entgegen. In mancher Hinsicht hinter Shaw zurückbleibend, übertraf Wilde diesen in zwei Punkten, in der Feinfühligkeit seines Geschmacks und der eigenartig gesellschaftlichen Leichtigkeit seines Dialogs. Wilde geht sogar mehr auf Unterhaltung als auf Belehrung aus. Seine Lustspiele zu analysieren

wäre ebenso nutzlos wie etwa das Forschen nach der Zubereitung eines Soufflé oder der Herstellung einer Leuchtkugel. Genug, daß er uns in die Welt einführt, „où l'on ne s'ennuye pas". Was hätte es für einen Zweck, sich darüber aufzuhalten, daß Wildes theatralische Verwicklungen ebenso oberflächlich und äußerlich sind wie die Sardous, daß seine Sentimentalität ebenso abgeschmackt wie die Sidney Grundys ist und sein Moralisieren an derselben gräßlichen Verzerrung krankt wie Dowsons „Mea culpa" oder Verlaines Beichte!

Die phänomenale Popularität der Wildeschen Lustspiele in einer Kulturepoche, die so hervorragend durch die Brandmale des Naturalismus gekennzeichnet wird, ist ein bezeichnender Beweis dafür, daß sie die Eigenschaft besitzen, zu unterhalten. Wilde war nie von der Anschauung abzubringen, daß es in England kein wirkliches Drama geben werde, solange man nicht begreife, daß ein Bühnenwerk eine ebenso persönliche und individuelle Form des Ausdrucks des eignen Selbst ist wie ein Gedicht oder ein Gemälde. Wilde war ein so ausgesprochener Individualist, daß es ihm an der dramatischen Fähigkeit gebrach, sich von seinem Werke abzusondern. Oskar Wilde vermochte nie etwas andres zu sein als er selbst. Daher kommt es, daß wir, wenn wir seine Stücke überblicken, zu der Einsicht gelangen, daß das Glänzende an ihnen auf Eigenschaften beruht, die in keinem inneren oder wesentlichen Zusammenhange mit der dramatischen Kunst stehen. In der Kategorie des großen Dramas unsrer Zeit qua Drama — Ibsen, Hauptmann, Sudermann, Hervieu, Schnitzler — haben sie keinen Platz, weil sie nach keiner Richtung hin den Grundgesetzen des Dramas entsprechen. Es fehlt ihnen ganz und gar an der über das Oberflächliche hinausgehenden Zeichnung der Charaktere, an dem Spiel und Zwischenspiel der starken Erregungen, an dem unvermeidlichen Konflikte zwischen Willensimpulsen und Leidenschaften, ohne die ein Drama nie gesund und vollständig ist und nichts bedeutet. Wegen seiner ästhetischen Trägheit und dem Luxus, an den er als Fainéant gewöhnt war, war Wilde nicht imstande, sich andauernd und intensiv mit seinem Kunstwerke zu beschäftigen. Es war wahr, wenn es auch den Eindruck eines ganz eiteln Posierens machte, daß er selbst dann, wenn sein Leben vollständig frei von Geschäftssorgen war, nach seinem eignen Ausdrucke niemals Zeit oder Muße für seine Kunst gehabt haben will. Im vollsten Sinne des Wortes fehlte ihm das, was Walter Pater die Verantwortlichkeit des Künstlers für sein Material genannt hat, wenn damit auch nicht gesagt sein soll, daß er vom Standpunkte des Stilisten aus die Schönheit des von ihm verwerteten Materials verkannt und er nicht diese Schönheit als einen Faktor bei der Erzeugung des ästhetischen Effekts benutzt habe. Wie Thomas Griffiths Wainwright suchte er den theoretischen Satz, „daß das Leben eine Kunst ist und nicht weniger seine Stilarten hat wie die Künste, die es zum Ausdruck zu bringen suchen", in die Praxis zu übersetzen. Das große Drama seines Lebens war denn auch, wie er es André Gide eingestanden hat, daß er seinem Leben sein Genie, seinem Werke aber nur sein Talent gewidmet hat.

Es gibt keinen Ausdruck, der so vollständig den Ton der Wildeschen Lust-

spiele kennzeichnete, wie den der Nonchalance. Das Erstaunliche ist dabei nur, daß er, lediglich bestrebt, das Publikum zu unterhalten, diesen Zweck beim Publikum am besten dadurch erreichte, daß er es durch die leichteste Art der Satire lächerlich und verächtlich machte. Eines seiner für sein Wesen bezeichnendsten Paradoxen ist die Ansicht, daß das Leben viel zu ernst sei, als daß man je ernsthaft darüber streiten könne. „Müßten wir eine Philosophie überliefern," sagt Chesterton, indem er von dem zeitgenössischen Leben spricht, „so müßte sie in der Weise des verstorbenen Mr. Whistler gehalten sein und in dem ridendem dicere verum bestehen. Soll unser Herz getroffen werden, so muß das mit dem Rapier Stevensons geschehen, das ohne Schmerz und Stich durchgeht." Soll unser Gehirn aufgerüttelt werden, hätte er hinzufügen können, so muß das mit dem geistsprühenden Paradoxon und lebendig beweglichen Epigramm Oskar Wildes geschehen. Horace Walpole sagte einmal, das Leben sei für den denkenden Menschen eine Komödie und für den fühlenden eine Tragödie. Er vergaß zu sagen, daß es für den Witzigen ein Possenspiel sei. Es war Wildes Glaubensbekenntnis, daß die ironische Nachahmung der Gegensätze, Abgeschmacktheiten und Widersprüche des Lebens, seiner Flüchtigkeiten und Launen, seiner Verdrehungen und Entstellungen, seiner Schwächen und Torheiten weit mehr Vergnügen und Unterhaltung gewährt als die getreue Wiedergabe des Lebens, seines Ernstes und seiner Tiefe, seiner Tragödie, seines Mitleids und seiner Furcht. Seine Lustspiele zeichnen sich nicht durch ihre Konsequenz in der Charakterzeichnung, durch ihre fortschreitende Entwicklung oder ihre Einheit der Handlung, sondern durch das niemalige Versagen ihrer satirischen Ader und die volle Wahrung ihrer komischen Stimmung aus. Wie Flaubert, rühmte Wilde sich, daß er das Publikum demoralisiere, und bestritt bis zum letzten Atemzuge Sidney Laniers Wort, daß die Kunst keinen so unerbittlichen Feind habe als die Geschicklichkeit. Sein ganzer literarischer Lebenslauf war ein fortlaufender trotziger Protest gegen Zolas Pronunziamento: „L'homme de génie n'a jamais d'esprit."

Während der Dialog der Wildeschen Lustspiele, wie ein zutreffender Beurteiler gesagt hat, mehr Verve und Esprit enthält als alle modernen französischen, deutschen und italienischen Lustspiele zusammengenommen, fühlt doch unser Geschmack sich verletzt, weil Wilde keinen Versuch macht, Charaktere zu zeichnen, und er sich einer konventionellen und veralteten Technik bedient. Wildes Figuren entbehren der Lebenskraft und des allgemein menschlichen Zuges; es ist unmöglich, an ihre Existenz zu glauben. Sie sind lediglich Mundstücke für die erheiternden Schlußfolgerungen ihres Urhebers und machen häufig weniger den Eindruck von Persönlichkeiten als den von personifizierten Sitten und Fleisch gewordenen Vorurteilen und konventionellen Einrichtungen des englischen gesellschaftlichen Lebens. Durch diese abgeblaßten Gestalten ist es Wilde aber mindestens in wunderbarer Weise gelungen, gewisse Seiten des englischen Nationalcharakters zur Anschauung zu bringen. Die Form seiner Lustspiele nähert sich der der besten französischen Schwänke, aber sein Humor ist ganz und gar von der unverfälschten britischen Art. Freilich kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, daß seine

Charaktere Automaten und Puppen sind, Masken, die gerade noch hinreichen, die Züge Wildes zu verdecken. Wir sehen hier den Raisoneur fast ganz so, wie wir ihn bei dem jüngeren Dumas oder bei Sudermann finden. Auf diese Weise identifiziert Wilde seine Charaktere nicht mit ihren Vorbildern im wirklichen Leben, sondern mit sich selbst.

Wenn man von Bernhard Shaw sagen kann, er habe das dialektische Stück erfunden, so läßt sich von Wilde behaupten, er sei der Urheber des Konversationsstückes im engeren und eigentlichen Sinne.

Jean Joseph Renaud und Henri de Regnier haben Wilde beredtes Lob gespendet für seine Meisterschaft in der Causerie. Eine vornehme Dame sagte einst von ihm: „Wenn er spricht, sehe ich einen leuchtenden Schein um sein Haupt.“ Gerade die Uebertreibung, die in dieser Phrase liegt, zeigt, wie meisterlich Wilde es verstand, goldene Worte zu reden. Er war ein Sklave der Scheherezade seiner Phantasie und bis zum Uebermaß verschwenderisch mit den Gaben seines Witzes. Er bewies, daß er einer der großen Meister in der anmutigen Kunst des Konversationsmachens war und sorglos Goethes Vorschrift „Bilde Künstler, rede nicht!“ unbeachtet ließ. Das Ergebnis ist, daß er nicht konstruiert, sondern nur eine Mine anlegt. Seine Kunst ist der Ausdruck seiner Freude an dem Feuerwerk der Rede. Um Baudelaires Worte zu wiederholen, schrieb er Lustspiele „pour étonner les sôts“. Sein größtes Vergnügen war „épater les bourgeois“. Bei seinen Lustspielen ist das Resultat, trotzdem sie außerordentlich unterhaltend sind, vom Standpunkte der dramatischen Kunst aus ein geradezu klägliches. Die Gespräche werden auseinander gerissen und sind im dramatischen Sinne insofern zusammenhanglos, als sie nur für den Augenblick da sind ohne jede Rücksicht auf die Klärung und Weiterführung des dramatischen Prozesses. Der Genosse Shaws tritt in diesem besonderen Umstande sofort zutage, doch besteht zwischen den Werken beider Dichter die grundsätzliche Verschiedenheit, daß in den Shawschen Lustspielen die Konversation, witzig und epigrammatisch in hohem Grade, eng verschwistert mit der Handlung ist, während sie bei Wilde tatsächlich mit ihrem ganzen äußeren Glanze nur von untergeordneter Bedeutung ist und weit vom Ziele abirrt. Wie Hagemann richtig gesagt hat, in Wildes Lustspielen wird Ton und Nachdruck vollständig auf den epigrammatischen Inhalt des Dialogs gelegt.

Im Grunde genommen und seinem ganzen Wesen nach ist Wilde Meister in der Kunst der Auslese. Es gelingt ihm in ganz hervorragender Weise, unsern Momenten, während sie vorübergehen, den unterhaltendsten Charakter zu verleihen. Seine Kunst ist die Apotheose des Moments. „Was läßt sich nicht,“ fragte er, „für den Moment und das ‚Monument des Moments‘ sagen?“ „Die Kunst selbst,“ gestand er einmal, „ist tatsächlich eine Form der Uebertreibung, und Auslese, die der eigentliche Geist der Kunst ist, ist nichts weiter als eine hochgespannte Art unsrer Emphase.“ Wilde war ein Maler, ein Neoimpressionist. Von der Palette seiner Beobachtung, die alle hellschimmernden Farben und Farbentöne seines Temperaments aufwies, wählte er viele glänzende, aber von-

einander verschiedene Farbenkleckse aus und übertrug sie auf die Leinwand. Im richtigen Lichte und aus der erforderlichen Entfernung gesehen, nimmt die Leinwand das Aussehen eines vollständigen Gemäldes an — prachtvoll, einzigartig, wunderbar. Nur dadurch, daß er genau Wildes Gesichtspunkt einnimmt, wird der Beschauer in den Stand gesetzt, die vereinzelten glänzenden Punkte zu einem harmonischen Ganzen zusammenfließen zu lassen. Oskar Wilde ist ein Pointilleur.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Oskar Wilde das war, als was Nordau ihn bezeichnet hat, pervers und degeneriert. Und doch regt sein Fall Bedenken gegen den Ausspruch an, daß das Leben und das Wirken eines Künstlers grundsätzlich nicht voneinander zu trennen seien. Wilde war ein Mensch nicht nur von einer vielfältigen Persönlichkeit, sondern auch von einer unleugbaren, aber disparaten Begabung.

Der Stil ist nicht immer der Mensch, und sowohl die Kunst- wie die Literaturgeschichte zeigt uns nicht wenige Genies, nach deren Privatleben man sich zu Unrecht ein abfälliges Urteil über ihre Bilder, ihre Dichtungen oder ihre prosaischen Schriften bilden würde. Wenn man Wildes Leben als den Prüfstein für seine Werke gelten lassen wollte, dann müßten sie ein für allemal eine res tacenda in der literarischen Republik bilden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Wilde mit seiner oft vorgetragenen Lehre von dem von jeder Verantwortung entbundenen Individualismus und seiner heidnischen Betonung der schrankenlosen Entfaltung des eignen Ich der jüngeren Generation einen selbstmörderischen Rat erteilte. Er gründete sein Apostolat auf das Paradoxe, und, wie er selbst zugibt, ist das Paradoxe stets gefährlich. Bei seinem Suchen nach dem Flüchtigen, Verschwindenden, Eingebildeten fand er gewisse auserlesene Wahrheiten, aber es waren nur halbe und dunkle Wahrheiten, die in einer Masse sehr hübsch stilisierter, aber verdammenswerter perverser Falschheit eingebettet lagen. Vieles in seinen Gedichten — einem heftigen Ergusse dessen, was Robert Buchanan die „fleischliche Dichterschule" genannt hat — ist ein getreuer Reflex seiner Persönlichkeit und seines Gefühls mit seinem krankhaft-sinnlichen Träumen am hellen Tage, seinem eiteln Klagen über „unfruchtbaren Gewinn und herben Verlust", seinem ungesunden und kurzsichtigen Hellsehen und seiner Versessenheit auf das Sinnlich-Lüsterne und das, was der Franzose „macabre" nennt. Und doch sind trotz alledem und trotz des beständigen Hervortretens fremden Einflusses einzelne seiner Gedichte von dem göttlichen Funken berührt und leuchten hell auf in geradezu blendendem und verwirrendem Glanze.

Als Künstler in Worten, als Prosaist war Wilde mit seltenen Gaben ausgestattet. Die gesellschaftliche Leichtigkeit seiner Paradoxen, der Reichtum seines phantasievollen Stils, die Vereinigung von Einfachheit und Schönheit des Wortausdrucks mit der unbestimmten und oft fast ins Bedeutungslose sich verlierenden Steigerung und Abschattierung der Gedanken, seine Einsicht in die wahre Bedeutung der Kunst, sein Verständnis „des Dinges, wie es an sich wirklich ist", das gelegentliche Erhaschen eines Einblicks in das Allerheiligste der Kunst —

das alles stand ihm zuweilen und von Zeit zu Zeit zu Gebot. Sein Nachahmungsvermögen war Karikatur in einer verfeinerten und unendlich abgeklärten Gestalt; und mit einem weit weniger reellen Verständnisse der „Geheimnisse“ der Kunst hätte Wilde der Autor eines ganz vorzüglichen „Mit fremden Federn“ werden können. Wenn er selbst sich nicht wirklich und buchstäblich in das literarische Gewand andrer hüllte, so besaß er doch das seltene Vermögen — jetzt beinahe eine untergegangene Kunst — in eine fremde Persönlichkeit zu schlüpfen, zeitweilig die eigne Haut abzustreifen und sich die Welt mit neueren und fremden Augen anzusehen. Hierin liegt, wie sich wohl sagen lassen dürfte, das Geheimnis seines Genies, das Vermögen der schöpferischen und phantasievollen Interpretation in seiner höchsten Steigerung. Er war als Künstler stets Kritiker, niemals Schöpfer in dem holden Schöpferwahne. Man hat von ihm gesagt, er habe alles gewußt; aber bei ganz genauem Zusehen war sein schlimmster Fehler als Künstler seine Anmaßung und sein eingebildetes Gefühl der Ueberlegenheit. So versagt im Falle Wildes — wie so manche andre Wahrheit — der Grundsatz: „Tout savoir c'est tout pardonner.“

Briefe von und an Karl Mathy aus dem Frühling 1849

Mit Erläuterungen herausgegeben

von

Ludwig Mathy

(Schluß)

Herm. von Beckerath an Karl Mathy.

Lieber Freund! Brüssel, den 21. Mai.

Von einem Ausflug nach Antwerpen, Gent u. s. w. zurückgekehrt, finde ich hier Ihre beiden Briefe. Tausend Dank dafür; aus dem Munde des Freundes klingt auch die schlimmste Nachricht nicht so trostlos, als wenn man das, was den Gefährten begegnet, wie ein Fernstehender, nicht mehr zu ihnen Gehörender, nur durch die Zeitungen erfährt. Das Schlimmste aber ist es wirklich, was auch nach Ihren Mitteilungen unvermeidlich geworden ist — der jämmerliche Untergang der Nationalversammlung,[1]) dieser allein noch aufrecht gebliebenen Volksvertretung

[1]) Bassermanns von Berlin datierte Austrittserklärung erschien am 19. Mai in der „Ober-Postamts-Zeitung“. Nach der Abberufung der österreichischen Abgeordneten war die Mitgliederzahl auf 400 gesunken und die Beschlußfähigkeit von 200 auf 150 herabgesetzt. Am 10. Mai verschob sich die Mehrheit nach links. An diesem Tage wurde auf Antrag der Abgeordneten Simon und Vogt, der am 8. Mai eingebracht war, mit 186 gegen 147 Stimmen der Beschluß gefaßt, das Einschreiten Preußens zur Bekämpfung der Revolution in Sachsen

in Deutschland! O mein lieber Freund, unsre Partei hat durch den Beschluß vom 4., welcher der erste Schritt auf dem unseligen Wege des tätlichen Widerstandes war, dem Absolutismus einen unermeßlichen Dienst getan, und die persönliche Befriedigung, daß meine Ansicht und mein darauf beruhender Entschluß sich mehr und mehr als richtig erweist, kann mich wahrlich nicht entschädigen für den Schmerz um die Sache, der wir dienen und die durch jene moralische Vernichtung des Repräsentativsystems einen schweren Nachteil erleidet. Daß derselbe durch die von mir so dringend, aber vergebens befürwortete passive Haltung der Nationalversammlung zu vermeiden gewesen wäre, daß er nach wiederhergestellter Ruhe und Ordnung durch ein Zusammenwirken aller für die wahre Freiheit und die Einheit strebenden Kräfte allmählich wieder gutzumachen sein wird, ist jetzt nicht an der Zeit, zu erörtern; erlauben Sie mir, ein in der Lage des Augenblicks mehr praktisches Moment zu berühren.

Sie sagen mir, daß Sie und unsre Freunde, wie ich es nie anders erwartet habe, in dem Augenblicke austreten würden, wo die Versammlung die Zentralgewalt umwirft und einen Vollziehungsausschuß[1]) ernennt. Sie, Gagern und Bassermann können aber unter den obwaltenden Verhältnissen weder in die

---

als schweren Reichsfriedensbruch zu behandeln. Darauf legte Simson das Präsidium nieder, und Reh aus Darmstadt trat an seine Stelle. Die neue Mehrheit beschloß am 19. Mai, sofort einen Reichsstatthalter zur Durchführung der Reichsverfassung zu wählen, also den Reichsverweser und die bisherige Zentralgewalt zu stürzen. Sonntag den 20. tagte der Kasino-Klub, der Kern der Gagernschen Partei, über die Frage des Austritts, der am 21. mit 60 Unterschriften und würdiger Begründung schriftlich erklärt wurde. Unter den 60 sind Dahlmann, Heinrich von Gagern, Ed. Simson und Mathy.

[1]) Dieser Vollziehungsausschuß war eben durch den Antrag Simon-Vogt beschlossen.

Die Auflösung der Nationalversammlung vollzog sich in den folgenden Tagen sehr rasch. Am 21. waren noch 189 Mitglieder anwesend. Fallati, im bisherigen Reichsministerium Unterstaatssekretär des Handels bis 24. Mai 1849, brachte im Namen von 50 Mitgliedern den dringlichen Antrag ein, die Versammlung bis 20. Juni zu vertagen. Der Antrag fand keine hinreichende Mehrheit; dagegen wurde die Beschlußfähigkeit nach dem Antrag von Goltz auf 100 Mitglieder herabgesetzt! Vor der Abstimmung über diesen Antrag entfernten sich die Unterzeichner des Fallatischen Antrags und zeigten ihren Austritt am 24. Mai gemeinsam an, darunter Hans von Raumer, der alsbald nach Schleswig-Holstein reiste, um sich als Gemeiner in die Armee der Herzogtümer einreihen zu lassen, Rümelin, die Schleswig-Holsteiner Francke, Michelsen, Reindorff, Esmarch.

Am 26. Mai nahm das Rumpfparlament den von Uhland verfaßten Aufruf an das deutsche Volk mit 97 gegen 60 Stimmen an. Darin wurde die Notwendigkeit betont, bis zum Zusammentritt des neuen Reichstags am 15. August vereint zu bleiben, die Beschlüsse vom 4. Mai durchzuführen, die Neuwahlen auf den 15. Juli vorzubereiten und das deutsche Volk zum Schutz der Verfassung aufzurufen. Die Verwerfung eines Zusatzantrages von Welcker hatte seinen und seiner Anhänger Austritt zur Folge. Am gleichen Tag wurden die Abgeordneten des Königreichs Hannover abberufen. Am 29. beantragte Herr von Reden im Namen des kleinen konservativen Restes der Versammlung nochmals die Vertagung. Dagegen nahm eine Mehrheit von 71 gegen 64 Stimmen am 30. Mai den Antrag Vogt an, die Versammlung nach Stuttgart zu verlegen und dort die nächste Sitzung am 4. Juni abzuhalten.

Heimat zurückkehren noch in Frankfurt bleiben. Im preußischen Rheinland ist die Ordnung vollständig hergestellt, namentlich in meiner Heimatstadt Krefeld ist nicht die geringste Störung mehr zu fürchten. Ich kehre heute mit den Meinigen dahin zurück und lade Sie, Bassermann und Gagern, denen Sie dieses Schreiben wohl mitteilen, dringend ein, mir dahin mit den Angehörigen zu folgen und in dieser ruhigen Zurückgezogenheit die Entwicklung der Dinge abzuwarten. In meinem Hause ist für eine Familie vollständig Raum, und für die beiden andern läßt sich, da in jetziger Zeit viele Wohnungen zu mieten sind, leicht sorgen. Meine Frau, die sich schon die in unserm Hause zu treffende Einrichtung mit Eifer ausgedacht hat, vereinigt ihre Bitten mit den meinigen: gewähren Sie ihr Erfüllung und seien Sie unser warmer Fürsprecher bei den andern Freunden! Unser Leben hat durch die Verbindung mit Ihnen allen eine unzerstörbare Bereicherung erlangt, gönnen Sie uns die Freude, uns durch Ausübung der Gastfreundschaft dankbar zu erweisen, und lassen Sie uns in dem Zusammensein Gleichgesinnter die Stärkung suchen, deren wir für die Arbeit der nächsten Zukunft bedürfen werden.

In der Ungewißheit, ob Sie, Gagern und Bassermann noch in Frankfurt oder wo sonst sind, lasse ich dieses Schreiben an Frau Koch mit der Bitte abgehen, es demjenigen von Ihnen zustellen zu lassen, der am schnellsten zu erreichen ist.

Leben Sie wohl, teurer Freund, empfehlen Sie meine Frau und mich Ihrer lieben Frau und lassen Sie mit mir die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht sinken! Mittelbar werden die großen Zwecke der Nationalversammlung doch erreicht werden!

Ihr treu ergebener Herm. Beckerath.

H. von Gagern (Hornau[1]) an K. Mathy.

Lieber Mathy! Hornau, den 27. Mai.

Ich sende morgen frühe einen Boten nach Frankfurt, um zu hören, was es Neues gibt. Er wird so frühzeitig in der Stadt sein, daß er Dich zu Hause trifft. Sei so gut und schreibe mir, was Du für mich oder überhaupt für wissenswert erachtest. Fällt nichts vor, so bleibe ich den Dienstag noch ruhig hier. Ich habe heute einen herrlichen, erquickenden Gang durch Wald, über Berg und Tal gemacht, ganz allein. Meinen Bruder Max fand ich, als ich zurückkam. Die Natur ist schön wie immer und entfaltet ihre Herrlichkeiten, das Getriebe und das Elend der Menschen mag sein, welches es will.

Dein H. Gagern.

Herm. Beckerath an Heinr. von Gagern, Karl Mathy oder Fr. Bassermann.

Verehrte Freunde! Krefeld, den 27. Mai.

Am 21. d. schrieb ich von Brüssel aus an Mathy, beantwortete die mir von ihm gewordenen Briefe und sprach gegen ihn eine Bitte aus, die an Sie

[1]) Gagerns Gut am Taunus.

alle gerichtet war. Je mehr mir dieselbe von Herzen ging, desto peinlicher ist es mir, bis zu diesem Augenblick noch ohne Antwort zu sein. Ich hatte meinen Brief, um unter allen Umständen seine richtige Ueberkunft zu sichern, an Frau Koch kuvertiert; diese Freundin muß aber verreist oder das Schreiben verloren gegangen sein. Ich wiederhole daher heute das darin enthaltene Gesuch, daß Sie, meine werten Freunde, sich mit den Ihrigen hierher, nach Krefeld, wo, wie im preußischen Rheinland überhaupt, die Ordnung und öffentliche Sicherheit hergestellt ist, wenden und hier in einem Kreise von Menschen, die Ihnen aufrichtig ergeben sind, eine bessere Wendung der vaterländischen Dinge abwarten möchten. Eine Familie findet in meinem Hause Raum; für die beiden andern braucht unter den Anerbietungen nur gewählt zu werden, die meine hiesigen Freunde mit größter Wärme machten, als ich die dem Vaterlande teuren Namen nannte, an die ich Einladungen gerichtet. Oder es könnte auch für die eine oder andre Familie, wenn dies vorgezogen werden sollte, eine Wohnung gemietet und mit Mobiliar versehen werden. Meine Frau wird in allem diesem mit tausend Freuden Schaffnerin und Helferin sein; ich bitte ebenso dringend in ihrem als in meinem Namen: gewähren Sie uns in dieser bitteren Zeit den Trost, Ihnen durch unser Bestreben etwas für Sie zu tun, zu zeigen, was Sie uns sind, kommen Sie alle drei mit Weib und Kind herüber: Sie werden mit offenen Armen empfangen werden!

Ihr freundschaftlich ergebener

Beckerath.

Bassermanns Brief aus Berlin habe ich noch immer nicht empfangen.

Frau Charlotte Duncker[1]) an Frau Anna Mathy.

Ems, den 27. Mai.

Meine liebe Frau Mathy, der Abschied von Ihnen ist mir durch die Ungewißheit, welche noch am Sonntagabend über dem Kasinogarten[2]) schwebte, erspart worden — wäre mir auch die Trennung erspart! — Es ist unerträglich, Freunde in Tagen des Schmerzes und der Sorge verlassen zu müssen; aus dem Emser Frieden wenden sich meine Gedanken immer wieder fragend nach Frankfurt zurück; und da die Lage unsers Vaterlandes so glorreich ist, daß die Namen Mathy und Gagern aus der Zeitung verschwunden und Brentano und Konsorten an die Stelle getreten sind, so muß ich Sie schon bitten, mir schriftlich eine Nachricht von Ihnen und andern zurückgebliebenen Freunden zu geben. Wie geht es Gagern? Da ich noch immer nichts von seiner Abreise aus Frankfurt höre, so fürchte ich wirklich, daß er in eine ernste Krankheit verfallen ist. Wir haben uns darüber ausgesprochen, meine

---

[1]) Max Duncker hatte am 20. mit Dahlmann, Gagern, Droysen, Waitz, Simson, Mathy den Austritt aus der Nationalversammlung erklärt.

[2]) Wo der Kasino-Klub seinen Austritt aus der Nationalversammlung beschloß.

liebe Frau Mathy, wie wir die Schmach des gegenwärtigen Augenblicks gerade darin am schärfsten empfinden, daß der Mann, der unser Retter heißen würde, wenn das deutsche Volk seine Zeit erkannt und gewollt hätte, daß der Mann jetzt ein unglücklicher Privatmann ist. Aber ich hoffe, wie wir beide, so fühlen Tausende im Vaterland, und nicht die Schlechtesten; und wenn die bösen Hände es vergebens versucht haben werden, die gute Sache an sich zu reißen, dann wird man wieder nach den reinen Händen umschauen, und der Sieg der deutschen Einheit, an dem ich nicht verzweifeln kann, wird nicht unter den Namen Manteuffel-Radowitz, sondern unter den Namen Gagern-Mathy u. s. w. in die Geschichte eingetragen werden.

Duncker hat mir noch nicht aus Berlin geschrieben, wohin er ohne Säumen von Frankfurt aus gereist ist, aber er wird mir leider nur bestätigen können, daß man dort die hochmütige Hoffnung einer mit den Fürsten vereinbarten und dem Volke oktroyierten Einheit aufgegeben hat. Wird man den Mut haben, mit Gewalt zum Ziel zu schreiten? Warum zögert man, die insurgierten Bundesländer mit Truppen zu besetzen? Stößt man sich an dem Reichsverweser? Und was wird unterdessen in Süddeutschland geschehen? Wird Bayern versuchen, die südwestlichen Länder unter der Verfassung zu vereinigen?

Mit allen diesen Fragen blicke ich in das Chaos unsrer Zustände, und hier kann keiner eine Antwort geben. Aber heiße Wünsche finde ich überall für dasselbe Ziel, und auch die Mittel, die jetzt als die rettenden noch übrig sind, nämlich Preußens gewaltsames Einschreiten, scheint man gern in den Kauf nehmen zu wollen, wenn es nur schließlich zu Einigung und Ruhe kommen soll.

Aber das wollte ich Ihnen ja eigentlich gar nicht schreiben; von diesen Dingen hören Sie in Frankfurt genug: ich wollte Ihnen nur sagen, daß man sich in den Emser Frühling flüchten soll, um einmal zu vergessen, daß die Geschicke des Vaterlandes im argen liegen. Ich habe nicht an diese Macht der Natur geglaubt, ich wollte kein Wiegenlied hören, ehe es nicht in Deutschland besser geworden ist, aber ich fühle doch nun, daß es gut tut, ein wenig auszuruhen. Kommen Sie auch sicher, und Simsons und Gagerns mit Ihnen, wir wollen hier von dem Fieber der politischen Aufregung genesen, und dann mag jeder von neuem seinen Posten einnehmen. Bitte, grüßen Sie mir die Freunde, insbesondere auch Frau Bassermann; und noch einmal, kommen Sie.

Ihre

Ch. Duncker.

Karl Mathy an Heinrich von Gagern.

Frankfurt, den 28. Mai.

Lieber Gagern!

Preußen hat sich von der Zentralgewalt losgesagt, es handelt nicht mehr auf ihr Ansuchen, scheint auch den Verkehr abgebrochen zu haben. Vorgestern ist in Berlin ein Bündnis zwischen Preußen, Hannover und Sachsen geschlossen worden über gemeinsame Maßregeln zur Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit und über einen Verfassungsentwurf; dieser soll heute in Berlin be-

kanntgemacht werden.[1]) Den Regierungen, welche dieser Verfassung und dem Bunde beitraten und Hilfe direkt von Preußen verlangen, soll dieselbe geleistet werden. So berichtet der Telegraph von Berlin.

Der Reichsverweser — sagte mir gestern Detmold — wird in den nächsten Tagen sein Amt in die Hände der Bevollmächtigten niederlegen.[2]) Oesterreich und Bayern werden dann ein dem Bundestag ähnliches Provisorium verlangen; Preußen, Sachsen und Hannover die Zentralgewalt für Preußen verlangen; von den 28 Desperados werden einige sogleich, andre in kurzem Preußen zufallen. Der Bruch in Deutschland liegt damit zutage.

Bayern hat von der Zentralgewalt Hilfe für die Pfalz verlangt, weil es in seinen diesseitsrheinischen Kreisen keinen Mann entbehren könne. Bei der notorischen Ohnmacht der Zentralgewalt wird sich demnach selbst Bayern an Preußen wenden müssen.

Die Korps bei Kreuznach, Wetzlar und Erfurt werden am 1. und 3. Juni an ihren Sammelplätzen sein und dort weitere Befehle von Berlin erwarten.

Der hessische Odenwald soll durch die Affäre bei Laudenbach,[3]) welche ihm die Hauptwühler vom Halse geschafft hat, beruhigt sein; heute soll bei Worms eine bewaffnete Volksversammlung, die verboten wurde, mit Gewalt gesprengt werden, falls sie versuchen sollte, sich zu bilden.

Für Württemberg wird der heutige Tag vermutlich entscheidend. Nach Reutlingen sind Vereine und Volk berufen; es soll das schwäbische Offenburg werden. Hält Römer[4]) und das Militär, so ist der Skandal in Baden und der Pfalz verloren; im andern Falle wird er an Bedeutung und Ausdehnung gewinnen.

Aus Baden nichts Neues von Bedeutung; die Soldateska gehorcht niemand. Sie marschiert, wohin sie will, und tut, was sie will. — Aus der Pfalz ebenfalls nichts Neues.

---

[1]) Der „Preußische Staats-Anzeiger" veröffentlichte am 31. Mai die Zirkularschreiben, welche die preußische Regierung im Auftrag der verbündeten Regierungen von Preußen, Sachsen und Hannover am 28. Mai an alle deutschen Regierungen richtete erstens über den Abschluß des Dreikönigsbundes und zweitens über den preußischen Verfassungsentwurf für das Deutsche Reich.

[2]) Am 24. Mai schrieb der Reichsminister des Innern Gräveli an den preußischen interimistischen Bevollmächtigten, Legationsrat von Kamptz, auf ausdrücklichen Befehl des Reichsverwesers, „daß Se. kaiserliche Hoheit der Reichsverweser, wie bekannt, längst entschlossen sei, das ihm anvertraute Amt niederzulegen, daß Er aber bei der Bestimmung des Zeitpunktes, wann dieses geschehen werde, lediglich das Interesse Deutschlands konsultieren und keiner Macht der Erde das Recht zugestehe, Ihn von dem Ihm anvertrauten Posten zu verdrängen".

[3]) Am 23. Mai veranstalteten badische Freischärler, die an der Bergstraße die hessische Grenze überschritten hatten, eine Volksversammlung in Oberlaudenbach. Dagegen schritt der hessische Provinzialkommissär Prinz mit zwei Kompagnien hessischen Militärs ein. Es kam zu einem Gefecht, in dem Prinz erschossen wurde. Darauf wurde im südlichen Hessen der Kriegszustand erklärt.

[4]) Der württembergische Staatsminister.

Hier haben wir bis jetzt Ruhe. Der Großherzog von Baden ist heute früh nach Ehrenbreitstein zurück.[1] Das Ministerium ist nun vollständig hier und sieht ein, daß es abtreten muß.

Genieße, lieber Heinrich, die herrliche Natur; laß ihre Reize wirken auf Dein Gemüt und stärke Dich an dem Gedanken der Unwandelbarkeit ihrer Gesetze. Was uns der liebe Gott oktroyiert hat, ist sehr schön und wird gehalten; der König von Preußen versteht das Oktroyieren nicht so gut.

Mit herzlichem Gruße Dein

K. Mathy.

*

Der preußische Verfassungsentwurf erschien am 1. Juni in der „Deutschen Zeitung", Samstag den 2. Juni in Nr. 150: ein neuer Hoffnungsstrahl für die Männer der kleindeutschen, erbkaiserlichen Partei. Darum fanden sich neun ihrer Führer schon am folgenden Tage zusammen und verfaßten folgende Einladung:

Einladung zur Zusammenkunft in Gotha. (Gedruckt.)

Der von den Regierungen von Preußen, Sachsen und Hannover ausgegangene Entwurf einer Reichsverfassung läßt es den Unterzeichneten wünschenswert erscheinen, daß eine größere Anzahl politischer Freunde, welche in der Nationalversammlung die Durchführung der Reichsverfassung vom 28. März auf friedlichem und gesetzlichem Wege angestrebt und seitdem in vielen deutschen Gauen die öffentliche Stimmung von neuem kennen gelernt haben, sich sobald tunlich wieder zu einer Besprechung zusammenfinden. Ein möglichst übereinstimmendes Verhalten in der gegenwärtigen Lage des Vaterlandes, insbesondere gegenüber der obschwebenden Frage der Reichstagswahlen für diejenigen Staaten sowohl, welche jetzt die Reichsverfassung vom 28. März anerkennen, als auch für diejenigen, welche ebenso wie die drei obengenannten Königreiche vorher noch Modifikationen für nötig erachten, — wird den Gegenstand der Beratung ausmachen.

Die Unterzeichneten schlagen zu diesem Zweck eine Zusammenkunft am 26. d. M. in Gotha vor und laden Sie dringend ein, bei derselben zu erscheinen.

Frankfurt, den 3. Juni 1849.

Dahlmann. Francke. H. von Gagern.
M. von Gagern. Graf Giech. Mathy.
Rümelin. von Soiron. Wiedemann.

Robert Mohl[2] an Karl Mathy.

Mehlem, Kreis Bonn, den 4. Juni.

Hochzuverehrender Herr und Freund,

ich bin, um meine endlich aus Heidelberg los gewordene Familie irgendwo ruhig unterzubringen, so plötzlich von Frankfurt abgereist, daß ich mich nirgends ver-

[1] Nach zweitägigem Aufenthalt in Frankfurt.

[2] Robert von Mohl aus Stuttgart, Professor an der Universität Heidelberg, für Mergentheim in der Nationalversammlung, Reichsminister der Justiz bis 17. Mai 1849.

abschieden konnte; auch dachte ich, nach einigen Tagen vielleicht zurückzukehren. Indessen ist alles ausgetreten, abgereist u. s. w.; ich selbst habe mein Mandat niedergelegt und habe daher — da ich doch nicht nach Heidelberg in diesem Augenblicke kann — keinen Grund, aus meiner ländlichen Erholungsstätte wegzugehen. Es bleibt mir daher nur übrig, mich von meinen Gönnern und Freunden schriftlich zu verabschieden. Von Ihnen hoffentlich nur auf kurze Zeit. Ich schreibe heute an Herrn Staatsrat Bekk, um mich zur Verfügung zu stellen, wenn man mich nötig haben sollte, andernfalls um Erlaubnis, mich vorderhand auszuruhen und wieder schlafen zu lernen.

Ueber die allgemeinen Angelegenheiten schreibe ich nicht; es ist keine Freude, und ich weiß nichts davon, als in der „Kölnischen Zeitung" steht. Camphausen ist zwar nur zehn Minuten von hier, allein so zugeknöpft wie immer. Ich sage daher nur aus dem Grund meines Herzens: Gott besser's! Leiden mag es eine Verbesserung.

Was ich — vorausgesetzt, daß ich länger mein eigner Herr bleibe — anfange und wo ich mich aufhalten werde, weiß ich selbst noch nicht. Vielleicht gehe ich nach Neuwied, wozu mir Arnim sehr zuspricht. Indessen treffen mich Briefe hier, wenn Sie mir etwas mitzuteilen haben.

Sie, mein verehrtester Herr und Freund, werden an der badischen Regierung in partibus Anteil nehmen? Ich wünsche von Grund meiner Seele, daß Sie bald aus einem Weihbischof wieder ein wirklicher werden mögen. Es ist freilich bei diesem Wunsche Egoismus mit; aber wo ist der nicht in der Welt? Wenn nur Württemberg hält! Ich fürchte aber sehr für die Dauer.

Doch ich will und kann nicht politisieren von hier aus. Mein Zweck ist ja nur, meine Abreise ohne Sang und Klang zu entschuldigen und mich, hoffentlich auf ganz kurze Zeit, Ihrem wohlwollenden Andenken zu empfehlen.

Mit vollkommener Hochachtung

Ihr ganz ergebenster

R. Mohl.

Herm. von Beckerath an Karl Mathy.

Lieber Freund! Krefeld, den 4. Juni.

Ihre und Bassermanns freundliche Zuschriften vom 26. v. M. sowie noch die Ihrige vom vorgestrigen Tage habe ich empfangen, und wenn Sie auch meinem Wunsche, den Frankfurter Freundeskreis hierherverpflanzt zu sehen, eine sofortige Gewährung nicht zusagen können, so läßt doch die Art, wie er aufgenommen wurde, mich eine spätere Erfüllung hoffen. An dieser Hoffnung erfreue ich mich, und mit ihr verbinde ich seit dem Erscheinen der von den drei Königreichen vorgelegten Verfassung eine höhere, nicht nur unsre Personen, sondern das gesamte Vaterland umfassende. Preußen hat sein schwer verpfändetes Wort gelöst, es hat sich zu einer nationalen freiheitlichen Bundesform bekannt, und wie verletzend es auch für die Nationalversammlung und für die

durch sie vertretene Nation war, daß man den Weg der Neugestaltung nicht mit ihr zunächst, sondern vorab mit den Fürsten gehen wollte, — die dies am bittersten empfunden haben, die sind auch gerade die edelsten Patrioten, die nicht um subjektiver Befriedigung willen, sondern zur Rettung und Erhebung Deutschlands eine aufopfernde Wirksamkeit ausgeübt haben; sie werden, wenn der Zweck erreicht wird, die erlittene Kränkung verschmerzen, sie werden, wenn die Nation ihre Wiedergeburt feiert, das traurige Hinsterben der Nationalversammlung vergessen über der Freude, daß das Ziel, wenn auch nach schmerzlichem Ringen, erreicht, daß das Kind, wenn auch nach den heftigsten Wehen, zur Welt geboren ist. Und ist denn die von den drei Königen vorgelegte Verfassung nicht das Werk der Nationalversammlung? — Wäre den Regierungen jemals ohne die Nationalversammlung eine solche Schöpfung möglich geworden? — Wenn ich dieselbe als das Werk der Nationalversammlung betrachte, so lege ich weniger Wert auf die wörtliche Aufnahme der meisten und auch sehr wichtiger Bestimmungen der Frankfurter Verfassung, als darauf, daß

1. die Anschauung, die sich in Frankfurt allmählich fest und fester ausgebildet und die in dem Gagernschen Programme ihren Ausdruck gefunden hat, auch die Grundlage des Regierungsentwurfs bildet. Ein Deutschland unter Preußens Oberleitung im Bundesverhältnis mit dem als integrierender Teil ausscheidenden Oesterreich, — diesen die deutsche Zukunft entscheidenden Gedanken Gagerns hat die Nationalversammlung, anfangs widerstrebend, endlich der geschichtlichen Notwendigkeit nachgebend und zuletzt das großartige Rettungs- und Fortbildungsmittel mit Begeisterung ergreifend, adoptiert und durch ihre parlamentarischen Kämpfe wie auch durch deren Resultat, die Kaiserwahl, so tief in das Bewußtsein der Nation eingesenkt, daß man sich auch in Berlin, trotz der Sympathie für Oesterreich, trotz des Zartgefühls für Bayern (wahrlich, es gab dort vieles zu überwinden!) genötigt gesehen hat, dieser Forderung der Nation Folge zu geben und dem von vielen Seiten so beharrlich befürworteten Direktorium — vulgo Bundestag — zu widerstehen.

Sodann aber finde ich die Frankfurter Verfassung in der Berliner darum wieder, weil

2. wie oben bereits angeführt, das Direktorium beseitigt und die Exekutivgewalt ausschließlich dem Könige von Preußen (unter dem mit zu vieler Bescheidenheit gewählten Titel eines Reichsvorstandes) vindiziert worden ist. Auch dieses Resultat hat die Nationalversammlung erstritten; ohne sie wäre diese unerläßliche Bedingung wahrer Einheit, der Macht nach außen und nach innen, nimmermehr zu erreichen gewesen.

Endlich betrachte ich das Regierungsprojekt mit unserm Werke deshalb als übereinstimmend, weil jenes

3. die gesetzmäßige Freiheit in Deutschland nicht nur durch die wörtlich aufgenommenen Bestimmungen über das Reichsgericht, sondern auch dadurch verbürgt, daß die Grundrechte mit wenigen Ausnahmen und zwar in der Form einer dem deutschen Volke geleisteten Gewähr zur Geltung kommen.

Ich übersehe dabei nicht die vorgenommenen, zum Teil sehr einschneidenden, dem Geiste unsrer Arbeit aber nur in einem Punkte entgegentretenden Abänderungen. Wir hatten die Einzelstaaten auf ein Minimum der Einwirkung, auf die Angelegenheiten der Gesamtheit, beschränkt und vielleicht die durch die deutschen Zustände gebotene Linie überschritten; vielleicht geht der Regierungsentwurf in der entgegengesetzten Richtung zu weit, wenigstens scheint mir die Bestimmung, welche die Matrikularbeiträge (jämmerlichen Andenkens!) zur Haupteinnahmequelle des Reichs macht, ein großes Bedenken zu sein, das nur durch die nachgelassene Fakultät der Anleihe vermindert wird; auch beklage ich den Wegfall der Befugnis des Reichs, die Postverwaltung an sich zu nehmen, die Erhebung der Zölle anzuordnen, statt bloß zu beaufsichtigen, und wie die Reichsminister umfassende Gesetzentwürfe durchbringen werden, wenn zu den beiden Instanzen des Volks- und Staatenhauses in dem Fürstenkollegium noch eine dritte mit beschließender Stimme hinzutritt, wäre mir fast ein Rätsel, wenn nicht die Entscheidung im Fürstenkollegium, wie früher am Bundestag, eine Frage der Macht wäre, welche letztere aber Preußen in allen denjenigen Fällen zur Seite stehen wird, in denen es selbst auf seiten des Volkes steht. Die Ausbildung der Verfassung wird übrigens naturgemäßer und für sie selbst gefahrloser in der Richtung erfolgen können, daß durch den überwiegenden Einfluß der Volksvertretung die Zentralisation, soweit die Einheit dies erfordert, verstärkt, als daß umgekehrt durch die Macht der Regierungen mit Hilfe des Staatenhauses einer etwaigen zu großen Beschränkung der Einzelstaaten entgegengewirkt werden muß. Einige Abänderungen sind erwünschte Verbesserungen. Ich rechne dahin die Abänderung des suspensiven Veto in das absolute, die Aufrechterhaltung der für die Wildheit unsrer Zeit unentbehrlichen Todesstrafe, die vorsichtigere Fassung der Bestimmungen über die Preßfreiheit, das Versammlungs- und Vereinsrecht u. s. w. Daß man in Berlin das Reichswahlgesetz bestehen lassen würde, konnte weder erwartet noch gewünscht werden; ich gestehe aber, daß mir das Prinzip, welches man dort zugrunde gelegt hat — nämlich die Verteilung des Wahlrechts nach Maßgabe des durch die Steuerquoten ermittelten Besitzes —, anstößig ist und daß ich einen Zensus ohne alle weitere Einteilung der Wähler bei weitem vorgezogen hätte. Allein freilich wäre dann eine große Zahl bisher Berechtigter, während sie jetzt nur beschränkt werden, ganz ausgeschlossen worden, und aus diesem Grunde, welcher bei den Regierungen wahrscheinlich maßgebend gewesen ist, werden wir uns auch jenen Wahlmodus einstweilen gefallen lassen müssen.

Ueberhaupt aber, wenn selbst die Vergleichung beider Verfassungen weniger günstig für die Berliner ausfiele, als dies nach meiner Meinung der Fall ist, es handelt sich nicht um eine mehr oder minder vollkommene Form für unser Nationalleben, es handelt sich um das Wesen selbst, um Sein oder Nichtsein der Nation, und schon der Instinkt der Erhaltung muß uns dazu führen, nach derjenigen Form zu greifen, welche die meiste Aussicht auf Verwirklichung hat und also am meisten geeignet erscheint, durch Wiederherstellung eines öffentlichen

Rechtszustandes der schauderhaften Lage ein Ende zu machen, in der wir uns jetzt befinden. Die höchsten Organe der Gesamtnation — Reichsversammlung und Reichsministerium — zu Karikaturen herabgesunken, die einzelnen Staaten entweder der Anarchie verfallen oder durch Entwicklung der Militärkraft aufrechterhalten, die Fürsten und Volksstämme uneinig und mißtrauisch — wahrlich, da muß der Gedanke „Finis Germaniae“ zu einer drohenden Wahrheit werden, wenn nicht bald wieder von einem lichten Mittelpunkte aus die Verdunklung unsrer Zustände bekämpft und besiegt wird. Greifen wir diesen Mittelpunkt da, wo die Macht der Verhältnisse ihn hingelegt hat, in der Verfassung der drei Regierungen, sehen wir hinweg von der formalen Seite der Sache, von dem Anspruch der Nationalversammlung, die Verfassung endgültig festzustellen, verkennen wir nicht, daß die Geltung des Regierungsentwurfs bedingt ist durch die Zustimmung der (freilich nach dem neuen Wahlgesetz berufenen) Vertretung des Bundesstaates, und bieten wir alles auf, um diesem Entwurf in der öffentlichen Meinung die verdiente Anerkennung und bei den Regierungen Annahme zu verschaffen. Ich kann von hier aus dazu wenig, allenfalls hier und da durch einen Zeitungsartikel, mitwirken; Sie aber, Bassermann und Gagern, sind dazu in der besten Gelegenheit durch Ihre Verhältnisse zu den badischen und hessischen Regierungen und zu den noch in Frankfurt weilenden Bevollmächtigten der andern der Reichsverfassung beigetretenen Staaten.

Sie haben mich um meine Meinung gefragt, hier ist sie: Von den oft erwähnten Staaten oder vielmehr Regierungen, welche sich zur Annahme der Frankfurter Verfassung, jedoch immer nur unter einer gewissen Voraussetzung, bereit erklärten, möchten so viele als ihrer in den nächsten acht Tagen zusammenzubringen sind, dem Bündnis mit Preußen, Hannover und Sachsen auf Grund des Art. 11 der Bundesakte beitreten und sich anheischig machen, ihre Ständeversammlungen, nachdem die bei unbedingter Annahme der Reichsverfassung ausgesprochene Voraussetzung nicht in Erfüllung gegangen, zur Genehmigung des modifizierten Entwurfs aufzufordern, welche Genehmigung einfach durch die Wahl der Mitglieder des Staatenhauses kundzugeben wäre. Daß die norddeutschen Regierungen diesen Entschluß fassen werden, bezweifle ich keinen Augenblick; Schwierigkeiten sind nur in den beiden Hessen, in Baden, Nassau und Württemberg zu erwarten. In bezug auf die vier ersten Staaten können Sie, Gagern und Bassermann, viel tun und gewiß mit um so größerem Nachdruck, als der Widerstand gegen diesen letzten Rettungsversuch, wenn er nicht geradezu aus schlechter Gesinnung herrührt und also nur ohne weiteres niederzuwerfen ist, schon durch die Erwägung entwaffnet wird, daß, je mehr man etwa den deutschen Absichten Preußens mißtrauen müßte, desto mehr Ursache vorhanden ist, es sofort beim Wort zu nehmen, d. h. der Verfassungsvorlage beizutreten. Was nun Württemberg betrifft, so wird die Regierung dieses Landes in ihrer jetzigen Lage schwerlich einen solchen Schritt tun können, sondern allem Anscheine nach der Wühlerei unterliegen. So sehr ich es beklage, daß dieser blühende Teil des Vaterlandes auch von den Elementen überflutet werden sollte, die Baden und

die Rheinpfalz beherrschen, so verkenne ich doch den Vorteil für die Sache der Einheit nicht, daß die Revolutionierung Württembergs Bayern, dem ja das schwer bedrängte Oesterreich keine Hilfe leisten kann, dermaßen schwächen und isolieren würde, daß es seine egoistische Sonderpolitik aufgeben und sich mit den drei Regierungen auf Grund ihres Verfassungsprojekts verbinden muß. Dem Skandal im südwestlichen Deutschland wird dann mit Hilfe Preußens, das eine treffliche Armee an der Grenze bereithält, bald ein Ziel gesetzt werden. Aber daß die Preußen nicht einrücken, solange die Regierungen der insurgierten Länder sich nicht seinem Gange in der deutschen Sache anschließen, und daß also unsre Regierung nicht die Soldaten der Linie und die Landwehrmänner, zum Teil Familienväter, opfern will, um zur Kräftigung des bayrischen Egoismus, also zum Nachteil der deutschen Einheit, die Rheinpfalz zu erobern, das verdenke ich der preußischen Regierung, wenn sie auch Brandenburg-Manteuffel heißt, ebensowenig, als daß sie nun, wo keine Nationalversammlung mehr besteht, den von seinem eignen Oesterreich schon längst desavouierten Erzherzog nicht mehr als Reichsverweser anerkennen will. Lassen Sie bei dieser Gelegenheit mich über eine betrübende Erscheinung aussprechen, die in den ersten Zeiten der Nationalversammlung so nachteilig auf das Verhältnis Preußens zur deutschen Sache eingewirkt hat und jetzt wieder zum Verderben unsers Vaterlandes hervorzutreten scheint: ich meine den blinden Preußenhaß. Ich sage blinden, weil diese leidenschaftliche Richtung in der Tat nicht gerechtfertigt ist. Was hat denn die preußische Regierung bei allen ihren Fehlern Schlimmeres in der deutschen Sache getan als Oesterreich und Bayern? — War es nicht Oesterreich, das uns in perfider Weise durch seine Abgeordneten die Verfassung, an der es selbst keinen Teil nehmen konnte, verunstaltete, das mit Nichtachtung der Reichsgesetze Mitglieder der Nationalversammlung einstecken, erschießen ließ und noch in diesem Augenblicke mit allen diplomatischen Mitteln der deutschen Einheit und Freiheit widerstrebt? — Hat nicht Bayern an diesem selbstsüchtigen Treiben nach Kräften teilgenommen, seine Geldverbindlichkeiten gegen die Zentralgewalt unter nichtigen Vorwänden unerfüllt gelassen und bis zum heutigen Tage eine dem alten Bundestage nahekommende vielköpfige Zentralgewalt verlangt? — Und hat nun nicht Preußen dem mächtigen Einfluß dieser beiden Staaten tapfer widerstanden und ist in der deutschen Sache zwar spät, aber ehrlich vorgegangen? — Dennoch hört man aus Süddeutschland nichts von Oesterreicher- oder Bayernhaß, nur Preußenhaß atmen die Blätter, und selbst die „Deutsche Zeitung“, deren frühere Haltung hoffen ließ, daß sie sich zu einem Leitstern der Nation erheben werde, leistet diesem unbrüderlichen, undeutschen Fanatismus gewissermaßen Vorschub. Verzeihen Sie mir meine Wärme, auch die deutschesten Preußen — und ich gehöre zu diesen — müssen ob solcher Anfeindung ergrimmen, wie wird es dann erst mit den undeutschen sein? — Arbeiten Sie mit Ihrer geschickten journalistischen Feder dem Ausstreuen solcher verderblichen Saat entgegen und sagen Sie mir bald, ob Sie der obigen Auffassung von dem jetzt einzuschlagenden Weg beipflichten können, und ob sich dort in dieser Richtung wirken läßt.

Grüßen Sie Gagern und Bassermann. Wenn Sie letzterem, dem ich nächstens direkt schreibe, diesen Brief mitteilen, so wird er daraus entnehmen, daß ich die Ansicht, die er von dem Verhalten in bezug auf die Vorlage der Regierungen seinen Wählern ausspricht, vollkommen teile, obwohl ich glaube, daß seine Aeußerung für die damalige Lage etwas zu weit ging; der Politiker muß in großen Krisen dem Volke nicht mehr Wahrheit sagen, als es für den Augenblick zu tragen und praktisch anzuwenden vermag.

Hier wie in der Rheinprovinz und in Preußen überhaupt herrscht die vollkommenste Ruhe und Ordnung; es war aber Zeit, daß die Regierung zeigte, wie sie, indem sie mit Energie die Ordnung herstellte, den Beweis gab, daß sie ihrerseits die höhere moralische Ordnung nicht länger verkennt. Seitdem die Verfassung veröffentlicht ist, sehe ich Land: steuern wir frisch darauflos!

Die Ankunft von Duckwitz [1]) in Bremen habe ich in der Zeitung gelesen; wo aber sind Mohl, Biegeleben, Fallati und Wiedemann geblieben, und was macht unser trefflicher Peucker? Ist er Reichsgeneral oder preußischer General? Seine Stellung ist mir, nachdem Preußen mit dem Reichsverweser gebrochen, nicht klar. [2])

Meine Frau und ich grüßen Ihre liebe Frau herzlich; auch der Frau Koch, wenn Sie sie sehen, bezeigen Sie gütigst unser freundschaftliches Andenken.

Adressieren Sie Ihre Briefe an Bankier von Beckerath.

Ihr treuer

von Beckerath.

Otto von Völderndorff an Karl Mathy.

München, den 5. Juni.

Verehrtester Herr Mathy!

Ihrer gütigen Erlaubnis nachkommend, hätte ich schon längst Ihnen geschrieben, wenn nicht die große Hitze meine Augen zu sehr angegriffen gehabt hätte. Daher kommt es denn auch, daß Sie nicht von mir zuerst erfahren, welche Stellung Bayern gegenüber dem Berliner Entwurfe anzunehmen gedenkt. Doch glaube ich, es ist mit der Ablehnung nicht so ernst gemeint, als es aussieht; man ist im allgemeinen auch am Hofe froh, einen Ausweg zu sehen, und wenn auch diejenige Koterie, an welche man den Namen der Prinzessin Luitpold knüpft, in ihren Konterintrigen durch die etwas brüske Art unterstützt wird, mit der man äußerlich in Berlin gegen das bayrische Ministerium verfuhr, das immer alles zuletzt erfuhr, so ist doch von der Pfordten, glaube ich, viel zu

[1]) Duckwitz, Reichsminister des Handels, Fallati, Unterstaatssekretär in diesem Ministerium, Freiherr von Biegeleben, Unterstaatssekretär im Ministerium des Aeußern, Wiedemann, Unterstaatssekretär im Reichsjustizministerium.

[2]) Der Reichskriegsminister Peucker wurde vom Reichsverweser zum Kommandeur der um Frankfurt zusammengezogenen Bundestruppen ernannt und stand Ende Mai bei Heppenheim an der Bergstraße. Beim Vormarsch der preußischen Armee gegen Baden bildeten seine Truppen den linken, östlichen Flügel.

besonnen, um nicht nach und nach den Weg zum Einverständnis zu suchen und zu finden. Aber freilich, es scheint, die Zweite Kammer wird in nächster Zeit der Regierung viel zu schaffen machen.

Ich weiß nicht, inwiefern ich darin mit Ihnen übereinstimme, ich bin erfreut, so viel Gutes im Berliner Entwurf zu finden, daß ich neue Hoffnung zu einem glücklichen Ende schöpfe. Sie selbst scheinen auch, wie Sie schon hier mit so tröstender Ruhe voraussagten, trotz dem ebenfalls eingetretenen Schiffbruch der Nationalversammlung, den Sie prophezeiten, von neuem Hand ans Werk legen zu wollen, und ich muß gestehen, daß mir die Aufforderung zur Gothaer Versammlung ein Zeichen der wiederkehrenden Flut erscheint, die um so gelegener kommt, da die Nachrichten, daß selbst Gagern, an Deutschland verzweifelnd, das Vaterland verlassen wolle, auch weniger kleinmütige Politiker, als wir hier in der Münchner Luft sein müssen, der Natur der Sachen nach, nieder hätte drücken können.

Der Nationalversammlung wäre wohl ein besserer Tod zu wünschen gewesen als diese Analogie des deutschen Rheines, in der sie versandet; allein es ist nicht zu ändern.

Lachen mußte ich über Ihre Enthebung als badischer Staatsrat; ich glaube, die Herren von der provisorischen Regierung hätten nicht zu befürchten gehabt, daß Sie ihnen Rat zu erteilen besondere Lust gehabt hätten.

Ihr ergebenster

Otto Völderndorff.

Charlotte Duncker an Anna Mathy.

Ems, den 18. Juni.

Meine liebe Frau Mathy, ich habe nun doch noch die Hoffnung, Sie in nächster Zeit zu sehen; mein Mann ist nach Ems gekommen, um hier, nachdem er noch in Berlin seine Tätigkeit eine Weile fortgesetzt hatte, eine kleine Rast zu halten; zum 26. will er aber nach Gotha gehen, und gern möchte er zuvor noch seine politischen Freunde am Rhein sprechen. Bitte, sagen Sie mir nun, ob er Gagern, Ihren Mann, Bassermann zwischen dem 21. und 24. d. M. in Frankfurt oder der Umgegend treffen würde, oder ob diese Männer vielleicht zu dieser Zeit schon nach Gotha gehen, um vor dem eigentlichen Konferenztage dort schon mit ihren etwa früher eingetroffenen Freunden sich zu besprechen. Dann würde auch Duncker ohne längeren Aufenthalt in Frankfurt sich vor dem verabredeten Tage in Gotha einfinden. Vielleicht können Sie mir auch sagen, ob Dahlmann in Frankfurt ist. Ich begleite meinen Mann nach Gotha, um von dort aus alsbald weiterzureisen, zunächst zu meinem Vater, der bei der gräßlichen Choleraepidemie dort jetzt als Arzt harte Zeiten verlebt hat. Jedenfalls aber führt mich, wenn auch nur für kurze Zeit, der Weg nach Frankfurt, und ich freue mich sehr darauf, Sie dort aufzusuchen. Die Gothaer Konferenz ist denn doch wieder ein Ereignis, über welches wir uns miteinander freuen können; ist auch bei der Entschiedenheit der Reaktion einerseits und bei der Absurdität

der Demokratie anderseits für diese Männer momentan keine entscheidende Stellung zu hoffen, so ist es doch von unschätzbarem Wert, daß in ihnen die wirkliche konstitutionelle Partei einen Ausdruck und einen moralischen Halt findet; und für sie selbst, für diese Männer, ist es mir lieb, daß die Nation wieder ein positives Wort von ihnen hört, nachdem ihre Wirksamkeit in der Nationalversammlung in letzter Zeit und ihr Austreten selbst doch nur der negative Ausdruck ihrer Gesinnung sein konnte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf Wiedersehen! Ihre

Ch. Duncker.

Karl Mathy an Charlotte Duncker.

Frankfurt a. M., den 19. Juni.

Verehrte Frau!

Mir gereicht die Nachricht zur besonderen Freude, daß Ihr fleißiger Mann in Ems angekommen und bereit ist, die Reise nach Gotha mit den hiesigen Freunden zu machen. Könnten wir ihn nur morgen schon hier haben, um an unsrer Vorberatung teilzunehmen. Seit etwa zehn Tagen sitzen wir täglich zusammen, um den Entwurf einer in Gotha vorzuschlagenden Erklärung zu „vereinbaren“, und hoffen, morgen damit zustande zu kommen.

Erfüllt Duncker unsre Wünsche, so säumt er keinen Augenblick, hierherzukommen. Wir schmachten nach zuverlässigen Mitteilungen über den Stand der deutschen Frage in Berlin. Er trifft hier beide Gagern, Dahlmann, Bassermann, Fallati, Wiedemann, Graf Giech, Soiron, Hergenhahn, Rümelin, Welcker, Francke, von Raumer u. a. m.

Wir beabsichtigen, Freitag oder Samstag zusammen nach Gotha zu gehen.

Seit etwa acht Tagen hatten wir hier Durchmärsche preußischer Truppen, und heute soll am Neckar der allgemeine Angriff beginnen, vermutlich zugleich vom linken Rheinufer aus gegen Mannheim und Karlsruhe. Die Gegner haben Zeit gehabt, polnische Führer und fremden Zuzug herbeizuholen, sich einigermaßen zu organisieren und widerstandsfähig zu werden. Es wird Blut kosten, doch ist bei der Masse, der Tüchtigkeit und dem Geiste der Truppen für den Erfolg nichts zu besorgen. Ein gelungener Schlag macht dem Aufstand ein Ende. Die Rheinpfalz ist von den Preußen durchgefegt worden. Der Philister begrüßt sie als Rettungsengel.

Unsre besten Grüße hoffen wir mit dem herzlichen Willkommen übermorgen verbinden zu können.

Ihr ergebenster

K. Mathy.

Otto von Völderndorff an Karl Mathy.

München, den 24. Juni.

Verehrtester Herr Mathy, ich muß Ihnen zu dem großen Werke, das Sie in Gotha versammelt, ein recht herzliches Glückauf wünschen, von dem ich nur wollen möchte, daß es ein Faustum omen sein möge; denn wenn auch das

Nachparlament ohne Erfolg bleibt, dann, fürchte ich, dürfen wir auf einige Zeit die Einheit Deutschlands wieder nur in Trinksprüchen bei Zweckessen zu hören bekommen.

Bei uns steht noch alles wie immer; immer noch das dynastische Interesse der Haifisch, der alles verschlingt; unsre Großdeutschen, und darunter ist selbst von der Pfordten, wie ich aus sicherer Quelle weiß, nicht ausgenommen, wissen übrigens nicht im mindesten, was sie wollen: ich habe unter ihnen bis jetzt hauptsächlich zwei Parteien bemerkt. Die einen wollen „Oesterreich bei Deutschland behalten" und hegen diese Phrase als einen konfusen Wunsch, ohne sich je nur zu bekümmern, wie oder wo dieser Wunsch zu erreichen sei, sie begnügen sich, diesen Wunsch zu haben. Die andern aber wissen recht gut, daß in einen Bundesstaat Oesterreich nicht eintreten wird, und verlangen deswegen den Eintritt Oesterreichs als Conditio sine qua non, weil sie überzeugt sind, daß, wenn man nur hier beharrlich ist, zuletzt gar nichts herauskommt, und das ist ihre Absicht, die sie sich mit dürren Worten nicht zu sagen trauen.

Deswegen beschwöre ich Sie, ja in Ihren Plänen immer als berechnetes Element das größte Mißtrauen gegen Bayern aufzunehmen, und so sonderbar es vielleicht von einem Bayern sich ausnehmen mag, ich bin fest überzeugt, daß alles verloren ist, wenn durchgesetzt wird, daß den neuen Reichstag auch Bayern oder gar auch Oesterreich beschickt. Ich glaube, daß vorzüglich nach dem neuen Wahlgesetze in den Reichstag aus Bayern nur ganz Blauweiße gewählt würden, noch dazu lauter Unintelligente, welche, der Führung eines Eingeweihten blindlings folgend, alles, selbst ein neues Bündnis mit den radikalen Elementen, anwenden würden, um den Bundesstaat unmöglich zu machen. Wenn je da etwas zu tun wäre, so scheint es mir, mit allen Kräften anzustreben, Bayern vom Reichstage auszuschließen. Es muß später von selbst kommen; denn das steht nicht zu befürchten, daß es dadurch ganz in die Arme Oesterreichs getrieben werde; solange Schwarzenberg am Ruder steht und die drei: Franken, Schwaben und Pfalz, im Gesamtstaate Bayern wiegen, kann hiervon keine Rede sein, wenn auch am Anfange ein kleines Schmollen einträte.

Verzeihen Sie meine Sprache über politische Maßregeln, die Sie besser beurteilt haben werden, lange, ehe ich dazu kam; aber ich habe Angst, man rechnet in Gotha vielleicht zu sehr auf das bayrische Volk und schreibt den Partikularismus nur der Regierung zu, und das ist leider nicht der Fall.

Und nun will ich Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, gedenken Sie zuweilen an

Ihren ergebenen

Völderndorff.

Reiseeindrücke aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika

Von

Graf Vay von Vaya und zu Luskod, apostolischem Protonotar

(Schluß)

III
Geistige Eindrücke.

Die Offenbarung des Nationalgeistes in der Kunst und Literatur Amerikas ist nicht minder interessant.

Die allgemeine Behauptung der Kritik, daß die Vereinigten Staaten — wenigstens in nationalem Sinne — keine Kunst und Literatur besitzen, ist ebenso irrig wie ungerecht.

Bevor wir die Frage erörtern, dürfen wir nicht vergessen, daß die Vergangenheit dieses Volkes, als selbständiger Nation, kaum ein Jahrhundert zählt. Es lebt seine Heldenzeit erst jetzt, und das Nationalepos wird die nächste Generation schreiben müssen ...

Die Mängel der nordamerikanischen Kunst und Literatur sind, der landläufigen Ansicht zufolge, erstens, daß sie nicht originell, zweitens, daß ihre Formempfindung mangelhaft ist. Man wirft ihr vor, daß sie ihre Motive allzuoft jenseits der Landesgrenzen sucht, daß sie die Vergangenheit Europas mehr zu interessieren scheint als ihre eigne Geschichte. Das Faktum ist unleugbar; wenn man aber bedenkt, daß ihr Ursprung angelsächsisch ist und daß sie in ihrem Lande nur eine Gegenwart, aber keine Vergangenheit hat, so kann es kaum als Fehler gelten. Es ist nur natürlich, wenn im Gedächtnis der schaffenden Kräfte das Bild des Landes auftaucht, in dem ihre Wiege stand, und wenn die Poesie der Nation zu jenen Gestaden zurückkehrt, von wo sie die Wanderung angetreten hat.

Selbst von diesen Umständen abgesehen, hat sich etwa nicht jede neue Kultur für das geistige Leben jenes Volkes interessiert, das ihr vorausging, aus dem ihre Zivilisation geboren wurde? Blieb etwa Rom nicht Jahrhunderte hindurch der folgsame Lehrling Athens? Wie lange hielt es Europa für wichtiger, das klassische Altertum als seine eignen Verhältnisse zu studieren!

Die Ungeschliffenheit der Formen mag oft ein Fehler sein, noch öfters ist sie bewußt. Dem Geschmack puritanischer Ansiedler widersprach jeder äußere Schein, jeder bloß oberflächliche Anstrich. Die moderne Denkart verachtet hingegen die einstige Regel absichtlich. Sie beachtet nur den Gehalt. Sie legt das Hauptgewicht auf das, **was** sie sagt; **wie** sie es sagt, kommt erst in zweiter Reihe in Frage. Dieser Stil ist, obgleich nicht verfeinert, sehr oft wirkungsvoll. Er will vor allem klar und verständlich sein. Liebt die kräftigen Ausdrücke, stellt schroffe Gegensätze auf. Ueberrascht durch unerwartete Wendungen. Bei

wortkargen wissenschaftlichen Werken leistet dieser Stil große Dienste, da er die Aufmerksamkeit packt und sich dem Gedächtnis gleichsam mechanisch einprägt.

Die Formempfindung entwickelt sich bei allen Völkern erst später, gewöhnlich wenn die urwüchsige Produktivkraft zu sinken beginnt. Amerikaner kämpfen und stürmen noch mit der bahnbrechenden Spitzhacke vorwärts. Es liegt in ihrer Natur und hat etwas Sympathisches, daß sie, wenn sie die Feder erfassen, ganz aufrichtig in der Sprache ihres Volkes reden, dessen Neigungen und Denkart unmittelbar zum Ausdruck bringen.

In den Vereinigten Staaten ist das Lesen und Schreiben selbst in den niedrigsten Schichten ein Lebensbedürfnis. Wißbegierde und Selbstgefühl gehen Hand in Hand und bilden einen Charakterzug des Volkes. Jeder will lernen und Kenntnisse erwerben, und wenn ihm hierzu die Gelegenheit in der Jugend fehlte, ergänzt er die Mängel im Alter. Die jährlich erscheinenden Bücher zählen nach Tausenden. Die wissenschaftlichen und literarischen Schriften sind zahllos, und es gibt kaum aus einigen Hütten und Blockhäusern bestehende Ortschaften, die keine eigne Zeitung hätten.

Organisation, Ausdehnung und Bedeutung der amerikanischen Presse sind außerordentlich. Ihre Freiheit ist unbeschränkt und ihr Einfluß in vielen Fällen entscheidend. Zeitungen wie „New York Herald“, „World“ oder „American Times“ kennzeichnen schon äußerlich die Macht, die sie vertreten. Ihre imposanten Häuser, ganze Stockwerke einnehmenden Bureaus, riesigen Arbeitsräume und Maschinen, die in einer Stunde nahezu fünfzigtausend mit Zeichnungen und farbigen Bildern verzierte Nummern liefern, sprechen deutlich genug für ihre riesige Verbreitung. Die Redakteure, Berichterstatter und Angestellten zählen nach Hunderten, die Drahtfäden der Telephon- und Telegraphenapparate überspinnen die Räume wie ein Spinnengewebe und bringen selbst aus den entferntesten Weltteilen unmittelbare Nachrichten.

Die ersten Auswanderer, die Kolonisten der London- und Plymouthgesellschaften hinterließen, trotzdem ihr Erscheinen in das goldene Zeitalter englischer Literatur fällt, keine geschriebenen Denkmäler. Die ganze Geistestätigkeit jener puritanischen Bevölkerung beschränkte sich auf einige Klassikerübersetzungen, Kirchenreden und Psalmen.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts begegnen wir zuerst einem Schriftsteller, vor dessen Fähigkeiten sich alles verbeugte, und dieser ist Benjamin Franklin. Seine Individualität ist in allen Teilen ein Produkt Amerikas. Sein Geist ist ebenso originell als national. Seine Lebensphilosophie verkündet von Anfang bis zum Ende amerikanische Grundsätze.

Im „Poor Richard's Almanach“ belehrte er ein Vierteljahrhundert hindurch seine Mitbürger, wie sie groß und mächtig werden könnten. Und wenn ihn seine Phantasie hie und da auf allzu abstrakte Gebiete führt, kehrt er sogleich, als ob er diese Erörterungen bereue, auf den holperigen Pfad des Alltagslebens zurück.

So oft ich in den vergilbten Schriften Franklins blättere, fällt mir immer der moderne Emerson ein. Was bei Emerson so ungemein anregt, ist weniger

seine oft übertriebene und falsche Richtung als seine Denkart, die so typisch amerikanisch ist. Seine Logik ist in ihren Grundzügen teils mit der des Aristoteles, teils mit der deutscher Denker identisch. Außerdem ist er ein Mystiker und trachtet altorientalische, assyrische und persische Lehren zu beleben. Seine Folgerungen sind überraschend, oft mangelhaft und, wenn sie auch nicht überzeugen, doch blendend. Sein Stil ist kräftig und seine Sätze rollen wie Felsblöcke mit sich steigerndem Getöse.

Lauter unerwartete Wendungen, viele Widersprüche, sie sind paradox wie ihr Verfasser oder vielmehr wie das ganze Volk, dessen Gefühle er ausdrückt.

Seine weltberühmten Essays wirken weniger durch neue Gedanken als durch die Ausdrucksweise. Was man am meisten in seinen Werken bemerkt, ist ihre Jugend und Kraft.

Die erbitterten Freiheitskämpfe hatten selbstverständlich auch auf die literarische Tätigkeit großen Einfluß. Die Werke Washingtons, Adams' und Hamiltons sind von den neuen Ideen durchdrungen. Jefferson als Gesandter seines Landes am Hofe Ludwigs XVI. konnte das trübe Morgengrauen der Revolution aus der Nähe betrachten, und seine Briefe schildern sehr unmittelbar die letzten Tage der französischen Monarchie.

Von den neueren Prosaikern sind Cooper und Mark Twain unstreitig die bekanntesten. Coopers Erzählungen aus dem Indianerleben sind in alle Sprachen übersetzt und sind Lieblingslektüren der reiferen Jugend.

Mark Twains Popularität ist noch immer im Zunehmen begriffen, und seine Bücher sind in Europa ebenso gesucht wie in der Heimat.

Auf dem Gebiet der Dichtkunst erwarben sich Longfellow und Poe die Unsterblichkeit. „The last rose of the summer“ und der „Rabe“ des letzteren zählen zu den beliebtesten Dichtungen der Gegenwart. Der Erfolg steht jedoch nicht notwendigerweise im Verhältnis zur poetischen Begabung. So kennt man Hawthornes sich auf ein künstlerisches Niveau erhebende „Transformation“ weit weniger als Crawfords „Saracinesca“. Ersterer malt vielleicht in allzu düsteren Farben, schöpft seine Motive aus allzu tiefer Quelle, um allgemeine Verbreitung zu finden.

Hawthornes berühmtestes Werk ist „The House of the seven gables“, obzwar „The Scarlet letter“ einen größeren inneren Wert hat und einer der bedeutendsten psychoanalytischen Romane der Weltliteratur ist. Hawthorne ist ein Amerikaner aus der amerikanischen „Sturm- und Drangperiode“, da man noch auf allen Gebieten des Lebens mit Schwert und Feder kämpfen mußte. Ist es ein Wunder, daß schwierige Verhältnisse seinen Geist in pessimistische Richtungen drängten und daß er die sanguinischen Hoffnungen seiner Landsleute nicht immer teilen konnte?

Ein andrer Seelenforscher Amerikas ist Oliver Wendell Holmes, dessen Romane „Der Schutzengel“ und „Elsie Venner“ mit vollem Recht neben Balzacs und Stendhals Werke gestellt werden können. Washington Irving ist eine ebenso hervorragende Individualität. Trotzdem seine „Knickerbockers“ immer mehr in

die historische Vergangenheit zurücksinken, nimmt er in der nationalen Belletristik die erste Stelle ein.

Neben diesen erwarben sich viele vorzügliche Schriftsteller, wie Paulding, Brown, Hofmann, Winthrop, Judd, Allen, Willis, Wharton, unter den Dichtern Whittier, Parker, Bryant und Whitman hervorragende Namen. Aus diesen wenigen Beispielen sehen wir schon, wie übertrieben die Behauptung ist, daß die Vereinigten Staaten keine Literatur besitzen. Wenn die Gegenwart keine so starken Gegensätze kennt wie die Vergangenheit, besonders in der einstigen Bedeutung nicht, wenn das neunzehnte Jahrhundert allen Völkern eine ähnliche Färbung verlieh, wenn die heutige Kultur durchaus international ist, so lastet die Schuld nicht auf einzelnen Völkern, sondern auf der Epoche, in der sie wirken. Trotz scheinbarer Aehnlichkeit, trotz gleichförmiger äußerer Gestalt kann man doch nicht behaupten, daß die nordamerikanische Literatur den Nationalgeist vermissen läßt, noch, daß sie eine Nachahmung ihrer älteren Schwester, der englischen Literatur, wäre. So erinnert die russische Literatur auffallend an die französische, aber auch nur äußerlich — wie die Bewohner von Paris und Petersburg ähnlich geschnittene Röcke tragen, ohne daß dies ihre Nationalität verwischen könnte. Der amerikanischen Literatur ergeht es durchaus ähnlich. Sie entbehrt des Nationalcharakters nur scheinbar, der Geist selbst ist sowohl auf materiellem wie auf abstraktem Gebiete eigenartig und national.

Gleichartiger Ursprung, dieselbe Vergangenheit und dieselben Verhältnisse machen sich in beider Entwicklung geltend. Die Ideale, um die sie kämpfen, bleiben unverändert. Die nationalen Ideale schweben ihnen stets vor, der Industrie und Politik vielleicht auffallender, aber auch der Kunst und Literatur nicht minder glänzend.

Von der bildenden Kunst ließe sich eher behaupten, daß sie den nationalen Geist vermissen lasse. Ihre jungen Künstler kamen bisher nach Europa, um zu lernen, und ließen sich oft hier nieder. Aber erhalten nicht etwa die meisten jungen Talente aller Völker ihre Ausbildung in Paris oder München? Der Tadel trifft in diesem Fall nicht bloß Amerika. Der künstlerische Kosmopolitismus ist eine durchaus neue und hochinteressante Erscheinung unsrer Kulturgeschichte. Die gesellschaftlichen und sonstigen internationalen Einflüsse sind unvermeidlich. Statt nationaler Eigenschaften werden wir früher oder später nur mehr Schulen unterscheiden. Damit am Ufer des Tiber oder der Seine gemeißelte Statuen eine wahrhaft hohe künstlerische Stufe erreichen, dürfen sie keine Lokalfärbung aufweisen, die ihren Ursprung verraten könnte. Die modernen künstlerischen Bestrebungen kennen keine Landesgrenzen. Bayern können Sezessionisten, die Londoner Präraffaeliten sein, die Franzosen plein air malen, aber wesentlich national ist im strengen Sinne keiner. So ergeht es auch der jungen amerikanischen Bildnerei, sie ist international wie die der andern Zeitgenossen.

Wiewohl die New-Yorker „Drawing Association“ und die „National Academy“ schon am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts entstanden sind und ausgezeichnete Mitglieder aufweisen, wie die Porträtmaler Jewett, Vanderlyn, Waldo und die

Landschafter Th. Cole, Doughty und Durand, nahm das Künstlerleben doch erst am Ende der siebziger und noch mehr im Laufe der achtziger Jahre einen kräftigeren Aufschwung. Junge Bahnbrecher, wie St. Gaudens, Wyant, Low, Shirlaw, Innes, Martin, gründen im Jahre 1878 eine neue Gesellschaft, „American Art Association“, deren Ausstellungen die glänzendsten Erfolge erzielen. Die Werke ihrer hundertunddreißig Mitglieder erregen selbst auf europäischen Ausstellungen, die sie regelmäßig beschicken, Aufsehen. Am häufigsten sind in den Weltblättern die Namen von Sargent und Whistler, oft lobend, aber ebenso oft tadelnd, erwähnt worden. Ihr Talent ist viel zu originell, ihre Art viel zu kühn, um die Kritik nicht herauszufordern. Besonders erbitterte Angriffe richtete die alte Konvention gegen Whistler, da er sich der berühmten Londoner ästhetischen Bewegung anschloß. Was man ihr früher als Fehler vorwarf, dasselbe lobt man gegenwärtig als das höchste Verdienst. Heute hängen die Bilder beider Meister nebeneinander im Luxembourg, in diesem Olymp moderner Kunst. Andre hervorragende Künstlerindividualitäten sind J. W. Alexander, A. H. Thayer, Mac Ewen, Humphreys-Johnston, Walter Gay, W. Donnat, Forrest, Gari Melchers, E. Vonnoh, von Landschaftern Knight und Innes.

Alle sind Anhänger der neuen, sogar der zukünftigen Schule. Sie wollen in der neuen Richtung etwas Neues schaffen und verfolgen ihre vorgesteckten Ziele rücksichtslos. Ihre Auffassung ist oft noch derb, ihr Pinselstrich roh, aber aufrichtig sind sie immer und wahr bis zum kleinsten Detail. Mutig treten sie selbst an die schwierigsten Aufgaben heran, ihr Selbstvertrauen hat schon bisher große Erfolge erzielt, und ihr Fleiß wird nächstens die vorhandenen Hindernisse überwinden.

Von Bildhauern ist mir Mac Monnies der liebste. Augustus St. Gaudens ist auch ein Künstler ersten Ranges, ebenso wie Flanagan und Grafly oder B. Vonnoh. Mac Monnies war ein Schüler von St. Gaudens und erregte zuerst auf der Pariser Ausstellung 1889 Aufsehen. Seither schreitet er stetig vor, und seine letzten Werke wie die als „Armee“ und „Marine“ bezeichneten Gruppen verraten ernstliches Können.

Eine der stärksten Seiten amerikanischer Kunst ist die Radierung, noch mehr der Holzschnitt. Ihre illustrierten Blätter, besonders die mit Farbendruck, haben die erste Stelle in der Weltpresse errungen.

In der Baukunst wird in den Vereinigten Staaten der verstorbene Hunt am meisten bewundert. Er hat die prächtigsten Paläste in Fifth Avenue, viele öffentliche Gebäude und in Newport das berühmte Marmorhaus Vanderbilts erbaut. Sein Geschmack ist tadellos, seine Proportionen zumeist gut, seine Auffassung ernst. Diese Gebäude sind zumeist nach bekannten europäischen, griechischen oder römischen Vorbildern erbaut. Die Ausführung ist vollkommen, entbehrt jedoch oft jeder Originalität. Nicht weniger gelungen sind die Prachtbauten Mac Kims und Whites.

Interessanter ist die Bauart der riesigen Bahnhöfe, der unendlich langen hängenden Brücken und der in die Wolken ragenden Elevatoren.

Hier stehen wir einer durchaus originellen und nationalen Baukunst gegenüber, die das Volk selbst erschuf. Die neuen industriellen und Handelsverhältnisse traten mit neuen Forderungen auf. Das rasche Wachstum der Städte, die unerwartete Vermehrung des Volkes schrieb der Baukunst neue Richtungen vor. An die Stelle des Steines tritt das Eisen, an die Stelle horizontaler Gliederung die vertikale Erhebung. Die Preise der Baugründe sind unerschwinglich, darum entstehen statt Hofanlagen Türme. Ein im Bau begriffenes Haus ähnelt einem Vogelkäfig. Zuerst wird das Eisengerippe vom Boden bis zur Decke festgeschmiedet und gelötet — erst dann werden die Zwischenwände mit Ziegeln oder Fayencen ausgefüllt. Stiegen werden durch Aufzüge ersetzt, darum ist es nebensächlich, ob man im zehnten oder zwanzigsten Stockwerk eine Wohnung mietet. Diesen Babeltürmen gegenüber ist die allgemeine Meinung noch immer zurückhaltend, man glaubt eine Pflicht zu erfüllen, wenn man sie als geschmacklos stempelt. Vorurteile fordern, daß man sich beim Anblick dieser riesigen Zinshäuser empöre. Im Gegenteil sollten wir gerade diese Bauten, deren Aufführung unberechenbare Schwierigkeiten verursacht und deren Entwurf Genialität fordert, mit Stolz betrachten.

Röbling, der Schöpfer der Brooklynbrücke, Hardenbergh, der Erbauer des größten Hotels der Welt, Waldorf-Astoria, oder Burnham, einer der Neugestalter Chikagos, erzielten bisher unerreichte Erfolge. Die East River Bridge ist 5990 Fuß lang, ihr Bau dauerte dreizehn Jahre und kostete 60000000 Mark. Southern Union Station in Boston ist als der größte Bahnhof der Welt nicht minder sehenswürdig und nimmt eine Baufläche von nahezu 12 Morgen ein. Seine Länge beträgt 810, seine Breite 210 Fuß; er birgt achtundzwanzig Schienenpaare. Die Kuppelbögen der Haupthalle haben einen Durchmesser von 228 Fuß und nehmen jährlich einige Millionen Passagiere auf. Selinos County Court House gibt fünftausend Bediensteten Wohnung und nimmt den Raum eines Marktplatzes ein. Die großen Fabriken und Warenhallen sind bis zum letzten Nagel tadellos und entsprechen allen Forderungen des heutigen amerikanischen Lebens ebenso getreulich, wie die mit Basteien und Schießscharten versehenen Burgen im Mittelalter gute Dienste leisteten. Die amerikanische Bauart entspricht ihrer Aufgabe vollkommen, und das ist ihr Hauptvorteil. In dieser Richtung sind Flagg, Mc Kim, Mead, Post-Wheelwright, Haven Reid Peabody, Stearns, Price Miles Day, Cope, Stewardsen, Berg Carrere und so viele andre, die zur Ausgestaltung der eigenartigen Stadtbilder beitrugen, wahre Meister. Ob auch der ästhetische Erfolg entsprechend ist, wird von vielen bezweifelt. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß in der Zukunft gerade die getadelten Neuerungen als Vorteile gelten werden. Schönheitsbegriffe sind allzu abstrakt, um unabänderliche Regeln zu dulden. Zeit und Verhältnisse beeinflussen sie stark, und was wir gestern tadelten, kann morgen unser Lob ernten. Ob ein Haus in horizontaler oder vertikaler Richtung wächst, ist schließlich gleichgültig; wenn wir fünf oder sechs Stock hohe Gebäude für natürlich halten, sehen wir nicht ein, warum sie verwerflich wären, wenn sie die doppelte Zahl aufweisen. Die Verhältnisse sind

meistens ganz gut, die Gliederung bewußt, und zum äußeren Schmuck werden feine Ornamente angewendet.

Mehr als die Stein- und Eisenkolosse selbst bewunderte ich die Künstler subjektiv. Ob die Gebäude hoch oder niedrig, klassisch oder modern sind, ob ihr Material aus Kacheln oder Eisen besteht, wird mich schließlich nur in zweiter Reihe interessieren, die wahrhaft wichtige Seite der Frage ist auch hier die innerliche, die psychologische; was uns überrascht, ist stets die Begabung des Meisters. Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es noch kein Künstlerleben in den Vereinigten Staaten. Maler, Schriftsteller und Baumeister tauchten vereinzelt auf, waren isoliert oder wurden Mitglieder der Londoner Royal Academy, wie Singleton Copley, Benjamin West und viele andre der Bahnbrecher. Heute hat jede größere Stadt Kunstinstitute. National Academy of Design, Carnegie Institute, Chicago Art Association, Mac-Milen School of Design, Pennsylvania Academy of fine Art, Art Student's League, Yale Art School sind vorzügliche Schulen, deren einstigen Zöglinge schon unerwartete Erfolge erzielt haben. Die zwei Kunstzentren sind freilich New York und Boston. Die populärsten Zusammenkünfte werden in den Räumen der National Academy, Society of American Artists, American Water Color Society, Society of American Landscape Painters und New York Water Color Club abgehalten.

Das Aufblühen des Kunstlebens hatte selbstverständlich großen Einfluß auf die geselligen Formen und auf die Verfeinerung des allgemeinen Geschmacks.

Einzelne Kunstindustriezweige wie die Cookwoodschen Porzellane und die Longworthschen Ziergegenstände weisen auf eine gesunde Richtung — um des Tiffany House gar nicht zu erwähnen, dessen Gold- und Silberarbeiten, Glasmalereien und Emailarbeiten einen Weltruf erworben haben. In Boston sind die besten Industrieschulen, und Massachusetts Institute of Technology mit zwölfhundert Zöglingen ist einzig in seiner Art.

Boston nimmt auch in andrer Hinsicht bezüglich des öffentlichen Unterrichts die erste Stelle ein. Die Stadt hat sechshundert Schulen und beschäftigt durchschnittlich fünfzehnhundert Lehrer. Diese Zahlen sind um so bedeutsamer, da die Bevölkerung kaum eine halbe Million beträgt. In einer Vorstadt Bostons erhebt sich Harvard College, die älteste Universität Amerikas, und etwas weiter Wellesley Lady's College, wo siebenhundert Damen höheren Unterricht genießen. Der öffentliche Unterricht ist eine interessante Seite des inneren Völkerlebens. Für ein jugendliches Volk ist es doppelt wichtig, wie die Schulen sind, wo seine Söhne ihre Kenntnisse erwerben, unter welchen Bedingungen die nacheinander folgenden Generationen erwachsen, unter welchen Einflüssen sie heranreifen und zu Männern werden.

Wie Amerika selbst charakterisiert auch die Schulen die vollkommene Freiheit. Der staatliche Einfluß ist gering oder gar nicht vorhanden. Die meisten Institute sind selbständig oder städtisch und verfügen über eignes, meist sehr bedeutendes Vermögen. So verausgabt Harvard jährlich nahezu 5 Millionen Mark, und die Einkünfte sind noch bedeutender. Die Freigebigkeit für Lehrzwecke kennt keine

Grenzen. So gab — um andre nicht zu erwähnen — Mr. R. zur Gründung der Chicago University nahe an 50 Millionen Mark, Mrs. C. errichtete ein katholisches Kollegium aus eignen Mitteln, Mr. S. überwies sein ganzes Vermögen dem Wellesley.

Die Institute verraten schon äußerlich Wohlstand und Zufriedenheit. Gewöhnlich erheben sie sich inmitten großer Parkanlagen am Ufer der Flüsse und Seen. Die Lehrzimmer, Speisesäle und Wohnräume sind zumeist in besonderen Gebäuden untergebracht. Einige Gebäude sind wahre Paläste, und ich habe manche Aula besucht, in der zweitausendfünfhundert Zuhörer bequem Platz fanden, und Speisesäle, in denen täglich tausend Jünglinge speisten. Ihre Sammlungen wachsen zu Museen heran und ihre Anordnung ist stets exemplarisch. Die Bibliotheken sind noch wertvoller. In den Vereinigten Staaten sah ich die praktischsten Einrichtungen. Boston Library ist das schönste Bauwerk der Stadt, kostete bei fünfzehn Millionen und ist in seiner Art einzig. Charakteristisch sind die Lesesäle für Kinder. Die Werke entsprechen dem Geschmack und Bedürfnis eines sechs- bis siebenjährigen Publikums, und an den winzigen Tischen fehlen die kleinen, aber hoffnungsvollen Leser niemals.

Die amerikanische Schuljugend ist der englischen ähnlich. Die Schulen bilden wohlorganisierte geschlossene Gesellschaften, deren Mitglieder unabhängige Bürger sind. Jeder Schüler ist für sich verantwortlich. Diese scheinbare Freiheit weckt das Selbstgefühl frühzeitig. Alle trachten mit gutem Beispiel voranzugehen. In ihren Studien, im Privatleben und auf dem Spielplatz trachten sie einander zu übertreffen und lernen bald die Grundwahrheit verstehen, daß die Liebe und Anerkennung der Mitmenschen den sichersten Weg zum Fortschritt eröffnet. Sie haben zahlreiche wissenschaftliche, künstlerische und Sportklubs, die jedem Gelegenheit geben, seine individuellen Neigungen und Fähigkeiten zu betätigen. Sie redigieren Zeitschriften, ja sogar Tagesblätter, die interessante Tagebücher des Schuljahres bilden. Die Hauptzerstreuungen sind stets die körperlichen Uebungen. Seit Sparta hat kaum ein Volk mehr für die körperliche Entwicklung getan als die Angelsachsen. Aber die schweren Studien, die Mühen des späteren Lebens können nur starke und gesunde Körper vertragen. Im gesunden Leibe wohnt gewöhnlich auch eine gesunde Seele.

Ueberflüssige Maßregeln, die stets Reaktion erwecken, sind ganz unbekannt. Ein Hauptbestreben der Schulen ist, ihre Zöglinge durch Liebe und Ehrgefühl an sich zu fesseln, der Kindheit ein geliebtes Heim zu bieten und den Lebensfrühling angenehm zu gestalten. Was jedoch mit unerbittlicher Strenge bestraft wird, sind Vergehen gegen die Sittlichkeit. Die kleinste Verirrung zieht oft die Ausschließung aus der Anstalt nach sich. Die sittliche Grundlage bildet die stärkste Seite des amerikanischen höheren Schulwesens. Ich hoffe diese Frage ein andermal länger erörtern zu dürfen.

Ich kann nicht entscheiden, wieviel bei der Entwicklung dieses Systems ein Ergebnis des Sportwesens, der langen Erfahrung und der Tugend ist. Das Resultat ist im allgemeinen ausgezeichnet. Die Lehranstalten veröffentlichen statt

eines Berichtes über die Schlußprüfungen den Lebenslauf und die Erfolge ehemaliger Schüler. Die Biographien sind sehr lehrreich. X. hat, um seine Schulausgaben zu decken, die Kleider seiner Genossen geputzt und vermietete sich in den Ferien als Diener. Nach Beendigung seiner Studien bat er um Arbeit in einer Fabrik, und als er sich ein unabhängiges Vermögen erworben hatte, begann seine politische Laufbahn. Er ist kaum fünfzig Jahre alt und ist Botschafter. Y. besorgte als Erwachsener noch Feldarbeiten. Später gründete er eine Volksschule, lehrte die Farmkinder Lesen und Schreiben. Mit seinem ersparten Gelde reiste er in die Stadt und trat in ein Kollegium, von dort aus ließ er sich im römischen Gregorianum einschreiben, und bald darauf war er einer der verdienstvollsten Bischöfe seines Landes. Z. war schon ein Mann, als er auf der Schulbank Platz nahm. Von dort wanderte er nach Kuba aus und bekam in Kaffeeplantagen Beschäftigung. Anfangs kam er langsam vorwärts, später eröffnete er eine Wechselstube, dann eine Bank, und heute wäre es keine kleine Aufgabe, die Millionen seiner Geldinstitute zu zählen.

Neben abgerissenen Schülern sitzen Millionärssöhne. Sie geben viel aus und leben glänzend, wie sie es zu Hause gewöhnt sind. Doch erregt der Wohlstand kein Aufsehen und keinen Anstoß, da die Chancen zu dessen Erlangung jedem offen stehen.

Die Lebensgeschichte steinreicher Zöglinge ist nicht minder lehrreich. Arbeit erfüllt den größten Teil auch ihrer Zeit. Wenn es mühsam ist, Millionen zu erwerben, so ist ihre Erhaltung kaum leichter. Ihren Ueberfluß teilen sie gerne für gemeinnützige oder wohltätige Zwecke aus. Oft gehen sie sogar weiter und trachten ihren Mitmenschen persönlich zu helfen. Mr. B. hat ein Spital auf eigne Kosten gebaut, in dem er als Arzt fungiert. Mr. C. hat ein Mustergymnasium eröffnet, dessen Direktion er selbst führt. Ein großes Verdienst der amerikanischen Schulen ist, daß sie sich unmittelbar an das spätere Leben anschließen. Sie bilden das erste Glied, von dem die andern Teile ausgehen. Es ist ein allgemeiner Fehler unsers Unterrichts und unsrer jungen Leute, daß sie nach Beendigung der Studien mit dem letzten Zeugnis in der Tasche stets meinen, vollkommen vorbereitet in die große Welt zu treten. Das amerikanische System lehrt im Gegenteil, daß ein vorzügliches Maturazeugnis nur für die viel strengere Schule des Lebens gilt. Jeder, der seinen Beruf erfüllen und das Ziel erreichen will, muß seine Arbeit fortsetzen, schaffen und lernen, jeden Tag bis zum Ende seiner Laufbahn und seines Lebens.

IV

Geschichtliche Entwicklung

Am 4. Juli 1776 verkünden 3 Millionen Ansiedler die Freiheit und begründen die Vereinigten Staaten.

Nach Ablauf eines kurzen Jahrhunderts bilden sie eine Großmacht mit 80 Millionen Einwohnern. Deren Gebiet beträgt, ohne Kuba und die Philippinen, 3501410 Quadratkilometer. Damit ein Volk solche Resultate erzielen kann, muß

das politische Leben gewaltige Wellen schlagen. Es kann nur durch gesteigerte Willenskraft, tiefwurzelndes nationales Selbstgefühl und opferwilligen Patriotismus so glänzende Siege erringen.

Als sich die einstigen Reiskolonien wegen neuer Zollbeschlüsse des Mutterlandes auflehnten und die Zahlung der Stempelgebühren und Verzehrungssteuern verweigerten und als Indianer verkleidete Bürger die aus England angelangten Teesendungen in das Meer warfen, kannten sie die Tragweite ihrer Handlungen noch nicht.

Sie hatten sich noch kein Bild von der Zukunft gemacht. Die neuen Vorstellungen kristallisierten sich erst allmählich zu deutlichen Begriffen, und diese gelangten nur langsam in die entfernten Kolonien.

Im Jahre 1775 brach der Freiheitskampf offen aus. Die Zusammenstöße bei Lexington und Concord gaben das Zeichen zum allgemeinen Aufstand. Der Krieg dauerte ohne Unterlaß neun Jahre. Die Nation mußte jeden Fußbreit Erde mit der Waffe in der Hand befreien. Die Mächte erkannten die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erst im Jahre 1783 an. Kaum waren die äußeren Feinde, Franzosen, Engländer und Spanier, besiegt, so brach der Bürgerkrieg aus, — der zahlreichen Geplänkel mit Indianern gar nicht zu erwähnen. Die Revolution dauerte von 1861 bis 1865 und verwandelte das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten in ein Schlachtfeld. Der Kongreß votierte auf einmal 500 000 Freiwillige, und an der Spitze des Heeres standen Führer wie Sherman, Lee, Grant, Lincoln. Das junge Volk bot alle seine finanziellen Hilfsmittel auf, und die Tagesausgaben des Krieges beliefen sich auf 2 Millionen Dollar.

Der Sklavenhandel verursachte keinen geringeren Sturm. Der Aufschrei Fred Scotts fand sowohl bei seinen Negergenossen wie bei der Regierung der meisten Staaten Widerhall. In den südlichen Plantagen war der Kampf am blutigsten. Die alten Sklavenzustände erwiesen sich als unhaltbar. Die man bisher als vernunftlose Tiere, im besten Fall als Sachen betrachtet hatte, forderten die Emanzipation immer lauter. Endlich trat Jefferson offen in ihrem Interesse auf und war der erste, der diese armen Arbeiter zum Erstaunen der Welt seine Brüder nannte.

Trotz innerer Zwiste und Regierungsschwierigkeiten wächst das neue Land beständig. In kurzer Zeit bildet das Stille Weltmeer seine westliche Grenze. Die Unterschiede zwischen einzelnen Staaten sind sowohl in ethnographischer als in geographischer Beziehung sehr bedeutend. Die neuen Gebiete erhalten erst allmählich, nachdem sie einige Zeichen ihrer politischen Reife gegeben haben, ihre Selbstverwaltung.

Fünfundvierzig voneinander unabhängige Staaten bilden heute die nordamerikanische Republik. Jeder hat eine unabhängige Regierung, ein eignes Abgeordnetenhaus und einen Senat, Körperschaften, deren Mitglieder frei gewählt werden. Trotz zentralistischer Richtung ist der Grundsatz von Madison, nach welchem jeder einzelne Staat souveräne Rechte hat, von denen er nur einige auf

die Föderalregierung überträgt, bis heute anerkannt, obzwar die Anhänger der Calhounschen Schule bezüglich der Auslegung der Rechtsbasis divergieren. Aber welche Macht immer die Konstitution gab, diese hatte anfangs nur den Wert eines Entwurfes. Als Basis diente das Gemeindesystem der ersten Ansiedler. Die anfänglichen Einrichtungen und Maßregeln entstanden gleichsam von selbst, sie entwickelten sich nach den Verhältnissen, dem Bedürfnis entsprechend. Da sie weder zu detailliert noch zu kompliziert waren, konnte sich die Entwicklung unausgesetzt fortgestalten.

Die wichtigsten Punkte wurden durch die Gesetzgebung ausgearbeitet, und die Staatsmänner, welche die Konstitution schufen, hatten genug Lebenserfahrung und Lebensphilosophie, um ihr eine sichere Basis, aber auch eine leicht veränderbare Form zu geben. Darum können die der noch immer stürmischen Entwicklung entsprechenden Modifikationen leicht und ohne Stockungen eingeführt werden.

Volksvertretung und Wahlsystem bilden die Basis der Verwaltung und des Staatslebens. Die fünfundvierzig Staaten sind voneinander unabhängig. An ihrer Spitze steht ein Gouverneur. Die Vertretungen aller Staaten bilden den Kongreß. Dieser besteht aus einem Abgeordneten- oder Unterhaus und aus einem Senat oder Oberhaus. Ersteres zählt 357, letzteres 90 Mitglieder. Die Mandate der ersteren dauern zwei, die der letzteren sechs Jahre. Ihr Jahresgehalt beträgt 5000 Dollar und eine Freifahrkarte. Alle erwachsenen Staatsbürger sind wahlberechtigt, in einigen Staaten sogar die Frauen.

Das Haupt der Vereinigten Staaten ist der Präsident. Sein Amt dauert vier Jahre, sein Gehalt beträgt 50000 Dollar. Das Volk erwählt ihn nicht unmittelbar, es gibt seine Stimme nur für die Präsidentenwähler ab. Die Staaten haben so viele Präsidentenwähler, als sie Deputierte und Senatoren zum Kongreß schicken. Die Wahl erfolgt alle vier Jahre am ersten Dienstag des Monats November. Neben dem Präsidenten fungieren acht Minister, die jedoch im Kongreß nicht erscheinen; in dieser Beziehung ist die Verfassung vom englischen Parlamentswesen durchaus verschieden.

Sitz der Regierung ist Washington. Der Bau dieser Stadt wurde erst im Jahre 1793 begonnen, und 1800 zog die Regierung mit ihrem Riesenapparat ein. Die Entstehung Washingtons ist ebenso phänomenal wie die der ganzen Nation. Auf einen Machtspruch erhebt es sich aus den Sümpfen des Potomac. Elliot vermißt das Moorland, und auf die Tabula rasa zeichnet Enfant die radial verlaufenden Straßen, Promenaden und Gärten. Mittelpunkt der Stadt ist das Kapitol mit seiner 270 Fuß hohen Kuppel. Das Gebäude ist prächtig und groß angelegt, seine Länge beträgt 800 Fuß; es bedeckt einen Raum von 3½ Joch. Seine Zier besteht aus weißen Marmorsäulen und -treppen. Im rechten Flügel ist der Sitzungssaal der Senatoren, im linken der der Abgeordneten. Das Gebäude ist noch nicht ganz fertig und kostet über 16 Millionen Dollar.

Die Ministerien sind nicht minder glänzend. Museen, wissenschaftliche Institute, Bibliotheken, Kasernen, Invalidenhaus, Spitäler, Taubstummenanstalt, Greisenheim, lauter großartige Gebäude, sind mit riesigen Kosten nach voraus-

bestimmten Plänen erbaut. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Stadt, die einzig in ihrer Art ist, oder die riesigen Schätze, die sie verschlungen hat. Die Tatkraft, die es erschuf, ist vielleicht auch an Washington das interessanteste.

Das politische Leben ist besonders während der Kongreßzeit ungemein rege. In Amerika politisiert alles, und in Washington ist jedermann Politiker. Die Zahl der Staatsbeamten beträgt 40 000. Außerdem residiert hier das gesamte diplomatische Korps des Auslands. Wo wir hinschauen, sehen wir Staatsgebäude, wo wir hingehen, begegnen wir Amtspersonen. Alles ist hier amtlich; und wenn man die maschinenhafte Vollkommenheit, die uhrartige Pünktlichkeit dieser Organisation betrachtet, bei der das Gemeinwohl einzig berechtigt scheint, verschwindet die Person mit ihren individuellen Zügen, kleinlichen, aber zahllosen Gefühlen und Leidenschaften, als ob sie außerhalb der Berechnung bliebe, unterdrückt wäre und aufhören würde.

Als ich in Washington weilte, war die allgemeine Aufmerksamkeit auf die bevorstehende Präsidentenwahl gerichtet. Wahlbewegungen und Parteiwerbungen nehmen hier die Gestalt wahrer Feldzüge an. Arme und Reiche haben ihre Rolle, die Stimmen der Mächtigen wie der Besitzlosen werden eifrig gesucht. Das Wahlrecht haben Gebildete wie Ungebildete, in Kolorado, Utah und Wyoming auch die Frauen. Wer sich erst vor einigen Monaten niedergelassen hat, genießt dieselben Bürgerrechte wie der geborene Amerikaner. Unter den verschiedenartigsten oder widersprechendsten Verhältnissen bleibt das Wahlsystem unverändert.

Wie gerecht und richtig dieses Gesetz prinzipiell auch sein mag, so gibt es doch zu den größten Mißbräuchen oder Ungerechtigkeiten Anlaß. Die stets erneuerten Wahlen erfolgen unter fieberhaften Kämpfen. Die Volksleidenschaft kennt keine Grenzen und ihre Urkraft bricht zügellos hervor. Unter solchen Verhältnissen erringen nicht immer die Würdigsten die Palme. Die zur Macht gelangte Majorität hat in manchen Fällen weder die Bildung noch den Beruf, ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Sie mißbraucht ihre Stellung, und die ruhigeren Elemente werden oft vom öffentlichen Leben ganz ausgeschlossen.

Vom Standpunkt der Staatswissenschaft aus hat dieses System noch den andern Nachteil, daß ein großer Teil der Nationalenergie und -intelligenz für bloße Parteikämpfe verschwendet wird.

Der gegenwärtige Parteikampf ist noch erbitterter als die früheren, und sein Ergebnis von größerer Bedeutung. Der neue amerikanische Imperialismus und die strengen Anhänger des Monroeprinzips stehen sich feindlich gegenüber.

Wenn wir in der Geschichte der Vereinigten Staaten trotz ihres kurzen Bestandes drei Perioden unterscheiden — erstens die schweren Zeiten der Entstehung und der Freiheitskämpfe, zweitens die der inneren Organisation und der Bürgerkriege, drittens die der heutigen arbeitsamen, reichen und blühenden Großmacht —, so bemerken wir schon jetzt das Herannahen eines vierten Stadiums, in dem das erobernde, imperialistische Amerika auf dem internationalen Schlachtfeld erscheinen wird. Jede dieser Epochen bildet ein Kapitel für sich. Heute lautet der Wahl-

spruch „Imperialismus“. Die öffentliche Meinung will Kriege führen, kolonisieren und erobern.

Als Amerika vor ein paar Jahren zur Eroberung Kubas auszog, schien die europäische Presse sich zu wundern, daß eine friedliche Republik, deren Kriegsheer kaum 25000 Mann stark war, den Krieg erklärte. Sie schien zu vergessen, daß die Vereinigten Staaten seit hundert Jahren mehr Pulver verbraucht haben als irgendeine andre Kriegsmacht, daß dieses Volk seine Freiheit, sein Recht aufs Dasein und seine spätere Größe sich mit Schwert und Gewehr erkämpft hat, daß es seit seiner Konstituierung unter den Waffen steht. Die öffentliche Meinung wundert sich und die Diplomatie bestreitet noch immer, daß die Vereinigten Staaten das Recht hätten, jenseits ihres Gebietes Krieg zu führen. Als ob der auf steilem Abhang rollende Schneeball fragen würde, wo er seinen Weg hinlenken soll, als ob man die riesigen Lawinen aufhalten könnte. Ein Volk, dessen Zahl jährlich um 10 bis 15 Prozent zunimmt, dessen Vermögen zu Milliarden angewachsen ist, dessen Kongreß trotz des geringen stehenden Heeres nach einem Beschluß ein Heer von Hunderttausenden gegen den Feind schicken kann (gegen Kuba wurden 250000, im Bürgerkrieg 700000 Mann mobilisiert), ein Land, das die Hälfte eines Kontinentes in Besitz genommen hat, wird nicht auf halbem Wege stehenbleiben und seine Arbeit unbeendet lassen.

Die Eroberungspolitik Amerikas war vorauszusehen. Nach seiner staatlichen Konsolidierung, nach der Regelung der inneren Angelegenheiten richtet sich seine Tätigkeit von selbst nach außen. Seine Entwicklung folgt elementaren Naturgesetzen und läßt sich weder durch Hindernisse noch durch internationale Kongresse aufhalten. Obgleich der oft erwähnte Monroesatz lautet: „Wie das Recht Europas auf amerikanischem Gebiet aufhört, ebenso müssen sich die Vereinigten Staaten jeder Aktion jenseits ihrer Grenzen enthalten“, sinkt er doch immer mehr in Vergessenheit. Obgleich er in diesem Sinne Rechtskraft erhielt, pflegt man ihn verschiedenartig zu erklären; die Eroberung Kubas erhielt den Namen Befreiung; und da Kuba zum amerikanischen Kontinent gehört, trat sie nicht in offenen Widerspruch zum Monroegrundsatz. Was die Philippinen betrifft, so liegt der Fall anders; dennoch haben sie ihre Hand darauf gelegt. Heute schwimmt ihre Flotte im Pazifik, und die Paragraphen des Monroesatzes modern unterdessen im internationalen Archiv.

Vox populi suprema lex, — die Nation fordert eine Eroberungspolitik, eine Großmacht kann ohne Kolonien nicht bestehen. Die Macht der Vereinigten Staaten besteht in ihrem Reichtum und Handel. Für ihre Rohprodukte bieten die Häfen Europas genügende Gelegenheit zum Export, aber ihre unter ungewöhnlichen Verhältnissen aufblühende Industrie sucht neue Absatzgebiete. Die gegenwärtige anglo-amerikanische Freundschaft wurzelt in Handelsverträgen. Nur große nationalökonomische Vorteile bewogen England zur Neutralität beim Ausbruch des Spanischen Krieges, wie auch Amerika die südafrikanischen Republiken ohne vorhergehende Vereinbarung nicht ohne Hilfe gelassen hätte. Wie immer diese Politik getadelt werden mag, die augenblicklichen Bedürfnisse beider Staaten

machen sie verständlich. Die zwei großen angelsächsischen Völker fordern fest aneinander gelehnt ihre Vorteile in Asien. Ein Konflikt ihrer Interessen wird erst später, etwa bei der Abtrennung Kanadas oder Australiens, ausbrechen.

Vorher hat die Regierung in Washington zahlreiche Angelegenheiten zu erledigen. Vor einigen Jahren warf sie, vorgeblich der armenischen Greuel wegen, der Pforte den Fehdehandschuh hin. Das Strohfeuer erlosch bald, wichtigere Aufgaben erdrückten es. Die Anstände sind nicht behoben, sie ruhen nur unter vielen andern Punkten der orientalischen Frage begraben. Aber wenn in einer unerwarteten Stunde an den Dardanellen ein Schuß fällt, wird das Sternenbanner nicht nur vor Konstantinopel erscheinen, sondern voraussichtlich sehr hoch flattern. Welchen europäischen Mächten sich Amerika bei der endgültigen Regelung der orientalischen Frage anschließen wird, kann auch für Europa nicht gleichgültig sein. Seitdem Amerika auf dem Feld der internationalen Politik erschienen ist, interessiert es alle Völker. Uebertriebene, allzu sanguinische Hoffnungen beiseitegelegt, scheint diesem Lande, wenn es nur teilweise solche Erfolge erzielt wie auf dem Gebiet materieller und geistiger Entwicklung, eine außerordentliche Rolle in der Weltgeschichte der Zukunft angewiesen zu sein.

Briefe der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein an Georg und Emma Herwegh

Mitgeteilt von

Marcel Herwegh und Victor Fleury

(Fortsetzung)

Weimar, 2 Janvier 1857.

Ah perfide! — Aussi spirituelle que méchante! — à toute autre que vous je n'eusse guère pardonné si bonne plaisanterie. — Je serais tentée de vous en punir par une lettre précieuse, musquée, légèrement fardée, ornée de mouches, pomponnée de tirades en rubans, de phrases en nœuds coulants, d'exclamations à falbalas, comme les femmes bêtes en écrivent aux femmes d'esprit. — Mais hélas! — Je crois que je n'ai même pas de quoi être à ce point bête. J'adore la bêtise, et la cultive avec une prédilection toute particulière, une prédilection si grande même que je la réserve comme un charme de l'intimité, comme mon meilleur à offrir à mes plus proches de cœur. Mais ma bêtise n'a rien des allures fringantes; elle est bonne femme toute ronde, toute simple, toute pleine de son naïf sentiment, et elle a été capable de s'écrier un jour (il y a longtemps), dans un moment de chagrin — comme les amitiés passionnées en donnent toujours aux jeunesses vives: „Ah je suis bien plus bête que je n'en ai l'air!“ Vous serez aussi de cet avis, et vous aurez bien raison, et si vous me le dites franchement

je vous embrasserai tendrement, avec une reconnaissante effusion; car croire à ma bêtise, c'est bien réellement croire — à moi. — Est-on jamais bête avec ceux, et pour ceux qu'on n'aime pas? — N'a-t-on pas toujours de l'esprit pour les indifférences, et à défaut d'esprit des silences et des éclipses? — A propos d'éclipses, vous n'avez jamais craint j'espère celles de ma mémoire. — Demain ou après la caisse va partir en vous portant, outre les choses dites, une petite image dont je ne vous dis pas le nom. Peut-être la reconnaîtrez vous, peut-être la devinerez vous. Les uns l'aiment, les autres ne l'aiment pas; j'appartiens à ces derniers et désire vraiment que vous soyez des premiers. Je n'attends plus qu'un cahier de Leipzig pour mettre le tout à la poste. Le poète a bien raison de continuer ses études; ici l'on croit encore si peu que pas à l'occupation militaire de votre Caucase et l'on se répète le mot attribué à l'empereur Napoléon, que pour commencer seulement le Roi de Prusse devrait venir à bout d'égorger 80 000 Suisses — en faisant canarder autant de Prussiens[1]) — mais nul ne sait ce que la destinée tient dans sa robe, — comme disaient les Athéniens de jadis. Pour le moment on se contente de fêter la naissance de S. J.[2]) par toutes sortes de sociabilités. A la cour grand concert auquel Liszt fait défaut, retenu qu'il est derechef dans son lit. Si lors du fameux spectacle — gratis que vous eûtes un matin chez nous — j'avais injecté pour trois semaines au lieu de huit jours, peut-être se porterait-il bien maintenant. Mais à Munich comme je le prévoyais il n'a pu éviter bien les églises froides ou les théâtres à vents coulis, ni les dîners ni les soirées, ni les fièvres éphémères, qui du moins ne l'ont pas empêché d'arriver ici tant bien que mal, et de faire sa rentrée au théâtre par la direction du Tannhæuser, où il a été reçu avec un très vif enthousiasme par le public qui répétait avec une conviction très sincère l'inscription latine imprimée sur les lauriers posés sur son pupitre qui l'appelait „le Génie du lieu". Mais le lendemain, il fallut en revenir à la mémoire de Rahn,[3]) auquel je vous prie de faire nos meilleurs compliments lorsque vous le verrez avec nos bons souhaits de nouvelle année. Voilà donc mon Liszt recloué par ses clous, très *angegriffen* — et en train de perdre sa patience et sa belle humeur, d'autant plus qu'il a en perspective un concert d'un de ses élèves de prédilection, pianiste qui quitte Weimar, pour faire une ou deux saisons à Paris, et pendre congé du public dans une dernière soirée où il joue de l'excellente musique de lui-même et dont Liszt tient à diriger l'orchestre. Nous verrons ce qu'il en sera! Malheureusement le jeune homme doit partir, et nous devions en outre entendre une symphonie, et un concerto de Liszt, — ce qui me ferait bien doublement regretter qu'il dût

[1]) Es handelt sich um die, wie Rüstow sagt, „elende Anbündelung Preußens von wegen Neufchâtels".

[2]) S. J. (Seigneur Jésus) scil. H. J. (Herrn Jesus).

[3]) Züricher Arzt.

le faire manquer. Le dit jeune homme s'appelle Mr. de Bronsart,[1]) et je vous le recommande très particulièrement si jamais vous le rencontrez à Paris ou ailleurs. Nous avons la Seebach[2]) en ce moment; elle va jouer la Marie Stuart, et il m'intéressera de la voir après la Ristori et la Bayer-Birk. Après elle nous attendons Dawison,[3]) la Wagner[4]) et autres célébrités scéniques. — Au seize février nous aurons l'Armide de Gluck, puis le Trovatore de Verdi, et il se trouvera bien des choses encore qui ne manqueront pas d'intérêt, y compris le Lohengrin de Wagner et le Cellini de Berlioz. A Munich nous avons beaucoup vu Kaulbach le grand peintre. Je le connaissais déjà pour le premier coloriste de l'Allemagne, et un des premiers coloristes de tous les temps, mais il faut avoir vu ses tableaux à l'huile pour comprendre entièrement la grandeur de ce symphoniste de la nuance, et surtout l'admirable harmonie de son pinceau. L'huile a des séductions, des chatoiements, des secrets de beauté que la fresque n'atteint jamais. Les portraits de Kaulbach sont des chefs-d'œuvre qui feront honneur à nos temps.

Au jour de l'an Daniel nous est arrivé, bachelier ès lettres, et bien le même charmant enfant que toujours. Comme vous savez il a très brillamment achevé ses études à Paris, avec des prix superbes au grand concours. Son père va le garder maintenant une couple de mois avec lui. Blandine paraît goûter Paris, et semble la plus intime et la plus rapprochée de sa mère. Cosima paraît avoir beaucoup gagné en santé, car plusieurs personnes de Berlin nous ont dit qu'elle avait bonne mine et bonne humeur. Bülow se fait une position de plus en plus notable. Aussi à califourchon sur la *Zukunftsmusik* il chevauche flamberge au vent, toujours plus sûr en selle et plus suivi de partisans de faits et de choses qui se transformeront avec le temps en partisans d'idées. — En fait d'idées je vais écrire à Semper dont les trois brochures me sont un véritable écrin d'idées. Il me faut seulement vous demander de lui dire bien, bien des choses affectueuses de notre part à tous, pour nous rappeler à son bon et amical souvenir. Ne l'oubliez pas, car nous en avons emporté un bien excellent de ce rare esprit hardi et réfléchi à la fois, et bien reconnaissant pour les heures si pleines d'intérêt passées avec lui. Nous avons vu à Munich, Demmler, *Hofbaurat* de Schwerin, qui voyait tous les soirs à Zurich, au café, Semper et votre mari, — et a parlé avec un enthousiasme très concevable des moments passés dans leur société.

Et maintenant, chère Madame, je vous quitte pour faire partir cette lettre écrite avec vingt-cinq interruptions pour le moins et pendant les

---

[1]) Geboren 1830. Nachmals Intendant in Weimar und Gatte von Liszts Schülerin Ingeborg Stark.

[2]) Die große Schauspielerin, Gattin des Sängers Niemann.

[3]) Bogumil Dawison (1818—1872), der große Dresdner Schauspieler.

[4]) Johanna Wagner, die gefeierte dramatische Sängerin, R. Wagners Nichte, später Frau Jachmann (1828—1894).

visites de félicitations, — car si je continuais à causer je craindrais que le fil ne soit trop souvent brisé. — Merci de vos souhaits que j'accepte comme la plus précieuse — la plus riche étrenne, car je suis persuadée, qu'ils renferment ce qui m'est plus cher que la vie, et que Dieu m'accordera enfin! .. dans sa grâce et miséricorde, — car il connaît l'ardeur de mes vœux — Vous avez aussi trouvé dans les miens tout ce que j'y avais mis pour vous et les vôtres. Saluez le poète de la part du poète comme de la nôtre à nous autres humbles femmes. — Ma fille a été très touchée de vos lignes gracieuses pour elle, et en enfant gâtée und *übermütig* réclame sa Négeliade,[1]) comme une dette contractée, à la Beauté, dirait un autre, à la courtoisie, dit ma modestie maternelle. — Mille, mille tendres choses de nous tous, pleines d'amitié. J'écrirai bientôt à Herwegh. S'il pense à nous avec plaisir, j'espère que vous lui en donnez l'exemple et je vous assure que nous vous le rendons bien. Bien à vous

Carolyne W(ittgenstein).[2])

*

[1]) Herweghs wohnten damals im Hause Negeli.

[2]) Weimar, 2. Januar 1857.

Ah Hinterlistige! Ebenso Geistreiche als Boshafte!

Jeder andern als Ihnen hätte ich schwerlich solchen Streich verziehen. Fast hab' ich Lust, Sie dafür mit einem zimperlichen, moschusriechenden, etwas geschminkten Brief mit Schönheitspflästerchen, Wortbänderschwall, schlängelnden Phrasen und allerhand gezierten Redensarten, wie deren gewöhnlich dumme Frauen an solche von Geist schreiben, zu bestrafen.

Ach leider! Ich glaube, daß meine Dummheit nicht einmal so weit reicht! Ich liebe den Blödsinn und pflege ihn mit ganz besonderer Vorliebe, so großer Vorliebe, daß ich ihn als einen Zauber im vertrauten Verkehr, als das Beste, was ich den meinem Herzen am nächsten Stehenden von mir zu bieten habe, aufspare. Aber meine Dummheit hat nichts von der muntern Art und Weise; sie ist ganz und gar Biederfrau, ganz einfach, unbefangen, und sie vermochte es eines Tages (es ist schon lange her) in einem jener kummervollen Augenblicke, deren die eifrigen Freundschaften stets für die lebendige Jugend übrig haben, auszurufen: „Ach, ich bin noch weit dümmer, als ich aussehe!" Sie werden nun auch dieser Ansicht sein und recht haben, und wenn Sie es mir offen eingestehen, umarme ich Sie zärtlich in dankbarem Herzenserguß, denn an meine Dummheit glauben heißt wirklich an mich selber glauben. Ist man jemals dumm mit denen und für die, welche man nicht liebt? Hat man nicht stets Verstand für die Gleichgültigen oder wenn's am Verstand hapert — Schweigen und zeitweiliges Imstichlassen? Was nun das letztere betrifft, so, hoffe ich, haben Sie nie so was von meinem Gedächtnis gefürchtet. Morgen oder übermorgen wird die Kiste abgehen, die für Sie außer den bewußten Dingen ein kleines Bild enthält, dessen Namen ich Ihnen nicht sage. Vielleicht werden Sie es erkennen, vielleicht erraten. Den einen gefällt's, den andern nicht; ich gehöre zu den letzteren und wünsche aufrichtig, Sie unter den ersteren zu finden. Ich erwarte nur noch ein Heft aus Leipzig, um das Ganze der Post anzuvertrauen.

Der Dichter hat vollständig recht, seine Studien fortzusetzen. Hier glaubt man noch so viel wie gar nicht an die militärische Besetzung Ihres Kaukasus, und man erinnert sich wiederholt an das dem Kaiser Napoleon beigelegte Wort, daß, um überhaupt einen Anfang zu machen, der König von Preußen gezwungen wäre, 80000 Schweizer abzuschlachten, wogegen ebensoviel Preußen zusammengeschossen würden — aber niemand weiß, was das Schicksal in seinen Falten birgt — sagten die alten Athener.

Weimar, fin janvier 1857.

Je venais d'écrire à votre mari quand votre bonne lettre m'est arrivée, chère Madame, et je veux y ajouter quelques mots pour vous, afin de vous dire combien je suis ravie de vous avoir fait plaisir avec mon petit envoi. Dites-moi les morceaux que vous avez déjà joués, les pages que vous avez déjà lues. *Dornröschen* a-t-il amusé les enfants? Horace donne-t-il toujours son cœur aux mathématiques? Et la petite sœur préfère-t-elle les contes de fée? Le poète a-t-il parcouru la *Goethestiftung?* Dans ce cas priez-le de m'en dire son avis. L'idée lui plaît-elle? Son opinion aurait d'autant plus d'intérêt pour Liszt que la réalisation du projet sera sans doute modifiée par la pratique qui dépend des hommes, et qu'il y aurait peut-être moyen de l'améliorer au lieu de le mutiler. Merci de vos bonnes et spirituelles pages; cela m'a été une excellente nouvelle d'apprendre que Wagner devient bon enfant. Il y gagnera autant en sérénité intérieure que les autres en agrément. J'ai vu une couple de fois votre protégé Mr. Wünzer: d'abord

---

Vorderhand begnügt man sich, die Geburt des H. J. durch allerhand Gesellschaftereien zu feiern. Bei Hof großes Konzert, an dem Liszt nicht teilnimmt, da er von neuem ans Bett gebunden ist. Hätte ich damals, gelegentlich der Prachtgratisvorstellung, die Sie eines Morgens bei uns gehabt, für drei Wochen statt für acht Tage eingespritzt, ging's ihm jetzt vielleicht besser. Aber in München konnte er, wie ich dies vorausgesehen hatte, weder die kalten Kirchen noch die zugigen Theater vermeiden, noch die Diners und Soireen, und die vorübergehenden Fieberanfälle, die ihn indes nicht verhindert haben, mit Ach und Krach hier anzulangen und seinen Wiedereinzug im Theater mit der Leitung des „Tannhäusers" zu begehen, wo er mit großem Enthusiasmus vom Publikum empfangen wurde, das mit sehr aufrichtiger Ueberzeugung die lateinische Inschrift des auf dem Dirigentenpult niedergelegten Lorbeerkranzes wiederholte und ihn den „Genius loci" nannte. Aber am folgenden Tag mußte man sich der Vorschriften Rahns erinnern, dem, wenn Sie ihn sehen, ich Sie ersuche, unsre besten Empfehlungen und Neujahrswünsche zu übermitteln. Und da ist nun mein Liszt von frischem mit seinen schmerzhaften Schwären beschwert, sehr angegriffen — und auf dem Punkt, seine Geduld und seinen guten Humor einzubüßen, um so mehr, als er ein Konzert eines seiner Lieblingsschüler in Aussicht hat, eines Klavierspielers, der Weimar verläßt, um eine oder zwei Konzertsaisons in Paris zu verbringen und sich zuvor in einer letzten Soiree vom Publikum zu verabschieden, in der er selbst ausgezeichnete Musik spielt und es Liszt daran gelegen, das Orchester zu dirigieren. Wir werden sehen, was draus wird! Leider muß der junge Mann abreisen, und wir sollten überdies eine Sinfonie und ein Konzert Liszts hören; ich würde deshalb doppelt bedauern, wenn er davon abgehalten wäre. — Der junge Mann heißt Herr von Bronsart, und ich empfehle Ihnen denselben ganz besonders, falls Sie ihm je in Paris oder anderswo begegnen sollten. Im Augenblick haben wir hier die Seebach. Sie wird die Maria Stuart spielen, und es wird mich interessieren, sie nach der Ristori und Bayer-Birk zu hören. Nach ihr erwarten wir Davison, die Wagner und andre Theatergrößen. Am 16. Februar wird Glucks „Armide" und dann der „Trovatore" von Verdi aufgeführt, und es wird jedenfalls noch an andern interessanten Dingen die Hülle und Fülle geben, worunter Wagners „Lohengrin" und der „Cellini" von Berlioz.

In München kamen wir viel mit Kaulbach zusammen. Ich kannte ihn schon als den ersten Koloristen Deutschlands und einen der ersten Klooristen aller Zeiten. Um jedoch diesen Schattierungssymphonisten in seiner ganzen Größe und vor allem die wunderbare

comme Bentivoglio dans „Roméo et Juliette“, et aussi comme *Schüler* dans „Faust“. Il est assez aimé du public, a une jolie figure, une diction bien étudiée, et si un des amoureux actuels de la scène nous quitte, il est possible qu'il le remplace dans quelques-uns des premiers rôles. Nous attendons Dawison bientôt; et il pourrait encore profiter de son exemple; celui-ci est sans contredit un artiste hors ligne, un grand talent. La Seebach m'a ravie et enchantée autant par le charme et la grâce de sa personne que par son jeu très poétiquement senti, chaleureux et pathétique. C'est la personne la plus naturelle, la plus spontanée dans sa vivacité, la

---

Farbenharmonie seiner Bilder zu erfassen, muß man seine Oelgemälde gesehen haben. Die Oelfarbe hat eben Mittel der Verführung, Lichteffekte, Schönheitsgeheimnisse, die in der Freskomalerei unerreichbar sind. Die Kaulbachschen Gemälde sind Meisterwerke, die unsern Zeiten zum Ruhm gereichen werden.

Am Neujahrstag kam Daniel als Gymnasialabiturient zu uns; er ist stets dasselbe liebe Kind. Wie Ihnen wohl bekannt, hat er seine Studien in Paris glänzend beendigt mit besonderer Auszeichnung bei der Konkurrenzprüfung. Sein Vater wird ihn jetzt während einiger Monate bei sich behalten. Blandine scheint Paris sehr zu gefallen, sie steht auch in intimer Hinsicht ihrer Mutter am nächsten. Cosima scheint gesundheitlich große Fortschritte gemacht zu haben, denn mehrere Leute aus Berlin versicherten, daß sie gut aussehe und guten Humors sei. Bülows Stellung wird von Tag zu Tag hervorragender. Ebenfalls hoch zu Roß auf der Zukunftsmusik, kühn vom Leder ziehend, immer fester im Sitz, mit einem Troß von Parteigängern, welche mit der Zeit überzeugte Anhänger der Ideen werden sollen. Was Ideen anbelangt, so will ich Semper schreiben, dessen drei Broschüren eine wahre Ideenschatzkammer für mich bilden. Ich muß Sie nur bitten, ihm, um uns seinem guten und freundschaftlichen Angedenken zu empfehlen, von uns allen die allerwärmsten Grüße zu bestellen. Vergessen Sie es nicht, denn wir selbst haben von diesem kühnen und gleichzeitig doch tiefen Geist ein ganz ausgezeichnetes Andenken bewahrt, sehr dankbar für die so höchst interessanten Stunden, die wir mit ihm verbracht. In München haben wir Demler, Hofbaurat aus Schwerin, gesehen; er war in Zürich allabendlich mit Semper und Ihrem Gemahl im Café — und er sprach mit begreiflichem Enthusiasmus von den in ihrer Gesellschaft erlebten Augenblicken.

Und nun, liebe Freundin, verlasse ich Sie, um diesen mit wenigstens fünfundzwanzig Unterbrechungen und während der Gratulationsbesuche geschriebenen Brief aufzugeben, denn wenn ich fortführe zu plaudern, müßte ich befürchten, daß der Faden allzuoft wieder reiße.

Herzlichen Dank für Ihre Wünsche, die ich als die kostbarste und reichste Weihnachtsgabe entgegennehme, überzeugt, daß sie in sich schließen, was mir teurer als das Leben ist und Gott in seiner Gnade und Barmherzigkeit mir schließlich bewilligen wird, er, der mein brennendes Sehnen kennt. Auch Sie haben in meinen Wünschen all das gefunden, was ich darin für Sie und die Ihrigen niedergelegt hatte. Grüße an den Dichter sowohl von dem Dichter als von uns bescheidenen Frauen.

Meine Tochter war sehr von Ihren so liebenswürdigen Zeilen für sie gerührt, und als verwöhntes, übermütiges Kind, das sie ist, verlangt sie ihre Regeliade (als hätten Sie eine Schuld kontrahiert, der Schönheit gegenüber würde ein andrer sagen, der Höflichkeit gegenüber, bemerkt die mütterliche Bescheidenheit).

Tausend und aber tausend zärtliche Grüße von uns allen, in treuer Freundschaft. Ich schreibe bald an Herwegh. Wenn er sich unsrer gern erinnert, so sehe ich voraus, daß Sie ihm dazu das Beispiel geben — und ich versichere Ihnen, daß wir Ihnen hierin nicht nachbleiben. Ganz die Ihrige Carolyne W.

plus nativement comme il faut dans sa manière d'être, de toutes les artistes dramatiques que j'aie connues sans en excepter les minauderies affectées de la Comtesse Sontag-Rossi, les grands airs joués de Mlle. Rachel, et la bonhomie bourgeoise de Johanna Wagner. Si elle avait quelques lignes de plus à ses poumons, elle pourrait aussi tonner et s'imposer à la salle comme la Ristori; mais la blonde enfant touche et émeut par d'autres effets non moins puissamment. Depuis son départ je n'ai point encore remis les pieds au théâtre. Les rhumes, refroidissements règnent et gouvernent ici où Liszt ne dirigera sans doute plus jusqu'au 16 février où l'„Armide" de Gluck est préparée. Le 12 il dirige à Leipzig au *Gewandhaus* deux de ses symphonies. Le voilà enfin sorti de ses ennuis et incommodités. Il a bonne mine, recommence son genre de vie habituel en envoyant ses compliments à Rahn qu'il compte bien visiter à son tour, si rien n'empêche notre plan de venir vous voir cet automne, de se réaliser. Je doute que nous puissions beaucoup nous absenter jusqu'en Septembre. Le 3 il y aura grandes fêtes pour le 100ième anniversaire de la naissance de Charles Auguste, célébré par l'inauguration des monuments de Schiller et Goethe par Rietschel, et la première pierre posée pour celui du Médicis de l'Allemagne, sans compter les accessoires qui sont le principal, comme la sauce fait le poisson. En tout cas il y a lieu de supposer que la musique ne manquera pas — le „Faust" de Liszt et *„Die Ideale", Schiller-Symphonie in vier Theilen — Aufschwung — Ermattung — Beschäftigung — Apotheose.* Pour le moment l'Altenbourg est un lieu de carnage. Le sang coule à flots; il n'y a que cris de blessés et cris de mourants. La bataille est pleine de bruit et de fracas. Mais le signal de la victoire est bientôt sonné *und die Hunnenschlacht nach Kaulbachs Gemälde*[1]) sera achevée. De Kaulbach je passe par une transition aisée à Dingelstedt qui nous a parlé en termes pleins d'amitié de votre mari; mais vous concevez que Pfeufer avait bien plus de *Herzlichkeit,* car il est susceptible d'une amitié sincère, d'un de ces sentiments comme les poètes et les hommes supérieurs sont en droit de les attendre, profonds et persévérants: Or, la plupart des hommes du monde n'ont que des impressions du moment —, dont décide le jour, l'heure, la minute, le rayon de soleil, ou le nuage, le beau temps, ou la pluie.

Daniel restera un bon bout de temps avec nous. C'est un charmant enfant — il a des moyens et du cœur, un caractère aimable et un joli extérieur. En ce moment son père lui fait un peu étudier la langue musicale, pour qu'il ne reste pas tout-à-fait étranger à la compréhension des œuvres, de la mission, de la signification du rôle de Liszt dans l'histoire de l'art. Mais le garçon a tant de dispositions qu'il n'est pas impossible que tout en commençant une autre carrière, il ne finisse par devenir compositeur aussi. Son père est étonné de la finesse de son sens musical. Maintenant

---

1) „Die Hunnenschlacht", sinfonische Dichtung von Liszt nach Kaulbachs Gemälde.

il patine, il danse, il va au spectacle et s'amuse en prenant un peu de bon temps avant qu'il se décide pour tel ou tel travail subséquent. C'est une nature fine, délicate, et qui est généralement aimée.

Vous voyez que ce n'est pas moi qui suis oublieuse puisque votre lettre a déjà trouvé la mienne toute écrite à votre mari. Dites-lui de me répondre bientôt et ajoutez-y aussi de quoi me rassurer sur vos soucis et ennuis. Nous avons pensé à vous en lisant l'amnistie qui vous intéresse pour vos amis. *Il mondo va da sè* — dit le proverbe, mais Dieu protège les bons. Adieu, chère Madame, en vous embrassant bien tendrement avec toute la bêtise de mon cœur, puisque cette qualité (qui n'est point assez appréciée en général!) m'a valu vos bonnes et chères grâces que je vous prie de continuer à votre très affectionnée C. W.

P. S. Pour ne pas retarder le départ des lignes ci-jointes, je vous écris du plus fort de la bataille de fleurs, et je vous assure que j'ai peine à suivre mes idées; c'est un vacarme qui fait trembler les vitres de notre cabinet. Tous trois vous envoyons mille tendres et amicales choses. Les Wesendonck sont-ils déjà revenus à Zurich? [1]

(Fortsetzung folgt)

---

[1]) Weimar, Ende Januar 1857.

Ich hatte eben an Ihren Gemahl geschrieben, als Ihr guter Brief eintraf, liebe Freundin, und ich will nun noch einige Worte hinzufügen, um Ihnen zu sagen, wie hocherfreut ich bin, Ihnen mit meiner Sendung Freude gemacht zu haben. Sagen Sie mir, welche Stücke Sie bereits gespielt, welche Seiten Sie schon gelesen haben. Hat „Dornröschen“ die Kinder amüsiert? Ist Horace noch immer Feuer und Flamme für die Mathematik? Und hat seine kleine Schwester immer einen besonderen Geschmack an Märchen? Hat der Dichter die „Goethestiftung“ überflogen? Wenn dem so, dann bitten Sie ihn, mir darüber seine Ansicht mitzuteilen. Gefällt ihm der Grundgedanke? Es wäre Liszt an seiner Meinung um so mehr gelegen, als die Verwirklichung des Projekts jedenfalls auf praktischem Wege geändert würde, weil dies von den betreffenden Leuten abhängt und es vielleicht möglich wäre, zu verbessern statt zu verstümmeln. Tausend Dank für Ihre lieben, geistreichen Zeilen. Die Nachricht, daß Wagner „gutmütig“ wird, hat mich hoch erfreut. Er selbst wird dadurch nicht weniger an innerer Zufriedenheit als die andern an Annehmlichkeit gewinnen. Ich habe Ihren Schützling Herrn Wünzer ein paarmal gesehen: erst als Bentivoglio in „Romeo und Julie“ und darauf als Schüler im „Faust“. Er ist recht beliebt beim Publikum, hat hübsche Züge, eine gutstudierte Diktion, und wenn einer unsrer Liebhaber die Bühne verläßt, ist es möglich, daß ihm eine der Hauptrollen anvertraut wird. Wir erwarten nächstens Davison; er könnte dann noch einiges von ihm lernen, denn dieser ist unzweifelhaft ein außerordentlicher Künstler, ein großes Talent. Die Seebach hat mich entzückt und bezaubert, sowohl durch den Reiz und die Anmut ihrer Erscheinung als ihr höchst poetisch empfundenes, warmes, pathetisches Spiel. Sie ist die natürlichste, urwüchsigste Persönlichkeit, voll Leben, die in ihrem ganzen Wesen mit angeborenem Anstand am meisten versehene von allen dramatischen Künstlerinnen, denen ich begegnet, ohne daß ich dabei für die Ziererei der Gräfin Sontag-Rossi, die hochtrabende Mimik von Fräulein Rachel und die gut bürgerliche Biederkeit der Johanna Wagner eine Ausnahme machte. Hätte sie doch nur einige Zentimeter mehr Lunge, dann könnte sie auch donnern und gleich der Ristori dem ganzen Saale imponieren; aber das blonde Kind rührt und bewegt nichtsdestoweniger mit andern ebenso wirksamen Effektmitteln. Seit sie fort ist, bin ich mit keinem Fuße mehr im Theater gewesen. Schnupfen und Erkältungen sind hier an der Tagesordnung, und Liszt wird wohl

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Mitteilungen aus russischen Quellen über Königin Luise

Im September-Heft 1907 der „Deutschen Revue" sind bisher unbekannte Originalbriefe über den Tod der Königin Luise veröffentlicht. Das brachte mich auf den Gedanken, Ihren Lesern von einer kurzen Aufzeichnung Mitteilung zu machen, die sich auf denselben Gegenstand bezieht. Diese Aufzeichnung ist allerdings bereits veröffentlicht, jedoch an einer

---

nicht mehr dirigieren vor dem 16. Februar, wo Glucks „Armide" angesetzt ist. Am 12. dirigiert er zwei seiner Sinfonien im Gewandhaus in Leipzig. Nun wär' er endlich heraus aus seinen Widerwärtigkeiten und Unpäßlichkeiten. Er sieht wohl aus, beginnt von neuem sein altgewohntes Leben und sendet Rahn die besten Grüße, wobei er seinerseits ihm einen Besuch abzustatten gedenkt, falls nichts Unvorhergesehenes uns verhindert, Sie, wie dies in unsrer Absicht liegt, im Herbst zu besuchen. Ich bezweifle, daß es möglich, uns ernstlich vor September von hier zu entfernen. Am 3. werden hier große Festlichkeiten zur hundertjährigen Gedächtnisfeier der Geburt von Karl August veranstaltet, wobei die Enthüllung des Schiller- und Goethedenkmals von Rietschel und die Grundsteinlegung für das des deutschen Medicis stattfinden, ganz abgesehen von allem Zubehör, das wie die Sauce den Braten macht. Jedenfalls wird's dabei wohl nicht an Musik fehlen. Liszts „Faust" und die „Ideale", Schillersinfonie in vier Teilen — Aufschwung — Ermattung — Beschäftigung — Apotheose... Für den Augenblick herrscht auf der Altenburg Mord und Totschlag. Das Blut fließt in Strömen; man vernimmt nur das Schreien der Verwundeten und Sterbenden. Die Schlacht dröhnt von Lärm und Getöse. Aber bald wird man den Siegesjubel hören, und die „Hunnenschlacht nach Kaulbachs Gemälde" wird zu Ende sein. Von Kaulbach komme ich, und zwar ganz folgerichtigerweise, auf Dingelstedt, der uns mit großer Freundschaft von Ihrem Gemahl gesprochen; doch werden Sie begreifen, daß bei Pfeufer weit mehr Herzlichkeit wahrzunehmen war, denn er ist einer wahren Freundschaft fähig, eines jener tiefen und dauerhaften Gefühle, auf die Poeten und Ausnahmsmenschen ein Recht haben. Der Mehrzahl nach haben ja die meisten Weltmänner doch nur Augenblicksempfindungen, die von Tag, Stunde, Minute, von einem Sonnenstrahl oder den Wolken, von schönem oder Regenwetter abhängen.

Daniel wird geraume Zeit bei uns bleiben. Er ist ein liebliches Kind — hat Verstand und Herz, einen angenehmen Charakter und ein hübsches Aeußere. Jetzt weiht ihn sein Vater ein wenig in die musikalische Sprache ein, auf daß er dem Verständnis der Werke, der Mission und Bedeutung Liszts in der Geschichte der Kunst nicht allzu fremd gegenüberstehe. Aber der Knabe ist dermaßen begabt, daß er imstande wäre, trotz der Wahl einer ganz andern Laufbahn, wie sein Vater, ebenfalls Komponist zu werden. Den Vater überrascht geradezu der feine musikalische Sinn des Kindes. Und nun läuft er Schlittschuh, tanzt, geht ins Theater und amüsiert sich nach Kräften, bevor er sich ernstlich für das eine oder andre Fach entscheidet. Er ist eine zarte Natur, fein besaitet und allgemein beliebt.

Sie sehen, daß nicht ich vergeßlich bin, da ja Ihr Brief den von mir an Ihren Gemahl bereits fertiggeschrieben vorfand. Sagen Sie ihm, mir bald zu antworten, und beruhigen Sie mich dabei auch hinsichtlich Ihrer Sorgen und Verdrießlichkeiten. Wir haben Ihrer gedacht, als wir von der Amnestie lasen, an der Ihnen Ihrer Freunde wegen gelegen. „Il mondo va da sè," sagt das Sprichwort, aber Gott schützt die Guten.

Adieu, liebe Freundin, die zärtlichsten Küsse aus vollster Dummheit meines Herzens, da ich dieser Eigenschaft (man weiß sie im allgemeinen nicht hoch genug zu schätzen!) Ihr teures Wohlwollen verdanke, das ich Sie auch fernerhin zu bewahren bitte

Ihrer ergebenen Carolyne Wittgenstein.

P. S. Damit diese Zeilen keinen Aufschub erleiden, schreibe ich Ihnen inmitten des

Stelle, wo sie deutschen Lesern so gut wie unzugänglich ist, nämlich in den Tagebüchern des russischen Dichters W. A. Joukoffsky.[1]) Mitten unter den russisch geschriebenen Tagebuchnotizen finden sich dort zwei Abschnitte in deutscher Sprache, die Joukoffsky offenbar aus einem andern Tagebuch abgeschrieben hat. Der zweite Abschnitt war, wie aus einer Bemerkung Joukoffskys hervorgeht, in seiner Vorlage „von der Hand der Großfürstin" geschrieben, d. h. von der damaligen[2]) Großfürstin und späteren Kaiserin von Rußland Alexandra Feodorowna, geborenen Prinzessin Charlotte von Preußen, der ältesten Tochter der Königin Luise.

Das Tagebuch, aus dem Joukoffsky die Aufzeichnung abgeschrieben hat, gehörte aller Wahrscheinlichkeit nach der ehemaligen Erzieherin der Prinzessin, Fräulein von Wildermett,[3]) mit der Joukoffsky sehr befreundet war.

Die Aufzeichnung lautet:[4])

„Die Prinzessin Charlotte, im kindlich reinen Sinne den Verlust einer Mutter beklagend, war fast untröstlich, daß nicht mehr das lebende Auge der Mutter auf sie geblickt, nicht mehr ihr Mund ein liebendes Wort zu ihr gesprochen hatte. ‚Ach,' klagte sie, ‚wäre ich nur da gewesen, meine Mutter würde mir gewiß noch etwas gesagt haben!' Die verwittwete Frau Landgräfinn sprach darauf zu ihrer Urenkelinn: ‚Deine Mutter würde dir gesagt haben: Sey tugendhaft! Ich will dir in dem Namen deiner verklärten Mutter sagen: Sey so tugendhaft, wie sie war! Du hast die Gaben deiner Mutter empfangen, lebe auch in ihrem Geiste und nach dem Vorbilde dieses Engels. Dann wird der Segen deiner Mutter auf dir ruhen' (19 July 1810, 9 Uhr)."

(Von der Hand der Großfürstin hinzugefügt):

„Den andern Tag um 10 Uhr des Morgens ging der König mit seinen Kindern im Garten, zeigte ihnen den Platz, auf welchem unsere liebe Mutter zum letzten Male am 29 Juny die Luft genossen hatte; hier vergossen wir bittere Thränen. Papa führte uns zu einem Rosenhügel und sagte Charlotten: ‚Winde einen Kranz von weißen Rosen, um sie auf Mama zu strecken.' Die Brüder pflückten emsig weiße Rosen, und ich saß unter einem alten Birnenbaum den Kranz windend. Jeder Bruder nahm ein Straus und Papa eine Rose mit drey Knospen, welche Alexandrinen, Louise und Albrecht vorstellen sollten. Alsdann brachten wir diese Blumen an Mama."

*

Veranlassung zum Abschreiben vorstehender Zeilen war wohl die hohe Verehrung, die Joukoffsky sowohl für die Königin Luise als auch für deren Tochter, die Großfürstin Alexandra Feodorowna, hegte.[5]) Folgende zwei Stellen aus Joukoffskys Tagebüchern werden vielleicht für die Leser der „Deutschen Revue" nicht ohne Interesse sein:

Am 22. Oktober 1820 schreibt er über seine erste Fahrt nach Charlottenburg:[6]) „Das

---

Blumengefechts, und ich versichere Ihnen, ich habe Mühe, meine fünf Sinne beisammenzuhalten. Die Fensterscheiben unsers Studierzimmers erdröhnen bei dem Getöse. Tausend zärtliche Grüße von uns drei. Sind die Wesendoncks schon nach Zürich zurückgekehrt?

[1]) Diese Tagebücher sind 1901 und 1902 als Beilage zu der russischen Monatsschrift „Rússkaja Stariná" („Russisches Altertum") erschienen, unter dem Titel: „Dnevniki V. A. Žukóvskavo. S primečánijami J. A. Byčkóva" („Tagebücher W. A. Joukoffskys. Mit Anmerkungen von J. A. Bytschkoff").

[2]) Die Abschrift Joukoffskys stammt aus dem Jahre 1817.

[3]) Vgl. über sie: „Sammlung Bernischer Biographien", Bd. V, S. 254 bis 255. Leider hat sich ihr Tagebuch nicht erhalten, so daß eine Bestätigung obiger Vermutung nicht möglich ist.

[4]) A. a. O., S. 62.

[5]) Bekanntlich wurde Joukoffsky dazu ausersehen, die junge Großfürstin in der russischen Sprache zu unterrichten; später wurde ihm dann die Erziehung ihrer Kinder, namentlich des späteren Kaisers Alexander II., übertragen.

[6]) A. a. O., S. 79 f.

Wetter war herrlich. Ein klarer, kühler Herbsttag. Die Blätter sind noch nicht alle abgefallen; bei uns herrscht wahrscheinlich schon der Winter. Nach Charlottenburg führt aus Berlin eine schöne Lindenallee. Das Städtchen ist klein, aber hübsch. Eine breite Hauptstraße mit dichten Linden. Vor allem gingen wir zum Mausoleum. Die äußere Architektur des Gebäudes ist hübsch; im kleinen das Mausoleum Pauls in Pawlowsk.[1]) Dort aber erschüttert die Majestät des Gebäudes und der Oertlichkeit die Seele; hier ist die Seele schon im voraus ergriffen; man kommt zu der Stelle, wo die geliebte Mutter schläft, die Herrscherin, unvergessen von ihrem Volke, die Frau, die eine Zierde ihrer Zeit war, das Opfer des Unglücks, und beerdigt ist sie da, wo alles erfüllt ist von ihrem Andenken, wo sie die Seele ihrer Familie war und sich reinen Familienglücks erfreute. Das Innere des Gebäudes gefällt mir nicht. Es müßte einfacher sein. Aber das Denkmal selbst ist schön; man sieht, daß das Herz die Hand des Künstlers gelenkt hat: er war ein Zögling Luisens, und sein erstes Werk war ihrem Sarge gewidmet. Wenn die Tür geöffnet wird, sieht man schon auf einer Erhöhung das Lager der Schlafenden: man muß einige Stufen hinansteigen, um sie ganz sehen zu können. Ihr Haupt ist auf die eine Schulter geneigt; die Arme sind über der Brust gekreuzt; schön ist es, wie das Gewand ihre Gestalt zugleich verhüllt und zeigt; das eine Bein ist über das andre geschlagen. In den Ecken stehen Kandelaber; auf dem einen sind die Horen, auf dem andern die Parzen abgebildet: ein schöner Gedanke — sie schläft, doch die Stunden eilen und die Parzen schlummern nicht. Der Sarg, der ihre Ueberreste birgt, befindet sich unten; die Tür zu ihm ist verschlossen; doch durch den Gedanken an ihn wird man veranlaßt, das Denkmal mit besonderen Gefühlen anzuschauen. Dieses Sichtbare ist ein Abbild dessen, was man nicht sieht: der Tod erscheint hier als Schlaf, und unwillkürlich verbindet sich mit ihm der Gedanke an ein Erwachen. Das durch dieses Denkmal erregte Gefühl ist eine wehmütige Erinnerung, gemischt mit unklarer Hoffnung. Ueber ihrem Haupte befinden sich sieben welke Kränze: es sind die ersten, von ihren Kindern am ersten Geburtstage nach ihrem Tode geflochten. Der König kommt mit seiner ganzen Familie zweimal zu ihrem Sarge: an ihrem Todestage und an ihrem Geburtstage. Sie legen frische Kränze auf den Sarg. Die Liebe zu ihr ist hier frisch und ungeschwächt. Alles, außer dem Denkmal selbst, gefällt mir überhaupt wenig; zuviel geringfügige Verzierungen; das Fenster, wodurch das Licht fällt, stört den Eindruck; man sieht, daß es zur Beleuchtung des Denkmals gemacht ist, und ich wünschte, daß man in diesem Tempel nicht sähe, woher das Licht kommt; in dem Marmor der Säulen und Wände ist zuviel Mannigfaltigkeit; vor der Tür, die in das Gewölbe führt, sind Stufen sichtbar; es wäre besser, sie zu verdecken: sie lenken ab und zerstören den Haupteindruck; viel besser wäre es, wenn man hinunterginge, nachdem die Tür geöffnet ist, dann wäre es wirklich ein Uebergang aus einer Welt in eine andre: jetzt sehe ich nur die Stufen, und die Tür hat schon nicht soviel Geheimnisvolles; die Lampe ist zu prunkvoll; doch das Unangenehmste ist das, daß man zu besserer Besichtigung des Denkmals eine Art hölzerner Bank hingestellt hat, auf die man klettern muß, um das Denkmal aus einiger Höhe zu sehen: das ist vorteilhaft für den Künstler; aber indem es an ihn erinnert, zerstört es die Hauptwirkung."

Die zweite Stelle findet sich unter dem 28. Februar 1821;[2]) sie enthält an die Großfürstin Alexandra Feodorowna gerichtete Gedanken und Betrachtungen.[3])

„Von früheren Gefährten, die unsre Welt
Durch ihre Begleitung belebten,

[1]) Pawlowsk — kaiserliches Schloß, 27 Kilometer südlich von St. Petersburg gelegen. In den Parkanlagen des Schlosses ließ die Kaiserin Maria Feodorowna ihrem Gemahl, dem Kaiser Paul I., ein Mausoleum errichten.

[2]) A. a. O., S. 103 ff.

[3]) Später hat Joukoffsky diese Betrachtungen in etwas veränderter Form unter dem Titel „Erinnerung" in seine gesammelten Werke aufgenommen.

Sprich nicht voll Kummer: sie sind nicht mehr,
Sprich liebevoll: sie waren.

‚Sie sind nicht mehr‘ und ‚sie waren‘ — welcher Unterschied! Das erstere — Verlust, das letztere — Erinnerung. ‚Sie sind nicht mehr‘ heißt ‚sie sind entschwunden‘; ‚sie waren‘ heißt ‚sie haben ihre Spur hinterlassen‘. Das schöne Leben derer, die uns entrissen sind, erleuchtet uns die Erde und unser eignes Leben! Die entscheidende Minute der Trennung ist vorüber: sie sind auf ewig der Erinnerung anheimgegeben, für sie fürchtet man nicht mehr; die Mißverständnisse haben aufgehört; ihre Zukunft macht uns nicht zittern; die Trauer um sie hat sich aus Leid in Liebe, dem Herzen wohltuende Liebe gewandelt; man kann rückhaltlos alles mit ihnen teilen: ihr Bild steht gleichmäßig hell vor uns wie im Glück, so auch im Unglück; weder dieses noch jenes kann ihr Los mehr ändern; aber in beiden sind sie mit uns, in der Erinnerung, die unveränderlich bleibt, wenn wir selbst uns nicht ändern, die die Seele im Glück erhebt, im Unglück neu belebt — eine solche Erinnerung ist für uns gleichsam ein zweites Gewissen.

Ihre sterbende Mutter konnte den Brief, den sie von Ihnen auf ihrem Sterbebette erhielt, nicht zu Ende lesen [1]) — so stark war das Gefühl der Mutterliebe und des Mutterglücks, das ihre Seele in diesem Augenblick erfüllte! Es fehlte ihr die Lebenskraft für einige Zeilen — aber diese ungelesenen Zeilen haben eine heilige, prophetische Bedeutung. Sie bezeichnen gleichsam Ihr ganzes Leben — ohne sie und alles für sie! Aber dieses reine Leben wird die mütterliche Seele ungestört erfreuen, selbst das Nahen des Todes kann sie nicht veranlassen, dieser Freude zu entsagen. In einem vorahnenden Augenblicke sagte sie: ‚Wenngleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen: Sie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: Aber sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig [zu sein] wagen, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben!‘ [2])

Auf ihr Teil entfiel: Sehnsucht nach dem Großen und Größe im Leiden; ihren Kindern jedoch vermachte sie ihre Hoffnungen und die Erfüllung ihrer herrlichen Wünsche.

Johannes, der Schüler und Gefährte des Erlösers, [3]) sah Ihn gen Himmel fahren; seine Augen sind zu diesem Himmel erhoben, der all sein Heil verhüllt — aber in diesen Augen ist nicht die Trauer der Trennung, nicht qualvolle Ungeduld, die Welt zu verlassen, sondern das Gefühl tiefer, ruhiger, ergebener Liebe zu dem Aufgefahrenen, als ob er gegenwärtig wäre; Er ist nicht mehr auf der Erde, aber Er war auf ihr; durch Seine Verklärung hat Er uns mit dem Geheimnis des Himmels, aber durch Seine Liebe, durch Seine Leiden mit der Majestät des Lebens bekannt gemacht; mit Himmlischem hat Er das Irdische erleuchtet; und nicht die wunderbare Erscheinung von etwas Unnatürlichem stellt sich dem Blick des jungen Johannes dar; ihn erfüllt ganz die Erinnerung, nicht eine quälende, nicht eine vom Irdischen ablenkende, sondern eine ruhige, nachdenkliche, die Seele voll befriedigende. Er schaut auf den Himmel wie auf die Wohnstätte eines entfernten Freundes und strebt nicht dorthin — denn das irdische Leben ist ihm als Erbschaft hinterlassen, damit er den Willen seines Lehrers erfülle — sondern er glaubt, liebt und hofft! Und überall hört er die Stimme: ‚Dein Erlöser lebt.‘ — Die Erinnerung an eine solche Mutter, wie die Ihrige war, ist das Gefühl des zum Himmel schauenden Johannes.“

K. Baerent.

---

[1]) Vgl. Adami, Luise, Königin von Preußen. 13. Auflage. 1890. S. 366 f.

[2]) Die Worte der Königin sind im Original in deutscher Sprache angeführt.

[3]) Joukoffsky hat hier das bekannte Gemälde von Domenichino (in der Gemäldegalerie zu Stuttgart) im Auge.

Literarische Berichte

Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Zusammengestellt und erläutert von Konrad Guenther. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Lieferung 1 bis 4 (vollständig in 20 Lieferungen à M. 1.—).

Seit dem Erscheinen von Darwins berühmtem Buche über die Entstehung der Arten (1859) ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen, in dem der von dem englischen Forscher zu neuem Leben erweckte Entwicklungsgedanke seinen Siegeszug um die ganze Welt angetreten und nicht nur die Botanik und Zoologie einschließlich der Anthropologie, auf welche Wissenschaften sich die Untersuchungen Darwins unmittelbar beziehen, sondern auch die Physiologie, die Pathologie, die Psychologie, die Sprachwissenschaft, die Politik und Soziologie, die Ethik, die Geschichtswissenschaft im weitesten Umfange von Grund aus umgestaltet hat. In diesen fünfzig Jahren nun sind ungezählte Tausende von wissenschaftlichen Schriften für und wider den Darwinismus herausgegeben worden und haben eine leidenschaftliche Bewegung der Geister entfacht, wie die Welt sie seit den Tagen der Reformation nicht erlebt hat. Selbst für den Fachmann ist der Stoff ins Unübersehbare angewachsen, um wieviel mehr für den Laien, welcher der auf ihn einstürmenden Flut völlig ratlos gegenübersteht, will er sich nicht blindlings, ohne auf die Gründe der Gegner zu hören, einer der streitenden Parteien verschreiben. Da nun die Bildung eines selbständigen Urteils das einzig Wertvolle bei jeder Beschäftigung mit einer Wissenschaft ist, so dürfte es gewiß dem Wunsche vieler entsprechen, wenn in dem vorliegenden Prachtwerke dem Leser die Gelegenheit geboten wird, sich an der Hand der umfassendsten, zuverlässigsten, anschaulichsten Zusammenstellung und der klarsten Sichtung der gesamten gewaltigen Stoffülle durch eignes Studium zu einem solchen durch selbständiges Nachdenken gewonnenen Urteil hindurchzuarbeiten. Das Werk soll gegen achtundvierzig Bogen im größten Folioformat und neunzig zum Teil farbige Tafeln umfassen und die Tatsachen, die für die Abstammungslehre sprechen, in allgemeinverständlicher, keine Fachkenntnisse voraussetzender Darstellungsweise, die aber dabei den strengsten Anforderungen der Wissenschaftlichkeit entspricht, dem Leser vorführen. Was aber das Buch besonders wertvoll macht, ist der Umstand, daß der Leser nicht etwa einfach fertige Resultate vorgesetzt erhält, sondern unmittelbar die eigentliche wissenschaftliche Forscherarbeit selbst kennen lernt. Dies wird dadurch erreicht, daß der Verfasser bemüht ist, den Leser an der Hand des Bilderatlas direkt in das Studium der Zoologie und Anatomie einzuführen und im Gegensatz zu manchen andern Forschern auch abweichende Ansichten zur Geltung kommen zu lassen, um so ein vollständiges Bild von dem gegenwärtigen Stande der Forschung zu entwerfen.

Die vorliegenden vier Lieferungen enthalten Vorwort, Einleitung: „Deszendenztheorie und Abstammungsgeschichte", dann einen sehr dankenswerten Abschnitt „Zum Verständnis der Abbildungen" mit einer Darlegung der zoologischen Untersuchungsmethoden, namentlich der mikroskopischen, über die in Laienkreisen noch viel Unklarheit herrscht, und Kapitel I bis III sowie einen Teil von Kapitel IV, die der Reihe nach behandeln: „Die Zelle und ihre Entstehung", „Vom Einzelligen zum Vielzelligen", „Der Befruchtungsvorgang und seine Bedeutung", „Die Hohltiere und die Entstehung der Organe". Von Tafeln werden geboten Nr. 1 bis 9 (das Abbildungsmaterial zu Kapitel I bis III enthaltend); 13, 14, 16 (alle drei in wundervollem Farbendruck hergestellt, mit Abbildungen von Hydrozoen, Scheibenquallen und Blumentieren und Rippenquallen), dann noch einige Tafeln zu späteren Abschnitten des Werkes, darunter eine Doppeltafel mit vergleichender Nebeneinanderstellung von Wirbeltierembryonen (47, 48), Menschenaffen (75), Menschenrassen (84); letztere hat der Verlag schon jetzt beigegeben, um schon in den ersten Lieferungen soweit wie möglich einen Einblick in das umfassende Material des Werkes zu geben.

Das Werk ist in seiner Klarheit geradezu mustergültig; gerade die ersten Kapitel mit ihren prinzipiellen Auseinandersetzungen über die schwierigsten und wichtigsten Probleme wie das der Urzeugung, des Baues der Zelle, der verwickelten, durch die Befruchtung im Ei hervorgerufenen Veränderungen u. s. w. stellen die höchsten Anforderungen an die Darstellungsgabe des Verfassers, denen er jedoch in der glänzendsten Weise nachgekommen ist. Ebenso mustergültig ist die ganze Ausstattung: Papier, Druck und insbesondere die meisterhaft ausgeführten und namentlich in den Farbendrucken auch das ästhetische Gefühl im höchsten Grade befriedigenden Tafeln. Wir sehen mit Spannung den weiteren Lieferungen des ausgezeichneten Werkes entgegen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

1870/71. Der Deutsch-Französische Krieg, nach den neuesten Quellen dargestellt von Friedrich Regensberg. Band I. Vorgeschichte des Krieges — Vorbereitungen zum Kriege — Einmarschkämpfe (Weißenburg, Wörth, Spichern) mit 5 Karten und 3 Beilagen. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung W. Keller & Co.

Das vorliegende Werk stellt sich die mühevolle, aber dankbare Aufgabe, das, was in den letzten Jahrzehnten an neuen Aufschlüssen über die politischen, diplomatischen und militärischen Ereignisse des großen Deutsch-Französischen Krieges veröffentlicht worden ist, zusammenzufassen und zu einer bisher noch nicht vorhandenen Gesamtdarstellung zu verschmelzen. Und es ist eine solche Fülle von bisher unbekannten Tatsachen zutage gefördert worden, daß viele Vorkommnisse ein völlig neues Aussehen gewonnen haben. Namentlich hat die Kritik auch auf deutscher Seite eingesetzt und auf Unstimmigkeiten zwischen den Führern und Fehler der Leitung aufmerksam gemacht, die einem entschlosseneren und gerüsteteren Feinde gegenüber leicht hätten verderblich werden können. All dies ist von dem Verfasser gewissenhaft verwertet worden, und so ist denn ein Werk entstanden, das sich durch hohe Objektivität und Unparteilichkeit auszeichnet und zugleich vermöge der meisterhaften Darstellung des Zusammenwirkens aller in Betracht kommenden Faktoren eine Glanzleistung auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte bildet.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Die Gobineau-Sammlung der Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg. Von Ludwig Schemann. Straßburg, K. J. Trübner. — **Graf Arthur Gobineau.** Ein Erinnerungsbild aus Wahnfried. Stuttgart, F. Frommann.

In der ersten Schrift gibt der verdienstvolle Vorsitzende der Gobineau-Vereinigung eine ausführliche Darstellung von dem Zustandekommen wie vom Inhalt und Charakter der Gobineau-Sammlung, die im Juli 1906 von der Straßburger Bibliothek übernommen ist und die unter andern sechs Originalmarmorwerke und eine Anzahl Gipsentwürfe des vielseitigen Künstlers sowie an Manuskripten die Originalhandschriften von drei Gobineauschen Dichtungen ersten Ranges enthält: der Renaissance, dem Amadis und den Plějades. Mit dem Bericht über die Sammlung verknüpft Schemann seine Worte zur Würdigung Gobineaus. Sie atmen denselben Geist der Liebe und Bewunderung wie das von ihm neu herausgegebene Gedenkwort auf diesen Meister, das zuerst in den „Bayreuther Blättern“ 1882 erschien und seinen freundschaftlichen Beziehungen zum Wagnerschen Hause entstammt. Br.

Mein Sohn und ich. Aufzeichnungen eines Vaters von Karl Eugen Schmidt. Geheftet M. 2.—; gebunden M. 3.—. Stuttgart 1908, Deutsche Verlags-Anstalt.

Karl Eugen Schmidts liebenswürdiges Buch „Aus dem Tagebuch eines Säuglings“, das vor einigen Jahren erschien, wird jedem, der es gelesen hat, in freundlichster Erinnerung geblieben sein. In gewissem Sinne eine Fortsetzung dieses amüsanten Werkchens ist das vorliegende, das wie jenes ersichtlich eignem Erleben des Verfassers und glücklichen Vaters seine Entstehung verdankt. In einer Reihe von Plaudereien und kleinen Geschichten erzählt er von den häuslichen Freuden und Leiden, die das Heranwachsen seines Söhnchens begleiten, und wiederum weiß er in diesen frisch aufgefaßten Bildern Lebhaftigkeit und Grazie des Stils mit Wärme und Innigkeit des Empfindens aufs glücklichste zu verbinden. Das heitere, unterhaltende, doch zugleich gedankenreiche und gehaltvolle Büchlein wird jeden, der auch nur ein wenig Sinn und Herz für Kinder hat, erfreuen und entzücken, vor allem aber wird es bei Eltern und Erziehern die beste und dankbarste Aufnahme finden. R. D.

Das neue Shakespeare-Evangelium. Von Peter Alvor. Zweite bedeutend vermehrte Auflage. Hannover 1907.

Alvor hatte im Jahre 1906 ein kleines Heft mit demselben Titel erscheinen lassen, in dem er sich, obgleich die Autorschaft Bacons bestreitend, als virtueller Baconianer darstellte, insofern er nach dem Muster jener phantastischen Richtung behauptete, daß der vielfach beglaubigte Dichter Shakespeare die unter seinem Namen gehenden Dramen nicht geschrieben habe, daß vielmehr andre die Verfasser seien. Er ist ferner Baconianer, indem er beide Behauptungen unbewiesen läßt, oder genauer, indem er dieselben beweislosen Ungereimtheiten als Beweise vorführt. Bekanntlich soll Shakespeare seine Dichtungen nicht verfaßt haben, weil er die darin entwickelte Geistesbildung nicht gehabt haben könne. Also ein genial beanlagter Mensch soll außerstande gewesen sein, die für jene Zeit immerhin stattliche Schulbildung, die er von der Stratforder Lateinschule mitbrachte, zu erweitern, obgleich seine schauspielerische und dichterische Umgebung von meist auf Universitäten gebildeten Männern die Erweiterung dieser Bildung zu einer gebieterischen Notwendigkeit machte. Das ist aber kein Beweis! — Statt Shakespeare soll nun nach Alvor Graf Southampton dessen Tragödien und Historien, Graf Rutland dessen Lustspiele, epische und lyrische Dich-

tungen geschrieben haben. Leider ist bisher nie etwas davon bekannt geworden, daß die beiden Grafen sich dichterisch betätigt hätten. Gerade die Unbekanntheit ihrer Dichtungen aber ist Alvor ein Beweis, daß sie sich hinter dem Namen Shakespeare versteckt haben! — Wie aber verfällt Alvor auf diese beiden Männer? Er findet, daß Shakespeares Dichtungen viele Beziehungen auf ihr Leben sowie auf Vorgänge an dem Hofe der Elisabeth und Zeichnungen damals bekannter Persönlichkeiten enthalten. So soll denn nach Alvor der 1573 geborene Southampton im Alter von zwanzig Jahren die Abfassung von sechs Dramen: „Titus Andronicus", „Romeo", den drei Teilen von „Heinrich VI." und „Richard III.", hinter sich gehabt haben. „Romeo" von siebzehn und „Richard III." von zwanzig Jahren! Das ist mehr, als ein menschliches Genie leisten kann; er muß wohl mit überirdischen Mächten in Verbindung gestanden haben. Aber Rutland, 1576 geboren, war noch genialer: er hatte vor zwanzig Jahren „Die Komödie der Irrungen", „Die beiden Veroneser", „Die bezähmte Widerspenstige", den „Sommernachtstraum", „Verlorene Liebesmühe", „Viel Lärm um nichts", „Wie es euch gefällt", den „Kaufmann von Venedig", zwei große Epen („Venus und Adonis" und „Lukrezia") und mindestens 100 von den 154 Sonetten verfaßt. — Man würde als Fachmann solche Träumereien unbeachtet lassen, wenn Laien, denen die vielen unerschütterlichen Zeugnisse für Shakespeares dichterische Tätigkeit unbekannt sind, nicht immer wieder von solchen überzeugungsvoll vorgetragenen Autosuggestionen in die Irre geführt würden. H. C.

Rechtsprechung 1907 zum gesamten Zivil-, Handels- und Prozeßrecht nach der Reihenfolge der Gesetzesparagraphen unter Mitwirkung von Oberlandesgerichtsrat Birkenbihl herausgegeben von Dr. Hs. Th. Soergel. 8. Jahrgang. Gebunden M. 8.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Soergels bewährte „Rechtsprechung" hat in ihrer neuen Ausgabe abermals an Inhalt und Umfang erheblich zugenommen; der achte Jahrgang enthält über 470 Seiten mehr als sein Vorgänger und bringt außer der oberlandesgerichtlichen auch die gesamte reichsgerichtliche Rechtsprechung vom 1. Januar bis 1. Dezember 1907 zu insgesamt 149 Gesetzen (im vorigen waren es 84). Trotzdem haben es die Herausgeber verstanden, den anschwellenden Stoff ebenso übersichtlich zu gestalten wie bisher. Einen ganz besonderen Wert hat das reiche Material für die Praxis dadurch erhalten, daß bei den Entscheidungen, wo es nur irgend tunlich und wichtig erschien, der Tatbestand mitangegeben wurde. Dieser Vorzug, der schon dem vorigen Jahrgang eigen war, hebt das Werk Soergels von andern Werken ähnlichen Inhalts aufs vorteilhafteste ab und ist von der Kritik mit einmütigem Lob anerkannt worden. Alles in allem ist die Sammlung nach wie vor als das inhaltreichste und billigste Jahrbuch der oberstrichterlichen Rechtsprechung Deutschlands zu bezeichnen. R. M.

Einführung in die Kulturwelt der alten Griechen und Römer. Von A. Schaefer. Hannover 1907, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). VIII u. 270 S. 8⁰. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Die Bekanntschaft mit dem Kulturleben des klassischen Altertums gilt mit Recht noch immer als eines der wirksamsten Mittel zur Erlangung einer vertieften Bildung. Bei der modernen Schulorganisation ist aber nicht jeder Zögling auch der höheren Unterrichtsanstalten in der Lage, durch eigne Lektüre der Quellenwerke in die Sagenwelt der Alten — in ihr faßt sich die ganze Kultur jener fernen Zeiten wie im Hohlspiegel zusammen — einzudringen. Diesen Schülern, aber auch allen der Schule Entwachsenen, die sich durch Selbststudium weiterbilden wollen, bietet sich Schaefers Buch als zuverlässiger und umsichtiger Führer an. Es läßt, dank der gründlichen Belesenheit seines Verfassers, die alten Schriftsteller selbst zu Worte kommen, erhebt sich also als treffliches Quellenwerk weit über das Niveau einer bloßen Nacherzählung. Selbst die verbindenden Abschnitte sind häufig geschickt als Inhaltsangaben von Dramen und andern größeren Dichtungen gestaltet worden. Gute Anmerkungen erleichtern das Verständnis schwieriger Stellen und vor allem mythologischer Anspielungen. Der einleitende Gang über den klassischen Boden Altgriechenlands gibt nicht bloß die geographische Szenerie für das Folgende, sondern zugleich Gelegenheit, das Nötige aus dem Gebiet der bildenden Künste mitzuteilen. Ein sorgfältig zusammengestelltes Register macht das Ganze, das zunächst als Lese- und Lehrbuch gedacht ist, auch zum wertvollen Nachschlagebuch. Als Endurteil darf man sagen, daß es dem gelehrten Verfasser gelungen ist, den gewaltigen Stoff in mustergültiger Weise vollständig und faßlich zu einem Ganzen von glücklichster Abrundung zu verarbeiten.

Dr. Hans Zimmer.

Zur Erklärung des Wormser Konkordats. Von Hermann Rudorff. (Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reichs im Mittelalter und Neuzeit, herausgegeben von Karl Zeumer, Bd. I, Heft 4.) Weimar, Herm. Böhlaus Nachf.

Nach älterem Recht verlieh in Deutschland der König dem betreffenden Bischof oder Abt

nicht allein die mit dem Amte verbundenen zeitlichen Güter und Rechte, sondern auch das geistliche Amt selbst. Diese Verleihung, die seit dem elften Jahrhundert als Investitur bezeichnet wurde, geschah unter feierlicher Uebergabe von Stab und Ring. Hierauf erst folgte die Konsekration, also die kirchliche Einsetzung des Gewählten. Aber unter Gregor VII. wurde 1075 das Recht der Investitur der Bistümer dem Könige abgesprochen. So begann der in die Geschichte des deutschen Volkes tief einschneidende Investiturstreit. Derselbe wurde endlich unter Heinrich V. im Jahre 1122 durch das Wormser Konkordat beendet. Darin wurde dem König als Objekt und Symbol der Investitur die Regalien und das Zepter sowie das Recht des Zugegenseins bei der Wahl zugestanden. Der schwierigen Einzelfeststellung dieser Dinge ist die obenerwähnte verdienstliche Schrift gewidmet.

Ed. König.

Taschenbuch der Kriegsflotten IX. Jahrgang 1908. Mit teilweiser Benutzung amtlichen Materials. Herausgegeben von B. Weyer, Kapitänleutnant a. D. Mit Schiffsbildern, Skizzen und Schattenrissen. München 1908, J. F. Lehmanns Verlag. Geb. M. 4.50.

Der Inhalt des rühmlich bekannten Taschenbuchs hat im Jahrgang 1908, der bis zum 20. Dezember 1907 auf dem laufenden gehalten ist, abermals eine wesentliche Erweiterung erfahren. Außer den Schiffslisten aller Flotten und den photographischen Bildern und Skizzen aller wichtigen Schiffe enthält das Buch diesmal noch die Schattenrisse aller Schiffstypen, die zumal für die Seeleute von großem Wert sind, da man vermittelst dieser Schattenrisse die Schiffe auf die größten Entfernungen erkennen kann. Neu sind ferner die näheren Angaben über die Gefechtsfaktoren (Panzerung, Artillerie u. s. w.) der wichtigsten Kampfschiffe in den Flottenlisten und eine dem „Nauticus" von 1907 entnommene Uebersicht über die Ausgaben der Großmächte für die Landesverteidigung in den letzten zehn Jahren. Man kann dem Taschenbuch mit gutem Gewissen das Zeugnis ausstellen, daß es sowohl für den Fachmann wie für den Laien, der sich eingehender mit Marinefragen befaßt, ein höchst nützliches und geradezu unentbehrliches Nachschlagewerk ist; wohl am besten wird seine Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit durch den Umstand dargetan, daß es nicht nur in der deutschen, sondern auch in den Kriegsflotten der meisten fremden Staaten amtlich eingeführt ist.

R. D.

Die Schönheit der Bibel. Von Prof. Dr. D. Aug. Wünsche, Oberlehrer in Dresden. 1. Band: Die Schönheit des Alten Testaments. Leipzig 1905 (2. Tausend 1906), Ed. Pfeiffer. (X u. 390, Lex.-8°.) M. 8.—.

A. Wünsche hat sich die sehr zeitgemäße Aufgabe gestellt, neben der religiösen Seite der Bibel dem Leser deren ästhetische Vorzüge nahezubringen (S. 1). Infolgedessen hat er den Versuch unternommen, in einem ersten Band zunächst beim alttestamentlichen Teile der Bibel den ästhetischen Maßstab der Betrachtung zur Anwendung zu bringen. Er versucht dies der Reihe nach in bezug auf die Geschichtsdarstellung des Alten Testamentes, seine poetischen Schriften (Prov., Hiob, Prediger und Hoheslied), die Prophetie, die Volksdichtung u. s. w. und gibt auch einen Anhang über „Das Alte Testament in der bildenden Kunst". — Die Absicht des Verfassers ist gut. Aber ihre Ausführung besitzt neben manchen Lichtseiten auch breite Schattenflächen. Es soll also nicht geleugnet werden, daß an vielen Punkten des zu besprechenden Buches auf Eigenschaften der Geschichtserzählungen oder der Reden und Dichtungen des althebräischen Schrifttums aufmerksam gemacht ist, welche wirklich Faktoren der Schönheit eines Literaturprodukts sind. Zu diesen Eigenschaften gehört ja auch schon die Klarheit des Aufbaues einer Erzählung, die lebendig-energische Gedrungenheit der Ausdrucksweise, der Farbenglanz der Metaphern, die plastische Anschaulichkeit der Personifikationen und nicht bloß die besonderen Mittel, wodurch die Rede ihren höheren Schwung und die Dichtung ihren eigenartigen Rhythmus zur Ausprägung bringt, wie in meiner komparativen Darstellung der biblischen „Stilistik, Rhetorik, Poetik" gezeigt worden ist. Jene Eigenschaften der Klarheit des Aufbaues, der Lebendigkeit des Fortschrittes, der Bestimmtheit in der Charakteristik u. s. w., durch die auch schon die gewöhnliche Prosaerzählung das Gepräge der Schönheit erlangen kann, sind auch von Wünsche in mancher Partie, wie z. B. in der Schöpfungsdarstellung (Gen. 1) oder der Geschichte von der Brautfahrt (Kap. 24) aufgezeigt worden. Aber sehr oft hat er sich seine Aufgabe zu leicht gemacht. Er hat erstens zu wenig Mühe darauf verwendet, die Momente an der althebräischen Darstellungsweise aufzusuchen, auf denen deren ästhetische Eigenart beruht. Auf eine Zeile, die sich wirklich mit dieser beschäftigt, kommen manchmal fünfzig Zeilen, die von etwas anderm reden. Denn zum Beispiel der richtigen Bemerkung, daß die Schöpfungsdarstellung (Gen. 1) sich durch „einfache, kristallhelle Klarheit" auszeichnet (S. 13), gehen erst mehrere Zeilen vorher, wonach „keine naturwissenschaftliche Forschung und Entdeckung bis jetzt den Schöpfungsbericht, sobald er nicht engherzig aufgefaßt wird, umzustoßen vermocht hat u. s. w.", und hinterher folgen anderthalb Seiten voll Sätze,

wie diese: „So wird gleich auf dem ersten Blatt des Alten Testaments die materialistische Weltanschauung überwunden“ und hauptsächlich über den Eindruck dieser Schöpfungsdarstellung auf „Vater Haydn“. Zweitens hat der Verfasser die ästhetische Seite der Würdigung eines Literaturprodukts gar zu wenig von der ethischen und der religiösen getrennt. Bei ihm fließt der ästhetische Gesichtspunkt der Betrachtung immer mit den andern zusammen. Das ist so sehr der Fall, daß es sogar im Inhaltsverzeichnis an einer Stelle zum Durchbruch kommt, indem es heißt: „Die Prophetie des alten Bundes in ihrer religiös-sittlichen und ästhetischen Bedeutung.“ Will man aber eine Gesamtwürdigung einer Literatur geben und ungefähr über alles reden, was zu ihr in Beziehung gebracht werden kann, dann darf man nicht „die Schönheit“ als Aushängeschild gebrauchen. Also die Absicht des Verfassers ist gut und sehr zeitgemäß, aber die Art ihrer Ausführung in seinem Buche kann leider nicht ganz gebilligt werden.

Bonn. Ed. König.

Die Hamburg-Amerika-Linie im sechsten Jahrzehnt ihrer Entwicklung, 1897 bis 1907. Von Kurt Himer.

Dies Werk, das die Direktion der Hamburg-Amerika-Linie zur Feier ihres sechzigjährigen Bestehens herausgibt, gewährt, von sachverständiger Hand allgemeinverständlich und fesselnd geschrieben, einen Ueberblick, der nicht nur dies eine gewaltige Geschäftsunternehmen, sondern zugleich ein großes Stück allgemeiner Verkehrs- und Handelsgeschichte umfaßt und einen hohen Begriff von deutschem Unternehmungsgeist und deutscher Arbeit gibt. In der Ausstattung, die von E. Orlik herrührt, ist das Werk ein wahres Prunkstück deutscher Buchkunst. Br.

Die Erziehung zur Tat, zum nationalen Lebenswerk. Von Heinrich Kerp. Breslau 1907, Ferdinand Hirt. 192 S. 8⁰. M. 2.50.

Ruhiger und sachlicher, darum aber auch ansprechender und wirkungsvoller als gewisse moderne Stürmer und Dränger unter den Pädagogen vertritt Kerp den Satz, daß wir eine andre Schule brauchen als die heutige, andre Lehrer, andre Ziele. Sehen und Beobachten, Denken und Urteilen, Willensstärke und Schaffensfreude zu nationalem und sozialem Tun sollen geweckt werden, und der immer dringlicher ertönende Ruf nach dem Deutschwerden der Erziehung und des Unterrichts durchhallt laut und kräftig auch diese treffliche Schrift. Vor allem redet hier ein Mann zu uns, der derartige Probleme praktisch anzufassen weiß, der nicht bloß Ideale vor uns hinstellt, sondern uns mit manchem nützlichen Wink auf die richtigen Wege realer Durchführung leiten kann. Hierin erblicke ich den Hauptwert des Werkchens, während ich auch ihm gegenüber darauf hinweisen muß, daß eine Begründung der ganzen Bewegung nur mit Hilfe der Volkstumswissenschaft möglich ist. Und solange uns diese noch fehlt, bleibt uns, wie Kerp ganz richtig gefühlt hat, nur der „Wille“. Darum ist auch seine Schrift vorläufig nur ein Wechsel auf die Zukunft. Dr. Hans Zimmer.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Achelis, Prof. Dr. Th., Soziologie. Bändchen 101 der „Sammlung Göschen“. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Geb. 80 Pf.

Aeppli, Emil, Ranken am Weg. Gedichte. Straßburg i. E., Jos. Singer.

Ausons Mosellied nebst den Gedichten an Bissula. Deutsch von M. W. Besser. Marburg, N. G. Elwert'sche Universitätsbuchhandlung. M. 1.—.

Bei Kaisers. Aus dem Familienleben des Kaiserhauses. Nach Aufzeichnungen eines alten Hofmannes. Mit Abbildungen. Vierte Auflage. Berlin, Gustav Rieckes Nachf. M. 2.—.

Büchel, Dr. Hermann, Die Finanzen Japans. Essen, G. D. Baedeker. M. 6.—.

Burghaller, Rudolf, Phryne. Drama in einem Vorspiel und drei Akten, Berlin, Gose & Tetzlaff, G. m. b. H.

Busch, Wilhelm an Maria Anderson. Siebzig Briefe. Rostock i. M., C. J. E. Volckmann Nachf. M. 3.—.

Buxbaum, Ph., Dorfstücke. Liederspiele aus dem Odenwälder Volksleben. Gießen, Emil Roth. M. 1.50.

Detter, Ludwig, Gertrud Baumgarten. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Roman. Straßburg i. E., Jos. Singer.

Egelhaaf, Dr. Gottlob, Geschichte der neuesten Zeit, vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag. M. 6.—.

Este, Sofie M., Carmen Schellen. Straßburg i. E., Jos. Singer.

Fehrentheil, H. von, Deutschlands Polenpolitik. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Fitger, A., Ein Alexanderlied. Bremen, Gustav Winter. M. 1.50.
Franz, Carl, Isola Lunga. Novelle. Berlin-Leipzig. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Freiberg, Wilhelm, Morgenrot. Drama in fünf Aufzügen. Strassburg i. E., Jos. Singer.
Fried, Alfred H., Wien-Berlin. Ein Vergleich. Wien und Leipzig, Josef Lenobel.
Grilli, Luigi, Lauri e Mirti. Poesie. Livorno, R. Giusti.
Grosse, Wilhelm, Gelebtes und Gedachtes. Bremen, Heinr. Drewes. M. 1.20.
Grotjahn, Dr. Alfred, Luther. Ein Charakterbild aus seinen Werken. Band IX der Sammlung „Aus der Gedankenwelt grosser Geister". Stuttgart, Robert Lutz. M. 2.50.
Güntersdorf, H. v., „Allein" und andere Erzählungen. Straßburg i. E., Jos. Singer.
Haase, Elisabeth, Paulus. Ein Lebensbild in gebundener Rede auf rein biblischer Grundlage. Berlin, Hermann Walther G. m. b. H. M. 1.—.
Hruschka, Ella, Ferdinand Raimund. Bilder aus einem Dichterleben in vier Akten und einem Vorspiel. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Ilgen, Pedro, Sulamith. Königsnocturnen, Meer- und Wanderlieder. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. M. 3.—.
Isegrim, Brautwerben. Humoristische Briefe. Leipzig, Bruno Volger. M. 1.50.
Kempner-Hochstädt, Max, Die Schatten leben. Drei Bilder. Berlin, Verlag Continent G. m. b. H. M. 2.50.
Kremnitz, Mite, Der rote Streif. Eine Liebesgeschichte. Berlin, „Vita" Deutsches Verlagshaus G. m. b. H.
Kringel, Ferd., Von der Erde zum Mars. Phantastisch - naturwissenschaftlicher Roman. Berlin - Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. I. Lyrik von Dr. Paul Legband in Berlin. Nr. 364 der „Sammlung Göschen". Gebunden 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
Mertens, Paul Norbert, Ein Kampf um Niflheim. Ein Beitrag zur Ruhmesgeschichte der Nordpolarforschung. Berlin, W. Trenkel. M. 2.50.
Morgenstern, Christian, Galgenlieder. Dritte, veränderte und vermehrte Auflage. Berlin, Bruno Cassierer.
Petersen, Hugo, Kulturfeinde. Schauspiel in vier Aufzügen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.
Pfander, Gertrud, Helldunkel. Gedichte und Bekenntnisse. Herausgegeben von Karl Henckell. Bern, A. Francke. M. 4.—.
Philipp, E., Ueber uns Menschen. Leipzig, E. A. Seemann. M. 4.—.
Pochhammer, Dr. L., Zum Problem der Willensfreiheit. Eine Betrachtung aus dem Grenzgebiet von Naturwissenschaft und Philosophie. Stuttgart, Max Kielmann. M. 1.20.
Ruest, Dr. Anselm, William Shakespeare. Sein Leben, seine Dichtung. Berlin, Hermann Seemanns Nachf. M. 1.—.
Salt, Henry S., Die Rechte der Tiere. Uebersetzt und mit Einleitung versehen von Prof. Dr. Gustav Krüger. Berlin, Magnus Schwantje.
Sankt Peters Studienreise auf der Erde. Mit Buchschmuck. Berlin - Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Schenck, Luise, Aus dem Hamsterkasten. Novellen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.
Sehring, Dr. Ludwig, Maeterlinck als Philosoph und Dichter. Berlin, Hermann Seemanns Nachf. M. 1.—.
Seliger, Paul, Italienische und englische Liebesbriefe nebst weiteren europäischen. Leipzig, Julius Zeitler.
Shakespeare, William, König Lekrin. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Deutsche Uebersetzung mit literarhistorischer Einleitung und Anmerkungen von Alfred Neubner. Berlin, Hermann Paetel. M. 2.75.
Simons-Loschand, Käthe, Monikas Tränen. Ein Weckruf. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—.
Stein, Erwin, Wenn wir Dichter lieben —! Roman. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. M. 2.50.
Unold, Dr. Johannes, Der Monismus und seine Ideale. Leipzig, Theod. Thomas. M. 2.—.
Uxkull, Gräfin L., Cesare Borgia. Ein dramatisches Charakterbild in 7 Abteilungen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau. Curt Wigand. M. 4.—.
Waldthurm, W. L. von, Durch die moderne Wissenschaft zu Gott. Eine Studie. Wien, Wilh. Braumüller. 50 Pf.
Wedderkopp, Frank, Harden im Recht? Eine Betrachtung. Berlin, Hermann Walther Verlagsbuchhandlung. 50 Pf.
Wegner, Marie, Die Armen- und Waisenpflege. Heft I der Sammlung „Arbeitsgebiete der Frauenbewegung". Leipzig, B. G. Teubner. 50 Pf.
Weitbrecht, Carl, Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. 2. durchgesehene und ergänzte Auflage. Bändchen 134 und 135 der „Sammlung Göschen". Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Gebunden je 80 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Aus der unveröffentlichten Korrespondenz Kaiser Wilhelms I.

Es ist recht zu bedauern, daß man noch immer nicht damit angefangen hat, die Korrespondenz Kaiser Wilhelms I. in ähnlicher Weise herauszugeben, wie dies kürzlich mit jener der Königin Viktoria von England erfolgt ist. Wir glauben, daß durch ein solches Werk das Bild, das wir uns bisher von diesem Herrscher gemacht haben, außerordentlich gewinnen würde. Bei einer desfallsigen Publikation wird man, wenigstens bezüglich der älteren Zeit, auch gar nicht ängstlich zu verfahren brauchen, denn seit der Veröffentlichung des auf amtlichen Quellen beruhenden Sybelschen Werkes: „Die Begründung des Deutschen Reichs unter Kaiser Wilhelm I." kann die Zeit bis 1870 als eine solche bezeichnet werden, die publici juris ist. Man hat sich insbesondere einen ganz falschen Begriff von Kaiser Wilhelm I. in seinen Jugendjahren gemacht. Gemeiniglich glaubte man, daß er sich für Politik wenig interessierte und daß er in der Hauptsache das war, was man unter dem Ausdruck Gamaschenhengst sich vorzustellen pflegt. Für die ersten Jugendjahre des Prinzen mag dies zutreffen; vom Jahre 1848 aber verfolgte er die Politik mit dem allerhöchsten Interesse und keineswegs als platonischer Zuschauer, da er mit der Politik seines Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm IV., fast durchweg nicht einverstanden war. Nach seiner Ansicht betonte das Ministerium Manteuffel die nationale Politik nicht lebhaft genug, und auch in der orientalischen Frage stand er mit seiner Vorliebe für England im Gegensatz zu der durch die Verhältnisse gegebenen russenfreundlichen Politik Manteuffels abseits.

Eine Frage, die lange Jahre die Situation vollständig beherrschte, war die handelspolitische, die auch den Prinzen von Preußen lebhaft beschäftigte.

Der Gedanke lag nahe, den bisher noch nicht zum Zollverein gehörigen Norden von Deutschland, vor allem Hannover, für Preußen zu gewinnen und für alle Fälle einen territorialen Zusammenhang für den Handelsverkehr zwischen den eignen zerstückelten Provinzen und damit eventuell einen Ersatz für den Süden zu erlangen, falls dieser wirklich auf Oesterreichs Betreiben aus dem Vereine ausscheiden sollte. Das die Welt überraschende Ergebnis langer im stillen fortgesetzter Bemühungen war der am 7. November 1851 erfolgte Abschluß eines Handelsvertrags mit Hannover. Um diesen Vertrag zur Ausführung zu bringen, kündigte Preußen im November 1851 die Ende 1853 ablaufenden

Handelsverträge und lud gleichzeitig die bisherigen Zollvereinsstaaten auf den 12. April 1852 zu einer Konferenz nach Berlin ein, um auf Grundlage des Vertrags mit Hannover einen neuen Zollverein abzuschließen. Die Kunde von diesem Vorgange rief bei den andern deutschen Mittelstaaten eine gewaltige Aufregung hervor, die sich erst anfangs November 1852 legte, als Oesterreich auf den von Preußen vorgeschlagenen Weg zur Eröffnung von Separatverhandlungen mit dem Kaiserstaate einging. Am 19. Februar 1853 wurde zwischen Preußen und Oesterreich ein Handelsvertrag auf die Dauer von zwölf Jahren abgeschlossen und der Beitritt zu demselben allen denjenigen Staaten vorbehalten, die am 1. Januar 1854 zum Zollverein mit Preußen gehören würden. Im Artikel 25 war vorgesehen, daß im Jahre 1860 Kommissarien der beiden Staaten zusammentreten sollten, um über die Zolleinigung zwischen den beiden kontrahierenden Teilen und, falls eine solche Einigung nicht zustande gebracht werden könnte, über weitergehende als die bis dahin vereinbarten Verkehrserleichterungen und über möglichste Annäherung und Gleichstellung der beiderseitigen Zolltarife zu unterhandeln. Hierauf beziehen sich die beiden folgenden Handbillette des Prinzen von Preußen an den Minister Freiherrn von Manteuffel:

Koblenz, den 24. Februar 1853.

Tausend Dank für die schleunigen Mitteilungen über das horrible Attentat [1]) und über den Handelsabschluß und die Hannoveriana. Soweit ich ersteren verstehe, scheint Preußen in der Hauptsache gerechtfertigt dazustehen; die erneuerte Verhandlung schon 1854 und gar zur Union 1860 haben mich am meisten frappiert. Hoffentlich wird der Nachsatz pro 1860 zur Wahrheit werden, daß man nun zu ferneren Erleichterungen kommen wird; denn Litauen und Toskana, Luxemburg und Siebenbürgen unter einen Hut zu bringen, sieht völlig ridikül aus. Die drei von Ihnen aufgeführten Chancen, die wir hätten ergreifen können, wenn Hannover wortbrüchig geworden wäre,[2]) würde ich auf eine reduziert haben, nämlich die der augenblicklichen Besetzung Hannovers; ein Fait accompli hat schon so manches in Ordnung gebracht, warum also nicht in diesem Falle durch sehr rasches und entschiedenes Handeln. In vierundzwanzig Stunden könnten sechzehn bis zwanzig Bataillone per Eisenbahn von Sorau, Frankfurt a. O., Berlin, Halle, Weißenfels, Münster, Düsseldorf, Wesel und einige Tage später ebensoviel Eskadrons und Geschütze einrücken; et puis on verra. Wohlverstanden, wenn Hannover nicht einen geheimen Artikel hatte, der seinen Austritt rechtfertigte.

Die orientalische Frage ist für mich noch sehr im dunkeln, da ich die Leiningensche Negoziation [3]) nicht kenne, also die Konsequenzen ihrer Ruptur

---

[1]) Am 18. Februar 1853 war ein Attentat auf den Kaiser Franz Joseph von Oesterreich verübt worden.

[2]) Ueber die Gefahr eines solchen Wortbruchs, d. h. eines Rücktritts Hannovers vom Septembervertrage cf. Weber, Geschichte des Zollvereins, S. 335.

[3]) Am 30. Januar erschien Graf Leiningen als außerordentlicher österreichischer Ge-

nicht beurteilen kann. Ich bleibe indessen dabei, daß Napoleon suchen wird, die orientalische Frage zu embrouillieren, um Rußlands und Oesterreichs Kräfte zu paralysieren und dann mit uns anzubinden per Belgien oder direkt. Daß wir in neuester Zeit durch die „Kreuzzeitung“ ihnen keine Gelegenheit mehr zu gerechten Klagen gaben, ist dabei sehr wichtig.

Ihr
Prinz von Preußen.

*

Koblenz, den 13. März 1853.

Der Prinz von Preußen an den Minister Freiherrn von Manteuffel.

In der heutigen (d. h. vom 11.) Postamtszeitung finde ich zunächst die Note, welche Sie am 19. Februar an unsre Gesandtschaften richteten, um die Koalitionsstaaten zur Wiederaufnahme der Zollkonferenzen einzuladen. Ich sehe aus derselben, daß wir unsern Plan, es diesen Staaten zu überlassen, sich auf diplomatischen Wegen bei uns zum Wiedereintritt in den Zollverein zu melden, aufgegeben haben und unserseits den ersten Schritt getan haben.

Sie wissen, wie eifersüchtig ich unsre Stellung in dieser Frage beachtete, und da muß ich es Ihnen gestehen, daß diese Aenderung unsers Planes mir nicht gerechtfertigt erscheint, indem wir damit inkonsequent geworden sind, was unsre Gegner gehörig ausbeuten werden. Wenngleich es zu spät ist, um durch eine Vorstellung auf diesen Beschluß wirken zu können, so ersuche ich Sie dennoch, mich noch jetzt nachträglich die Motive wissen zu lassen, aus denen wir unsern so korrekten Plan aufgegeben haben und dann auch mir zu sagen, was für Absicht wir jetzt haben in der Behandlung der ganzen Angelegenheit. Es ist in jener Note die Rede von einer zweiten Konferenz, in der Weiteres beraten werden soll. Wenn die Veränderung des Stimmenverhältnisses u. s. w. nicht als Bedingung des Wiedereintritts gestellt wird, so erlangen wir es niemals, und dann wird Oesterreich immer durch seine Perfidie, durch deren Veto alles kontrekarrieren, was wir vorschlagen werden.

Ihr
Prinz von Preußen.

Die Befürchtung des Prinzen, daß in dieser zweiten, am 12. März in Berlin eröffneten Konferenz sich Schwierigkeiten in der oben angedeuteten Richtung ergeben würden, erwies sich als grundlos. Wir schließen mit zwei weiteren Handbilletten des Prinzen von Preußen an den Minister Freiherrn von Manteuffel, wovon das eine die orientalische Frage, das zweite den badischen Kirchenkonflikt betrifft.

Berlin, den 17. Juni 1853.

Bunsen hat mir geschrieben, was er unter dem 12. berichtet hat; die Fürstentümer sollen also noch keinen Casus belli abgeben; sehr gut, wenn die Pforte

---

sandter in Konstantinopel mit verschiedenen Forderungen, welche die Pforte am 23. Februar bewilligte.

darauf eingeht, aber die Verhandlung dann und jetzt sogleich unter den vier andern, die in London gewünscht wird, ist völlig richtig; aber ist die Basis des Traktats von 1841 dazu hinreichend? Mir scheint die Protektion der Christen im Orient von den fünf Mächten ausgehen zu müssen, wobei der griechischen Kirche Besonderlichkeiten alsdann gemeinschaftlich erwirkt werden können. Ich bitte um Instruktion, was wir darauf antworteten.

Ihr

Prinz von Preußen.

*

Koblenz, den 12. Dezember 1853.

Bei Rücksendung der sehr interessanten Anlagen (namentlich des Privatschreibens (unleserlich) zeige ich Ihnen zugleich diese eben eingegangenen Piecen über den badischen Kirchenstreit an. Ich freue mich außerordentlich über die richtige Stellung, die wir in demselben eingenommen haben, und hege ich nur den Wunsch, daß wir, wenn wir aufgefordert würden, der badischen Regierung auch alle die Beihilfe gewähren mögen, welcher wir vermögend sind. Die Prinzipien sind in dem Schreiben, namentlich nach Rom, so korrekt ausgesprochen, worauf es ankommt, solange der Streit (öffentlich) kein konfessioneller ist — daß die Festhaltung derselben auch für unser Verhalten bei uns die Richtschnur gibt. — Hoffentlich ist Schreckenstein instruiert in diesem Sinne, um nach diesen Prinzipien zu handeln.

Mir zugekommenen Nachrichten zufolge scheint im Badischen eine Mißstimmung gegen uns zu herrschen, weil man sich von der Auffassung nicht freimachen kann, daß die „Kreuzzeitung" die Ideen des Königs ausspricht!! und diese Aussprüche jener Zeitung höchst parteiisch gegen das badische Gouvernement sind.

Der Außen- und Kleinkrieg zur See und seine Bedeutung für Deutschland

Von

Vizeadmiral a. D. Freiherrn von Schleinitz

Größere Seekriege wurden früher fast ausschließlich von Mächten geführt, die hinsichtlich ihrer Seestreitkräfte sich einigermaßen das Gleichgewicht hielten. Den Schwächeren kam es dabei — wenn ihre Seefahrer unternehmend waren — zustatten, daß sie sich der Kaperei mit bedienen und dadurch den stärkeren Gegner empfindlich belästigen und schädigen konnten. Die Abschaffung der Kaperei für die der Pariser Deklaration vom 16. April 1856 beigetretenen Staaten war daher, vom Standpunkte der kleinen Seemächte betrachtet, ein für diese unvorteilhaftes Uebereinkommen. Sie brachten der Humanität und Kultur

ein Opfer. Das Uebereinkommen hätte nur dann eine wahrhaft segensreiche Wirkung auch für die Schwächeren üben können, wenn gleichzeitig das barbarische Recht auf Erbeutung des feindlichen schwimmenden Privateigentums (ausgeschlossen Konterbande und bei Blockadebruch) abgeschafft, also dem Standpunkt Rechnung getragen worden wäre, den bei Beratung der Pariser Konvention die Vereinigten Staaten, Spanien und Mexiko vertraten. Wie damals, so hat sich auch bei fast allen späteren diplomatischen Verhandlungen und staatlichen Verträgen auf dem maritimen Gebiet — zum Teil auch jetzt wieder bei der zweiten Haager Friedenskonferenz — gezeigt, daß der egoistische Widerspruch gegen den Kulturfortschritt, den einzelne Mächte übten, von den idealer gesinnten nicht zu überwinden war. Freilich ist die Unterstützung, welche die Gründe und Stimmen dieser Mächte bei den andern fanden, gewöhnlich nur eine sehr mäßige gewesen, weil die Diplomaten — sofern ihnen nicht der weite Blick überhaupt fehlte — durch Abhängigkeitsgefühl oder kleinliche Motive sich bestimmen ließen, das wahre Wohl ihres eignen Landes zu verkennen oder zu vernachlässigen. Für die letzte Haager Konferenz, die ja trotzdem manches Gute geschaffen hat, dieses nachzuweisen, würde nicht schwer sein, und behalte ich mir vor. Hier sei nur das eine bemerkt, daß aus der Nichtabschaffung des Beuterechts auf schwimmendes Privateigentum für die Gegenwart ausschließlich England den Vorteil zieht.

Dieser Gesichtspunkt ist es, welcher die schwächeren Seekriegsmächte, soweit sie sich eines größeren Seehandels erfreuen, bestimmen sollte, die Verteidigung ihrer maritimen Interessen entsprechend einzurichten und sich dafür die technischen Fortschritte der Neuzeit zunutze zu machen.

Der blinde Nachahmungstrieb und unklare Vorstellungen haben bisher eine Anzahl kleiner Seestaaten bewogen, eine ihrer geringen Wohlhabenheit und Macht gar nicht entsprechende Menge von Mitteln auf die Beschaffung großer Kriegsschiffe zu verwenden, die ihnen noch nie die Spur eines Nutzens gebracht haben, wenn sie einmal in Konflikt mit einer größeren Seemacht gerieten. Die Erkenntnis, daß solche Seemächte niederen Ranges gegenwärtig gar nicht mehr daran denken können, so formidabeln Seestreitkräften, wie sie einige Großmächte ins Treffen zu führen vermögen, auf der gleichen Basis der Streitmittel zu begegnen, scheint sich neuerdings doch allmählich Bahn zu brechen und einige derselben (südamerikanische u. s. w.) bereits bewogen zu haben, von der weiteren Beschaffung mächtiger Panzerschiffe abzusehen. Andre werden sicherlich darin bald folgen. Es ist dies das einzig Richtige für sie.

Aber nicht nur für die ganz kleinen, sondern auch für die mittleren Seemächte ist es Zeit, diese Sachlage fest ins Auge zu fassen, und mir scheint sie auch für Deutschland der ernstlichsten Aufmerksamkeit wert.

Die Frage, ob wir mit der behördlicherseits eingeschlagenen Richtung im Ausbau unsrer Flotte auf dem rechten Wege sind, läßt sich nur beantworten, indem wir uns zunächst klarmachen, was wir zu schützen haben und welche Mittel wir im Vergleich mit denjenigen der uns überlegenen Seemächte dafür

ins Feld zu führen vermögen. Diese Frage ist zwar erörtert und beantwortet in der Begründung des dem Reichstage seinerzeit vorgelegten Flottenplans (Novelle vom 14. Juni 1900), aber selbst wenn die Begründung seinerzeit zutreffend gewesen wäre, haben nicht nur die Seekriegsmittel der für uns in Betracht kommenden Mächte, sondern auch die einschläglichen technischen Errungenschaften seitdem eine Umwandlung erfahren, welche erneute Prüfung unerläßlich macht.

Machen wir uns daher zunächst klar, worum es sich für uns im Kriegsfall mit einer überlegenen Seemacht im wesentlichen handelt.

Die Begründung sowohl zu der Novelle wie zu dem Flottengesetz von 1898, für welches die erstere sich nur als die erweiterte Ausführung gibt, ist kurz in die Worte zusammengefaßt: „Deutschland muß eine so starke Schlachtflotte besitzen, daß ein Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigne Machtstellung in Frage gestellt wird."

Dieser Endzweck ist als ausreichend wohl anzuerkennen, weil man — wie dies die Vorlage betont — anzunehmen berechtigt ist, daß solche Gefahr den Gegner von einem leichtfertigen Anbinden mit uns abhalten wird, womit die erwünschte Garantie für Erhaltung des Friedens gegeben wäre. Aber keinem Sachkenner konnte es zweifelhaft sein, daß die für Sicherung des Zweckes in Antrag gebrachten Kampfmittel dafür in keiner Weise genügten.

Ich habe schon in meinem Aufsatz „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser" (Deutsche Revue" September-Heft 1905, S. 270) wörtlich hierzu bemerkt: „Man kann nun, wenn man die geforderten Seestreitkräfte mit dem, was uns der seemächtigste Gegner entgegenstellen kann und entgegenstellen wird, vergleicht, nicht anders sagen als: ‚die Flottennovelle hat in den Mitteln erheblich zu niedrig gegriffen, das Verlangte kann nur als der erste Schritt für eine Deutschlands Stellung und Bedürfnissen gerecht werdende Flotte angesehen werden.'"

Auch auf Seite 92 habe ich betont, „daß eine fortschreitende Erweiterung der in der Flottennovelle gegebenen Grundlage absolut geboten und nach den vorstehenden Darlegungen für uns zur Existenzbedingung wird". Andre unabhängige Sachverständige haben sich in gleichem Sinne ausgesprochen, wie ja auch der verdienstvolle Deutsche Flottenverein seine ganze agitierende Kraft einsetzte, um die Nation über das Bedürfnis aufzuklären und sie davon zu überzeugen, daß mit der behördlicherseits programmäßig aufgestellten Stärke der Zukunftsflotte das Endziel nicht zu erreichen sei. Es dürfte übrigens auch geradezu undenkbar sein, daß die verantwortlichen Stellen der Marineverwaltung die programmäßige Flottenstärke wirklich als ausreichend zur Erreichung des Zieles angesehen haben. Vielmehr wird sich das in meinem Aufsatz (S. 19, 139 ff.) geschilderte, fortgesetzt die rationelle Entwicklung der Marine hemmende Verhängnis wiederholt haben, daß man in der Annahme, man würde in Anbetracht der Unverstandenheit von der Notwendigkeit einer höheren Forderung bei den parlamentarischen Körperschaften mit dieser ganz durchfallen, wenn man das

wahre Bild zeigte, gegen die eigne Ueberzeugung in der Anforderung unter dem wirklich Benötigten blieb. Graf E. Reventlow geißelt in seiner Schrift „Deutschland in der Welt voran?“ sehr scharf, aber nicht ohne Grund den Mangel an Urteil in Verbindung mit Ueberhebung des Parlaments bei den Verhandlungen über den Marineetat. Und das Lavieren, zu dem die Vertreter der Marineforderungen in den Verhandlungen im Reichstage, namentlich in der Budgetkommission, genötigt wurden, berührt wenig angenehm. Man gewöhnte sich, die Bewilligung dieser oder jener Anforderung als eine besonders anzuerkennende Gefälligkeit des Zentrums anzusehen und geriet in Abhängigkeit von diesem. Das ist ja nun anders geworden, und es steht zu hoffen, daß hinfort auch für die Anforderungen der Marine Scheu und Hinter-dem-Berge-halten fortfällt.

Etwas ganz andres ist es, daß die für die Sicherheit Deutschlands erforderlichen Seestreitmittel sich aus verschiedenen Gründen nicht von heute zu morgen beschaffen lassen. Neben der durchaus gerechtfertigten Rücksichtnahme auf die durch Schuld sowohl der Regierung wie der früher den Ausschlag gebenden Parteien vollkommen in die Brüche geratenen Finanzen des Deutschen Reichs[1]) kommt in Betracht, daß es eine Unbesonnenheit wäre, in kurzer Zeit eine Flotte von einem solchen Umfange schaffen zu wollen, daß dieselbe von einem gründlich ausgebildeten Personal nicht zu bedienen wäre. Die Heranbildung des Personals, namentlich auch der Offiziere, läßt sich nicht übers Knie brechen, sondern erfordert viel Zeit. Nicht etwa — wie auch behauptet wurde — eine ungenügende technische Leistungsfähigkeit der Schiffsbauwerften und technischen Anstalten ist für einen rascheren Aufbau der Flotte ein Hindernis, sondern ausschließlich die Rücksicht auf die Finanzen und die Beschaffung des Personals.

Wir dürfen es als ein Glück bezeichnen, daß die politischen Verhältnisse eine Richtung genommen und bewahrt haben, die es uns ermöglichte, in Ruhe an der Vervollkommnung der Flotte weiterzuarbeiten, und unsre auswärtige Politik, wenn sie auch nicht immer das bot, was eine selbstbewußte, kräftige Nation sich wünschen kann, verdient — wie ich das schon früher aussprach —, vom Standpunkte der Kriegsfertigkeit der Marine betrachtet, dafür Anerkennung, daß sie mithalf, uns den Frieden zu erhalten. Für den Marinefachmann kann es nicht zweifelhaft sein, daß wir für den Krieg mit einer größeren Seemacht bisher **nicht** gerüstet waren und es auch jetzt noch nicht sind. Gerade deshalb

[1]) Es straft sich bitter, daß mehrfach Parteien und Fraktionen unter Nichtachtung der von jedem Volksvertreter zu erwartenden Unabhängigkeit, Nebenrücksichten Rechnung tragend, die rein-sachlichen Erwägungen bei Ausübung ihrer parlamentarischen Pflichten zurückstellten und sich beeinflussen ließen von dem Wunsch, durch Ablehnung vernunftgemäßer Steuern sich den Wählern gefällig zu zeigen und für die Wiederwahl zu empfehlen. Auch daß sie gleichzeitig trotz der Finanznot sich selbst hohe Diäten und uneingeschränkte freie Bahnfahrt (wodurch sie sich für ihre Person der von ihnen eingeführten lästigen Eisenbahnverkehrssteuer entzogen) bewilligten, dient nicht gerade der Achtung, deren sich die Auserwählten des Volks erfreuen sollten. Man kann somit das absprechende Urteil begreifen, das namentlich in unabhängigen Kreisen über das Parlament gefällt wird, wie dies auch die Reventlowsche Schrift zum Ausdruck bringt.

verlangt politische Klugheit die sorgsamste Pflege guter Beziehungen sowohl zu den Gliedern des Dreibundes als auch zu andern Mächten, deren Freundschaft resp. Bündnisbereitschaft im Kriegsfalle uns von großem Nutzen sein würde. Es ist ein Lebensinteresse für uns, solche Freundschaften zu pflegen und für die Belange dieser Staaten im Rate der Völker offen und fest einzutreten, namentlich auch für die der mohammedanischen, die leider fortgesetzt gerade von den Mächten drangsaliert werden, welche eventuell als unsre Gegner in Betracht kommen können.

Aber nicht nur in obenerwähnter Beziehung können wir von Glück sprechen, sondern wir sind auch durch gewisse neuerliche Fortschritte der Technik besonders begünstigt worden, und es ist überaus wichtig, uns dieselben dienstbar zu machen.

Um dieses zu begründen, möge zunächst in aller Kürze nochmal klargestellt werden, um Erfüllung welcher Aufgaben es sich für uns im Kriegsfalle mit einer überlegenen Seemacht handelt. Es ist dies der Hauptsache nach

1. Schutz unsrer vaterländischen Küsten, namentlich der Hafenstädte und unsrer wertvollen Anlagen an Werften und Schiffsreparaturwerkstätten;
2. Schutz unsers Seehandels;
3. Schädigung des Feindes, sei es durch Ueberführung des Krieges auf sein eignes Territorium bzw. seine Küstengewässer, sei es durch Vernichtung oder wenigstens Schädigung seines Seehandels.

Das erstere betreffend, so hat uns die zweite Haager Friedenskonferenz in dieser Richtung zwei wichtige Vorteile gebracht. In meinem schon allegierten Aufsatz habe ich hervorgehoben, daß sich gewichtige französische und englische Stimmen in dem Sinne ausgesprochen haben, daß bei einem Kriege gegen uns, ohne Rücksicht auf Humanität oder den von vielen Mächten auch im Kriege geübten Edelsinn (dahin gehört u. a. der Verzicht von Deutschland, Oesterreich und Italien, Handelsschiffe aufzubringen, im Jahre 1866), noch bevor die Kriegserklärung in unsern Händen wäre, die reichen deutschen Handelsstädte schon der Beschießung und Brandschatzung zu unterwerfen seien. Und die Verhältnisse lagen so, daß wir dies tatsächlich schwer würden verhindert haben können.

Diese Erwägung sowohl wie das ungewöhnlich rücksichtslose Verfahren der Japaner im jüngsten Kriege veranlaßten mich, in meinen „Vorschlägen für die Konferenz“ in der „Deutschen Revue“ (Mai-Heft 1907) es als eine wichtige Aufgabe derselben zu bezeichnen, hierin den heutigen Kulturbestrebungen entsprechende Festsetzungen zu treffen (Punkt 7 und 8 des Aufsatzes), und es wurden auch entsprechende befriedigende Beschlüsse gefaßt.

Bei meiner Besprechung der Flottennovelle (S. 93 des Oktober-Heftes 1905 der „Deutschen Revue“) habe ich ferner auf die Wichtigkeit hingewiesen, welche der Weiterentwicklung des submarinen Minenwesens und der Unterseeboote gerade für unsre Küsten neben einer ausreichenden Küstenbefestigung zukäme. Dieser Hinweis schien mir schon damals dringend geboten, weil namentlich hinsichtlich der Unterseebote bei uns nicht nur so gut wie nichts geschehen war, sondern auch dem Parlamente gegenüber ausdrücklich bemerkt wurde, daß die bisherigen

Erfolge auf diesem Gebiete nicht zu einem Vorgehen ermutigten, sondern ein Abwarten rechtfertigten. Frankreich gebührt das Verdienst, hier die Führerrolle übernommen und bald so Hervorragendes darin geleistet zu haben, daß England sich bedroht fühlte und dem französischen Beispiel nachfolgte.[1]) Dasselbe geschah in Amerika und andernorts, und nur wir schauten bis auf die allerjüngste Zeit müßig zu.

Bevor ich auf eine Erörterung der Wichtigkeit dieser Waffe gerade für Deutschland eingehe, wende ich mich der zweiten Hauptaufgabe zu, die der Flotte zu stellen ist: Schutz unsers Seehandels.

In der Novelle von 1900 wird die Notwendigkeit der Schaffung einer starken Flotte u. a. mit den Worten begründet: „Ein unglücklicher Seekrieg von nur einjähriger Dauer würde Deutschlands Seehandel vernichten und dadurch zunächst auf wirtschaftlichem und als unmittelbare Folge davon auf sozialem Gebiet die verhängnisvollsten Zustände herbeiführen. Ganz abgesehen von den Folgen der möglichen Friedensbedingungen, würde eine Vernichtung des Seehandels während des Krieges auch nach dessen Beendigung in absehbarer Zeit nicht wieder gutzumachen sein und dadurch zu den Opfern des Krieges einen schweren wirtschaftlichen Niedergang hinzufügen."

Das ist sicherlich richtig. Unter Aufführung der die Bedeutung und das stete Anwachsen unsers Außenhandels klarlegenden statistischen Ziffern (z. B. die Vermehrung desselben von 1894 bis 1904 von einst 5 auf über 12 Milliarden) und der unausgesetzt zunehmenden Riesenwerte, die Deutschland in der Reederei, Schiffahrt, Fischerei und überseeischen Unternehmen angelegt hat, und mit dem Hinweis, daß bei Stilliegen der mit diesem Außenhandel zusammenhängenden mächtigen deutschen Industrie ein großer Teil unsrer Bevölkerung brotlos wird,[2]) führte ich aus, daß die Unterbindung unsers Seehandels dem Ruin des deutschen Vaterlandes gleichkäme.

Wie glaubte man nun dieser drohenden Kalamität begegnen zu können? Ich habe oben schon angeführt, daß in der dem Reichstage gemachten Vorlage dafür eine Schlachtflotte nötig erachtet wurde, welche imstande ist, die Machtstellung auch des seemächtigsten Gegners — also England — in Frage zu stellen.

[1]) Man behauptet, die starke Position, die sich Frankreich durch sein Unterseebootsystem geschaffen und das große Gefahren berge für die nahen englischen Küsten, sei mitbestimmend gewesen für den Abschluß der vielerörterten Entente zwischen beiden Ländern. Jedenfalls hat sich England durch das Bündnis in kluger Weise eine schwere Beunruhigung vom Halse geschafft, ohne seinerseits irgend etwas zu riskieren. Dadurch, daß England alsbald dem französischen Beispiel hinsichtlich der Unterseeboote folgte, hat es für sich die früher sehr gefürchtete Gefahr einer Landung feindlicher Truppen an seinen Küsten ein für allemal beseitigt.

[2]) Es tritt hinzu, daß bei einem für uns ungünstigen Kriege sofort eine enorme Teuerung der Lebensmittel, namentlich des Getreides, eintreten würde, denn schon 1900 führten wir über Land für zirka 126 Millionen, über See für 124 Millionen Mark Brotfrüchte ein, und schon 1901 betrug das Mehr der Einfuhr gegenüber der Ausfuhr 2813000 Tonnen im Werte von 350 Millionen Mark.

Dieser Zweck soll erreicht werden durch vier Geschwader zu je acht Linienschiffen und mit der zugehörigen Reserve sowie einer Anzahl von Kreuzern und Torpedobooten. Man ist versucht, die Aufstellung dieses Kampfetats fast als naiv zu bezeichnen, denn es ist bekannt, daß die englische Marine zurzeit mehr als viermal so stark ist als die unsrige[1]) und daß die englische Admiralität als festzuhaltenden Leitsatz aufgestellt hat, eine Flotte zu schaffen und zu unterhalten, die derjenigen der zwei bedeutendsten Seemächte zusammengenommen an Stärke weit überlegen ist. Wir können doch nun unmöglich den Kampfwert der im Vergleich zu der unsern mehrfach stärkeren englischen Marine so niedrig einschätzen, daß ein Krieg zwischen beiden Ländern für England „mit derartigen Gefahren verbunden wäre, daß seine eigne Machtstellung in Frage gestellt wäre". Daran kann sich auch wenig ändern, wenn wir einen Verbündeten haben, um so weniger, als es England an solchem auch schwerlich fehlen würde. Wenn so, so ist klar, daß wir im Kriege mit der größten Seemacht unsern Seehandel und die Kolonien durch die geplante Flotte nicht zu schützen vermögen und daß dann das Traurige eintritt, was in der Begründung der Denkschrift in den schon angeführten Worten sehr richtig ausgemalt wird.

Ganz in Uebereinstimmung mit dieser Ansicht besagt an einer andern Stelle auch die Denkschrift: „Schutz des Seehandels auf allen Meeren fällt vorwiegend in die Friedenszeit. Im Kriegsfalle wird es die Aufgabe der Auslandskreuzer sein, den eignen Handelsschiffen den ‚möglichsten' Schutz zu gewähren." Die ungeheure Ueberlegenheit der Zahl der englischen Auslandskreuzer (Verhältnis von 5 oder 6 zu 1) läßt aber erkennen, was dieser „möglichste" Schutz bedeutet. Dazu tritt noch, daß die Kreuzer der andern in Betracht kommenden Großmächte fast überall eigne Kohlen- oder Petroleumdepots und Reparatur- und Ausrüstungswerkstätten finden, wir keine, außer etwa in Kiautschou.

Man kann danach nicht anders sagen, es ist, soweit der Seehandel in Betracht kommt, eine verzweifelte Lage für uns. In der Erkenntnis, daß unsre Schlachtflotte allein dieselbe nicht zu bessern vermag, ist von Fachmännern vorgeschlagen worden, den Schwerpunkt unsrer Verteidigung gegen einen seemächtigeren Gegner in einen sog. „Kleinkrieg" zu verlegen. Es ist dies namentlich in einer sehr durchdachten und Beachtung verdienenden Schrift des Vizeadmirals a. D. K. Galster geschehen, betitelt: „Welche Seekriegsrüstung braucht Deutschland?"[2])

[1]) Nach einer offiziellen englischen Aufstellung, die sicherlich nicht übertrieben ist, ließe sich das Verhältnis von Schlachtschiffen für England, Frankreich und Deutschland durch die Zahlen 32 : 18 : 6 ausdrücken. Lord Everrley gibt für Schlachtschiffe das Tonnenverhältnis als 567 : 134 : 137 Tausend, der Panzerkreuzer als 375 : 128 : 55 Tausend, also beide Schiffsklassen zusammen 942 Tausend für England, 292 Tausend für Deutschland.

Nach „Nauticus 1906" würde April 1910 besitzen: Deutschland 26 Linienschiffe, 9 Panzerkreuzer; England 60 Linienschiffe, 38 Panzerkreuzer.

Dabei sind aber die englischen Schiffe vollwertig, die unsern zum Teil veraltet, also minderwertig.

[2]) Eine mir nicht näher bekannt gewordene Schrift des Kapitänleutnants a. D. Rust

Der Verfasser unterscheidet „Flottenkampf“ und „Kleinkriegführung“, bezeichnet mit dem ersteren Ausdruck den Kampf von Flotten, deren Kern Linienschiffe und Panzerkreuzer bilden, während die Waffen des Kleinkrieges vorzugsweise Kreuzer, Torpedoboote und Unterseeboote, also verhältnismäßig billige Streitmittel seien und im Gegensatz zum geschlossenen Flottenkampf in kleinen Gruppen oder einzeln, namentlich gegen den feindlichen Seehandel und die Kolonien, zu operieren hätten. Entscheidend für Wahl oder Bevorzugung des einen oder des andern Kampfmittels seien die Verhältnisse des gefährlichsten der in Betracht kommenden Gegner. Er meint, daß, wenn unsre Schlachtflotte — auch nach dem programmäßigen Ausbau — gesammelt sich solchem Gegner entgegenstellte, nur der sehnlichste Wunsch desselben sich erfüllen würde, denn bei seiner großen Ueberlegenheit würde unsre Flotte alsbald der Vernichtung anheimfallen und damit als ferner zu berücksichtigender Faktor ausscheiden. Der deutschen Flotte käme daher nur der Charakter einer Ausfallflotte zu, wie dies auch in den Motiven des Flottengesetzes von 1898 ausgesprochen war, und selbst wenn sie in einer Schlacht siegreich sein sollte, könne sie doch die Blockade unsrer Gewässer nicht verhindern. Das Resultat würde in jedem Falle sein: vergleichsweise nicht erhebliche materielle Schädigung des Gegners, hingegen Bestehenbleiben des Abschlusses unsrer Küsten von der Seeeinfuhr und Vernichtung unsers Seehandels. Eine wirksame Blockade unsrer Küsten zu verhindern und unsre Meere durch eine Schlachtflotte offen zu halten, dazu bedürfe es einer solchen, die wenigstens $1^1/_3$ bis $1^1/_2$ mal so stark als die britische wäre. Für Zwecke der Weltpolitik, die mit Fernkriegen rechnen müsse, würde aber selbst eine solche Flotte nur wie ein Haus ohne sicheren Unterbau sein, solange sie nicht, wie die englische, in starken Seefestungen, befestigten Häfen und Kohlenplätzen Stützpunkte in allen Weltmeeren besäße. Frankreich befände sich England gegenüber in ähnlicher, wenn auch in Rücksicht auf die Unmöglichkeit, daß ihm die Zufuhr über seine Landgrenzen verhindert werden könne, nicht so schlimmer Lage wie wir, und in Erwägung dessen habe die jeune école der französischen Marine erkannt, daß es für ihr Land falsch sei, eine übermächtige Seemacht mit gleicher Hauptwaffe — dem Linienschiff nämlich — bekämpfen zu wollen, vielmehr müsse man den Linienschiffgeschwadern mit den Unterseewaffen entgegentreten[1])

---

scheint sich in ähnlicher Richtung zu bewegen und davon abzuraten, zu viel Mittel für den Linienschiffbau zu verwenden.

[1]) Der Verfasser stützt seine Ausführungen auch auf eine Denkschrift des französischen Vizeadmirals Fournier, der zu dieser Frage u. a. sagt: „Bisher hatte man kein andres wirksames Mittel, einer feindlichen Flotte Schach zu bieten, als ihr eine gleichartige entgegenzustellen. In Zukunft kann das anders werden, und man sieht die Zeit nahen, wo einfache Tauchboote von 200 bis 500 Tonnen, die sich durch Untertauchen dem Geschützfeuer entziehen können, durch überraschenden Angriff die stärksten Hochseeschiffe außer Gefecht setzen oder zerstören können. Unter solchen Umständen kann jede Macht, auch ohne Linienschiffe, mit ihren Tauchbooten weit sicherer als mit großen Schiffen jedes Angriffsunternehmen feindlicher Geschwader auf ihre Küsten abwehren, da der Erfolg dieser kleinen Boote auf ihrer Unsichtbarkeit und der unwiderstehlichen Zerstörungskraft ihrer Torpedos beruht und nicht

und auch Häfen und Küsten nicht nur durch Küstenartillerie, sondern auch durch Unterwasserkampfmittel schützen. Nebenbei spreche man auch dort dem Kreuzerkrieg zur Bedrohung der Zufuhr des Gegners große Bedeutung zu.

Admiral Galster hebt dann namentlich die Wichtigkeit der Verteidigung von Ostsee und Nordsee durch Unterseebote hervor. Der westliche Teil der Ostsee von Jütland bis Bornholm ließe sich mittels derselben so beherrschen, daß keine feindliche Flotte wagen würde, dort mit Linienschiffen und Kreuzern ihre Macht zu entfalten. In der Nordsee würde die Verwendung von Unterseebooten eine Blockadeflotte zwingen, sich weitab von den Flußmündungen zu halten. Er weist den Unterseebooten wegen ihres sehr beschränkten Gesichtskreises bei Nacht die Aufgabe des Angriffes der feindlichen Flotte bei Tageslicht, den Torpedobooten hingegen die in der Nacht zu.[1] Die Störung des feindlichen Seehandels will er vorzugsweise Panzerkreuzern übertragen, denen unsre wenigen kolonialen Häfen nach entsprechender Befestigung und bei Stationierung von Unterseebooten zu ihrer Verteidigung Stützpunkte für ihre Operationen werden, während auszusendende Kohlenschiffe ihnen die Ergänzung ihrer Kohlenvorräte auf offener See gestatten sollen.

Es unterliegt meines Erachtens keinem Zweifel, daß diese Ansichten und Vorschläge einer sorgsamen Prüfung und Beachtung wert sind,[2] wie dies auch schon aus meinen vorangegangenen Ausführungen zu folgern ist. Und jene Vorschläge führen mich nun zum näheren Eingehen auf die dritte der oben als unsrer Seemacht im Kriegsfall obliegenden Aufgaben.

Wenn für **Deutschland** der Seehandel von der allergrößten Bedeutung ist und seine Unterbindung für uns verhängnisvoll werden würde, so kann man

---

auf einem langen, ungewissen Kampf, in dem im allgemeinen die Tapferkeit gegenüber der Ueberlegenheit an Zahl, Tonnengehalt, Bewaffnung, Geschwindigkeit nur durch glückliche Zufälle die Oberhand gewinnt. Was ist dazu nötig? Es genügt, um durch dies Mittel den Erfolg des Angriffs und der Verteidigung eines Landes zur See sicherzustellen, daß die geographische Lage eine vorteilhafte ist und eine überwiegende Verwendung der Tauchboote zuläßt. Diese Bedingung ist für jedes Land erfüllt, das die unsichtbaren Angreifer teils vor den feindlichen Häfen, teils in den Durchfahrten und an den Seestraßen aufstellen kann, welche die gegnerische Flotte benutzen muß, um die See für ihren Handel freizuhalten und die Lebensmittelversorgung des Landes zu ermöglichen. In dieser Lage befindet sich Frankreich besonders gegen England, und **hiervon**, nicht von unsrer Hochseeflotte wird unsre Seegeltung abhängen, welche die Hochseeflotte uns selbst mit den größten Opfern nicht sichern kann." — Sicherlich treffen diese Gründe für Bekämpfung eines zur See überlegenen Feindes für uns noch in höherem Grade zu wie für Frankreich.

[1] Dasselbe wurde schon von dem französischen Chefingenieur A. Laubeuf in seinem die Frage des Wertes der Unterseeboote sehr klar beleuchtenden Aufsatz: „Der Nutzen der Unterseeboote" im Mai-Heft 1907 der „Deutschen Revue" ausgesprochen.

[2] Die von andrer Seite gemachten Versuche, die Ausführungen des Admirals Galster zu widerlegen, sind sehr schwach ausgefallen und wohl — soweit sie die submarine Aktion betreffen — auf eine vielleicht nicht unnatürliche Abneigung des Seemanns und Artilleristen zurückzuführen, den Kampf in offener Seeschlacht einzutauschen gegen das unheimliche Kampfmittel eines unsichtbaren Feindes. Die Schrift hat aber auch sehr gute sachgemäße Verteidigung gefunden.

sagen, daß England schon bei einigermaßen erheblicher Störung seines Seehandels ein verlorenes Land ist, weil es nicht nur nicht annähernd die zum Lebensunterhalt seiner Bevölkerung benötigten Lebensmittel u. s. w. selbst zu produzieren vermag,[1]) sondern auch seinen Bedarf hieran und an sonstigen Naturprodukten und Rohmaterialien (auch an den für die Kriegführung durchaus erforderlichen) nicht, wie Deutschland, Frankreich und andre Länder wenigstens zum Teil es vermögen, auf dem Landwege einführen kann. England steht hierfür eben nur der Seeweg offen. Dies ist die Achillesferse des sonst so mächtigen britischen Reiches, und es liegt nahe, daß ein um seine Existenz mit ihm ringender Feind alles daransetzen muß, um es an dieser fast einzig verwundbaren Stelle zu fassen. Erkennt England, daß eine andre Macht imstande ist, durch erhebliche Störung seines Seehandels die Einfuhr seiner Lebensbedürfnisse in Frage zu stellen, so wird es sich dreimal besinnen, jene Macht ohne zwingenden Grund zum Kriege herauszufordern. Selbst wenn die Regierung es wollte, würde das britische Volk es nicht dulden.

England hat bisher aus politischem Egoismus in allen desfallsigen internationalen Konferenzen — so auch auf der letzten Haager — unentwegt jeden Versuch zurückgewiesen, die Unantastbarkeit des schwimmenden Privateigentums als internationales Recht anzuerkennen, mehrere andre Mächte sind kurzsichtig genug gewesen, sich auf seine Seite zu stellen. Selbst der dem gegenwärtigen, in seiner politischen Richtung idealeren Zielen Rechnung tragenden liberalen Ministerium angehörige auswärtige Minister Sir Edward Grey erklärte vor dem Unterhause mit Bezug auf den bezüglichen Antrag in der Haager Konferenz: „Englands Mittel, einen Krieg durchzuführen, beruhten auf seiner Seemacht, und wenn das Privateigentum unantastbar wäre, so wüßte er nicht, wie je ein Krieg beendigt werden könne. Das Ergebnis einer Unantastbarkeitserklärung des Privateigentums würde sein, daß andre Länder zu der Annahme verleitet würden, daß die Flotte Großbritanniens nur eine Defensivwaffe sei. Wenn England sich der Mittel beraube, auf die andern Nationen durch deren eigne Handelsmarine einen Druck auszuüben, so könnten einige Großmächte mit äußerst geringer Gefahr für sie selbst einen Krieg mit England beginnen."

Abgesehen von dem Mangel an Logik in dieser Ausführung, scheint dem englischen Minister nicht das für eine große Nation in seiner Rede enthaltene Schmachvolle zum Bewußtsein gekommen zu sein, was darin liegt, daß die englische Flotte die Entscheidung im Kriege nicht im ehrlichen Kampf mit den Waffen suchen soll, sondern in Konfiszierung des schwimmenden Privateigentums,

---

[1]) Es mögen hier folgende der „Marine-Rundschau" entnommene Daten Platz finden: England führt täglich 93000 Tonnen Lebensmittel und Rohmaterialien über See ein. Nach Bericht der 1903 im Interesse der Landesverteidigung eingesetzten Royal Commission on the supply of food and material in time of war, die unter Vorsitz des Prinzen von Wales tagte, reicht der in England vorhandene Wollenvorrat für die Armee für einen Monat, der Vorrat an Mangan für die Stahlindustrie auf zwei Monate; der Getreidevorrat schwankt zwischen sieben und siebzehn Wochen, je nach der Jahreszeit.

auch nicht, daß mit derselben Argumentation sich auch die Räuberei gegen das Privateigentum im Landkriege rechtfertigen ließ.

Selbst englische Stimmen hielten denn auch nicht mit dem Tadel des Standpunktes, den Sir Edward Grey vertritt, zurück. So sagen „Daily News“ sehr richtig: „Wir haben das neue Evangelium der Entwaffnung nach dem Haag gebracht, aber alle Aussichten auf den Erfolg zerstört, indem wir erst den Anschein bewahrten, uns von Deutschland zurückzuhalten, und dann darauf bestanden, die barbarische Weise beizubehalten, die Deutschland vor allem scheut, nämlich das Recht der Zerstörung des Handels im Kriege. Wir sind nun soeben auch wieder Zeuge gewesen, daß ein liberaler Minister des Auswärtigen den Antrieb und das rühmliche Werk seines Vorgängers, nämlich den Anstoß für die Sache der Menschlichkeit in Makedonien, verleugnet hat u. s. w.“

Jedenfalls hat England von neuem die Berechtigung des ihm von allen edeldenkenden Politikern gemachten Vorwurfes erwiesen, daß ihm für seinen materiellen Vorteil keine Waffe schlecht genug ist bzw. daß es nicht gesonnen ist, die schlechte Waffe zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit aus der Hand zu legen. Der Sinn für sittliche Gerechtigkeit läßt es daher wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn der Versuch gemacht wird, dem Verfemer menschlicher Kultur mit seinen eignen Waffen beizukommen. Und der Fortschritt der Technik scheint endlich diesem Plane einige Aussicht auf Gelingen zu bieten.

Englands starke Kriegsflotte dient nach jener offiziellen Erklärung dem Zwecke, andre Mächte davon abzuhalten, ihm das Handwerk der staatlichen Seeräuberei zu legen oder einzuschränken. Es wäre töricht, anzunehmen, daß wir je mit unsern Geschwadern von Linienschiffen und Panzerkreuzern dies zu erreichen vermöchten. Die Stärke unsrer Schlachtflotte darf daher dahin begrenzt werden, daß wir durch dieselbe in den Stand gesetzt werden, die deutschen Küsten gegen direkten feindlichen Angriff zu schützen. Dies werden wir mit höchstens vierzig Linienschiffen und großen Panzerkreuzern vermögen, unterstützt von einer großen Anzahl Torpedo- und Unterseebooten, vorausgesetzt, daß namentlich die Schlachtschiffe einzeln an Gefechtskraft den besten ausländischen gleichkommen. Wir haben ja leider hierin stark gesündigt, indem wir das theoretische Steckenpferd ritten, in jedem Geschwader ganz gleichartige Schiffe zu haben, was, da die Schiffe erst nach und nach gebaut werden können, einen Fortschritt in schiffbautechnischer Richtung verhinderte oder erschwerte. Gestatten die Reichsfinanzen nicht, eine solche kostspielige Flotte in dem gegenwärtig in Aussicht genommenen Zeitraum herzustellen, neben den für den Außen- und Kleinkrieg erforderlichen Fahrzeugen, so muß zugunsten der letzteren der Zeitraum für erstere verlängert werden.

Es fragt sich nun, welcher Streitkräfte und Mittel es für den Außenkrieg bedarf. Leider befinden wir uns, wie schon hervorgehoben, in der durch Kurzsichtigkeit früherer Staatslenker verschuldeten bedauerlichen Lage, keine gesicherten Flottenstationen im Auslande zu haben, auf denen dem Außenkrieg dienende Schiffe ihre Kohlen und andre Vorräte ergänzen und Reparaturen vornehmen

könnten. Immerhin besitzen wir einige brauchbare Häfen in unsern Kolonien, und es kann dem Admiral Galster nur darin zugestimmt werden, daß es dringend notwendig ist, die geeignetsten dieser Plätze schleunigst nicht bloß zu befestigen, sondern durch Sperren, Minen und Unterseeboote verteidigungsfähig zu machen.

Diese Plätze sind zum Teil von den Hauptseehandelsstraßen so weit entfernt, daß in früheren Zeiten sie als Relais, Ausfall- und Ausrüstungsstationen (außer allenfalls Kiautschou) wenig in Betracht gekommen wären. Der Aktionsradius, d. h. die Entfernung, auf welche ein Schiff, ohne sein Brennmaterial zu ergänzen, aktionsfähig ist, hat sich aber infolge immer ökonomischer gestalteter Maschinen und größerer Geschwindigkeit der Schiffe von Jahr zu Jahr vergrößert, und dies kommt uns zustatten. Es sei bemerkt, daß der Aktionsradius der neuesten französischen und amerikanischen Tauchboote sich bereits auf zirka 3000 Seemeilen beläuft, derjenige von Kreuzern ist das Vielfache davon. Sollen wir imstande sein, mit diesen Klassen von Fahrzeugen die Hauptfahrstraßen der Handelsschiffe von unsern kolonialen Häfen aus zu beherrschen, so handelt es sich darum, Geschwindigkeit und Aktionsradius derselben noch weiter zu vermehren. Mit Kohlenfeuerung wird dies schwer zu erreichen sein, wohl aber mit intensiveren Brennstoffen, wie Petroleum, Masut, Benzin. Die englische Marine hat die Petroleumfeuerung, namentlich auch bei den neuesten Schlachtschiffen und großen Kreuzern, bereits in einigem Umfange eingeführt und durch Einrichtung von Oelschiffen und großen Petroleumtanks Vorsorge getroffen, daß die Schiffe sich sowohl im In- wie im Auslande (z. B. auch in Nigeria, wo ergiebige Oelfelder erschlossen sind) in kürzester Zeit mit diesem weniger Raum als Kohlen beanspruchenden Brennmaterial versehen können. Es wird behauptet, daß nach den Versuchen in einem Spezialgeschwader durch Verwendung von gemischter Feuerung (Kohlen und Petroleum) die höchsten Geschwindigkeiten erzielt und die der nur Kohlenfeuerung verwendenden Schiffe weit übertroffen worden seien. Der Hauptvorteil der Verwendung eines intensiveren Brennstoffes liegt in der Vergrößerung des Gefechtsradius, da bei gleicher Heizkraft Kohlen ein weit größeres Volumen im Schiffsraum einnehmen als Petroleum, Benzin oder dergleichen. Das Motorsystem des russischen Ingenieurs Lontzky, das auch im Automobilwesen Deutschlands weite Verbreitung fand, soll bei außerordentlich kompendiösen Maschinen sehr sparsam mit Masut arbeiten, so daß man in der russischen Marine dieses System für Torpedoboote von 3000 Pferdekräften eingeführt und für Kreuzer in Aussicht genommen hat. Sehr befriedigend ausgefallene Versuche mit Steuerung und Betrieb (Leichtigkeit der Regelung von Vor- und Rückwärtsgang und selten rasches Inbetriebsetzen) dieser Maschinen haben auf der Kieler Howaldtwerft stattgefunden. Man behauptet, was aber wohl übertrieben ist, daß ein Schiff mit Lontzkyschen Maschinen ohne Ergänzung seines Betriebsmaterials den Weg von Kronstadt bis nach Wladiwostok zurücklegen könne. Das wäre gerade, was **wir** für eine eventuelle Außenkriegführung benötigten. Weitere Erfindungen oder Fortschritte in dieser Richtung, d. h. Verwendung eines noch sparsameren, also intensiveren Brennmaterials, liegen nicht

außer Bereich des Möglichen, und es sollten dafür von seiten der Marineverwaltung hohe Prämien ausgesetzt werden, denn ein Erfolg würde uns die Bekämpfung unsers gefährlichsten Seegegners erleichtern, indem sie uns Waffen zur Bedrohung seines Seehandels in die Hand gibt.

Die Haupthandelsstraßen führen von den Küsten unsrer Kolonien resp. deren Häfen, nämlich von Kamerun, Südwestafrika, Ostafrika und den Südseebesitzungen (ausgenommen ist Samoa, das keinen brauchbaren Hafen hat, nicht verteidigungsfähig und daher unhaltbar ist), in geringerer Entfernung wie 2000 Seemeilen vorüber. Kiautschou liegt dem ostasiatischen Seeverkehr ganz nahe. Wir bedürfen daher Fahrzeuge, welche einen Aktionsradius von mindestens 5000 bis 6000 Seemeilen besitzen. Solche, namentlich als Tauchboote,[1]) zu konstruieren, ist eine Schwierigkeit, aber bei Anwendung geeigneter Betriebskraft und Heizmittel keine Unmöglichkeit. Es läßt sich dies nur erreichen durch Schiffe von bedeutendem Raumgehalt. Dieser ist aber für unsre Zwecke — wie weiterhin erörtert werden wird — ohnedies erforderlich. Bei den Unterseebooten kommt es weniger auf die Geschwindigkeit an, obwohl sie bei den Tauchbooten erwünscht ist, wenn nur der Aktionsradius groß ist; die Kreuzer hingegen bedürfen der größtmöglichen Schnelligkeit. Dies beides aus dem Grunde, weil die ersteren sich durch Tauchen dem feindlichen Angriff zu entziehen vermögen, der aber überhaupt erst gewagt werden wird, wenn sie ihre Torpedos verschossen haben, während letztere imstande sein müssen, den Kampf mit in Gefechtsstärke überlegenen Gegnern zu vermeiden, namentlich den Kampf mit feindlichen Geschwadern, denn eine überlegene Seemacht wird solche gegen unsre Außenkreuzer aussenden.

Gelingt es den Kreuzern und Tauchschiffen, die nicht in geschlossenen Verbänden, sondern nur einzeln zu operieren haben,[2]) eine größere Anzahl nach England bestimmter Handelsschiffe zu zerstören, so wird das auf den Gegner empfindlicher wirken als eine verlorene Seeschlacht, zumal Tauchschiffe mit dem verlangten großen Aktionsradius, von der Elbe oder Jade auslaufend, ganz Großbritannien zu umkreisen und in die englischen Kanäle und Binnengewässer einzudringen vermögen, um dort ihrem Zerstörungswerk obzuliegen.

Da nach der Pariser Seedeklaration neutrales Schiff feindliche Ladung deckt und umgekehrt, so würde durch Aufbringen oder Vernichtung feindlicher Schiffe mit feindlicher Ladung, wenn dies auch schon einen ungeheuern Eindruck auf das Britenreich machen möchte, doch nicht der Zweck erreicht, dasselbe auszuhungern.

---

[1]) Für den Laien sei bemerkt, daß „Tauchboote“ solche Unterseeboote genannt werden, welche *auf* dem Wasser fahren und Einrichtungen besitzen, um bei Beginn des eigentlichen Angriffes sich zu senken, also unterzutauchen.

[2]) Der frühere Chefingenieur der französischen Marine, A. Laubeuf, dessen die größte Beachtung verdienender Aufsatz über Unterseeboote in der „Deutschen Revue“ bereits erwähnt wurde, bemerkt sehr richtig, daß die Unterseeboote auch selbst von einer sehr überlegenen Anzahl feindlicher Unterseeboote ihrer Unsichtbarkeit wegen nicht bekämpfbar seien. Wir haben daher in *dieser Richtung* von dem seeüberlegenen England wenig zu besorgen, und das ist ungemein wichtig für uns.

So beklagenswert es für eine hohe Kulturziele verfolgende, durchaus friedlich gesinnte Nation wie die deutsche ist, wird uns im Falle eines von England gegen uns provozierten Krieges nichts übrig bleiben, als der durch die Aufrechterhaltung des Seeraubes auf die Fahne des großen Albion geschriebenen Kulturwidrigkeit mit gleicher Waffe zu begegnen und von jener Deklaration zurückzutreten, also zu verkünden, daß wir uns genötigt sehen, auch neutrale Schiffe mit feindlicher Ladung und feindliche Schiffe mit neutraler Ladung aufzubringen resp. zu vernichten.

Es ist anzunehmen, daß die zu bekämpfende Macht ihrerseits nun auch von den andern humanitären internationalen Vereinbarungen der Pariser Deklaration, der Haager Konferenzen u. s. w. zurücktreten würde. Das können wir nicht hindern, schadet uns aber nicht sehr viel. Denn es ist zu bedenken, daß bei solchem Kriege, in dem die stärkere Seemacht ohne Anstrengung imstande ist, unsre Meere oder wenigstens die Nordsee hermetisch durch Blockade abzuschließen, uns Ladung auf neutralem Schiff nicht, oder nicht direkt, zugeführt werden kann; und deutsche Schiffe, welche neutrale Ladung nehmen und nach andern Ländern befördern wollen, werden das Flaggenattest einer andern neutralen Nation erwerben können. Englische Schiffe werden das natürlich auch können, aber es kommt uns nicht auf die Fortnahme der Schiffe in erster Linie an, sondern auf die Verhinderung der Verproviantierung Großbritanniens. Auch ein Zurücktreten des Feindes von andern humanitären Vereinbarungen, z. B. solche der Haager Konferenz, wie Verbot des Bombardements unbefestigter Städte und Häfen, kann uns kaum schrecken, denn durch Unterseeboote und Minen in Verbindung mit der Schlachtflotte vermögen wir unsre Küsten einigermaßen zu sichern.

In jedem Falle fällt die Schuld der in der vorgeschlagenen Maßnahme liegenden Zurückschraubung der Kultur nicht auf uns, sondern auf die Macht, welche aus Egoismus von einer barbarischen Kulturwidrigkeit, unter der die ganze übrige seefahrende Menschheit seufzt, nicht ablassen will.

Wir werden nun leider in den meisten Fällen, wo wir gegnerische Handelsschiffe oder für den Gegner bestimmte Ladung konfiszieren, nicht imstande sein, das Schiff als Prise in einen von unsern Häfen zu bringen, um es vor ein ordnungsmäßiges resp. das internationale Prisengericht zu stellen. Es bleibt uns da nur übrig, die Prise nach Prüfung der Schiffspapiere zur Feststellung der Nationalität, der Art und Eigentumsverhältnisse sowie Bestimmung der Ladung, nach Aufnahme eines kurzen, aber genauen Protokolls darüber, zu zerstören. Die Besatzung muß von dem Kaptor aufgenommen und sogut es geht auf ihm untergebracht werden, bis sie auf unserm oder neutralem Boden abgesetzt werden kann. Dies würde für kleine Unterseeboote wegen Mangel an Raum und Atmungsluft nicht zu ermöglichen sein, und dieses ist der andre Grund, weshalb wir der oben befürworteten, erheblich vergrößerten Tauchschiffe bedürfen.

Ist das genommene Handelsschiff ein Passagierdampfer, dessen Besatzung und Passagiere zu zahlreich sind, um auf einem Tauchschiff untergebracht zu

werden, so würde nur die Ladung zu zerstören sein, soweit sie für das feindliche Land bestimmt ist, und dem Schiff zu erlauben sein, seine Fahrt fortzusetzen.

Was die Kreuzer angeht, so ist — wie schon bemerkt — für den ins Auge gefaßten Zweck sehr großer Aktionsradius bei sehr großer Geschwindigkeit unerläßlich. Viel weniger kann es für diese Schiffe auf Belastung mit sehr starkem Panzer ankommen, da sie nur gezwungen in den Kampf mit überlegenem Gegner einzutreten hätten. Hat ein solcher Kreuzer einige hundert feindliche Handelsschiffe oder Schiffe mit Ladung für das feindliche Land bzw. die Ladung derselben zerstört, so ist seine Aufgabe erfüllt. Und wenn er schließlich im ehrlichen Kampfe gegen einen besser gewappneten Gegner den Kürzeren zieht, darf man sich nicht beklagen.

Die benötigte Anzahl solcher Kreuzer und Tauchboote vermag die Behörde nach vorstehenden Gesichtspunkten unschwer festzustellen. Sie ist keine übergroße, da der Stationspunkte nur wenige sind. Die heimischen Gewässer werden der Unterseeboote allerdings mehr bedürfen, aber vorzugsweise der kleineren und billigeren, der eigentlichen Unterseeboote. In Betracht kommt bei der Festsetzung der Zahl, daß gegenwärtig England, welches sich zunächst (wenn auch nicht so lange als Deutschland) gesträubt hat, den Wert dieser Fahrzeuge anzuerkennen, im vorigen Jahr bereits deren einige fünfzig, Frankreich über achtzig, Rußland über dreißig, Amerika über zwanzig besaß. Nach neueren Nachrichten baut England gegenwärtig 600 Tonnen große Tauchboote als Unterseekreuzer, also Fahrzeuge, wie sie von mir oben für den Außenkrieg empfohlen sind. Auch Frankreich besitzt schon über 600 Tonnen große Tauchboote, und Amerika hat solche im Bau, die bei 16 Knoten Geschwindigkeit einen Aktionsradius von 3000 Seemeilen besitzen sollen. Japan will eine Art von Transportschiff für Unterseeboote bauen, aus dessen Innerem das betreffende Boot oder mehrere, am Orte der Verwendung angelangt, hinausfahren können, was zwar als eine etwas eigentümliche, vielleicht schwerfällige Idee erscheint, aber den Vorteil haben würde, daß das Unterseeboot vorher seinen Brennmaterialienvorrat nicht anzugreifen braucht. Die Sache käme also auf eine künstliche Vergrößerung des Aktionsradius der Unterseeboote hinaus. Es wäre ja wohl der Erwägung wert, ob sich etwas Derartiges verbinden ließe mit den von mir oben behandelten raschen Kreuzern, wodurch deren Kampfstärke bei Angriffen auf sie von einem überlegenen feindlichen Geschwader in beachtenswerter Weise erhöht würde.

Eins ist in der Sache für uns von äußerster Wichtigkeit, nämlich ein sehr beschleunigtes Vorgehen. Die Kosten sind nicht übermäßig und müssen nötigenfalls durch einstweilige Zurückstellung der Panzerschiffbauten gewonnen werden. Galster weist auf die Notwendigkeit größerer Sparsamkeit auf andern Gebieten der Marineverwaltung hin, und ich glaube, er hat damit recht. Es macht manches den Eindruck, als werde der Oekonomie in der Marine heutzutage nicht annähernd so viel Rechnung getragen wie früher; freilich gilt dies auch für andre Ressorts des Deutschen Reiches, für welche die berühmte preußische Sparsamkeit ein überwundener Standpunkt ist. Hingewiesen sei nur auf die

fortgesetzt stattfindenden kostspieligen Reisen und Fahrten von Offizieren, die aus Marinefonds bestritten werden; Einladung der Abgeordneten zu Informationsreisen, auf denen diese sich gut unterhalten, aber doch nur wertlose, oberflächliche Einschau in das Wesen der Dinge bekommen; Schutz der kaum mehr dessen bedürftigen Fischerei, wofür mehrere Fahrzeuge in Dienst gehalten werden, deren Kosten kaum im Verhältnis zum Zwecke stehen; Meeresuntersuchungen und sonstige wissenschaftliche Expeditionen im In- und Ausland, an deren Nutzen nicht zu zweifeln ist, deren Ausführung aber nicht dringlich erscheint und die daher auf Zeiten verschoben werden kann, in denen kein finanzieller Notstand waltet, und dergleichen Dinge mehr.

Schließlich kann ich nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit noch auf ein mit der Marine direkt nicht zusammenhängendes Kriegsmittel hinzuweisen, was aber infolge des Fortschritts der Technik in den letzten Jahren zur Ausgleichung der Seeüberlegenheit Englands ausgenutzt werden kann. Es ist dies das Luftschiff mit selbsttätiger Bewegung im Luftmeer. Die Luftschiffe werden in künftigen Kriegen ohne Frage nicht nur als Beobachtungsposten, wie die heutigen Fesselballons, sondern außerdem als direkte Angriffsmittel Verwendung finden, und glücklicherweise stehen wir auf diesem Gebiete auf der Höhe der Zeit.

Die mächtigen Panzerschiffe würden durch Fallenlassen wirkungsvoller Explosionsbomben oder Minen von darüber hinziehenden Luftschiffen in höchstem Maße gefährdet sein, und da England an Zahl der Panzer allen andern Mächten so bedeutend voraus ist, läuft es auch die größte Gefahr. Es ist keineswegs ein Phantasiegebilde, sondern von der Zukunft zu erwarten, daß infolge der Kriegsgefährlichkeit der Luftschiffe ein Kampf derselben untereinander ins Auge gefaßt werden muß, aber es ist kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß wir in dieser neuen Kriegsmaschine uns den Vorsprung oder die Ueberlegenheit zu bewahren vermögen, die wir gegenwärtig besitzen. Freilich möchte ich nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß dem starren System des Grafen Zeppelin aller Voraussicht nach nicht die Zukunft gehören wird. Dies aus dem Grunde, weil diese Art Luftschiffe beim Landen während eines heftigen Sturmes (eine in unsern Breiten doch fast alltägliche Erscheinung), wenn das Landen nicht in einer Luftschiffhalle oder an einer durch Baulichkeiten oder Wald völlig windgeschützten Stelle geschieht, einer starken Beschädigung wenn nicht Zerstörung anheimfällt. Wäre der Konstrukteur Seemann und mit der furchtbaren Wirkung des Sturmes auf so große und dabei spezifisch leichte Körper vertraut, so würde er diesem schon von andrer Seite seinem sonst gewiß sehr guten System gemachten Einwand weniger absprechend begegnet sein. Die Reichsregierung und das Parlament kann man, wie mir scheint, von dem Vorwurf nicht freisprechen, durch die wenigen unter ziemlich günstigen Umständen erzielten guten Erfolge geblendet und enthusiasmiert, Millionen ohne ausreichende Prüfung für das starre System sofort bewilligt zu haben. Das unstarre und halbstarre System, deren weit ausgedehntere Versuchsfahrten trotz ungünstiger Umstände

in den Erfolgen sicherer waren, bieten gerade in der besprochenen Richtung Vorzüge vor dem ganz starren.

Flugmaschinen kommen für die hier behandelten ernsten Zwecke natürlich nicht in Betracht, da sie höchstens einem kostspieligen Sport dienen. Man kann nur bedauern, daß auf derartigen Unfug so viel Erfindergeist und Geld verwendet oder vielmehr verschwendet wird. Daß der Mensch, den Vogelflug nachahmend, mit Geschick und Risiko es erreichen kann, einige Kilometer weit sich über dem Boden fortzubewegen, daran hat der technische Verstand wohl nie gezweifelt. Aber es bedeutet das Bestreben, mechanisch dem Tiere nachzuahmen, im Grunde nichts als ein Zurückschrauben der menschlichen Intelligenz. Warum soll man sich mit solchen zwecklosen Erfindungen quälen, nachdem lange etwas viel Rationelleres praktisch geübt und sich bewährt hat, nämlich das Fortbewegen in der Luft mit einem Instrument, welches gestattet, die mechanische Kraft nicht auf das Heben, sondern ausschließlich auf die Fortbewegung zu verwenden. Vergleicht man beide Systeme, so kommt, abgesehen von diesem gewaltigen Vorteil des Luftschiffes, noch in Betracht, daß ein Versagen der Maschinerie oder eine Beschädigung der Flügel oder Plane fast sicher die Zerstörung der ganzen Flugmaschine und Verunglückung der Führer im Gefolge hat, während das gleiche Versagen bei einem Luftschiff, welches nebenbei an Tragfähigkeit der Flugmaschine um das tausendfache überlegen ist, dieses in einen zwar nicht mehr bewegungsfähigen, aber doch von der Luft getragenen und landungsfähigen Luftballon verwandelt. Ich möchte das Bestreben, brauchbare Flugmaschinen in Nachahmung des Vogelfluges auszusinnen und herzustellen, vergleichen mit dem doch gewiß närrischen Bemühen, die Räder als Fortbewegungsträger eines Wagens, also z. B. eines Automobils, zu ersetzen durch zwei oder vier Füße, da doch keine Tiere auf dem Lande mit Rädern, sondern alle mit Beinen laufen. Der menschliche Geist ist eben so hoch veranlagt, daß er die Natur nicht sklavisch nachzuäffen braucht, sondern ihr gebietet und sie übertrifft.

Nach dieser Abschweifung zum eigentlichen Thema zurückkehrend, so liegt der Gedanke nahe, ebenso wie gegen Kriegsschiffe die zerstörende Kraft von Luftschiffen auch gegen feindliche Handelsschiffe ins Treffen zu führen. Der Vernichtung derselben in feindlichen Häfen stünde, ebensowenig wie derjenigen der dort liegenden Kriegsschiffe — eventuell nach vorangegangener Warnung behufs Ausschiffung ihrer Besatzungen —, nichts entgegen. Selbstverständlich setzen wir uns der Gefahr aus, daß der Feind uns mit gleicher Waffe heimzahlt, aber soweit England als Feind ins Auge zu fassen ist, kommt in Betracht, daß sein schwimmendes Eigentum an Kriegs- und Handelsschiffen den zehnfachen Wert des unsern besitzt.

Die Möglichkeit, das weit wertvollere schwimmende Eigentum des Feindes zu vernichten, möchte als ein sehr wichtiges vergeltendes Pressionsmittel gegen eine Seemacht angesehen werden dürfen, welche sich aus krassem Egoismus nicht entschließen will, dem Kulturverlangen, das Privateigentum zur See als unantastbar zu betrachten, Rechnung zu tragen.

Die Verwendung der Luftschiffe zur Zerstörung von Handelsschiffen auf hoher See verbietet die Humanität, da ihnen ihre Besatzung resp. ihre Passagiere nicht vorher abgenommen werden können.

Der Fortschritt der Technik scheint somit endlich eine ausgleichende Gerechtigkeit in den Widerstandskräften der Völker gegeneinander in Aussicht zu stellen, indem er gegen die von der Natur dem einen oder dem andern verliehenen, von ihm als ungerechte und kulturwidrige Waffe angewandten Ueberlegenheit den ursprünglich ungünstiger Gestellten einige Gegenmittel an die Hand gibt. Dadurch wirkt dieser technische Fortschritt der skrupellosen nationalen Selbstsucht entgegen zugunsten der Friedfertigen oder Schwächeren, wie schon Fulton im Jahre 1809 weitschauend an seine dem ersten französischen Konsul Bonaparte und später dem englischen Premierminister Pitt gemachten Anträge auf Herstellung von Unterseebooten die Erwartung geknüpft haben soll, daß diese Erfindung dereinst zur Befreiung der Meere dienen werde, und die Freiheit der Meere bedeute das Glück der Welt.[1])

Es wäre ohne Frage ein nicht auszudenkender hoher Kulturgewinn für die Menschheit, wenn diese technischen Errungenschaften und die aus ihnen folgenden Verhältnisse in Fortsetzung des Friedenswerkes der Haager Konferenzen zu einem internationalen Uebereinkommen führten, von der Verwendung der erörterten und aller sonstigen Kriegsmittel gegen das schwimmende Privateigentum, soweit dieses nicht direkt zur Schädigung des Feindes zu dienen bestimmt ist, künftig in jedem Kriege abzusehen, und das ist der Zweck der vorstehenden Erörterung und der gemachten Vorschläge.

Die Monarchen in Paris im Jahre 1867 und das Attentat Berezowskis

Nach den Papieren und Gesprächen des Marschalls Canrobert

Von

Germain Bapst (Paris)

(Schluß)

Das Attentat hatte mancherlei Folgen: vor allem suchten alle Feinde Frankreichs den Kaiser Alexander gegen dieses aufzuhetzen, und es gelang ihnen: viele auswärtige Zeitungen schürten das Feuer, an der Spitze die „Indépendence Belge", die behauptete, daß fünfundzwanzig Polen, Zöglinge von St. Cyr, sich geweigert hätten, die Revue mitzumachen; in Wirklichkeit befanden sich nur fünf Polen in der Ecole Militaire und alle hatten in der Front gestanden: keiner

[1]) Nach dem schon zitierten Aufsatz des französischen Chefingenieurs Laubeuf.

hatte demonstriert oder eine Bemerkung gemacht oder auch nur ein Wort geäußert. Marschall Niel war den vielen albernen Behauptungen gegenüber der Ansicht, daß es am besten sei, nichts darauf zu antworten, und er hatte recht.

Doch die Wirkungen dieser Insinuationen und Lügen ließen nicht auf sich warten.

Am 23. Juni, vierzehn Tage nach dem Attentate, nachdem der Kaiser von Rußland und der König von Preußen eben in ihre Staaten zurückgekehrt waren, konstatierte der Marquis de Moustier in seiner Korrespondenz mit dem Fürsten de la Tour d'Auvergne die unheilvollen Wirkungen dieses Attentatsversuchs. „Der König von Preußen," schrieb er, „ist ebenso wie Bismarck sehr befriedigt zurückgekehrt; ... dagegen soll seit der Reise nach Paris eine Annäherung konstatiert worden sein, welche die Bande, die den russischen Hof mit dem preußischen verknüpfen, immer enger gestalten. Das Petersburger Kabinett, das bisher die Gebietsveränderungen, die der Krieg in Deutschland gebracht hat, nicht anerkannt hatte, soll nach Bismarcks Aeußerungen infolge von Unterredungen zwischen dem Zaren und dem König von Preußen sein Verhalten in einem für Preußen vollkommen günstigen Sinne geändert haben." Und der französische Botschafter in Petersburg, Baron de Talleyrand, schrieb am 15. Juli: „Die Affäre Berezowski verursacht dem russischen Kanzler ziemlich große Sorgen. Man erwartet sich von seiten des Herrn Emmanuel Arago die giftigsten politischen Angriffe, und man fürchtet, daß sie von seiten unsrer Richter unbeantwortet bleiben werden." Tatsächlich hielt der Advokat Berezowskis, Emmanuel Arago, statt seinen Klienten zu verteidigen, eine heftige und haßerfüllte Anklagerede gegen den Kaiser von Rußland, und die Jury billigte, statt Berezowski zum Tode zu verurteilen, ihm mildernde Umstände zu, so daß er mit lebenslänglichem Gefängnis davonkam. Auf diese Weise wurde der Zar des Verdienstes beraubt, um seine Begnadigung zu bitten, und tief gegen Frankreich erbittert. Nach dem Jahre 1870 nahm der russische Kanzler Fürst Gortschakoff in seinen vertraulichen Mitteilungen, die er anläßlich eines Aufenthaltes in Interlaken Herrn de Chaudordy gegenüber machte, keinen Anstand, ihm zu versichern, daß diese Tatsachen seinen Monarchen bestimmt hätten, ohne weiteres seinem Onkel, dem König von Preußen, bei dem Werk der Verstümmelung Frankreichs zu helfen.

Was Berezowski betrifft, so lebt er noch, wenn wir nicht irren; er ist jetzt einundvierzig Jahre in Nouméa. Anfangs war er widerspenstig und versuchte zu entfliehen, mit den Jahren hat er sich beruhigt, ist Bibliothekar der Strafanstalt geworden und besitzt einen der üppigsten Bärte, die man sehen kann, denn er reicht ihm bis unter den Gürtel. Wenn die Geschworenen ihn zum Tode verurteilt hätten, so wäre er wahrscheinlich seit mehr als dreißig Jahren frei!

Das sind die Resultate der Lektion, welche die zwölf Bürger von Paris, die Mitglieder der Jury, Seiner Majestät dem Kaiser von Rußland gegeben haben.

Für die Pariser war diese Lawine von Herrschern und die ununterbrochene Reihe der Feste, die ihnen zu Ehren gegeben wurden, eine angenehme Unterhaltung. Den Kaiser von Rußland machte sein gelangweiltes und teilnahmsloses

Aussehen nicht populär. Den König von Preußen machte sein liebenswürdiges Lächeln und seine tadellose Haltung, die eine Gemütlichkeit von feiner Art nicht ausschloß, sympathisch. Er war besonders liebenswürdig gegen den Marschall Canrobert und unterhielt sich auf dem Ball in den Tuilerien ziemlich lange mit ihm. Vielleicht weil er kein Gesprächsthema hatte, nahm er das nächstbeste und fragte den Marschall, mit dem Hinweis auf die Gemälde, die an den Wänden der — später im Mai 1871 abgebrannten — Salle des Maréchaux hingen, über seine „Vorgänger" im ersten Kaiserreich aus. Er machte dabei einige alltägliche Bemerkungen; eine einzige fiel dem Marschall auf. Der König fragte: „Wer ist der da?" — „Das ist Marschall Augereau!" — „Ja," antwortete der König, „ich habe ihn gekannt; er war mein Freund; als er Gouverneur von Berlin war, ließ er mich zu sich aufs Pferd steigen ..." Andern gegenüber machte er gewisse Anspielungen, die um so stärker wirkten, als er sie lächelnd hinwarf. So zum Beispiel sagte er, als jemand mit ihm vom Palais der Légion d'Honneur sprach: „Ja, ich kenne es gut; da habe ich gewohnt, als ich im Jahre 1814 hier war." Diese in ihm festsitzende Erinnerung war es offenbar auch, die ihn veranlaßte, auf die Buttes Chaumont zu steigen und die Hauptstadt zu betrachten, wie er es am Tage der Schlacht bei Paris (30. März 1814) getan hatte. Als er in die Tuilerien zurückgekehrt war, fragte man ihn, ob er von seinem Spaziergang befriedigt sei. Da erwiderte er: „Ja, Paris hat sich seit dem letztenmal, daß ich hergekommen bin, sehr verändert; es ist allerdings lange her, es war im Jahre 1814." Immer dieses 1814! Bei der großen Masse machte er einen liebenswürdigen Eindruck, und seine schlichte Leutseligkeit veranlaßte jemand, der oft in nähere Berührung mit ihm kam, zu der Bemerkung: „Er sieht immer aus, als sähe er alte Bekannte wieder, mit denen wieder zusammenzutreffen er sich freut."

Bismarck blieb die große Pariser Sehenswürdigkeit des Augenblicks; man konnte wirklich keinen Schritt tun, ohne auf seine kolossale Masse zu stoßen, die um so mehr ins Auge fiel, als er mit Vorliebe die weiße Kürassieruniform trug. In jeder Gesellschaft traf man, wenn man sich umdrehte, auf den Riesen, der sich vervielfältigt zu haben schien. Er trug eine große Gutmütigkeit zur Schau und erging sich seiner Gewohnheit gemäß allen Leuten gegenüber in vertraulichen Mitteilungen und in Bemerkungen, die durch ihre Brutalität verblüfften.

Dem Kaiser gegenüber rühmte er sich, er allein habe den Krieg verhindert, den der König auf Betreiben der Militärpartei zwei Monate vorher habe erklären wollen.

Zum Marschall Niel sagte er, daß es sehr vorteilhaft sei, die Truppen bei den Einwohnern einzuquartieren; „man spart bei diesem Verfahren das Geld, das man für Kasernenbauten ausgeben würde, und dann umgeht man die Verpflegung der Truppen, da die Bauern und die Bürger, bei denen sie leben, ihnen das Nötige liefern."

Eines Nachmittags befand sich Marschall Canrobert in seinem Arbeitskabinett, als ihm Bismarck gemeldet wurde. Er erhob sich und sagte, ihm die

Hand drückend: „Es wäre an mir gewesen, dem Ministerpräsidenten meinen Besuch zu machen." — „Verzeihen Sie, ich bin Generalmajor und Sie sind Marschall, Ihnen gebühren alle Ehren." — „Wenn Sie sich auf den militärischen Boden stellen, habe ich nichts einzuwenden." Die Unterhaltung kam in Fluß und wurde heiter, ohne den geringsten Zwang kam man auf Sadowa zu sprechen, und Bismarck erzählte dem Marschall folgende Anekdote:

„Es war hoch am Tage, die preußischen Truppen machten keine Fortschritte. Der König hielt zu Pferde auf einer Anhöhe, hinter ihm, gleichfalls zu Pferd, Moltke an meiner Seite. Eine gewisse Unruhe begann sich geltend zu machen. In einem Kampfe keinen Fortschritt machen heißt sich abnutzen und sich zum Zurückgehen anschicken ... Moltke ritt gelassen zu mir heran, zog ein Zigarrenetui aus seiner Tasche, öffnete es und bot mir eine Zigarre an, ohne ein Wort zu sagen. Ich dankte ihm, und während ich meine Zigarre anzündete, tat ich bei mir selbst den Schwur, daß ich, im Falle die Armee des Kronprinzen, die wir erwarteten, noch nicht da sein würde, wenn ich diese Zigarre zu Ende geraucht hätte, eine der beiden Pistolen aus den Halftern nehmen und mich erschießen würde. Ehe die Zigarre zu Ende war, hörten wir die Schüsse und sahen den Rauch der Kanonen des Prinzen. Ich habe meine Pistolen aufbewahrt, und obwohl es ganz gewöhnliche waren, habe ich sie unter eine Glasglocke auf einen Ehrenplatz in meinem Salon legen lassen."

„Wenn ich," so erzählte der Marschall Canrobert, „seinen Blick sah und diese vertrauliche und ausgesprochen militärische Redeweise hörte, so war ich versucht, zu vergessen, daß ich den berühmtesten Diplomaten der Gegenwart vor mir hatte; er erinnerte mich viel mehr an die Kameraden, mit denen ich ehemals am Biwakfeuer gemütlich geplaudert hatte. Ich sagte es ihm lachend und fügte hinzu: ‚Da ich aber nicht nur den Waffenbruder, sondern auch den Minister vor mir habe, so erlauben Sie mir, Herr Graf, eine Frage an Sie zu richten, die Sie nicht zu beantworten brauchen, wenn Sie sie indiskret finden. Ist es wahr, daß, wenn unsern beiden Ländern ein Krieg erspart geblieben ist, der sie vor einiger Zeit bedrohte, sie dies Ihnen zu danken haben?' — ‚Sie können keine indiskrete Frage an mich stellen,' gab er mir zur Antwort, ‚denn es ist mein Grundsatz, immer zu sagen, was ich denke. Für mich gibt es in der Politik keine bessere Regel. Glauben Sie mir, wenn der Krieg zwischen Frankreich und Preußen ausgebrochen wäre, so hätte dies niemand mehr bedauert als ich. Ich hege eine große Bewunderung für Ihr Land und für die Ideen Ihres Kaisers. Und ich möchte, daß wir, statt uns in den Haaren zu liegen, als Freunde ein gleiches Ziel verfolgten. Das Nationalitätsprinzip ist Napoleons III. Lieblingsidee. Es gibt keinen höheren Gedanken, aber haben Sie auch bedacht, bis wohin es Sie führen kann? Für mich ist es sehr einfach. Die Völker, die dieselbe Sprache sprechen, die den gleichen Ursprung haben, sollen demselben Lande angehören. Sie haben im Süden des Rheines ein Volk, dessen Ideen und Sprache französisch sind: Belgien. Warum wenden Sie sich nicht nach dieser Seite?'

Ich dachte daran, daß wir auch auf der linken Seite des Rheins eine

Provinz hatten, deren Interessen französisch waren, deren Sprache es aber nicht war, und ich antwortete nichts."

Den Franzosen Belgien anzubieten oder sie anzutreiben, es in Besitz zu nehmen, wurde bei ihm eine Art Tik. Als der Fürst de la Tour d'Auvergne Botschafter in Berlin war, hatte er ihn oftmals darauf zu bringen gesucht, ohne daß der Botschafter sich ein einzigesmal den Anschein gab, als ob er ihn verstände. Als er im Jahre 1867 bei seinem Aufenthalt in Paris, einen Tag, nachdem er mit dem Marschall Canrobert darüber gesprochen hatte, auf dem berühmten Balle, den der Kaiser und die Kaiserin ihren Gästen im Palais der Tuilerien gaben, in dem reservierten, taghell beleuchteten Garten dem Fürsten de Beauffremont, der Oberst des 1. Husarenregiments war, begegnete, schleuderte er ihm unvermittelt folgende Bemerkung ins Gesicht: „Ihr Kaiser hat aus seiner Lage im Jahre 1866 keinen Vorteil zu ziehen verstanden. Er hätte Belgien besetzen sollen, und England hätte nichts sagen können." Diese Bemerkung hinterbrachte der Fürst de Beauffremont, der wie aus den Wolken gefallen war, noch am selben Abend dem Marschall Canrobert.

Herr von Bismarck fuhr in den folgenden Tagen fort, den ehrlichen Makler zu machen, und stattete den Herren de Persigny und Rouher Besuche ab, einzig und allein, um ihnen dasselbe zu sagen.

Als im folgenden Jahre (1868) Prinz Napoleon in Berlin war und dem Grafen Bismarck einen Besuch abstattete, machte ihm der preußische Ministerpräsident, während er ihm eine Zigarre anbot, abermals denselben Vorschlag. Als er zu Ende war, antwortete ihm der Prinz: „Wenn ich recht verstanden habe, geht Ihr Vorschlag dahin, daß Sie Süddeutschland stehlen wollen und zu uns sagen: statt ‚haltet die Diebe!' zu rufen und uns zum Polizeikommissar zu führen, stehlen Sie auch Ihrerseits; so werden wir uns miteinander verständigen wie Spitzbuben auf dem Jahrmarkt."

Während der Zar und der König von Preußen in Paris waren, fanden beinahe jeden Abend Bälle statt. Der in der russischen Botschaft am Tage des Attentats, dem 6. Juni, veranstaltete nahm einen geradezu trübseligen Verlauf; die Bälle im Hotel de Ville und in den Tuilerien dagegen waren glänzend. Auf dem letztgenannten Ball tanzte Bismarck, nachdem er eine Rose aus der Hand der reizenden Madame Carette, die den Kotillon anführte, empfangen hatte, mit dieser eine Walzertour, und indem er die Rose an seinen Waffenrock steckte, sagte er zu ihr: „Mit Ihnen, Madame, werde ich meinen letzten Walzer getanzt haben, ich werde ihn nicht vergessen."

Auf dem Ball in der preußischen Gesandtschaft war er mit Frau de Pourtalès sehr liebenswürdig; beim Souper, das an kleinen Tischen serviert wurde, setzte er sich neben sie, dann folgte er ihr, als sie sich zurückzog, begleitete sie in das Vestibüle der Gesandtschaft, wo er ihr half, ihre Sortie de bal umzulegen. Frau de Pourtalès hatte sich auf ein Bänkchen an einem der Fenster, die auf den Hof gingen, gesetzt, um ihren Wagen zu erwarten, nach dem geschickt worden war; er näherte sich ihr und begann mit jenem verführerischen und einnehmenden

Ausdruck, den dieser „brutale Riese“ so gut anzunehmen verstand, ihr von dem „großen deutschen Vaterland“ zu sprechen. „Sie gehören ihm an, warum kommen Sie nicht nach Berlin? Sie würden dort gefeiert werden, Sie, die Sie so schön, so liebenswürdig sind ... bedenken Sie ... was für eine Stellung Sie dort einnehmen würden ... die Pourtalès sind Neuchâteler und treue Untertanen und Diener der Könige von Preußen ...“

„Aber wir sind Elsässer.“

„Ja, aber Elsaß gehört zum großen deutschen Vaterland. Sie wissen ja, wie dort Deutsch gesprochen wird. Der Unterricht wie der Gottesdienst werden dort deutsch abgehalten, und dann lieben die Elsässer den Kaiser nicht: er ist zu gut gegen sie gewesen, er hätte verbieten sollen, eine andre Sprache zu sprechen als Französisch ... Sehen Sie, Elsaß ist eine deutsche Provinz ...“

„Nein, es ist das schönste Kleinod Frankreichs.“

Der schlaue Diplomat suchte die schöne Gräfin dahin zu bringen, anzuerkennen, daß Elsaß deutsch sei, und sich über den Grad von französischem Patriotismus klar zu werden, der bei seinen Bewohnern bestand.

Da der Wagen gemeldet wurde, brach das Gespräch für dieses Mal hier ab.

Wie der Kaiser von Rußland, so ging auch Graf von Bismarck in die Variétés, um die „Großherzogin von Gerolstein“ zu sehen. Er saß mit dem General von Moltke und dem französischen Militärattaché in Berlin, Oberst Stoffel, in einer Parterreloge. Er lachte viel über die Späße und über die Karikaturen der kleinen deutschen Fürsten und ihrer Höfe. „Es ist ganz so,“ bemerkte er mehrere Male. In den Zwischenakten ging er in den Couloirs auf und ab, wo das Publikum seine Neugierde befriedigen konnte: „Sieh, das ist Bismarck!“ — „Er sieht aber gar nicht so böse aus!“ — „Er sieht nicht aus wie ein Menschenfresser.“ — Die Pariser hatten von ihm die Vorstellung, daß er jeden Morgen einen Hannoveraner oder einen Dänen verspeiste, den er durch vier oder fünf Bisse mit seinen kolossalen Kiefern zermalmte.

Bei einem Diner sagte der Marschall Vaillant, der neben ihm saß und ihm schmeicheln wollte, zu ihm: „Sie gefallen den Parisern sehr, Sie haben sie durch Ihre frische, gutmütige Art erobert; bei der Revue riefen die Leute, als sie Sie beim Verlassen des Rennplatzes sahen: ‚Vive Bismarck!‘“ Graf Bismarck, der sich nichts weismachen ließ, antwortete lächelnd: „Ja, ich habe sehr deutlich gehört: es wurde nicht ‚Vive Bismarck‘ gerufen, sondern ‚V'là Bismarck! V'là Bismarck!‘ ... Das ist nicht das gleiche, aber es schmeichelt mir trotzdem.“

Auf den Kaiser von Rußland und den König von Preußen folgte der Sultan. Er benahm sich wie ein Wilder; er wollte der Kaiserin den Arm nicht reichen, bei Tisch blickte er nach rechts und nach links, um zu sehen, wie man äße. Vielleicht hatte er die Gewohnheit, sich seiner Finger zu bedienen; er streifte die ganz mit Gold bedeckten Aermel seiner Uniform zurück, um sie nicht zu beschmutzen.

Die Verteilung der Preise für die Weltausstellung fand während seines Aufenthaltes statt; er wohnte ihr mit dem Kaiser und der Kaiserin bei. Diese

Zeremonie nahm einen traurigen Verlauf. Sie fand am 1. Juli statt. Am Tage vorher war eine Depesche im Ministerium des Aeußern eingelaufen, welche die Nachricht enthielt, daß Kaiser Maximilian wahrscheinlich erschossen worden sei.

Diese Depesche war ziemlich spät am Abend gekommen. Graf Antoine de Gontaut-Biron hatte allein Dienst im Kabinett des Ministers am Quai d'Orsay; er dechiffrierte sie: Kaiser Maximilian, hieß es darin, sei am 19. Juni erschossen worden. Diese Tatsache sei vom Kommandanten des Schiffes „Elisabeth", gegenwärtig in Vera Cruz, gemeldet worden.

Da Graf de Gontaut allein war, begab er sich, angesichts der ernsten Bedeutung der Nachricht, in die Tuilerien und übergab das Telegramm dem Kaiser.

„Sie und ich," sagte Napoleon III., nachdem er es gelesen hatte, zu ihm, „wir sind die einzigen, die von dieser Nachricht wissen: morgen findet die Verteilung der Ausstellungspreise statt. Bis zum Ende dieses Festes darf niemand etwas davon erfahren. Also, kein Wort!"

Am nächsten Morgen um 8 Uhr war die Kaiserin, die benachrichtigt worden war, ganz in Schwarz gekleidet und sehr aufgeregt, bereit zum Ausfahren; sie ließ eine ihrer Vorleserinnen, Fräulein Marion, die Tochter des Kavalleriegenerals der Garde, rufen und sagte ihr, ohne ihr das Geheimnis zu enthüllen, daß sie sie auf der Stelle mit nach St. Roch nehme, wohin sie sich begeben wolle. Dann stieg die Kaiserin, gefolgt von Fräulein Marion — der jetzigen Gräfin Clary —, in ein kleines Coupé und fuhr nach der Kirche, kniete vor dem Altar der Jungfrau nieder, da wo die wundervollen Statuen von Michel Anguier sich befinden, welche die Geburt Christi darstellen, und verblieb dort in andächtigem Gebet, den Kopf in die Hände gestützt, länger als eine Stunde.

Zur bestimmten Stunde des Tages (am 1. Juli) stiegen der Kaiser, die Kaiserin, der kaiserliche Prinz und der Sultan auf die Estrade, die in der Mitte des Palais de l'Industrie hergerichtet worden war. Gleich darauf brachte ein Adjutant Napoleon III. eine Depesche: „Der Kapitän einer österreichischen Fregatte hat aus New Orleans an den österreichischen Gesandten in Washington telegraphiert, daß Kaiser Maximilian erschossen worden sei und daß Juarez sich weigere, seinen Leichnam auszuliefern."

Marschall Canrobert, der in der Nähe des Kaisers stand, sah ihn einige Worte schreiben und sie dem Fürsten und der Fürstin Metternich schicken, die sich geräuschlos erhoben und hinausgingen; einige Augenblicke später erhoben sich alle Sekretäre und Attachés der österreichischen Botschaft und eine Anzahl österreichische und ungarische Offiziere, die in Uniform waren, und zogen sich zurück, was von mehreren Anwesenden bemerkt wurde, was die Menge aber nicht sah.

Sodann begann die Zeremonie. Während die Reden mit den Gesängen und Hymnen auf den Frieden, auf das Glück der Völker u. s. w. abwechselten, gelangte die Morgennummer der „Indépendance Belge", in der die am Abend vorher dem Kaiser übergebene Depesche abgedruckt war, nach Paris, und sogleich lief die Nachricht von Mund zu Mund. Sie flog von der Börse auf die Boule-

vards, aufs Champ de Mars und sogar ins Palais de l'Industrie, auf das sie gleichsam einen Trauerschleier legte und in dem die Aufregung mehr und mehr die gewaltige Menge der Anwesenden ergriff. Ueberall war nur die Rede von dem Drama in Queretaro, und es herrschte eine große Trauer in allen Gemütern.

Spät am Abend erhielt die Regierung aus Wien den Text der Depeschen, welche die Grundlage für die offizielle Bekanntmachung über den Tod Maximilians bildeten. Die erste stammte vom österreichischen Konsul in New York, Loosey; sie lautete folgendermaßen:

Aufgegeben den 29. Juni, 2 Uhr 14 nachmittags.

„Ich habe folgende Depesche erhalten:

Aus Mexiko teilt mir der Geschäftsträger über New Orleans unterm 29. Juni mit, daß Kaiser Maximilian verurteilt und am 19. um 9 Uhr morgens erschossen worden ist. Der Präsident verweigert die Auslieferung des Leichnams. Die ‚Elisabeth' ist zum Transport der Oesterreicher von Vera Cruz bestimmt. Groller, Linienschiffskapitän. Loosey."

Die zweite Depesche stammte von dem österreichischen Gesandten in Washington und hatte folgenden Wortlaut:

Samstag, 29. Juni, 4 Uhr 25 nachmittags.

„Ich teile voll Bestürzung mit, daß ich soeben folgende Depesche aus New Orleans erhalten habe:

‚Ich erhalte aus Vera Cruz die telegraphische Mitteilung von der Verurteilung und dem Tode des Kaisers Maximilian. Juarez ist im Besitz des Leichnams.'

Die Depesche ist unterzeichnet: Groller, Linienschiffskapitän. Die Nachricht ist im Auswärtigen Amt noch nicht bekannt. Ich erfahre außerdem, daß die Hinrichtung durch Erschießen am 19. Juni, 7 Uhr morgens, stattgefunden hat. Wydenbruck."

Dennoch bestand noch ein Zweifel, und obgleich er sehr schwach war, klammerte sich der Kaiser daran. In der österreichischen Geheimschrift waren die Worte „fusillé" (erschossen) und „embarqué" (eingeschifft) identisch oder wenigstens beinahe: möglicherweise war die Depesche falsch übersetzt worden? Infolgedessen schrieb Napoleon III. am 2. Juli morgens folgendes Billett an den Marquis de Moustier:

2. Juli 1867.

„Mein lieber Herr de Moustier!

Wollen Sie folgende Depesche nach Washington telegraphieren:

Ist die Nachricht von der Hinrichtung des Kaisers Maximilian nur durch das in New Orleans eingetroffene Schiff ‚Elisabeth' oder direkt auf einem andern Weg nach Washington gekommen? Sofortige Antwort.

Seien Sie überzeugt u. s. w. Napoleon."

Leider war die Nachricht wahr: sie wurde bestätigt, und man sprach nur noch von dem Drama, das alle Gemüter beschäftigte.

Es wurde erzählt, der allzu vertrauensselige Kaiser sei von einem gewissen Lopez, den er mit Wohltaten überhäuft hatte, für eine Summe Geldes verraten worden. Die beiden Chefs des Militärkabinetts Kaiser Maximilians, der Kommandant Loysel und der Kapitän Pierron, die wußten, daß dieser Indianer schon im Jahre 1848 sein Vaterland Mexiko zugunsten der Vereinigten Staaten verraten hatte, hatten den Kaiser inständig gebeten, eine so zweifelhafte Persönlichkeit aus seiner Umgebung zu entfernen; aber er hatte ihnen zur Antwort gegeben: „Wenn ich Ihnen glauben wollte, so hätte ich nichts als Verräter um mich, und wenn ich Ihre Ratschläge befolgen würde, hätte ich niemand mehr."

Dieser Lopez war Ritter der Ehrenlegion; auf den Vorschlag des Generals de Flahaut, Großkanzlers des Ordens, strich ihn das Ordenskapitel, das zu diesem Zweck am 9. Juli berufen worden war, einstimmig aus den Listen, „weil er den Kaiser Maximilian für eine Summe Geldes an seine Feinde verraten hat".

Man sprach auch von der unglücklichen Kaiserin Charlotte, die seit einem Jahre irrsinnig war. Sie lebt noch, ohne ihren Verstand wiedererlangt zu haben. Man erzählte sich tausend Einzelheiten von diesen beiden unglücklichen Märtyrern der Politik. So hieß es, daß in dem Augenblick, wo der Kaiser Maximilian unter den Kugeln Juarez' gefallen war, in Triest zweitausend Nachtigallen eingeschifft worden seien, die in Tirol auf seinen Befehl eingekauft worden waren, um im Park seines Schlosses Cuernavaca freigelassen zu werden.

In dem Augenblick, wo man von diesem Ereignis in Europa Kunde erhielt, wurde der Besuch des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich in Paris für das Ende des Monats angekündigt. „Herr von Beust teilt mir mit," sagte Fürst Metternich zum Kaiser Napoleon, „daß der Kaiser von Oesterreich und die Kaiserin am 30. nach Paris kommen werden. Ihre Majestäten werden die Nacht in Nancy zubringen; erst von dieser Stadt an werden sie den Zug des Kaisers Napoleon benutzen, sie werden ihr Inkognito bis zu ihrer Ankunft in Paris unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin Hohenembs wahren. Ihre Majestäten fahren am liebsten im offenen Daumont: Ankunft in Paris zwischen 4 und 5 Uhr.

In Meaux wird Toilette gemacht werden.

Der Kaiser von Oesterreich zieht einen Besuch im Lager von Châlons einer Parforcejagd vor."

Natürlich veranlaßte das Ereignis eine Verzögerung dieses Besuches, und der Kaiser der Franzosen und die Kaiserin reisten im August nach Salzburg, um dort mit dem Kaiser und der Kaiserin von Oesterreich zusammenzutreffen, und der Kaiser von Oesterreich kam Ende Oktober allein nach Paris.

Nach einer Fahrtunterbrechung in Nancy traf er am Nachmittag des 24. Oktober an der Gare de l'Est ein. Sein Aufenthalt in Paris fiel mit einer schweren Krisis zusammen, denn am Tage nach seiner Ankunft war in einem Ministerrat die Rede von einem Kriege mit Italien wegen des Kirchenstaates, der von aufrührerischen Banden mit einer Invasion bedroht war. Am Abend

schickte der Marineminister Admiral Rigault de Genouilly an den Admiral de Gueydon, den Kommandanten des Uebungsgeschwaders in Toulon, folgendes Telegramm: „Erteilen Sie noch heute abend Ihren versammelten Admiralen und Schiffskapitänen Ihre Instruktionen, indem Sie Ihnen sagen, der Kaiser verlasse sich darauf, daß sein Geschwader alles über den Haufen rennen werde, was sich Ihrer Operation gegen Civitavecchia entgegenstellen sollte."

Was den Kriegsminister Marschall Niel betrifft, so erinnerte er sich daran, daß er als junger Genieoberst bei der Belagerung von Rom nach Gaëta gereist war, um dem Papst Pius IX. nach der Besetzung Roms durch die französischen Truppen die Schlüssel der Stadt zu bringen, und er gehörte zu denen, die am wärmsten eine neue Expedition nach Rom befürworteten. Am 28. Oktober schrieb er an den Marschall de Mac Mahon, den Gouverneur von Algerien, nach Algier: „Trotz unsrer Bemühungen, den Papst zu retten, ohne Krieg mit Italien zu bekommen, wird unser Ziel vielleicht nicht erreicht werden. Wenn der Krieg ausbricht, werden wir eine Armee für Italien brauchen. Sie würden den Oberbefehl über sie erhalten... Niemand kann besser als Sie diese unangenehme Angelegenheit glücklich hinausführen. Algerien wird zwei Divisionen liefern müssen: Sie müssen die Bewegungen veranlassen, die für ihre Einschiffung nötig sind, welche sofort vor sich gehen soll, wenn dies notwendig würde."

Sodann, acht Tage später, sandte auf die Versicherungen des Königs Viktor Emanuel hin, daß die italtienischen Truppen Befehl erhalten hätten, sich von den französischen fernzuhalten, der Marschall Niel an den General de Failly, den Kommandanten des Expeditionskorps, telegraphisch folgende Nachricht:

28. Oktober, 1 Uhr früh.

„Der König schreibt an den Kaiser, daß seine Truppen Order haben, jeden Zusammenstoß zu vermeiden; ich übermittle Ihnen diese Nachricht, ohne volles Zutrauen dazu zu haben. Niel."

Endlich schrieb er am 30. Oktober an den Marschall de Mac Mahon folgendermaßen:

„Der König und seine Regierung geben die Versicherung, daß ihre Truppen stets weit genug von den unsrigen entfernt sein werden, um einen Kampf zu vermeiden. Man hat uns mit einem Kriege gedroht. Heute erklärt man, sehr aufrichtig, wie ich glaube, daß man ihn vermeiden will. Dies ändert das, was ich Ihnen vorgestern gesagt habe."

In Paris war man sehr geteilter Meinung über die Opportunität oder Inopportunität dieser Expedition. Der Marschall Canrobert, der für den König eine aufrichtige Freundschaft hegte, bedauerte diese Mißverständnisse und litt sehr darunter; er war der Ansicht, daß Italien durch die einfache Tatsache, daß es Frankreich seine Existenz verdankte, dessen Verbündeter sei und daß ein Bruch mit ihm angesichts der Haltung Preußens das Unangenehmste sei, was sich ereignen könnte.

Ein Freund Viktor Emanuels, hatte er wenig Sympathie für den Kaiser

Franz Joseph und unterhielt zu ihm nur die offiziellen Beziehungen, zu denen die Situation ihn nötigte.

Das große Publikum sah in dem Kaiser den Besiegten von Sadowa, es hielt ihn für tief erbittert und schrieb ihm ungeduldig zurückgehaltene Rachegefühle zu; es hegte die Ueberzeugung, daß in seinem Herzen nur die Revancheidee vorhanden sei und daß seine Seele mit einem edeln Stolz darauf ausgehe, die Gelegenheit zu ergreifen, um den ersten Platz in Deutschland wiederzuerlangen. So jubelte man ihm zu, in der Ueberzeugung, daß gemeinsame Interessen und Gefühle ihn mit Frankreich verbänden und daß die französischen Heere und die seinigen Seite an Seite einen gemeinsamen Feind bekämpfen würden. Man glaubt, was man wünscht, man legt den andern seine eignen Gefühle unter; so machte es die große Masse der Franzosen gegenüber dem Kaiser Franz Joseph.

Die Offiziere und die andern Persönlichkeiten, welche Gelegenheit hatten, in seine Nähe zu kommen und ihm attachiert zu werden, teilten diese Ansichten nicht und machten sich keine hohen Vorstellungen von seiner Bedeutung und seinem Charakter; er erschien ihnen gleichgültig gegen alles und schweigsam.

Eines Tages hatte der Kaiser von Oesterreich nach einem abgekürzten Besuch bei einer an der Place Vendôme wohnenden Fürstin zufällig eine freie Stunde vor sich. Der Adjutant, der ihn begleitete, schlug ihm vor, zu Fuß ins Elysee zurückzukehren, durch die Rue de la Paix und über die Boulevards, wo er alle Läden hellbeleuchtet sehen würde. Der Kaiser war damit einverstanden, machte sich sofort auf den Weg und ging mit Riesenschritten die Trottoirs entlang, ohne irgend etwas zu betrachten oder ein Wort zu sagen — „der reine Automat“, sagte einer der Offiziere, die ihn begleiteten.

Wenn er in die Ausstellung ging, machte er es dort ebenso: er folgte gewissenhaft der Marschroute, die ihm vorgezeichnet worden war, ohne irgend etwas zu betrachten oder gar etwas zu sagen, und brachte Unordnung unter sein Gefolge, so rasch marschierte er mit seinen langen Beinen.

Was die Offiziere seines Gefolges betrifft, so wiederholten sie bei jeder Gelegenheit wie einen Befehl: „Es wird sehr interessant werden, Frankreich und Preußen gegeneinander kämpfen zu sehen.“

Zu dieser Zeit war noch nicht die Rede von einem Bündnis: Der erste Freund Frankreichs, der die Unterhandlung begann, welche zu verbergen Oesterreich, Italien und die verschiedenen seit 1870 in Frankreich aufeinander gefolgten Regierungen ein so großes Interesse hatten, war der General Türr, der die Grundlagen in Paris am 31. Dezember 1868 entwarf; später waren Herr von Beust, die Grafen Vimercati und Vitzthum die treibenden Kräfte, besonders Graf Vimercati entfaltete eine unerhörte Regsamkeit und Energie, um zum Ziel zu gelangen, und suchte noch in Metz im August 1870 die Unterschrift Napoleons III. für eine Vereinbarung mit Italien und Oesterreich zu erlangen.

Man mußte blind sein, um Nein zu sagen. Und dennoch war es im

September 1869 wie im Juli und August 1870 die französische Regierung, die es ablehnte, das Bündnis zu unterzeichnen, das Oesterreich und Italien verlangten und das ihre Herrscher versprachen.

„Quos vult perdere Jupiter, dementat.“

Die neuen Prinzipien in der Kolonisation

Von

Lucien Hubert, französischem Deputierten (Paris)

In einer Zeit, wo die weiße Politik sich ihrer Aufgaben in Aequatorialafrika bewußt geworden zu sein scheint, in einem Augenblick, wo die Kolonialmächte und -regierungen, sowohl in Deutschland wie in Frankreich oder in England, ja selbst in Belgien, eine genaue Vorstellung von ihren zivilisatorischen Pflichten haben, ist es gewiß angebracht, diese in ihren Umrissen zu skizzieren.

In den kolonialen Ideen hat sich gegenwärtig eine Wandlung vollzogen. Die Auffassung von der Nutzbarmachung der Kolonien ist weniger einseitig, weniger künstlich geworden, und die Anwendung der neuen, aus der Natur der Dinge selbst abgeleiteten Prinzipien ist gleichfalls ungezwungener.

Eine noch unerschlossene Kolonie erscheint wie eine Gelegenheit, die Reserven an Kräften, die im Mutterstaat keine Verwendung finden, nutzbar zu machen. Die komplizierte und vervollkommnete Maschine, die ein modernes Land mit seinem politischen Apparat, seinen Verwaltungsbehörden, seinen Interessengruppen, seinen sozialen Klassen, seinen Industrien, seinen fiskalischen Einrichtungen, seinen Handels- und Geldmärkten darstellt, bedarf reichlicher Mittel, um in Gang erhalten zu werden; nur allzuoft findet sie in sich selbst, auf dem heimatlichen Boden nicht die Nahrung, die für das Funktionieren ihrer Räder erforderlich ist; die Kolonien liefern ihr den notwendigen Zuschuß. Wir besetzen die jungfräulichen Länder und mischen uns in die Angelegenheiten der unvollkommen zivilisierten Staaten nicht, um unsre Bevölkerung in sie abzuleiten oder Reichtümer aus ihnen zu ziehen, die noch nicht vorhanden sind, sondern um dort diese Reichtümer zu schaffen, um dort einen sozialen Apparat zu konstruieren, den wir durch unsern Ueberschuß an unverwendeter Treibkraft in Bewegung setzen wollen. Die Kolonien sind eine Gelegenheit zu kollektiver Arbeit. Und wenn man sich klar vergegenwärtigen will, daß das natürlichste und geheiligtste Recht das Recht auf Arbeit ist, so wird man die koloniale Eroberung nicht als die ungerechte Beraubung des Schwachen durch den Starken, sondern als eine berechtigte Expropriation um des menschlichen Nutzens willen auffassen.

Liegt auch nur eine Expropriation vor? Nein, wir entziehen den ursprünglichen Besitzern nichts: wir schaffen über ihnen, neben ihnen, dann in ihrer Mitte einen Zustand der Dinge, der geeignet ist, dem Wert zu geben, was bisher keinen

hatte; geeignet, den Boden, dieses unfruchtbare Gemeingut, ein Durchgangsgebiet für die nomadischen Völker, in ein produktives Kapital zu verwandeln; geeignet endlich, aus dem trägen und den Naturereignissen gegenüber machtlosen Menschen eine aktive und einer leitenden Hand gehorchende Kraft zu machen.

Diese Art, unsre Bahnbrecherrolle aufzufassen, hat in Frankreich den schönen Namen „Assoziationspolitik“ erhalten, der in vortrefflicher Weise das wesentliche Moment der Kolonisation zum Ausdruck bringt: Assoziation des Mutterstaates und seiner Besitzung in der Harmonie eines ausgedehnten sozialen Systems, Assoziation zwischen Europäer und Eingeborenen in der Errichtung eines neuen Gebäudes der menschlichen Tätigkeit. Das Wort enthält auch die ganze Definition der zu befolgenden Methode. Dort, wo der Zivilisierte trotz aller seiner Hilfsmittel nur ein unsicheres Werk schaffen kann, weil das Klima ihn hindert, seine eigne Existenz fortzuführen, dort, wo es gerade dem Eingeborenen mit seinen Kräften allein gelingt, seine Rasse zu erhalten, ist die Verbindung der beiden notwendig, um ein vollständiges Resultat zu erzielen. Von dem Europäer beschützt, geleitet, erzogen, kann der Eingeborene endlich leben, sich vermehren, sich bereichern. Er ist der Stoff, ohne den nichts sich schaffen läßt; wir sind der Geist, der ihn lebendig macht. Unsre Aufgabe ist es, die Wege aufzufinden, auf denen diese Völker, die von sich selbst aus der Menschheit nichts zu geben vermocht haben, sich zu einer vollständigen Kenntnis ihrer Mittel, zu einer reicheren Ausbeute ihrer Energie erheben werden. Sie, diese Völker, sind die notwendigen Helfer, die rohe Kraft, die man lenkt und leitet, die man aber vor allem zu gewinnen und zu erhalten verstehen muß.

Wir erkennen von Tag zu Tag deutlicher, daß der eigentliche Schatz in unsern Kolonien, den wir nützen müssen, nicht die natürlichen Reichtümer noch die freien Strecken sind, sondern entschieden jene eingeborenen Völkerstämme, die wir anfangs so geringschätzig angesehen haben. Die Bevölkerung bildet die Kraft und den Reichtum des Landes; das Kapital, das produktiv gemacht werden muß, ist der Mensch. Und wir werden ihn nur dann produktiv machen, wenn wir ihn in seinen eignen Augen kostbarer machen, seine Würde erhöhen, seine Bedürfnisse vermehren und ihm die Gelegenheit bieten, sie zu befriedigen, was das ganze Streben des Lebens und die ganze menschliche Auffassung vom Glück ist.

Diese Politik wird eben dadurch, daß sie sich die Bedingungen des Problems klar und deutlich vorstellt, wohlwollend und fürsorglich gegen die unterworfenen Völker. Sie verschmäht die künstlichen und allzu raschen Mittel; sie sucht nur die dauernden Resultate, die sich auf natürliche Weise aus dem Wirken der sozialen Tätigkeit ergeben. Ihr Ziel ist die Zivilisation, ihr Mittel die durch die Vernunft aufgeklärte Freiheit.

Ich möchte für die Leser dieser Zeitschrift in großen Zügen darlegen, wie Frankreich an seinem Teile diese Prinzipien in jener schönen Kolonie Westafrikas zur Anwendung zu bringen verstanden hat, deren administrative und wirtschaftliche Entwicklung ich im letzten Jahre in Berlin geschildert habe.

Es genügt dem zivilisatorischen Bestreben nicht, von der Eroberung zur Pazifikation, zur administrativen Organisation und zur wirtschaftlichen Nutzbarmachung überzugehen.

Westafrika, von seinen eisernen Strömen durchzogen und mit dem für einen modernen Staat notwendigen Werkzeug ausgerüstet, hat aufgehört, eine Wüste, ein unförmlicher Haufen von unzusammenhängenden Gebieten, ein Chaos von Einöden und Wäldern zu sein. Wir haben ein Land geschaffen. Jetzt müssen wir ein Volk schaffen. Bei allen Schmelzprozessen, die wir vorgenommen haben, bei allen komplizierten Reaktionen jener administrativen, politischen und wirtschaftlichen Chemie, mit deren sämtlichen Geheimnissen wir jetzt methodisch und sicher umzugehen verstehen, blieb ein letzter Stoff das Ziel unsrer Untersuchungen, und zu diesem kommen wir jetzt; die kostbare Substanz, die, von ihren Schlacken befreit, aus der Umgebung, die sie träge machte, herausgezogen werden mußte, das Ferment des Lebens, dem man günstige Vorbedingungen schaffen mußte, aber dessen spontane Kraft allein das letzte Wunder vollbringen kann — es ist der Mensch, die Quelle jedes Reichtums, das Ziel jedes Strebens, die höchste Quelle der Zivilisation.

Es wäre — ich wiederhole es — in der Tat vergeblich gewesen, so große Dinge anzustreben, wenn wir nicht sicher gewesen wären, an Ort und Stelle, neben den Materialien, an denen sich der französische Genius betätigen sollte, den unentbehrlichen Helfer zu finden, die Rasse, die dazu geschaffen ist, diese neue Welt zu beseelen und zu bevölkern. Außerstande, das Werk des Bevölkerns zu unternehmen, da Afrika nun einmal so unerbittlich ungastlich gegen uns ist, müssen wir eine andre Menschheit mit der hohen Mission betrauen, das Feuer des Lichts und der Kraft zu unterhalten, das wir in immer fernere Weiten hinausstrahlen lassen wollen. Der Weiße wird das befehlende und leitende Gehirn bleiben; der Schwarze wird für ihn der ausführende Arm sein.

Man kann es nicht genug betonen: die Kolonisation ist eine Kooperation. Zwei Rassen verbinden sich, um ein Werk zu vollbringen, das weder die eine noch die andre allein zum guten Ende führen könnte. Dem Europäer fehlt fast nichts zum Gelingen: er weiß, was zu tun ist, er kennt die Methode, er verfügt über die notwendigen Hilfsmittel; aber er kann nicht an Ort und Stelle leben, er ist Herr über alles, ausgenommen sich selbst. Dem Afrikaner mangelt fast alles: er ist unwissend, unfähig, ohne Willenskraft, ohne Mittel — aber er lebt; er hat nichts als sich selbst. Man lasse diese beiden Untauglichen sich verbünden, und alles wird vorwärts gehen. Was der Weiße nicht vollbringen konnte, konnte der Schwarze nicht ersinnen und wollen; der Weiße wird es für ihn ersinnen und wollen.

Damit ist der Gesellschaftsvertrag bestimmt, der die Grundlage der Kolonisation ist. Und wenn der Kontrakt den beiden Teilen Verpflichtungen auferlegt, so sehen wir sogleich, daß diese Verpflichtungen nur den gemeinsamen Nutzen zum Ziel und zur gegenseitigen Bestimmung haben. Wir müssen von den unsrer Oberhoheit unterworfenen Völkerschaften Gehorsam und Fügsamkeit verlangen,

denn sie vermögen nichts durch sich selbst, und ihre Unfähigkeit, sich selbst die ihnen gebührende Zivilisation zu geben, begründet unser Eingreifen und die Souveränität, die wir ausüben; aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir in ihrem Interesse, um ihretwillen diese Führerrolle spielen und ihnen diese Erziehung angedeihen lassen. Der Schüler muß gegen den Lehrer gehorsam sein, aber der letzte Grund für diesen Gehorsam ist die Erziehung und die Vervollkommnung des Schülers.

So soll unsre Politik gegenüber den unter unsre Botmäßigkeit gebrachten Völkerschaften weder eine Politik der Herrschaft, noch eine Politik der Unterwerfung, noch eine Politik der Ausbeutung sein. Das sind noch Formen jener abscheulichen Methode straffer Zentralisation, an der wir stets unsre Kritik geübt haben. Wir dürfen uns nicht dagegen sträuben, den Eingeborenen verstehen zu wollen, weil er anders ist als wir und wir die Menschheit infolge einer gewissen Unfähigkeit, uns die äußere Welt vorzustellen, uns nur unter Formen denken möchten, die mit unserm eignen Ideal übereinstimmen.

Von diesem Gesichtspunkt aus sind zwei Fehler zu vermeiden, die sich im Grunde beide auf dieselbe Beschränktheit der Ansichten zurückführen lassen. Der eine besteht darin, daß man den Eingeborenen verachtet, ihm mit brutaler Unterdrückung entgegentritt, ihm das Leben eines Sklaven bereitet, dem jede Hoffnung versagt ist: das ist der Fehler der hochmütigen Völker, die, wie das Spanien Karls V., rings um ihre gebrechliche Macht einen leeren Raum schaffen. Der andre besteht darin, daß man zuviel von dem Eingeborenen erwartet, daß man ihn mit der erobernden Rasse identifizieren will, daß man ihn hastig einer Zivilisation entgegenführt, die er nicht verstehen kann, die nicht für seinen Charakter und seine geistige Veranlagung geschaffen ist. Frankreich, das es seinem hochherzigen Sinne zu verdanken hat, daß es sich stets von der ersten dieser verhängnisvollen Auffassungen frei gehalten, hat sich gerade durch das Feuer der Begeisterung nur allzuoft hinreißen lassen, in den andern Fehler zu verfallen. Es hat gesehen, daß die Eroberungen seiner Vernunft noch über seine eignen Grenzen hinaus wirken sollten; da es stets sich selbst vergessen hatte, um an die Menschheit zu denken, da es sich von dieser eine große, abstrakte, über die Zufälligkeiten der Zeit und des Ortes sich erhebende Vorstellung gemacht hatte, so hat es geglaubt, daß sein Ideal überall leicht angenommen werden würde. Weil es allgemeine Wahrheiten zu erfassen verstanden hatte, so hat es geglaubt, daß es etwas habe, was in der ganzen Welt Geltung finden müsse.

Das ist ein rühmlicher Irrtum. Wir brauchen darüber nicht zu erröten, wir müssen ihn auch als Irrtum anzuerkennen wissen.

Die Politik der Assimilation, die uns in unsern alten Kolonien dazu geführt hat, unsre Institutionen, unsre Rechte, unsre Bestrebungen freigebig Völkern zu oktroyieren, die kaum erst von der Sklaverei befreit waren, hat dort nur mittelmäßige Resultate ergeben. Gewiß hat Frankreich sich auf diese Weise nicht das Herz seiner Adoptivkinder entfremdet; aber wie jene schwachen und gutmütigen Erzieher, die vor jedem Zwang zurückscheuen, hat es nicht das Glück seiner Mündel gemacht.

Die Erfahrung, die wir uns angeeignet haben, leitet uns heute auf vielleicht weniger blumenreiche, aber dafür sicherere Wege, auf denen wir nicht Gefahr laufen, diejenigen, welche uns folgen, in die Irre zu führen.

Die Grundsätze der Assoziationspolitik selbst werden unsre Methode bestimmen.

Während wir das Volk, das wir heranbilden wollen, und das für unser Werk nur notwendig ist, weil es anders ist als wir, vervollkommnen, müssen wir ihm zu erhalten wissen, was die eigentliche Grundbedingung seines Daseins ist — die menschliche Atmosphäre, in der es sich entwickelt hat. Waldeck-Rousseau hat diese Aufgabe vortrefflich charakterisiert, als er der Kolonisation das Ziel steckte, „dem Eingeborenen in seiner eignen Zivilisation zur Entwicklung zu verhelfen".

Das ist die richtige Formulierung. Wir, die wir die Aufgabe übernommen haben, diese Völkerschaften auf den Weg des Fortschritts zu leiten, sind dazu berufen, das eigentliche Ideal zu entdecken, das sie sich nicht zu geben vermocht haben, und sie ihm durch ein Bemühen, zu dem die Initiative zu ergreifen sie nicht die Kraft gehabt haben, entgegenzuführen. Wir sind dazu berufen, zu erkennen, welchen Beitrag zur allgemeinen Zivilisation man von der schwarzen Rasse verlangen kann, die Eigenschaften zu erörtern, die einer bedeutungsvollen Entwicklung fähig sind, und endlich die Bildungsmittel zu erfinden.

Doch zu diesem Behuf muß man vor allem diese Rasse in ihrer Lebenskraft selbst befestigen und schützen; dann muß man ihr Schritt für Schritt die Kultur geben, für die sie aufnahmefähig ist; und endlich muß man ihr ein soziales Milieu schaffen, in dem sie sich wohlfühlt.

Dieser dreifache Zweck wird uns dazu führen, von der ärztlichen Fürsorge, von dem öffentlichen Unterricht und endlich von den sozialen Einrichtungen im eigentlichen Sinn zu sprechen.

Die ärztliche Fürsorge ist die dringlichste Aufgabe. Die schwarze Rasse ist in ihrer eigensten Existenz bedroht. Sie muß sich vor allem erhalten und sich entwickeln. Die unglücklichen Völkerstämme Westafrikas sind so untüchtig, so stiefmütterlich von der Natur bedacht, daß sie trotz ihrer vollkommenen Anpassung an ein Klima, das übrigens für ihre physische Gesundheit notwendig ist, kaum den Gefahren zu widerstehen vermögen, die sie bedrohen.

Trotz einer beträchtlichen Geburtenziffer, einer Fruchtbarkeit, die sich nur bei den Urvölkern findet, beträgt die Zahl der Schwarzen Westafrikas kaum zehn Millionen in einem Lande, das leicht hundert Millionen Menschen ernähren könnte.

Zu den Krankheiten, die sie dezimieren, besonders im jugendlichen Alter, kommen die barbarischen Gebräuche, die mit ihrem unkultivierten Zustand zusammenhängen, und die Laster, die wir ihnen gebracht haben.

Es herrschen dort drüben nicht nur endemische, dem Lande eigentümliche Krankheiten, bei denen länger zu verweilen, wie groß auch das Interesse für dieses Thema sein mag, der Rahmen dieser Studie nicht erlaubt, sondern diese

Ursachen der Entvölkerung werden durch die Kriege, die Menschenfresserei, die Menschenopfer, den Ritualmord, die vielfältigen Praktiken einer kindlichen Zauberei noch verschlimmert, und wir haben dem allem durch unsre bloße Berührung die Tuberkulose, die Syphilis und den Alkoholismus hinzugefügt, von denen der letztere für sich allein schon furchtbarer ist als alle andern.

Doch wir haben zum Glück, um diese Ursachen des Niedergangs zu bekämpfen, unsre Wissenschaft und die Autorität, die wir kindlichen Völkern gegenüber ausüben.

Schon der Friede, für dessen Erhaltung wir sorgen, hat eine der häßlichsten Landplagen beseitigt: jene scheußlichen Raubzüge, die ganze Stämme vernichteten, jene wilden Gewaltherrschaften, die eingeborene Duodezfürsten ausübten. Unsre tägliche Ueberwachung, die Tätigkeit unsrer Verwaltungsbeamten unterdrückt die grausamen und unmenschlichen Gebräuche mehr und mehr.

Die Einschränkungen, die, wie ich hoffe, im Handel mit Alkohol mit immer größerer Strenge zur Durchführung gelangen werden, werden diese rein administrative und doch leichte Einwirkung ergänzen.

Es handelt sich nur noch darum, das einzelne Individuum direkt zu fassen, es über die Mittel und Wege, besser zu leben, zu belehren, und ihm den Beistand unsrer Wissenschaft angedeihen zu lassen.

Dies ist das Ziel, das sich Herr Roume gesteckt hat, als er durch einen Erlaß vom 8. Februar 1905 den ärztlichen Hilfeleistungsdienst schuf. Und ich freue mich, feststellen zu können, daß sein tätigster Mitarbeiter bei der Anwendung dieser weisen Maßregel der stellvertretende Gouverneur des Haut-Sénégal et Niger und gegenwärtige Generalgouverneur Herr Merlaud-Ponty war.

Herr Roume hat das durch hingebendes Wirken ausgezeichnete, aber numerisch unzulängliche Korps der Militärärzte durch die Aufstellung eines speziellen Kaders von Kolonialzivilärzten zu verstärken gesucht, das sich aus solchen Schülern unsrer großen Fakultäten rekrutiert, welche die Kurse der kolonialmedizinischen Institute in Paris oder Bordeaux besucht haben. Diese Aerzte, die so ziemlich überall den Landesverwesern beigegeben werden, sind dazu bestimmt, ihre wertvollsten Mitarbeiter bei ihrem Werke friedlicher Durchdringung und fördernden Schutzes zu werden. Schon hat sich bei einer der so in summarischer Weise eingerichteten ärztlichen Beratungsstellen die Zahl der Konsultationen in einem einzigen Jahre auf 36 000 gehoben, was beweist, daß der Schwarze die Nützlichkeit dieser für ihn so wertvollen ärztlichen Fürsorge versteht und daß er sie gerne in Anspruch nimmt.

Doch das ist noch nicht alles. Es sollen Zentralstellen für die Herstellung von Impfstoff geschaffen werden. Endlich wird von der letzten Anleihe von 100 Millionen eine Summe von 500 000 Franken zur Errichtung eines Landeshospitals mit 150 Betten in Dakar und eine Summe von einer Million zur Aufstellung von zwanzig „Formations sanitaires“, eine Art von ambulanten Lazaretten, die über das ganze Gebiet verteilt werden, ausgeworfen werden.

Herr Roume hat schließlich erkannt, daß die medizinische „Durchdringung“

erst von dem Tage an wirklich gesichert ist, wo sie bei den Schwarzen selbst oder wenigstens bei den gebildetsten Individuen dieser unterworfenen Stämme Unterstützung finden würde. Er hat in Dakar eine Schule für eingeborene Hilfsärzte gegründet, und es ist zu hoffen, daß diese mit einem speziellen Diplom ausgestatteten und nach unsern Methoden ausgebildeten Sanitätsoffiziere bei unsern Untertanen das Vertrauen und den leichten Zutritt finden werden, welche die Rassengemeinschaft mit sich bringt.

An diesem Programm ist weiter nichts auszusetzen, als höchstens die notgedrungene Beschränktheit der Mittel, die dafür zur Verfügung stehen. Wir wollen wünschen, daß die Entwicklung des allgemeinen Reichtums erlaubt, immer größere Geldmittel dafür aufzuwenden.

*

Unser zweites Mittel, auf den Eingeborenen einzuwirken, wird der öffentliche Unterricht sein. Bei den jungen Generationen haben unsre Bemühungen natürlich am meisten Aussicht auf Erfolg.

Sie tragen die Zukunft der Rasse in sich. Auf sie, die in dem Alter stehen, in dem der Mensch noch Geschmeidigkeit und das größte Anpassungsvermögen besitzt, wird sich unser Einfluß am sichersten geltend machen.

Dieses Werk ist nicht vernachlässigt worden. Der öffentliche Unterricht, der bis zum Jahre 1902 beinahe vollständig den Missionen überlassen war, wurde schleppend betrieben. Herr Roume hat ihm einen neuen Impuls gegeben, und abermals ist hier einer seiner Erlasse (vom 24. November 1903) von Bedeutung geworden, in dem wir aufs klarste den Weg vorgezeichnet finden werden, auf dem unsre Bestrebungen sich betätigen sollen.

Der vortreffliche Generalgouverneur hat erkannt, daß wir es vermeiden müssen, unsern Untertanen die europäische Kultur zu geben, die aus ihnen nur Deklassierte und Entwurzelte machen würde. Unser Unterricht muß vor allem praktisch, fachwissenschaftlich und technisch sein; wir dürfen nicht vergessen, daß wir nicht sowohl eine Elite als ein Volk, nicht sowohl autonome und vollkommene Intelligenzen als Geister, die fähig sind, unsre Bestrebungen zu unterstützen, zu bilden haben.

Der Erlaß vom 24. November 1903 führt drei Kategorien von Schulen ein: die Dorfschulen, in denen ein eingeborener, in unsern Schulen ausgebildeter Lehrer den Kindern die französische Umgangssprache, einige Elementarkenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen und eine Anzahl nützlicher Kenntnisse in der Hygiene und in Handfertigkeiten beibringen soll; die Landschulen, die von europäischen Lehrern geleitet werden, und in welche die besten Schüler der Dorfschulen kommen, um ihre Studien zu vervollständigen und sich allgemeine Kenntnisse in der Geschichte, der Geographie, dem Handel, der Landwirtschaft, der Industrie, den angewandten Wissenschaften anzueignen; endlich die städtischen Schulen, deren Lehrplan sich noch mehr dem unsrer Elementarschulen in den Hauptstädten nähern wird.

Außer diesen Organisationen hat die Fürsorge des Generalgouverneurs noch drei höhere Schulen geschaffen, davon zwei in Saint-Louis: die höhere und kaufmännische Volksschule, die bestimmt ist, den in den städtischen Schulen erteilten Unterricht zu vollenden, und die Normalschule für Lehrer, Dolmetscher und Häuptlingssöhne; die dritte endlich in Dakar, die fachwissenschaftliche höhere Schule, die bestimmt ist, die besten Schüler der Landschulen aufzunehmen und Handwerksmeister, Kunsthandwerker, Mechaniker u. s. w., mit einem Worte die notwendigsten Hilfskräfte auszubilden, die wir bei unserm industriellen und kommerziellen Zivilisationswerk brauchen.

Die Zahl der Schulen für die beiden Geschlechter beläuft sich heutigestags auf beinahe zweihundert, die ungefähr dreihundert aus Frankreich gekommene Lehrer und Lehrerinnen beschäftigen und in denen ungefähr neuntausend Kinder unterrichtet werden. Aber diese Schulbevölkerung bleibt, selbst wenn man die dreitausend Schüler der konfessionellen Schulen hinzurechnet, sehr schwach im Vergleich zu den dreißigtausend Schülern, welche die von fünftausend Marabuts geleiteten arabischen Schulen besuchen. Um auch nach dieser Richtung hin unsern Einfluß zu verbreiten, ist auf Anregung des Herrn Merlaud-Ponty eine Normalschule für Marabuts, eine Medersa, in Djenné im Haut-Sénégal et Niger errichtet worden.

Man kann gegenwärtig wohl sagen, daß die Hoffnung, die unser Lehrpersonal beseelt, die beste ist. Unsre Lehrer sind sich über die Rolle, die ihnen zuerteilt ist, vollkommen klar. Sie fühlen sich als die Werkzeuge einer großen Aufgabe; sie begreifen, daß ihr Erziehungswerk vor allem bei ihnen selbst beginnen muß und daß sie nur dann einen dauernden Einfluß ausüben können, wenn sie die Herzen ihrer Schüler gewonnen und ihren Geist völlig durchdrungen haben werden. Und haben wir da nicht geradezu ein Symbol der Kolonisation vor uns? Ist nicht das um den europäischen Lehrer gruppierte Volk von Kindern das Bild der schwarzen Rasse, die von dem zivilisierenden Frankreich das zum Leben erweckende Wort erwartet?

*

Es gäbe unendlich viel über die sozialen Werke im eigentlichen Sinne zu sagen. Wir müßten da von den Bestimmungen über das Eigentum der Eingeborenen sprechen; von den bedeutungsvollen Werken praktischer Humanität wie den Vorratsmagazinen, die unlängst angelegt worden sind; von dem Arbeitsregime und selbst von dem Familienrecht, in dem die wohltuende Wirkung unsers Einflusses sich schon geltend gemacht hat, indem sie die Quelle der Sklaverei, die mit den alten kriegerischen Sitten des Landes so eng verbunden ist, ausgetrocknet hat; endlich von den religiösen Gebräuchen, mit denen unsre Politik täglich rechnen muß. Es ist nicht möglich, hier alle diese Themen zu behandeln, die eine sehr lange Studie erfordern würden und ein wenig aus dem Rahmen fallen, den ich mir vorgezeichnet habe, da ich hauptsächlich das Allgemeine und besonders ins Auge Fallende in dem speziellen Kolonisationswerk, das wir im französischen Westafrika unternommen haben, klarlegen wollte.

Aus allem, was wir über den Schwarzen gesagt haben, kann man ersehen, wie sehr sein Geistesleben von dem unsrigen verschieden ist und wie sehr — man kann es getrost sagen — es ihm nachsteht. Der Schwarze ist ein großes Kind, das Mühe hat, sich selbst zu leiten, das durch zu viele Freiheiten berauscht wird, das direkt in die Extreme und den Mißbrauch verfällt und das in seinem eignen Interesse nicht vollständig emanzipiert werden darf.

Wir haben ihm bürgerliche Rechte gegeben. Der Eingeborene ist frei; er hängt nicht nur von keinem schwarzen Gebieter, sondern er hängt auch nicht von der weißen Verwaltung ab. Er kann disziplinarisch bestraft werden, aber nur auf sehr kurze Zeitdauer; er kann zu nicht mehr als vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt werden, außer durch einen regulären Gerichtshof, in dem Landsleute von ihm sitzen. Wenn die Verurteilung über fünf Jahre Gefängnis hinausgeht, tritt von Rechts wegen die Kontrolle der aus Beamten und Richtern zusammengesetzten Bestätigungskammer ein. Die Verweisung ins Innere des Landes kann nur durch den Generalgouverneur als Regierungsbeschluß ausgesprochen werden. Der Minister muß unverzüglich benachrichtigt werden. Das sind ernste Garantien, die vor allem bedeutungsvoll erscheinen, wenn man sich daran erinnert, daß noch vor zwanzig Jahren alle diese Völker unter der Willkürherrschaft, unter der Tyrannei ihrer Duodezkönige gelebt haben.

Muß man so weit gehen, ihnen politische Rechte einzuräumen?

Man hat zu manchen Zeiten daran gedacht, aber die Erfahrungen sind nicht die günstigsten gewesen.

Aber wenn es auch unklug ist, Völker sogleich zu assimilieren, die von uns durch lange Jahrhunderte der Barbarei von Grund aus verschieden sind, so müssen wir doch ihre Emanzipation vorbereiten, indem wir sie so oft wie möglich zu unserm Wirken heranziehen.

Alle unsre öffentlichen Aemter stehen den Eingeborenen völlig offen. Wir haben nicht nur schwarze Lehrer, Sekretäre, Richter, sondern es gibt auch eingeborene Rechnungsbeamte und Assistenzärzte. Mehrere sind Mitglieder von Kommissionen und geben darin ihre Stimmen ab. Alle können sich davon überzeugen, daß, wenn wir uns in Französisch-Westafrika festgesetzt haben, dies nicht nur unsers Vorteils wegen geschehen ist, sondern daß wir die ernste Pflicht übernommen haben, zum Fortschritt der Eingeborenen beizutragen, und daß die Sache der Enterbten immer die unsrige gewesen ist.

*

Ich hoffe durch ein genaues Beispiel die Idee klargelegt zu haben, die wir uns in Frankreich von der Kolonisation in den Tropenländern, besonders in Afrika, zu machen suchen. Für diese Ideen, ich wiederhole es noch einmal, scheinen heute die verschiedenen kolonisierenden Regierungen völlig gewonnen zu sein.

Die Regierungen wissen, wie schon durch sichere Anzeichen bestätigt wird, daß das höhere Interesse der zivilisierenden Nationen ihnen die Notwendigkeit

auferlegt, sich das höhere Interesse ihrer Untertanen klar zu vergegenwärtigen. Die Freiheit und das Glück sind für das Leben der Völker unentbehrliche Bedingungen; die unentbehrlichen Völkerstämme müssen leben, wachsen und sich glücklich fühlen, damit ihr Gedeihen ein Element des Gedeihens der Mutterstaaten werde. Es gibt nur eine wahrhafte Autorität: die, welche sich Geltung zu verschaffen weiß. Selbst die urzuständlichsten Wilden dulden einen Zwang nur dann, wenn sie sich dabei zu guter Letzt stärkerer und besserer Lebensbedingungen teilhaftig fühlen. Und da wir, was uns betrifft, die Größe Frankreichs wollen, so müssen wir auch die Größe seiner Untertanen wollen.

Hygienische Fragen aus dem Frauenleben[1]

Von

H. Fehling (Straßburg)

Vor zwei Jahren hatte ich an dieser Stelle die Ehre, Ihnen zu reden von der Bedeutung des Einflusses, welchen die werdende Mutter auf das in ihr keimende Leben ausübt, und konnte Folgerungen daran anschließen, in welcher Weise die Mutter für die Entwicklung des kommenden Wesens zu sorgen hat. Eine Frage ließ ich damals unerörtert, welche in allen Zeiten die Gemüter beschäftigt hat, nämlich die, ob die Mutter auch Einfluß auf die Entstehung des Geschlechts des zu erwartenden Kindes hat? Ob sie auch in dieser Beziehung für die Zukunft desselben zu sorgen vermag?

In der Kindheit der medizinischen Wissenschaft machte man es sich mit diesbezüglichen Erklärungen sehr leicht. Nach Hippokrates sollten im rechten Ovarium die männlichen, im linken die weiblichen Ovula vorhanden sein. Nach dieser ältesten Lehre wäre also das Geschlecht schon im Ei präformiert. Ja, die Frau sollte sogar eine selbsttätige Einwirkung auf Losstoßung eines Eies entweder vom rechten oder linken Eierstock haben.

Wie in allem auf Erden, was unklar ist, suchte man auch hier durch eine große Zahl von Hypothesen zu beweisen, daß wir etwas Positives nicht wissen.

Zur Untersuchung dieser für das Menschengeschlecht so interessanten und wichtigen Frage hat man nun sowohl den Weg statistischer Forschung als den der biologischen Untersuchung betreten.

Die statistische Forschung hat aus einer Zahl von über 54 Millionen Geburten als wichtigste unangreifbare Tatsache ergeben, daß das Geschlechtsverhältnis der geborenen Knaben zu dem der Mädchen in Europa ein konstantes ist 106,3 : 100. Nach Hofacker-Sadler führt man diese Tatsache auf das in der Ehe meist überwiegende Alter des Erzeugers zurück. Je größer der Alters-

---

[1]) Vortrag im Landesverein Württemberg für Krankenpflege in den Kolonien.

unterschied zwischen Mann und Frau, um so größer sei die Aussicht, daß ein Knabe geboren wird; ist Mann und Frau gleichalt oder der Mann jünger, dann werden relativ mehr Mädchen geboren. Eine merkwürdige Ausnahme zu dieser Regel bilden allerdings die sogenannten alten Erstgebärenden, d. h. Frauen, welche mit dreißig Jahren und noch später ihr erstes Kind gebären. Hier steigt mit dem Alter der Mutter das Geschlechtsverhältnis bis zu 130 : 100, im vierzigsten bis fünfzigsten Lebensjahr sogar auf 140 : 100. Daß übrigens nicht bloß das reifere Alter der Mutter hierin eine Rolle spielt, sondern auch andre Umstände, wie zum Beispiel die Rasse, ergibt sich daraus, daß bei den Israeliten das Geschlechtsverhältnis meistens höher ist, als dem Durchschnitt entspricht.

Die biologische Forschung hat besonders auf zoologischem Gebiete die Ursachen der Entstehung des Geschlechts aufzudecken gesucht; man erörterte die Frage: ist das Geschlecht schon im Ei gegeben? oder entsteht es im Momente der Befruchtung, oder sind Einflüsse tätig, welche, erst während des embryonalen Lebens wirkend, die Entwicklung des einen oder andern Geschlechts bedingen? Für wirbellose Tiere (eine Räupchenart, Vanessa) ist nachgewiesen, daß gute Ernährung die Entstehung weiblicher Eier, schlechte Ernährung die Entstehung männlicher Eier bewirkt. Von andern Wirbellosen weiß man das Gegenteil; doch muß man sich hüten, die Befunde bei Wirbellosen auf höhere Säugetiere zu übertragen. Für den Menschen ist die von Düsing im darwinistischen Sinne aufgestellte Theorie der Entstehung des männlichen Geschlechts bei schlechter Ernährung, so in Kriegsjahren, in Zeiten von Hungersnot geradezu falsch. Anderseits ist durch zahlreich variierte Versuche von Pflüger bei den Batrachiern nachgewiesen, daß das männliche Keimplasma trotz der verschiedenartigsten Einwirkungen auf dasselbe unbeeinflußt bleibt, und daß sich auch bei gänzlich veränderten Ernährungsbedingungen keine Veränderung des Geschlechtsverhältnisses ergibt.

Dagegen sprechen dafür, daß das Ei das Geschlecht beim Verlassen des Eierstockes schon in sich trägt, manche gewichtige Gründe. Vor allem Beispiele aus dem Leben der Insekten. Die Bienenkönigin legt, wenn sie befruchtet vom Hochzeitsflug zurückgekehrt, weibliche Eier; die unbefruchteten Eier sind männlich, aus ihnen entwickeln sich die Drohnen. Bei andern Wirbellosen sind die parthenogenetischen Eier weiblich; man kann bei manchen derselben experimentell das Geschlecht willkürlich erzielen. Die seinerzeit mit so viel Aufsehen von Schenk in die Welt posaunte Theorie, daß die Ernährung des mütterlichen Organismus vor der Empfängnis (völlige Zuckerfreiheit des Harnes) von größter Bedeutung für die willkürliche Hervorbringung männlichen Geschlechts sei, ist endgültig begraben und kann daher nicht mehr als Stütze dafür gelten, daß das Geschlecht schon im Ei präformiert sei. Dagegen spricht nach B. S. Schultze die Entstehung der eineiigen Zwillinge, d. h. der zum Verwechseln ähnlichen Zwillinge, wie sie Shakespeare in der „Komödie der Irrungen“ so prächtig beschrieben hat, dafür, daß das Geschlecht im Ei präformiert sein muß oder ihm jedenfalls zur Zeit der Befruchtung schon innewohnt; ebenso daß Doppel-

mißbildungen stets gleiches Geschlecht aufweisen und besonders weibliche Individuen betreffen.

Daß das Geschlecht durch erst nach der Befruchtung wirkende Einflüsse bestimmt werde, ist für den Menschen mit großer Sicherheit zurückzuweisen, seitdem nachgewiesen ist, daß die Bildung der Ursamen- oder Ureizellen in einem sehr frühen Stadium stattfindet.

Endlich spricht die Vererbung der Neigung zur Zwillingsgeburt, auf welche zuerst Goehlert hinwies, für die Vorbestimmung des Geschlechtes. Diese Vererbung erfolgt im allgemeinen gleichmäßig von väterlicher und mütterlicher Seite. So erhielt sich in der Regentenfamilie der Kapetinger durch elf Generationen hindurch mehr als dreihundert Jahre die Vererbung der Geminität. Ein gleiches Beispiel ergibt die Deszendenz des Hauses Philipps von Hanau (1480), wo sich die Vererbung der Geminität im Verlaufe von zweihundertundsiebzig Jahren auf acht weitere Familien, teilweise unter Potenzierung, übertrug. Merkwürdig ist ferner die sicher feststehende verminderte Fruchtbarkeit der als Zwillinge geborenen Frauen, diese ist gleichfalls ein Beweis für die Bedeutung der Vererbung gewisser Eigenschaften des Eies. Vielleicht können wir auch die Vererbbarkeit mancher Mißbildungen, gewisser Krankheitserscheinungen, wie der Taubstummheit, der Bluterneigung in blutsverwandten Ehen für die Anschauung verwerten, daß das Geschlecht im Ei schon präformiert ist. Fassen wir alles zusammen, so ist sehr wahrscheinlich, daß das Geschlecht in der Eizelle schon enthalten ist. Die Bestimmung des Geschlechts wäre demnach mütterliches Vorrecht! Allerdings kann die Mutter dieses Vorrecht nicht nach Wahl ausüben.

Ist das Geschlechtsverhältnis im Moment der Geburt 106 Knaben zu 100 Mädchen, so ändert sich dasselbe aber sofort dadurch, daß die Totgeburten mehr Knaben betreffen als Mädchen. Dies darf aber nicht als ein Zeichen dafür gedeutet werden, daß die Knaben schwächlicher und weniger widerstandsfähiger wären als die Mädchen. Im Gegenteil: Gewicht und Länge der männlichen Früchte überwiegen durchschnittlich, und deshalb sterben von diesen infolge der größeren Erschwerung der Geburt mehr als von weiblichen Früchten.

In der ersten Kindheit erhält sich noch das Uebergewicht in der Zahl der geborenen Knaben. Es ist verständlich, daß Ernährungsstörungen beide Geschlechter gleichstark angreifen werden. Dann findet durch häufigeres Absterben der Knaben bei Infektionskrankheiten u. s. w. allmählich ein Ausgleich in der Zahl der Geschlechter bis zum Pubertätsalter statt. Nach der jüngsten Statistik des Deutschen Reichs ist bis zum fünfzehnten Lebensjahr noch ein kleiner Ueberschuß von Knaben, in der Altersklasse vom zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Lebensjahr beginnt ein deutliches Ueberwiegen des weiblichen Geschlechts.

Nach einigen Statistiken wäre aber speziell in den Ländern mit hoher Säuglingssterblichkeit, also Bayern und Württemberg, der Knabenüberschuß schon am Ende des ersten Lebensjahres ausgeglichen und damit das Ueberwiegen des weiblichen Geschlechts im Süden gegenüber dem Norden erklärt.

Bis hierher ist also bei beiden Geschlechtern kein wesentlicher Unterschied in

der Lebensfähigkeit, in der Möglichkeit der Erkrankungen, in der Resistenzfähigkeit gegen ausgebrochene Krankheiten zu finden und darum auch keine besondere Hygiene für die einzelnen Geschlechter aufzustellen.

Ganz anders aber stellen sich die Gesundheitsverhältnisse des Mädchens gegenüber denjenigen des Knaben, sobald mit dem Eintritt der Pubertät die spezifisch weibliche Geschlechtstätigkeit beginnt.

In unserm Klima ruht bis zum zehnten oder zwölften Lebensjahr das Wachstum der spezifischen Sexualorgane des Mädchens ganz. Dann beginnt die stärkere Entwicklung der Keimdrüse und des künftigen Fruchthalters, ohne daß aber die Organe sofort in Tätigkeit treten; nur die sekundären Geschlechtscharaktere beginnen sich in dieser Zeit auszubilden. Hat die weibliche Keimdrüse ihre volle Entwicklung erreicht, dann tritt zum ersten Male der geheimnisvolle Vorgang ein, den wir als Menstruation bezeichnen.

Die Forschungen des letzten Jahrzehntes haben uns neue Anschauungen über den Zusammenhang der Ovulation und der Menstrualausscheidung gebracht. Beide sind insofern aneinander gebunden, als ohne Ovulation die Menstruation nicht denkbar ist, der umgekehrte Fall gilt nicht. Während man ehedem ein Eintreten beider Funktionen zu gleicher Zeit annahm, wissen wir jetzt, daß die Ovulation der Menstrualblutung zeitlich etwas vorangeht. Früher nahm man einen direkten Zusammenhang beider Vorgänge an, vermittelt durch die Nervenbahnen. Durch neuere Untersuchungen ist zur Evidenz bewiesen, daß der weibliche Eierstock zu den Organen gehört, welche eine innere Sekretion besitzen, ähnlich wie die Schilddrüse, deren Wegfall der Organismus bekanntlich nicht ungestraft erträgt. Man hat diese innere Sekretion nachgewiesen durch Versuche, bei welchen die von der normalen Stelle entfernten und an abnormer Stelle implantierten Ovarien dennoch ihre Funktion für den Wellenprozeß des weiblichen Lebens erfüllten. Ja, es gelang sogar bei Tieren, von andern artgleichen Tieren entfernte Eierstöcke einzuheilen, die völlig die Funktion der eignen übernehmen, ausgenommen natürlich die, befruchtungsfähige Eier zu liefern.

Der weibliche Organismus befindet sich durch diese Vorgänge in der ganzen Periode der Geschlechtsreife in einem ungleich regeren, den ganzen Organismus beeinflussenden Lebensprozeß als der männliche, welcher durch sexuelle Vorgänge weit weniger in Anspruch genommen wird. Durch zahlreiche Forscher ist gezeigt, daß an dieser vierwöchentlichen Wellenbewegung des weiblichen Organismus Temperatur, Puls, Muskelkraft, Blutdruck, Harnstoffausscheidung als Maßstab des Stoffwechsels, Lungenkapazität, häufig auch Schwellung der Schilddrüse, beteiligt sind. Von der Mitte des Intervalls steigen all diese Funktionen zu einem Maximum an, dessen Höhepunkt zwei bis drei Tage vor Eintritt der Menstrualausscheidung liegt. Bei normalen Verhältnissen merkt der Organismus infolge der Anpassung und Gewöhnung diese Steigerung nicht. In pathologischen dagegen kann sie sich in unangenehmer Weise fühlbar machen, wie wir Aerzte es alle kennen.

Schon kurz vor der Menstrualausscheidung sind die Funktionen im Rück-

gang, speziell ist die Stickstoffausscheidung vermindert; der Rückgang hält dann an bis zur Mitte des Intervalls, von da ab steigt die Welle der weiblichen Sexualfunktion wieder in die Höhe, und so geht es dreißig bis vierzig Jahre lang fort, Ebbe und Flut in immerwährendem Wechsel.

Es ist nun klar, daß der jugendliche, in der Entwicklung befindliche Organismus sich erst an diese Wellenbewegung gewöhnen muß, und daß in diesen Zeiten eintretende Störungen schwerer empfunden werden und bleibendere Folgen nach sich ziehen als in späteren Jahren beim ausgereiften Körper. Gerade in diesem Punkt wird nun allerdings teils aus Unkenntnis, teils aus Leichtsinn viel gesündigt und gefehlt, und manche Frau hat den Keim bleibender Störungen, an denen sie ihr Leben lang krankt, aus der Zeit der Kindheit oder der Mädchenjahre mit herübergenommen.

Es sind weniger die Nachteile einer unzweckmäßigen Ernährung in dieser Zeit, welcher in früherer Zeit eine übergroße Bedeutung beigelegt wurde, und einer zu angestrengten geistigen Beschäftigung, als körperliche Störungen, welche dauernden Schaden bringen. Nicht ohne Grund wird dieser Zeit häufig die Bezeichnung „Unwohlsein“ beigelegt. Es ist in der Tat ein physiologisch begründeter labiler Krankheitszustand. Am schädlichsten sind in ihren Folgen zweifellos stärkere körperliche Anstrengungen in dieser Zeit wie Tanzen, Reiten, Radfahren, Schlittschuh-, Skilaufen, Bergsport, da durch solche gesteigerte Bewegungen die Reizstärke der einzelnen Funktionen ins Pathologische übergehen kann.

Wir müssen leider oft erkennen, wie körperliche Anstrengungen während der Menstruation durch lokale Hyperämie zu bleibender, anatomischer Veränderung der Organe führen, zumal auch dann, wenn der Tätigkeit der Nachbarorgane, der Blase und dem Enddarm, in dieser Zeit nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die örtliche Reinlichkeit, welche noch bei unsern Großeltern als schädlich galt, ist selbstredend voranzustellen. Bemerkenswert ist, daß solche Begehungssünden den verweichlichten Kindern der oberen Stände mehr Schaden zufügen als den Mädchen vom Land, welche von früher Jugend an in harter körperlicher Arbeit gestählt sind.

Es ist mir nach meiner langjährigen ärztlichen Erfahrung kein Zweifel, daß in Kreisen der Landbevölkerung weit weniger sterile Ehen vorkommen als in der Stadt. Hier wird mir mit Recht ein sachverständiger Arzt sofort einwerfen, daß dafür auch ganz andre Gründe angeführt werden können. Das weiß ich gar wohl, aber abgesehen davon habe ich mir doch die Anschauung gebildet, daß das Landvolk von den unvermeidlichen Schädigungen, denen es sich auf der Höhe der Wellenbewegung aussetzt, weniger dauernden Schaden davonträgt als die Stadtbevölkerung.

Merkwürdigerweise gilt für die oberen Stände dasselbe von der geistigen Arbeit, zumal von der gleichmäßig, Jahre hindurch in anstrengender Weise fortgesetzten.

Ich stehe völlig auf dem Standpunkt: „Freie Bahn“ für Mann und Frau

im Wettbewerb aller Berufe. Unsre Fakultät in Halle ist sogar seinerzeit als erste beim Ministerium energisch dafür eingetreten, den Mädchen, nachdem das Studium erlaubt war, als selbstverständliche Konsequenz auch die Ablegung des Examens zu gestatten. Aber es berührt traurig, wenn man sieht, wie manches vorher blühende Mädchen schon in der Gymnasialzeit blaß und hohlwangig wird, und auch unsre Studentinnen haben ähnliche Bilder aufzuweisen. Am schlimmsten steht es meiner Erfahrung nach mit dem Stand der Lehrerinnen, die schon früh anfangen müssen, sich geistig bei Tag und Nacht anzustrengen, oft dazu noch bei ungenügender Ernährung, während der wachsende, sich zur Jungfrau umformende Organismus gerade einer besonders kräftigen bedurft hätte. Dazu kommt dann der jahrelange Schulunterricht in überfüllten Klassen, in schlechter Luft, teilweise mit körperlicher Anstrengung verbunden; und dazu gerade bei den Lehrerinnen der Volksschule ungenügende, nicht volle Ausspannung ermöglichende Ferien.

Es ist lächerlich, von geistiger Inferiorität des Weibes zu sprechen; aber Tatsache ist, daß viele der studierenden Mädchen oder Lehrerinnen aus körperlichen Gründen den geistigen Anstrengungen nicht gewachsen sind, die der Organismus des Knaben und Jünglings spielend überwindet, weil derselbe keinem so eingreifenden, sich stets wiederholenden Wellenprozeß ausgesetzt ist.

Hier sollte eine rationelle obligatorische Hygiene Wandel schaffen. Wir könnten in dieser Beziehung vor allem das Beispiel der Engländer und Amerikaner nachahmen, bei welchen die Frauenwelt von Jugend auf ein besseres Training des Körpers durchmacht.

Bis zum Schulbesuch bleibt die körperliche Stählung der kleinen Mädchen dieselbe wie die der Knaben, zumal bei den mittleren und unteren Ständen. Bei den Kindern der oberen Stände wird hier schon gesündigt, wenn diese Kinder der Großstadt gesittet mit Gouvernanten in den Parkanlagen spazierengehen müssen, anstatt sich frei im Freien mit den männlichen Altersgenossen zu tummeln.

Beginnt die Schulzeit, dann sorgen höchstens noch die Mädchen der Dorfbewohner selbständig in fröhlichem Wettspiel mit den Altersgenossen für ihre Gesundheit; den Mädchen der städtischen Schulen ist das nicht mehr möglich. Sie können und dürfen nicht wie die Knaben mit ihren Altersgenossinnen in Feld und Wald sich tummeln. Der Luftgenuß, die körperliche Bewegung wird nicht, wie es sein sollte, planmäßig betrieben und gefordert. Hier hätten die Schulen von den untersten Klassen an energisch einzugreifen und eine nicht zu kleine Zahl wöchentlicher körperlicher Uebungsstunden zu verlangen! Dafür könnte manch andre Stunde, welche das Gehirn mit unnützem Ballast beschwert, gestrichen werden. Sehr lobenswert sind die Einrichtungen der gemeinschaftlichen Klassenspaziergänge, aber diese sollten nicht einmal im Jahr zur Sommerzeit, sondern wenigstens *einmal wöchentlich* gemacht werden, selbst im Winter; denn nicht alle Eltern haben Zeit und Muße, mit ihren Kindern regelmäßig größere Spaziergänge auszuführen.

In Straßburg ist beabsichtigt, für alle, auch die höheren Mädchenschulen,

einmal in der Woche Spiele im Freien einzurichten. Es würde dann einer Lehrerin die Kontrolle darüber zugeteilt werden, daß die Mädchen ihre vierwöchentliche Schonung streng einhalten. Ich halte aber die Spaziergänge für weit gesünder als die Spiele. Bei den ersteren werden gleichmäßig alle Muskelgruppen gestärkt und durch langsame Steigerung der Gangstunden auch die Herztätigkeit dauernd gekräftigt. Die Spiele mit ihren raschen Bewegungen können manches zarte Mädchenherz eher ungünstig beeinflussen. Außerdem käme Ballspiel, Tennis, Pflege der Haut durch Heilgymnastik, Frottieren in Betracht. Ferner pflegt man in Deutschland noch viel zu wenig das tägliche kalte oder laue Bad; die paar Schwimmtage im Sommer sind kein Ersatz dafür.

Das Lieblingsthema der heutigen Reformbewegung, die Frauenkleidung, übergehe ich heute absichtlich.

Für diese und andre Punkte verweise ich auf das dieses Thema erschöpfende ausgezeichnete Werk von Stratz: „Die Körperpflege der Frau". (Erschienen bei Enke, Stuttgart.)

Will das Mädchengymnasium mit dem Knabengymnasium wetteifern, so muß es dieselbe Zahl der Turnstunden einführen und den Turnunterricht obligatorisch machen. Ebenso sollten an den höheren Schulen, wo jetzt Mädchen und Knaben gemeinsam die Klassen besuchen, gesonderte Mädchenturnstunden stattfinden, und wir Aerzte sollten uns nicht so leicht bereit finden lassen, auf Bitten ängstlicher Mütter die Mädchen von solchen gymnastischen Uebungen zu befreien.

Was war denn das Gymnasium überhaupt ursprünglich anders als eine öffentliche, bauliche Anlage, zur Vornahme körperlicher Uebungen bestimmt! Heute ist das Gymnasium das Gegenteil: eine nur zur Vornahme geistiger Uebungen bestimmte, der frischen Luft ermangelnde Anstalt.

Was man durch regelmäßige körperliche Uebung erreichen kann, sehen wir an dem kräftigen, widerstandsfähigen Geschlecht der Engländerinnen, mit ihrem zarten Teint, der frischen Haut und ihrer leistungsfähigen, jedem Bergsport gewachsenen Muskulatur. Auch bei uns in Deutschland, besonders in den höheren Klassen, fängt der Sport jetzt an sich einzubürgern. Aber er artet aus, wenn diese höheren Töchter nur noch Sport betreiben wollen und in allen andern Leistungen völlig versagen.

Meine traurigen Erfahrungen bei dem schweren Beruf der Lehrerinnen, in der Art, wie er jetzt von ihnen ausgeübt werden muß, veranlassen mich, Staat und Gemeinde nahezulegen, dafür zu sorgen, daß schon im Seminar und später der Körperpflege und Stärkung genügend Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die geistige Ueberanstrengung bei mangelhafter Ernährung und ungenügender Körperpflege hat fast durchgängig Neurasthenie zur Folge. Und daß neurasthenische Lehrerinnen keinen guten Einfluß auf unsre Jugend haben, ist selbstredend. Auch hier beabsichtigt Straßburg voranzugehen und eine Turnspielvereinigung für die Lehrerinnen sämtlicher Volksschulen einzurichten, wo zweimal in der Woche körperliche Uebungen gemacht werden sollen. Ich würde wie oben regelmäßige Gänge und Ausflüge in die Berge vorziehen. Nun aber wird Ihre erste Frage sein,

woher die Kosten zu solchen Neuerungen bestreiten? In England und Amerika gibt es für solche Zwecke hochherzige Stifter genug. Wäre es nicht auch bei uns endlich Zeit, statt der immer neuen toten Denkmäler von Erz die Namen edler Menschen durch solche Stiftungen zu verewigen?

Nur in einem gesunden Körper kann ein gesunder Geist leben! Unsre jetzige weibliche Generation, welche sich ihre geistige Erhebung, ihre Gleichstellung zum Mann zur Parole gemacht hat, muß mit derselben Energie eine Reform, eine Verbesserung und Verallgemeinerung der rationellen Körperpflege und Körperstählung einführen, sonst werden die Mädchen und Frauen sehr bald auf der einen Seite an Gesundheit einbüßen, was sie auf der andern Seite an Kenntnissen und geistiger Durchbildung gewinnen.

Daß solche Geschöpfe dann nicht mehr zur Mutterschaft geeignet sind, ist klar ersichtlich und durch zahlreiche Beispiele erwiesen. Ueberhaupt ist die Vereinigung der beiden Ziele, des selbsttätigen Erwerbs der Frau und der Mutterschaft, ein schönes Ideal, aber wie alle Ideale schwer erreichbar.

Auch Helene Lange, die unermüdliche Vorkämpferin für das Recht der arbeitenden Frau auf Mutterschaft, wußte in einem Vortrage, den ich jüngst von ihr hörte, die praktischen Mittel und Wege, dieses Ziel zu erreichen, nicht mit genügender Klarheit anzugeben.

Habe ich bisher Ihnen einige Momente aus der Jugendzeit des weiblichen Organismus vorgeführt, so ist ein nicht minder wichtiger Zeitpunkt für Entfaltung der richtigen Hygiene der, wo die Frau sich anschickt, Mutter zu werden. Zwar ist dieser Vorgang eigentlich ein rein physiologischer, der aber alle Körperfunktionen derart steigert, daß er leicht ins pathologische Gebiet übergeht. Früher war das Schreckgespenst der Entbindung das Kindbettfieber, dem wohl von Beginn des Menschengeschlechtes ab sporadische Opfer, von der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ab Hekatomben von blühenden Wesen zum Opfer fielen. Man ersieht am besten, welchen Dank die Mitwelt Semmelweis, dem Entdecker der wahren Ursache des Puerperalfiebers, schuldet, wenn man hört, daß in zwei Menschenaltern in Preußen, d. i. in den Jahren 1816 bis 1875, mehr Frauen im geschlechtsfähigen Alter am Kindbettfieber gestorben sind (rund 360 000) als an Pocken und Cholera zusammen. Aber trotz der Lehre von Semmelweis, welche erst zwanzig Jahre später durch die Entdeckungen des genialen schottischen Chirurgen Lister Eingang in die Wissenschaft gewann, ist die Zahl der Kindbettfieberfälle noch nicht so gesunken, wie man erwarten sollte. Auch jetzt noch fallen in Deutschland jährlich zirka 6000 blühende Mütter dieser tückischen Krankheit zum Opfer (0,3 Prozent bei 2 Millionen Geburten). In unsrer schwäbischen Heimat sind laut dem letzten Medizinalbericht vom Jahre 1905 auf rund 77 000 Geburten 200 Frauen = 0,26 Prozent gestorben, eine nur scheinbar günstige Zahl, denn dieselbe resultiert daher, daß hier nur die Todesfälle innerhalb der ersten acht Tage gezählt werden. Dies ist jedoch eine falsche Zählart, gegen welche ich schon vor fünfundzwanzig Jahren vergeblich angekämpft habe. Um die wahre Mortalitätsziffer an Kindbettfieber zu erhalten, wäre die Zahl eher

zu verdoppeln. Wir verlören demnach noch 0,4 bis 0,5 Prozent, jährlich 300 bis 400 Mütter an Kindbettfieber; eine viel zu hohe Zahl.

Diese Todesfälle dürfen nun nicht alle zu Lasten der Hebamme gebucht werden, was leicht geschieht. Nach einzelnen Statistiken sind in einem Drittel, nach meiner Ansicht mindestens in der Hälfte der Todesfälle die Aerzte mit beteiligt. Solche Erkenntnis muß den Ansporn zu besserer Hygiene des Wochenbetts geben. Man beruhigt sich viel zu leicht mit der Ausrede, die Geburt sei nur ein physiologischer Vorgang. Ja gewiß; aber ein solcher, der zahlreiche Wunden setzt, und in jede Wunde können die überall vorhandenen Spaltpilze einwandern und Fieber erzeugen!

Bei normalen Entbindungen, die in 90 bis 95 Prozent von den Hebammen allein besorgt werden, kann dieser Gefahr leichter vorgebeugt werden. Man muß nur die Hebamme streng anweisen, ihre Finger vor jeder Berührung mit unreinen Stoffen, also insbesondere den ihr im Beruf vorkommenden, zu bewahren.

Entweder muß sie ihre Wöchnerinnen mit Gummihandschuhen besorgen oder solche frisch ausgekocht bei der Geburt anziehen. Die Tatsache steht einmal fest, daß unsre Hände durch Bürsten und chemische Mittel inklusive Alkohol nicht absolut keimfrei zu machen sind wie die Instrumente durch physikalische Mittel. Ein ausgekochter Handschuh ist dagegen absolut sicher keimfrei. So gut in der Klinik ein großer Nutzen vom Gebrauch der Gummihandschuhe zur Reinhaltung der Hände erzielt wird, kann derselbe auch den Frauen draußen zugute kommen. Die Kosten, die auf den ersten Blick hoch erscheinen, aber in Wirklichkeit gering sind, dürfen gegen die soziale Bedeutung der Erhaltung der Mütter nicht in Betracht kommen und werden mehr als eingespart durch Vermeidung von Krankheiten mit den unausbleiblichen Ausgaben für Arzt, Apotheke u. s. w.

Eine ernste Frage ist die: Wie soll man sich bei pathologischen Entbindungen verhalten, d. h. bei den schweren, meist lang andauernden Geburten, wo häufig operative Eingriffe notwendig werden?

Ich habe über die Entbindungen in den Wohnungen der Armen genügend Erfahrung gesammelt als Assistent aus der Poliklinik in Leipzig, als Chef aus denen in Basel, Halle, Straßburg, um betonen zu müssen, daß es oft selbst bei bester Schulung unmöglich ist, in den von Schmutz starrenden Räumen mit ungenügenden Apparaten zur Waschung, mit ungenügender Assistenz und Beleuchtung eine schwierige Entbindung aseptisch durchzuführen.

Hier muß die private und staatliche Hilfe energisch eingreifen.

Die Aelteren von Ihnen werden sich erinnern, daß noch vor dreißig bis vierzig Jahren bei den besseren Ständen die chirurgischen Operationen durchaus in der Wohnung ausgeführt werden mußten. Wer hätte sich damals zum Eintritt in ein Spital entschlossen? Die Errichtung der Charlottenhilfe hat hier in Stuttgart dank dem unvergeßlichen Ludwig Wandel geschaffen. Heute drängt sich das Publikum auch bei den kleinsten chirurgischen Eingriffen zur Aufnahme in unsre trefflich eingerichteten Spitäler.

So wird und muß es auch mit den operativen Entbindungen werden, soll

anders die ganze Frauenwelt den vollen Nutzen aus der Aseptik ziehen. Ich hoffe, daß es keiner weiteren dreißig Jahre mehr bedarf, bis wir soweit sind! In einem jüngst erschienenen Werke habe ich versucht, den Aerzten auseinanderzusetzen, wie weit heute die Geburtshilfe im Privathaus geleitet werden darf und wie weit sie klinischer Fürsorge anvertraut werden muß. Hätten wir überall Wöchnerinnenasyle, wie Mannheim, Karlsruhe, Köln und jetzt auch Stuttgart besitzen, dann könnte man schon jetzt einen Schritt weiter gehen und verlangen, daß alle Frauen, sobald irgendeine geburtshilfliche Operation nötig wird, zu diesem Zweck in ein derartiges Asyl gebracht werden. Für Städte mit Universitätskliniken, mit Hebammenschulen ist ein derartiges Heim allerdings nicht mehr nötig.

Was diese Anstalten heutzutage leisten, beweist die Statistik. Früher war in ihnen der Tod im Kindbett endemisch.

Im großen Wiener Krankenhaus starben zu der Zeit von Semmelweis auf der geburtshilflichen Abteilung für Aerzte in den Jahren 1841 bis 1846 durchschnittlich 9,92 Prozent, also rund 10 Prozent der Entbundenen. In einzelnen Monaten ging es bis auf 22,5 Prozent. Es war dies die Zeit, wo Wien auf der Höhe seines Ruhmes stand, wo die Aerzte aus aller Herren Länder zu dem berühmten Rokitansky, dem Lehrer der pathologischen Anatomie, strömten und mit den dort infizierten Händen geburtshilfliche Studien trieben. So konnte noch 1867 ein Lefort mit einiger Berechtigung die Forderung aufstellen, man solle alle Entbindungsanstalten schließen!

Jetzt hat sich das Blatt gewendet. Unsre klinische Statistik ist besser als die von Stadt und Land. In meiner Straßburger Klinik hatte ich in sieben Jahren auf rund 6630 Geburten eine Gesamtsterblichkeit an Kindbettfieber von 0,15 Prozent, reine Anstaltssterblichkeit 0,068 Prozent, wenn ich von ersterer Zahl die Personen abziehe, welche fiebererkrankt in die Klinik eintraten. Für Württemberg berechnete ich sie oben auf 0,5 Prozent. Solche Zahlen reden! Daß auch anderwärts auf diesem Gebiet Reformideen Fuß fassen, zeigt mir eine jüngst erschienene Arbeit des berühmten englischen Geburtshelfers Sir William Sinclair, der für Manchester befürwortete, ein munizipales Maternity Home zu schaffen, mit kleinen Häusern im Cottagestil gebaut, die nach Bedürfnis vermehrt werden könnten, wo nur ein kleiner Stab geschulter Hebammen vorhanden wäre und jeder Arzt seine Klienten selbst weiterbehandeln würde. Damit wären auch die Bedenken der Aerzte gegen diese vorgeschlagene Neuerung beseitigt. Ich würde als weiterhin wünschenswert bezeichnen, daß wenigstens ein erfahrener tüchtiger Resident-Assistent vorhanden wäre, der die Aerzte bei der Entbindung ihrer Patienten zu unterstützen hätte. Die Kosten könnten teils vom Staate, teils von der Gemeinde, teils von Privaten aufgebracht werden. Besonders die Gemeinden sind dabei interessiert, denn sie ersparen, wenn Arme eine geburtshilfliche Operation und Wochenbett in diesen Asylen glatt durchmachten, während anderseits ein mehrmonatliches Siechtum in der Armenpraxis große soziale Wunden schlägt.

Da, wo Hebammenschulen und Universitätskliniken vorhanden sind, genügen diese. Man kann ferner den verheirateten Frauen den Eintritt in die Klinik

durch weitgehende Schonung erleichtern, wie es bei uns üblich ist. Daß die Ledigen sich zum Unterricht hergeben müssen, ist ein notwendiges Uebel; dafür genießen sie aber auch in der Klinik die beste ärztliche Hilfe und Pflege unentgeltlich. Was die große Zahl an Entbindungen in den Universitätskliniken für die Ausbildung der Aerzte leistet, zeigt der Unterschied der allgemein geburtshilflichen Schulung der Aerzte in Deutschland und England.

Natürlich würden diese Anstalten und Wöchnerinnenheime nach strengsten Grundsätzen zu leiten sein. Sie dürften weder zu Unterrichts- noch Versuchsstätten werden. Man dürfte die Wöchnerinnen zum Beispiel auch nicht anlocken durch die Aussicht auf schmerzlose Entbindung im Dämmerschlaf u. s. w. Wenn wir auch heute nicht mehr begreifen, daß vor sechzig Jahren die Geistlichen, gestützt auf das Wort Gottes: „Unter Schmerzen sollst du dein Kind gebären", sich gegen den edeln Sir James Simpson wandten, der den Frauen in ihrer schwersten Stunde die wohltätige Wirkung des von ihm eingeführten Chloroforms zuteil werden lassen wollte, so muß heute ebenso dringend vor dem Mißbrauche des Dämmerschlafs gewarnt werden, der nach meiner klinischen Erfahrung schon manchem Kind das Leben gekostet hat.

Nun weigert sich aber vielleicht manche Mutter, die ihr gebotene Wohltat anzunehmen, weil sie ihren Haushalt und ihre andern Kinder nicht verlassen will. Auch für solche Fälle kann zweckmäßige Hilfe geschafft werden. Zur Führung des Haushalts von Frauen, welche erkrankt oder im Wochenbett in einer Klinik oder einem Wöchnerinnenheim sich befinden, hat man vielfach in größeren Städten wie Straßburg Hauspflegerinnen angestellt, welche auf Verlangen von seiten der Armenverwaltung einer Familie zugewiesen werden, wenn der Mann zur Arbeit auswärts ist. Von dieser kostenlosen Einrichtung wird ausgiebig Gebrauch gemacht. Bei Zunahme der Entbindungen außerhalb der Privatwohnung müßte natürlich diese Einrichtung eine immer größere Verbreitung finden.

Weiterhin hätten diese Maternity Homes den Vorteil, daß für die in ihnen befindlichen Wöchnerinnen die Ueberwachung bezüglich nicht zu frühen Aufstehens und der regelrechten Rückbildung des Gebärorgans leichter durchzuführen wäre. Leider wird heutzutage das frühe Aufstehen der Wöchnerinnen vielfach nicht nur gestattet, sondern sogar empfohlen. Man glaubt dadurch einer ungenügenden Rückbildung des Fruchthalters und der Gefahr der Aderverstopfungen und Embolien vorzubeugen. Ich bin entschieden dagegen und bin überzeugt, daß das zu frühe Aufstehen weit größeren Schaden bringt, als Schäden verhütet. In den meisten Entbindungsanstalten besteht mit Recht noch die Einrichtung, frühestens die Wöchnerinnen am achten Tage aufstehen zu lassen und sie am neunten Tag oder zehnten Tag zu entlassen. Nur mit blutendem Herzen muß ich öfter zusehen, daß, wenn die mir zu Gebote stehenden fünfunddreißig Betten für Wöchnerinnen überfüllt sind, die Entbundenen schon am siebenten Tag aufstehen und am achten Tag entlassen werden müssen.

Für solche aus Anstalten entlassene Frauen und Mädchen, welche noch nicht

arbeitsfähig sind, haben wir in Deutschland jetzt an manchen Orten sogenannte „Mütterheime". Frauen, welche zu Hause keine genügende Pflege haben würden, Mädchen, die nicht wissen wohin, können mit ihrem Kinde dort Aufnahme finden, dasselbe stillen und sich kräftigen, bis das Gesetz und die eigne Gesundheit die Arbeitsaufnahme wieder erlaubt.

In der Wochenbettspflege außerhalb der Kliniken kommt es leider nur zu oft vor, daß die Wöchnerin am dritten oder vierten Tag das Bett verläßt, um wieder ihren Haushalt zu besorgen. Die übeln Folgen bleiben nicht aus. Die poliklinischen Sprechstunden für Unbemittelte beweisen zur Genüge, wie jeder erfahrene Frauenarzt weiß, wieviel Schaden den ärmeren Frauen dadurch erwächst. Chronische Entzündungen, Lageveränderungen, Blutungen, ja wahrscheinlich Krebs, worauf ich im nächsten Kapitel noch eingehen werde, kommen sicher nur dadurch in den ärmeren Klassen viel öfter vor, weil diese Frauen nicht in der Lage sind, die völlige Rückbildung des Gebärorgans im Wochenbett abzuwarten. Für die Frauen der besseren Klassen kann ich nach meiner Erfahrung sicher behaupten, daß nach richtig geleitetem Wochenbett und genügend lang eingehaltener Bettruhe derartige Störungen äußerst selten vorkommen.

Auch dem Neugeborenen kommt der Vorteil der klinischen und Heimpflege zugute. In den Anstalten wird prinzipiell das Selbststillen verlangt, wofür bekanntlich Kollege Walcher mit so großer Energie eintritt; ein Gebrauch, von der Natur geboten, welcher zum Nachteil für Mütter und Kinder lange Jahre in Mißkredit gekommen war. Vergleiche ich meine jetzigen Resultate mit den früher hier an der Hebammenschule erzielten, so kann ich mit Freude feststellen, daß der Fortschritt seitdem ein gewaltiger ist. In der Straßburger Klinik konnten in den letzten Jahren 97 Prozent der Mütter ihr Kind satt stillen, d. h. während des neuntägigen Aufenthalts in der Klinik bekamen die Kinder solcher Mütter keine Flasche und 52 Prozent der so gestillten Kinder hatten am Entlassungstage (neunten Tag) das Anfangsgewicht wieder erreicht. Gerade hierin können Klinik und Wöchnerinnenheim viel leisten, denn wenn einmal die erste schwierige Woche des Stillens vorüber ist, dann wird die Mutter auch leichter und lieber weiterstillen; was immer das Natürlichste bleibt und für die Gesundheit von Mutter und Kind das beste ist. In der Praxis erliegen die Hebammen nur zu häufig und zu leicht der Mühe und dem Zeitverlust, welche die Anleitung zum Selbststillen bei jungen Müttern erfordert. Will die Hebamme der Pflicht, die junge Mutter in den Stillberuf einzuleiten, gerecht werden, so braucht sie morgens und abends dazu mindestens je eine halbe Stunde, dazu muß sie die Geduld haben. Die Frage, ob man hier nicht durch Stillprämien für die Mütter und besonders für Hebammen etwas erreichen könnte, ist nach dem Vorgang der Stadt Köln sehr zu überlegen. Jedenfalls muß es Grundsatz in Deutschland sein: „Jede junge Mutter kann und muß stillen." Dann wird die Welt auch endlich durch Erfahrung von dem Aberglauben geheilt, daß fieberhafte Erkrankungen, leichte nervöse Störungen, Arzneien in normaler Menge genommen dem Säugling schaden.

—

Endlich dürfte man sich in Deutschland die Frage überlegen, ob es nicht auch für uns zweckmäßig wäre, wie in Frankreich eine Loi Roussel zu erlassen, wonach eine berufsmäßige Amme zuerst sechs Wochen ihr Kind gestillt haben muß, ehe sie einem andern Kind die Brust reicht.

Fassen wir nun alles über die Hygiene im Wochenbett Gesagte zusammen, so werden Sie mir zugeben, hochverehrte Versammlung, daß gerade in diesem für die Ehefrauen wichtigsten Kapitel des Geschlechtslebens noch außerordentlich viel zu leisten ist! Die praktischen Fortschritte, welche auf den wissenschaftlichen Forschungen der letzten fünfzig Jahre basiert sind, fordern gebieterisch, auch den Armen und Aermsten die Vorteile der Aseptik zuteil werden zu lassen, welche nur ein wohleingerichtetes Krankenhaus zu leisten vermag. Daß unterkunftslose Frauen und Mädchen in Universitätskliniken zur Entbindung aufgenommen werden, findet jedermann selbstverständlich. Schon im Mittelalter gab es öffentliche Entbindungshäuser, deren ältestes das Hotel Dieu in Paris war. Im Jahre 1729 gründete dann J. J. Fried in Straßburg die erste Entbindungsklinik zu Lehrzwecken. Welcher Fortschritt ist seitdem gemacht! Welch enorme Summen verwendet alljährlich der Staat in Deutschland darauf; und die Gemeinden müssen einsichtsvoll im gleichen Eifer nachfolgen.

Die wissenschaftliche Geburtskunde ist im sicheren Fortschritt viel glücklicher als manche andre Wissenschaft. Fest geschlossen fügt sie einen Baustein auf den andern, und auf dem Fundament der Wissenschaft kann auch die praktische Erfahrung sich weiterarbeiten. Wir sind dadurch von Sprüngen, wie sie zum Beispiel die neuere Literatur- und Kunstrichtung machen muß, verschont und haben nicht nötig, mangels genialer Entdeckungen und Leistungen der Gegenwart auf vergangene Jahrhunderte zurückzugreifen und sie mit neuem Aufputz als eignes Fabrikat und Erzeugnis vorzuführen.

Ist nun die Frau leidlich den Gefahren entronnen, welche mit der Fortpflanzungsperiode in Verbindung stehen, so bringen ihr die Wechseljahre, im Gegensatz zur Sturm- und Drangperiode der Jugend, mancherlei Beschwerden teils in physischer, teils in psychischer Beziehung, welche aber im großen und ganzen als physiologische allmählich abklingen, ohne bleibende Nachteile zu hinterlassen. Nur ein weit gefährlicherer Feind droht ihr an der Schwelle dieser Zeitperiode, der Gebärmutterkrebs. Es ist eine statistisch bekannte Tatsache, daß das weibliche Geschlecht doppelt so häufig am Krebs erkrankt als das männliche. Dieses Ueberwiegen ist wesentlich bedingt durch die Häufigkeit des Gebärmutterkrebses. Schon von jeher, aber in der Jetztzeit ganz besonders intensiv, beschäftigen sich die Forscher mit den dieses unheilvolle Uebel bedingenden Ursachen. Der operativen Technik, trotzdem sie in den letzten zwei Jahrzehnten ungeahnte Erfolge aufzuweisen hat, gelingt es bekanntlich nur in einem verhältnismäßig kleinen Bruchteil der Fälle dauernde Heilung zu erzielen. Deshalb wäre die Kenntnis der Ursache behufs besserer Prophylaxe von größtem Wert. Es ist verständlich, daß man in unsrer bakteriologischen Zeit als Krebserreger irgendeinen Bazillus oder eine Sporozoe sucht; und mit riesigem Fleiße ist auf diesem

Wege gearbeitet worden. Bekanntlich besitzen Berlin, Frankfurt, Heidelberg besondere Krebsinstitute.

Vorläufig ist aber noch kein spezifischer Krebserreger gefunden worden, und nach der Anschauung vieler Fachmänner, vor allem des französischen Forschers Borrel, neigt sich gegenwärtig das Zünglein der Wage mehr nach der Seite der Aussichtslosigkeit auf Erfolg zu. Nutzlos sind jedoch diese Arbeiten nicht gewesen, zumal die vielen Tierversuche mit Uebertragung des Karzinoms von einem Tier auf das andre. In welchem Umfang hier gearbeitet wird, mögen Sie daraus ermessen, daß in dem Krebsinstitut zu London an über 100 000 Mäusen Uebertragungsversuche vorgenommen wurden. In der Tat ist es gelungen, Mäuse mit schwachem Virus gegen Einimpfung eines virulenten Tumors immun zu machen. Durch Resorption der Geschwulstpartikel entstehen im Gewebssaft der geimpften Tiere Antikörper. Aehnliche Versuche beim Menschen stehen noch im ersten Stadium der Versuche. Wenn auch der Krebserreger noch nicht gefunden, so ist doch das biochemische Verhalten des Karzinoms weit besser ergründet als früher, und wenn nicht alles trügt, so darf man hoffen, vielleicht auf diesem Wege zu einem Heilmittel für den Krebs zu gelangen: gewonnen durch die Bildung von Antigenen im Körper bei Einbringen spezifisch behandelter Karzinombestandteile in die Gewebsflüssigkeit des Körpers. Aller Voraussicht nach wird aber die operative Entfernung dem Messer zugänglicher Krebse stets das richtigste Verfahren bleiben; die Heilserumbehandlung dagegen wird zur Vorbeugung gegen Rückfälle oder bei von Haus aus inoperabeln Krebsen anzuwenden sein.

Man spricht soviel von Erblichkeit des Krebses und ängstigt dadurch das Publikum in ganz unnötiger Weise. Wenn ein Drittel aller Frauen, ein Sechstel aller Männer an Krebs stirbt, so ist kein Wunder, daß auch in der Deszendenz Familienglieder erkranken, deren Eltern oder Großeltern ein gleiches Leiden, wenn auch in andern Organen, gehabt haben.

Völlig unbewiesen ist die Ansteckungsmöglichkeit bei Krebs! Soviel schon Aerzte, zumal früher vor der Antisepsis, mit verletzten Fingern eine örtliche Krebsgeschwulst betastet haben, so viele Operateure sich bei einer derartigen Operation mit dem Messer verletzten, nie ist ein Fall bekannt geworden, daß ein Arzt einen primären Krebs der Finger oder Hände davongetragen habe!

Auch die Angabe über gehäuftes Vorkommen in gewissen Städten, Straßen, Häusern u. s. w. sind sehr mit Vorsicht aufzunehmen. Die Statistik ist biegsam und zeigt häufig, was sie zu zeigen wünscht.

Ebensowenig glaube ich an ein häufigeres Vorkommen des Krebses jetzt gegen früher; eher müßte das Gegenteil bei unserm heutigen sanitären Vorgehen der Fall sein. Die Zunahme ist nur scheinbar, begründet durch bessere Erkenntnis am Lebenden und häufigere Feststellung beim Toten, vielleicht in geringem Grade auch dadurch, daß andre Todesursachen, Cholera, Typhus, Tuberkulose u. s. w., seltener geworden sind. Dagegen sind uns Frauenärzten einige Momente bekannt, welche vielleicht etwas Licht auf das Wesen der Erkrankung und ihrer Entstehung werfen könnten.

Bekannt ist die durch höheres Alter gegebene Disposition. Vor dem zwanzigsten Lebensjahr kommt Krebs des Gebärorgans kaum vor; am häufigsten vom dreißigsten bis fünfundvierzigsten Lebensjahr und von da ab wieder langsam abnehmend.

Die am sichersten festgestellte Tatsache ist aber der Einfluß der Häufigkeit der stattgehabten Entbindungen. Mit der Zahl der Geburten steigt die Gefahr, später am Krebs zu erkranken; ferner die Tatsache, daß die sozial niederstehende Bevölkerungsklasse, die, welche mit Not, Elend, Hunger kämpft, von diesem Würgengel stärker dezimiert wird als die besseren Stände. Beides ist verständlich. Bei vielgebärenden Frauen, zumal der ärmeren Klassen, bleiben leicht hartnäckige Katarrhe zurück, welche zu Geschwürsbildungen, andauernden Ausflüssen u. s. w. führen. Nun ist auch von andern Körperstellen her bekannt, daß auf dem Boden alter Geschwüre Karzinom entstehen kann. Mangelnde Pflege im Wochenbett, zu frühes Aufstehen, die nur im äußersten Notfall unternommene Konsultation beim Arzt stärken demnach dieses ätiologische Moment bei den unteren Klassen in intensiverer Weise. Weniger klar ist ein weiterer Punkt, welcher mir und verschiedenen meiner Kollegen aufgefallen ist. Im Süden Deutschlands, so besonders in Elsaß-Lothringen, ferner in der Schweiz ist die Zahl der bösartigen Gebärmuttergeschwülste weit geringer als im Norden. Es fiel mir bei meinem Ortswechsel von Süd nach Nord und dann wieder nach Süden besonders auf, daß ich im Norden weit mehr Krebsoperationen hatte. Dagegen kommen im Süden die gutartigen Geschwülste häufiger vor. Am wahrscheinlichsten ist mir, daß dies mit den Ernährungsbedingungen der verschiedenen in Betracht kommenden Volksstämme zusammenhängt. Im Süden ist die durchschnittliche Wohlhabenheit des Volkes eine größere, die Ernährung eine kräftigere. Die bisherigen Erfahrungen über den Chemismus der Krebszelle lassen eine solche Erklärungsmöglichkeit zu.

Auch der Rasse wird ein gewisser, nicht zu unterschätzender Einfluß zugeschrieben. In Amerika bei Negerinnen und in Europa bei Jüdinnen soll das Karzinom entschieden seltener sein. Was sich nun gar nicht verstehen läßt, ist die Tatsache, daß bei dem so überaus häufigen Gebärmuttervorfall Krebs so gut wie nicht vorkommt. Vorfall und Krebs sind die häufigsten Uebel der geplagten Frauenwelt, und doch schließt das eine Uebel das andre so gut wie aus.

Sie sehen, hochverehrte Versammlung, mehr Fragen als Antworten! Wir Aerzte sehnen uns nach dem Erlöser, der Licht in dieses Dunkel bringen wird; er wird dann ein ebenso großer Wohltäter für das Menschengeschlecht sein wie der vorgenannte Semmelweis.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier vor einem Laienpublikum eingehend über die Krankheitserscheinungen des Krebses zu sprechen. Das Unglück ist, daß das Uebel im Beginn, selbst ein bis zwei Jahre lang, so wenig Erscheinungen überhaupt macht; besonders wenn die Frau noch nicht ins Stadium der Wechseljahre eingetreten ist. Blutungen, Ausflüsse, die immer wieder als Symptome gegeben werden, kommen auch bei andern Krankheiten vor, sind also nichts

Spezifisches; und wenn einmal die ominösen, besonders nächtlichen Schmerzen und die Abmagerung eingetreten sind, dann ist es meist zur Hilfe zu spät. Viel leichter werden Frauen jenseits der Wechseljahre rechtzeitig aufmerksam, weil hier jede Blutung verdächtig ist. Da ist hundert gegen eins zu wetten, daß einer derartigen Blutung etwas Bösartiges zugrunde liegt. Gefährlich sind die Gevatterinnen und Nachbarinnen, welche der Patientin einreden, diese Erscheinung sei ganz natürlich und bedeute nur die wiederkehrende Menstruation. Dadurch werden viele Kranke abgehalten, rechtzeitig den Rat des Arztes einzuholen. Der Häufigkeit der Krebserkrankungen und ihren unheilvollen Verheerungen ließe sich einigermaßen vorbeugen, wenn man auch in der Armenpflege es sich zur Aufgabe machte, alle vom Wochenbett herstammenden Katarrhe und Geschwüre sorgfältig und gewissenhaft auszuheilen. Natürlich erfordert das Zeit und Geduld von beiden Seiten, die aber in diesem Falle gewiß nicht vergeudet wäre!

Es hat nun nicht an Bemühungen gefehlt, das Publikum in Wort und Schrift über die alarmierenden Anzeichen aufzuklären, welche eine Krebserkrankung vermuten lassen, und die Patienten zu veranlassen, rechtzeitig die Hilfe des Arztes in Anspruch zu nehmen.

Nach dem verdienstvollen Vorgang von Professor Winter in Königsberg haben zahlreiche wissenschaftliche Gesellschaften Merkblätter an das Publikum und an die Hebammen herausgegeben, um dieselben an die Zeichen der Krebserkrankung und an die drohenden Gefahren zu erinnern. Wenn dies auch auf der einen Seite vielleicht vorübergehend eine gewisse Beunruhigung der Frauenwelt zur Folge hatte, so soll doch an manchen Orten der gewünschte Erfolg nicht ausgeblieben sein. Es haben sich die Kranken in größerer Zahl und früher als vorher bei dem Arzte gemeldet.

Mein früherer Assistent, Professor de Seigneux in Genf, hat den Vorschlag gemacht, alle Frauen sollten selbst graphisch ihr ganzes Frauenleben aufzeichnen. Außer den regelmäßigen Blutungen sollen unregelmäßige Blutungen, Schmerzen dabei, Fluor u. s. w. in Kurven eingetragen werden. Diese Tabellen sollen vom dreißigsten bis vierzigsten Lebensjahre alle sechs Monate, von da ab alle drei Monate dem Arzt vorgelegt werden, und würden ihm eine leichte Uebersicht und sichere Diagnose gestatten.

Der Vorschlag hat entschieden etwas für sich, wenn er auch wohl nur von den besseren, sich genauer beobachtenden Frauen durchgeführt werden würde. Sobald die Diagnose Krebs feststeht, muß sobald als möglich operiert werden. Die primären Heilerfolge der Operation waren beim vaginalen Weg keine schlechten. In der Festschrift des Stuttgarter Aerztlichen Vereins zu dessen fünfundzwanzigjährigem Jubiläum habe ich eine Serie von hundert solcher Operationen mit 2 Prozent Todesfällen beschrieben. Die jetzt bevorzugte abdominelle Methode gibt mehr Todesfälle; da aber hier durch Mitentfernung der Drüsen mehr Dauerresultate erzielt werden, gleicht die erhöhte Mortalität sich zum Teil wieder aus. Die Tatsache steht leider fest, daß von den zur Untersuchung zu

uns kommenden Fällen nur noch gut die Hälfte mit Aussicht auf Dauererfolg zu operieren ist. Rechnen wir die jetzt viel seltener primären Operationstodesfälle und die unvermeidlichen Rückfälle ab, so bleiben nur zirka 10 bis 15 Prozent Dauerheilungen. Eine kleine Zahl, und doch ist sie noch günstiger als bei den Krebsoperationen der Chirurgen an andern Körpergegenden.

Die Frühdiagnose des Leidens von seiten des Arztes ist das einzige Mittel, um bessere Dauerresultate zu erzielen. Die Gepflogenheit mancher Hebammenlehrer, die Hebammen über das Wesen und die Heilmethoden bei Krebserkrankungen sowie überhaupt in Frauenkrankheiten unterrichten zu wollen, scheint mir eher gefährlich als nutzbringend. Jeder klinische Lehrer weiß, wie schwer es oft den jüngeren praktischen Aerzten wird, im Anfang das Uebel zu erkennen, wieviel mehr der im medizinischen Denken und Sehen weit weniger gebildeten Hebamme. Diese sollen bloß angewiesen werden, bei den verdächtigen Erscheinungen die Patientinnen sofort an den Arzt zu weisen.

Das einzig verläßliche Mittel wäre vorläufig, daß die Frauen sich vom dreißigsten Jahr ab alle Halbjahr dem Hausarzt zur Untersuchung vorstellen, der im Zweifelsfall einen erfahrenen Frauenarzt zuzieht.

Den Frauen der weniger bemittelten Klassen stehen in allen größeren Städten unentgeltliche Sprechstunden, in kleineren Gemeinden der Armenarzt zur Verfügung, so daß dieser Vorschlag nicht an Kosten oder an mangelnder Bereitschaft von seiten der Aerzte scheitern dürfte. Zum Vergleich möchte ich daran erinnern, wieviel heute zum Beispiel doch für die Pflege der Zähne geschieht. Man hat Schulzahnkliniken eingerichtet, um die Zähne aller, auch der armen Kinder, rechtzeitig vor dem Kariöswerden zu bewahren, und alle einsichtsvollen Menschen der besseren Stände sind gewohnt, sich regelmäßig dem Zahnarzt zur Kontrolle vorzustellen.

Also wäre dieser Vorschlag für unsre Frauenwelt kein Novum. Noch dringender ist geboten, daß jede Frau, bei welcher sich nach dem Wechsel wieder Blutungen oder stärkerer Ausfluß zeigt, sich sofort dem Arzt zur Untersuchung stellt.

Wir werden auf diese Weise den furchtbaren Würgengel Krebs nicht ausrotten, aber wenn es uns gelingt, 10 bis 20 Prozent der Kranken sechs Monate früher in ärztliche Untersuchung zu bekommen, so ist für die Möglichkeit eines Dauererfolges unsrer Operationen viel gewonnen.

Hochverehrte Versammlung! Es war mir bei der kurzen Zeit nur möglich, einige wenige Punkte im Leben der Frau herauszugreifen, welche mir besonderer Aufmerksamkeit wert schienen und wo die ärztliche Prophylaxe unter Mithilfe des Laienpublikums noch vieles leisten kann.

Die Hauptsache ist und bleibt immer, unsrer weiblichen Jugend einen kräftigen Körper auf den Lebensweg mitzugeben, dann wird das Mädchen und später die Frau mit größerem Erfolg imstande sein, ihren Weibes- und Mutterpflichten zu genügen und auf geistigem Gebiet den Kampf mit dem Mann aufzunehmen, um auch darin, soweit es ihr beschieden ist, ein schönes Ziel zu erreichen.

Was die Vorschläge den Schutz der werdenden Mutter, der Mutter während Erfüllung ihrer Mutterpflichten, den Schutz der Frauen vor dem Würgengel des Krebses anbelangt, so wissen wir Aerzte wohl, daß noch Jahre, Jahrzehnte vergehen werden, bis sie zur Tat und zum Allgemeingut der Welt werden können. Aber wir Aerzte von heute haben dann wenigstens die Genugtuung, den Boden vorbereitet zu haben, auf dem in späteren Jahren die segensreichen Früchte für die unsern ärztlichen Händen anvertraute Frauenwelt reifen werden.

Tagebuchaufzeichnungen

Von

Baron Cramm

Bunsen. 1855 bis 1856.

Für eine ganz besonders glückliche Fügung habe ich es immer gehalten, daß ich im Jahre 1855, als ich, ein ganz junger Student, nach Heidelberg kam, gleich in das Haus des damaligen Ritters Bunsen eingeführt wurde. Bunsen war erst kurz vorher, nachdem er von seinem Posten als preußischer Gesandter in London abberufen war, mit seiner Familie nach Heidelberg übergesiedelt und bewohnte eine am Neckar vor der Stadt gelegene sehr schöne und geräumige Villa Charlottenberg.

Mein väterlicher Freund, der spätere Abt D. Thiele, der längere Zeit als preußischer Gesandtschaftsprediger in Rom gelebt hatte und mit Bunsen befreundet war, hatte mir einen Brief an Bunsen mitgegeben, und wurde der junge Student von der ganzen Familie mit großer Freundlichkeit und Güte aufgenommen. Die Stunden, die ich in dem Bunsenschen Hause mit so vielen hervorragenden und ausgezeichneten Menschen verlebte, sind mir unvergeßlich. Von Bunsen war gerade damals sein kleines Buch „Die Zeichen der Zeit" erschienen, in Briefen an Ernst Moritz Arndt, begeistert eintretend für Gewissensfreiheit, Toleranz und wahrhaft evangelischen Glauben, vielfach gerichtet gegen den auch von Bunsen als Gelehrter und Charakter hochgeschätzten Stahl. Es war ein heißer Kampf und die Geister platzten scharf aufeinander — in allen Blättern las man täglich für oder wider Bunsen. Obgleich die geistige Atmosphäre, in der ich als Knabe und Jüngling gelebt, eine ganz andre war als die im Bunsenschen Hause, so fühlte ich mich doch ungemein angezogen von dem geistvollen Manne, dessen Wärme und Empfindungstiefe, dessen sprudelnde Lebendigkeit hinreißend war. Ich habe nie einen schöneren alten Mann gesehen wie Bunsen. Die feingeschnittenen Züge, das wunderbar helle, klare blaue Auge, das so freundlich blicken und so feurig blitzen konnte, ließen ihn jugendlich erscheinen und nur das weiße Haar und nur die zur Wohlbeleibtheit neigende Figur ließen auf sein Alter schließen. Bunsen war damals vierundsechzig Jahre alt. Seine

vortreffliche Gemahlin, eine geborene Miß Waddington, ist ja durch die Herausgabe ihrer Briefe erfreulicherweise in den weitesten Kreisen bekannt geworden, und sie verdient es, neben ihm genannt zu werden, da sie seine Mitarbeiterin, sein Glück und sein Trost war zu aller Zeit. Von den Bunsenschen Kindern waren drei Töchter, Franziska, Theodora und Mathilde, im elterlichen Hause und Theodoras Zwillingsbruder Theodor. Die übrigen Kinder, Ernst, Henry, Charles, Georg, Emilie und eine an Mr. John Harford verheiratete Tochter Marie, waren nur besuchsweise in Heidelberg, doch hatte ich die Freude, alle, wenn auch nur flüchtig, kennen zu lernen. In späteren Jahren bin ich mit Georg von Bunsen oft zusammengetroffen in gleichen humanitären Bestrebungen. Er war eine durch und durch vornehme Natur, eine Zierde der liberalen Partei, und sein Tod hat in den weitesten Kreisen, auch in dem seiner politischen Gegner, schmerzlichstes Bedauern erregt. Seine geistvolle Tochter Marie hat ihm durch seine Lebensbeschreibung das schönste Denkmal gesetzt.

Das Bunsensche Haus bildete in Heidelberg den Mittelpunkt einer sehr interessanten, vielseitigen Geselligkeit. Staatsmänner, Gelehrte und Künstler gingen ein und aus, dazwischen junge Studenten und wieder vornehme Fremde, besonders Engländer, die nach Heidelberg kamen, um den Sommer in der herrlichen Gegend zu genießen oder im Winter an dem sehr animierten Karneval teilzunehmen. Bei den englischen Familien, die Bunsens wegen nach Heidelberg kamen, war man sicher, daß sie den besten Gesellschaftskreisen angehörten und nicht zu jener bedenklichen Schar zählten, die im Sommer die Hotels unsicher macht und an manchen Orten sich zu wenig empfehlenswerten Kolonien zusammenfindet. Im Sommer 1856 war zu längerem Besuche im Bunsenschen Hause der alte Ritter Neukomm, dem zu Ehren sehr viel musiziert wurde und dessen Kompositionen, die in England sich größter Beliebtheit erfreuten, mir damals eigentlich erst bekannt wurden. Nach seiner Gewohnheit war Neukomm eines Tags, ohne jemand Lebewohl zu sagen, verschwunden. Die Hausgenossen merkten es wohl, wenn die Zeit seiner Abreise nahte. Es durfte aber niemand davon sprechen oder auch nur eine Andeutung machen. Das war eine alte Regel.

Zur selben Zeit verkehrte auch Joseph Joachim, der einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Heidelberg machte, im Bunsenschen Hause. Dort sah und hörte ich ihn zum ersten Male, und ich erinnere mich des Tages, als ob es gestern gewesen.

Es war ein Nachmittagsempfang bei Frau Bunsen, und ein großer Kreis hatte sich versammelt. Heinrich von Gagern mit Frau und Tochter, seine Schwester Baronin Bechtolsheim mit zwei sehr hübschen Söhnen und einer wenig hübschen, aber höchst amüsanten und gescheiten Tochter, die verwitwete Fürstin Hohenlohe-Bartenstein, geborene Prinzessin Auersperg, mit ihrer sehr reizenden Tochter Luise, der englische Admiral Knox mit Familie, verschiedene vornehme Engländer, Robert von Mohl mit Frau und Tochter Anna, später Gemahlin des berühmten Helmholtz, und viele andre.

In der Türe des Saales sah ich einen großen jungen Mann mit üppigem Haarwuchs, grobgeschnittenen Zügen, aber geistvollem Auge, in sehr bescheidener

Haltung sich mit Franziska Bunsen eifrig unterhalten. Ich fragte eine neben mir stehende Dame, ob sie den Herrn kenne, was sie verneinte. Niemand in unsrer Nähe wußte, wer er sei. Doch lange sollten wir nicht im Zweifel bleiben. Fräulein Bunsen setzte sich an den Flügel, der junge unbekannte Mann stellte sich neben sie mit der Geige im Arm, und nach den ersten Strichen auf seinem Instrumente wußten wir, daß er kein andrer sein konnte als der unvergleichliche, unübertroffene Meister Joseph Joachim. Ich habe in späteren Jahren und bis zuletzt Joachim oft gehört, früher wiederholt mit Klara Schumann, und ihr Zusammenspiel ist mir immer als das Vollkommenste edler, reiner, zu Gott erhebender Musik erschienen — einen so gewaltigen Eindruck habe ich aber nie wieder gehabt wie bei diesem ersten Hören. Die große freudige Ueberraschung mag das ihre dazu beigetragen haben, denn wer hätte in dem jungen bescheidenen Manne, den man eher für einen Studenten der Theologie hätte halten können, den großen Künstler gesucht, dessen Ruhm schon damals alle Welt erfüllte.

Auch Moscheles lernte ich im Hause Bunsen kennen, doch war sein Erscheinen nur ein vorübergehendes. Nie war ich aber in dem Bunsenschen Hause, und es war sehr oft, daß man mir gestattete, dort zu weilen, ohne den Dr. Charles Meyer zu finden, den alten treuen Freund, der durch lange Jahre mit Bunsens eng verbunden war. Meyer war schon in Rom mit ihnen zusammengetroffen, war später mit ihnen zusammen in London, wo er als deutscher Sekretär und Bibliothekar des Prinzen Albert, Gemahls der Königin Viktoria, wirkte, und lebte, als ich ihn in Heidelberg kennen lernte, seinen Studien in der schönen Neckarstadt. Später ist er nach Berlin übergesiedelt, wo er auch verstorben ist.

Ich habe nach meinem Fortgange von Heidelberg das ehrwürdige Bunsensche Paar nicht wiedergesehen. Ihr Bild und das Bild ihrer wahrhaft idealen christlichen Häuslichkeit ist aber so lebendig in meinem Gedächtnisse geblieben, als hätte der Verkehr nie aufgehört. Mit immer gleichem Interesse verfolgte ich den Lebensweg beider Gatten, die ihren Wohnsitz bald nach meinem Abschiede von Heidelberg nach Bonn verlegt hatten. Dort starb Bunsen schon am 28. November 1860. Noch in den letzten Jahren seines Lebens hatte er die Genugtuung, daß König Friedrich Wilhelm IV., den er sein Lebenlang so treu geliebt, ihm die unzweideutigsten Beweise seiner Verehrung und Hochachtung gab und seiner immer gleichgebliebenen Freundschaft, die nie der Umstand gestört hat, daß politische Strömungen in Berlin die Oberhand bekamen, die Bunsens Verbleiben in einer diplomatischen Stellung unmöglich machten. Es ist gewiß zu beklagen, daß Bunsen nicht in seinem Vaterlande eine seinen hervorragenden Gaben entsprechende Stellung bekleidet hat.

Auch seine Freunde und Verehrer müssen anerkennen, daß Bunsen zum Diplomaten nicht geschaffen war und daß seine Erfolge in seiner amtlichen Tätigkeit keine großen gewesen sind. Er war kein Staatsmann, wie Preußen ihn bedurfte. Aber daß alle seine Handlungen den lautersten und edelsten Motiven entsprangen, wird niemand bezweifeln, der das Glück gehabt hat, mit ihm in Beziehungen zu treten. Von seinen Kindern lebt, soviel mir bekannt, nur noch

die Tochter Emilie, die im Mai das achtzigste Lebensjahr vollendete. Von seinen Großkindern lebt Sir Maurice Bunsen, der einzige Sohn seines zweiten Sohnes Ernst, als englischer Botschafter in Madrid. Ein Sohn von Georg von Bunsen lebt in Cambridge, ein zweiter, ehemals kaiserlich deutscher Bezirksamtmann, in Holstein. Am würdigsten aber wird in Deutschland der Name Bunsen repräsentiert durch Georg von Bunsens älteste Tochter Marie, die, wie schon erwähnt, eine Biographie ihres Vaters geschrieben und auf den verschiedensten Gebieten als Schriftstellerin sich einen Namen gemacht hat.

Garibaldi. 1876.

Früher hieß es immer, es sei etwas ganz Absonderliches, wenn man in Rom gewesen und den Papst nicht gesehen habe. Jetzt erscheint es ebenso merkwürdig, wenn man in Rom war und hat Garibaldi nicht gesehen. Ich hatte die Idee schon vollständig aufgegeben, bei meinem diesjährigen Aufenthalt in Rom den berühmten Patrioten zu sehen, da er seit Monaten schwer an Gicht leidend gewesen und alle Besuche abgelehnt habe. Bei einem Spaziergange, der mich vor die Porta Pia führte, kam ich an der Villa vorüber, welche die Stadt Rom Garibaldi zur Verfügung gestellt hat, und wollte mir wenigstens das Haus, in dem er wohnte, von außen betrachten und einen Blick in den Garten werfen. Die einfache Villa mit einer Säulenhalle davor liegt in einem großen Garten, der, wie in Rom üblich, von einer hohen Mauer umgeben ist, so daß nur das eiserne Gitterwerk des Tores einen Einblick in das Innere gestattet. Ich bewunderte die Pracht der üppig blühenden Rosen, die mit ihrem Dufte die ganze Luft erfüllten, halb und halb in der Hoffnung, ich möchte Garibaldi erblicken, der doch gewiß dann und wann in seinem herrlichen Garten spazierengehen müßte. Da bewegte sich etwas hinter den Büschen, und schon glaubte ich meinen Wunsch erfüllt zu sehen, als ein alter Gärtner aus dem Gebüsche hervortrat und mir in seinem norditalienischen Patois mitteilte, der General empfinge um diese Stunde nicht, wohl aber nachmittags zwischen vier und fünf Uhr. Das war mir eine sehr erfreuliche Nachricht, und ich versicherte den Alten, daß ich nicht verfehlen würde, in den nächsten Tagen seinem Herrn meinen Besuch zu machen.

Schon am nächsten Tage, Schlag vier Uhr, stand ich vor der Villa Garibaldis. Mein Wagen blieb auf der Straße, auf der schon einige andre mehr oder minder elegante Gefährte hielten. Der alte Gärtner von gestern öffnete auf mein Klingeln das Gartentor, und so schritt ich denn durch den anmutigen, wohlgepflegten Garten dem Hause zu.

In der Säulenhalle vor dem Hause fand ich schon eine große Menge Menschen versammelt, ausschließlich Italiener, nicht gerade sehr distinguierte Erscheinungen. Ein Mann war da mit einem großen Korbe voll Weinflaschen, die er offenbar dem General als Geschenk bringen wollte; mehrere Damen mit Briefen in der Hand warteten ebenfalls. Die Türe, die aus der Halle in das Haus führt, war fest verschlossen. Ich zog die Glocke. Erst nach einiger Zeit

wurde die Türe ein wenig geöffnet, und der sehr unfrisierte Kopf einer Magd ließ sich sehen. Was ich wollte? Dem General meinen Besuch zu machen sei ich gekommen, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Die Dienerin erbat sich nun meine Karte und verschwand hinter der wieder fest geschlossenen Türe. Die vor mir Angemeldeten wurden zum Teil empfangen, so der Mann mit dem Korbe Wein, zum Teil abgewiesen mit dem Bescheide, der General könne sie heute nicht empfangen. Das schien mir ziemlich bedenklich, und die Zeit des Wartens kam mir recht lang vor. Endlich aber erschien der weibliche Portier, um mir zu sagen, daß der General mich bitten ließe. Durch einen engen Gang wurde ich zu der schmalen, steilen Treppe geführt, die im Vorzimmer des Empfangssaals endete. Der Saal war ein großer Raum mit Fenstern nach zwei Seiten, durch die heruntergelassenen Jalousien ziemlich dunkel. Ein eisernes Feldbett stand in der Mitte des Saals, dessen ganze Einrichtung sehr einfach, fast dürftig war. Einige Tische, mit Büchern und Karten bedeckt, einer mit einer großen Schüssel voll Makkaroni und verschiedenen strohumflochtenen Flaschen, wahrscheinlich das Geschenk des Mannes mit dem Weinkorbe, einige Stühle und ein Schrank waren das ganze Mobiliar.

Nun stand ich vor dem berühmten, viel vergötterten und viel geschmähten Mann, dem Abgott Jung-Italiens! Ein kranker, gebrochener Mann! Garibaldi in dem historischen Kostüm, rote Bluse, graue Beinkleider, den mexikanischen Poncho über den Schultern, ein Käppchen auf dem Kopfe und ein Foulard um den Hals, lehnte auf zwei Krücken, und die Hand, die er mir reichte, war von der Gicht ganz verkrüppelt. Die feinen Züge, von dem grauen Barte umrahmt, zeigten eine krankhafte Blässe, und nur das helle Auge hatte den alten Glanz und wunderbaren Ausdruck von unbefangener Friedlichkeit und felsenfester Energie.

Ich sagte dem General, wie sehr ich ihm dankbar sei, daß er mir die Gelegenheit gegeben habe, ihn persönlich zu begrüßen und mich persönlich von seinem Befinden zu überzeugen. Garibaldi antwortete mit echt italienischer Liebenswürdigkeit und sagte, daß es ihm besonders erfreulich sei, von einem Deutschen besucht zu werden, da meine Landsleute, die ihm seine Teilnahme für Frankreich im letzten französischen Kriege nicht verzeihen wollten, nur selten zu ihm kämen. Er hege aber die wärmsten Wünsche für Deutschlands Wohlergehen und sei überzeugt, daß Deutschland und Italien stets Hand in Hand gehen würden und eine lange Zeit des innigsten Verständnisses und festen Verbundenseins die Erinnerung an frühere Feindschaft und den alten Haß ganz verwischen würde. Der Haß Italiens habe sich ja auch eigentlich nie gegen die Deutschen, sondern gegen Oesterreich gerichtet.

Eine Viertelstunde etwa dauerte unsre Unterredung, bei der allerlei Themata berührt wurden. Ganz besonders interessierte sich Garibaldi zurzeit für eine Regulierung der Tiber, von der er Großes erwartet, Tausende von Feldern sollen zu fruchtbarem Lande gemacht werden durch Entwässerung von Sümpfen, und wo jetzt Fieber ausatmende Moräste, sieht er üppige Felder mit wogendem

Getreide. Auch über die Fortschritte, die der rationelle Weinbau in Italien macht, sprachen wir, und auch auf diesem Gebiete erwartet man einen großen Aufschwung. Der alte Herr wurde ganz erregt bei dem Gedanken, wieviel noch geschehen müsse und auch geschehen werde zur Hebung seines schönen Vaterlandes, dem ja in vieler Beziehung Deutschland zum Vorbilde dienen könne.

Wie ich merkte, daß längeres Sprechen den alten Herrn sehr angriff, empfahl ich mich ihm, und mit einem warmen Händedruck entließ Garibaldi mich, indem er nochmals versicherte, wie große Freude ihm mein Besuch gemacht habe.

Unten öffnete die Magd wieder die Türe und zugleich aber auch die Hand, um das sehr gern gegebene Trinkgeld in Empfang zu nehmen. Auch am Gartentore zeigte sich der alte Gärtner, der sich als ein Invalide aus Garibaldis Scharen vorstellte, und war offenbar sehr zufrieden mit der Lira, die ich ihm in die Hand drückte, als Dank dafür, daß er die Veranlassung meines Besuchs bei dem General gewesen.

Pius IX. 1877.

Mehrfach habe ich in Rom teilgenommen an den Empfängen des Papstes Pius IX., und immer wieder war ich gerührt durch die liebenswürdige, gütige Art, mit welcher der Heilige Vater die Erschienenen ansprach, während er wußte, daß eine große Anzahl derselben nicht zu seiner Herde gehörte. Keine Audienz steht mir aber lebhafter in Erinnerung als die vom 14. März 1877, am Geburtstage des Königs Viktor Emanuel und des Kronprinzen Humbert.

Eine große Menge war erschienen, und im Audienzsaale versammelt, harrte sie des Erscheinens des Papstes. Nur flüsternd unterhielt man sich — es herrschte eine weihevolle Stille, und als der ehrwürdige Greis, freundlich lächelnd, in den Saal trat, war wohl niemand, der nicht einen tiefen Eindruck von der Persönlichkeit des obersten Bischofs der katholischen Kirche hatte. Der Papst hielt eine französische Ansprache, in der er seiner Freude Ausdruck gab, so viele Andächtige versammelt zu sehen, wenn er wohl auch wisse, daß manche unter ihnen nicht ihm gehörten — aber seinen Segen erteile er ihnen doch, auch ihren entfernten Verwandten und Lieben, die gewiß nicht den Segen eines alten Mannes verschmähen würden. Dann zuckte Pius die Schultern, und mit einem Lächeln, als ob er um Entschuldigung bitte für das, was er sagte und sagen müsse, fuhr er fort: „Mais il est vrai, pour aller au ciel, il faut être catholique! Mais j'espère que le bon Dieu vous menera et que nous nous retrouverons tous là-haut!"

Beim Cercle, den der Papst dann in liebenswürdigster Weise machte und bei dem er jedem der Vorgestellten einige freundliche Worte sagte, kamen einige spaßhafte Szenen vor, die den Heiligen Vater sichtlich amüsierten.

Ein alter, sehr würdig aussehender Amerikaner, dem der Papst die Hand zum Kusse reichte, nahm diese, schüttelte sie kräftig und sagte: „God bless you, Sir!"

Eine Dame, auch Amerikanerin, die der Papst fragte, ob sie katholisch sei, antwortete ganz empört: „O no!"

Sehr häufig kam auf die Anrede des Heiligen Vaters ein: „Oui!“ oder „Non, Monsieur.“ Neben mir stand ein Freund, auch evangelisch, der ein kleines Kruzifix für eine katholische Verwandte hatte weihen lassen. Der Papst hatte das sofort bemerkt und sagte: „Je vois quelque chose qui m'appartient! Vous m'appartenez, Monsieur, vous m'appartenez!“ Mein Freund küßte schweigend die ihm gereichte Hand, da er nicht nötig fand, den Irrtum aufzuklären. Mir sagte der Papst: „Ce n'est pas la première fois que j'ai le plaisir de vous voir, Monsieur le baron. Vous êtes souvent à Rome.“

Am begeistertsten von allen Anwesenden war ohne Zweifel eine französische Dame, Madame Dusautoy, die Witwe des unter Napoleon III. zum Millionär gewordenen politischen Schneiders, die mit ihrer Kammerfrau der Audienz beigewohnt hatte, und ihre Begeisterung reichte so weit, daß sie einem der diensttuenden Schweizer ein Zwanzigfrankenstück in die Hand drückte.

Es war das letztemal, daß ich Pius IX. gesehen! Im Dome zu Sevilla erfuhr ich seinen am 7. Februar 1878 erfolgten Tod, in der kleinen Kapuzinerkirche zu Tanger in Marokko wohnte ich am 15. Februar einem Trauergottesdienste für ihn bei, und als ich im März nach Rom kam, war bereits Leo XIII. das gekrönte Haupt der katholischen Christenheit.

Madrid. 1878.

Am 13. Januar von Paris in Madrid angekommen. Schon am nächsten Tage suchte ich den Sekretär der Presidencia del consejo de Ministros, Herrn Saturnino Esteban Collantes, Sohn des Justizministers Calderon y Collantes auf, um ihn zu bitten, mir eine Audienz bei dem Ministerpräsidenten Canovas de Castillo, dem ich durch den spanischen Botschafter in Paris empfohlen war, zu erwirken, was Herr Collantes bereitwilligst versprach. Er erwähnte aber, daß der Ministerpräsident in dieser Zeit, kurz vor der Vermählung des Königs, ganz außergewöhnlich in Anspruch genommen sei, ich also entschuldigen müsse, wenn ich nicht in nächster Zeit empfangen würde.

Aber schon am folgenden Morgen erhielt ich ein Billett des Herrn Collantes mit der Mitteilung, daß der Ministerpräsident sich freuen werde, mich um zwei Uhr nachmittags desselben Tages bei sich zu sehen.

Pünktlich zu der mir festgesetzten Zeit war ich im Palais der Presidencia, und nachdem ich dem Portier begreiflich gemacht hatte, daß ich von dem Konseilpräsidenten erwartet werde, wurde ich von einem Diener durch eine Reihe von Zimmern in einen langen Saal geführt, in dem sich mehrere Herren befanden, welche gleich mir des Empfanges harrten. Nach wenigen Augenblicken erschien Herr Collantes, um mir zu sagen, daß augenblicklich der Kriegsminister bei Seiner Exzellenz sei, daß ich aber nach Beendigung der Konferenz sofort empfangen würde.

Etwa eine kleine Viertelstunde mochte vergangen sein, bis Herr Collantes wieder erschien, um mich zu seinem Chef zu führen. Der Ministerpräsident kam mir aufs artigste schon im Vorzimmer entgegen und führte mich, wegen der Ver=

zögerung um Entschuldigung bittend, in einen großen hellen, sehr elegant ausgestatteten Salon, in welchem wir am Kamine, bei der jetzigen Jahreszeit jedenfalls der angenehmste Platz, auf bequemen Sesseln uns niederließen. Canovas de Castillo vollendet erst im nächsten Monate sein fünfzigstes Lebensjahr. Man wird ihn aber, wenn man ihn nur sieht und nicht sprechen hört, für älter halten. Sein Haar und der kurzgeschnittene Schnurrbart sind stark ergraut, die Stirne ist voll Falten. Seine Figur ist von mittlerer Größe, den Kopf trägt er etwas vorgebeugt. Der Eindruck ist aber sofort ein andrer, wenn er zu sprechen beginnt. Da ist man wieder versucht, ihn für jünger zu halten, als er in der Tat ist. Er spricht schnell und sehr lebhaft, in kurzen Sätzen, klar und deutlich. Wir unterhielten uns in französischer Sprache, da der Präsident des Deutschen nicht mächtig ist und ich mit meinem Spanischen nicht gerade Staat machen kann. Ich gab zunächst meinem Danke Ausdruck, daß Herr Canovas mich trotz der ungeheuern Geschäftslast, die auf ihm ruhe, mich so bald empfangen habe und versicherte, daß mir diese Ehre unvergeßlich sein werde. Der Präsident erwiderte sehr liebenswürdig und gab mir einen Einblick in seine augenblickliche Tätigkeit. Natürlich sind in erster Linie die laufenden Geschäfte des Ministerpräsidenten zu erledigen, die allein schon eine volle Arbeitskraft beanspruchen. Dazu die Sitzungen der Cortes und last, not least die Vermählung des Königs mit allem, was drum und dran ist. Herr Canovas sagte mir, daß man vielfach behauptet habe, er sei ein Gegner der Heirat des Königs mit seiner Cousine von Montpensier. Das sei aber unrichtig. Allerdings habe man aus politischen Gründen, als die Frage der Verheiratung des Königs ventiliert worden sei, nicht an eine Prinzessin aus bourbonischem Stamme gedacht, sondern an eine deutsche Fürstentochter. Die spanische Regierung habe vorzüglich ins Auge gefaßt die Prinzessin Isabella von Bayern, Tochter des verstorbenen Prinzen Adalbert von Bayern und der Infantin Amalie, Schwester des Königs Franz von Assisi, also eine rechte Cousine des Königs Alfonso, dann die Prinzessin Mathilde von Sachsen, älteste Tochter des Prinzen Georg von Sachsen und Nichte des Königs Albert. Irgendwelche Schritte seien aber in dieser Angelegenheit bei den betreffenden Höfen nicht geschehen, da die beiden Prinzessinnen eben erst das vierzehnte Lebensjahr vollendet hätten. Als sich nun aber die Herzensneigung des Königs seiner Cousine Mercedes von Montpensier zugewandt hätte, seien die Heiratsprojekte natürlich in ein andres Stadium getreten. Es ist ja nicht nur für gewöhnliche Sterbliche, sondern auch für einen König das größte Glück, wenn er bei der Wahl seiner Lebensgefährtin nur dem Zuge seines Herzens folgen kann, und Canovas ist ein zu tiefer Menschenkenner, als daß er nicht sofort eingesehen, wie alle politischen Bedenken unter diesen Umständen einer wahren Liebe gegenüber schwinden müßten. Niemand aber erhoffe sehnlicher als er, daß diese Verbindung dem jugendlichen Monarchen, dem manche schwere Stunde bevorsteht, das reinste und ungetrübteste häusliche Glück bringen möge. Canovas sagte mir, daß die Abneigung einiger, sonst dem Könige sehr ergebener Kreise gegen diese Heirat der Furcht vor einem Einflusse des Herzogs von Montpensier auf die spanische

Politik entspringe. Bei dem entschiedenen und klaren Festhalten des Königs an dem konstitutionellen Prinzip halte er diese Furcht für ganz unbegründet. Man möge im übrigen über die Prinzen des Hauses Orleans denken wie man wolle, eins stehe fest, daß alle Nachkommen Louis Philippes ein musterhaftes Familienleben führten und in Freud und Leid fest zusammenhielten. Von einer Tochter dieses Hauses dürfe man annehmen, sie wisse, daß es nicht zweierlei Maß gebe für die Fürstin und die Frau. Canovas ist überzeugt, daß die künftige Königin nie den Versuch machen wird, in politischen Fragen Einfluß auf ihren Gemahl auszuüben und daß aus dieser Verbindung politische Schwierigkeiten keinesfalls entspringen werden.

Unsre Unterhaltung drehte sich dann noch besonders um die Herren der deutschen außerordentlichen Botschaft, deren Auswahl in jeder Beziehung hervorragend und für Spanien schmeichelhaft sei. Der Führer der deutschen Mission, General von Goeben, geborener Hannoveraner, hat in seiner Jugend im spanischen Heere gedient und ist in Madrid eine ebenso bekannte wie populäre Persönlichkeit. Seine Biographie wird von allen größeren spanischen Zeitungen gebracht. Er ist begleitet von zwei Flügeladjutanten des Kaisers, Oberst von Alten, Kommandeur des Regiments der Gardedukorps, ein geborener Hannoveraner und einziger Sohn des Grafen von Alten-Wilkenburg, und Oberstleutnant von Bülow, erstem Militärattaché der deutschen Botschaft in Paris, einem Hauptmann vom Generalstabe von Weise und zwei Leutnants, dem Erbprinzen Karl Egon von Fürstenberg und dem Grafen Hohenau, Sohn des verstorbenen Prinzen Albrecht aus seiner zweiten Ehe mit Fräulein von Rauch. Canovas sagte mir, daß man in Spanien besonders erfreut sei über die Aufmerksamkeit des Kaisers und schlösse daraus wohl mit Recht auf die Sympathien, die der Kaiser dem jugendlichen Könige entgegenbrächte.

Nachdem Herr Canovas mir noch versprochen hatte, dafür zu sorgen, daß mir die nötigen Einladungen u. s. w. zugingen, verließ ich ihn mit dem Gefühle, eine bedeutende und sehr sympathische Persönlichkeit kennen gelernt zu haben, deren Verbleiben an leitender Stelle für möglichst lange Zeit Spanien zu wünschen ist.

In liebenswürdigster Weise erfüllte der Ministerpräsident sein Versprechen, so daß ich allen festlichen Veranstaltungen bei der Vermählungsfeier des Königs beiwohnen konnte.

Dem Könige und der jungen Königin wurde ich durch den deutschen Gesandten Grafen Hatzfeld vorgestellt. Alfonso XII., geboren 28. November 1857, ist noch nicht einundzwanzig Jahre alt; klein und zierlich gebaut, sieht er eher noch jünger aus, als er ist. Die Königin Mercedes, 24. Juni 1860 geboren, ist noch nicht achtzehn Jahre alt, ist ziemlich stark und groß. Man würde sie für wenigstens vierundzwanzig Jahre alt taxieren. Beide Herrschaften sprachen Französisch, obgleich sie des Deutschen vollkommen mächtig sind und sich als Brautleute, damit die Umgebung nichts verstehen könne, meist deutsch unterhalten haben sollen. Die Königin machte die übliche Konversation, der König sprach

eingehender, in sehr natürlicher, liebenswürdiger Weise. „Vous êtes journaliste, Monsieur le baron,“ begann er die Unterredung, worauf ich ihm erwiderte: „Non, Sire, ce n'est que la sympathie pour Votre Majesté, qui m'a fait journaliste pour quelques jours.“ Auf die Frage des Königs, wie das komme, erzählte ich ihm, daß ich für einen Freund, der über die Vermählungsfeier der „Nationalzeitung“ habe berichten sollen, aber durch die Verhältnisse in Paris verhindert sei, nach Madrid zu reisen, die Berichterstattung übernommen habe.

Es interessierte den König, zu erfahren, daß ich ihn im Mai 1873 bei einer Vorstellung des „Egmont“ im Burgtheater zu Wien gesehen hätte. Er war damals sechzehn Jahre alt und trug die Uniform des Theresianums, saß mit seiner Schwester, der Gräfin von Girgenti, in einer Parkettloge, während ich, damals Hofmarschall eines deutschen regierenden Fürsten, in einer kaiserlichen Loge der nicht gerade hervorragenden Aufführung des „Egmont“ beiwohnte. Der König sagte mir, daß er fast nie die Vorstellung eines klassischen Dramas versäumt habe und wie er immer noch gern der in Wien verlebten Zeit gedenke.

Den Erzieher des Königs, jetzt sein Privatsekretär, Grafen Morphy, hatte ich in einer Soiree beim Ministerpräsidenten kennen gelernt und machte ihm, nachdem ich vom Könige entlassen war, meinen Besuch. Graf Morphy, der seine Wohnung im Palaste hat, war so liebenswürdig, mir viel über seinen königlichen Zögling zu erzählen. Er rühmte den klaren Verstand des Königs, seinen bon sens, seine Pflichttreue und sein gutes Herz. Schon als ganz junger Knabe habe er begriffen, was es heiße, einmal König eines großen Landes zu sein. Von jeher sei er sich seiner Pflichten fast mehr bewußt gewesen als seiner Vorrechte. Den Wert einer offenen Aussprache kenne er sehr wohl und er schätze die Männer am höchsten, die ihm ungeschminkt ihre Meinung sagten. Graf Morphy stellt den Konseilpräsidenten Canovas sehr hoch und ist überzeugt, daß zwischen ihm und dem Könige vollste Harmonie bestehe und hoffentlich zum Segen des Landes und der Dynastie weiterbestehen werde. Wie bereit der König sei, persönliche Gefühle zu unterdrücken, wenn politische Fragen dies verlangten, habe er bewiesen, als er zugelassen, daß die Königin Isabella, seine Mutter, die er zärtlich liebe, zu den Vermählungsfeiern nicht eingeladen wurde. Die Königin aber hatte durch ihr Verhalten gegen Don Carlos und durch Briefe, die im Pariser „Figaro“ veröffentlicht waren, in Spanien großen Anstoß erregt. Graf Morphy vertraute mir, daß er ebenso wie Canovas früher aus politischen Gründen eine andre Königin für Spanien gewünscht habe, aber auch er hält es für das größte Glück, daß der König bei Schließung einer Ehe nur seinem Herzen folgen könne. Donna Mercedes sei aber seiner in jeder Beziehung würdig, und das glückliche Familienleben, das sie im Hause ihrer Eltern genossen, werde ihr für die Zukunft sicher ein Vorbild sein.

Sicherheit und Schutz des Publikums auf Reisen

Von

O. v. Mühlenfels, Eisenbahndirektionspräsident a. D. in Berlin

Mit Recht erwartet der Reisende, der sich den Eisenbahnen anvertraut, von diesen Sicherheit und Schutz nicht nur gegen die Gefahren, die mit dem Eisenbahnbetrieb unmittelbar verbunden sind und deren Beseitigung bekanntlich der Gegenstand unausgesetzter Bemühungen der Eisenbahnverwaltungen bildet, sondern auch gegen alle andre Gefahren, die Leib und Leben auf der Reise bedrohen könnten. Unter diesen spielen leider die Verbrechen eine traurige Rolle. Immer wieder wird das Publikum aufgeregt durch Nachrichten von räuberischen Ueberfällen auf arglose Reisende, die, in ihrem Abteil sitzend, von plötzlich eingedrungenen oder bis dahin sich als harmlose Reisende gebärdenden Verbrechern bedroht und beraubt werden. Noch schrecklicher in ihren Wirkungen sind oft die Verbrechen, die durch Beschädigungen des Bahnkörpers oder andre Hindernisse ganze Züge zum Entgleisen bringen, um so entweder Rache zu üben oder einfacher Mord- und Raublust zu frönen. Im wilden Westen von Amerika sind es nicht selten organisierte Räuberbanden, die ganze Züge zum Stillstand bringen und ihre Insassen berauben. Auch in den einsamen Landschaften Rußlands kommen solche Fälle vor. Aber auch die belebtesten Gegenden sind nicht ganz sicher vor ähnlichem Treiben; erst kürzlich wurde aus Cannes gemeldet, daß dort ein Mann verhaftet sei, der im Expreßzuge Monte Carlo versucht hatte, zwei Reisende mit Chloroform zu betäuben und auszurauben. Die Polizei habe festgestellt, daß der Verbrecher einer internationalen Bande angehöre, die ihr Diebeshandwerk zumeist in Eisenbahnzügen betreibt. Selbst in den Spätzügen der Berliner Stadtbahn machen Einzelberaubungen schlafender Personen der Bahn- und Kriminalpolizei fortgesetzt zu schaffen.

Wenn nun auch die Eisenbahnverwaltungen die Entstehung des verbrecherischen Willens nicht verhindern können, so ist es doch wohl der Mühe wert, zu untersuchen, welche Mittel es gibt, um die Verübung von Verbrechen an und im Zuge tunlichst zu verhüten, den Zug und seine Insassen vor verbrecherischen Angriffen zu schützen.

Der Reisende ist, sobald er den Bahnhof, mehr aber noch, sobald er den Zug betreten hat, mehr oder weniger seiner persönlichen Freiheit beraubt, er befindet sich in dem fahrenden Zuge gewissermaßen in einem freiwilligen Gefängnis. Die Sorge für dessen Beschaffenheit und Bewachung liegt natürlich in erster Linie der Eisenbahnverwaltung ob, und damit sind sogleich die wichtigsten Grundbedingungen gegeben, die von ihr zu erfüllen sind. Der Aufenthalt der Reisenden im fahrenden Zuge muß so beschaffen sein, daß er alsbald Hilfe erlangen kann; er darf daher nicht durch die Einrichtung des Zuges zur Vereinzelung und Abschließung gezwungen werden. Damit ist vom Standpunkt der

Sicherheit gegen Ueberfälle aus über das sog. Abteilsystem der Stab gebrochen, wie es namentlich noch in Norddeutschland, in Bayern, in Baden, in Elsaß-Lothringen, in Oesterreich, in Italien und Frankreich und in Skandinavien in den Personen- und Eilzügen fast allgemein im Gebrauch ist. Solange man die Eisenbahnwagen durch Querwände in selbständige Abteile teilte, die mit Türen nach außen versehen waren, lag auf der Hand, daß eine Innenverbindung der so geschaffenen Abteile durch einzelne Oeffnungen oder einen durchlaufenden Gang nur mit Opfer von Sitzplätzen verbunden war. Ueberdies war für die Reisenden namentlich der höheren Klassen mit dieser Teilung die ihren gesellschaftlichen Gewohnheiten entsprechende Absonderung verbunden, die noch jetzt namentlich in Norddeutschland so vielen das Abteilsystem als das angenehmste erscheinen läßt. Aber für die Einrichtung der Wagen nach dem Durchgangssystem, sei es mit einem besonderen, durch eine Wand mit Türen von den Sitzabteilen getrennten Gang oder nur mit Oeffnungen in jeder Querwand, sprechen so überwiegende, oft erörterte Gründe der verschiedensten Art, daß es recht erwünscht wäre, wenn wenigstens grundsätzlich für die Bauart der Personenwagen das System mit Seitengang angenommen würde. Zu den wichtigsten Gesichtspunkten, die für diese Bauart sprechen, gehört die Sorge für die Sicherheit der Reisenden, weil auf diese Weise die ganze in dem Wagen vereinigte Personenzahl zu einer Einheit verschmolzen wird, so daß einer dem andern helfen, ihn unterstützen und nötigenfalls verteidigen kann. Solange allerdings die einzelnen Wagen noch von den andern durch geschlossene Querwände getrennt sind, ist diese Einrichtung unvollkommen, namentlich weil das Zugpersonal, das meist in einem besonderen Wagen oder Abteil des Zuges seinen Sitz hat, nicht zur Sicherheitsfürsorge und Hilfe herangezogen werden kann. Es war daher ein sehr glücklicher und sich aus der Fürsorge für die Sicherheit natürlich ergebender Gedanke, den ganzen Zug zu einer unter sich durch einen Verkehrsweg verbundenen Einheit zu verbinden, wie es nun auf den großen sog. D-Zügen überall durch die sog. Harmonikaeinrichtung geschehen ist. Diese besteht bekanntlich darin, daß die Wagen durch Brücken verbunden sind, während Lederbälge bei dem Uebergang von einem Wagen zum andern gegen die Unbilden der Witterung schützen; auch ohne solche etwas luxuriöse Ausstattung wird der Zweck, die Einheit des Zuges für die in ihm befindlichen Menschen herzustellen, dadurch erreicht, daß an den Stirnseiten der Wagen die durch die Stirntüren zugänglichen Plattformen mittels Uebergangsbrücken verbunden werden, wie dies bei den Zügen auf den deutschen Nebenbahnen meist und in Württemberg und der Schweiz überall der Fall ist.

Wenn die Herstellung der Einheit des Zuges, vor allem also die Erreichbarkeit des Zugpersonals von jedem Abteil aus eines der wichtigsten Schutzmittel für die Sicherheit des Reisenden gegen Ueberfälle ist, so kann diese Erreichbarkeit doch noch in andrer Weise hergestellt werden. Es kann ermöglicht werden, im Falle der Gefahr das Zugpersonal herbeizurufen. Daß der Betriebsordnung gemäß die in allen Personenzügen vorhandene durchgehende Bremse von jedem einzelnen

Abteil aus in Tätigkeit gesetzt und so der Zug zum Stillstand gebracht werden kann, ist gewiß auch bei etwaigen Ueberfällen dann schon nützlich, wenn der Ueberfallene noch imstande ist, die Notbremse zu erreichen. Aber der Räuber wird sein Augenmerk vor allem darauf richten, dies zu verhindern. Was dann? Die menschliche Stimme genügt allenfalls, um die Insassen der Nachbarabteile aufmerksam zu machen; weiter dringt sie beim Lärm des fahrenden Zuges kaum. Am geeignetsten wären wohl elektrische Klingeln, wie sie in den D-Zügen zum Herbeirufen der Bedienung schon vorhanden, aber außen auf dem Seitengang angebracht und schon deshalb für unsern Fall nicht verwendbar sind. Solche Klingeln könnten allenfalls über jedem Sitz leicht erreichbar angebracht sein. Einen sicheren Schutz würden auch sie freilich aus dem angebrachten Grunde nicht gewähren, weil der oder die Räuber natürlich bemüht sein würden, ihr Opfer auch von der Klingel fernzuhalten.

Von Wichtigkeit für die Sicherheit der Reisenden ist auch die Beleuchtung der Personenwagen. Der Verbrecher wählt für sein lichtscheues Handwerk ja fast immer das Dunkel der Nacht. Eine reichliche und gute Beleuchtung der Personenwagen ist daher ein wesentliches Mittel gegen Attentate. Da der Verbrecher immer versuchen wird, das vorhandene Licht zu löschen, so muß es hiergegen möglichst geschützt sein. In dieser Beziehung verdient das jetzt auf den preußisch-hessischen Bahnen zur allgemeinen Einführung gelangende, in der Helligkeit kaum zu übertreffende Gasglühlicht entschieden den Vorzug vor der elektrischen Beleuchtung, für die unter andern Gründen vom Publikum auch deshalb vielfach geschwärmt wird, weil bei Zusammenstößen keine so große Brandgefahr besteht wie beim Gasglühlicht, dessen Behälter nicht etwa infolge des Zusammenstoßes explodieren, wie meist irrig angenommen wird, sondern bei etwaiger Zerstörung ihr Gas ausströmen, das sich an dem Feuer der Maschine entzünden kann. Zugegeben, daß diese Gefahr beim Gasglühlicht besteht, so ist es aber gegen das plötzliche Erlöschen durch Einwirkung eines Verbrechers besser geschützt als das elektrische Licht. Denn dieses kann durch einfaches Zerschneiden des Zuführungsdrahtes zum Erlöschen gebracht werden, während bei jenem dazu schon eine große Gewaltanwendung durch Zerstörung der metallenen Zuleitungsröhre erforderlich ist. Sehr zweckmäßig für etwaige Attentatsfälle ist es auch, daß beim Gasglühlicht die bei den früheren Gasbeleuchtungsarten übliche Möglichkeit der Verdunkelung durch den Reisenden mittels Verringerung der Gaszufuhr beseitigt ist, da sie ein starkes Halbdunkel herbeiführt, während die jetzt üblichen Lampenvorhänge immer noch genügendes Licht durchlassen.

Wir glauben, daß hiermit die Mittel, welche die Eisenbahnverwaltung gegen Ueberfälle der Reisenden innerhalb der Züge anwenden kann, ziemlich erschöpft sind. Was weiter namentlich in der fachunkundigen Presse vorgeschlagen ist, kennzeichnet sich entweder als völlig zwecklos oder als geradezu töricht. Für zwecklos würden wir es halten, wenn man in den Zwischenwänden der Abteile kleine Fenster anbringen wollte, wie es auf einigen französischen Bahnen der Fall sein soll. Dadurch soll die Beobachtung aus dem Nachbarabteil ermöglicht werden.

Der Nutzen für Fälle der Beraubung ist nicht ersichtlich; auch da, wo die von uns zur allgemeinen Einführung empfohlene Gangverbindung fehlt, wird das Fenster nicht schützen können, denn so groß, daß zur Not jemand hindurchkriechend zur Hilfe herbeieilen könnte, wird man es nicht machen wollen, und die bloße Möglichkeit der Beobachtung durch ein solches Fenster kann gewiß keinen Schutz gewähren.

Unter die von der Eisenbahn zu gewährenden Schutzmittel ist von der Presse in der Zeit der höchsten Aufregung über die Attentate auch ein Türverschluß gerechnet worden, der dem Reisenden die einseitige Schließung der Abteiltür von innen ermöglicht, so daß von außen nicht geöffnet werden kann. Solche Verschlüsse sind ja gar nicht schwierig anzubringen, wir haben sie überall in den Aborträumen. Aber wäre die Möglichkeit eines solchen Abschlusses irgendein Schutz? Wo mehrere Reisende das Abteil benutzen, wird der Verschluß immer wieder geöffnet werden müssen, um das Aus- und Einsteigen zu ermöglichen. Dem verkappten Räuber selbst wird weder der Reisende noch der Schaffner, wenn jener als Reisender das Abteil betreten will, um darin Platz zu nehmen, den Eintritt verwehren dürfen. Ueberdies muß schon aus Sicherheitsrücksichten jedenfalls dem Zugpersonal die Oeffnung von außen möglich sein, man würde also einen Verschluß wählen müssen, der von außen mit einem Universalschlüssel nach Art des sog. Vierkants zu öffnen wäre; für den gewandten Dieb würde alsdann eine Oeffnung durch Nachschlüssel, Zange oder Dietrich immer ein leichtes sein.

Endlich ist die Forderung aufgestellt worden, es sollte das Personal der Züge verstärkt, womöglich jedem Wagen ein Polizeibeamter beigegeben werden. Man berief sich dabei auf Spanien, wo in der Tat noch jetzt die Züge auf gewissen Linien durch Soldaten begleitet werden sollen. Ja, spanisch ist dieser Vorschlag allerdings, aber doch nicht ernstlich erörterungsfähig. Denn der dadurch erreichte allgemeine Schutz wäre gegen Einzelräuber, wie sie in Deutschland allein aufzutreten pflegen, völlig unwirksam, solange nicht eine Möglichkeit da ist, den Beamten sogleich zur Hilfe zu rufen. Ist eine solche aber, wie von uns vorgeschlagen, vorhanden, so bedarf es keines besonderen Polizeibeamten, das regelmäßige Zugpersonal genügt durchaus, um die erforderliche Hilfe zu leisten. Die Forderung, bei den Zügen, deren Wagen nicht miteinander verbunden sind, jedem Wagen einen Schutzbeamten beizugeben, ist schon angesichts der riesigen Kostspieligkeit einer solchen Personalverstärkung unerfüllbar; diese würde überdies bei den Abteilwagen eintretendenfalls leicht ihren Zweck verfehlen, da der Beamte von seinem Platz nur über die Trittbretter zu den andern Abteilen gelangen könnte.

Wir wenden uns nun zu der Möglichkeit eines Schutzes der Züge gegen Attentate von außen. Gegen die meist harmlosen Steinwürfe ungezogener Burschen oder gegen die weniger harmlosen, aber kaum zu Verletzungen führenden Revolverschüsse ist kein Kraut gewachsen, da die bahnamtliche Bewachung und Begehung der Bahn nicht in jedem Augenblick und an jeder Stelle tätig sein

und sich auch nicht auf die Gebiete seitwärts der Bahn erstrecken kann. Viel gefährlicher sind aber die traurigen Verbrechen, die durch Legung von Steinen, Schwellen oder andern schweren Gegenständen auf die Schienen oder gar durch eine teilweise Zerstörung des Gleises selbst die Entgleisung des Zuges herbeizuführen suchen, nur zu oft mit dem traurigsten Erfolge, wie ein solcher in dem bekannten Straußberger Unglück vom September vorigen Jahres noch in aller Erinnerung ist.

Was kann die Eisenbahn dagegen tun? Wieviel man auch darüber nachdenken mag, es wird immer nur das eine Mittel übrigbleiben, durch fortgesetzte Bewachung den Bahnkörper vor verbrecherischen Angriffen möglichst zu schützen. Die schon seit langer Zeit bestehende Anordnung, die zur Bahnunterhaltung dienenden Materialien (Schienen, Schwellen, Kleineisenzeug) in einer bestimmten Entfernung vom Gleis zu lagern, hat mehr den Zweck, zu verhindern, daß etwa schon eine Verschiebung durch Anstoß oder dergleichen zu einer Gefährdung des Zuges führt. Daß die Lokomotiven vorne vor den Vorderrädern Schienenräumer tragen, dient natürlich zunächst dem Zweck, die Schienen von unbedeutenden Hindernissen, Erde, kleinen Steinen, Holz oder Aesten, die durch Zufall auf das Gleise gelangt sind, zu reinigen, so daß die Räder kein Hindernis finden. Sie erfüllen daneben aber auch die wichtige Aufgabe, daß sie auch größere Gegenstände aller Art, selbst etwa auf die Schienen gekommenes Vieh, schwere Steine und Holzstücke durch den gewaltigen Stoß entweder beiseiteschieben oder zertrümmern. Dank dieser Vorrichtung sind Beschädigungen des Zuges durch Ueberfahren von Hindernissen verhältnismäßig sehr selten. Selbst die in verbrecherischer Absicht auf die Schienen gelegten Hindernisse werden meist von den Schienenräumern beseitigt oder von der Gewalt des fahrenden Zuges ohne Gefährdung dieses selbst zertrümmert. Doch sind auch schon auf diese Weise Entgleisungen mit schweren Folgen entstanden. Jedenfalls wird gegen solche verbrecherische Handlungen ebenso wie gegen die viel gefährlicheren, die durch Lockerung der Schienen und Schwellen, durch Legung von Dynamitpatronen oder andern Explosionsgeschossen den Zug selbst unmittelbar bedrohen, das wirksamste die unausgesetzte Bewachung und Begehung des Bahnkörpers sein. Diese erfolgt bekanntlich schon seit Bestehen der Bahnen zum Zwecke der ordnungsmäßigen Instandhaltung, ohne daß dabei gerade an die Verhütung von Verbrechen gedacht ist. Nach den Vorschriften der meisten deutschen Eisenbahnverwaltungen ist für die Hauptbahnen, also für alle mit Schnellzügen befahrenen Strecken ein dreimaliger Begang der Strecke durch den Bahnwärter während eines Zeitraumes von vierundzwanzig Stunden vorgeschrieben; sie erfolgt also etwa durchschnittlich alle acht Stunden einmal. Natürlich können dadurch Verbrechen nicht unbedingt verhütet werden, denn solche werden meist in der Nachtzeit verübt, und die Begehung erfolgt wohl auch bei Nacht, aber seltener als bei Tage, weil sie für ihren eigentlichen Zweck, die Feststellung des guten Gleiszustandes, Entdeckung von Mängeln und Schäden, Beseitigung solcher durch Festziehen der Schrauben und ähnliches, bei Tage wirksamer ist als bei Nacht.

Wählt der Verbrecher eine im Walde oder im Einschnitt gelegene Strecke, so kann er überdies sich sowohl vor dem herankommenden Wärter verbergen, als auch nach dessen Vorübergang unbemerkt auftauchen, und er ist vor einer Störung durch diesen auf lange Stunden um so sicherer, wenn er etwa die Begehungszeiten kennt. Auch der Bahnmeister hat meist täglich einmal die Strecke zu begehen, es sind ja auch unvermutete nächtliche Begehungen durch diesen vorgeschrieben, aber sie sind natürlich viel zu selten, um gegen verbrecherische Vorhaben Schutz gewähren zu können. Wollte man nun zum Schutz gegen solche die Zahl der Begehungen durch die Wärter vermehren, so würde man eine ungeheuer kostspielige Maßregel treffen, die doch ihr Ziel vermutlich häufig verfehlen würde. Es liegt für den Laien der Gedanke nahe, daß man die Begehung der Strecke vor jedem Zuge vorschreiben sollte. Das wäre auf den stark befahrenen Hauptstrecken der deutschen Bahnen, auf denen die Zahl der täglich verkehrenden Züge etwa sich zwischen zwanzig und zweihundert und mehr bewegt, einfach unausführbar. Auch bei Nacht folgen sich die Züge, insbesondere die Güterzüge vielfach so häufig, daß ein Begang vor jedem Zuge untunlich ist. Was die Kosten anlangt, die eine auch nur um einmal täglich vermehrte Begehung kosten würde, so bietet sich etwa folgendes Exempel. Ein Bahnwärter mag täglich eine Strecke von 5 Kilometer dreimal begehen und dadurch voll beschäftigt sein. Die vierte Begehung kostet etwa auf je 15 Kilometer einen Bahnwärter mehr; das macht auf rund 60000 Kilometer Eisenbahnen in Deutschland viertausend Bahnwärter mehr. Rechnet man das Diensteinkommen eines solchen alles in 'allem auch nur auf durchschnittlich 1000 Mark, so erhält man als Kosten einer einmaligen Begehung die Summe von rund 4 Millionen Mark jährlich, und doch ist damit irgendeine Sicherheit gegen die Wiederholung von Bahnfreveln der fraglichen Art nicht gewonnen.

Die Bewachung der Bahn findet ja nun auch noch in andrer Weise statt; überall, wo die Bahn von Wegen in Schienenhöhe gekreuzt wird, die vor der Ueberfahrt von Zügen durch Schranken abgeschlossen werden, geschieht deren Schluß durch Wärter oder Wärterinnen, die gleichfalls die Aufgabe haben, die Strecke, soweit sie von ihrem Standpunkt aus übersehbar, zu überwachen. Aber auch das kann bei Nacht wenig Schutz gewähren, da die Uebersehbarkeit sich dann auf den Wirkungskreis der Schrankenlaterne beschränkt und der Verbrecher schon eine hiervor gesicherte Stelle wählen wird. Auf Strecken, die bei Nacht häufig befahren werden, findet eine recht wirksame Aufsicht auch dadurch statt, daß der Lokomotivführer jedes fahrenden Zuges pflichtgemäß die vor ihm liegende, durch die Lokomotivlaternen gut beleuchtete Strecke fortgesetzt beobachtet — freilich eine unbedingte Sicherheit ist auch dadurch, wie der Straußberger Unfall zeigt, nicht geboten.

Man wird nach alledem gestehen müssen, daß die Mittel, die der Eisenbahn zur Verhütung von Freveln gegen die Sicherheit des Zuges und der Reisenden zu Gebote stehen, einigermaßen beschränkt sind.

Wenden wir uns zu den Mitteln, durch welche die allgemeine Sicherheits-

polizei zum Schutz der Eisenbahnreisenden beitragen kann, so läßt sich hier wenig Besonderes sagen. Die Forderung, es solle jeder Zug von uniformierten oder geheimen Polizisten bewacht werden, haben wir schon als spanisch zurückgewiesen. Die Hauptsache bleibt, daß die Polizei, wie es ja auch geschieht, die Eisenbahnbehörden in ihren Maßnahmen überall unterstützt, bei der Verfolgung und Entdeckung etwaiger Frevler sich mit allen Mitteln beteiligt und in etwaigen besonderen Fällen auch wohl, wie gegen das Treiben der sog. Stadtbahnfledderer, geheime Ueberwachung eintreten läßt. Reisende Verbrecher bieten ohnehin einen Gegenstand besonderer polizeilicher Ueberwachung und selbst internationaler Maßregeln. Auf den großen Bahnhöfen sind überall besondere Polizeiwachen, deren Aufgabe neben andern auch die ist, das Treiben der ihnen als verdächtig bekannten Personen auf den Bahnhöfen zu überwachen.

Wir kommen schließlich zu den Mitteln, durch die sich das reisende Publikum selbst gegen verbrecherische Ueberfälle schützen kann. Da es sich in der unendlichen Mehrzahl der Fälle um Verbrechen aus Gewinnsucht handelt, so wird derjenige, der am wenigsten den Anschein bietet, im Besitz großer Wertstücke zu sein, auch dem Verbrecher den wenigsten Anreiz bieten. Fast immer sind es die Reisenden der höheren Wagenklassen, namentlich der ersten, die durch die Attentate betroffen werden. Auch die häufigen Diebstähle, namentlich von Juwelen und Wertpapieren, treffen fast nur diese Reisenden. Ein häufiger Trick der Diebe ist es, die Reisesachen in den leeren Abteilen zu plündern, während die Insassen sich im Speisewagen befinden. Wir möchten deshalb folgende Schutzregel aufstellen: Man nehme auf Reisen sowenig als möglich Wertsachen mit, trage keinen Reichtum, insbesondere keine Juwelen zur Schau, und nehme die Behälter, in denen sich des Diebstahls werte Sachen befinden, in stete Obhut. Bares Geld in größeren Beträgen trage man in der inneren Westentasche oder in einem Täschchen um den Hals auf dem bloßen Leibe. Je mehr sich das Scheckwesen auch in Deutschland einbürgert, desto seltener werden Gelddiebstähle überall, besonders aber auch auf Reisen werden.

Zum Schluß möchten wir das reisende Publikum auf das dringendste vor der Ueberschätzung der Gefahren warnen, die durch Ueberfälle oder Diebstähle auf der Eisenbahn entstehen können. Ist schon die Verunglückung (Tötung oder Verletzung) auf der Eisenbahn durch einen unverschuldeten Unfall so unendlich selten, daß nach den statistischen Nachweisungen für 1906 in Deutschland eine Tötung erst auf etwa 170 Millionen, eine Verletzung auf etwa 3 Millionen beförderte Reisende kommt, so ist die Zahl der eigentlichen Eisenbahnattentate im Vergleich zur Zahl der Reisenden noch wesentlich geringer. Wenn ängstliche Reisende es vermeiden, in einem Abteil allein zu sitzen, weil sie dann leichter überfallen, beraubt oder getötet werden könnten, so kann man eine solche Aengstlichkeit angesichts der Zeitungsnachrichten über solche Vorkommnisse wohl verstehen. Aber in Wirklichkeit ist die Gefahr doch unendlich gering! Weit über eine Milliarde Personen sind im Jahre 1906 auf deutschen Eisenbahnen befördert worden; die Zahl der bekannt gewordenen wirklichen Eisen-

bahnattentate des Vorjahrs mag innerhalb Deutschlands fünf oder sechs betragen, durch die vielleicht zehn Personen betroffen sind; man mag daraus ableiten, welche Wahrscheinlichkeit für den einzelnen vorhanden ist, in eine solche Gefahr zu kommen, in Zahlen ausgedrückt etwa 1:100 000 000! Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Preußen nach dem Tilsiter Frieden

Von

Staatsarchivar Dr. Meyer

Am 7. Juli 1807 war zwischen Frankreich und Preußen der Friede von Tilsit abgeschlossen worden. Der preußische Staat wurde dadurch auf die Hälfte seines bisherigen Besitzstandes beschränkt; das dem König belassene Gebiet sank von 5570 auf 2877 Quadratmeilen, die Untertanenzahl von 9 743 000 auf noch nicht völlig 5 Millionen herab. Alle Besitzungen zwischen Elbe und Rhein gingen verloren, ebenso die Erwerbungen aus der zweiten und dritten Teilung Polens, aus dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803, die fränkischen Fürstentümer, Ostfriesland u. a. Und auch die Länder, die Preußen noch verblieben, verdankte es lediglich der Rücksichtnahme, die Napoleon seinem neuen Verbündeten Alexander von Rußland schuldete, der schon aus Pflichten der Selbsterhaltung die Niederreißung auch noch des letzten Dammes, der das Ostreich von dem Westreich trennte, nicht dulden konnte. Wäre Alexander nicht gewesen, so würde Napoleon auch Schlesien und Ostpreußen von der preußischen Monarchie abgetrennt, ja vielleicht den ganzen preußischen Staat aufgelöst und die einzelnen Stücke desselben an die beutelüsternen Nachbarn verteilt haben.

Aber auch so schien die Zukunft des preußischen Staatswesens vernichtet zu sein. Denn was ihm noch übrigblieb, bildete so wenig ein konsolidiertes Ganzes, daß auch der ärgste Widersacher mit dem schlimmsten Willen keine ungünstigere Gestaltung der Grenzen hätte aussinnen können. Die noch verbliebenen Gebiete (Ostpreußen, Schlesien, Brandenburg und Pommern) lagen wie die drei Blätter eines Kleeblattes durch schmale Streifen verbunden; jeden Augenblick konnten auf einen Wink des Imperators die Polen vom Osten, die Sachsen vom Süden her, die Westfalen aus Magdeburg, die Franzosen aus Mecklenburg und Hamburg gleichzeitig gegen Berlin vorbrechen und das Netz über dem Haupt des Hohenzollern zusammenziehen.

Schlimmer noch als die Bestimmungen des Friedens selbst war die von Napoleons Seite geübte Auslegung derselben. Er selbst hatte als preußischen Unterhändler, im Widerspruch mit Friedrich Wilhelm III., der Hardenberg zu dem Friedensgeschäft delegiert hatte, den Feldmarschall Grafen Kalckreuth gefordert, der, so tapfer er sich bei der Verteidigung Danzigs gezeigt hatte, doch

keineswegs den politischen und diplomatischen Künsten Napoleons und seiner Helfershelfer gewachsen war.

Ein Hauptfehler der Redaktion der Friedensbestimmungen bestand darin, daß über die Höhe und den Zahlungstermin der Kriegskostenentschädigung keine bestimmten Abmachungen getroffen worden waren. Trotzdem war aber in der Königsberger Konvention vom 12. Juli die militärische Räumung des Landes von der vorherigen Zahlung dieser Kriegsschulden abhängig gemacht worden. Bis zum 1. August sollten die französischen Truppen über die Passarge, bis zum 20. August über die Weichsel, bis zum 5. September über die Oder und bis zum 1. Oktober über die Elbe zurückgezogen werden. Das Verfahren Kalckreuths war um so unbegreiflicher, als er durch den französischen Generalintendanten Grafen Daru über die Höhe der von Napoleon geforderten Kriegskostenentschädigung (zirka 100 Millionen Franken) unterrichtet worden war. Die Bemühungen Friedrich Wilhelms III., nachträglich durch persönliche Verhandlung mit Napoleon nicht nur eine bestimmte Festsetzung, sondern auch eine Ermäßigung der geforderten Summe herbeizuführen, blieben fruchtlos. Bald sollte es sich erweisen, daß jener französischerseits beliebten Verschleppung der Friedensausführung ein fester, vorberechneter Plan zugrunde lag, der nichts andres bezweckte, als das unglückliche Land finanziell auszusaugen und so zum völligen Untergang reif zu machen. Als der für das Zurückgehen der französischen Truppen hinter die Weichsel festgesetzte Termin heranrückte, erklärte Berthier als Stabschef der Großen Armee, daß er den Befehl habe, mit seiner Avantgarde in Preußen stehenzubleiben, bis die Ausführung des Friedens in allen Punkten bewerkstelligt sein werde. Wenige Tage später überreichte Daru, der in Berlin mit der Friedensvollziehungskommission die finanziellen Fragen der Auseinandersetzung zu behandeln hatte, seine berüchtigten Tableaux über die Abrechnung mit Preußen, in denen u. a., im schnödesten Widerspruch mit den Tilsiter Abmachungen und den hergebrachten Anschauungen des Kriegsvölkerrechts, sämtliche Staatseinkünfte Preußens vom 1. November 1806 an bis zum Tage des Friedensschlusses nachträglich für Frankreich beansprucht und dadurch die Kriegskosten zu einer Höhe von 154½ Millionen Franken hinaufgeschraubt wurden.

Zu gleicher Zeit warf sich Daru eigenmächtig zum Vermittler aller derjenigen auf, welche in irgendeiner der vormaligen, jetzt durch den Tilsiter Frieden abgetretenen preußischen Provinzen Geldentschädigungsansprüche an die preußische Staatskasse hatten oder zu haben glaubten. Nicht eher — so erklärte er am 1. September — würden die französischen Truppen die Passarge verlassen, als bis der letzte dieser Ansprüche beglichen worden sei. Bei der Schwierigkeit, alle diese Forderungen rasch zusammenzubekommen, bedeutete diese neueste Erklärung des findigen Franzosen nichts andres als die unabsehbare Hinauszögerung der für die ganze künftige Wohlfahrt Preußens nicht rasch genug herbeizuführenden Räumung des Landes von den französischen Truppen.

Diesen maßlosen Forderungen Darus gegenüber suchte die in Berlin unter dem Vorsitz des Geheimen Oberfinanzrats Sack tagende Friedenskommission als

billig hinzustellen, daß von der verlangten Summe vorerst die in Geld veranschlagten, den einzelnen Provinzen, Kreisen und Kommunen auferlegten Naturallieferungen abgezogen werden müßten; auf diese Weise würde nur noch ein Rest von 19 bis 20 Millionen zu erlegen sein. In Anbetracht jedoch der Schwierigkeit der genauen Ermittlung dieser einzelnen Lieferungsposten proponierte die Kommission die Zahlung einer Entschädigung von 30 Millionen, wenn dadurch jeder fernere Anspruch fallen gelassen würde. Allein Daru wies nicht nur diesen Vorschlag zurück, sondern erklärte noch weiter geradezu, daß er die gesamte Zivilverwaltung so lange festhalten würde, bis der letzte Sous der geforderten Entschädigung bezahlt sei. Sämtliche öffentliche Kassen wurden zuerst beschlagnahmt, dann ganz in französische Verwaltung genommen.

Friedrich Wilhelm III. war über alle diese Demütigungen tief empört. Eine letzte Hoffnung setzte er noch auf die Sendung Knobelsdorffs an Napoleon, da so vielleicht der Gewaltige zur Milderung der von seinen Beamten geübten grausamen Härte sich bewegen lassen würde. Der unglückliche Fürst schien nicht zu wissen, daß Daru, Bignon, Berthier und wie sie alle hießen, die Blutsauger und Dränger, nur Werkzeuge des einen dämonisch gewaltigen Willens waren und daß alles, was sie forderten und taten, sich ausschließlich innerhalb der ihnen von diesem erteilten Instruktionen bewegte. Und dieser eine Wille war auf die gänzliche Vernichtung Preußens gerichtet. Darauf deuten nicht bloß die Bestimmungen des Tilsiter Friedens hin: die Zerreißung des Landes, die Ausstattung des rivalisierenden Hauses Wettin mit wichtigen Stücken dieser Länderbeute, sondern namentlich jetzt noch weiter die militärische Besetzthaltung des preußischen Staatsgebietes, die planmäßige finanzielle Aussaugung desselben, die den völligen Zusammenbruch des Staates notwendig nach sich ziehen mußte. Schon im November 1807 erklärte sich Napoleon bereit, die Donauprovinzen an Rußland zu überlassen, wenn er dafür Schlesien erhielte und dem Könige von Preußen nur noch ein Gebiet von 2 Millionen Köpfen übrigbliebe. Dazu die unablässigen Rüstungen in Magdeburg, die französischen Armeekorps in Schwedisch-Pommern, in Warschau, überall in den Landen diesseits der Weichsel und die wiederholte Versicherung, der Imperator werde es als ein Zeichen des Vertrauens betrachten, wenn der König bald aus dem sicheren Königsberg nach Berlin übersiedle.

Unter solchen Umständen durfte man sich auch von einer direkten Anrufung des obersten Machthabers keinen Erfolg versprechen. Und in der Tat, noch ehe Knobelsdorff zu einer Audienz bei Napoleon gekommen war, ließ dieser ihm durch Talleyrand bedeuten, daß von einer Ermäßigung der Kriegssteuer unter keinen Umständen die Rede sein könne, da jene der Armee, nicht ihm gehöre. Das Handschreiben des Königs blieb unbeantwortet.

Jetzt erübrigte dem Könige nichts anders, als sich schweigend der brutalen Gewalt zu fügen. Und wohl noch niemals ist ein gebildetes Volk in gleichem Maße gemartert worden wie das preußische in den Jahren 1807 bis 1812. Am 21. September erklärte Daru der Friedenskommission, daß er von Napoleon

beauftragt worden sei, sämtliche Staatseinkünfte mit Beschlag zu belegen, wenn bis zum 1. Oktober nicht eine Einigung über die Schuldzahlung erfolgt sei. Völlig ratlos fand diese neue Drohung die Mitglieder der Kommission. Glücklicherweise weilte gerade in jenen Tagen auf der Durchreise nach Memel der Freiherr von Stein in Berlin. Aus einer Unterredung mit Daru hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß diesem eine weitere Verschleppung der Kriegskostenangelegenheit durchaus nicht unerwünscht kommen würde, da ihm dadurch die Möglichkeit gegeben würde, Preußen noch länger die Daumschrauben seiner Aussaugungspolitik aufsetzen zu können. Steins Rat ging daher in Berlin wie in Memel dahin, ungesäumt eine Ausgleichung mit dem Feinde zu suchen und diesen dadurch zu zwingen, das zu tun, ohne was eine Regeneration des tiefgesunkenen Staatswesens überhaupt nicht gedacht werden konnte: das preußische Staatsgebiet völlig zu räumen. So entschloß sich denn der König, dem französischen Generalintendanten eine Zahlung von 60 bis 100 Millionen anbieten zu lassen, von denen etwa die Hälfte sofort entrichtet werden könnte. Auch hierfür hatte Steins weitreichende Umsicht Mittel und Wege zu beschaffen gewußt. Seine Vorschläge gingen dahin, die öffentlichen Gelder, die nach der dritten Teilung Polens auf die Güter des Großherzogtums Warschau hypothekarisch eingetragen worden waren und deren Gesamtwert auf 18 Millionen Taler berechnet wurde, der französischen Regierung zu überlassen. Es waren dies dieselben Kapitalien, die Napoleon später durch die Konvention von Bayonne Preußen in so schmählicher Weise entrissen hat. Die andre Hälfte gedachte man durch Teilzahlungen von 4 bis 5 Millionen Talern ungefähr in einem Zeitraum von drei, höchstens vier Jahren zu tilgen. Dagegen sollte Frankreich sich nicht nur verbindlich machen, in einer neuen Konvention einen bestimmten Termin für den Rückzug seiner Armee festzusetzen, sondern samt allen denjenigen Staaten, welche mit ihm sich in die durch den Tilsiter Frieden abgetretenen Gebiete teilten, auf alle weiteren aus demselben gefolgerten Forderungen verzichten.

Allein Daru war nicht gewillt, seine Beute so leichten Kaufes fahren zu lassen. Zu Anfang Oktober wurden sämtliche Behörden Berlins von ihm angewiesen, die öffentlichen Einnahmen fortan ohne jeden Abzug an die französischen Staatskassen abzuliefern. Wenig später erschien einer seiner Agenten in Elbing, um die Zivilverwaltung Ost- und Westpreußens bis zur Passarge an sich zu nehmen. Die preußischen Beamten mußten der Gewalt weichen.

Gegenüber der völlig hoffnungslosen Lage, in die Preußen durch die sich immer mehr steigernden Forderungen der französischen Gewalthaber geraten war, tauchte der Gedanke auf, den König zur Absendung eines preußischen Prinzen nach Paris behufs direkter Verständigung mit Napoleon zu bestimmen. Vielleicht daß der wie alle Parvenüs eitle Napoleon, durch die Aufmerksamkeit der Entsendung eines Prinzen aus einem der ältesten und erlauchtesten Herrschergeschlechter geschmeichelt, demselben Konzessionen bewilligte, die im offiziellen Verkehr niemals zu erlangen waren.

Inzwischen hatte Napoleon in einem Ultimatum seine Forderungen an Daru

gelangen lassen. Darin waren 150 Millionen Kriegsschuld, zahlbar in komptanten Wechseln, festgesetzt. Sollte letzteres in Anbetracht der trostlosen Lage der preußischen Finanzen unangänglich sein, so wollte er sich mit Schuldanweisungen auf den preußischen Staat begnügen, wenn ihm als Unterpfand für die Einlösung derselben die Besetzung der preußischen Festungen Stettin, Glogau und Küstrin zugestanden würde. Und zwar sollte die französische Besatzung einer jeden Festung 6000 Mann betragen, welche von Preußen vollständig verpflegt und besoldet werden mußten. Von der genannten Summe sollten lediglich die seit dem 12. Juli erhobenen Kontributionen und eingezogenen Staatsgelder im Betrage von 42 Millionen — soviel hatte man in nicht viel mehr als drei Monaten aus dem ohnedies schon erschöpften Lande herausgesogen — in Abzug kommen, von dem Rest sollten 12 Millionen bar, 50 Millionen in Pfandbriefen unter Verpfändung preußischer Festungen, das übrige durch Abtretung von Domänen bezahlt werden.

Die völlig neue Forderung preußischer Festungen und Domänen rief am königlichen Hoflager in Memel die schmerzlichste Aufregung hervor. „Gott, wo sind wir?“ schrieb damals die Königin an Stein, „wohin ist es gekommen? Unser Todesurteil ist gesprochen!“ Wie bei der Forderung preußischer Festungen die einstweilige Besitzeinräumung dreier der wichtigsten Plätze der Monarchie nur eine Etappe der dauernden und umfassenden militärischen Besetzung des preußischen Landes war, so zweckte auch der Antrag auf Ueberlassung von Staatsdomänen offenbar nur dahin ab, Napoleon einen festen Stützpunkt zu schaffen, von dem aus die allgemeine Untergrabung der territorialen Selbständigkeit Preußens angestrengt werden konnte.

Jetzt mußten dem Könige die letzten Zweifel über die Notwendigkeit der Sendung des Prinzen Wilhelm schwinden. „Die Domänen in der Gewalt der Franzosen,“ schrieb er, „und 40 000 Mann französischer Truppen im Lande — dies würde heißen, den preußischen Staat in jedem Augenblicke der Gnade und Barmherzigkeit Napoleons preiszugeben.“ Der Prinz erhielt Befehl, sich zur sofortigen Abreise nach Paris zu rüsten. Vorerst begab er sich nach Homburg zu seinem Schwiegervater, dem Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg, um hier die Ankunft seiner Reiselegitimationen zu erwarten. Alsdann sollte er in Frankfurt a. M. mit Alexander von Humboldt, den ihm der König zum Reisebegleiter bestimmt hatte, zusammentreffen. Der berühmte Naturforscher lebte damals in Berlin, mit der wissenschaftlichen Verarbeitung seiner mit Aimé Bonpland unternommenen amerikanischen Reisen beschäftigt. Er zählte in der französischen Hauptstadt zahlreiche Freunde und Gönner, und diese seine persönlichen Verbindungen wie seine Weltgewandtheit konnten nur von günstigstem Einfluß auf die Sendung des Prinzen sein. Trotz der äußerst knappen Finanzverhältnisse war er von Friedrich Wilhelm III. auch während der letzten Jahre in seinen Studien aufs freigebigste unterstützt worden; er empfand jetzt eine freudige Genugtuung, seinem königlichen Gönner einen kleinen Teil seiner Schuld abtragen zu können. Als diplomatischer Begleiter wurde auf Steins Rat der Geheime

Legationsrat Le Roux, der von 1796 bis 1806 der Pariser Gesandtschaft zugeteilt gewesen war, als militärische Begleiter der Major Graf Heinrich von Goltz vom Stabe Blüchers und der Adjutant Leutnant von Hedemann bestimmt.

Die dem Prinzen erteilten Instruktionen betrafen einmal die Kriegsschuld, sodann einige andre Punkte, durch welche Napoleons Mißtrauen gegen Preußen beseitigt werden sollte. Bezüglich der Kriegskosten bot der König an: Zahlung von 12 Millionen in bar, von 50 Millionen in Wechseln, Kreierung einer Hypothekenschuld auf die Domänen von ebenfalls 50 Millionen, die durch den Verkauf von Domänen an Einheimische gedeckt werden sollte, und Einräumung dreier Festungen bis zu dem Zeitpunkt, wo die preußischen Verpflichtungen vollständig erfüllt sein würden. Nur hinsichtlich der Zahlungsfrist wurde der Prinz autorisiert, einen noch kürzeren Termin anzubieten. Dazu wurde jetzt Napoleon ein Offensiv- und Defensivbündnis angeboten und für seine künftigen Kriege ein preußisches Hilfskorps in der Stärke von 30- bis 40000 Mann in Aussicht gestellt. Sollte Napoleon ein solches Bündnis ablehnen, so war der Prinz ermächtigt, noch einen Schritt weiter zu gehen und die Bereitwilligkeit Preußens zum Eintritt in den Rheinbund zu erklären.

Aber — so wird man erstaunt fragen — war denn wirklich die Lage des preußischen Staates eine so hoffnungslose, daß man sich so gänzlich dem Gutdünken des übermütigen Siegers überliefern mußte? In der Tat boten am Ausgang des Jahres 1807 die allgemeinen europäischen Verhältnisse das Bild einer völligen Auflösung der alten historischen Verbindungen dar. Alle Mächte mit Ausnahme Englands gehorchten willenlos dem Manne der Revolution. Von Rußland war keine Unterstützung zu hoffen, es war selbst an Händen und Füßen gebunden, und wo es hätte helfen können, ließ es sich durch die eitle Selbstsucht seines Herrschers daran behindern. England war wohl befähigt, dem Eroberer ungeheuren Schaden zur See und in seinen außereuropäischen Kolonien zuzufügen, aber eine positive Hilfe war auch von ihm nicht zu erwarten.

Wenn Daru einmal gegen Sack die Aeußerung fallen ließ, die Räumung Preußens seitens der französischen Truppen sei mehr eine Frage der politischen Erwägung als der Sicherung der Kriegsentschädigungsansprüche Frankreichs, so hatte er damit den innersten Gedanken der napoleonischen Politik ausgesprochen. Nicht um die Zahlung der Kriegskosten war es Napoleon bei der Besetzthaltung Preußens zu tun, in erster Linie wollte er sich damit eine feste militärische Position schaffen, falls er mit Rußland über kurz oder lang in einen neuen Krieg verwickelt werden würde. Und noch eine andre Möglichkeit schwebte dem Imperator dabei vor Augen. Wenn Rußland auf der Erwerbung der Donaufürstentümer bestehen blieb, dann hielt sich Napoleon genötigt und berechtigt, auch seinerseits nach einer neuen Beute auszusehen. Und diese sollte Schlesien sein.

Am 3. Januar 1808, zwei Tage nach der Rückkehr Napoleons aus Italien, fand die Ankunft des Prinzen Wilhelm in Paris statt; am 8. Januar erfolgte dessen Antrittsaudienz in den Tuilerien. „Im allgemeinen hat mich der Kaiser," schreibt der Prinz tags darauf an seinen königlichen Bruder, „mit Güte auf-

genommen und mir im Laufe der Unterredung mehr als ein Zeichen seiner persönlichen Gunst gegeben." Von einer mehr als höflichen Aufnahme konnte freilich keine Rede sein. Für die patriotische Begeisterung, mit welcher der lebhaft erregte preußische Prinz die Leiden seines Vaterlandes schilderte und Napoleon beschwor, denselben ein Ende zu machen, hatte der letztere kein Mitgefühl, kaum ein Verständnis. Und als der Prinz schließlich, in einem letzten Versuch an die Großmut des Kaisers appellierend, sich selbst als Geisel für die getreue Erfüllung der von seinem Lande übernommenen Pflichten anbot, schien allerdings Napoleon einen Augenblick von so viel Heroismus betroffen; an dem endlichen Resultat der Unterredung wurde dadurch nichts geändert. Die Mission, an welche Friedrich Wilhelm III. und seine Räte so große Erwartungen geknüpft hatten, konnte als gescheitert betrachtet werden. Weitere Versuche des Prinzen, eine neue Audienz bei Napoleon zu erlangen, blieben zunächst erfolglos.

Noch ein besonderer Umstand trat hinzu, Napoleon in seinem Hasse gegen Preußen zu bestärken: die Sympathie, welche sein Todfeind England der unglücklichen Lage des preußischen Staates in zahlreichen Aeußerungen der Presse entgegentrug, obschon der letztere die diplomatischen Beziehungen mit dem Inselreich vollständig abgebrochen hatte. In zornigen Worten machte Napoleon gegenüber dem Prinzen seinem Haß gegen England, seinem Mißtrauen gegen Preußen Luft. Er werde sich nie auf Preußen verlassen können, er wisse sehr gut, daß alle Preußen ihn haßten; allenthalben breche diese Empfindung durch, jeden Tag erhalte er davon neue Beweise aus aufgefangenen Briefen. Eine Regierung, die nicht einmal Herr der öffentlichen Meinung zu werden und sich im eignen Staate nicht Gehorsam zu verschaffen wisse, könne ihm niemals Zutrauen einflößen; immer werde er gezwungen sein, gegen Preußen unter den Waffen zu stehen und eine hinreichende Truppenmacht in der Nähe von Berlin in Bereitschaft zu halten. Mit ähnlichen Argumenten wies er auch das Bündnis Preußens zurück: die Allianz mit einem schwachen Staate sei ohne Nutzen für ihn. Und dem Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, dem Bruder der Königin Luise, sagte er tiefergrimmt: „Wie kann ich mich auf das preußische Gouvernement verlassen nach allem, was ich gesehen habe! Wenn es seinen Sitz wieder in Berlin nimmt, wird es Intrigen gegen mich spinnen, seine Häfen werden den Engländern geöffnet werden, und ich kann nicht immer eine Armee dagegen in Bereitschaft halten." Es war in jenen Tagen, wo er zum erstenmal von einer Reduktion der Armee sprach, die er dem König auferlegen werde: denn solange Preußen eine starke Truppenmacht unter den Waffen habe, werde immer die Neigung zum Kriege gegen Frankreich vorhanden sein.

Napoleon hatte nach dem resultatlosen Verlauf der ersten Audienz es geflissentlich vermieden, mit dem Prinzen persönlich zusammenzutreffen, obschon er ihn sonst mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit behandelte. Nicht nur zu den großen Hoffestlichkeiten, sondern auch zu den kleineren Gesellschaften, unter denen namentlich die Soireen bei der Königin Hortense und der Großherzogin von Berg die Elite der Pariser vornehmen Welt vereinigten, hatte er Einladungen erhalten, aller-

dings mit dem Vorbehalt, daß er unaufgefordert sich jeden politischen Gesprächs zu enthalten habe. Seine ernste, gemessene Haltung, der schwermütige Ausdruck, der sein jugendlich schönes Antlitz überschattete, trugen ihm in den Gesellschaftskreisen der französischen Hauptstadt allenthalben die lebhaftesten Sympathien ein. Jetzt ertrug seine Vaterlandsliebe nicht länger mehr das ihm auferlegte Schweigen. Aus der Heimat waren Nachrichten neuer arger Bedrückungen seitens der französischen Okkupationstruppen angelangt. Ganze Wälder waren für die französische Marine devastiert, der Pferdebestand auf den ländlichen Gütern durch zwangsweise Aushebung der Remontepferde für die französische Kavallerie furchtbar herabgebracht worden.

Endlich, am 23. Februar, glückte es dem Prinzen, eine zweite Audienz bei Napoleon zu erlangen. Ganz im Gegensatz zu seiner bei der ersten Audienz beobachteten Reserve erging sich Napoleon diesmal über seine Pläne und Absichten Preußen gegenüber. „Die Erledigung Eurer Angelegenheiten," äußerte er sich auf die lebhaften Klagen des Prinzen über die trostlose Lage seines Vaterlandes, „hat ihren Platz unter den großen Kombinationen der allgemeinen Politik, die sich demnächst entfalten werden. Es handelt sich nicht um eine Geldfrage, sondern um eine Frage der Politik, und so beruht die Schwierigkeit auch nicht auf einigen Millionen mehr oder weniger. Ich will meine Versprechungen erfüllen, da ist es billig, daß auch die andern die ihrigen erfüllen. Der Tilsiter Friedensvertrag mit Preußen ist abhängig von dem Vertrage, der mit Rußland unterzeichnet wurde. Die Russen aber fahren fort, die Moldau und Walachei besetzt zu halten; ihr Friede mit den Türken ist noch nicht geschlossen. Hiervon sowie von der Gestaltung der allgemeinen Angelegenheiten hängt die Räumung Preußens ab." Die einzige Konzession, die Napoleon machen wollte, bestand in der Erklärung, er werde seine Truppen aus den preußischen Landen zurückziehen, sobald Kaiser Alexander seinen Verzicht auf die Donaufürstentümer ausspreche — woran freilich bei den bekannten Gesinnungen desselben nicht zu denken war.

Am Hofe zu Königsberg gab man sich trotz alledem noch immer einer optimistischen Auffassung der Dinge hin. Namentlich war es Stein, der, merkwürdig genug, von dem Aufenthalt des Prinzen Wilhelm in Paris das Beste erwartete und daher nicht müde wurde, den möglichst engen Anschluß an Frankreich als den einzig richtigen Weg für eine künftige bessere Gestaltung der Verhältnisse anzupreisen. Die ganze Staatsverwaltung sollte nach seiner Meinung nach französischem Muster umgestaltet werden, um dadurch auch äußerlich das freundschaftliche Einvernehmen mit dem westlichen Kaiserstaate anzudeuten. Als solche notwendigen Reformen benennt er die Bildung eines Staatsrats neben den Ministern, für die Provinzen Departementalräte und Umgestaltung der alten Landstände, endlich eine Repräsentativverfassung für die ganze Monarchie. Um die gute Meinung des Imperators auch durch persönliche Aufmerksamkeiten zu gewinnen, schlägt er dem Könige vor, bei der bevorstehenden Entbindung der Königin dem Kaiser oder der Kaiserin die Patenstelle anzutragen. Hier aber

stieß er auf den hartnäckigen Widerstand Friedrich Wilhelms III. Wie dieser Fürst überhaupt mit seltener Zähigkeit an den traditionellen Anschauungen der alten Zeit mit ihrer Auffassung von den Begriffen des Rechts und der guten Sitte festhielt, so war er namentlich niemals auch nur zu der leisesten Nachgiebigkeit in dem zu bewegen, was er unter fürstlicher Würde verstand.

Angesichts des Stillstands, der in den Verhandlungen zwischen Daru und der Berliner Friedenskommission herrschte, riet Sack, zur Weiterführung der Unterhandlung Stein nach Berlin zu entsenden. Am 9. März wurde denn auch von Stein und Daru ein Vertragsentwurf unterzeichnet. Die Gesamtschuld wurde auf 101 Millionen festgesetzt, abzüglich der seit dem 12. Juli zurückbehaltenen Revenuen und der auf Abschlag geleisteten Zahlungen oder Naturallieferungen, und sollte mit Bargeld, Wechsel und Pfandbriefen auf die Domänen bezahlt werden. Bis zur Einlösung der Pfandbriefe bleiben die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau im Besitz der französischen Armee; binnen dreißig Tagen nach erfolgter Ratifikation des Vertragsentwurfs räumt die französische Armee das preußische Staatsgebiet.

Da erfolgte wie ein Blitz aus heiterer Luft zu Bayonne, wohin sich Napoleon begeben hatte, um der Entwicklung der spanischen Angelegenheiten nahe zu sein, der Abschluß jener berüchtigten Konvention, durch welche Napoleon die preußischen Geldforderungen im Herzogtum Warschau in einem Betrage von 18 bis 20 Millionen Talern, nachdem diese schon im Januar unter Sequester gelegt worden waren, dem Könige von Sachsen gegen eine Abfindungssumme von 20 Millionen Franken zum Eigentum überwies.

Wir übergehen hier die weiteren Verhandlungen und Bedrückungen der preußischen Lande, indem wir lediglich konstatieren, daß erst der Ausblick auf den bevorstehenden Erfurter Kongreß die furchtbare Lage Preußens günstiger gestaltete. Dazu schien es jetzt, als würde Napoleon ohnedem baldigst genötigt sein, seine Armee aus dem preußischen Staatsgebiet zurückzuziehen. Die Verhältnisse in Spanien, wo jetzt die bourbonische Dynastie des Thrones entsetzt worden war, ließen sich keineswegs nach den Wünschen und Erwartungen Napoleons an. Man erwartete allgemein den Ausbruch eines großen Kampfes auf der Halbinsel und hielt dafür, daß alsdann Napoleon alle seine Streitkräfte nach diesem Punkte werde werfen müssen. Auch aus Oesterreich kam Kunde von neuen Zerwürfnissen mit dem französischen Imperator, von der Wahrscheinlichkeit eines neuen Krieges mit demselben. Der König, Stein, die Minister, alle Patrioten schöpften neue Hoffnung. Die österreichische Regierung suchte, nachdem sie seit dem Tilsiter Frieden gegen Preußen eine sehr reservierte Haltung eingenommen hatte, jetzt wieder nähere Fühlung mit dem Königsberger Hofe zu gewinnen. Die Haltung Preußens bei einem etwa ausbrechenden Kriege mit Frankreich war schon wegen der schlesischen Festungen, die im Besitz des Königs geblieben waren, von höchster Wichtigkeit für den Ausgang desselben. Es war kein Zweifel, daß die in Schlesien stehenden französischen Truppen alsbald sich der Festungen bemächtigen und durch sie gedeckt in Mähren und Böhmen einbrechen würden.

Friedrich Wilhelm III. hielt auch die Situation für ernst genug, einen seiner vertrauten Offiziere, den Flügeladjutanten Graf Götzen, der sich im letzten Kriege durch die Verteidigung Schlesiens ausgezeichnet hatte, nach Oberschlesien zu entsenden, um hier von Kudowa aus, wo er sich angeblich der Bäder wegen aufhielt, das Kommando über die Festungstruppen zu führen. Für den Kriegsfall lautete seine Instruktion dahin, die Festungen an keinen der kriegführenden Teile zu übergeben. Strikte Neutralität erschien dem Könige angesichts des trostlosen Zustandes seiner Lande als das einzig richtige. Er hielt daran fest trotz der Lockungen, die an ihn seitens der auf den engsten militärischen Anschluß an Frankreich hindrängenden französischen Partei in seiner Umgebung ergingen. Ihren Wortführer fand diese in dem General von Zastrow, der im November 1806 gemeinschaftlich mit Lucchesini die vom Könige nachmals verworfenen Charlottenburger Waffenstillstandsbedingungen ausgearbeitet hatte und der, später mit der interimistischen Führung der auswärtigen Geschäfte betraut, durch seine Unentschlossenheit und Schwäche einen großen Teil der Schuld daran trug, daß die befreundeten Höfe kein rechtes Vertrauen zu der Politik Preußens zu fassen vermochten. Aber der König blieb dem einmal erfaßten Prinzip treu. Zu seinen Vorzügen gehörte ein stilles Sichbescheiden gegenüber dem von ihm als überlegen anerkannten Verstand und Willen andrer. So sehr unter den Männern der patriotischen Partei ihm gerade die Führer, vor allen Stein, wenig sympathisch waren, er horchte im entscheidenden Augenblicke doch immer nur auf ihre Stimme. Nun waren allerdings auch diese für einen engen Anschluß an Frankreich, aber lediglich im Drange des Augenblicks, in der dadurch ermöglichten Hoffnung besserer Zeiten, nicht aus Bewunderung für französisches Wesen, aus einem feigen Preisgeben der Ehre und Selbständigkeit des Vaterlandes. In einem Immediatbericht Scharnhorsts vom 13. Mai wird der König gebeten, sich an Napoleon anzuschließen, so sehr dies auch die Gefühle, zumal in einem Kriege mit Oesterreich, empören würde. Aber wie sehr würde es der Wahrheit widersprechen, wenn man im Hinblick auf diese Ausführungen den Vorwurf der Inkonsequenz gegen Scharnhorst erheben wollte! Seine Tätigkeit in der Reorganisationskommission für die Armee zeigte, worauf sein unablässiges Sinnen gerichtet war: jeder neue Entwurf, den er der Kommission unterbreitete, legte Zeugnis dafür ab, wie sich die monumentalen Grundzüge der preußischen Wehrverfassung in seinem Geiste immer reicher und zielbewußter gestalteten — die Ideen des Volksheeres, die unter dem ersten Frühlingshauch der Völkerbefreiung zu unvergänglichem Leben erblühen sollten. Allein seitdem Napoleon dem Prinzen Wilhelm gegenüber das drohende Wort von der Reduktion der Armee, die er dem Könige auferlegen werde, hatte fallen lassen, seitdem er ihm in maßlosem Hochmut die Frage entgegengeschleudert hatte: „Wozu braucht der König ein Heer?“ lebte man in steter Sorge, daß ein solches Gebot erlassen werden würde, dem man sich widerstandslos hätte fügen müssen. Die Armee war der letzte Rettungsanker des Staates, sie mußte man um jeden Preis zu erhalten suchen, selbst wenn man mit zusammengepreßtem Herzen, bis einst die Stunde der Vergeltung

schlüge, die Truppen unter das Joch des verhaßten Siegers gehen ließ. Nur dürfe — meint Scharnhorst — diese Verbindung mit dem Sieger keine feste und dauernde sein. „Geht man in der Ausführung dieser Allianz zu weit, tritt man mit den Franzosen in eine engere und nähere Verbindung, so bemächtigt sich Napoleon höchstwahrscheinlich unsrer inneren Angelegenheiten durch seinen Einfluß auf eine Menge feiger, schlechter oder doch halb schlechter Menschen, die dadurch ans Ruder zu kommen hoffen, und dann wird so wenig auf die Nation als auf die Armee gerechnet werden können. Kommt ein Antrag von französischer Seite, so bleibt freilich nichts übrig, als ihm in aller Hinsicht entgegenzukommen, sich zu stellen, als wenn man sich glücklich halte, um womöglich unsre wahren Gesinnungen so zu verschleiern, daß sie selbst den ausgelernten Betrügern eine Zeitlang verborgen bleiben.“ Und wohin diese Gesinnungen drängten, das zeigen die Worte Scharnhorsts: „Durch Ströme von Blut haben unsre Vorgänger dem preußischen Staat Eigentümlichkeit und der Nation Ruhm erworben; wir würden unwürdige Nachfolger sein, wenn wir das erworbene Eigentum mutlos hingeben wollten.“

Das endliche Zustandekommen der Konvention vom 8. September 1808 war in erster Linie durch den Verlauf des spanischen Krieges bedingt. Die französischen Truppen hatten weder Saragossa noch Valencia zu bezwingen vermocht, vielmehr bei Baylen die Waffen strecken müssen; Madrid hatte geräumt werden, die französische Armee hinter den Ebro zurückgehen müssen. Nach solchen Unfällen blieb Napoleon nichts übrig, als seine gesamten Streitkräfte nach Spanien zu werfen, d. h. Preußen zu räumen. Jetzt endlich, am 11. August, wurde dem Prinzen Wilhelm ein Vertragsentwurf vorgelegt. Aber Napoleon war weit entfernt, in demselben irgendwelche Zugeständnisse zu machen, im Gegenteil, die Forderungen wurden jetzt noch um ein Beträchtliches erhöht. 194 Millionen Franken sollten entrichtet, die Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau in der Hand Frankreichs bleiben, die preußische Armee auf 42000 Mann reduziert werden und die Staatseinkünfte Preußens bis zum Tage des Abschlusses dieses Vertrags Frankreich zustehen. Für den Fall eines Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich habe Preußen Napoleon ein Hilfskorps von 8000, späterhin von 16000 Mann zu stellen. Alle Einwendungen des Prinzen blieben fruchtlos. Am 3. September sagte ihm der Minister Champagny: „Der Kaiser müsse wissen, ob Preußen Freund oder Feind sei, um danach die Bewegungen seiner Armeen regeln zu können. Nach dieser Korrespondenz — hier legte er einen von Soult aufgefangenen Brief Steins an den Fürsten Wittgenstein vom 15. August vor — sei Preußen Frankreichs Feind. Der Kaiser bedürfe hiernach Gewißheit, eines einfachen Ja oder Nein unter dem Vertrage.“ Kaum daß noch einige Tage für die Unterhandlungen, die Herabsetzung der Geldforderung auf 140 Millionen und die Beseitigung eines Steins Entlassung fordernden Artikels durchgesetzt wurde. Da Alexanders Zustimmung zu der von Napoleon vorgeschlagenen Zusammenkunft in Erfurt in Paris bereits angelangt und bekannt geworden war, anderseits Oesterreich sichtbarlich wieder abrüstete, so blieb dem Prinzen nichts

übrig als zu unterzeichnen. „Es sind sechs Monate," schrieb er dem Könige am Tage nach der Unterzeichnung, „daß die Auffangung der Briefe des Freiherrn vom Stein, von deren Authentizität ich unglücklicherweise nur zu sehr Ursache gehabt habe, mich zu überzeugen, fast den Untergang der Monarchie zur Folge gehabt hätte. Heute vermindern die gegenwärtigen Konjunkturen vielleicht diese Gefahr, aber sie beseitigen sie nicht. Bei der ungeheuern Truppenzahl, über welche der Kaiser verfügt, bleiben ihm immer noch genug, die gewaltsamsten Maßregeln gegen Preußen ins Werk zu setzen, und der Inhalt der aufgefangenen Briefe gab ihm sehr ausreichende Mittel, deren Ungerechtigkeit in den Augen seiner Nation, seiner Armee und der Alliierten Frankreichs, ja sogar in denen Rußlands zu beschönigen. Indem er diesen Briefen einen offiziellen Charakter gab, hätte er sich darauf gestützt, den Vertrag von Tilsit für gebrochen zu erklären. Das, Sire, war die Gefahr, die ich zu entfernen hatte." Jedenfalls sei durch die Unterhandlung Zeit gewonnen, die Gefahr zu beschwören. Der König möge entscheiden, ratifizieren oder neue Vorschläge machen. Und der preußische Gesandte von Brockhausen fügte hinzu: „Der Kaiser ist auf das äußerste erbittert und entschlossen, alles an alles zu setzen. Ich hatte die heftigsten Angriffe zu bestehen, um einen Artikel abzuwehren, der den König zwingen sollte, Stein zu entfernen. Stein muß Deutschland auf einige Zeit verlassen; er darf sich der Gefahr nicht aussetzen, den Franzosen in die Hände zu fallen." — „Ich habe Briefe aufgefangen, ich werde schnell sein wie der Blitz," sagte Napoleon einige Tage nach der Unterzeichnung zu Brockhausen, „jeden Ausbruch bösen Willens zu ersticken. Aus den Briefen eines Eurer Minister weiß ich, mit welchen Gedanken man umgeht, welche Hoffnungen man auf die spanischen Ereignisse setzt. Man irrt sich, Frankreich besitzt eine so ungeheure Macht, daß es überall die Stirn bieten kann. Ich weiß alles, ich kenne die Denkungsart Eurer Minister; es ist unmöglich, mich zu täuschen."

Vergebens, daß Friedrich Wilhelm III. den Kaiser Alexander auf seiner Durchreise nach Erfurt in Königsberg um seine kräftige Intervention bei Napoleon zugunsten Preußens anging. Alexander glaubte lediglich zu möglichster Nachgiebigkeit gegen Frankreich, zum Anschluß an das französische System raten zu müssen. Mit genauer Not ließ sich Napoleon noch zu einem Nachlaß von 20 Millionen von der geforderten Kriegskontribution bereden, verweigerte dagegen jede Verlängerung der Zahlungsfristen, die Belassung der Oderfestungen und die Aufhebung der Beschränkung der Stärke der preußischen Armee. Ebenso hielt Napoleon an Steins Entlassung fest, und Friedrich Wilhelm III. genehmigte dieselbe, wenn auch erst nach längerem Zögern und schweren Herzens.

Briefe der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein an Georg und Emma Herwegh

Mitgeteilt von

Marcel Herwegh und Victor Fleury

(Fortsetzung)

Zurich, février 1857.

Merci de vos gracieuses lignes, meilleure de toutes les Altesses, et voilà enfin une ou deux pages de papier noirci en réponse.

Pro 1°. — Quant au „gouffre" où on jette ses amis, n'en ayez point peur. Serait-ce peut-être „pour le roi de Prusse" qu'on oublierait la chère colonie de l'Altenbourg? Ou pour l'histoire suisse des derniers jours? Un peu de guerre — un peu de paix — beaucoup d'ennui pour la bonne bouche — non, non, non, *aves rarissimae! Ecco* du latin! Mais en homme strictement parlementaire j'ai attendu que vous me donniez la parole, Madame. Et vous commencez par un discours des plus éloquents auquel il sera aussi difficile à répondre qu'à résister. Ah — vous voulez me tenter par la tente royale?[1]) Il n'en sera rien — et je vous assure que c'est toujours la même écaille d'huître dans laquelle je végète et que votre baguette ne saura pas changer. Ce sont toujours les mêmes courants d'encre — *alias* littérature — dans lesquels je patauge. Si j'arriverai à bon port? Nous verrons, vous verrez, ils verront. Je promets à vos „petites mains" les primeurs du printemps au retour duquel vous croyez peut-être un peu trop. Mais revenez l'automne prochain pour fouiller dans mes paperasses. — Nous ne demandons pas mieux. — Il paraît que vous avez fait une belle provision d'art pour l'hiver. J'ai lu vos bulletins de bataille et je me suis réjoui avec vous de la victoire. C'est donc toujours la même fièvre d'art qui vous dévore?

Savez-vous qu'au même moment où vous étiez occupée à clouer vos monstres aux murailles, je m'amusais avec Semper à regarder les six *bambini* couronnés dans „Macbeth"! Mais je donne le prix sans hésiter aux „féroces soldats".

Je voudrais voir une fois le dernier combat des dieux d'après l'*Edda* peint par Kaulbach. Qu'en pensez-vous? Et est-ce que cela serait encore dans les limites du beau et du possible?

Les bulletins de bataille amènent naturellement les bulletins de santé que vous nous avez donnés en même temps. *Evviva* Liszt! Du reste son énergie et son impatience à produire ne lui permettront jamais d'être longtemps malade. — Que dites-vous de cette invention dantesque que nous

---

[1]) Herweghs Arbeitszimmer wurde so von Liszt in Zürich getauft.

avons suspendue juste au-dessus de ce mauvais piano que vous connaissez? [1]) Et est-ce que vous nous le pardonnerez? Mais il aurait fallu lui chercher son pendant — ce qui est impossible — ou le mettre dans un coin de la chambre où il aurait dû crier toujours *„mehr Licht!“* Je me console de pouvoir dire au moins littéralement qu'il est placé au *Sonnenbühl* [2]) plus haut que partout ailleurs à Zurich.

Quant à la *Goethestiftung*, je ne l'ai pas encore relue. Et pour le dire franchement, j'ai peu de confiance dans un temps où Liszt ne sera plus à Weymar. Alors? Qu'on me réponde! Je ne puis non plus cacher l'impression pénible que me fait notre pauvreté allemande. Ces 100 000 thaler qu'un bourgeois enrichi jette par la fenêtre — nous ne les avons pas encore. — Et avez-vous été à Ferrara? Weymar restera-t-il Weymar? Mais je ne veux préjuger rien — il me suffit que Liszt le pense — pour y regarder deux et trois fois. Du sublime au ridicule! J'attends pour la Négeliade un moment de gaîté qui doit venir quoique je commence à me déplaire à Zurich souverainement.

Dunque — en mettant mes salutations respectueuses aux pieds de la princesse Marie, je jure par la sainte médiocratie que la Négeliade sera faite et qu'elle verra le jour et Weymar — un jour ou l'autre. Et puisque vous parlez acteurs, Madame — dois-je continuer ce caquet littéraire et vous parler un peu auteurs?

Apprenez donc que j'ai été roué hier par des vers tout à fait impossibles que vous nous envoyez „couronnés“ *(sic)* de l'Allemagne. J'ai dû entendre un certain comte Essex [3]) — une certaine reine Elisabeth — quel comte! quelle reine! Au moins — si on eût pu aller après à l'Hôtel Baur porter plainte au tribunal qui a condamné Egmont!

J'ai encore les nerfs crispés et chiffonnés. Est-ce au public de Lapons ou de Finnois auquel on sert de telles platitudes, grossièretés, inconvenances? Le sentiment du grand beau, mon Dieu — qui l'exige encore? Mais ce sentiment du petit beau, de ce qu'on appelle le bon goût — qui nous préserve au moins des véritables sottises esthétiques, des impossibilités psychologiques, qui nous empêche que nous ne marchions continuellement sur les pieds d'autres âmes honnêtes — le plus insipide auteur du siècle Louis XIV en savait plus que ces messieurs. Et les figures de carton — je tremble de froid quand ils crient au feu!

A Munich vous avez dû aussi voir de jolies choses? Kaulbach vous aura édifiée là-dessus. C'est vraiment dommage que je ne vous aie plus vue depuis votre retour. J'ai un certain projet que je vous ai caché soigneusement — vis-à-vis d'une si bonne femme on perd un peu le courage de la méchanceté.

---

1) Liszts Medaillon.

2) Herweghs damalige Wohnung in Zürich.

3) Personen aus der Tragödie von Laube, Graf Essex, 1856.

Qui est donc si méchant dans votre Weymar? En voulant lire les toasts portés sur et à l'Altenbourg dont la Princesse m'avait parlé, je suis tombé dans un guêpier d'épigrammes dont quelques-unes sont bien acérées. Est-ce qu'on veut renouveler les distiques de Schiller et Goethe? Qui sait si je ne vous envoie pas un jour quelques troupes auxiliaires? J'ai aussi mon sac à Méphisto où je n'ai qu'à puiser. — Mais il est temps que je finisse cette lettre — maigre, bien maigre, quoique nous ne soyons pas encore en carême. Je vous ai dit tout ce que vous ne vouliez pas savoir. Cela prouve au moins de l'habileté. — Pour parler „soi" on n'est pas toujours le maître. — Oubliez quelquefois le poète, l'homme de lettres &c. et contentez-vous de ma pure et simple bêtise. Moi-même je n'aime en fait d'hommes de lettres que le facteur qui m'apporte de bonnes nouvelles de mes amis.

Mille choses *dem Kleeblatt auf der Altenburg.*

G. Herwegh.[1])

*

[1]) Zürich, Februar 1857.

Viel Dank für Ihre gnädigen Zeilen, beste Durchlaucht, hier folgen eine bis zwei Seiten schwarz auf weiß zur Antwort.

Erstens — den „Abgrund", in den die Freunde gestürzt werden sollen, brauchen Sie gar nicht zu fürchten. Würden wir etwa pour le roi de Prusse die liebe Kolonie auf der Altenburg vergessen? oder für die schweizerische Geschichte der letzten Tage? Ein wenig Krieg, ein wenig Friede, viel Langeweile zu guter Letzt. Nein, nein, aves rarissimae! Ecco Lateinisches! Aber als streng parlamentarischer Mensch habe ich erwartet, bis Sie mir das Wort geben, gnädige Frau. Und Sie beginnen mit einer so gewandten Rede, daß es mir ebenso schwer fallen wird, darauf zu antworten, als zu widerstehen. So! Sie wollen mich durch das Königszelt anlocken? Daraus wird nichts, und ich versichere Sie, das ist immer dieselbe Austerschale, in welcher ich hinlebe und welche Ihre Wünschelrute nicht verwandeln kann. Ich patsche immer in denselben Tintenströmen — alias Literatur. Ob ich glücklich in den Hafen einlaufen werde? Das sollen wir sehen. In Ihre lieben Händchen verspreche ich die Erstlinge des Frühlings zu geben, zu dessen Wiederkehr Sie doch zu großes Vertrauen haben. Kommen Sie aber im nächsten Herbst, um in meinen Papieren durchzustöbern. Das soll uns hocherwünscht sein. Wie es scheint, haben Sie sich einen schönen Kunstvorrat für den Winter angeschafft. Ich las Ihre Schlachtberichte und freute mich mit Ihnen über den Sieg. Dasselbe Kunstfieber verzehrt Sie also noch immer!

Wissen Sie, daß ich eben zur Zeit, wo Sie sich beschäftigten, Ihre Scheusale an die Wand festzunageln, mich mit Semper daran ergötzte, die sechs gekrönten bambini in „Macbeth" anzusehen. Den Preis gebe ich aber ohne Zögern den „wilden Kriegern".

Ich möchte einmal die letzte Götterschlacht von Kaulbach nach der Edda sehen! Was halten Sie davon? Liegt es noch in den Grenzen des Schönen, des Möglichen?

Die Schlachtberichte führen mich zu den Gesundheitsberichten, die Sie uns gleichzeitig mitteilten. Evviva Liszt! Es werden ihm übrigens seine Energie und sein Schaffensdrang nie erlauben, lange Zeit krank zu sein. Was meinen Sie von dieser dantischen Erfindung, die wir über dieses schlechte Klavier, das Sie kennen, gehängt haben? Werden Sie es uns wohl verzeihen? Wir hätten derselben aber ihr Gegenstück suchen, und das ist unmöglich, oder das Bild in einer Ecke des Zimmers anbringen müssen, wo es immer „Mehr Licht!" gerufen hätte. Zu meinem Trost darf ich wenigstens buchstäblich sagen, daß es im Sonnenbühl höher steht als sonst irgendwo in Zürich.

Weymar, 23 février 1857.

On m'écrit aujourd'hui de Berlin ce que j'étais en train de prévoir, c'est qu'il n'y a là guère de chance pour un cours de littérature italienne, *überhaupt,* — bien moins encore pour un cours en italien. Les douces voyelles y gèleraient de froid, et les brûlants tercets ne sauraient y enflammer les cœurs. On ajoute encore toutes sortes de considérations de

---

Die Goethestiftung habe ich noch nicht wieder gelesen. Offen gesagt, ich setze wenig Vertrauen auf eine Zeit, wo Liszt nicht mehr in Weimar sein wird. Nun! Was läßt sich erwidern? Ich kann auch nicht verschweigen, daß unsre deutsche Armut mir einen peinlichen Eindruck macht. Jene 100000 Taler, die ein reichgewordener Bürger zum Fenster hinauswirft, die haben wir noch nicht. Sind Sie in Ferrara gewesen? Wird Weimar auch Weimar bleiben? Ich will aber nichts voraussetzen; mir ist genug, daß Liszt so denkt, ich will es näher betrachten.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen! Für die Regeliade warte ich auf eine heitere Stunde, die kommen muß, obgleich der Aufenthalt in Zürich mir schon kolossal verleidet wird. Dunque, in aller Ehrfurcht für Prinzessin Marie schwöre ich bei der heiligen Mediokratie, daß die Regeliade geschrieben werden soll und das Tageslicht und Weimar sehen wird — früh oder spät. Und da Sie, gnädige Frau, von Schauspielern sprechen, soll ich in diesem literarischen Geschwätz fortfahren, um Ihnen von Schriftstellern zu sprechen?

Erfahren Sie also, daß ich gestern mit ganz undenkbaren Versen gerädert wurde, die uns aus Deutschland preisgekrönt (sic) zugesandt worden sind. Ich mußte einen gewissen Grafen Essex, eine gewisse Königin Elisabeth anhören. — Welch ein Graf! Welch eine Königin! Hätte man wenigstens zum Hotel Baur gehen können und vor dem Tribunal klagen dürfen, das den Egmont verurteilt hatte!

Meine Nerven sind noch krampfhaft zerknüllt. Wartet man einem Publikum Lappländern oder Finnen mit solchen Gemeinheiten und Grobheiten, mit solchem Unfug auf? Das Gefühl des Schönen im großen — ach Gott, wer fragt noch danach? Aber das Gefühl des Klein-Schönen, des sogenannten guten Geschmacks, welches uns wenigstens vor den wahren ästhetischen Dummheiten und psychologischen Unmöglichkeiten schützt und verhindert, daß wir fortwährend andern ehrlichen Seelen Anstoß geben — davon wußte der albernste Schriftsteller aus der Zeit Ludwigs XIV. weit mehr als jene Herren. Und jene Holzpuppen — es fröstelt mich, wenn sie „Feuer!" rufen.

In München haben Sie wohl auch etwas Hübsches gesehen. Kaulbach hat Sie darüber erbaut. Es ist wirklich schade, daß ich Sie seit Ihrer Rückkehr nicht wiedergesehen habe. Ich hege einen gewissen Plan, den ich Ihnen sorgfältig verheimlicht habe; einer so guten Frau gegenüber verliert sich der Mut zur Böswilligkeit.

Wer ist denn so böswillig in Ihrem Weimar? Beim Lesen der Toaste auf und an die Altenburg, von denen Sie, gnädige Fürstin, gesprochen hatten, geriet ich in ein Wespennest von Epigrammen, worunter einige sehr scharf. Will man vielleicht Schillers und Goethes Xenien erneuern? Wer weiß, ob ich nicht einige Hilfstruppen zuschicken werde! Dazu brauche ich nur aus meiner Mephistotasche zu schöpfen.

Es ist aber hohe Zeit, daß ich diesen Brief schließe, einen mageren, sehr mageren, obwohl wir noch nicht zur Fastenzeit sind. Ich erzählte Ihnen alles, was Sie nicht zu wissen wünschten. Das beweist wenigstens meine Geschicklichkeit. Sein Selbst zu äußern ist man nicht immer imstande. Vergessen Sie manchmal den Dichter, den Literaten u. s. w. und nehmen Sie mit meiner einfachen Dummheit vorlieb. Mir selbst ist kein Literat so lieb als der Briefbote, wenn er mir von meinen Freunden gute Nachrichten bringt.

Tausend Grüße dem Kleeblatt auf der Altenburg.

G. Herwegh.

ce genre: le carneval a été long; on a eu à foison des bals, des concerts, des représentations dramatiques et des auditions poétiques de tous genres; on est à bout de fatigue et d'argent. — Si pareille tentative pouvait réussir — (? ? !) il ne faudrait la tenter qu'à l'entrée de l'hiver, durant ce mois de novembre où les longues soirées ne sont point encore distribuées à tous les amusements de la Cour et de la ville, et où la plupart des personnes riches ont déjà pris leurs quartiers pour la saison. Mais avec ce soleil qui nous annonce un soi-disant printemps, il y aurait folie à espérer la moindre attention et sympathie pour une chose aussi belle que sérieuse. Je ne sais pas si Munich n'offrirait pas plus de chances à Mr. De Sanctis que Berlin. On y est plus près du midi, on y parle plus l'italien, on s'y pique davantage de suivre des cours; et avec quelques bonnes recommandations il pourrait peut-être y réussir cette automne. Weymar malheureusement n'est que trop une *terra ingrata* pour que Liszt lui propose de s'arrêter sur ce sol classiquement aride. C'est toujours mal faire une commission que de donner d'aussi mauvais renseignements; pardonnez-moi donc d'être porteur de si piètres nouvelles — et pardonnez-moi bien plus encore, chère madame! pardonnez . . . pardonnez les deux médaillons — car ils ne sont pas coupables! . . . Croyez-moi, l'amitié qui ne doit jamais être replâtrée n'a rien à faire avec des plâtres . . . Mais que c'est charmant à vous de me faire cette querelle. Que vous avez adorablement raison de n'avoir pas raison! . . . Ah, vous êtes jalouse, belle Emma! C'est pour le coup la maladie sacrée; le tort sublime de la femme. Ne me parlez pas d'un cœur au-dessus de ce dessous! . . . mais guérissez, guérissez vite; soyez moins sacrée, moins sublime et plus contente. Songez d'abord que les hommes de génie, cela est à tout le monde que tout le monde en veut sa part, et se fait un droit de la demander; songez que les œuvres réussies deviennent d'elles-mêmes populaires, et que le plâtrier de Rietschel pourrait s'enrichir rien qu'avec un seul médaillon, tant il est répandu en Allemagne. On vient d'en vendre 24 exemplaires à Pesth; on l'achète à Vienne, on l'achète à Berlin; Liszt n'a pas dirigé dans un seul endroit que plusieurs ne l'y aient aussitôt fait venir. Ce n'est donc rien d'*appartes* comme disent les commis des magasins de nouveautés. Mais puisque vous êtes capable de torts si flatteurs . . . attendez — vous serez satisfaite. — Je vous enverrai quelque chose que vous serez seule à avoir, et qui aura son bien autre mérite d'à propos. Je vous donnerai la photographie faite à Munich; vous aurez le Liszt de Herwegh, le Liszt de Zurich; et s'il a encore mauvaise mine, vous n'en serez que plus à même de vous souvenir que c'est le Liszt de Rahn, le Liszt de Negeli, le Liszt de l'Hôtel Baur! . . . Est-ce une vengeance bien blanche que je tire de vos chers torts? . . . Si cette vengeance vous indigne et vous porte à me réciproquer, comme disait Mme. de Sévigné, guettez l'occasion d'une *Vendetta* corse et rendez-nous portrait pour portrait, en

nous envoyant un de ceux qui ont été faits du poète, avec signature et dédicace, pour que le coup porte, et atteigne au beau milieu du cœur. Voilà qui sera magnifique! . . . je bats déjà des mains à cette perspective de répresailles et de conquêtes mutuelles! Puisqu'en fait d'hommes de lettres le poète préfère le facteur de la poste, je tâcherai de lui en donner la vue du plus souvent. Dites-lui cela, en l'assurant que sa lettre est bien celle d'un homme habitué aux femmes de lettres, ce qui devrait les effrayer. Mais il n'en est rien. J'adore d'autant plus l'esprit que j'en fais moins et que je reçois à fonds perdu celui qu'on me donne. Ses pages nous ont fait un très grand plaisir. Liszt se les est fait relire deux fois de suite — et j'y répondrai prochainement deux fois si long. Combien ce que vous me dites de Semper est juste et vrai . . . Je lui ai écrit dernièrement, mais il ne me donne pas signe de vie. Nous boude-t-il? Pourtant il a des admirateurs et des amis bien véritables en nous. Il n'a pas désiré le médaillon de Liszt et peut-être croit-il maintenant que je n'ai pas bien agi. — Certes, il n'en serait pas ainsi. — Mais d'abord, je ne savais pas si ce plâtre pouvait lui être agréable, vu son auteur Rietschel, avec lequel j'ignore dans quels termes il est. Entre artistes, hélas, il faut toujours *voraussetzen* qu'ils ne vont pas ensemble! Si toutefois il n'en était pas ainsi cette fois, Dieu sait avec quelle joie je le saurais. Faites-lui donc mes amitiés. Vous aurez aussi entendu parler à Zurich du bruit qui fait la ronde de tous les journaux à propos de l'affiliation de Liszt à l'ordre des Franciscains. Mais vous n'aurez, certes, pas cru que notre mariage soit empêché par ces raisons spirituelles. Ah non, c'est bien le pouvoir temporel qui s'en mêle encore! *Ma pazienza.* En attendant la nomination de Liszt équivaut à ce qu'on nomme *Ehrenmitglied einer Gesellschaft* — et s'explique par les rapports que Liszt a eus avec cet ordre dès l'âge de neuf ans où il a déjà donné des concerts à Pesth pour son intention, ce qu'il a toujours continué depuis, sous une forme ou sous une autre. — Jeudi il dirige à Leipzig un concert où seront donnés les „Préludes“, „Mazeppa“ &c. au *Gewandhaus.*

Voyez cet envahissement de la terre ferme par les grandes eaux! A la Pentecôte il dirige le *Niederrheinische* (que nous avons entendu nommer le *niedrigrheinische*) *Musikfest* à Aix la Chapelle. Le 16 février nous avons eu une admirable exécution de l'Armide! Mon Dieu, que c'était beau — vraiment digne de ces temps héroïques du théâtre grec dont rêvent Semper et les Héllénistes! *Es war eine Innerlichkeit, eine Weihe in den Aufführenden und den Zuhörern, wie Liszt sie so vortrefflich zu verleihen weiss.* — La fin du troisième acte où Armide repousse la Haine qu'elle venait d'invoquer et s'écrie: „Oh Amour — Puissant Amour — je m'abandonne à Toi . . .“ a été d'un tel effet d'émotion que je défie Sophocle, Eschyle et Euripide d'avoir fait couler de plus brûlantes larmes! . . . Dieu sait que j'admire le beau grec, et le bel Egyptien, et tout ce qui est beau,

vieux ou neuf. Mais je ne sais pas regarder toujours en arrière comme ces damnés du Dante qui avaient le cou tordu en Enfer pour avoir été faux prophètes en cette vie. Et quand l'art me verse à torrent toute la part de félicité et d'émotion dont je suis capable, je ne m'imagine pas que ceux de jadis étaient plus heureux! On le voit souvent par l'effet d'une illusion d'optique. L'admiration des chefs-d'œuvre antiques étant libre de toutes les peines que des passions accessoires réveillent d'ordinaire à la vue de ceux de nos contemporains, on se figure que les gens qui les ont vus naître éprouvaient des jouissances aussi pures, tandis qu'ils se déchiraient à belles dents comme cela se pratique de nos jours. Pourquoi hélas! faut-il tout savoir? même savoir jouir, même savoir aimer, même savoir sentir le Beau! et surtout savoir oublier toutes les petites considérations d'école, de tendance &c. pour prendre son plaisir où l'on trouve. Pourvu que vous en trouviez dans cette longue lettre qui vous porte mes plus tendres amitiés avec celles de Liszt et les souvenirs de ma fille. Nous saluons tous le poète dans sa royale tente où il s'est retiré comme Achille, pour voir les Grecs massacrés sans le puissant appui de sa lance! A bientôt, cher et spirituel poète.

Carolyne Wittgenstein.[1])

*

[1]) Weimar, 23. Februar 1857.

Heute wird mir aus Berlin geschrieben, was ich eben voraussah, es seien nämlich nur wenig Aussichten vorhanden für einen Kursus der italienischen Literatur überhaupt, geschweige denn für einen in italienischer Sprache. Die zarten Vokale würden dort gefrieren und die glühenden Terzinen könnten nicht die Herzen entzünden. Es werden allerlei Betrachtungen hinzugefügt: der Karneval habe lange gedauert, man habe Bälle, Konzerte, dramatische Aufführungen und poetische Vorträge die Hülle und Fülle gehabt, man sei todmüde und ohne Geld. Könnte ein solcher Versuch gelingen (?!), müßte er erst im Anfang des Winters gemacht werden, im Monat November, wenn die langen Abende den Hof- und Stadtzerstreuungen noch nicht zugeteilt sind und die meisten unter den reichen Leuten schon ihr Winterquartier bezogen haben. Aber mit dieser Sonne, die uns den Frühling ahnen läßt, wäre es töricht, für etwas Schönes und Ernsthaftes die geringste Aufmerksamkeit und Teilnahme zu erhoffen. Ich weiß nicht, ob München dem Herrn de Sanctis nicht mehr Aussichten als Berlin darbieten würde, denn es liegt dem Süden näher, dort wird mehr Italienisch gesprochen, dort wird mehr auf Vorlesungen gehalten, und mit einigen guten Empfehlungen könnte er im nächsten Herbste vielleicht dort Glück haben. Leider ist Weimar nur zu sehr Terra ingrata, als daß Liszt ihm vorschlägt, auf dieser klassisch dürren Erde zu verweilen. Eine Sache ist immer schlecht besorgt, wenn man mit so schlechten Auskünften kommt; vergeben Sie mir also, daß ich so dürftige Nachrichten überbringe. Vergeben Sie mir noch mehr, liebe Freundin, vergeben Sie, vergeben Sie die beiden Medaillons, sie sind nicht schuld daran! Glauben Sie mir, eine Freundschaft, die nie wieder übergipst zu werden braucht, hat nichts mit Gipsfiguren zu tun. Aber wie hübsch von Ihnen, mit mir darüber zu zanken! Wie prächtig haben Sie recht in Ihrem Unrecht! ... So! Sie sind eifersüchtig, schöne Emma! Dies ist die heilige Krankheit, das erhabene Unrecht der Frau. Was soll mir ein Herz, das dieser Schwäche überlegen ist? Werden Sie aber wieder gesund, werden Sie es bald; seien Sie nicht so heilig, nicht so erhaben, aber stellen Sie sich zufrieden. Bedenken Sie zuerst, daß die Genies aller Welt gehören, daß alle Welt ihren Teil verlangt und beansprucht. Bedenken Sie, daß jedes gelungene Werk immer von selbst volksbeliebt

Weymar, 20 déc. 1857.

Comment, chère Madame, ne vous enverrais-je pas sur du papier aussi rose que possible mes meilleures félicitations et mes vœux les plus tendres pour l'année qui va vous apporter un nouvel enfant, une nouvelle joie, et une nouvelle bénédiction sur votre intérieur et votre bonheur intime? Le poète nous tient décidément rigueur! Je ne lui envoie pas moins les mêmes souhaits de bonne fête! Quelle bonne idée vous avez là de venir nous voir, et que nous serons charmés si vous l'accomplissez! Je suis persuadée que vous aurez quelque agrément à revoir l'Allemagne, et à juger par vous-même de l'état des arts, pour ouater de vos observations les articles de Mr. de Sault, qui ont quelque besoin de votre chaleureux sentiment du beau pour animer leur froideur et leur superficialité. Vous verrez à Berlin les immenses pages de Kaulbach — et à Munich vous verrez Pfeufer qui vous recevra certainement à bras ouverts, et les amis valent

---

wird und Rietschels Gipser mit einem einzigen Medaillon reich werden könnte, so verbreitet ist sein Name in Deutschland. Es wurden 24 Stücke neulich in Pest verkauft; in Wien, in Berlin wird dasselbe auch gekauft; in jedem Ort, wo Liszt nur einmal ein Konzert geleitet hat, haben es mehrere sich sofort bestellt. Das Medaillon ist also nichts Apartes, wie Ladendiener in einer Modewarenhandlung sagen.

Da Sie aber so schmeichelhaften Unrechts fähig sind, warten Sie, Sie sollen befriedigt werden. Ich will Ihnen etwas senden, was Sie allein besitzen werden und was ein ganz andres passendes Verdienst haben wird. Ich will Ihnen das Münchner Lichtbild schenken, da werden Sie den Herweghschen Liszt, den Liszt von Zürich haben; und wenn er noch angegriffen aussieht, so werden Sie um so besser an den Liszt bei Rahn, den Liszt bei Negeli, den Liszt im Hotel Baur erinnert werden! Nehme ich eine recht harmlose Rache für Ihr liebes Unrecht? Wenn diese Rache Sie entrüstet und Sie dazu treibt, zu „reziprozieren“, wie Frau von Sévigné sich ausdrückt, erspähen Sie sich die Gelegenheit zu einer korsischen Vendetta und vergelten Sie uns Bild mit Bild, ich meine, schicken Sie uns ein Bild des Dichters mit Unterschrift und Zueignung, damit der Stoß gut trifft, mitten ins Herz. Das wird prächtig sein! Ich freue mich schon bei dem Gedanken an solche Vergeltung und gegenseitige Eroberung.

Da dem Dichter über alle Literaten der Postbote geht, werde ich mein Bestes tun, daß er ihn öfters zu Gesicht bekommt. Das sollen Sie ihm melden und ihn dabei versichern, daß sein Brief wohl der eines Mannes ist, der mit Literatinnen umgeht, und das sollte sie erschrecken. So ist es aber nicht. Ich liebe um so mehr das Geistreiche, als ich wenig geistreich bin und den Geist, der mir geschenkt wird, ohne Vorteil empfange. Seine Zeilen haben uns recht erfreut. Liszt hat sie zweimal nacheinander vorlesen lassen. Ich werde nächstens zweimal so lang darauf antworten.

Wie richtig und wahr, was Sie mir von Semper schreiben! Ich schrieb ihm vor kurzem, aber er gab kein Lebenszeichen. Schmollt er? Er hat doch Bewunderer und wahre Freunde an uns. Er hat Liszts Medaillon nicht gewünscht und glaubt jetzt vielleicht, daß ich nicht gut gehandelt habe. Es ist freilich anders. Aber ich wußte zuerst nicht, ob diese Gipsfigur ihm angenehm sein könnte, da sie von Rietschel herrührt und mir unbekannt ist, auf welchem Fuß er mit ihm steht. Bei Künstlern muß man leider! stets voraussetzen, sie passen nicht gut zusammen. Wäre es in diesem Fall nicht so, Gott weiß, mit welcher Freude ich es erfahren würde. Grüßen Sie ihn also von mir.

Wohl haben Sie auch in Zürich von dem Gerücht gehört, das in allen Zeitungen umherreist, wegen des Eintritts von Liszt in den Franziskanerorden. Sie werden aber

encore mieux que les tableaux, n'est-ce pas? Ce qui me fait espérer que vous ne vous ennuierez pas trop à Weymar où il y a point ou prou de tableaux. Ah que vous êtes sévère pour Ira Aldridge![1]) Un certain Raphael qui n'a point volé son nom vous en voudrait beaucoup, s'il pouvait vous en vouloir de quelque chose, car il goûte beaucoup l'artiste nègre, et je suis de son avis. Mais imaginez à quel point Raphael est Raphael? Il faut que je vous conte cela. Vous savez que Haehnel fait à Dresde une admirable statue de Sanzio, qu'il va exécuter en marbre. Il y travaillait avec son fameux portrait à côté de lui, quand nous entrions dans son atelier; aussitôt il met le portrait de côté et fait poser une heure durant le Raphael vivant de votre façon. Si donc dans la suite vous trouvez la ressemblance plus frappante que vous ne l'aviez crue, ne vous en étonnez pas. En fait de nouvelles vous apprendrai-je quelque chose en vous disant que l'archiduc Etienne a passé quelques semaines ici et y reviendra en Avril? Depuis

allerdings nicht geglaubt haben, daß unsre Heirat aus diesen geistlichen Gründen vereitelt wird. Nein! aber die weltliche Gewalt mischt sich wieder darein! Ma pazienza! Einstweilen gilt Liszts Ernennung ebensoviel wie der Titel Ehrenmitglied einer Gesellschaft und erklärt sich aus Liszts Beziehungen zu diesem Orden seit seinem neunten Lebensjahre, als er schon zum Besten des Ordens Konzerte in Pest gab, was er seitdem auf diese oder jene Weise wiederholte. Nächsten Donnerstag leitet er im Leipziger Gewandhaus ein Konzert, in dem die „Präludien", „Mazeppa" u. a. gegeben werden. Denken Sie sich diese Eroberung des Festlandes durch das Hochwasser! Zu Pfingsten leitet er in Aachen das niederrheinische (auch anders genannt das niedrigrheinische) Musikfest. Am 16. Februar hatten wir eine wunderbare Aufführung der „Armide"! Ach Gott! wie schön! wie würdig jener heroischen Zeiten des griechischen Theaters, von denen Semper und die Hellenisten träumen! Es war eine Innerlichkeit, eine Weihe in den Aufführenden und den Zuhörern, wie Liszt sie so vortrefflich zu verleihen weiß. Der Schluß des dritten Aufzugs, wo Armide den eben von ihr angerufenen Haß zurückweist und ausruft: „O Liebe! mächtige Liebe! ich gebe mich dir hin!" brachte eine so rührende Wirkung hervor, daß ich dem Sophokles, dem Aeschylus und dem Euripides nicht zutraue, sie hätten heißere Tränen vergießen lassen. Gott weiß, wie sehr ich das griechische Schöne bewundere, und auch das ägyptische und alles, was schön ist, das Alte wie das Neue. Aber ich verstehe nicht immer zurückzublicken wie jene Verdammten in Dante, deren Hals in der Hölle verdreht war, weil sie in ihrem Leben Trugpropheten gewesen waren. Und wenn die Kunst mir meinen ganzen Teil der Glückseligkeit und der Rührung ausschüttet, glaube ich nicht, daß die früheren Menschen glücklicher waren. Das glaubt man oft durch optische Täuschung. Da die Bewunderung der alten Meisterwerke von allen Sorgen frei ist, die Nebengedanken und -gefühle im Angesicht der zeitgenössischen zu erwecken pflegen, denkt man sich, daß die Menschen, die sie entstehen sahen, so reine Freuden genossen, während sie hingegen einander herunterrissen und diese Werke tapfer zerfleischten, wie es in unsrer Zeit geschieht. Ach! warum müssen wir alles wissen? sogar zu genießen, sogar zu lieben, sogar das Schöne zu empfinden, und besonders alle kleinlichen Schul- und Tendenzbetrachtungen zu vergessen verstehen, um unser Vergnügen wirklich zu finden, wo es ist. Mögen Sie welches an diesem langen Briefe finden, der Ihnen meine zärtlichsten Grüße überbringt, auch die von Liszt und das Andenken meiner Tochter. Wir alle grüßen den Dichter in seinem Königszelt, in das er sich wie Achilles zurückgezogen hat, um zu sehen, wie die Griechen ohne den mächtigen Schutz seiner Lanze niedergemetzelt werden. Auf baldiges Wiedersehen, lieber geistreicher Dichter! Carolyne Wittgenstein.

[1]) Ein Neger, der damals als Schauspieler viel Aufsehen erregte.

l'entrevue des deux majestés Weymar s'habitue de plus en plus à l'importance politique! Les grands noms ne nous manquent pas dans toutes les catégories. Emile Devrient vient de recevoir la croix; Sivori passe une quinzaine ici. Bazzini arrive. Rienzi de Wagner se prépare et la ruche est toujours pleine de travailleurs actifs comme des abeilles. *Es summt und brummt* . . . La lettre de Semper m'a vivement touchée et fait grand plaisir. Dites-le lui en attendant que je le lui dise bientôt moi-même. Et puis faites nos amitiés aux Moleschott en leur disant que nous avons eu bien du plaisir à causer d'eux avec Hettner, nos voix étaient très d'accord et à un parfait diapason. Je crois que Moleschott m'avait promis son ouvrage [1]) et je crois qu'il a paru? Est-ce que je me trompe? Quand votre protégée arrivera à Weymar nous serons charmées de la voir d'abord et de l'avoir ensuite. Notre intendant Dingelstedt est un très excellent intendant, par conséquent excellent appréciateur d'un talent encore jeune. Voilà ma page qui finit et quelques personnes qui m'attendent. Au revoir donc! Je tenais à vous dire tout ce que nous vous souhaitons à vous et aux vôtres de bon et d'heureux. Raphael est tenté de bouder le poète — et moi, je succombe à la tentation, mais seulement en apparence. Liszt joint ses amitiés et je vous dis encore Bonne Année!

Carolyne. [2])

(Schluß folgt)

---

[1]) Lehre der Nahrungsmittel für das Volk.

[2]) Weimar, 20. Dezember 1857.

Wie sollte ich nicht Ihnen, liebe Freundin, auf möglichst rosenrotem Papier meine besten und zärtlichsten Glückwünsche zum Neuen Jahre senden, das Ihnen ein neues Kind, eine neue Freude und einen neuen Segen in Ihr Heim und Ihr heimisches Glück bringen wird? Der Dichter behandelt uns wirklich streng! Trotzdem übersende ich ihm auch meine Glückwünsche zu den Festtagen! Wie prächtig Ihr Gedanke, uns bald zu besuchen, und wie wird es uns freuen, wenn Sie ihn verwirklichen! Ich bin überzeugt, daß es Ihnen angenehm sein wird, Deutschland wiederzusehen und selbst von den Kunstverhältnissen zu urteilen, um durch Ihre Beobachtungen die Aufsätze des Herrn de Sault auszupolstern, die Ihr warmes Kunstgefühl nötig haben, um ihre Kälte und Oberflächlichkeit zu beseelen. In Berlin werden Sie die gewaltigen Gemälde Kaulbachs und in München werden Sie Pfeufer sehen, der Sie gewiß mit offenen Armen empfangen wird, und Freunde sind noch besser als Gemälde, nicht wahr? Deshalb hoffe ich, daß Sie sich in Weimar nicht zu sehr langweilen sollen, wo nur wenige oder gar keine Gemälde sind. Wie streng sind Sie gegen Ira Aldridge? Ein gewisser Raphael, der seinen Namen verdient hat, würde es Ihnen übelnehmen, wenn er Ihnen überhaupt etwas übelnehmen könnte, denn der schwarze Künstler gefällt ihm sehr, und ich bin derselben Meinung. Aber denken Sie sich, in welchem Grade unser Raphael Raphael ist? Ich muß es Ihnen erzählen. Sie wissen wohl, daß Hähnel in Dresden ein wunderschönes Standbild des Sanzio entwirft, das er aus Marmor verfertigen wird. Er arbeitete mit dem berühmten Selbstporträt neben sich, als wir in seine Werkstätte traten; sofort stellt er das Bild auf die Seite und bittet den lebenden, von Ihnen getauften Raphael, eine Stunde lang zu sitzen. Wenn Sie also später die Aehnlichkeit noch treffender finden, als Sie gemeint hatten, sollen Sie sich nicht darüber wundern. Werde ich Ihnen etwas Neues berichten, wenn ich Ihnen mitteile, daß Erzherzog Stephan einige Wochen hier zugebracht und im April zurückkommen soll? Seit der Begegnung der zwei Majestäten ge-

Poetischer Stil

Eine Studie

von

Herbert von Berger

Le style c'est l'homme. Buffon hat bei seinem oft zitierten Ausspruch an den geschriebenen (und gesprochenen) Stil gedacht, an den Ausdruck in Worten. Es ist selbstverständlich, daß der Stil einer Dichtung so wenig vom Wortausdruck bestimmt sein kann wie die Linienführung eines Bauwerks von der Form der einzelnen Steine.

In viel höherem Maße, als die Eigenart des Wortstils den Menschen bezeichnet in seiner geistigen Bewegung und Beweglichkeit, führt der poetische Stil in die dichterisch veranlagte Menschenseele. Denn das echte Gedicht ist nichts andres als der Ausdruck einer seelischen Bewegung in Gestalten der Phantasie. Dichten heißt: mit Gestalten reden. Der dichterisch begabte Geist sieht die widerstreitenden Gewalten seines Gemütslebens wie einen Kampf zwischen Menschen vor sich. Das ist sein poetisches Bild. Eine starke innere Bewegung, ein Leidenszustand gewinnt in der Phantasie Leben und Wirklichkeit, eine Gestaltung, die eben direkter Ausdruck eines seelischen Erlebnisses ist. Jene Kämpfe, die der Mensch mühsam und oft vergeblich den Freunden seiner Einsamkeit mitzuteilen versucht, bilden sich im Dichter zu Leben und Erscheinung in einer reichen, immer beweglichen Phantasie. Die dichterische Gestaltung stellt sich damit als eine eigne Sprache dar, als eine Mitteilungsmöglichkeit, wenn Worte und Wortformen versagen. So kommen wir zum letzten Sinn des Goetheschen Wortes:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide."

---

wöhnt sich Weimar immer mehr an politische Wichtigkeit? Die bedeutenden Namen fehlen uns nicht in jeder Sorte. Emil Devrient hat eben einen Orden bekommen. Sivori verweilt zwei Wochen hier. Bazzini kommt. Wagners „Rienzi" wird vorbereitet und hier ist es wie in einem Bienenkorb voll emsiger Arbeit. Es summt und brummt ... Sempers Brief hat mich lebhaft gerührt und hoch erfreut. Ich bitte Sie, es ihm zu sagen, bis ich ihm bald selbst schreibe. Dann grüßen Sie auch die Moleschotts von uns und teilen Sie ihnen mit, daß wir viel Vergnügen daran fanden, mit Hettner von ihnen zu sprechen. Wir waren einig und stimmten überein. Moleschott hatte mir, soviel ich mich erinnere, sein Buch versprochen, welches, glaube ich, erschienen ist. Oder täusche ich mich? Wenn Ihre Empfohlene nach Weimar kommen wird, soll es uns entzücken, zunächst sie zu sehen, dann sie bei uns zu behalten. Unser Intendant Dingelstedt ist ein vortrefflicher Intendant, also vortrefflich imstande, ein junges Talent zu schätzen.

Nun ist diese Seite zu Ende, und einige Leute erwarten mich. Also auf Wiedersehen! Ich wollte besonders Ihnen alles sagen, was wir Ihnen und Ihren Lieben Gutes und Glückliches wünschen. Raphael hat Lust, mit dem Dichter zu schmollen, und ich komme in Versuchung, dergleichen zu tun, aber nur scheinbar. Liszt grüßt Sie auch und ich wünsche Ihnen nochmals ein gutes Jahr! Carolyne.

Nicht ein gutes Wort an rechter Stelle zeichnet den Dichter, sondern die Tatsache, daß er Leben und Erlebnisse sieht anstatt der starren unbehilflichen Worte. —

Die Eigenart eines poetischen Stils ist einzig bedingt durch die Empfindlichkeit, durch die Bewegungsformen der Seele des Dichters. In vollkommener Abhängigkeit von seiner geistigen Natur, in vollkommener Unabhängigkeit von allen Regeln und Geboten der Aesthetik bildet sich ein starker Gestalter seinen Stil als Ausdruck seines Erlebens, seiner großen seelischen Ereignisse. —

Wie spricht doch aus dem lapidaren Bau der Kleistschen Dramen dieser furchtbar in seinen Leidenschaften aufgewühlte Mensch. Diese Gestalten kennen nur eine letzte Tiefe und eine letzte Höhe. In diesen Schicksalen gibt es nur blitzenden, blendenden Sonnenschein und allertiefstes Dunkel. Es ist eine gigantisch-wilde Kunst, die sich an den Grenzen menschlicher Erregungsmöglichkeiten bewegt. Kleist ist ein Künstler, der den Bogen immer bis zum Alleräußersten gespannt in den bebenden Händen hält. — Penthesilea, die aus wildester Begierde in wahnsinnigen Haß stürzt und die Zähne in den Leib des Geliebten gräbt, den sie nicht besitzen darf; — Homburg, der nach lebenverachtender, toller Blutarbeit auf dem Schlachtfeld zitternd, weinend vor dem eignen Grabe schaudert. Farbe grell neben Farbe, keine Uebergänge, keine Nuance. Abgründe und Höhen ohne einen Blick auf den weiten bindenden Hang. Das ist der Gestaltungsstil des Mannes, der den Tod wählte, weil ihm die Sonne zu lange hinter den Bergen zögerte.

Daneben der Gestalter der menschlichen Weite, Shakespeare, der die Tonleiter menschlicher Erregungen von der zaghaft sprühenden Glut bis zur himmelauf lodernden Flamme mit unglaublicher Sicherheit auf und nieder zu spielen versteht mit einem feinen Empfinden auch für den geringsten Zwischenton. Gibt Kleist die Explosion der Leidenschaften, so gibt Shakespeare ihre Entwicklungen. Der sich in abenteuerlichsten Schicksalen immer stärker als das Leben selbst gezeigt und erkannt hatte, daß Glück und Leid einen Vorabend, eine Dämmerung und einen langen, langsamen Aufgang haben nach wechselndem Kampf, konnte nicht in den Katastrophen selbst das Bedeutende sehen, sondern in ihren Gründen und Verkettungen. Wohl entladen sich die Leidenschaften in furchtbarer Gewalt. Aber wir haben die verhaltene Glut in den Seelen gesehen und den Zunder, den die Ereignisse hineingeworfen haben. Diesen Gestaltungen hat ein Geist den Stempel aufgedrückt, der in einem unglaublich bewegten Leben mit jeder Faser seiner Empfindungen erlebt hat, der den stoßenden Tatsachen niemals eine lösende Reflexion entgegengesetzt hat, sondern mit der ganzen Seele jedem, dem lautesten und dem leisesten Eindruck offenstand. Weil Shakespeare Glück und Leid nicht nur in ihren höchsten Momenten erlebte, sondern restlos in ihrem ganzen Werden und Vergehen, darum sind seine Gestaltungen so erschöpfend, so weit wie keine. Hier ist noch keine Erregung vom Gedanken überwunden, die größere Leidenschaft saugt die geringere auf. Darum konnte dieser Stil ganz Erregung, gewissermaßen reine poetische Gestaltung in ihrem Urbilde sein.

Das Signum Shakespearescher Gestaltung ist durchaus nicht die Entfesselung großer Leidenschaften, die Entladung mächtiger Katastrophen, sondern die naturnotwendige Entwicklung des Außergewöhnlichen aus dem Allgemeinen, des Unglaublichen aus dem Glaublichen, die verblüffend sichere Verteilung von Licht und Schatten. Fast immer, wenn man shakespeareschen Geist in einer poetischen Gestaltung zu wittern meinte, handelte es sich um einen Funken kleistscher Glut. Ein Shakespeare ist vielleicht in unsrer Zeit nicht mehr möglich. Nehmen wir ein ebenso wildes, wogendes Abenteuerleben an, so sind wir doch kaum imstande, die Eindrücke so naiv mit Blut und Leidenschaft zu empfangen. Wir sind zu dialektisch geworden, leben eine Welt der Gedanken, eine abstrakte Welt, neben der konkreten, sinnlichen, werden immer suchen, eine Erregung in den Hafen der Reflexion zu treiben, anstatt in eine höhere Erregung über sich selbst hinaus. Für Shakespeare war die Reflexion sekundär, ein seltener, gelegentlicher Niederschlag seiner leidenschaftlichen Bewegtheit. Für uns ist sie primär, wir stehen der Welt mit einem Kopf voller Gedanken gegenüber. Ein Dichter, der wie Shakespeare erleben wollte, um wie er gestalten zu können, müßte die große Befreiung von geistiger Ueberlast erst in sich vollenden — müßte das große Vergessen feiern — und sich dann die Welt stückweis zusammenerleben. Aber das ist Idee.

Kein Dichter außer Goethe hat uns die Pforten zu seinem Geist so weit geöffnet wie Hebbel in seinen Tagebüchern. Ein wundervolles Bild: Dieses Tagelöhnerkind, das sich Schritt für Schritt mit zäher Energie durch die Rätsel der Welt auf die Höhe menschlicher Geistesbildung hindurchkämpft, immer beseelt von dem Wunsche, alles in der Mühle seines Geistes zu zermahlen und die Mühle zu verbessern, wenn sie einmal versagt hat. Dabei ruht in der Tiefe dieser Seele eine verhaltene Glut leidenschaftlicher Erregung, die selten, aber dann mit elementarer Gewalt Flammen schlägt, freilich um blitzschnell in sich zu versinken. Denn dieses Mannes Haß und Liebe und Sehnsucht vollenden sich nicht. Diese Gewitter grollen und rollen und entladen sich doch nicht wie eine Erlösung. Hier ist die große Frage in Hebbels Geist — der Bruch, wenn man will. Ein urplötzlich aufsteigender Damm im Strom. Lange sind die Gedanken der vorwärtsstürmenden Erregung gefolgt. Mit einem Male reißt der Geist das eigne Roß zurück. — Warum die Jagd? — Warum? — Und nun ringt der grübelnde Verstand die Leidenschaft zu Boden.

Dieser Kampf spiegelt sich ganz in Hebbels Gestaltungen wieder, gibt ihnen ihre Eigenart und Bedeutung. Die Dichtung löst sich als reiner Ausdruck leidenschaftlicher Bewegung aus dem Geist des Dichters und drängt zur Entladung, zur restlosen Versinnlichung des Erlebens in den großen Steigerungen der Charaktere und Verwicklungen. Da, ehe die Gegensätze aufeinander prallen, ehe die Katastrophe sich vollendet, geschieht die große Wendung. Die Leidenschaft, das notwendige Ereignis, schalten sich in ihr Problem um. In die ganze Entwicklung klingen die Fragen: „Ist das nicht alles sinnlos?“ — „Warum die Kämpfe?“

Unter diesem dumpfen Druck reifen nun die Geschicke. Die Wogen haben sich gebrochen am Problem ihrer eignen Bewegung. Und es geschieht, daß die Katastrophe nicht notwendig aus dem Leben der Gestaltung wächst, sondern daß der reflektierende Geist sie schafft aus Gründen der Vernunft; oder die Gestalten vollenden, was sie begonnen haben, während die Reflexion die letzten Konsequenzen verneint. Die Disharmonie zwischen robustem ungeistigem Lebenskampf und der menschlichen Frage nach dem geistigen Recht des Geschehens ist das große Erlebnis Hebbels gewesen und in seinen Gedichten ausgesprochen.

Wird bei Hebbel das Ereignis zum Problem, die Leidenschaft zur Idee, so wird bei Ibsen das Problem zum Ereignis, die Idee zur Leidenschaft. Alle Empfindung und Leidenschaft, das ganze naive Sinnenleben ist in Reflexion aufgelöst, das Leben, in seiner widersinnigen Ursprünglichkeit negiert, soll neue Daseinsberechtigung erwerben an der Hand der menschlichen Vernunft. Was nicht vernünftig ist, soll auch nicht existieren. Nicht das in den Pulsen auf und nieder jagende Blut soll menschliches Handeln bestimmen, sondern die Reflexion steht über allem Bewegen und Erregen, treibend und hemmend. Ein seltsames Phänomen, dieser harte Mann, der den naiven Trieben kalt, verachtend gegenübersteht, dessen Augen erst aufflammen, wenn in dem Ereignis das Problem erkannt ist. Was menschliches Denken sich im Geschehen zu unterwerfen vermag, gewinnt eine größere Wirklichkeit als die Ereignisse und sinnlichen Triebe selbst in ihrer brutalen Kraft. Die Dialektik tritt an die Stelle der Leidenschaft, das seelische Erlebnis ist durch und durch gedanklich. Gedanklich auch die poetische Gestaltung. Es ist überhaupt nicht mehr ein Kampf widerstreitender Gewalten in einem übermächtigen Empfindungsleben, sondern der geistigen Niederschläge der Lebens- und Gemütserscheinungen, der in Ibsens Gedichten zum Ausdruck kommt. Darum ist es für einen naiveren, im Ursprünglichen lebenden Menschen so schwer, in Ibsens poetischer Welt heimisch zu werden. Es ist jene intellektuelle Vergewaltigung der Welt, welche die Stärke und die Schwäche unsrer Zeit ist, nötig, um für diese durchaus vernünftige Kunst empfänglich sein zu können.

Hebbel hemmt einen gelösten Sturm durch jene problematische Frage. Ibsen entfesselt den Sturm am Gedanken, der die Stelle des leidenschaftlichen, ursprünglichen Bewegungsgrundes eingenommen hat. „Ich denke, weil ich will,“ sagen Hebbels Menschen. — „Ich will, weil ich denke,“ die Ibsens. Alle Leidenschaften sind Gedanken, die Gedanken selbst aber Leidenschaften geworden.

Ob hier nicht im letzten Grunde eine Verschiebung der geistigen Werte vorliegt? Bedeutet die Gedankenwelt nicht eine Ruhe über dem Leben auch dann, wenn die Gedanken noch aneinander stoßen, selbst noch nicht zur Ruhe gekommen sind? Sind wir der dumpfen, quälenden Atmosphäre des Fiebers und der Leidenschaften nicht entrückt, wenn der reflektierende Geist die widerstreitenden Mächte des Daseins in ihrer Notwendigkeit begreift und lächelnd das Unabänderliche erkennt? Ist diese Erkenntnis nicht ein Frieden? Der menschenmöglichste Sieg über die Sinne und Leiden? Wenn aber die Erkenntnis der Widersprüche,

die ein Ende bedeutet, zum Anfang neuer Kämpfe wird, die in dem Verstande erkannten Gegensätze mit ihrer eigentümlich doktrinären Schärfe von neuem in das Fleisch des Lebens gestoßen werden — ist das nicht ein Ueberspannen des Bogens, ein Hinausdrängen des Menschen über seine Grenzen? — Denn die Bilder der Dinge in unserm Verstand, unsre Gedanken von den Dingen sind grob und roh, zeichnen in ungelenken Rissen, was in Wirklichkeit vollendetes Kunstwerk ist. So schroffe Gegensätze, so einfältig vernünftige Grundsätze, wie wir erkennen, hat die Natur am Ende nicht erschaffen. Die reinste und feinste Natur, die wir Menschen kennen, sind unsre Empfindungen und Erregungen, für die es so schwer ist, eine Sprache zu gewinnen, — nicht unsre Gedanken. Wir müssen des Glaubens froh werden, daß der Verstand nicht das Maß des Menschen ist, daß es ein wunderbares Erleben im Blut, in der Leidenschaft gibt, das einzig in der poetischen Gestaltung ausgesprochen werden kann.

Unsre Triebe wirken wie die Kräfte der Natur rastlos vorwärtsdrängend an den Punkt, an dem sich die Umwandlung vollzieht — des Stoßes in Wärme —, der Begierde in Genuß. Wir erkennen bald, daß der Fluß unsrer Leidenschaft natürliche Notwendigkeit ist, und empfinden doch Unterscheidungen innerhalb des Flusses. — Das Edle steigert sich zum Gemeinen, das Niedrige zum Erhabenen. In offenem Widerspruch zur logischen Reflexion wertet ein naives ästhetisches Empfinden die Stadien unsrer Leidenschaften, gesetzlos und selbstherrlich. Der geschlechtliche Trieb wird in seinem Keim und der ersten Entwicklung als schön empfunden, in seiner Steigerung als häßlich — umgekehrt die menschliche Macht- und Herrschgier. In den Leidenschaften fühlen wir Ideale. Die Negierung dieses gesunden, ganz dem Lebendigen entstammenden Idealismus ist nur zu verstehen aus jener Verwirrung der einzelnen Werte unsers geistigen Lebens, die typisch ist für die Nivellierungssucht der Mittelmäßigkeit. Um die Erscheinungswelt aufs Rechenbrett zu zwingen, werden die Empfindungen der Logik unterjocht, die Ideale als Abstraktionen eines verstandesgemäßen Moralismus begriffen und mit diesem gleichzeitig bekämpft. Nun ist aber das Verhältnis zwischen Ideal und Moral gerade umgekehrt. Der Idealismus ist einer frischen, durch und durch ursprünglichen Empfindung unsers Wesens entsprungen — vor aller Moral, die in ihrer gangbaren Form bestenfalls eine mißratene Abstraktion aus dem Idealismus ist. Der Moralbegriff des Durchschnittsmenschen schlägt fast stets dem Idealbegriff des Empfindungsmenschen ins Gesicht. Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß die Moral dem Idealismus der menschlichen Triebe entwachsen ist, — daß eine Erneuerung, Belebung der Moral von einer Aesthetik der Leidenschaften wird ausgehen müssen.

Die ideale Sehnsucht, der Drang, die Triebe ganz unter das natürliche Schönheitsempfinden zu stellen, ist in den einzelnen zu sehr ungleicher Stärke entwickelt — in wenigen sonnigen Seelen der Grundakkord, der hörbar bleibt in Jubel und Leid. Der Gestalter dieser Sehnsucht ist Schiller, der zwar nicht die Kämpfe der Leidenschaften in ihrer wilden Größe darstellt, dem aber die Leidenschaften in ihrer Schönheit als Ideale Erlebnis gewesen und Gestalt

geworden sind in echtem, durchaus naivem poetischem Ausdruck. Das Ideal erschöpft gewiß niemals eine ganze Wirklichkeit, aber es ist ihr schönster Teil, das Sehnsuchtsziel unsers natürlichen ästhetischen Gefühls.

Wenn irgend etwas, so wehrt sich das sehnsüchtige Streben zum Ideal gegen den erstarrenden Wortausdruck und verlangt als einzige Mitteilungsmöglichkeit die poetische Gestaltung. Alle Momente Schillerscher Poesie drängen zum Ideal, getragen von der glühenden, verzehrenden Sehnsucht des Dichters. Die leidenschaftlichen Erregungen seiner Menschen haben nicht ihre letzten Bestimmungen in der Erfüllung, sondern in den Momenten ihrer größten Schönheit, wenn sich auch hier eine Begierde vor dem Genuß zufrieden gibt, da eine Leidenschaft die Grenzen der Befriedigung überschreitet. Es ist die Schönheit innerhalb der menschlichen Triebe, die hier in die Erscheinungen des Lebens drängt, nicht etwa die Sprache eines Moralismus, die dem menschlichen Handeln Gesetze geben will. Der Idealismus wirkt moralisch, er ist es nicht.

Ist nun die poetische Gestaltung Ausdruck seelischer Erlebnisse und Verknüpfungen, denen gegenüber das Wort versagt, so ist sie doch nur ein Glied des gesamten geistigen Reichs, eine Fackel zwar im Geheimsten und Tiefsten unsers rätselvollen Wesens, nicht das ganze Licht über der offenen und freien Welt vor unsern Augen. Im Grunde sind es nur die lautesten und leisesten Kämpfe in den Menschen und die daraus wachsenden Taten, die zur dichterischen Erfassung drängen, die begehrlichen und sehnsüchtigen Triebe, die dunkeln, qualvollen und quälerischen Konflikte zwischen Gedanken und Empfindung. Es ist überflüssig, einer wohlverstandenen Erkenntnis, einer historischen Tatsache, einem Naturbilde noch dichterische Gestalt geben zu wollen, die doch nur als Pleonasmus wirkt. Poesie ist eine Sprache aus der Tiefe, die nur von Einzelnen, Seltenen gesprochen werden kann — jenseits der Menschenworte in Gestalten der Phantasie.

Im Schaffenskreise Goethes ist die poetische Gestaltung nur eine Ausdrucksform neben andern, nicht zu erdrückender Macht ausgebildet, sondern harmonisch dem ungeheuern Bau eingegliedert. Im starken Bewußtsein, über alle Mittel zu verfügen, mit denen der Mensch die Welt ergreifen kann, steht Goethe da wie eine Inkarnation der Menschheit. Shakespeare ist ein stärkerer Gestalter, Kant ein härterer Denker, Goethe aber der vollständigere Geist, dem die Sprache des Wortes und die Sprache der Gestaltung gleichviel und gleichwenig bedeuten.

So rein wie nur möglich entstehen seine Gestaltungen als Ausdruck der feinen und starken Erregungen seiner immer empfänglichen Seele. Aber vom ersten Augenblick tönt die begleitende Stimme in den begonnenen Gesang, — erst leise, dann stärker, niemals übertönend, um sich endlich in vollem Zusammenklang zu vereinen. Hebbel bricht die Leidenschaft am Gedanken, Ibsen zwingt sie von Anbeginn unter die Tyrannis der Reflexion, Goethe, der Weise, stimmt Verstand und Empfindung zu jener Harmonie, in welcher der Mensch in wunderbarer Vollständigkeit erscheint. Ueber allen Dichtungen — mögen sie auch Leid und Leidenschaft gestalten — liegt der Zauber eines unsäglichen Friedens nach ausgekämpftem Kampf.

Das eigentümlich Erschöpfende Goethescher Poesie entwächst der gegenseitigen Durchdringung naiver und reflexiver Momente. Die menschlichen Triebe wirken unbeirrt in natürlicher Notwendigkeit. Die Ideale erscheinen momentan im Fluß der Leidenschaften, um wieder zu verschwinden. Der Genuß ist die Grenze der Begierde. Der Drang löst sich in seiner Erfüllung auf wie das Salz in der Säure. Die Tatsachen unsers ursprünglichen Sinnenlebens stehen unverrückbar fest, mag sich die menschliche Vernunft, die ideale Sehnsucht dagegen sträuben. Der Mensch kann nichts andres tun, als seine Natur leben und freudig nehmen, was sie ihm an Freuden gibt. Habt ihr einen Kopf voll Gedanken, braucht ihn nicht als Waffe gegen euch selbst. Die Reflexion soll sich nicht in fanatischer Herrschsucht der drängenden Leidenschaft entgegenstemmen, — sie kann sie doch nicht zwingen. Den wenigsten Tatsachen kommt ihr mit euerm Verstande bei, euern eignen Handlungen fast nie. Denn der begehrende Mensch ist am Ende doch unvernünftig, — ist sich selbst immer Problem. In den labyrinthischen Gängen seines Verstandes ruht nicht ein Funken der Glut, von der er lebt. Niemals wird sich die Leidenschaft im Verstande auflösen, niemals selber verständig sein, selten, ganz selten im Schönheitszauber ihres Ideals verharren.

Aber der Verstand ist wohl imstande, eine Beruhigung des Geistes durch Erkenntnis zu leisten, wenn er den Tatsachen zu folgen versteht. Jedes Moment der gelösten Erregung schlägt in Goethes Gestaltungen im Verstande nieder, sei es im Bewußtsein eines leidenden oder im Verständnis eines den Ereignissen zuschauenden Menschen. Jeder Aeußerung der Leidenschaft folgt ein Ruhepunkt, eine Hemmung des Flusses. Die Reflexion sucht das Geschehene zu verarbeiten, wenigstens nach Möglichkeit die kämpfenden Mächte zu Gedanken zu klären. — Darauf eine Weiterbewegung des Stroms — und wieder erneute Stille. — Die Gestaltung ist ein stufenweises Fortschreiten der erregten Triebe zu ihrem Ziel, immer unterbrochen von der Arbeit des zur Erkenntnis drängenden Verstandes. Die Entwicklung der Konflikte aus den Leidenschaften vollzieht sich unter den Augen des Verstandes, der denn auch die sich vollendende Katastrophe als eine erkannte Naturnotwendigkeit fordert. Die elementare Wirkung des Bildes sich urgewaltig entladender Leidenschaften auf unser Gemüt hat ihren Grund vor allem in der völligen Ratlosigkeit des Verstandes gegenüber den noch unerklärten Ereignissen, im Zwiespalt zwischen Verstand und Sinnlichkeit. Dieser Zwiespalt ist in Goethes Gedichten schon innerhalb der Gestaltungen aufgehoben dadurch, daß die Reflexion ständig der Tatsache nachklingt, daß, wie die Geschehnisse, so auch die Gedanken sich einander und gegenseitig bedingen. Es geschieht wie bei Ibsen im Grunde auch nur, was verständig (besser: verständlich) ist, aber nicht, weil die Leidenschaften im Verstande ihren Beweggrund, ihren Gewalthaber haben, sondern weil der Verstand in stetem Zusammenhang mit den Leidenschaften bleibt.

Eine Poesie, die es unternahm, die frische Ursprünglichkeit und Gedankenfreiheit des Sinnenlebens im Einklang zu halten mit dem an die Grenzen menschlichen Erkenntnisvermögens gebundenem Verstande, mußte es sich versagen, die Leidenschaften in ihren größten, ganz und gar unverständlichen Momenten

darzustellen oder den Verstand ins Unsinnliche, Metaphysische zu führen. Der Gestalter der Seelenharmonie mußte einem Kleist, mußte der Romantik kopfschüttelnd gegenüberstehen. Was sie forderten, hatte er ja in eiserner Selbstzucht in sich niedergerungen. Ihn trieb es nicht zur Gestaltung der letzten Möglichkeiten, sondern der größten möglichen harmonischen Vollkommenheit. —

Kleist, Shakespeare, Hebbel, Ibsen, Schiller, Goethe. — Wenige, seltene Dichter sind imstande, ihren Werken weithin sichtbar den Stempel ihrer Natur aufzudrücken. Denn wenige haben die Kraft zu innerer Einsamkeit und selbstständiger Natürlichkeit.

Von Zeit zu Zeit wird die Forderung nach einem neuen Stil unsrer Poesie laut. — Und man errichtet aus den Bauhölzern der Aesthetik das Haus, das die kommenden Dichter bewohnen sollen. Ein echter, starker und gestaltenfroher Dichter baut sich seine Wohnung selbst, er hat einen neuen Stil, wenn er nur schafft.

Eine neue Anwendung der Röntgenstrahlen

Von

Friedrich Dessauer (Aschaffenburg)

Im August-Heft 1905 der „Deutschen Revue" berichtete ich über die Zusammenhänge, die man beim Ausbau der physikalischen Medizin zwischen Strahlungsenergien und der Zellentätigkeit gefunden hat. Tatsächlich ist ja die chemische Richtung, die im letzten Jahrhundert in der Medizin überwiegend war, zu gutem Teile einer andern Bewegung gewichen, welche die Physik der Medizin dienstbar macht. So wurde denn ganz speziell in letzter Zeit jener Teil der Physik, der sich mit den Strahlungen — des Lichtes, der Wärme, des Ultraviolett, den elektrischen Schwingungen, den X-Strahlen und den Strahlungen der radioaktiven Substanzen — befaßt, medizinisch verwertet.

In dieser Arbeit suchte ich die Anwendung der strahlenden Energieformen auf den menschlichen Körper und seine Erkrankungen zu zeigen. Am Schluß der Arbeit, noch unter dem Eindruck des ersten Röntgenkongresses, deutete ich ein neues Problem in dieser Beziehung an, wohl eines der wichtigsten auf dem ganzen Gebiet, und von den weiteren Schicksalen dieses Problems, seiner prinzipiellen Lösung möchte ich heute berichten.

Es gibt in der menschlichen Medizin kein trostloseres Gebiet als jenes der in der Tiefe auftretenden, mehr oder minder bösartigen Neubildungen. Die verschiedenen Formen von Tumoren, die man gemeinhin unter dem Namen der krebsartigen Erkrankungen zusammenfaßt, also die eigentlichen Karzinome, die Sarcome, Myome, Chondrome u. s. w.; dann aber die häufig mit Tumorbildung verknüpfte Blutkrankheit (Leukämie), Drüsenerkrankungen wie Struma simplex,

die Basedowsche Krankheit — diese und andre Formen von Veränderungen lassen sich bisher schwer oder gar nicht mit den Waffen des Arztes bekämpfen.

Als man die ungeheuern Wirkungen der strahlenden Energien auf die Zellen erkannte, war es darum kein Wunder, daß man sie auf diese Krankheitsformen anzuwenden versuchte. Aber der Erfolg war nur in seltenen Fällen günstig. Das stammt wohl teilweise daher, daß auch die Strahlungskräfte nicht immer ausreichen mögen, die verheerenden Wucherungen der Neubildungen zu bekämpfen. Teilweise aber stammten die Fehlschläge, das kann man deutlich erkennen, auch von der unzureichenden Methode und unzureichendem technischem Können.

Für die Beeinflussung der meisten von den obengenannten Krankheitserscheinungen kommt die Röntgenstrahlung in erster Linie in Frage. Nun gelang es wohl, Heilwirkungen zu erzielen, solange die Krankheitsherde auf der Oberfläche der Haut liegen. Erstrecken sie sich aber auch nur ganz wenig, nur einen Zentimeter oder zwei in die Tiefe, dann versagt die Methode. Die Ursache ist leicht einzusehen.

Es gibt X-Strahlen von unendlich verschiedenen Penetrationsgraden. Solche, die nicht durch ein Blatt Papier hindurchzudringen vermögen, und solche, die durch Panzerplatten hindurchdringen. Diesen verschiedenen X-Strahlen kommt eine verschiedene Wirkung auf die Zellen zu. Die am wenigsten durchdringenden schädigen die Zellen des Organismus am stärksten. Sie haben die größte biologische Energie. Bisher verwendete man in der Heilkunde fast nur die X-Strahlung von geringerer Durchdringungskraft und großer biologischer Energie. Solche Strahlungen bringen nach kurzer Zeit auf der Oberfläche der Haut die gewünschten Veränderungen hervor, aber in der Tiefe ist ihre Wirkung minimal.

Wollte man früher, eben um tiefer zu wirken, penetrierendere Strahlen anwenden, dann konnte man fast gar keine Effekte erzielen, denn die penetrierende Strahlung hat wenig biologische Kraft. Man konnte gar nicht genügend penetrierende X-Strahlung hervorbringen, um in der Tiefe im allgemeinen große Wirkungen hervorzubringen. Wollte man es dennoch, so wurde die Oberfläche, die ja viel mehr Strahlung erhielt, schwer verletzt.

Der Leipziger Professor Perthes veröffentlichte Ende des Jahres 1904 eine Arbeit zur Bestimmung der Durchlässigkeit menschlicher Gewebe, in der zum erstenmal klar darüber nachgedacht ist, welche Aussichten auf eine Wirkung in der Tiefe man denn überhaupt habe. Er kam zu dem Resultat, daß bei der Bestrahlung des Körpers die Intensität der Röntgenstrahlen von der Körperoberfläche nach dem Körperinnern zu rasch abnehme, daß sie schon in 3 Zentimeter Tiefe nur noch 20 bis 30 Prozent der ursprünglichen Intensität betrage. Aber er sann auch über Mittel nach, dieses Eindringen der wirksamen X-Strahlung zu steigern, und er fand zwei derartige Mittel, nämlich die Verwendung der Röntgenstrahlenröhre in recht großem Abstande und die Hindurchleitung der Strahlung durch eine die X-Strahlung absorbierende Schicht.

Aber auch dann, sagt er, sinkt die Intensität im fünften Zentimeter unter 25 Prozent des ursprünglichen Wertes herab.

Danach erschien das Problem der Tiefenbestrahlung nicht sehr aussichtsreich.

Es war um dieselbe Zeit, als ich versuchte, diesem Problem auf eine andre Weise beizukommen. Man wußte im Jahre 1904 schon, warum im wesentlichen die X-Strahlung gerade auf solche Krankheitsformen wie die obengenannten einen großen Einfluß ausübte: die Bestandteile, die Zellen dieser Krankheitsherde sind besonders sensibel gegen X-Strahlung, die gesunden Organzellen der Haut und der meisten menschlichen Gewebe sind bedeutend widerstandskräftiger. Liegt ein solcher aus sensibeln Zellen bestehender Krankheitsherd auf der Oberfläche der Haut, dann erliegt er dem Ansturm der X-Strahlung sehr rasch. Man braucht die gesunde Umgebung häufig gar nicht vor X-Strahlung zu schützen, die reagiert noch nicht, während der pathologische Herd schon zugrunde geht. Erstreckt sich dieser Herd aber ein wenig in die Tiefe, dann geht die Sache nicht mehr, denn dann bekommt die Oberfläche, auch die gesunden Gewebe der Oberfläche drei- oder viermal mehr wirksame Röntgenstrahlen, und wir schaden mehr, als wir nutzen.

Aus dieser Ueberlegung heraus können wir das Problem auch so stellen: um in der Tiefe so mit X-Strahlung zu wirken wie jetzt auf der Oberfläche, müssen wir in der Lage sein, in der Tiefe so zu bestrahlen, wie jetzt auf der Oberfläche. Das heißt, dem tiefgelegenen Krankheitsherd mehr oder geradeso viel biologische X-Strahlenenergie zuführen als der Haut und der gesunden Umgebung.

Dieses Problem ist aber lösbar. Die physikalische Lösung, die ich zunächst hier auseinandersetzen will, beruht auf dem Problem der Homogenität. Die technische Lösung macht manche Schwierigkeiten, und die praktische Ausführung ist zwar möglich, auch schon verschiedentlich durchgeführt, indessen mit sehr viel Mühen verbunden und auch von einigen Gefahren begleitet.

Den Gedankengang zur Lösung des physikalischen Problems nehmen wir vom Lichte her. Denn so, wie das Glas vom Lichte durchstrahlt wird, so ähnlich, nur nicht in gleichhohem Maße im allgemeinen, wird der Körper von X-Strahlen durchwandert. Besitzen wir einen Glaswürfel und eine Lichtquelle, etwa eine Kerzenflamme, und stellen uns nun die Aufgabe, diesen Glaswürfel ganz gleichmäßig zu durchleuchten, dann wird diese Aufgabe unter folgenden Voraussetzungen lösbar sein:

Einmal muß der Glaswürfel wirklich aus ganz gleichmäßigem und gleichmäßig gefärbtem Glase bestehen. Würde ein Teil aus rotem, der andre aus blauem Glase hergestellt sein, dann würde er auch nicht gleichmäßig vom Lichte durchstrahlt werden können. Der Glaskörper muß also homogen sein, d. h. jeder Teil von ihm muß gleichviel und gleichmäßig Licht absorbieren.

Zweitens aber darf der Glaskörper nicht viel Licht absorbieren. Das Glas muß sehr durchlässig sein für die Lichtstrahlung, also möglichst ganz farblos. Denn sonst würde schon in dem ersten Zentimeter des durchstrahlten Glases ein erheblicher Bruchteil des Lichtes der Kerze verschluckt und die andern Teile des Glaswürfels, die vom Lichte abseits gekehrt wären, würden weniger und immer weniger erhalten.

Demnach muß der durchstrahlte Körper auch ganz schwach absorbierend sein. Ganz verschwinden wird und soll die Absorption nicht. Glas absorbiert immer ein wenig. Aber sie soll so gering sein, daß nur ein ganz kleiner Bruchteil beim Durchwandern von den Schichten des Glaskörpers verbraucht wird, daß also die Bestrahlung nur eine geringe Minderung durch Absorption erfährt.

Endlich aber muß der Glaskörper weit entfernt werden von der Lichtquelle. Denn die Lichtmenge jeder Lichtquelle nimmt mit dem Quadrat der Entfernung ab. Eine Zeitung in einem Meter Entfernung von einer Kerze ist viermal so hell beleuchtet als eine andre in 2 Meter Entfernung. Nähern wir den Glaswürfel bis auf wenige Zentimeter, dann empfängt die zugekehrte Seite sehr viel mehr Licht als die abgekehrte, eben weil das Licht mit wachsender Entfernung stark abnimmt. Wenn indessen der Würfel, der vielleicht 3 Zentimeter stark sein soll, 2 Meter weit von der Kerzenflamme entfernt ist, dann spielt seine eigne Dicke keine Rolle mehr. Die räumliche Abnahme des Lichtes auf 3 Zentimeter in einer Entfernung von 2 Metern spielt ebensowenig eine Rolle, wie die Entfernung des Zeitungsblattes aus 2 Metern in 2,03 Meter Entfernung von der Laterne die Lesbarkeit beeinträchtigen würde.

Wir kommen also zur Konstruktion dreier Bedingungen. Die ersten zwei umfassen die spezifische Homogenität der Absorption und die dritte die räumliche Homogenität. Der Würfel muß so sein, daß er die Strahlung nur ganz schwach und in allen seinen Teilen gleichmäßig absorbiert, und er muß so zu der Lichtquelle gelegt werden, daß er räumlich gleichmäßig beleuchtet wird.

Der Glaswürfel wird ersetzt durch den menschlichen Organismus. Die Organe des menschlichen Körpers absorbieren die X-Strahlen aber nicht gleichmäßig, wenigstens im allgemeinen nicht. Knochen absorbieren im allgemeinen mehr als das Fleisch. Der Unterschied ist zwar nicht so beträchtlich, wie man vielfach glaubt, aber er ist in der Regel deutlich da.

Wir können diesen Unterschied der verschiedenen Gewebe des menschlichen Körpers auch nicht beseitigen. Wohl aber können wir die X-Strahlung ändern, und da zeigt es sich, daß es Mittel gibt, die Durchdringungskraft der X-Strahlen so sehr zu steigern, daß der Unterschied in der Absorption der verschiedenen Gewebteile nahezu verschwindet. Durchleuchtet man mit solchen Strahlen den menschlichen Körper, dann erscheint auf der photographischen Platte oder dem Leuchtschirm nur ein schwacher Schatten, in dem man Knochen und Fleisch kaum mehr unterscheiden kann, weil beide gleichstark durchdrungen sind. Solche Strahlungen kann man herstellen durch Benutzung besonderer Röntgenröhren und besonderer elektrischer Apparate zu ihrer Speisung. Zweckmäßig ist es auch, die Strahlungen der Röntgenröhre durch Filterzonen zu leiten, welche nur die penetranteren X-Strahlen hindurchlassen und die weniger penetranten zurückhalten.

Gegenüber solchen penetrierenden X-Strahlen verhält sich der menschliche Körper beinahe so wie der vorhin besprochene Würfel gegenüber dem Licht. Er kann als homogen gelten. Er absorbiert sehr wenig von der X-Strahlung,

so daß die Abnahme im Innern des Körpers als ganz gering aufgefaßt werden darf, und er absorbiert in allen seinen Teilen fast gleichmäßig viel oder besser gleichmäßig wenig.

Nun kommt es lediglich noch darauf an, die Anordnung des X-Strahlen aussendenden Zentrums oder, wenn es mehrere sind, der Zentren und des Objektes so zu treffen, daß die räumlich verschiedenen Entfernungen der einzelnen Organe keine Rolle mehr spielen. Das kann geschehen durch weite Entfernung der Röntgenröhren vom Objekte, durch gleichzeitigen Betrieb mehrerer X-Strahlenzentren.

Die Grenze des damit Erreichbaren ist eine praktische Homogenität bis zu großen Tiefen des menschlichen Körpers. Das will sagen, ein Organ oder ein Krankheitsprozeß in der Tiefe erhält praktisch geradeso viel Strahlung wie seine Umgebung oder die Eintrittsstelle der Strahlung in den Körper, also die Oberfläche. Damit wäre das Prinzip der Homogenität gegeben, sobald es gelingt, den Körper zu einem homogenen Feld der X-Strahlung zu machen.

Sobald dies Problem gelöst ist, können wir an eine beliebige Stelle des menschlichen Körpers, auch in der Tiefe, sehr viel mehr X-Strahlung bringen als an jede andre. Angenommen, es läge mitten im Brustraum ein Erkrankungsherd, ein Tumor, den wir durch die X-Strahlung zu schädigen hoffen. Wir würden nach den voraufgegangenen Ausführungen den Körper zunächst so bestrahlen, daß die X-Strahlung vorn an der Brustwand eintritt und im Rücken austritt. Dabei würde vor den Körper eine dicke, für X-Strahlung undurchlässige Bleiwand aufgestellt, in die ein Loch geschnitten ist, ebenso groß als das zu beeinflussende Gebiet.

Wird die Strahlung nun durch diesen Lochausschnitt viele Stunden lang bis zu dem Grade, als es die gesunde Haut und die im Wege des Strahlenbündels gelegenen gesunden Organe vertragen, durchgeführt, dann können wir die Stellung des Objektes zur Röntgenröhre ändern und die Bleiwand vielleicht an der rechten Seite des Objektes aufstellen, so daß das Strahlenbündel nunmehr von der rechten Seite zur linken durch den Brustraum hindurchgeht und dabei abermals den Erkrankungsherd trifft. Offenbar hat danach der Erkrankungsherd, in dem sich die beiden Strahlenbündel überkreuzen, die doppelte Strahlungsmenge erhalten als die umliegenden Organe.

Als ich zu diesen Ergebnissen gelangt war, versuchte ich die Methode nun auch experimentell auszuführen. Der Laie macht sich schwer einen Begriff davon, welche Fülle von Hindernissen äußerer und innerer Art dabei zu überwinden sind. Es sind nicht nur die technischen und finanziellen Schwierigkeiten allein, die der Lösung einer solchen Aufgabe gegenüberstehen. Es sind vor allen Dingen auch die Schwierigkeiten der Erprobung selbst am wertvollen lebendigen Material, unter Mitarbeit bedeutender Aerzte.

Denn wenn eine solche Methode auch sehr große Aussichten eröffnet und die Ueberlegungsgänge den Anschein erwecken, als müsse das alles stimmen und ein großer, für die Menschheit segensreicher Fortschritt sich daraus ergeben, so

wäre es doch unverantwortlich, eine solche Methode ohne reichliche Erprobung der Oeffentlichkeit zu übergeben. Denn sie schließt natürlich auch ihre Gefahren in sich. Es gibt gesunde, normale Organe, die Drüsen und die blutbildenden Organe des menschlichen Körpers, die sehr empfindlich gegen X-Strahlen sind, denen man derart schaden kann, daß die X-Strahlung zum Tode führt. Da heißt es lange wägen und prüfen. Auch wäre heute die Methode noch nicht in die breite Oeffentlichkeit gelangt, sondern an den Versuchsstätten, wo sie zurzeit geprüft wird, ruhig geblieben, wenn nicht durch eine Veröffentlichung von dritter Seite die Methode bekanntgegeben worden wäre.

Diese Ereignisse des zu frühen Bekanntwerdens der homogenen Strahlung sind mit der Geschichte des Verfahrens verknüpft. Ich will das Ganze hier knapp erzählen.

1905 publizierte ich zuerst in einer medizinischen Fachzeitschrift [1]) die physikalischen Grundlagen der Tiefenbestrahlung. Lange Monate suchte ich vergeblich nach ärztlicher Hilfe zur Durchführung der Versuche. Bei Exzellenz Czerny in Heidelberg fand ich dann gastfreundschaftliche Aufnahme und führte sechs Monate lang die Tiefenbestrahlung durch. Sie gelang technisch vollkommen. In vielhundertstündigem Betriebe einer besonders gebauten Röntgenanlage wurde ein Raum der Heidelberger Chirurgischen Klinik in ein homogenes Röntgenfeld verwandelt. Dort konnten die Patienten förmlich in einer Röntgenstrahlenatmosphäre leben, und Versuche zeigten, daß sie tatsächlich, mit Ausnahme gewisser mit Absicht geschützter Zonen, vollkommen durchstrahlt waren. Medizinisch erreichten wir nur die ersten Andeutungen von Reaktionen, wie das bei dem hier gebotenen tastenden und ängstlichen Vorgehen und bei den außerordentlichen Schwierigkeiten des Krankenmaterials selbstverständlich ist.

Da mir die Mittel zur Weiterführung der Versuche ausgingen, wurden sie im Frühjahr 1906 abgebrochen. Ich legte die physikalischen und technischen Ergebnisse im Januar 1907 der Deutschen Physikalischen Gesellschaft vor.[2]) Dann wurden die Versuche nach langem Bemühen durch das Interesse von Geheimrat Veit in Halle dort, ferner in einer ausländischen Universitätsklinik und endlich in dem Königlichen Experimentellen Institut von Geheimrat Ehrlich in Frankfurt aufgenommen.

Auf Grund meiner Publikationen besuchte mich ein Wiener Gelehrter, der schon lange mit mir in einem wissenschaftlichen und persönlich freundschaftlichen Verhältnis stand. Er hatte nach meinen Publikationen bei einem sehr schweren Erkrankungsfall, den er auf diese Weise zu retten hoffte, eine Tiefenbestrahlung improvisiert. Ich zeigte ihm die ganze Methode praktisch und unterstützte ihn. Er hat dann sowohl in Wien in einer physikalischen Gesellschaft und dann insbesondere auf dem letzten Röntgenkongreß die Methode vorgetragen.

Deshalb hat diese Darstellung nicht nur den Zweck, die Oeffentlichkeit von

[1]) Medizinische Klinik, Berlin 1905, Heft 21 und 22.

[2]) Verhandlungen der Deutschen Physikalischen Gesellschaft, IX. Jahrgang, 3.

den Arbeiten der Tiefenbestrahlung und ihrem Fortschritt zu unterrichten, sondern auch den andern, darauf hinzuweisen, daß wir zwar physikalisch und auch wohl technisch, nicht aber medizinisch am Ende dieser Forschung sind. So wie die Dinge jetzt liegen, können wir wohl hoffen, eine neue Waffe für den Arzt gewonnen zu haben, mit der er in manchen geeigneten Fällen die Krankheitsform bekämpfen kann, mit der er häufig Besserungen und vielleicht auch Heilungen erzielt, sei es durch diese Methode allein, sei es in Verbindung mit andern therapeutischen Eingriffen. Aber wir müssen gleichzeitig auch sagen, daß es zu früh ist, wenn die Methode jetzt in die Oeffentlichkeit dringt. Das Tierexperiment insbesondere zeigt ernste Gefahr. Noch ist zwischen dem Nützlichen und dem Schädigenden bei der Ausführung die Grenzlinie nicht für alle Fälle gefunden. Sie wird gefunden werden, aber vorerst ist in der allgemeinen Anwendung die äußerste Zurückhaltung geboten.

Wohl aber darf ich, indem ich mich dem Ende einer vier Jahre hindurch fortgesetzten Untersuchung nähere, die Hoffnung aussprechen, daß die Methode der Tiefenbestrahlung mit Röntgenstrahlen in absehbarer Zukunft dem Heilschatz der Medizin eingereiht werden möge.

Die heilige Rosalie

Skizze von

Else Franken

Mit Hurra und Hallo fuhren die letzten Wagen vom Hofe. Alle die Kutscher waren ein bißchen aus dem Häuschen. Immer bei Küblers. Da saß man in der großen Gesindehalle und tat sich gütlich bei Schweinebraten und starkem Bier. Heute, zur Silberhochzeit, hatte es sogar einen dampfenden Punsch gesetzt. Alle Dienstboten fühlten sich in dieser Halle wie im Lande der Phäaken.

„Jungens — gebt's acht!" dröhnte ihnen noch des alten Küblers Stimme nach.

Der Amtsrat stand in hohem Ansehen. Ein großer, breitgefügter Mann, wie geschaffen zum Arbeiten und zum Befehlen. Praktisch, scharf — dabei grundgütig. Eisengrau stand ihm das dichte Haupthaar empor, und die blitzenden, hellen Augen lagen unter vorgewölbten Jochbogen.

Vor etwa dreißig Jahren hatte er die weitausgedehnten Domänengüter übernommen — das war ein ängstliches, sorgenvolles Unternehmen gewesen. Damals war das Herrenhaus ein recht unbequemer alter Kasten, räumlich beschränkt und gründlich verwahrlost.

Heute nun hatten Amtsrats ihre Silberhochzeit gefeiert. Und der alte Kasten hatte sich im Laufe der Jahre nach allen Seiten und auch in die Höhe gereckt. Immer nach Bedarf war angebaut worden, Stückchen für Stückchen, so wie die

Familie gewachsen war und der Verwaltungsapparat. Auch die im großen Stil gepflegte Gastfreundschaft forderte Raum.

Der alte Kübler stand noch immer barhaupt in der kalten, lautlosen Winternacht vor seinem Hause und ließ sein kräftig gefärbtes Gesicht von der herben Frische kühlen. Das tat ihm prächtig wohl nach der schweren Sitzung in den Festräumen.

Er stand wuchtig da mit über der Brust verschränkten Armen, sah auf dieses langgestreckte, regellos zusammengebaute Haus — und lachte vor sich hin.

Ob das nicht schöner war, dieses Symbolum eines tätigen und erfolgreichen Lebens, als die Prachtbauten der großen Architekten, die sie sich aus ihren Stilfibeln und nach tausend Vorbildern zusammenklabüserten! Denn der alte Kübler war genau so übermütig ungerecht wie alle starken Emporkömmlinge.

Er freute sich im Augenblick mit seiner ganzen herzhaften Kraft seines Lebens; und dann flatterten seine Gedanken, von den Geistern des reichlich genossenen Weines lebhaft beschwingt, zu seinem besten Freunde Arnold Diericksen, dem Vetter seiner Frau. Der hätte es doch — auf andre Manier natürlich als er selbst — genau so gut haben können, umgeben von den konzentrischen Kreisen der Familie, des Amtes und der nationalen Betätigung.

Aber nein, der irrte auf der Höhe seines Lebens allein. Gelehrtenruf, o ja; aber füllt das ganz allein ein Mannesleben! — Der Amtsrat schüttelte den Kopf. Gut, daß man Diericksen nun wenigstens einmal fest hatte, daß man ihn für ein Weilchen hegen und pflegen und sich seiner erfreuen konnte.

Er ging endlich ins Haus, durch die Diele, die durch einen weitläufigen Backsteinkamin behaglich durchwärmt war. Jagdtrophäen und die raschelnd dürren Erntekränze vom Herbst zierten die Wände. Er stieg die gebohnte, flachstufige Treppe zum Oberstock hinauf und trat oben durch die Mitteltür in den Saal.

An der lang ausgezogenen Festtafel stand Frau Käthe Kübler mit ihren zwei blonden Töchtern; der Sohn war auf einer Studienreise in Amerika. Die Damen hoben das Silbergerät und die Prunkstücke auf und reichten sie den flinken, niedlichen Stubenmädchen zu, die mit ihren großen Servierbrettern ab und zu gingen.

Die Amtsrätin, jünger als ihre etlichen vierzig Jahre, war eine stattliche, blühende Blondine mit heiteren, gütigen Augen. Das silbern schillernde Seidenkleid paßte prächtig zu ihrer gelassenen Frauenwürde.

Sie stellte rasch die schwere Fruchtschale auf den Tisch zurück, um ihre Hände frei zu bekommen. So ging sie ihrem Manne entgegen, legte beide Arme um seinen Nacken und küßte ihn herzhaft auf den Mund.

„Famos, Mutterchen —" schrie Susanna, und „nein, aber Mama!" rief erschrocken Beate. Denn die fremden Lohndiener hantierten noch in den Ecken mit den Sektkübeln und den halb und ganz geleerten Flaschen.

„He, du Grünschnabel —" rief der Vater und faßte seine Jüngste fest am Kinn, „gönnst du deinem Alten nicht die kleine Belohnung für die fünfund-

zwanzig Jahre Wohlverhaltens!“ Damit legte er den Arm fest um die Schultern seiner Frau.

So traten sie in das Nebenzimmer, das man die Bücherei nannte, obschon die altmodischen gelben Glasschränke mehr mit Jagdwaffen und Naturalien vollgestopft waren denn mit Lesefutter. Ohne Arnold Dierickſens gelegentliches Eingreifen hätte es schlimm um die eigentliche Zweckbestimmung dieser Stube ausgesehen.

„Wo habt ihr denn Dierickſen gelassen?“ fragte der Hausherr, verwundert, den Freund nicht bei den Seinen zu finden.

„Er ist wohl seiner Wege gegangen. Es war schon eine hübsche Dosis Menschenfreundlichkeit, die er sich für unsern Festtag abgerungen hat,“ sagte die Frau. „So viele Leute wie heute sieht er sonst das ganze Jahr hindurch nicht.“

Und Susanna meinte, vielleicht werde Onkel Arnold nun seine Festgabe darbringen wollen; das habe er sich ja für den späten Abend vorbehalten.

Dierickſen trat gerade ein und hielt einen großen schweren Gegenstand in beiden Armen, der mit einem weißen indischen Seidentuch überhangen war. Sie sprangen alle hinzu, aber Dierickſen wollte sich nicht helfen lassen. Er stellte mit einiger Feierlichkeit seine Last auf den Mitteltisch, der von tiefen, bequemen Ledersesseln umgeben war.

Dann richtete er seine feine schmale Gelehrtengestalt auf und sah sie alle nacheinander eindringlich-freundlich an. Seine kurzsichtigen Augen, die durch scharfe, goldgefaßte Gläser blickten, verloren selten ihre Zerstreutheit. An Dierickſen flogen die Erscheinungen der Außenwelt nur wie flüchtige Schemen vorbei. Erst in seinem Innern verdichteten sie sich zu Bildern und Erlebnissen. Man hätte ihn öfters für einen wirren Träumer halten können. Aber dagegen sprach denn doch das hohe Gelehrtenansehen, in dem er stand.

Merkwürdigerweise — denn er für seine Person war nicht eigentlich „fromm“ — war sein Forschungsgebiet die Geschichte der Heiligen. Die rein geistigen Strömungen einer Zeit, ihre Enthusiasmen und ihre Prosternationen bis in ihre feinsten Verästelungen zu verfolgen, das lockte seinen hingebendsten Arbeitseifer. Das führte ihn oft über Länder und Meere, dahin, wo jene seltsamen Leute gewandelt waren, die selbstlos, in heiliger Inbrunst, für eine bloße Idee über den Dornenweg des Lebens und durch die dunkle Pforte des Todes geschritten waren.

Jetzt aber war Arnold Dierickſen ganz bei der Sache. Sooft er erfreuen konnte, stieg er seelenfreudig aus den Bezirken seiner Traumwelt in die gesund banale Welt hernieder. Und wen hätte der allzeit Gütige lieber erfreuen mögen als seine Jugendliebe, die Base Käthchen und deren Töchter, für die er väterlich fühlte.

So drückte er sie alle, die sich lächelnd fügten, in die vier Sessel, schob sich selbst ein Hockerchen heran und zog langsam das bergende Tuch von seiner Festgabe.

Es tauchte ein seltsamer Gegenstand aus den fahlen Seidenfalten. Ganz

offenbar ein Sarg aus dunkel ergrautem, mattem Silber. Auf dem geschlossenen Deckel lag ein langgestrecktes Kreuz. Rings um die Wände aber zogen sich Rosenzweige. Die schweren Rosen waren nur reliefartig aus den Flächen gehoben; die Dornenstiele aber mit ihrem reichen Geblätter hoben sich schmeidig frei von den Wänden ab. Der Meister, der dies Ornament gebildet, hatte wohl in der Fülle einer schwelgerischen Natur gelebt.

Sie schwiegen alle vier. Aber Dierickſen stellte sacht den schweren Deckel auf, und nun schwebten Rosendüfte empor, schwermütig-süß, wie Rosen sie im beginnenden Sterben aushauchen. Der silberne Sarg war bis an den Rand mit Rosenblättern angefüllt.

„Sie kommen aus Palermo," sagte Dierickſen leise und richtete seinen verschleierten Blick auf die Hausfrau. Die saß in tiefem Sinnen.

„Ich weiß nicht," sagte sie zögernd, „eine Flut von Erinnerungen steigt in mir auf, und ich finde doch nicht —"

„Dierickſen," sagte Kübler, und es lag zwischen seinen Brauen die tiefe Falte, die ihm der verbissene Kampf zwischen Schwierigkeiten und Sorgen gegraben hatte, „was hat es mit dem Rosensarg für eine Bewandtnis?"

Dierickſen lächelte eigen. Er griff in seine Brusttasche und zog ein schmales, altertümliches Schmuckkästchen hervor.

Susanne und Beate rückten näher, als seine behutsamen Finger den Deckel aufspringen ließen. Es lagen zwei Schnüre mattglänzender Perlen auf dem blaßlila Samtpolster, mit zwei altmodischen Goldschlößchen.

„Die Brautkette deiner Mutter?" fragte Frau Käthe.

„Ja," sagte Dierickſen mit einem zärtlichen Blick auf die jungen, blonden Köpfe. „Seit alters ist dies die Brautkette in meiner Familie gewesen. Die Perlen waren unscheinbar geworden. Ihr wißt wohl, Perlen verblühen und sterben wie Blumen. Ich habe sie ins Meer versenken lassen, schon vor Jahren — da unten ins Tyrrhenische Meer. Nun haben sie sich erfrischt und neugerundet." Er hielt die sanft schimmernden Schnüre mit spitzen Fingern empor. „Und nun sollen die feinen Kettchen die jungen Hälschen deiner Töchter schmücken, Cousine Käthchen."

„Die Brautperlen?" rief Frau Käthe erschrocken.

Arnold Dierickſen lächelte schwermütig.

„Es wird ja keine Braut in unserm Hause mehr geben."

„Siehst du," rief Kübler und haschte sich die Hand seiner Frau und hielt sie in seinen festen, zuverlässigen Händen, „das habe ich nie begriffen, Dierickſen: warum bist gerade du allein geblieben, warum hast du keine Gefährtin an deiner Seite?"

„Ja, Onkel Arnold," bat Beate innig, die Dierickſens Liebling war, und sie nestelte sich das feine Perlschnürchen um ihren weißen Hals, „so ist es schön nach aller der Unruhe. Lasse uns noch ein nachdenkliches Stündchen haben. Sprich auch einmal zu uns von dir; was wissen wir eigentlich von deinem Leben?"

„Warum ich für mich allein geblieben bin, Kübler,“ sagte Dierickſen nachdenklich, „daran tragen zwei Weſen die Schuld, die gar wenig miteinander gemein haben, die zwei ganz verſchiedenen Welten angehören. Eure liebe und ſchöne Mutter und — die heilige Roſalie von Palermo.“

Frau Käthe erglühte, und Kübler fragte, mit der tiefen Falte zwiſchen den Brauen: „Schicken wir die Mädchen nicht beſſer zu Bett?“

Aber die proteſtierten, und die Frau rief: „Was Dierickſen aus ſeinem Leben berichtet, das laſſe ſie doch ruhig hören!“

„Leben,“ ſagte der lächelnd; „es iſt nur ein ſtilles, geheimes Stückchen Traumleben, um das ſich's handelt. Das iſt nun ſchon ſo viele Jahre her — nein, ihr müßt mich nicht alle ſo ſcharf anſehen,“ unterbrach ſich Dierickſen und rückte mit ſeinem Schemel weiter fort aus dem Lichtkreis der Hängelampe.

„Damals war meine Mutter ſchwer krank geweſen, und der Arzt ſchickte ſie nach dem Süden. Aber weil ſie ſo ein ſchmales, zartes Frauchen war, ſtill im ganzen und ein bißchen unſelbſtändig, ſo gab man ihr eine Nichte mit, ein ſchönes, raſches Mädchen voll Kraft und Leben — Käthe hieß die. Die tat der kranken Frau abſonderlich wohl und tat auch dem ſtillen, verſonnenen Jungen wohl, der auf ein paar Monate zu den Frauen geſtoßen war. Und der war ich und wußte noch nicht recht, was anfangen mit dem kleinen Wuſt von Gelehrſamkeit, der ſich bei regelloſen Studien im Hirn angeſammelt hatte.

Wir wohnten — weißt du's noch, Käthchen? — im ſchönſten Garten der goldenen Muſchel, der Conca d'oro, wie ſie die prangende Ebene um Palermo herum nennen. Bis in den Sommer hinein konnten wir in der kleinen Villa hauſen, über die der Seewind ſtrich und die im Schatten von Steineichen und Oleanderbüſchen ſtand. Da laſen wir Dante und Arioſt und betreuten unſre liebe Kranke, der es alle Tage beſſer ging. Die Käthe führte das kleine Hausweſen mit raſcher Umſicht und feiner Güte. Aber es blieb noch viele Zeit übrig. Da ſtiegen wir in den Bergen herum, wo am rauhen Gewände der Saft in den Trauben kochte. Stiegen unter dem ſilbergrauen Gefieder der Olivenwäldchen über die Halden von Ginſter, die ſcharf gelb in der Sonne blitzten. Und verloren uns auf halsbrechenden Ziegenſteigen in blühende Einſamkeiten, über die der düfteſchwere Wind ſtrich.

Beide waren wir zum erſtenmal aus der norddeutſchen Kleinſtadt hierher verſchlagen. Uns umgab eine Atmoſphäre von Poeſie, wie ſie ſchwer und eindrucksvoll auf Stätten lagert, deren Boden von einer großen Vergangenheit geweiht iſt.

Ich erzählte dem Käthchen von Römern und Karthagern, von Goten und Sarazenen und Normannen, wie ſie alle ihre Spuren ins Volkstum der Inſel geſenkt hatten.

Dann unterbrach ſie mich. Sie wollte nur die Gegenwart ſehen, das ſpringende Leben, nicht die Schatten der Vergangenheit. Die Ziegenherden in den Mulden von wildem Thymian, die braunen Dirnen, welche die Tiere molken; der Hirte auf ſeinem zottigen Baſtardpferdchen — die Weizengarben und Mais-

kolben auf den Ochsenkarren, unter dem schier pathetisch blauen Himmel, ja, dafür hatte sie Sinn und Blick.

Und mitten im Genießen der paradiesischen Umwelt zog sie ihr goldenes Uehrchen aus dem Gürtel: ‚Vetter, wir müssen ganz rasch zu deiner Mutter.‘ Da half dann nichts, und wären alle wilden Horden der Vergangenheit auferstanden oder alle sanften Heiligen an uns vorübergeglitten, und hätten sich alle berauschenden Düfte verhundertfacht — das Käthchen folgte dem pochenden Uehrchen und dem mahnenden Pflichtgefühl.

Mühte sich dann das strahlend blühende Mädchen um die Mutter, dann nickte die alte Frau mir zu: die halte fest! Und in mir sagte eine Stimme ‚Die gewinne dir, die reicht dir die Krone des Lebens.‘

Oft schritten wir durch die schmalen, düsteren Gassen des alten Palermo. Und alles atmete Ewigkeitshauch. Zu mir redeten die Jahrhunderte, und wie eine Woge stürzte über mich das Bewußtsein der ungeheuerlich unentwirrbaren Fülle von lieblich stiller Frömmigkeit und dann wieder unerhört starrem Aberglauben, in der die einfachen Menschen hier wandeln. Hier geboren werden und sterben. Ich fühlte mich der Natur so viel näher als daheim, wo sie streiten und feilschen um den Glauben, und darüber verflüchtigt sich der Glaube, und es bleibt die nüchterne, verstandeskühle Leere der Gottabwendung.“

Der Amtsrat richtete sich stramm auf. Er hatte still, die Augen halb geschlossen, zugehört. Er wollte reden; aber die Frau griff seine Hand mit starkem Druck. Da lehnte er sich wieder in seinen Sessel zurück. Sie kannten Dierickfen so von Grund aus, und keiner störte ihn. So fuhr er halblaut, wie zu sich selber redend, fort: „Und das deutsche Mädchen stand so fremdartig in ihrer lichten Jugendpracht gegen die alten Mauern und zerfallenen Torbogen. Da fiel mir zum erstenmal der große Gegensatz auf zwischen uns beiden. Sie sprach und lachte, wie sie's gewohnt war, im unbewußten Gefühle ihrer Kraft, wo ich nur hätte flüstern mögen wie ein scheuer Gast auf fremder Scholle.

Und eine absonderliche Lust am Kaufen hatte die blonde Käthe. Gingen wir durch die neuen Straßen, wo die modernen Menschen aus der großen Welt nicht viel anders leben als überall sonst, wo blanke Läden und steinerne Gewölbe für alle ihre komplizierten Bedürfnisse sorgen, da verschwand sie oft plötzlich von meiner Seite. Dann hatte sie einen schönfarbigen Seidenlappen entdeckt, eine seltsame Stickerei oder einen altertümlichen Silberlöffel. Solche Schätze trug sie dann seelenvergnügt heim. Fragte ich endlich: ‚Was tust du mit all dem Tand?‘, dann sagte sie stolz: ‚Das ist für meinen Hamsterkasten.‘ Denn das wißt ihr Mädchen wohl, der Hamsterkasten ist die Grundlage für die künftige Ausstattung. Ist ja auch eine heimlich hübsche Vorstellung, wenn hier, wo ein halb Jahr lang der strenge Winter herrscht, ein schönes Mädchen sacht und allmählich die Halme zusammenträgt zum künftigen Nestbau.

Aber dort — sei mir nicht böse, Cousine Käthchen —, dort schien es mir so eng; lag wohl an mir selbst, der ich noch ein ziellos versonnener Junge war.

Wie Kinder, die nach Kieseln greifen, weil die Dinger bunt und blank sind

kommen mir noch heute die Menschen vor, die nach flüchtigem Besitze ringen, dieweil die Gestirne ihre ewigen Bahnen ziehen.

Aus der Heimat schrieben sie von einem unlustigen Sommer, von kalten Winden und grauen Regentagen. Da blieben wir, wo wir waren; verdämmerten die heißen Tagesstunden und genossen die wunderreine Frische der seewindgekühlten Morgen und Abende.

Und eines Morgens, es war am zwölften Juli, gab es schon vor Tag ein ungewohntes Gelärm. Ein Menschenstrom aus den Dörfern und Flecken ringsum ergoß sich zur Stadt. Eselskarren und Ochsenfuhrwerke rollten vorbei. Das lachte, sang und jubelte an unsern Fenstern vorüber. Und alles war mit Rosen geschmückt, mit Sträußen und ganzen Gewinden. Auf den Karren lag die duftende Last, quoll über und fiel in den Staub der Straße. Von der Stadt her aber fingen die Glocken an zu läuten. In großen, schwimmenden Wogen ergossen sich die Klänge und mischten sich mit den spielenden Lüftchen, die von der See herüberkosten. Das war vielleicht der stärkste Eindruck meines ganzen Lebens.

Ich lief davon, aus dem Hause; ich dachte an kein Käthchen, die doch sonst mein Kamerad auf allen Wegen war. Lief der Menge nach, war bald eingekeilt zwischen schreienden, laufenden Menschen, die alle der Stadt zustrebten. Nicht einmal der scharfe, stechende Duft ihres Atems und ihres Schweißes kam mir zum Bewußtsein, den diese Südländer ausströmen, und der mich sonst ihre Ansammlungen mit scheuer Abneigung meiden ließ.

Was war denn nur, was begab sich da?

Ein Alter, mit lachend entblößtem Ebergebiß und mit den Bartstoppeln zweier Arbeitswochen, klärte mich auf. ‚Santa Rosalia,‘ rief er mir zu, mir, in dem er mit nationaler Geringschätzung den Fremden erkannte, ‚Santa Rosalia!‘ Und die andern schrien und jubelten es nach: ‚Santa Rosalia, Santa Rosalia!‘

Ja so, das war ja die Schutzheilige von Palermo, und ich erinnerte mich auch, daß die machtvolle Kathedrale, diese Bekenntnisfrucht in wettergrauem, ehrfurchtgebietendem Gestein, im zwölften Jahrhundert zu ihren Ehren von einem Normannenkönig erbaut worden war. Alljährlich zeigte man dem Volke ihren Sarg, Pest und Seuchen waren gewichen, wenn das Heiligtum ans Tageslicht gehoben worden war.

Unaufhaltsam geschoben und gedrängt, waren wir auf dem Kirchplatz angelangt, als die schweren Flügel des Mittelportals sich auftaten; und getragen auf den Schultern eines ganzen Zuges weißgekleideter Nonnen, schwankte der rosenbekränzte Silbersarg in die lichte Strahlenhelle des südlichen Morgens. Und die ehernen Glockenklänge zwangen die Menschen auf ihre Knie nieder.

Die Stille dauerte aber nur sekundenlang. Dann brach betörender Jubel los, und die weißen Frauen, die den schmalen Silbersarg der Verklärten trugen, und die flachen Marmorstufen, die zu ihnen emporführten, bedeckten sich mit silberweißen und blutroten Rosen. Die Rosen flogen durch die Lüfte, von Fenstern und Balkonen und aus den zitternden Händen der erregten Menschen.

Und unbegreiflich wie, aber es öffnete sich durch die kompakte Masse der Anbetenden eine schmale Gasse, und an mir vorbei schwebte der Zug der Klosterfrauen, schwankte leise das Särglein mit den starren Dornenzweigen und den morgenlichtdurchtränkten Rosenblüten.

Ich fand mich wieder an den Hängen des Monte Pellegrino; durch Sonnenglast und Wegestaub muß ich getaumelt sein, fast ohne meiner selbst bewußt zu werden.

Und ich dachte der süßen Legende nach, von der Prinzessin aus königlichem Blute, Wilhelm des Gütigen von Neapel zarter Tochter, die in den Marmorhallen und Rosenhainen ihrer paradiesischen Heimat erwuchs. Die, selbst unschuldigen Herzens, rings um sich her Leidenschaften spürte, Verderbnisse, Ungeheuerlichkeiten, überall, wo sie die frommen Kinderaugen nur hinhob. Die ungezügelte Leidenschaften spürte auch bei den Priestern, denen sie die Hände zu küssen gelehrt war.

Da wurde ihr feiner Sinn verstört, daß selbst das Rieseln und Raunen im Lorbeerhain und Myrtengebüsch, daß selbst das Plätschern der Flut, das Plaudern der Quelle Unkeusches zu wispern schienen.

Und das zarte Jungfräulein, den Kinderschuhen kaum entwachsen, hüllte sich in graue Schleier und gürtete sich mit dem Strick. Barfuß erklomm sie die unwegsamen Stege des Pilgerberges und verbarg sich scheu in Grotten und Höhlen.

Man spürte ihr nach und brachte sie zurück, gab ihr Aufseher und Gespielinnen, die sie nicht aus den Augen lassen durften. Aber wie die Luft so frei und leicht durch das schmalste Spältchen streicht, so sicher wußte sie wieder zu entkommen. Ihre Augen hafteten an der Himmelsbläue und ihre Füße fanden dennoch sicheren Boden, und ein Silberwölkchen zog ihr zu Häupten und ein feines, starkes Rosengedüfte stand um sie her, wo sie ging oder ruhte.

Sie ist kinderjung gestorben. In einer Höhle des Monte Pellegrino fand man den schmalen Leichnam. Der lag unverändert auf einem Bett von Rosenblättern, die frisch blieben wie die leichte Last, die sie trugen.

Nachher kamen große Herren, Könige und Päpste, und häuften Glanz und Pracht um den Namen des seligen Jungfräuleins, das die Verderbnis der Welt nicht hatte ertragen können."

Es blieb eine Weile ganz still. Auf Dierickſens Wange blühte ein feines, blasses Rot innerlicher Erregtheit.

Der Amtsrat rückte ein weniges ungeduldig auf seinem Sitz. „Nun, und —?" fragte er endlich.

„Nun, und," sagte Dierickſen, trat aus seinem Schatteneckchen und setzte sich wieder zwischen die andern in den Umkreis des Lichtes, „und so ist es geblieben für meine ganze Lebenszeit. Die Jahre schmolzen so sacht hin unter freier, selbstbestimmter Arbeit. So ganz ergebnislos waren sie ja nicht. Und mein Herz fand sein Genügen bei meinen beiden Lieben."

Der Amtsrat stand auf und ging wuchtig ans Fenster. Er zog den Vor-

hang fort, und sie sahen alle auf den nachtschwarzen Himmel und die kalten Gluten der weißen Sterne.

Dann wendete er sich und schüttelte versonnen den Kopf. Sein Blick umfaßte das teure Bild seiner Lieben, die da in der nordischen Winternacht um das düfteschwere Särglein der toten Heiligen versammelt saßen.

‚Da gehen zu allen Zeiten,‘ dachte er, ‚idealistische Träumer zwischen uns umher; bald Künstler, bald Märtyrer — oft beides zugleich; lassen sich genügen an bloßen Schemen und haben keinen Blick für die Güter des starken, überstarken Menschenlebens.‘

Als er aber dann die Augen seines Freundes suchte, fühlte er dessen Blick mit feinem, lächelndem Verstehen heiterer Eindringlichkeit auf sich gerichtet.

„Ueber alle Gegensätze weg, Dierickfen, die Freundschaft!“ Und die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

Berichte aus allen Wissenschaften

Sozialpolitik

Nachahmungswerte Spareinrichtungen

Wenn wir einmal in Deutschland keine Postsparkassen haben sollen, so sehr uns auch deren Vorzüge in England, Frankreich, Oesterreich, Italien und in kleineren Staaten neidisch machen, so wollen wir uns wenigstens alle Mühe geben für eine bessere Organisation und größere Ergiebigkeit unsrer bestehenden Spareinrichtungen.[1]) Die Erkenntnis, daß dies notwendig ist, dringt immer mehr durch. Auch der Aufschwung, den unsre öffentlichen Sparkassen (der Gemeinden, Kreise u. s. w.) durch die gewaltige Vermehrung ihrer Einlagen in dem letzten Menschenalter genommen haben, kann uns dieser Verpflichtung nicht entheben. Denn diese Kassen haben sich bei der Vermehrung ihres Geschäftsumfanges mehr und mehr von ihrer Hauptaufgabe, Sparanstalten für den kleinen Mann zu sein, entfernt. Der Kapitalzuwachs kommt in ihnen zu einem großen Teil auf Rechnung des wohlhabenderen Mittelstandes. Für diesen haben sie auch vielfach ihren Geschäftsbetrieb mehr eingerichtet als für die Sammlung der kleinen Ersparnisse, deren Zahl nicht entsprechend zugenommen hat. Aber gerade sie sind es doch, deren Zunahme eine dringende Forderung sozialpolitischer Fürsorge bei uns ist und für die wir die Ergiebigkeit unsrer Spareinrichtungen steigern sollten!

Was könnte in dieser Richtung Förderliches geschehen?

In erster Reihe die Erleichterung des Einlegens durch Vermehrung der Spargelegenheiten (Annahmestellen), die eine Vermehrung des Sparens selbst bedeutet und die in den Ländern mit Postsparkassen natürlich weit vor uns voraus gediehen ist, ferner durch das Abholungsverfahren, d. h. durch die nützliche Einrichtung der

[1]) Bekanntlich ist ein im Jahre 1885 von der Reichsregierung gemachter Versuch, das Sparkassenwesen unter Mitwirkung der Post reichsgesetzlich zu regeln, an dem Widerstande des Reichstages gescheitert und die Erwartung einer Wiederaufnahme des Planes bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen.

Abholung kleiner Sparbeträge mit Hilfe von Sparkassenboten gegen Quittung in Form von Sparmarken, sodann aber nicht minder durch die Vermehrung der Vorteile aus dem Sparen selbst.

Ueber die letztere einige Mitteilungen.

Wenn der Sparer für seine Einlagen einen um $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Prozent höheren Zins bekommt, als der gewöhnliche Sparkassenzins beträgt, oder wenn er auf seine Einlagen, sobald sie eine bestimmte Höhe erreicht haben, Prämien erhält, so liegt darin ein starker Ansporn zum Sparen. Das haben die schönen Erfolge der mit solchen Prämieneinrichtungen ausgestatteten Fabrik- und sonstigen Betriebssparkassen unzweifelhaft bewiesen. Die zweckmäßigeren unter diesen Einrichtungen verdienen daher weiter bekannt zu werden, damit sie zur Nacheiferung auf dem Gebiet des Privatsparkassenwesens anfeuern.

In dem Sparkassenstatut der Kammgarnspinnerei von Johann Wülfing & Sohn in Lennep heißt es (§ 6):

„Zur Hebung und Förderung des Spartriebes wollen wir bei wöchentlichen Einlagen von:

	0,25	Mark	eine	einmalige	Prämie	von	10	Mark	für	die ersten	25	Mark
bis zu	0,50	„	„	„	„	„	15	„	„	„	50	„
„ „	1,00	„	„	„	„	„	20	„	„	„	100	„
„ „	1,50	„	„	„	„	„	25	„	„	„	150	„
„ „	2,00	„	„	„	„	„	30	„	„	„	200	„
„ „	2,50	„	„	„	„	„	35	„	„	„	250	„
„ „	3,00	„	„	„	„	„	40	„	„	„	300	„

gewähren. Eine Wiederholung oder Erneuerung der Prämienansprüche findet nicht statt. Die Prämie wird den Spareinzahlern vom Schlusse des Monats der Erwerbung an gutgeschrieben und wie die Einlagen verzinst. Ein Anspruch auf Auszahlung der Prämie kann aber erst am Schlusse des darauffolgenden Jahres erhoben werden. Tritt der Sparer innerhalb dieser Zeit freiwillig aus der Arbeit oder muß sie wegen Ungehörigkeit verlassen, so verliert er den Anspruch auf Auszahlung der Prämie, und fällt diese der Arbeiterunterstützungskasse unsrer Fabrik zu."

Jedem Arbeiter der Zigarrenfabriken von Leopold Engelhardt & Biermann in Bremen, der regelmäßig monatlich eine Mark spart, wird am Schlusse des Jahres seitens der Firma dazu der Betrag von 12 Mark in einem Sparkassenbuche gutgeschrieben. Das bedeutet, daß nach fünfundzwanzigjähriger Arbeitszeit der Gesamtbetrag des Ersparten einschließlich der Zinsen und Zuschüsse rund 900 Mark, nach sechsunddreißigjähriger Arbeitszeit 1500 Mark erreichen kann.

Die Zichorienfabrik von Besag in Berlin vergütet jedem Arbeiter, der das ganze Jahr ununterbrochen bei der Firma beschäftigt war, am Schluß des Jahres 10% des in dem Jahre verdienten Arbeitslohnes, jedoch nicht über 100 Mark, als Prämie und gewährt, wenn diese Beträge in der Fabriksparkasse angelegt werden, außer 5% Zinsen, für jede ersparten 300 Mark 30 Mark Prämie, außerdem aber, wenn die ersparte Summe 1000 Mark erreicht hat, eine Extraprämie von 50 Mark.

Nach dem Statut der Sparkasse von Hartwig Kantorowicz zu Posen werden den einlegenden Arbeitern von der Firma von Jahr zu Jahr steigende Geschenke aus ihren Mitteln zugesagt. Außerdem setzt die Firma je nach fünf Jahren als Belohnung sowohl dafür, daß der einzelne Arbeiter gespart, als auch, daß er sich ordentlich aufgeführt hat, Extrageschenke aus, indem sie zu den ersparten Summen

nach 5 Jahren	. . . .	den $\frac{1}{10}$	Teil
„ 10 „	. . . .	„ $\frac{2}{10}$	„
„ 15, 20, und 25 Jahren		„ $\frac{3}{10}$	„

hinzufügt. Die Entwicklung der Guthaben gestaltet sich danach folgendermaßen:

	Spareinlage des Arbeiters Mark	Zinsen à 5 % durchschnittlich 1/2 Jahr Mark	Geschenk der Firma Hartwig Kantorowicz Mark	Zinsen à 5 % durchschnittlich 1/2 Jahr Mark	Zinsen des Kapitals 1 Jahr Mark	Gespartes Kapital Mark	Extrageschenk der Firma Hartwig Kantorowicz Mark	**Gesamtkapital** Mark
Ende des 1. Jahres	30,—	—,75	30,—	—,75	—	61,50		
„ „ 2. „	30,—	—,75	36,—	—,90	3,08	132,23	1/10 von	
„ „ 3. „	30,—	—,75	42,—	1,05	6,61	212,64	360,—	
„ „ 4. „	30,—	—,75	48,—	1,20	10,63	303,22		
„ „ 5. „	30,—	—,75	54,—	1,35	15,16	404,48	36,—	**440,48**
„ „ 6. „	30,—	—,75	60,—	1,50	22,02	554,75		
„ „ 7. „	30,—	—,75	66,—	1,65	27,74	680,89	2/10 von	
„ „ 8. „	30,—	—,75	72,—	1,80	34,04	819,48	510,—	
„ „ 9. „	30,—	—,75	78,—	1,95	40,97	971,15		
„ „ 10. „	30,—	—,75	84,—	2,10	48,56	1136,56	102,—	**1238,56**
„ „ 11. „	30,—	—,75	90,—	2,25	61,93	1423,49		
„ „ 12. „	30,—	—,75	96,—	2,40	71,18	1623,82	3/10 von	
„ „ 13. „	30,—	—,75	102,—	2,55	81,19	1840,31	660,—	
„ „ 14. „	30,—	—,75	108,—	2,70	92,02	2073,78		
„ „ 15. „	30,—	—,75	114,—	2,85	103,69	2325,07	198,—	**2523,07**
„ „ 16. „	—	—	120,—	3,—	126,15	2772,22		
„ „ 17. „	—	—	120,—	3,—	138,61	3033,83	3/10 von	
„ „ 18. „	—	—	120,—	3,—	151,69	3308,52	600,—	
„ „ 19. „	—	—	120,—	3,—	165,43	3596,95		
„ „ 20. „	—	—	120,—	3,—	179,85	3899,80	180,—	**4079,80**
„ „ 21. „	—	—	120,—	3,—	203,99	4406,79		
„ „ 22. „	—	—	120,—	3,—	220,34	4750,13	3/10 von	
„ „ 23. „	—	—	120,—	3,—	237,50	5110,63	600,—	
„ „ 24. „	—	—	120,—	3,—	255,53	5489,16		
„ „ 25. „	—	—	120,—	3,—	274,46	5886,62	180,—	**6066,62**

Die **Deutsche Kontinental-Gasgesellschaft in Dessau** gewährt ihren Arbeitern auf ihre bei öffentlichen Sparkassen gemachten Einlagen bis zum Betrage von 3000 Mark einen **Zinszuschuß** von 5 % unter dem Vorbehalt, daß die jährlichen Einlagen 10 % des jeweiligen Jahresverdienstes nicht übersteigen.

Der **Fürst von Stolberg-Wernigerode** gewährt den Sparern bei den Sparkassen zu Wernigerode und Ilsenburg, die dem dienenden Stande angehören, am Jahresschluß Prämien von je 6 Mark.

Die **Kirchspiel-Spar- und Leihkasse Boll** in der Landschaft **Angeln** schenkt aus ihren Ueberschüssen jedem Kinde des Kirchspiels, das konfirmiert wird, ein Sparkassenbuch mit einer Einlage von 10 Mark unter der Bedingung, daß es innerhalb der **nächsten** zwei Jahre die gleiche Summe aus eignen Mitteln beilegt.

Eine besondere Form der Prämiensparkassen sind die namentlich in der preußischen Rheinprovinz verbreiteten, aber auch außerhalb derselben, so u. a. in Breslau und Zeitz,

vorkommenden Alterssparkassen, die solche Einleger prämiieren, die sich verpflichten, einen Teil der Zinsen ihres Sparkassenguthabens (meist $1/4$ bis $1/3$) bis zum vollendeten 55. Lebensjahre stehen zu lassen. Die Teilnehmer behalten im übrigen freie Verfügung über ihre Spareinlagen. Der auf die Alterssparkasse übertragene Zinsteil wird durch einen Zuschuß aus dem jährlichen Ueberschuß der Sparkasse vermehrt, der zum Beispiel in Breslau das Sechsfache der übertragenen Zinsen beträgt, in Düsseldorf sogar bis zum Achtfachen gehen kann. In der Regel werden nur Arbeiter und Dienstboten, auch Handlungs- und Gewerbegehilfen, in die Alterssparkassen aufgenommen.

Wir sehen aus diesen Beispielen, daß bei dem Prämiierungsverfahren die Formen so mannigfaltig wie die Prämien in ihrer Höhe verschieden sind.

Eine weitere Ermunterung zum Sparen wird durch die Verlosung von Prämien unter den Einlegern erzielt.

Hier wird der so vielen Menschen innewohnende Hang zum Glücksspiel in den Dienst des Spartriebes gestellt. Die Prämiensätze sind hier natürlich geringer an Zahl und darum höher und verlockender, als sie bei dem gewöhnlichen Prämiierungsverfahren mit gleichmäßiger Zuwendung an alle Einleger von bestimmter Einlagehöhe sein können. In dem ältesten uns bekannten Falle einer solchen Spareinrichtung mit Verlosung, bei der Sparkasse zu Biel in der Schweiz, die vor etwa vierzig Jahren in Betrieb gesetzt wurde, sind bereits die Bedenken gegen solche Einrichtungen laut geworden, die später anläßlich des Spar- und Verlosungsprojektes von August Scherl in Berlin so lebhaft betont, aber ebenso lebhaft bekämpft worden sind. Schon in Biel meinte man, daß für die Sparkasse „die Lust zum Hasardspiel, klug und weise geleitet, gute Frucht bringen könne". Von andrer Seite wurde dies jedoch ernstlich bestritten, „da es kaum zwei größere Gegensätze gäbe als Lotterie mit unverhofftem Gewinn und Sparkassen mit ihrem ernsten, anhaltenden Ringen".[1])

Gewiß hebt man mit Recht als wirtschaftliche und sittliche Bedenken gegen das öffentliche Glücksspiel in größerem Umfange hervor, daß es an Stelle des Vertrauens in die eigne Arbeit und die eigne Kraft ein Jagen nach mühelosem Gewinn setzt, Trägheit verbreitet, vom Sparen abhält, Unzufriedenheit, Leichtsinn und Unzuverlässigkeit befördert und manche Existenz dem Ruin entgegenführt. Dies Arsenal schweren Geschützes gegen die eigentliche Spielwut, das gegen Monako am Platz wäre und abgeschwächt auch allenfalls gegen das demoralisierende Zahlenlotto in einigen Ländern, gegenüber unsern Sparkassen mit Prämienverlosung anzuwenden, war eine arge Uebertreibung! Denn durch unser System mit seinem heilsamen Anreiz des Spartriebes wird gerade das Vertrauen in die eigne Arbeit gehoben, weil sie die Voraussetzung der Ersparnisse ist, und nicht vermindert. Erzieherisch verwertet es die nun einmal unausrottbar vorhandene menschliche Spielsucht zu einer Empfehlung der Arbeit. Ein Mensch, der als Mitglied einer solchen Kasse ein Zeitlang angehört hat und ihrer Einwirkung zugunsten des Segens der Arbeit ausgesetzt war, hat seine Immunität gegen die schädlichen Folgen des Hastens nach mühelosem Gewinn dadurch bewiesen, daß er eben gespart hat. Jedenfalls kann der solchergestalt paralysierte Anreiz des Spieltriebes gegenüber dem Anreiz, der durch die bestehenden Staatslotterien ausgeübt wird, als harmlos bezeichnet werden! Dazu kommt noch, daß unsre Prämienverlosungen vor den Staatslotterien einige wichtige Vorzüge aufzuweisen haben. Zunächst erleiden die Prämien keinen Abzug für Verwaltungskosten und Gewinnanteil des Unternehmers (des Staats), der bei der preußischen Staatslotterie zum Beispiel $15^1/_5\%$ ausmacht. Sodann wird durch die Beschränkung auf die einmalige jährliche Verlosung mit durchweg mäßigen Prämiensätzen das Moment der Beunruhigung und schädlichen Erregung vermieden, das bei den Staatslotterien infolge der das ganze Jahr hindurch stattfindenden Ziehungen besteht. Endlich sind die bei der Prämienverlosung Leerausgehenden mit einem Verlust nicht bedroht, weil die Gewinste aus freiwilligen

---

[1]) Siehe V. Böhmert, Arbeiterverhältnisse und Fabrikeinrichtungen der Schweiz, II, S. 237.

Zuwendungen der Fabrikherren u. s. w. bestehen und Einsätze der Sparer nicht geleistet werden, also auch nicht verspielt werden können.[1])

Wir dürften hiermit unser Gewissen gegenüber den Einwürfen der Spielgegner wohl beruhigt haben!

Die bedeutendste Spareinrichtung mit Prämienverlosung ist die der Firma Friedrich Krupp in Essen. Die Firma verwaltet die eingezahlten Gelder nicht selbst, sondern führt sie an die öffentliche Sparkasse ab. Sie spielt also eine Art von Vermittlerrolle zwischen den Arbeitern und der Sparkasse, was auch bei andern Unternehmungen nicht selten vorkommt. Indessen gewährt die Firma Krupp eine wichtige eigne Zutat. Nach Ziffer 7 der regelnden Bestimmungen werden nämlich 5% Zinsen vergütet, bestehend aus den Zinsen der Städtischen Sparkasse Essen ($3^1/_2$%) und dem Zinszuschuß der Firma ($1^1/_2$%). Außerdem stellt aber die letztere ein weiteres Prozent der gesamten Sparguthaben alljährlich als Prämienfonds zur Verfügung (Ziffer 9). „Der Prämienfonds wird berechnet nach den Sparguthaben, wie sie am Schluß des Jahres vorhanden sind. In den Prämienfonds fließt ferner die Entschädigung, welche die Städtische Sparkasse für die vorläufige Verwaltung der Sparguthaben an die Firma zahlt. Der Prämienfonds wird alljährlich im Wege der Verlosung an die Sparer verteilt. Zu diesem Zwecke werden Sparprämien in Höhe von 500 Mark, 300 Mark, 100 Mark und 50 Mark gebildet ... Diese Prämien werden an die Sparer nach Maßgabe ihrer gesamten Sparguthaben in der Weise verlost, daß auf je volle 25 Mark ein Los fällt. Wer also zusammen im Laufe des Jahres 100 Mark spart und außerdem von früheren Jahren 300 Mark gut hat, zusammen also 400 Mark, nimmt an der Verlosung mit (4 und 12) 16 Losen teil. Die Sparprämien werden den Gewinnern gutgeschrieben."

Ueber die Entwicklung der Einlagen und der Verlosung gibt folgende Nachweisung Aufschluß:

Ergebnisse der sieben Sparjahre 1900/01 bis 1906/07.

1. Jahr	2. Zahl der Sparer	3. Betrag der Spareinlagen Mk.	Pf.	4. Zinsen der Städtischen Sparkasse Mk.	Pf.	5. Zinszuschuß der Firma Mk.	Pf.	6. Zusammen Mk.	Pf.
1900/01	1228	129876	90	1556	66	—	—[2])	131433	56
1901/02	2146	392022	53	6839	87	1314	4	400176	44
1902/03	3234	727743	41	13214	37	4200	13	745157	91
1903/04	4737	1163388	28	21151	47	7700	49	1192240	24
1904/05	6981	1925721	31	36279	82	13535	7	1975536	20
1905/06	9114	3067115	80	58958	25	21612	15	3147686	20
1906/07	10746	4274221	47	85275	41	31334	31	4390831	6

[1]) Nach dem Scherlschen System wird allerdings ein kleiner Einsatz geleistet, bestehend in dem Betrag der Zinsen der während eines Jahres bis zur Eintragung der Einlage in das Sparkassenbuch allwöchentlich abgeholten kleinen Sparbeträge. Aus diesen Zinsen eines Jahres wird der Prämienfonds gebildet. Ihren Verlust riskiert der Einleger also.

Auch bei der Spareinrichtung der Arbeitergärten des Vaterländischen Frauenvereins Charlottenburg, an deren Leitung der Verfasser beteiligt ist, werden die Zinsen der Ersparnisse während des ersten Jahres, bis zur Eintragung der Einlagen in das Sparkassenbuch, zu dem Verlosungsfonds gesammelt, aus dem annähernd die Hälfte der alljährlich verlosten Prämien gebildet wird. Die andre Hälfte besteht aus freiwilligen Zuwendungen der Patronatsdamen der Arbeitergärten.

[2]) Im ersten Sparjahre wurden die Spargelder durch die Firma ausschließlich, und zwar mit 4% verzinst (Betrag steht in Rubrik 4).

Prämienverlosung.

Jahr					
1901	1 Prämie zu 500 Mk.	1 Prämie zu 300 Mk.	3 Prämien zu 100 Mk.		zusammen 5 Prämien mit 1100 Mk.
1902	1 Prämie zu 500 Mk.	1 Prämie zu 300 Mk.	1 Prämie zu 100 Mk.	50 Prämien zu 50 Mk.	zus. 53 Prämien mit 3400 Mk.
1903	1 Prämie zu 500 Mk.	1 Prämie zu 300 Mk.	1 Prämie zu 100 Mk.	98 Prämien zu 50 Mk.	zus. 101 Prämien mit 5800 Mk.
1904	1 Prämie zu 500 Mk.	1 Prämie zu 300 Mk.	1 Prämie zu 100 Mk.	171 Prämien zu 50 Mk.	zus. 174 Prämien mit 9450 Mk.
1905	1 Prämie zu 500 Mk.	1 Prämie zu 300 Mk.	1 Prämie zu 100 Mk.	300 Prämien zu 50 Mk.	zus. 303 Prämien mit 15900 Mk.
1906	1 Prämie zu 500 Mk.	1 Prämie zu 300 Mk.	1 Prämie zu 100 Mk.	462 Prämien zu 50 Mk.	zus. 465 Prämien mit 24000 Mk.
1907	1 Prämie zu 500 Mk.	1 Prämie zu 300 Mk.	1 Prämie zu 100 Mk.	630 Prämien zu 50 Mk.	zus. 633 Prämien mit 32400 Mk.

Die Städtische Sparkasse stellte im Jahre 1906/07 für den Prämienfonds 1800 Mark zur Verfügung. —

Bei der Begründung der Prämienverlosung der Spareinrichtung der *Kaiserlichen Gutsherrschaft Kadinen* in Westpreußen wird von der Auffassung ausgegangen, daß die Prämiierung eine *Belohnung* für sorgfältiges Sparen sein soll. Da aber eine *sachgemäße Verteilung* der Prämien unter Berücksichtigung der persönlichen Eigenschaften (Fleiß, Genügsamkeit, Selbstüberwindung) und der wirtschaftlichen Lage der Sparer *schwer durchführbar* sei, so sei unter Bezugnahme auf Absatz 2 des § 659 des Bürgerlichen Gesetzbuches unter den Berechtigten die Entscheidung durch das *Los* eingeführt worden. Die Prämien sind ausschließlich Zuwendungen des kaiserlichen Gutsherrn.

Die Statuten mehrerer andrer Spareinrichtungen enthalten Schutzvorschriften gegen den *Mißbrauch*, daß kurze Zeit vor dem Verlosungstermin Einlagen nur zwecks Teilnahme an der Verlosung gemacht und dann kurz nach dem Verlosungstermin wieder zurückgezogen werden und so der Zweck der Prämien vereitelt wird — ein Uebelstand, der auch in der Charlottenburger Sparkasse empfunden worden ist. Das Statut der *Farbenfabriken vormals F. Bayer & Co. in Leverkusen* hilft sich dagegen, indem es nur diejenigen Arbeiter zur Verlosung zuläßt, die Ersparnisse im Mindestbetrage von 25 Mark *wenigstens ein Jahr lang* bei ihren Sparkassen in Elberfeld oder Leverkusen angelegt haben. Das Statut der *D. Böningerschen Fabriksparkasse in Duisburg* lautet in seinem § 8: „Um die Arbeiter in ihrem Sparsinn noch mehr anzuspornen, wird die Sparkasse jedem Einleger für die *ersten* ersparten 30 Mark eine Prämie von 10 Mark in seinem Sparbuch gutschreiben lassen. Diese Prämie *kann jedoch erst nach Ablauf eines Jahres erhoben werden* und verfällt der Sparkasse, wenn innerhalb dieser Frist entweder Lösung des Arbeitsverhältnisses eintritt oder der Sparer sein Guthaben zurückzieht, ohne sich zu neuen Einlagen bis zur Höhe von 30 Mark durch Stehenlassen eines Teiles seines Lohnes zu verpflichten."

Hoffentlich finden die aufgeführten Beispiele Nachahmung! Wer sich näher zu unterrichten wünscht, sei auf die sechs Musterstatuten verwiesen, die der Flugschrift Nr. 4 des Volkssparverbandes für Deutschland „*Ueber Fabriksparkassen*" (Selbstverlag des Herausgebers Otto Linse, Düsseldorf, Bahnstraße 9, p.) in ihrem vollen Wortlaute beigegeben sind, sowie auf die am Schluß dieser Flugschrift angegebene Literatur.

G. *Pfarrius*.

Geschichte

Die Rückkehr Talleyrands zur Religion

Im vierten Band der Memoiren der Gräfin de Boigne ist ein Bericht über den Tod Talleyrands enthalten, welcher der Fürstin Radziwill Anlaß gegeben hat, einen Brief der Herzogin von Talleyrand, geb. Herzogin von Kurland, zu veröffentlichen, den sie von ihrer Großmutter erhalten und bisher für sich bewahrt hatte.[1]) Die Absicht des Briefes ist, darzutun, daß Talleyrand in seinen letzten Jahren sich mehr und mehr der katholischen Kirche genähert und schließlich seine völlige Rückkehr zu ihr vollzogen habe. Die Herzogin war in Talleyrands letzten Jahren täglich um ihren Oheim, und er sprach mit ihr über alles ohne Rückhalt. Nach ihren Mitteilungen war er durchaus damit einverstanden, daß ihre Tochter Pauline, die spätere Marquise von Castellane (1820 bis 1890), streng religiös erzogen wurde; er gab ihr auf ihren Wunsch vor ihrer ersten Kommunion 1834 in London seinen Segen und sagte: „Unglauben ist, vor allem bei Frauen, etwas Unnatürliches.“ Er fragte das Mädchen einmal, was ihr Beichtvater über ihn sage, und war befriedigt, als er hörte, er nenne seinen Namen nur, um sie anzuhalten, daß sie viel für ihn bete. Für ihre Kirchgänge und ihre Besuche bei Dupanloup bot er ihr sogar seinen Wagen an; er nannte sie den Engel des Hauses. Die Kleriker tadelte er nur etwa im Hinblick auf ihr politisches Verhalten, nie wegen ihrer Berufserfüllung; die alte Kirche von Frankreich bewunderte er und sah in ihr eine große, schöne und glänzende Erscheinung. Man begegnete in seinem Hause Kardinälen, Bischöfen und einfachen Landpfarrern; alle wurden mit äußerster Aufmerksamkeit empfangen und sehr rücksichtsvoll behandelt. Nie fiel in ihrer Gegenwart ein unangebrachtes Wort; Talleyrand hätte es nicht gelitten. Gegen seinen Oheim, den Kardinal von Perigord, war er ein aufmerksamer, zärtlicher und ergebener Neffe; man sah ihn oft in dem erzbischöflichen Palast. Die Herzogin wunderte sich wohl, mit welcher Leichtigkeit ihr Oheim sich in der Gesellschaft von Geistlichen bewegte. Es kam dies davon, daß er lange über seine wahre Stellung zur Kirche sich Täuschungen hingab; er wußte wohl, daß er die Kirche betrübt hatte, glaubte aber, daß sein von Pius VII. 1802 gestatteter Austritt aus dem geistlichen Stand (sécularisation), dem er eine zu große Tragweite beilegte, alles Frühere verwischt oder doch alles vereinfacht habe. In dieser Hinsicht war von besonderer Bedeutung, daß er sich 1802 mit der schönen, aber wenig begabten Engländerin Grand, die er in Hamburg kennen gelernt hatte, verheiratet hatte. Die Herzogin verhehlte ihm nicht, daß sie diesen Schritt als einen unerklärlichen Fehler in den Augen der Menschen, verhängnisvoll vor Gott ansehe; er antwortete, daß er selbst eine Erklärung nicht geben könne; in der Zeit allgemeiner Unordnung, wo man ohne Gesellschaft, ohne Familie war, habe man keiner Sache eine Bedeutung beigemessen und alles mit völliger Sorglosigkeit getan: in einem Augenblick, wo der Krieg allgemein war und Reiche zusammenstürzten, wo eine durchgreifende gesellige Zersetzung herrschte, haben sich die Menschen über alle Schranken hinwegtragen lassen. So suchte er seine Ehe, durch die er unglücklich geworden war, nicht zu rechtfertigen, nicht einmal zu erklären; sie erschien ihm selbst als ein Ausfluß der Unzurechnungsfähigkeit, und als seine Frau 1835 starb, sagte er: „Das vereinfacht meine Stellung sehr.“ Wenn er auf seinem Schloß in Valençay war, so mußte dort regelmäßig die Messe gelesen werden; auch er erschien dabei gewohnheitsmäßig, las aber während der heiligen Handlung in Bossuets Discours sur l'histoire universelle und ließ sich nur einmal die „Nachahmung Christi“ von Thomas a Kempis von Pauline geben, als er seinen Bossuet vergessen hatte; seitdem aber nahm er dieses herrliche Buch meist mit zur Messe. Bossuets Satz: „Im Jahre 4000 der Welt ward Christus, in der Zeit der Sohn Abrahams, in der Ewigkeit der Sohn Gottes,

[1]) Le retour de Talleyrand à la religion. Lettre de Mme la duchesse de Talleyrand à l'abbé Dupanloup, publiée par Mme la princesse Radziwill. Paris, Plon 1908.

von einer Jungfrau geboren" erklärte Talleyrand für die einzig richtige Ausdrucksweise; heilige Dinge werden nicht erklärt, sondern einfach als Tatsachen hingestellt; nur so könne man sie annehmen; wo die Autorität fehle, da komme der Zweifel. Die Autorität fand er nur in der katholischen Kirche genügend enthüllt; vom Protestantismus, den er in Amerika kennen gelernt hatte, sprach er in sehr abschätziger Weise. Schließlich forderte ihn seine Nichte auf, sich an den Erzbischof Quelen von Paris zu wenden und seinen Frieden mit der Kirche zu machen. Er schrieb darauf für diesen ein Blatt von zwei Seiten mit Bemerkungen voll, die zum Teil radiert waren, und beabsichtigte auch ein Schreiben an den Papst zu richten, das diesen zufriedenstellen sollte. An seinem Sterbebett war Dupanloup.

Damit schließt der Brief der Herzogin in seinem wesentlichen Teil ab; was folgt, ist vor allem eine Beteuerung, daß Talleyrand, der noch im März 1838 eine Rede in der Akademie zu Ehren Reinhards voll Geist und Kraft gehalten hatte, bis zu seinem am 17. Mai erfolgten Tod im Vollbesitz seines Verstandes gewesen sei und also auch seine Rückkehr zur Kirche als eine Betätigung völlig freien Willens zu werten sei. Nicht alle haben ja die Sache so angesehen wie die Herzogin; viele waren und sind der Meinung, daß der Freigeist nur aus äußerlichen Rücksichten für seinen Nachruf oder die Seinigen, nicht aus innerlicher Sinnesänderung, jenes Bekenntnis niedergeschrieben habe. Das Zeugnis der Herzogin von Talleyrand wird künftig nicht übersehen werden können; psychologisch wäre es nicht unbegreiflich, wenn der vierundachtzigjährige Talleyrand sich innerlich gewandelt hätte; aber freilich ist die Möglichkeit, daß die Herzogin glaubte, was sie wünschte, und daß er sich von ihr gegen seine eigenste Meinung mitziehen und bestimmen ließ, unsers Erachtens auch jetzt noch nicht ganz abzuweisen.

Der Brief der Herzogin ist auch sonst sehr interessant, weil er Talleyrands menschlich gute Seiten hervorhebt, so seine Neigung, anzuerkennen und zu loben, so daß, wer von ihm geschildert wurde, sehr gut wegkam, seine Wohltätigkeit und Freundlichkeit. Namentlich unglückliche Priester und Hinkende gingen nie unbeschenkt von seiner Schwelle; in beiden erkannte er sich selbst, und „eine Person von großer Tugend" sagte einmal zur Herzogin: „Seien Sie ruhig, er wird gut enden, denn er ist barmherzig."

Gottlob Egelhaaf.

Literarische Berichte

Das deutsche Herz. Roman von Adolf Schmitthenner. Stuttgart und Leipzig 1908, Deutsche Verlags-Anstalt.

Wie gegen das Ende dieses schönen und reifen Buches der letzte Ritter von Hirschhorn, den seine Zeitgenossen „das deutsche Herz" nannten, zu Heilbronn auf der Bahre liegt, und wie mit seinem Tode sich der Fluch erfüllt hat, der von einer gräßlich abergläubischen Freveltat her auf seiner Familie lastete, da muß am Morgen die Witwe des Ritters über die Straße. Ein paar spielende Kinder stehen still und schauen zu ihr her. Auf einmal springt ein Büblein herbei und fragt: „Du, ist es wahr, ist das deutsche Herz tot?" Die Frau bricht in Tränen aus. Das Büblein drückt ihre Hand an die eigne klopfende Brust und sagt: „Du, sei nur ruhig. Ich lebe noch." — In dieser rührenden kleinen Geschichte liegt, so kann es wohl scheinen, die eigentliche Herzensmeinung des milden und klaren Mannes beschlossen, der da im vorigen Jahre als Pfarrer in Heidelberg gestorben ist und dem wir dieses Buch verdanken. Das Leben ist ja so groß und weit! Während sich an den Hirschhorn das Verhängnis vollzieht, während die Frauen unfruchtbar werden, die Söhne hinsterben, werden ja ringsum Tausende von Kindern zum Licht gebracht, auf denen kein Fluch lastet! Nichts ist einzeln. Braust nicht durch Deutschland drei Jahrzehnte lang der entsetzlichste Krieg? Werden nicht zu Heidelberg am Hof in trügerischer Ruhe Feste gefeiert? Grünen nicht Saaten, die von Roßhufen zerstampft werden? Sitzt nicht, unter all dem, da und dort an einer deutschen Burg „der Torwärtel in Schlappen auf dem Bänklein, sagt: ‚Hä!' und ißt ein dickes Käsebrot?" — Kein lautes Pathos er-

zählt Kriegsgeschichte und Fürstengeschichte; wir werden unmerklich hineingeführt, aber mit einem Male atmen wir die Luft dieses vergangenen Jahrhunderts. Nicht die Ritter, die auf dem Markt in Heidelberg miteinander stechen, nicht der Winterkönig auf seinem Schloß, nicht die Frau von Ingelheim, die als eine Todkünderin durch das Land fährt — ein ganzes Volk ist es, mit dem wir leben: Musikanten und Edelleute, Kurfürsten, Schiffer, Sargmacher, Frauen, kleine Kinder ... Und mit der Natur dieses gesegneten Neckartales leben wir; hier sind Landschaften, die ohne jede Spur von Sentimentalität, aber mit fühlender Liebe in ein zweites Leben gerufen wurden. — Mit all dem soll nicht gesagt sein, daß in Schmitthenners Roman der „Zustand" alles sei. Es wird schwer halten, aus den letzten Jahren ein erzählendes Buch zu finden, das in gleicher Weise dramatisch belebt ist. Ja, es läßt sich von diesem Punkte kaum ohne eine gewisse Bedenklichkeit reden. Schmitthenners Darstellung ist eminent romantisch; es gibt kein Kunstmittel, kein Motiv des eigentlichen Ritterromans, vor dem seine Phantasie zurückscheute. Und an der eisernen Kette des Fluchs taumeln Ereignisse an uns vorüber, deren Gräßlichkeit nur dadurch gemildert und erträglich gemacht ist, daß Schmitthenner es unternimmt und fertigbringt, Menschen und Taten Schritt um Schritt mit den Mitteln moderner Seelenkenntnis zu durchleuchten und uns nahezurücken. Man darf daran glauben, daß es diesem Roman, obwohl sein gradgewachsenes Deutsch es ganz und gar verschmäht, durch Biederkeit und süßliche Volkstümelei sich einzustehlen, bestimmt ist, eine Art von Volksbuch zu werden. Die Gestalt des Friedrich von Hirschhorn ist, für sich allein, ein Boden, darin die Liebe von Tausenden zu wurzeln vermag. Der Ritter mit seinem Ernst und seinem Lachen, seiner Mannhaftigkeit und seiner Weichheit, seinen Erkenntnissen und seinem kindlichen Herzen sieht aus wie der späte Genoß einer kleinen, absonderlich gemischten Schar von Männern, die nicht gelebt haben und immer leben werden: Claude Tilliers Onkel Benjamin ist darunter und Goethes Götz und der Armenadvokat Firmian Siebenkäs, dessen Leben Jean Paul beschrieben hat.

Bruno Frank.

„Himmel und Erde". Unser Wissen von der Sternenwelt und dem Erdball. Herausgegeben von J. Plaßmann, J. Pohle, P. Kreichgauer und L. Waagen. Lief. 1 und 2. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Für viele Leser wird dieses Lieferungswerk willkommen sein, da es in allgemein verständlicher und in interessanter Form eine kleine Enzyklopädie des Wissens und Forschens unsrer Zeit auf fast allen Gebieten der Naturwissenschaften, besonders der Astronomie, Physik, Geologie u. s. w. bilden wird.

Schon die beiden vorliegenden Lieferungen geben über das Sonnensystem, über astronomische Vorgänge in neuester Zeit Schilderungen und Illustrationen, welche für jeden Gebildeten von Interesse sein werden. Ebenso interessant und lehrreich ist die historische Beleuchtung des Weltsystems in seiner geschichtlichen Entwicklung.

Wir werden vielleicht später Gelegenheit haben, auf dieses Werk, welches allgemeine Beachtung verdient, zurückzukommen.

Lebenserinnerungen von Dr. J. Fr. von Schulte. Gießen 1908. Verlag von Emil Roth. Ladenpreis 8 Mark.

Unter den zuerst in der „Deutschen Revue" erschienenen wichtigen Memoiren zur Zeitgeschichte haben schon im Jahre 1897 die Veröffentlichungen aus den Tagebüchern Joh. Friedr. von Schultes besonderes Aufsehen gemacht. Im März-Heft 1897 waren seine Aufzeichnungen über Kardinal Hohenlohe, Bischof von Ketteler, Erzbischof von Vicari, Nuntius Viale Prela u. a. m. erschienen — alle voll von belangreichen neuen Tatsachen und scharfsinnigen Urteilen. Daran reihte sich im Juli-Heft ein weiterer Artikel: „Römisches. Kirchliches. Politisches. Jesuiten." Auch in diesen — wie die früheren schon im Jahre 1854 wörtlich niedergeschriebenen — Notizen fand sich eine wahre Fundgrube von Details zum Vergleich des Früher und Später.

Trotz der allgemein anerkannten Bedeutsamkeit der Schulteschen Tagebücher konnte der aufmerksame kritische Leser sich jedoch nicht völlig befriedigt fühlen. Es fehlte der innere Zusammenhang zwischen den einzelnen Notizen. Ja, der Verfasser gab gewissermaßen ein Rätsel auf mit der Seite 321 vorhergeschickten Bemerkung:

„Meine Reise nach Rom hatte einen bestimmten, sehr wichtigen kirchlichen Zweck, über den ich bei dieser Gelegenheit, weil das mit wenigen Worten untunlich ist, keine Mitteilung machen kann; die Sache war von den Erzbischöfen von Köln (Geissel), Freiburg (Vicari), München (Graf Reisach), den Bischöfen von Münster und Speier bereits aufs wärmste befürwortet und erhielt ebenfalls die volle Billigung des Kardinals Fürst Schwarzenberg in Prag."

Das von Schulte den damaligen Lesern der „Deutschen Revue" gestellte Rätsel ist aber jetzt von ihm selber gelöst. Der „sehr wichtige kirchliche Zweck", über den er damals noch keine Mitteilung machen konnte, ist jetzt bei dem Wiederabdruck der Tagebücher in seinen „Lebenserinnerungen" enthüllt. Wir

wissen nun, daß es in der Tat ein sehr wichtiger kirchlicher Zweck war, daß aber etwas ganz andres bei demselben herausgekommen ist, als Schulte als siebenundzwanzigjähriger Privatdozent im Auge hatte. Das Ergebnis steht sogar im denkbar schroffsten Gegensatz zu allem dem, was dem großen Kanonisten seine einzigartige Stellung nach dem Vatikankonzil geschaffen hat. Um so lehrreicher ist die nunmehrige Ergänzung speziell für die damaligen Leser der „Deutschen Revue".

Es ist, kurz gesagt, die St. Michaelsbruderschaft in Oesterreich, deren Begründung sich in ähnlicher Weise auf Schulte zurückführt wie diejenige des Bonifatiusvereins auf Döllinger. Es ist dies nur eine der vielen Parallelen in der vor- und nachvatikanischen Wirksamkeit der beiden geistesmächtigen Männer, die in der einen wie in der andern Periode nicht sowohl für die unmittelbare Gegenwart gearbeitet, als vielmehr für die gesamte Zukunft lebensfähige Keime gelegt haben. Darum überdauert die Ernte der von ihnen vor 1870 ausgesäten Saat auch ihre eigne spätere Tätigkeit, die aus den gleichen Idealen andre Konsequenzen zog. Ebenso ist aber auch umgekehrt die Frucht ihrer nachmaligen Wirksamkeit eine unzerstörbare. Der Altkatholizismus ließ sich zeitweilig durch bureaukratische Maßregelung zurückdrängen. Aber nach Verlauf eines Menschenalters ist er tatkräftiger und zukunftsgewisser wie je.

Wir können uns an dieser Stelle nicht auf allgemeine Erörterungen über den inneren Zusammenhang aller der verschiedenen Stadien einlassen, in welchen die deutsche Seele im Katholizismus wieder und wieder sich kundgab. Es muß hier die Bemerkung genügen, daß speziell der Altkatholizismus immer ein psychologisches Rätsel für diejenigen bleiben wird, die sich noch immer nicht klar darüber geworden sind, daß seine Führer unsre strengsten und frommsten Katholiken gewesen und — geblieben sind. Die neuen Mitteilungen Schultes haben das, was von seinen theologischen „Konfessoren" gilt, auch bei dem juristischen Organisator durch neue hochinteressante Daten bestätigt. Es läßt sich kaum eine kirchengeschichtliche Tatsache denken, die dafür so kennzeichnend ist, als die Zusammenstellung der Namen St. Michaelsbruderschaft und J. H. von Schulte.

Die früheren bruchstückweisen Mitteilungen aus den Schulteschen Tagebüchern erhalten daher erst jetzt ihren vollen Wert, wenn man die nunmehrigen Ergänzungen hinzufügt. Es ist aber hier nicht der Ort, dies im einzelnen nachzuweisen. An dieser Stelle kann nur an der Hand des einzelnen Beispiels der geradezu einzigartige Reichtum der Schulteschen „Lebenserinnerungen" gekennzeichnet werden.

F. Nippold.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Armengaud M. jeune, Le Problème de l'Avitation. Sa Solution par l'Aéroplane. Paris, Librairie Ch. Delagrave. 2 fr. 50.

Aus Natur und Geisteswelt. Bändchen 179: Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft von P. Arndt. — Bändchen 214: Deutsche Volksfeste und Volkssitten von H. S. Rehm. — Bändchen 195: Napoleon I. von Th. Bitterauf. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden je M. 1.25.

Best, Geheimrat Dr., Gesetz über den Versicherungsvertrag vom 30. Mai 1908 (RGBl. Nr. 30). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5.—.

Böckel, Dr. Otto, Handbuch des deutschen Volksliedes. Marburg (Hessen), N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 5.—.

Buchhorn, Josef, Die Hohenstaufen. Ein Tübinger Studenten-Roman. Berlin, Richard Taendler's Verlag. M. 3.—.

Buff, Dr. Siegfried, Das deutsche Scheckgesetz vom 11. März 1908. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—.

Cleinow, George, Die Zukunft Polens (Zwei Bände). Erster Band: Wirtschaft. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. M. 8.—.

Clouston, Prof. T. S., Die Gesundheitspflege des Geistes. Mit Vorwort, Anmerkungen und einem neuen Kapitel versehen von Prof. Aug. Forel. München, Ernst Reinhardt. Geb. M. 2.80.

Corday, Michel, Das Gedächtnis des Herzens. Roman. Autorisierte Uebersetzung von H. Michalski. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50.

Fournier, August, Historische Studien und Skizzen. Zweite Reihe. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller. M. 6.—.

Franke, Georg Hermann, Eine Untersuchung des menschlichen Geistes. Liegnitz, Th. Kaulfuss'sche Buchh. M. 4.—.

Gareth, M. H., Prometheus. Ein Schauspiel. Erster Teil. Breslau, Georg C. Bürkner. M. 3.50.

Geiger, Albert, Martin Staub. Roman. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50.

Grove's Dictionary of Music and Musicians. Edited by J. A. Fuller Maitland, M. A., F. S. A. In five volumes. Vol. IV: Q to S. London, Macmillan & Co., Ltd. 21 sh.

Ischak, Dr. Frida, Optik (Die Lehre vom Licht). Bändchen 100 von „Hillgers illustrierte Volksbücher“. Berlin, Hermann Hillger Verlag. 30 Pf.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1907 bis 1908. Dreiundzwanzigster Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 29 Abbildungen. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Geb. in Orig.-Leinwandband M. 7.50.

Kaiser, Isabelle, Mein Herz. Gedichte. Mit dem Porträt der Dichterin. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 2.—.

Kronfeld, Dr. E. M., Anton Kerner von Marilaun. Leben und Arbeit eines deutschen Naturforschers. Mit 25 Abbildungen und 3 Faksimile-Beilagen. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz. M. 12.—.

Langenscheidt, P., Arme kleine Eva! Roman. Berlin, Dr. P. Langenscheidt. M. 3.—.

Laubes gesammelte Werke in fünfzig Bänden. Herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. Band 3 (7—9). Leipzig, Max Hesses Verlag.

v. Liegnitz, General der Inf. z. D., Die deutschen Kolonien ein Teil des deutschen Vaterlandes. Koloniales Lesebuch für Schule und Haus. Mit Abbildungen und Karten. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 2.50.

Naumann, Hans, Erlösung. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Neurode, Kurt, Moderne Diplomaten (Die Spionin). Schauspiel in vier Akten. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Petzet, Erich, Elternvereinigungen. Ihre Ziele und ihre Wege. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. 60 Pf.

Piening, E., Pastor Hille und Familie auf Reisen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—.

Poche, Franz, Die Stellung des Kindes gegenüber den Eltern vom Standpunkte des Naturrechtes. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Rathenau, Walther, Reflexionen. Leipzig, S. Hirzel. M. 4.—.

Relief-Karte vom Bayerischen Hochland. München, Carl Gerber G. m. b. H. M. 1.25.

Rincklake, August, Der ewige Bestand der Himmelskörper erklärt durch das Wesen und die Tätigkeit des Weltenäters. Berlin, Emil Streisand.

Röhr, Prof. Dr. J., Wildenbruch als Dramatiker. Kritische Untersuchungen. Berlin, Carl Duncker. M. 3.50.

Rowald, Paul, Bissula rediviva. Heitere Bilder aus den römisch-deutschen Grenzlanden. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Rückwärts! Betrachtungen zur Gegenwart von einem Fortschrittler. Berlin, Hermann Walther Verlagsb. G. m. b. H. M. 2.—.

Sahr, Prof. Dr. Julius, Das deutsche Volkslied. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bändchen (Sammlung Göschen Nr. 25 und 132). Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Gebunden je 80 Pf.

Schiffbau-Studium? Studiengang, Kosten, Aussichten. Berlin, Polytechnische Buchhandlung A. Seydel. 50 Pf.

Schoeler, Heinrich v., Kaiser Tiberius. Historischer Roman. Leipzig, Schulze & Co. M. 3.50.

Schücking, Prof. Walther, Die Organisation der Welt. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 2.80.

Solmi, Edm., Leonardo da Vinci. Mit 9 Vollbildern. 57. Band von „Geisteshelden“. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 3.60.

Springer, Anton, Handbuch der Kunstgeschichte. Band III: Die Renaissance in Italien. Achte Auflage, bearbeitet von Adolf Philippi. Mit 332 Abbildungen im Text und 20 Farbendrucktafeln. Leipzig, E. A. Seemann. Geb. M. 8.—.

Stodte, Dr. Hermann, Friedrich Hebbels Drama aus der Weltanschauung und den Hinweisen des Dichters erläutert. Stuttgart, Wilhelm Violet.

Triepel, Prof. Heinrich, Die Kompetenzen des Bundesstaats und die geschriebene Verfassung. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 2.80.

Trübner, Wilhelm, Personalien und Prinzipien. Berlin, Bruno Cassirer.

Valois, V., Vizeadmiral z. D., Deutschland als Seemacht, sowie Betrachtungen marinepolitischen Inhalts. Leipzig, H. Wigand's Verlag. M. 4.—.

Vierling, E., Zacharias Werner (1768—1823). La Conversion d'un romantique. Avec une Correspondance et des Documents inédits. Paris, H. Didier. 6 fr.

Vogt, Friedrich, Das Königs- und Kaiserideal in der deutschen Dichtung des Mittelalters. Kaisersgeburtstagsrede. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Waleffe, Maurice de, Maria von Magdala. Roman. Autorisierte Uebersetzung von H. Michalski. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50.

Zola, Emile, Der Krieg von 1870/71 (Der Zusammenbruch). Neue illustrierte Volksausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Deutsche Intrigen gegen England während des Burenkriegs

Von einem Wissenden

Ein Freund und Verehrer des früheren französischen Ministers des Auswärtigen Herrn Delcassé ergreift im Juli-Heft der „National Review“ das Wort, um vor englischen Lesern die Verdienste Delcassés um das Zustandekommen der „Entente cordiale“ in helles Licht zu setzen und für seine Rückkehr ins Amt Stimmung zu machen. Selbstverständlich ist der Geist des Aufsatzes wie alles, was in der „National Review“ steht, deutschfeindlich. An kleine historische Fälschungen in Artikeln dieser Richtung ist man gewöhnt. Man hat sich mit einer gewissen Resignation darein ergeben, daß in den bekannten Organen der Deutschenhetze auf Kosten unsrer Politik gelogen wird, was das Zeug hält. Wieviel diese systematische Giftmischerei dazu beigetragen hat, die trübe Stimmung des Mißtrauens zu schaffen, unter der die Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien leiden, ist bekannt. Es hat auch nicht an Bemühungen gefehlt, diesen schlimmen Wirkungen einer oft hysterischen Verdächtigungssucht entgegenzuarbeiten. Der Erfolg muß leider gering bleiben, solange die bescheidene Wahrheit auf die Phantasie der Menge eine schwächere Anziehung ausübt als die aufgeputzte Erfindung. Trotzdem, und ohne große Hoffnung auf ein besseres Resultat, wollen wir es uns nicht verdrießen lassen, einer neuen, zur Verhetzung bestimmten Legende, die der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes der „National Review“ in die Welt setzt, auf den Grund zu gehen. Es handelt sich um eine Episode der diplomatischen Geschichte des Burenkriegs, die Herr André Melvil folgendermaßen darstellt:

„Während des Südafrikanischen Krieges planten die Deutschen unter Benutzung der Ereignisse eine französisch-deutsch-russische Entente mit dem Zweck, England zu veranlassen, die Ratsamkeit eines Friedensschlusses in Erwägung zu ziehen. Deutschland benutzte, um diese Frage zur Erörterung zu stellen, einen Pariser Besuch des russischen Ministers des Aeußern, Grafen Murawiew, der bei der deutschen Regierung persona grata war und im Begriffe stand, nach Berlin zurückzukehren. Graf Murawiews Vorschlag beschränkte sich zunächst auf eine schließliche Vermittlung zum Zweck der Beendigung der Feindseligkeiten. Sehr geschickt nahm Herr Delcassé diesen Vorschlag mit kluger, aber sympathischer

Zurückhaltung entgegen und begnügte sich mit der Erklärung, es entspreche der Ueberlieferung der französischen Politik, sich jeder auf Förderung des Weltfriedens gerichteten Bemühung anzuschließen. Diese Antwort war für Wilhelm II. und seinen Kanzler zweifellos nicht sehr befriedigend, denn dem Besuche des Grafen Muraview in Berlin folgte kein praktisches Ergebnis. Einige Monate später erörterte der Kaiser mit dem russischen Botschafter in Berlin, dem Grafen Osten-Sacken, die Notwendigkeit, der Vergrößerungspolitik Großbritanniens Halt zu gebieten. In den ersten Monaten des Jahres 1900 benachrichtigte die russische Regierung Frankreich durch ihren Botschafter in Paris, daß sie bereit wäre, Graf Muraviews Vorschlag wieder aufzunehmen und zu verfolgen, um so mehr als die Erfolge der britischen Waffen in Südafrika zu dem Glauben ermutigten, daß England jetzt, wo seiner Ehre genug geschehen sei, geneigter sein würde, auf die Stimme der Versöhnlichkeit zu hören. Herr Delcassé konnte nur seine früheren Erklärungen wiederholen. Indem er seine Zurückhaltung gegenüber Deutschland betonte, eine Zurückhaltung, welche die Zweideutigkeit der deutschen Politik Frankreich auferlegte, stellte er die Bedingung, daß alles, was in Berlin geschähe, lediglich durch die Vermittlung des russischen Botschafters Grafen Osten-Sacken gehen sollte. Rußlands Demarche wurde in Berlin in der vereinbarten Form gemacht, aber dem vom Grafen Osten-Sacken formulierten Vorschlag wurden Bedingungen hinzugefügt, deren summarische Zurückweisung die Ehre Frankreichs von Herrn Delcassé forderte. Während dieser Vorgänge handelten Frankreich und Rußland mit Aufrichtigkeit und Loyalität, allein in dem Gedanken, der Menschlichkeit zu dienen, während Deutschland auf der andern Seite nur eine passende Gelegenheit suchte, um seine machiavellistischen Pläne zu fördern, nämlich England zu erniedrigen und Frankreich auszubeuten."

Soweit Herr Melvil. Es scheint nicht, daß er sich der Naivität seiner Darstellung bewußt geworden ist. Wie stümperhaft er seine Konstruktion aufgeführt hat, wird sich erweisen.

*

Zunächst einige Daten: Am 11. Oktober 1899 brach der Südafrikanische Krieg aus. Am 6. Oktober war Graf Muraview, von Biarritz, nicht von Berlin kommend, in Paris eingetroffen. Dort verblieb er bis zum 28. Oktober und hatte häufige Gespräche mit Herrn Delcassé. Bis zum 7. November weilte der russische Staatsmann bei dem Zarenpaar in Wolfsgarten, wohin er sich geradeswegs von Paris aus begeben hatte. Am 8. November fand die eintägige Entrevue zwischen dem Kaiser und dem Zaren in Potsdam statt. Graf Muraview befand sich im Gefolge des Zaren und hatte Gelegenheit zu einem Gespräch mit dem Grafen Bülow, der damals noch Staatssekretär war. Bei diesen Unterhaltungen sind weder von der einen noch von der andern Seite Eröffnungen wegen eines Eingreifens in den Krieg gemacht worden. Wenn Graf Muraview tatsächlich, wie Herr Melvil es behauptet, vorher in Paris mit Herrn Delcassé über einen gemeinsamen Schritt zur Herbeiführung des Friedens ver-

handelt haben sollte, so hat er dies natürlich ohne irgendwelchen deutschen Anstoß getan.

Bisher war man allerdings der Meinung, daß es sich bei dem Gerede, es hätten bereits während des Pariser Besuchs Besprechungen in dieser Richtung zwischen Delcassé und Murawiew stattgefunden, um leere Gerüchte gehandelt habe. Angesichts der bestimmten Behauptung Melvils, der, soweit die französische Seite der Sache in Frage kommt, durch die von ihm betonten Beziehungen zu Herrn Delcassé als unterrichtet gelten darf, gewinnen einige Presseäußerungen der damaligen Zeit eine gewisse Bedeutung. So veröffentlichte Marcel Hutin am 16. Oktober im „Echo de Paris" ein Interview mit „einer sehr hohen Persönlichkeit, welche in der Lage ist, den Zweck des Aufenthalts des Grafen Murawiew in Paris genau zu kennen". Darin heißt es nach einer Reihe andrer Mitteilungen: „Angenommen, daß schließlich die Buren unterliegen, so wird die europäische Intervention, wenn sie eintritt — und sie wird eintreten müssen —, nicht von Deutschland, sondern von Rußland kommen. Solches sind die Gegenstände der Unterhaltung zwischen Herrn von Murawiew und Herrn Delcassé." In demselben Interview war der Meinung Ausdruck gegeben, Frankreich habe „seit Faschoda" keinen Grund, auf alle Vorteile zu verzichten, die es aus dem Kriegszustand zwischen den Engländern und den Buren ziehen könnte. Damit ist der Punkt bezeichnet, von dem aus man die damalige Stimmung in Frankreich zu betrachten hat. Noch brannte der Schlag von Faschoda, noch träumte mancher französische Politiker von einer Wiedervergeltung, aber nur, wenn sie möglich wäre ohne Aufgabe der älteren, nach der Ostgrenze gerichteten Revanchehoffnungen. Davon werden wir noch ein weiteres zu sprechen haben. Wenn nun dieses Interview, das durch eine Anzahl ähnlicher französischer Preßstimmen ergänzt werden könnte, einen ernsten Hintergrund gehabt hat, eine Annahme, zu der man durch Herrn Melvils Mitteilungen gedrängt wird, so wird man auch die Sprache der großen russischen Blätter beachten müssen, die den ganzen Oktober hindurch von Intervention redeten. So beschäftigte sich am 18. Oktober die „Nowoje Wremja" mit Meldungen über einen bevorstehenden Besuch des Deutschen Kaisers in England, um dringend vor der englischen Umgarnung zu warnen. Der Südafrikanische Krieg lege den kontinentalen Mächten die Pflicht auf, sich ernstlich mit der Frage zu befassen, „ob es nicht an der Zeit sei, gemeinsame Maßregeln zu treffen, die den Wünschen Englands schnurstracks zuwiderlaufen". Die „Rossija" sprach sich sogar schon für eine Flottendemonstration Frankreichs, Deutschlands und Rußlands in Südafrika aus, die geeignet sein sollte, den Engländern zu imponieren. Die „Birshewija Wjedomosti", ein damals politisch wichtiges Blatt, schrieb am 20. Oktober, die Unruhe in England sei groß, weil man als Ergebnis der Pariser Besprechungen ein „sehr wichtiges politisches Ereignis", eine russisch-französische Verständigung bezüglich Südafrikas erwarte. Am 23. Oktober wies die „Nowoje Wremja" mit Sorge darauf hin, daß in England mit einer freundlichen Stellungnahme der deutschen offiziellen Kreise gerechnet werde. Sie war gut unterrichtet.

In Deutschland war man in der Tat fest entschlossen, sich nicht in einen Gegensatz zu England drängen zu lassen. Wohl hatte man Anzeichen dafür, daß Graf Muraview mit dem Gedanken einer europäischen Koalition gegen England spielte. Aber man hatte die richtige Empfindung, daß es sich dabei mehr um Einfälle als um ernste Kombinationen handelte. Wohl hatte auch die französische Politik gewisse Annäherungen durch nichtamtliche Vertrauenspersonen versucht. Aber man hütete sich, auf Fühlungen zu reagieren, die das amtliche Frankreich nach Belieben hätte verleugnen und gegen Deutschland ausbeuten können. Immerhin wird man nicht leugnen können, daß die Möglichkeit einer gemeinsamen englandfeindlichen Stellung der drei Mächte bei einigem Entgegenkommen von deutscher Seite nicht ausgeschlossen war. Dies Entgegenkommen blieb während der ganzen Dauer des Südafrikanischen Krieges aus, und Herr Melvil verrät eine völlige Unkenntnis der Stimmungen und Vorgänge in den amtlichen deutschen Kreisen, wenn er glauben machen will, daß von ihnen der Anstoß zu Muraviews Besprechungen mit Delcassé ausgegangen sei. Dies war so wenig der Fall, daß man von dem Charakter und Inhalt dieser Besprechungen in Berlin ganz ohne Nachricht war. Auch die Entrevue vom 8. November brachte keine Frage des Grafen Muraview wegen Intervention oder Mediation, und so erklärt es sich von selbst, daß die von Herrn Melvil vermißten Ergebnisse des Berliner Besuches ausblieben. Deutschland war eben nicht ins Vertrauen gezogen worden. Wäre Graf Muraview anders vorgegangen, so hätte er sich unnützerweise einer Ablehnung ausgesetzt.

Die deutsche Diplomatie hatte die Erfahrungen aus der Zeit der Krügerdepesche nicht vergessen. Weder Frankreich noch Rußland hatten damals die geringste Bewegung gemacht, um sich an unsre Seite zu stellen. Und aus autoritativem französischen Munde war in jenen Tagen in London das Wort gefallen: „Frankreich hat nur einen Feind auf der Welt, und das ist Deutschland. England kann danach seine Politik einrichten.“ Diesen Grundsatz hatte auch Herr Delcassé beim Eintritt in das auswärtige Ministerium unverändert übernommen, Faschoda hatte ihn vielleicht vorübergehend verdunkeln, nicht aber erschüttern können. Herr Melvil bestätigt es in seinem Aufsatz: „Als Herr Delcassé,“ schreibt er, „als Frankreichs auswärtiger Minister im Quai d'Orsay einzog, betrachtete er den Frankfurter Vertrag als notwendig die französische Politik beherrschend.“ In Deutschland gab man sich auch in dieser Beziehung keinen Illusionen hin. Und somit war unsrer amtlichen Politik beim Beginn des Burenkrieges die Richtung ein für allemal vorgezeichnet. Wie schwer sie innezuhalten war, auch gegenüber der zum Teil fanatisch burenfreundlichen Volksstimmung, ist bekannt. Daß sie innegehalten worden ist trotz der warmherzigen, aber kurzsichtigen Gefühlsäußerungen im Inlande, trotz der Ablenkungsversuche von draußen, bleibt ein dauerndes Verdienst des Kaisers und des Grafen Bülow. Der Staatssekretär hatte schon beim Ausbruch des Krieges dem englischen Botschafter Sir Frank Lascelles erklärt: Solange wir auf Achtung unsrer Rechte und auf Berücksichtigung unsrer Interessen rechnen könnten, werde die deutsche

Regierung während der Dauer der Feindseligkeiten bei keiner Kombination mitwirken und keiner Gruppierung sich anschließen, welche der britischen Regierung Verlegenheiten bereiten könnten.

Wir möchten vermuten, daß auch der Briefwechsel des Kaisers aus jener Zeit mit seiner Großmutter, der Königin Viktoria, und mit dem damaligen Prinzen von Wales wertvolle Aufschlüsse über die freundliche Haltung der deutschen Politik geben könnten. Unzweifelhaft sind sich die englischen Staatsmänner durchaus der Tatsache bewußt gewesen, daß alle Interventionsgelüste bestimmt waren, an der strengen Zurückhaltung Deutschlands zu scheitern. Es liegen darüber bestimmte Aeußerungen Lord Salisburys vor. Der Besuch des Kaiserpaares in England vom 20. bis 28. November zeigte dann aller Welt, daß es nicht gelingen würde, Deutschland zu feindseligen Schritten gegen Großbritannien zu verleiten. Ein Blick in die französische Presse der Novembertage — am 9. November war auch der Samoazwist erledigt worden — läßt die gründliche Enttäuschung der Franzosen erkennen. „Wir wagen zu glauben," schrieb damals das „Echo de Paris", „daß Herr Delcassé nicht mehr versuchen wird, schreiben zu lassen, daß er glorreich dem Abschluß einer Entente zu dreien präsidiert habe, um die südafrikanischen Republiken zu retten und den britannischen Gelüsten den Weg zu versperren." Valfrey sah im „Figaro" den Traum eines gemeinsamen Vorgehens gegen England zerrinnen — „la fin d'un rêve" — und ein englisch-deutsches Bündnis am Horizont erscheinen.

*

Unterdessen gingen die Ereignisse in Südafrika ihren blutigen Gang. Den englischen Niederlagen folgten englische Siege. Wir nähern uns dem Augenblick, wo nach Melvil Graf Muraview seinen Vorschlag, der, wie wir gesehen haben, nur in Paris, nicht in Berlin bekannt war, wieder aufnahm. Falsch ist, daß ein Gespräch des Kaisers mit dem Grafen Osten-Sacken dazu ermutigt hätte. Hier liegt eine der vielen Erfindungen vor, von denen wir im Anfang gesprochen haben. Die Entwicklung der Dinge selbst wird dies am besten beweisen. Die deutsche Auffassung der Lage war unverändert geblieben und ging nach wie vor dahin, daß Deutschland nicht die Aufgabe habe, in irgendwelcher Form in die Kriegsereignisse einzugreifen. In England war man davon unterrichtet; so konnte der „Globe" vom 13. Februar schreiben: „Wir hören aus allerbester Quelle, daß die jüngst verbreiteten Gerüchte, wonach sich Deutschland bei der schließlichen Lösung der südafrikanischen Frage einzumischen beabsichtige, durchaus unbegründet sind." Das entsprach durchaus den Tatsachen. Und doch trat gerade jetzt an Deutschland — zum erstenmal — die Frage heran, ob es an einem gemeinsamen Schritt der Mächte mitwirken wolle. Das war am 28. Februar. Die Eröffnung geschah von Rußland; daß Graf Muraview sich zuvor mit Herrn Delcassé über den modus procedendi verständigt hatte, kann Herrn Melvil durchaus geglaubt werden. Die Situation war für die deutsche Diplomatie nicht

leicht. Daß die Beteiligung an der Aktion ausgeschlossen war, darüber war man nicht im Zweifel. Es handelte sich nur um die Form, in der die Diskussion der Frage abzuschneiden war. Und da bot sich ein Weg, der bei der bekannten Stellung der französischen Staatsmänner zu den Ergebnissen des Deutsch-Französischen Krieges ohne weiteres zum Ziele führen mußte. Ohne zu dem russischen oder russisch-französischen Vorschlag Stellung zu nehmen, warf man die Vorfrage auf, ob Rußland und Frankreich zu einer Abmachung bereit sein würden, durch welche die drei Mächte sich für eine längere Reihe von Jahren ihren europäischen Besitzstand gegenseitig garantierten. Das sind die gegen Frankreichs Ehre gehenden „Bedingungen", von denen Herr Melvil spricht. Die Wirkung war die erwartete. Als die deutsche Antwort in Petersburg in den ersten Märztagen mitgeteilt wurde, erkannte man sofort ihre Bedeutung. Graf Muraview erklärte diese Antwort für nichts andres als eine indirekte Ablehnung und tat die drastische Aeußerung: Kein Ministerium in Frankreich würde vierundzwanzig Stunden am Ruder bleiben können, wenn es den deutschen Wünschen bezüglich der Garantie entgegenkommen wollte. Damit war gesagt, was zu sagen war. Die Sache war negativ entschieden, ohne daß Deutschland erst materiell zu ihr Stellung zu nehmen brauchte.

Die Richtigkeit der deutschen Haltung ergab sich sehr schnell. Am 10. März hatten sich die Burenstaaten mit der Bitte um Vermittlung an eine Reihe von Mächten, auch an Deutschland, gewandt. Die deutsche Antwort war dem Sinne nach ablehnend. Gleichzeitig hatten sie versucht, direkt in London Verhandlungen anzubahnen, und am 11. März die Antwort erhalten, daß die englische Regierung nicht bereit sei, die Unabhängigkeit, sei es Transvaals, sei es des Oranjefreistaates zuzugeben. An diesem Entschlusse Englands wäre jeder Vermittlungsversuch abgeprallt, es sei denn, daß man ihn mit Waffengewalt hätte durchsetzen wollen. Und dazu war weder Graf Muraview noch Herr Delcassé bereit und in der Lage. Der deutschen Diplomatie haben sie es mithin zu verdanken, wenn ihnen die schwierige Situation nach einer englischen Ablehnung ihrer Vermittlung erspart geblieben ist. Am 20. März zog dann Graf Muraview seinen Vorschlag formell zurück.

*

Herr Delcassé hatte unterdessen bereits den richtigen Anschluß wiedergefunden. Am 16. März sprach er im Senat über die Interventionsfrage und erklärte im Verlaufe seiner Rede: „Frankreich ist noch so edelmütig wie immer, aber nach so vielen herben Erfahrungen und so tiefen Veränderungen im Gleichgewicht der europäischen Mächte darf es über seinen Pflichten gegen die Welt nicht die Pflichten gegen sich selbst vergessen." Und ein französisches Blatt schrieb dazu: „Alle hatten den Eindruck — und eine starke Bewegung ging deshalb durch den Saal —, daß Delcassés Arm nach jener Ostgrenze hinwies, wo auf den Wällen von Metz und Straßburg die deutschen Fahnen unter dem Lufthauch zittern, der von Frankreich her weht." Etwa um dieselbe Zeit aber äußerte der Prinz von

Wales, der jetzige König von Großbritannien, zu Mitgliedern des englischen Parlaments: England dürfe nicht vergessen, daß es sowohl dem kürzlichen Besuche des Kaisers in England als auch der Haltung der deutschen Regierung im allgemeinen zu verdanken sei, wenn keine Intervention seitens der Feinde Englands stattgefunden habe.

Dies sind die Tatsachen, von denen nur ein so verworrenes Echo zu den Ohren des Herrn Melvil gelangt ist. Sie sprechen eine so klare und deutliche Sprache, daß man meinen möchte, auch den gröbsten Künsten der „National Review“ werde es nicht gelingen, sie zu übertäuben.

Erinnerungen an Böcklin

Von

L. von Przibram

Des Dienstes gleichgestellte Uhr schlug mir nie glücklichere Stunden als jene, in denen mir vergönnt war, bei den „Helden aus Genieland“ Erholung von den gleichförmigen und stets mehr auf- als anregenden Berufsgeschäften zu suchen und zu finden. Daß mir mein Geschick so hold war, mich zu manchen Künstlern, deren Hervorbringungen nicht allein, sondern deren Charakter mir Bewunderung abrangen, in Beziehungen so freundlicher Natur zu bringen, um sich daraus ein freundschaftliches Verhältnis entwickeln zu lassen, dafür weiß ich ihm innigsten Dank und verzeihe ihm darob gerne manche stiefmütterliche Behandlung. Böcklin zu begegnen, war mir während meines amtlichen Aufenthaltes in Zürich im Jahre 1886 beschieden. Dem herzlichen Verkehr, dessen mich der ausgezeichnete Mann würdigte und der bis an sein Lebensende währte, weihe ich treues Gedenken. Was er der Kunst gewesen, entzieht sich meinem laienhaften Urteil. Nur dem edeln Menschen gelten meine Aufzeichnungen, deren hier folgendes Bruchstück im Jahre 1890 einsetzt.

*

... Gewann es eine Zeitlang den Anschein, als würde es Böcklin gegönnt sein, seine alten Tage auf heimatlichem Boden in froher Schaffenskraft zu verleben und seine Wanderjahre in einem ruhigen Port zu beschließen, so sollte diese Aussicht sich bald als eine trügerische beweisen. Zuerst waren es Nadelstiche, die ihn aus der ersehnten Ruhe aufscheuchten. Sein persönlicher Standard of life war dermaßen bescheiden, seine Anspruchslosigkeit auf materielle Genüsse so groß, daß die geringfügigste Verwertung seiner künstlerischen Tätigkeit für seine Bedürfnisse vollständig ausgereicht hätte. Im Gegensatze zu manchen Berufsgenossen, die in dem Maße, als sie um Fürstengunst warben, durch fürst-

lichen Luxus sich ihren Gönnern ebenbürtig zu erweisen suchten, waren ihm derlei Gelüste völlig fremd. Einfach in seinen Lebensgewohnheiten, hatte er überdies in Italien eine Schule der Genügsamkeit durchgemacht. Bloß die Schweizer Vorliebe für einen „währschaften Trunk“ war ihm im fremden Lande nicht abhanden gekommen, ohne sich jedoch je bis zur Unmäßigkeit zu steigern. Wenn der Künstler gleichwohl den Kampf ums Dasein auch nach der ökonomischen Seite hin führen mußte, so trug dazu wesentlich die ihm obliegende Fürsorge für eine zahlreiche Familie bei. Er selbst war, um ein von Ossip Schubin sehr glücklich geprägtes Wort zu entlehnen, geschäftsblind; da konnte es dann nicht ausbleiben, daß sich zwischen ihm und jenen Vermittlern, denen bei Verkauf seiner Werke ihr geschäftliches Interesse maßgebend sein mußte, Reibungen ergaben. Eine solche Differenz mit einem Berliner Kunsthändler, die sich zu einem Rechtsstreit auswuchs, verstimmte ihn gleich in der ersten Zeit seines Züricher Aufenthaltes. Dazu kam dann noch, daß ihm seine neuen Mitbürger die zweifelhafte Ehre antaten, seine Steuerfähigkeit nur nach seinem künstlerischen Leistungsvermögen zu taxieren, und ihm eine für seine tatsächlichen Einnahmen geradezu exorbitante Steuer zumaßen. Man erzählte sich damals, mehr erheitert als entrüstet, Wunderdinge über die Naivität, mit welcher der Künstler die ihm von der Steuerkommission gelegten Leimruten übersah und sich einfangen gelassen habe.

Viel tiefer wirkte jedoch auf ihn ein Vorfall, der sich bald nach Gottfried Kellers Tode abspielte. Zur fünfhundertjährigen Feier der Eidgenossenschaft sollte eine Denkmünze geprägt werden, und Böcklin war von der Bundeskanzlei eingeladen worden, sie zu entwerfen. Daß seine Komposition nicht den Beifall des mit der Angelegenheit betrauten Archivbeamten (denn ein freier Wettbewerb war nicht eröffnet) fand, verschmerzte er leicht. Als aber diese Aufgabe einem Klischeezeichner zugesprochen wurde, der sich bislang nur, nach Böcklins Worten, durch die Anfertigung von Speisezetteln und Menukarten dazu vorbereitet hatte, empfand er dies als eine böswillige Verletzung seiner Künstlerehre. Die schweizerische Publizistik verhielt sich dieser Hintansetzung gegenüber recht flau, nur in der „Neuen Zürcher Zeitung“ trat Albert Fleiner, ein gewandter Journalist und treuer Anhänger Böcklins, mutig gegen die Bundeskanzlei in die Schranken, bis auch diesem Rufer im Streit der Mund gestopft wurde. Böcklins Rache war eines Künstlers würdig. Mit fieberhafter Hast machte er sich daran, das Sujet der Medaille zu einem Gemälde vergrößert auszuführen, und binnen kurzer Frist entstand das prächtige Bild, das unter dem von ihm selbst gewählten Titel „Die Freiheit“ während einer kärglich bemessenen Frist von drei Tagen zur öffentlichen Ausstellung kam und einen wahrhaft hinreißenden Erfolg erzielte. Von mehreren Seiten wurden sofort Schritte getan, um diese Schöpfung, in der man jetzt die idealste Verherrlichung der Schweiz erkannte, dem Lande zu erhalten. Allein es war zu spät. Das Bild war von der Staffelei weg an eine Privatsammlung in Freiburg i. B. veräußert worden, in der es heute noch, leider unzugänglich, schlummern dürfte. Durch Reproduktionen im Lande bekannt geworden, hatte es einen völligen Umschwung in der öffent-

lichen Meinung hervorgerufen und dem offiziellen Berater der Bundeskanzlei manche nicht eben zarte Zurechtweisung eingetragen. Böcklin selbst gönnte sich damals die Malice, diese Persönlichkeit auf einem eben begonnenen Entwurfe einer Szene aus dem „Rasenden Roland“ in Gestalt eines wütenden, Steine schleudernden Bauern zu verewigen, verwischte jedoch die Figur, als bald darauf der Tod den unglückseligen Kunstrichter abberief.

Fast zu gleicher Zeit hatte sich auch sein Familienkreis gelichtet.[1]) Die Eltern hausten nun allein in dem vor kurzem von der Jugend noch froh belebten Häuschen. Aus dieser trüben Stimmung heraus entstand wohl noch das Bildchen, welches ein altes, verhuzeltes Paar, in einer Laube vor einem Tulpenbeet sich sonnend, darstellt und als „Philemon und Baucis“ bekannt ist. So wohl sollte es dem Künstler noch lange nicht werden! Gelegentlich eines Ausfluges, den er nach Kolmar unternahm, um dort wieder einmal sich in der Betrachtung seiner geliebten Grünewalds zu erquicken, zog er sich eine heftige Erkältung zu, die seine Stimmung noch mehr herabdrückte. Immer wieder überkam ihn die Sehnsucht nach Italien und nach dem Meere. Zu einer Rundreise in der Schweiz selbst war er nicht zu bewegen. In seinem Unmute behauptete er, daß der stete Anblick der „spinatgrünen Fläche“ und der „harten Linien“ schneebedeckter Berge seinem Auge wehtue und auf seine Eingebung dörrend wirke. Wie ganz anders lautete doch sein erstes Urteil von der Landschaft in einem Briefe an seinen Freund und Schüler Landsinger,[2]) dem er aus Zürich am 30. Mai 1885 schrieb: „Das Atelier ist bis auf einige unwichtige Nebendinge vollständig eingerichtet, und die Bilderfabrik geht wieder ihren Gang. Es ist ein sehr schöner Raum geworden, und wenn eine Arbeit schlecht ausfällt, so kann ich nicht das schlechte Licht oder sonstige äußere Umstände als Entschuldigung vorbringen; für andre Hindernisse wird das Schicksal wie bisher schon sorgen. Die Wohnung ist etwas kleiner als in Florenz, aber doch komfortabler eingerichtet; was aber vor allem besser darin, ist die Lage, denn man hat gar nicht das Gefühl, in der Stadt zu wohnen; überall Grün und Vogelsang, anstatt dem Brüllen der frutti und cenciajoli und u—o—o—ova fresche, arrotinoso!!! und all diesem gräßlichen rohen Gesindel. Hier würde ein solcher Brüller wegen Ruhestörung sofort gesteckt und bestraft werden. Ueberhaupt hat man das Gefühl, mit einem gesitteten und verständigen Volk zu leben, was eben in Italien durchaus nicht der

[1]) Seine Tochter Angela verheiratete sich und folgte ihrem Gatten nach Florenz; sein Lieblingssohn Carlo ging als Architekt nach Berlin, der Jüngste, Felix, bezog die Universität Würzburg, Hans, der auch zum Pinsel gegriffen hatte, mußte ein Sanatorium aufsuchen. Anmerkung des Verfassers.

[2]) Schüler im strengen Sinne des Wortes hatte Böcklin wohl nie; dagegen versagte er Rat und Führung nie jüngeren Talenten, die sich ihm anschlossen, und blieb ihnen zeitlebens ein väterlicher Freund. So war es der Fall mit Khnopff, so mit dem Oesterreicher Herrn von Pidoll, dem er seine Zuneigung auch dann nicht entzog, als sich derselbe plötzlich an Marées anschloß, so mit dem getreuen Sigmund Landsinger aus Agram, der das Andenken des Meisters durch die Schaffung eines Reliefporträts, dem gelungensten, das von Böcklin existiert, ehrte. Anmerkung des Verfassers.

Fall ist. Die Landschaft ist herrlich schön, und mir scheint, daß gerade der Ueberreichtum derselben die Klippe ist, an welcher bisher die Maler gescheitert sind. Der Künstler darf nicht alles durcheinander geben, muß wählen und Maß halten und nur Zusammengehöriges geben."

An einem sonnigen, frühlingsblauen Ostermontag 1892 brach das Unglück herein. Wir hatten am Nachmittag noch in Begleitung unsrer Frauen einen Rundgang in den schönen Anlagen am Ufer des Sees gemacht und saßen, heimgekehrt, traulich beim Abendmahle, als sich in den Zügen und der Haltung des Gastes eine plötzliche Veränderung bemerkbar machte, die uns erschrecken ließ. Die Gabel entsank seiner Hand, und als er das Glas mit Getränk zu seinem Munde führen wollte, floß der Inhalt über sein Kinn herab. Doch behielt er noch soviel Gewalt über sich, um sich zu erheben und in einen rasch herbeigeschafften Wagen steigen zu können. Im Laufe der Nacht wiederholte sich der Anfall. Heftige Fiebererscheinungen traten hinzu, und der Arzt sprach von einer Apoplexie, welche das Zerebrospinalsystem bedrohe. Wochenlang brachte Böcklin, von seiner Frau mit aller Hingebung gepflegt, in diesem Zustande zu. Die Aerzte zweifelten an seinem Aufkommen; schließlich ging er doch aus diesem Ringen mit dem Tode siegreich hervor, freilich nicht ohne schwere Wunden davonzutragen. Aber was seine Freunde mehr gefürchtet als das Ende, die psychische Paralyse, war glücklicherweise nicht eingetreten. Sein Geist, seine Sinne blieben ungetrübt, nur die motorische Kraft der Organe war schwer beeinträchtigt. Die Beweglichkeit der Füße und der Zunge hatten gelitten. Nun waren es die ärztlichen Berater, die auf Luftveränderung drangen und die ihn nach Italien wiesen, wo er zunächst Seeluft atmen und dann womöglich Seebäder gebrauchen sollte.

So hieß es denn abermals die Zelte abbrechen, denn von einer Rückkehr in die Schweiz konnte nach ärztlichem Dafürhalten kaum je die Rede sein. Im Frühsommer desselben Jahres wurde aufgebrochen, und die Freunde, die an jenem Tage dem Scheidenden die Hand zum Abschied drückten, glaubten wohl nicht daran, daß das a rivederci eines so müden und gebrochen dreinschauenden Mannes je noch zur Wahrheit werden sollte.

Ein gütiges Schicksal sollte es anders lenken. Von da ab mag dem Meister selbst das Wort gegönnt sein. So schwer ihm infolge der eingetretenen Muskellähmung das Schreiben wurde, er brachte es in seiner Liebenswürdigkeit über sich, dieses Opfer zu bringen. Freilich die einst so kräftigen, etwas kaufmännisch aussehenden, schmucken Züge seiner höchst deutlichen Schrift waren zitterig und ungleich geworden, ohne jedoch eine gewisse Zierlichkeit einzubüßen. Hier sein erster Bericht.

Forte dei Marmi, 31. Juli 1892.

„Liebster Freund!

Aus der Adresse der zuletzt (gestern) erhaltenen Karte zu schließen, ist noch nichts Schriftliches von mir an das Ziel gelangt. Wir befinden uns nämlich

nicht mehr in Viareggio, sondern sind von dort etwa zehn Kilometer nördlich gezogen und bewohnen da ein einzeln liegendes Haus, einige Schritte vom Strand. Dr. Kurz, den wir schon von früher kennen, ist unser Nachbar und mein Berater. Hier wird uns auch ein Brief mit der Adresse Forte dei Marmi per Pietra-santa finden. Bevor meine Finger den Dienst versagen, noch die Meldung, daß es mit mir entschieden besser geht, wahrscheinlich infolge der unverschämtesten Faulenzerei, die mit Konsequenz durchgeführt wird. Dabei ist die Luft so warm, daß auch sonst ganz ordentliche Leute faul sind, was mein Gewissen erleichtert. Ich wünsche Ihnen denselben wolkenlosen Himmel (cielo) . . . und ebensolche Gemütsruhe nebst solchem Haifischappetit. Heute abend gibt's gebackene Sardellen und frische Feigen!"

Und wie liebreich wußte er während dieser Tage der eignen Rekonvaleszenz die Teilnahme für den damals von einem ungefährlichen Leiden heimgesuchten Freund zu bewahren und zu bekunden!

Aus Schonung, um ihn nicht zu ermüden, hatte ich ihm einige Zeit nicht geschrieben. Darauf bezieht sich folgender Brief:

Forte dei Marmi, 15. August 1892.

„Verehrtester, liebster Freund!

Bitte um ein Lebenszeichen! Wir sind in schweren Sorgen, da seit Ihrer Postkarte von Klosters jeder fernere Bericht ausblieb. Wir haben fünfmal an Sie geschrieben. Wie mag Ihrer lieben Familie die Bergluft bekommen sein! Und Ihr eignes Befinden? Sie werden hoffentlich doch noch ein Wort schreiben können? Wenn ich nur von diesem Sandufer mit seiner ewigen Brandung weg könnte, um Sie zu sehen. Aber da ist Geduld nötig. Die Kräfte kommen sehr langsam, und mir scheint, daß vor Oktober oder November keine Möglichkeit sein wird, nach Zürich zurückzukehren. Sie sehen das an meiner jämmerlichen Handschrift. Meine Frau ist immer wohl und glücklich, das Wetter fortwährend schön mild, höchstens 22 Grad Reaumur. Mit der Nahrung darf man nicht wählerisch sein. Fleisch schlecht, aber Appetit vortrefflich. Ihnen das Beste wünschend, grüßt Sie herzlich Ihr ganz ergebener A. B."

Mit der hier angedeuteten Absicht der Rückkehr nach Zürich sollte es nun freilich nichts werden. Da aber Forte dei Marmi zu einem längeren Aufenthalt in der rauheren Jahreszeit sich als ungeeignet erwies, so übersiedelte das Ehepaar nach San Terenzo, einem Oertchen in der malerischen Bucht von La Spezia, welches auch viel von Arsenalbeamten und Arbeitern bewohnt und während der Badesaison von italienischen Familien der mittleren Runde gern besucht wird. So war es wenigstens zu jener Zeit. Nach dem Umstande zu schließen, daß dieser Ort einige Jahre später als Aufenthalt für Ihre Majestät die damalige Kaiserin-Witwe Viktoria in Aussicht genommen wurde, dürfte er seither an Komfort zugenommen haben. Wie das neue Heim des Künstlers beschaffen war, davon gibt er selbst in einem Schreiben vom 26. Oktober 1892 folgende anschauliche und launige Schilderung, aus der man gleichwohl nicht ohne eine

gewisse Rührung erfährt, wie armselig das Interieur war, in dem der kranke Mann Erholung finden sollte:

„Wir sind hier bei einem alten Schiffer sehr wohl aufgehoben.

In Forte dei Marmi hatten wir ein einzeln stehendes Haus, hundert Schritte vom Strand, das sehr primitiv eingerichtet war. Eine steile, hölzerne Stiege mit unsinnig hohen Stufen führte zum ersten Stock, für mich kaum zu erklimmen. Doch war dort das Schlafzimmer, in welchem das Bett stand, in welches ich anfangs fast jede Stunde mich hinlegen mußte. Dieses war sehr hoch und ebenfalls nur mit höchster Anstrengung zu besteigen. Die Matratzen waren mit gemeinem hartem Stroh gefüllt, so daß sich bald in der Mitte ein Tal bildete, in welchem jede Wendung mit äußerster Kraftanstrengung verbunden war. Es fehlten natürlich die Zanzaren nicht und die dadurch verursachten schlaflosen Nächte.

Endlich brachte ich es dahin, daß wir hierherkamen. San Terenzo liegt in einer gegen Norden geschützten Bucht und sieht gegen SSW bis W auf das offene Meer hinaus. Gegen Westen liegt die Insel Palmaria und etwas südlicher die Insel Tino mit einem Leuchtturm, dessen elektrisches Licht wie ein Streifen sich bis zu uns spiegelt, d. h. wenn das Meer nicht zu bewegt ist. Wir bewohnen den ersten Stock, bestehend aus sechs Zimmern. In einem schlafen wir, ein andres mit Balkon ist unser Salon, wo ich diese Epistel schreibe, und in einem dritten essen wir. Die übrigen drei bleiben unbenutzt, da könnten Sie ganz gut ein Unterkommen finden, wenn Sie sich zu versalzen fühlen und Bedürfnis nach Ruhe haben. Ruhe und Stille ist hier, so viel ein ruhebedürftiger Mensch wünschen kann. Wenn nur etwas dabei herauskäme! Einen großen Nutzen habe ich einstweilen gehabt. Meine Nerven sind stärker geworden. Der Schlaf ist wieder da. Dazu ein Appetit, als wenn ich einen Hühnermagen hätte und eine ebensolche Verdauungsfähigkeit. Täglich mache ich einen Gang nach Lerici, etwa eine halbe Stunde hin, auf reizend schöner Straße, einerseits das Meer und anderseits Felsabhang mit immergrünen Eichen und Aloe bewachsen. Dazu eine weiche Luft, daß ich noch nie einen Schnupfen hatte, seit ich am Meere bin. Das heißt alles, daß ich mich wieder vollkommen hergestellt fühle. Meine schlechte Handschrift kommt von der Schilffeder und der Tusche, womit ich mich behelfen muß. Für den Stil freilich habe ich keine Entschuldigung. Dieser kommt von der Meerluft, denn hier läßt man fünf gerade sein, denkt nur an die Töpfe Aegyptens ..." (Folgen einige dem Adressaten und dessen Frau geltende Liebenswürdigkeiten, die hier unterdrückt seien.)

Zu einem Winteraufenthalte eignete sich jedoch auch San Terenzo oder doch wenigstens die eben beschriebene Wohnung nicht. Zugleich ward der Künstler selbst denn doch inne, daß an die Rückkehr nach Zürich, die er nur wegen seines dortigen Ateliers ins Auge faßte, aus gesundheitlichen Rücksichten nicht mehr zu denken sei. Auf eine Anfrage wegen allfälliger Veräußerung jenes meiner Obhut anvertrauten Ateliers erhielt ich ein aus San Terenzo, 9. Dezember 1892, datiertes längeres Schreiben, aus welchem hier mit Hinweglassung der geschäftlichen Stellen das Wesentliche zitiert sei:

„Ihr liebes Schreiben, das ich heute früh erhalten, hat meine träge Seele aufgerüttelt, welche immer eine sehr schöne Ausrede fand, sich nicht hinzusetzen und einige Worte an die besten, folglich auch nachsichtigsten Freunde zu schreiben. Entweder war im Zimmer Reinigung mit dem Kehrbesen, welcher nichts andres erreicht, als den Staub zu deplazieren. Dabei wird er zwar vermindert, indem ein Teil davon aus dem Fenster fliegt und ein andrer weggeatmet wird, wozu in meinen Lungen genügend Platz ist. Oder es wird im Nebenzimmer sehr laut gesprochen über zu machende Einkäufe fürs Essen. Ich höre es mit Ergebung, mit was für Stoffen ich heute mein Leben aufmuntern werden muß — schöne Sprache!

Indem ich schreibe, huscht meine Frau schonungsvoll leise ordnend im Zimmer herum. Aber unentwegt schreibe ich heute weiter und erinnere Sie an die getreue Schilderung der Leiden des guten Siebenkäs, die mir hier einfallen. Jean Paul schreibt da seine Erfahrungen nieder.

Ein Haupthindernis aber war das anhaltende schöne Wetter, infolgedessen wir immer auf der Straße uns befanden, die längs dem Meere von hier nach Lerici führt. Reine Luft und Sonne ist so wohltuend, daß dieser Genuß den des Briefschreibens zuweilen übertreffen kann. Heute nicht, obschon kein Wölkchen am Himmel zu sehen ist. Nun zur Beantwortung Ihres werten Schreibens vom 7. Dezember.

Erstlich bin ich mir leider zu gut bewußt, seit langer Zeit keinen Brief geschrieben zu haben an jemand, durch welchen Sie direkt oder indirekt hätten über mich erfahren können. Das jämmerliche Gefühl, das Bewußtsein meiner Schuld macht, daß ich mir so lumpig vorkomme, wie die Kerle, die vor meinem Fenster in der Sonne liegen, die schreiben auch nicht und glauben doch etwas zu tun, wenn ihnen die Sonne auf den Pelz brennt. An J. Joachim[1]) habe ich doch am 28. November einen Gruß und Dank für den seinigen aus Vulpera geschrieben. So ein ganz infamer Lump bin ich also doch nicht, wie ich bei Ihnen angeschrieben bin.“ (Folgt als „zweitens“ seine Disposition betreffend das Atelier.)

„Drittens. Wenn Sie in Kolmar bei der dortigen schlechten Beleuchtung die Werke von Grünewald[2]) nicht genügend sehen konnten, so mußten Sie doch sicher erkennen, was für ein bedeutender Mann dieser gewesen sein muß, der noch heute von sogen. Kennern ersten Ranges als ein minderwertiger Künstler erklärt wird. Es ist ein Unglück, daß solche Leute so unverschämt maulfertig sind, daß andre Andersgesinnte nicht sich zu mucksen wagen, weil diese Kenner die Ge-

[1]) Böcklin hatte den nun auch schon dahingegangenen Tonmeister in meinem Hause kennen gelernt. Beide seltenen Menschen fanden Gefallen aneinander, und als Böcklin bald darauf erkrankte, richtete Joachim ein teilnahmsvolles Schreiben an ihn und fragte, als dieses lange unbeantwortet blieb, bei mir besonders an, worüber ich dann Böcklin berichtete. Anmerkung des Verfassers.

[2]) Bezieht sich auf den obenerwähnten altdeutschen Maler Matthias Grünewald, dessen „Isenheimer Altar“ im Museum zu Kolmar ich an einem trüben Novembertage besah und darüber nach San Terenzo berichtete. Anmerkung des Verfassers.

legenheit zu einem geräuschvollen Federkrieg mit Freuden ergreifen würden — wo würde ein beschäftigter Mann die Zeit hernehmen, um Zeitungsspalten zu füllen, aber nicht diese halbgebildeten Menschen zu widerlegen, denn dieses ist unmöglich — halt! Kein Wort mehr über dieses! Der Arzt hat mir Gemütsruhe empfohlen und auch Ihnen, Verehrtester, will ich Ihre gute Laune mit diesem unerfreulichen Zeug nicht verderben.

Meiner Frau geht es nicht recht gut ... Sie trägt mir einen herzlichen Gruß an Ihre liebe Frau Gemahlin auf, und ich füge einen nicht minderwertigen id est vom selben Kaliber bei, den ich Sie in einem geeigneten Augenblick anzubringen bitte.

Eben erfahre ich, daß Werner von Siemens gestorben ist. Vor einem Jahr habe ich ihn in seiner vollen Kraft kennen gelernt. Er war von meinem Alter. Diese Todesnachricht berührt mich tief.

Am 16. oder 17. hujus verreisen wir endlich nach Florenz, wo ich ein Porträt malen werde.

Meine Adresse werde von dort aus melden, weil ich einstweilen nicht weiß, wo ich mein Haupt hinlege.

Jetzt, da das Papier zu Ende ist, fällt mir das Beste ein, das ich Ihnen zu schreiben vergessen. Der nächste Brief soll das bringen, wenn ich mich noch erinnere, was mir heute das Beste schien. Nun am Schluß wünsche ich Ihnen das Allerbeste, Gesundheit und Heiterkeit, Ihrer Frau Gemahlin baldige vollständige Herstellung, dem Bubi meinen Appetit und mir selbst, daß ich Sie bald wiedersehe. Ihr ergebenster A. Böcklin."

Der Hintritt Werner von Siemens' berührte ihn auch insofern empfindlich, als dieser geniale Mann sich lebhaft für Böcklins Projekt eines lenkbaren Luftschiffes interessierte und demselben seine werktätige Förderung zugesichert hatte.

Wenngleich das nächste Schreiben wieder den Verkauf des Ateliers zum Anlasse nahm, so wird der Leser sicherlich seine besondere Beachtung jenen Sätzen widmen, in denen der Künstler auf seine Berufstätigkeit zu sprechen kommt.

Bald darauf sandte mir Böcklin nämlich abschriftlich ein Schreiben, das er auf eine an ihn gelangte Anfrage des Malers B. am 10. Dezember an denselben gerichtet und in dessen Eingang es heißt:

„Da ich wirklich auf einen ferneren Aufenthalt im Norden werde verzichten müssen, so ist mir allerdings das Atelier in Hottingen überflüssig geworden."

Indem er mir diese Korrespondenz einschickte und mich ermächtigte, die erforderlichen Verhandlungen zu führen, schrieb er aus San Terenzo am 12. Dezember 1892:

„Entschuldigen Sie, verehrtester Herr und Freund, daß ich Ihnen diesen Brief des Herrn B. nicht vorher schickte, bevor ich ihn beantwortete, sondern sofort von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch machte. So sind eben die Schweizer. Reicht man ihnen den kleinen Finger, so nehmen sie gleich die ganze Hand, so wie in diesem Falle. Aber lassen Sie sich Ihre Menschenliebe nicht reuen, Sie tun mir damit einen sehr großen Dienst, der mir jetzt, da ich denn

doch nicht ohne Sorge in die Zukunft sehe, eine Last abnimmt. Ich werde, falls ich das Atelier abgeben und deshalb ausräumen muß, so bald als möglich nach Zürich zurückkommen müssen, wie ein Eskimo gekleidet. Mit einem Bärenpelz, einem Schafpelz, einem Leopardenpelz über meinen Faulpelz gezogen." (Folgen einige, auf einen seiner Söhne bezüglichen Sätze.) „Wir sind jetzt schon am Einpacken. Am Freitag geht's nach Florenz. Die Abwechslung ist fast ein Bedürfnis, wenn man monatelang in einem kleinen Dorf unter Entbehrung allen Komforts gelebt hat und auch auf Notwendiges hat verzichten müssen, und ich freue mich auf etwas Musik, Theater, menschlichen Umgang und — aufs Malen. Sie denken vielleicht, das könnte und sollte ich schon längst satt haben, nach mehr als vierzig Jahren Ausübung? Ich hätte es auch schon lang aufgegeben, wenn ich nicht noch immer die Hoffnung hätte, endlich einmal das auszudrücken, was mir vorschwebt. Diese Hoffnung habe ich jetzt noch und glaube, da mir jetzt mehr technische Mittel zu Gebote stehen als früher, auch mehr leisten zu können.

Hier bin ich wieder da angelangt, wo Schweigen das Beste ist. Wenn ich so ganz offen sagen würde, was von der Kunst zu erwarten, so würden meine Ansichten für überspannt gelten. Wer hätte je geglaubt, wie die Musik wirken könne, bevor er sie gehört? So soll die Malerei die Seele erfüllen können, und solange sie das nicht tut, ist sie eben ein dummes Handwerk.

Bestens grüßend Ihr A. Böcklin."

Wer vermöchte sich einer tiefen Bewegung zu erwehren, wenn er aus diesen Zeilen herausfühlt, wie der hochbetagte, von Krankheit und Sorgen schwer niedergedrückte Künstler sich noch den Schwung und das Feuer der Jugend bewahrt, um seinem Ideale, nicht etwa einem äußerlichen Erfolge nachzustreben. „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf!"

Die Reise nach Florenz kam zur Ausführung, und mit jugendlicher Arbeitslust griff der Meister wieder zum Pinsel, den er seit nun neun Monaten ruhen lassen mußte. Aber der Winter in der Arnostadt oder vielmehr in dem auf der Höhe von Fiesole gelegenen San Domenico, wo er zunächst eine abermals sehr bescheidene Wohnung bezog, hatte keinen günstigen Einfluß auf seine Gesundheit, was ihn in jene Stimmung versetzte, in welche das nachfolgende Schreiben ausklingt:

Villa Torrossa, S. Domenico, 16. März 1893.

„Endlich ist das Bild, das ich so leichtsinnig angefangen, mit Müh' und Not vollendet, und beim ersten warmen Sonnenblick, der einige Tage auf sich warten läßt, kann der Schlußfirnis dem Werke den feierlichen Glanz verleihen. So findet sich die freie Zeit, Ihren lieben Brief zu beantworten, in welchem Sie mich ein baldiges Wiedersehen hoffen lassen. Da Sie mir den Ort freistellen, so schlage ich vor, Ihnen bis Mailand entgegenzukommen, dort würde ich Sie an dem von Ihnen zu bestimmenden Tage erwarten im ‚Rebecchino', wo ich das letztemal ganz zufrieden war. Dann läßt sich Ferneres nach reiflicher

Ueberlegung beschließen.“ (Folgt eine auf persönlichen Angelegenheiten privater Natur sich beziehende Stelle.) „Es ist höchste Zeit, daß ich zu schreiben aufhöre, so will die Hand nicht gehorchen. Ich bin so nervös geworden wie eine alte verlebte Dame, und bin genötigt, einige Zeit auszuruhen. So wird die Maschine allmählich verbraucht und darf begraben werden, ohne daß es schade darum wäre. Seit ich keine Musik mehr höre, merke ich erst, wie blutwenig Genuß das Leben bietet. — Jetzt vermuten Sie einen Kater auf diese jämmerliche Bemerkung hin. So etwas mag es sein, haben Sie aber keine Sorge, daß ich Ihnen diesen Jammer zu genießen gebe. Wer nicht ersaufen will, hält die Nase schön oben über dem Wasser. Das gehört zur Schwimmkunst. Und nun grüße ich Sie oder vielmehr wir grüßen herzlichst von Haus zu Haus, und machen Sie sich sobald als möglich über den Gotthard.

Ihr ergebenster

A. Böcklin.“

Dieser Aufforderung nachzukommen wurde mir erst am 6. April desselben Jahres möglich. Mittlerweile hatte Böcklin sein Standquartier abermals nach San Terenzo verlegt, von wo er mir nach Mailand entgegenkommen sollte. An der Hand gründlicher Studien des italienischen Orario hatte ich meine Ankunft in der lombardischen Hauptstadt so eingerichtet, daß ich beim Eintreffen des von Spezia fälligen Schnellzuges, die fahrplanmäßigen Verspätungen mit eingerechnet, den Ankömmling am Mailänder Bahnhofe in Empfang nehmen konnte. Der Zug hielt wohl an, aber unter den aussteigenden Passagieren suchte ich vergeblich nach der Person des Freundes. Ich hatte eben vergessen, einer seiner Eigentümlichkeiten Rechnung zu tragen, die darin bestand, sich nie um die Abgangszeiten der Züge zu kümmern, sondern zu einer Zeit, die ihm paßte, auf den Bahnhof zu gehen und dort in den ersten Zug zu steigen, der in der beabsichtigten Richtung abfuhr. So durfte ich denn noch immer hoffen, ihn am späten Abend mit einem treno omnibus ankommen zu sehen, der Spezia viel früher verlassen hatte als der Eilzug. Und so geschah es. Mitten unter den bekannten Typen der italienischen Arbeiter, die mit dem Sacke, der oft alle ihre Fahrhabe enthält, auf dem Rücken sich den Bahnsteig entlang drängten, ersah ich den Erwarteten. Quantum mutatus ab illo! Welche Veränderung war mit der einst so strammen, kraftstrotzenden Gestalt vorgegangen! Das Gesicht, welches nun ein stark ergrauender Vollbart umrahmte, zeigte scharfe Furchen, die schönen vergißmeinnichtblauen Augen lagen tief und blickten müde, in der ganzen Haltung gab sich ein gewisser Zwang kund, jene Straffheit zu bewahren, die ihm angeboren war und seinen Freunden oft Anlaß zu Scherzen über seinen verfehlten militärischen Beruf gab. Als wir dann im traulichen Gespräch bei einer Flasche Barbera beisammensaßen, fiel mir auch noch auf, daß seine Sprache undeutlicher geworden sei, daß seine Zunge nur schwierig gewisse Worte hervorbrachte, lauter Verwüstungen, welche jener schreckliche Anfall in diesem herkulisch scheinenden Organismus angerichtet hatte!

Da zurzeit in Mailand die Stagione vorüber und sogar das berühmte

Orchester der Scala auf einer Tournee begriffen, also musikalisch nichts zu holen war, beschlossen wir, nach einem Rasttage weiterzuziehen, und zwar nach Genua. Wozu Böcklin sich der Mühsal dieser Fahrt nach Mailand unterzog, da ich ihm ebensogut hätte bis Genua entgegenkommen können, blieb mir unverständlich. Es war eben wieder ein Zug seiner Seelengüte und seiner Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst.

Am nächsten Morgen wurde der Brera ein gemeinschaftlicher Besuch abgestattet. Wer vielleicht annähme, daß ich mich dabei einer ungewöhnlich instruktiven Führung zu erfreuen hatte, wäre wohl im Irrtum. Der grünste Junge, der eben der Schule entsprungen, hätte nicht bescheidener zu den Werken alter Meister emporschauen können, als es hier ein Ebenbürtiger tat. Sogar meine sich lebhaft äußernde Vorliebe für Luino rief seinen Widerspruch nicht hervor, obgleich er dieselbe nicht teilte. Eine ergötzliche Episode dieses Besuches ist mir noch im Gedächtnis haften geblieben. Böcklin mochte müde geworden sein und hatte sich, während sein Begleiter vor dem Sposalizio seine Reverenz machte, im anstoßenden Saale just vor einem Crivelli niedergelassen. Dieser alte Muranese liebte es bekanntlich, seinen Gebilden die reichen Verzierungen plastisch aufzusetzen. Eine deutsche Familie, Vater, Mutter und zwei hoffnungsvolle Töchter, erledigte eben diesen Teil der Galerie, und der aus dem Baedeker vorlesende Vater glaubte, als er auf das wahrscheinlich mit einem Sternchen bedachte Gemälde Crivellis einen Blick warf, seiner Kennerschaft durch die Worte Ausdruck geben zu sollen:

„Seht nur, Kinder, man würde sagen, diese Edelsteine und der Schmuck sind plastisch wirklich aufgesetzt!“ — „Das sind sie auch!“ konnte sich Böcklin nicht enthalten auszurufen. Da hätte man die Entrüstung sehen mögen, die sich in den geheimkommerzienrätlichen Zügen plötzlich ausprägte, und die verächtlichen Blicke, mit denen die ganze wohlsituierte Familie den ziemlich defekt equipierten Unbekannten maß, der es gewagt hatte, sich so unbefragt eine Bemerkung zu erlauben.

Zu früher Nachmittagsstunde in Genua angekommen, fanden wir im Hotel Rebechino, das Böcklin in der irrigen Meinung gewählt hatte, hier ein Seitenstück zu dem behaglichen Mailänder Gasthofe gleichen Namens zu finden, ein höchst fragwürdiges Unterkommen, mein Reisegefährte in einer Hinterkammer ohne Fenster, ich in einer Art von Taubenschlag. Im Theater Carlo Felice sollte am selben Abend die erste Aufführung von Verdis „Othello“ mit den Künstlern der Scala stattfinden. Vergebens bemühte ich mich um Plätze zu dieser Premiere; die Preise, die ein Zwischenhändler, den wir auftrieben, begehrte, überstiegen unser Budget turmhoch. So verzichteten wir denn auf diesen Genuß und beschlossen, ein Theater zweiten Ranges, das Politeama Genovese, zu besuchen, wo man den „Trovatore“ gab. An Platz fehlte es uns da nicht, jeder Besucher fand noch einen oder zwei Stühle frei, um sich der Länge nach ausstrecken und, seine Zigarre schmauchend, der höchsten Bequemlichkeit frönen zu können. Zu meiner Ueberraschung war das Orchester, dessen Mitglieder sich

in den Pausen laut mit ihren Bekannten im Auditorium unterhielten, geradezu vortrefflich und auch die Sänger gar nicht schlecht. Nur mit der Regie durfte man es nicht genau nehmen. Als sich zu Beginn des vierten Aktes der Vorhang zur bekannten Kerkerszene hob, in welcher Manrico, während Azucena schlummert, die Cantilena „Ai nostri monti ritornaremo“ anstimmt, zeigte es sich, daß die Darstellerin der Azucena sich hinter den Kulissen verspätet hatte. Manrico winkte ihr erst mit dem Kopfe, und als dieses Signal nicht wirkte, mit beiden Händen, bis sich endlich seine Partnerin entschloß, die Bühne zu betreten, wo sie sich ohne weiteres niederkauerte und die Stellung der Schlafenden einnahm, worauf dann das Orchester nochmals das Ritornell und Manrico seine Strophe anstimmte. Unser Mitpublikum nahm an derlei Entgleisungen keinen Anstoß, aber Böcklin amüsierte sich wie ein Kind und war überhaupt den ganzen Abend hindurch in heiterster Stimmung. Trotzdem er mir nicht verhehlte, daß er den „Trovatore“ verabscheue, pfiff und summte er alle Gassenhauer mit und beteuerte am Schluß, sich jedenfalls besser unterhalten zu haben als unter der geputzten Menge im Carlo Felice, nur müsse er jetzt noch ein Glas bayrisch Bier trinken, was denn auch ungeachtet meines Hinweises auf das ärztliche Verbot geschah.

Am folgenden Morgen wollte Böcklin durchaus den Turm der Kirche S. Maria di Carignano ersteigen, um mir das prächtige Panorama, das sich von oben darbietet, zu zeigen. Die Wendeltreppe hinauf ging es noch, aber beim Abstieg erklärte Böcklin plötzlich, von einem Schwindel befallen zu sein. Die Situation war nicht wenig peinlich. Der Sakristan hatte hinter uns die Turmpforte geschlossen und uns angewiesen, an die Türe zu pochen, wenn wir Auslaß begehrten. Ich konnte aber meinen Begleiter unmöglich allein auf der Stiege lassen und um Hilfe eilen! Zum Glück befand ich mich vor ihm, so daß ich, mich umkehrend, ihm meinen Stock hinhalten konnte, den er mit der linken Hand faßte, während seine Rechte das Seil hielt, welches der Mauer entlang lief. So kamen wir, ich immer rückwärts schreitend, um den Freund im Auge zu behalten, endlich glücklich unten an. Mir stand der Angstschweiß auf der Stirne, Böcklin aber fühlte kaum festen Boden unter seinen Füßen, als er zu lachen anhub und seine gute Laune wiedergewann. In den engen Straßen Genuas mit ihm gehend, quälte mich stets die Furcht, ihn überfahren oder niedergestoßen zu sehen. Denn nicht genug, daß sein Gang infolge der Krankheit sehr schwankend und unsicher geworden, hatte er auch die Gewohnheit, die Augen immer gegen oben zu richten, so daß er für die Einzelheiten des Straßenverkehrs keinen Blick hatte. Ich trachtete daher, sobald als möglich aus dem Getriebe der Stadt herauszukommen, und war froh, als es mir gelang, ihn zu überreden, nach Nervi zu übersiedeln. Seiner Abneigung gegen alle modernen Karawansereien Rechnung tragend, kehrten wir in einem Albergo ein, das an Ursprünglichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, obzwar sich der sehr dienstbeflissene Wirt den Anschein gab, als könnte er den verwöhntesten Geschmack befriedigen, und uns, die wir uns mit der nationalen minestra und maccaroni

begnügen wollten, eine bifsteca all' inglese aufnötigte. Als uns dieses Gericht in allerdings sehr mikroskopischer Dimension serviert wurde, verlangten wir unvorsichtigerweise mustarda (Senf) dazu. Nach langer Wartezeit, während welcher wir die dreifache Portion leicht bewältigt hätten, brachte uns der schmierige Junge, der als Kellner figurierte, ein Schüsselchen mit einem ganz rätselhaften Brei und entschuldigte das verspätete Erscheinen dieser Beigabe mit der Versicherung, daß er dieselbe frisch aus der Apotheke geholt habe. Unter stürmischer Heiterkeit konstatierten wir, daß uns der Edle zumutete, einen Sinapism, wie man ihn sonst nur zu Umschlägen verwendet, innerlich zu gebrauchen.

Da ich Nervi von früheren Aufenthalten gut kannte, so vindizierte ich mir das Recht, meinem Reisegefährten als Führer zu dienen, und lenkte seine Schritte zunächst nach der unvergleichlichen Strandpromenade. So viele gemeinsame Spaziergänge ich auch in früheren Jahren mit dem Meister durch Feld und Wald zu machen das Glück hatte, so war es das erstemal, daß ich mich am Meeresufer an seiner Seite fand. Und ich war völlig überrascht, welche Wandlung mit dem Künstler vorging, sobald er sich diesem geliebten Elemente gegenüber fand. An dem klippenreichen Strande brachen sich die Wellen, die eine frische Ostbrise schäumend vor sich hertrieb. Da wurde der Meister nicht müde, jede Schaumwoge, schon wenn sie weit von uns entfernt war, ins Auge zu fassen, ihrem Kräuseln und Aufschwellen zu folgen und mich auf all die Luft- und Farbenspiele aufmerksam zu machen, die sie durchmachte, bis sie an einem der schwarzgrünen Felsenriffe, auf denen wir hockten, in Gischt zerstäubte. Da sah ich den Schöpfer des „Im Spiel der Wellen" zum erstenmal in seinem Elemente und bewunderte seine Empfänglichkeit und sein Aperzeptionsvermögen gegenüber diesen kaleidoskopisch wechselnden Phasen der bewegten Wasserfläche. Ich vermochte mich der Frage nicht zu enthalten, ob er in früheren Jahren viele Farbenstudien am Meere gemacht habe. „O," antwortete er, „stunden-, tagelang bin ich so gesessen wie heute, habe Mund und Augen aufgesperrt, aber Pinsel und Stift nie berührt." Sein Auge allein diente ihm, dieses prachtvolle Auge, um alle jene Eindrücke aufzunehmen und aufzuzeichnen, die er so wirkungsvoll noch nach Jahren und unter ganz veränderten Verhältnissen zur Aussprache zu bringen wußte. Bei diesem Anlasse erwähnte er auch, daß gerade die ligurische Küste mit ihren maurischen Turmresten ihm Anregung zu jenem Gemälde gab, das unter dem Namen „Ueberfall von Piraten" bekannt ist.

Lange duldete es ihn nicht in Nervi. Die übergroße Anzahl geputzter Gesellschaftsmenschen störte ihm „die Fülle der Gesichte", und die uns andern willkommenen Spuren modernen Komforts dünkten ihm ebensoviele barbarische Eingriffe in die harmonischen Anordnungen der Natur. So wurde denn bald wieder zum Aufbruche geblasen. Ihn zog es in sein improvisiertes Heim nach San Terenzo. Meiner Kriegslist gelang es, ihn rechtzeitig zum Abgange des Eilzuges in den Bahnhof zu bringen, d. h. ich log ihm vor, die Abfahrtszeit sei um eine Stunde vorgerückt worden. Sonst hätten wir den Zug gewiß versäumt; schon eine Lazerte, die aus einer Mauerlucke ihr grünes Köpflein hervor-

streckte, genügte, um den Freund so lange festzuhalten, als ob es keine Fahrpläne gäbe. So rollten wir denn — Böcklin unglücklich, daß „sein Tyrann", wie er mich scherzhaft nannte, ihn in ein Coupé erster Klasse gezwängt hatte, wo er statt der ihm sympathischen Nachbarschaft der Eingeborenen mit jener zweier Engländerinnen älteren Jahrganges vorliebnehmen mußte — gen Spezia. Hier wurde zunächst das Büfett geplündert und ein großer Korb mit Mundvorräten aller Art gepackt, um der Hausfrau, die auf solchen Ueberfall nicht vorbereitet war, unser plötzliches Erscheinen nicht zu einem Quell des Schreckens zu machen. Dann brachte uns ein flinkes Pferdchen auf reichlich staubiger Landstraße nach der Bucht von Lerici, deren sanftes Hügelland mit Olivengärten bewachsen ist, zu deren Füßen sich das ansehnliche Fischerdorf San Terenzo lagert, das wohl nach den zahlreichen, freilich recht verfallenen Villen zu schließen, bessere Tage gesehen haben mag. In einem solchen, sich mehr städtisch präsentierenden rotgetünchten Steinkasten war das Ehepaar Böcklin einlogiert, und empfing uns nun die fürsorgliche Hausfrau mit jener Grazie, der die Jahre keinen Abbruch zu tun vermochten. Lachend führte mich der Künstler in sein Studio, das gleichzeitig als Eßzimmer diente. Eine Staffelei war nirgends zu sehen. Ein gewöhnlicher, auf nicht ganz soliden Beinen wackelnder Tisch war vor ein Fenster geschoben, dessen untere Partie mit einem Plaid verhängt war. Aus Büchern und Zigarrenkistchen war eine Art von Pyramide aufgeschichtet, welche dem Bilde als Stütze diente, an das der Künstler eben die letzte Hand legte. Sein Selbstporträt, heute im Besitze des Museums seiner Vaterstadt Basel. Angetan mit einem Jackett, dessen Farbe und Schnitt die Mache des italienischen Dorfschneiders verrät, den Kopf mit dem stark ergrauten Vollbart fast herausfordernd zurückgeworfen, hebt die Rechte ein mit Rotwein gefülltes Glas empor, als gälte es, einen Toast auszubringen. Zuversicht und Kraftgefühl leuchten aus den Augen. „Ich will den Baslern zeigen, daß ich noch kein toter Mann bin," fügte er hinzu, als er mich vor das wahrhaft packende Bildnis führte. Als ich dann später einmal den Spiegel suchte, den er doch benutzt haben müsse, wies er mir unter erneuter Heiterkeit drei in Papierrahmen gefaßte Scherben, wie ich solchen auf Bergfahrten in Sennhütten begegnete, die er bei einem Hausierer erstanden und auf dem Tische in Winkelstellungen angebracht hatte, um darin sein eignes Bild aufzufangen. Sich mit derlei primitiven Behelfen zu begnügen, machte dem Meister mehr Spaß als die sinnreichsten Konstruktionen moderner Technik, die er in den Ateliers Münchner Berufsgenossen neidlos zu betrachten Gelegenheit fand. Er besaß aber auch ein ganz eignes Ingenium, die Selbsthilfe auf solchem Gebiete anzuwenden. Und dies mit einem Material, dessen Beschaffenheit mitunter an die Urzustände unsrer Vorfahren erinnerte.

Böcklins Hausherr, ein alter Fischer, der nach des Malers Behauptung seine Karriere als Seeräuber begonnen habe, führte uns am nächsten Morgen nach Porto Venere, nach der Insel Palmaria, lauter pittoresken Inseln, deren Namen durch Lord Byron auch „weiteren Kreisen" geläufig geworden sind, mit dem mein Begleiter außer der Schwärmerei für die Linien und Farbentöne dieser

Eilande nur eine Eigenschaft gemeinsam hatte — die Schwimmlust. In dem feuchten Element sich zu tummeln, war wohl sein größtes Vergnügen. Und in seiner Weise hat er es auch besungen — mit dem Pinsel ...

Man würde fehlgehen, wollte man annehmen, daß bei diesen Lustfahrten und -wandlungen das Gespräch sich ausschließlich oder auch nur vorzugsweise um die künstlerische Tätigkeit meines Begleiters drehte. Im Gegenteil. Nichts liebte Böcklin weniger als das sog. Fachsimpeln. Sein physisches und sein geistiges Auge blieb allerdings nicht müßig, um die Eindrücke der Außenwelt in sich aufzunehmen. Das hinderte ihn aber nicht, den Blick nach innen zu kehren. Und so kam es, daß man als sein Begleiter die Freude genoß, die Ansichten dieses Mannes nicht bloß über Gegenstände der Außenwelt, sondern auch über Vorkommnisse des Seelenlebens zu vernehmen. Allerdings nicht etwa in wohlgesetzter Rede, sondern stoßweise, wie eben der Quell aus seinem Innern floß. Kein größeres Vergnügen zum Beispiel, als mit ihm durch Gottes freie Natur zu wandern. Da gab es kein lebendes Wesen, kein Blättchen, keinen Baum, kein Gebäude, für das er nicht einen Blick und irgendeine Bemerkung gehabt hätte. Nur das Herkömmliche, das Schablonenmäßige vermochte ihn nicht anzuregen. Am meisten interessierte er sich für die Vogelwelt. Kein Wunder. Denn nebst seiner Kunst beschäftigte ihn nichts so sehr als das Projekt einer Flugmaschine. Schon in seiner frühesten Jugend war sein Sinnen und Trachten darauf gerichtet, sich irgendeine Vorrichtung herzustellen, die ihn physisch in die Lüfte erheben würde. „Dabei hätte ich," wie er mir einmal erzählte, „bald Arme und Beine gebrochen, denn als es mir gelang, irgendeinen Kasten aus altem Papier und Fischbein u. dgl. herzustellen und diesen auf einer abschüssigen Wiese zu placieren, wäre ich bei dem ersten Versuche, mich in die Lüfte zu erheben, in den Abgrund hinabgekollert, und ein Glück war es, daß ich nur gegen einen Baum anrannte, bei dem es mit der Zerstörung meines Apparates und mit ein paar blauen Flecken abging."

Wie sich der Vogel anstelle, um sich vom Boden in die Lüfte zu erheben, wie er sich von der Erde mit dem Schwanzende abstoße, mit den Flügeln steuere und bewege, das war Gegenstand seiner ständigen Betrachtung. Und so ging es auch bei unsrer Seefahrt, wo namentlich die flinken Möwen vollauf Gelegenheit zu derartigen Beobachtungen gaben.

Am Ufer der malerischen Bucht spazierengehend, zeigte er mir eine niedrige Anhöhe, mit einem Olivenwäldchen bestanden, als den Punkt, auf dem er ein Atelier zu bauen die Absicht habe. Seine Frau, die uns begleitete und deren praktischer und hausmütterlicher Sinn glücklicherweise den nicht immer sehr ökonomischen Projekten ihres Gatten im richtigen Momente entgegentrat, beschwor mich dann, ihm diesen Gedanken auszureden, da sie richtig erkannte, daß auf die Dauer ein Aufenthalt an dieser Küste nicht möglich wäre.

Rasch flossen die wenigen Tage unsers Beisammenseins dahin. Die Stunde der Trennung schlug. Kurze Zeit darauf erfreute mich ein Brief von ihm, aus dem ich hier nur wieder einige Stellen anführe:

„... Nun setze ich mich sogleich hin, um Ihnen meinen besten Gruß und Dank zu melden, denn ich kann ja nicht wissen, ob dieses mir später möglich sein wird. Bis heute war ich fortwährend daran verhindert. Warum könnte ich dies nicht auch ferner sein? Seit Wochen ist meine Zeit in Anspruch genommen, von Arbeiten keine Rede. Wir haben Besuch. Meine Tochter Angela ist hier mit Kind und Bonne, und Karl hat uns ebenfalls sehr erfreut, indem er einen kurzen Urlaub benutzte, um uns zu sehen. Heute muß er wieder zurück ins große heilige Deutschland, und ich begleite ihn bis Firenze, wo ich allerlei zu besorgen habe. Bis nach Berlin wage ich mich nicht. Trotz wiedergekehrten Kräften traue ich nicht mehr den Feinden. Es wäre doch dumm, so auf einmal abberufen zu werden, während so viel zu tun übrigbleibt. Doch einmal wird es so sein müssen. Das habe ich nie so überzeugt gefühlt, als seit dem ganz unerwarteten Schwächungsanfall im vorigen Jahre. Daß unterdessen mein Porträt fertig geworden und gut aufgenommen ist, haben Sie sicher schon durch die Fama gehört. Da glaubt nun die Welt, das gehe nun lustig so weiter. Es scheint mir, daß dieser Glaube das beste ist, was man tun kann! — So schreckliche Sprache soll Ihnen keinen Schrecken einjagen. Korrigieren oder gar abschreiben ist unmöglich, und in dieser Eile würde mir noch viel mehr Unsinn gelingen. Denn draußen stampfen schon die Höllenrosse des Omnibi und der Kutscher knallt, obschon er mich schon gesehen hat. Nach meiner Rückkehr wird sicher eine Mußestunde sich finden, in der ich Ihnen mit Ruhe berichten kann. Werde mich drei bis vier Tage in Florenz aufhalten, dann über Pistoja, Lucca, Viareggio zurück. Zwar ist die Hitze ganz auf dem höchsten Punkt angelangt und in dem Wagen Backofenhitze. Ist mir aber angenehm. Rheumatismen heilen und die Reisenden schwitzen schweigend, nur hier und da seufzend und ihren duftenden Atem ausblasend. Es kann als großes Glück angesehen werden, wenn mir in dieser Höllenkonfusion noch gelingt, meinen Namen zu unterschreiben, damit Sie wenigstens den Verfasser huius epistolae nicht länger ignorieren. Daß Sie sich mit denselben Waffen rächen werden, wage ich zu hoffen. Ob Ihnen aber ein ähnliches Durcheinander gelinge, wird zu bezweifeln sein, denn dazu gehört angeborenes Talent ..."

Man sieht, die gute Laune bricht sich trotz aller schwermütigen Anwandlungen immer wieder Luft.

Ueber seinen weiteren Verbleib erhielt ich nach diesem vom August datierten Schreiben erst im November 1893 Nachricht, und zwar wieder aus San Terenzo.

„Vergangene Woche war ich," so schreibt er mir, „mit Frau in Florenz, wo wir eine Wohnung suchten und fanden im Viale Principe Amadeo 12. Sofort wurde sie gemietet, weil wir doch im Winter nicht hier sein können und ich noch Bedürfnis nach anderm habe, das dieser Strand nicht bieten kann."

Es folgen nun einige Mitteilungen durchaus intimer Natur, wie auch das Ersuchen, die noch in Zürich in seinem Atelier befindlichen Mobilien ihm nachzuschicken. Diesmal ist die Stimmung merklich gedrückt. Trotzdem fährt er fort:

„Ich will aber trotzdem den Mut nicht sinken lassen, sondern den Kopf oben halten wie ein Schwimmer. Denn warum soll ich ersaufen? Wenn die Kräfte nicht mehr reichen wollen, dann ist's eben aus. Vorher nicht ... Während der Tage in Florenz war ich vom Morgen bis Abend auf den Beinen, und das hat mich auffallend gestärkt, so daß ich annehmen darf, daß Anstrengungen mir nicht schaden, sondern nutzen werden. Einige angefangene Bilder werde ich nun vollenden können und noch mehr unternehmen, da mehrere Wünsche, eine Arbeit von mir zu haben, mir mitgeteilt wurden. Bei Aussicht auf höhere Preise werde ich auch diesen Wünschen nachkommen. Einer machte sogar die Preisbedingung: Coûte que coûte ... aber kein Franzose. Da mir in diesen Zeiten die Geldsucht in die Knochen gefahren, so muß ich Sie davon in Kenntnis setzen, damit Sie nicht irre an mir werden, wenn Sie von unsinniger Massenproduktion vernehmen, deren ich mich aus Geldsucht schuldig mache. Sie wissen, wohin der Mammon fließt ..."

„... Hier ist anhaltend das schönste Wetter. Nur am 1. November, Allerheiligen, goß es vom Morgen bis Abend. Die Züricher sagen: ,'s chüblet'. Seither ist der Himmel wieder so hell, wie heitere Kinderaugen sein können ... Während dem Schreiben dieser Zeilen wurde ich immer abgerufen und ich schließe, Sie und Ihre Frau Gemahlin nebst Sprossen, der sich meiner schwerlich erinnern kann, herzlich grüßend, Ihr in Freundschaft und Dankbarkeit ergebener ..."

Was der Künstler oben von seiner Geldsucht spricht, daraus leuchtet die Selbstironie so deutlich hervor, daß ich kaum nötig habe, die Versicherung zu erneuern, wie er in allen auf den materiellen Erwerb bezüglichen Angelegenheiten von einer kindlichen Einfalt und so unpraktisch war, daß er gewöhnlich die Ratschläge wohlmeinender Freunde erst dann in Anspruch nahm, wenn es zu spät war, denselben greifbare Folgen abzugewinnen.

Das nächste Blatt von seiner Hand datiert vom 3. Februar 1894 aus Florenz. Er hatte seine Tätigkeit in der Tat mit großem Eifer wieder aufgenommen, und namentlich war ihm das Porträt einer Dame, die eigens nach Florenz gereist war, gelungen. Wie mir seine Frau erzählte, sei das Schönste auf diesem Bilde ein großer Blumenstrauß, der auf einem Tische steht. Schade, daß dieses wie so manches andre seiner Werke noch immer von der Besitzerin unter Schloß und Riegel gehalten wird.

Hier das Wesentliche aus dem erwähnten Brief:

„Sie haben mich mit Ihrem lieben Schreiben freudig überrascht, weil ich die Nichtbeantwortung Ihres vorigen Schreibens als schwere Gewissensbelastung fühle. Hier meine Entschuldigung: Meine Frau lag lange krank an Influenza. Jetzt geht es besser. Nur noch böser Husten, der wohl auch vergehen wird bei diesem schönen warmen Wetter. Bin froh, daß wir hier sind! Wie wär's in der Eidmatte![1]) De negotiis; das Atelier ist mir nicht so feil, daß ich es

---

[1]) So hieß der Platz, wo sich Böcklins Wohnung in Zürich befand.

à tout prix hergeben möchte ..." (Folgen weitere Ausführungen in bezug auf diesen Gegenstand und dann eine Fortsetzung des Schreibens, die vom 6. Februar datiert ist.)

„Sehen Sie, wie die Zeit vergeht. Schon drei Tage herum, während sich alles verschworen zu haben scheint, mich an der Vollendung dieser Epistel zu hindern. Das soll aber nicht gelingen. Das Wesentliche ist schon gesagt. Kommt jetzt wieder ein Störenfried, so wird das Papier gefaltet und fortgeschickt mit dem, mit dem ruhmbedeckten francobollo versehen. Ich habe aber der Magd gesagt: Se suona, qualunche sappiate che non ci sono.[1]) Diese wird nicht ermangeln, meinen Befehl wörtlich zu wiederholen: Il Signore m'ha detto così ecc.[2]) O, das Leben wäre so übel nicht, wenn die Dummheit nicht wäre! Sie hat aber ihr Gutes, die Dummheit." — (Der Briefschreiber gedenkt nun eines in Zürich erfolgten Falles von Gehirnlähmung eines berühmten Mannes, um dann fortzufahren): „... kein Mensch wird sich für ganz sicher davor halten. Sehr oft fühle ich Anfänge eines solchen Zustandes. Dann aber sage ich mir: Ein recht Vertrottelter merkt es nicht. Darum Mut. ... Um Honnegger ist es jammerschade.[3]) Ein so vortrefflicher Mensch ist mir selten vorgekommen. Man mußte ihn achten und lieben. Es scheint keine Hoffnung auf Genesung zu sein ... Das Wetter ist so schön. Kein Wölkchen, aber kühl. Daher kann ich kaum schreiben mit steifen Fingern, obschon die Sonne ins Zimmer scheint ... Ich werde den Brief, ohne alles gesagt zu haben, schließen müssen, um durch Bewegung mich zu erwärmen. Schicke ich dieses nicht schleunigst fort, so kommt irgendein Zwischenfall, der die Versendung verschleppt ... Nun leben Sie wohl, meine Frau ist zurück und trägt mir auf, Ihre liebe Frau Gemahlin zu grüßen. Lo faccio con slancio." [4])

Mittlerweile war ich genötigt gewesen, ihm mit Bezug auf den Verkauf des Ateliers und andre geschäftliche Angelegenheiten einen förmlichen Fragebogen einzusenden. Darauf erhielt ich folgende Antwort:

Florenz, 5. April 1894.

„Mich hat nichts andres vom Schreiben abgehalten, als fortwährende Besuche vom Morgen bis Abend. Auch Ihr Fragebogen konnte nicht ausgefüllt werden, weil infolge eines solchen Besuches besagte Landschaft verkauft wurde, was ich Ihnen erst heute melden kann, da gestern abend der Verkauf definitiv abgeschlossen wurde. Das Bild, dessen Transport nach München zu besorgen Sie so gütig gewesen,[5]) ist restauriert und von der Photographischen Union

---

[1]) Wenn jemand läutet, so wissen Sie, daß ich nicht da bin.

[2]) Der Herr hat mir folgendes gesagt.

[3]) Dr. H., ein Arzt in Zürich, war derjenige, der zuerst an Böcklins Krankenlager berufen wurde. Nunmehr aber selbst von einer schweren Gehirnlähmung betroffen, der er auch erlag.

[4]) Ich tue es mit Begeisterung.

[5]) „Grablegung", die Holztafel hatte einen Sprung bekommen.

Bruckmann in München angekauft worden. Item, gestern oder vorgestern war eine Frau S. aus Wien hier mit ihrem Sohne und kauften meinen Sanctum Paulum, dessen Sie sich vielleicht noch erinnern ... Nun müssen diese Bilder mit einem ebenfalls mit der Landschaft gekauften ‚eine Muse an einen Altar gelehnt' vollendet werden, bevor ich am Meere ausruhen darf. Also im Vertrauen auf meine unerschöpfliche Kraft durcharbeiten vom Morgen bis Abend. Hoffentlich hält diese Stich. Wo nicht — so ist's eben aus. Es wäre nicht gerade schade, denn ich würde nichts Neues mehr leisten können. ... Wieder Besuch. Ein andermal und bald Mehreres und in Ruhe. Der Besuch ist wieder fort und hat mein Bild ‚Die Melancholie' mitgenommen. Das geht ja wie das beste Geschäft an der Via Tornabuoni. Besitze jetzt genug, um allen Forderungen zu genügen, und bin für die nächste Zukunft aller Sorgen um Pekuniäres entledigt.

Es ist schon sehr warm und man hat das Gefühl, mitten im Sommer zu sein. Mein Glück, nicht mehr in Zürich zu sein. Hätte dort sicher bis heute noch nichts verkauft und würde kalte und nasse Füße haben.

Ich lese dieses Geschreibsel nicht nach, in der Ueberzeugung, daß es lauter dummes Zeug ist. Was kann aber bei fortwährenden Unterbrechungen herauskommen? Ich hoffe auf Ihre Nachsicht. Dafür werde ich Ihnen in der nächsten Epistel sicher nicht mehr über meine Geschäftsangelegenheiten berichten können, denn mein Laden ist ausverkauft und es gäbe so viel andres zu sagen ... Leben Sie recht wohl, Ihr aufrichtig ergebener ..."

Das nächste Schreiben vom 6. Juni 1894 brachte mir die erfreuliche Mitteilung von dem bevorstehenden Besuche des verehrten Freundes. In der Tat hatte ich das Glück, ihn wenige Tage darauf nebst seiner Frau in Zürich begrüßen und beherbergen zu können. Trotzdem es in seinen früheren Briefen an kleinen spitzen Ausfällen gegen diese Stadt nicht mangelte, hatte ich doch die Empfindung, als fühlte er sich hier wohl, wozu ja auch die freudige Begrüßung, die ihm von vielen alten guten Bekannten und Freunden zuteil wurde, viel beitragen mochte. Der nächste Zweck seiner Reise galt doch wieder einer Fortsetzung seiner luftschifferischen Projekte. Er hatte sich ein neues Modell ausgesonnen und wollte nun hier unter Zuhilfenahme eines Fachmannes, seines ihm treu ergebenen Freundes Herrn Ingenieurs Waldner, des mittlerweile auch verstorbenen Herausgebers der „Schweizerischen Bauzeitung", die Konstruktion betreiben. Es machte einen wehmütigen Eindruck, wie der rege Gedankengang des Künstlers durch die Schwierigkeiten, welche ihm infolge des erlittenen Schlagflusses noch immer das Reden bereitete, gehemmt wurde. Je lebhafter seine Auseinandersetzungen sein sollten, desto mühseliger wurde es für den Zuhörer, dieselben zu verstehen. Und gleichwohl müssen dieselben einen ganz ernsthaften Hintergrund gehabt haben. Ich hatte schon bei früherer Gelegenheit, als Böcklin nach Berlin reiste, ihm eine Empfehlung an Freund Joachim mitgegeben, der ihn seinerseits mit dem damals noch lebenden Helmholtz bekannt machte, welchem Böcklin sein System des Luftschiffes entwickelte. Joachim erzählte mir dann, Helmholtz habe

ihm einige Tage nach dieser Unterredung gesagt: „Im Anfange glaubte ich es mit einem dilettantischen Schwärmer zu tun zu haben, denn alles, was er mir vorbrachte, war so unwissenschaftlich ausgedrückt als nur irgend möglich. Als ich aber dann die ganze Sache prüfte, überraschte mich die Klarheit, mit welcher der Maler ohne positive mathematische Vorkenntnisse Formeln zum Ausdruck brachte, deren Richtigkeit ich anerkennen mußte."

Die freie Zeit, die Böcklin bei seinem Aufenthalte in Zürich erübrigte, widmeten wir dem Besuche solcher Punkte in der Umgegend, an denen wir einst auf gemeinschaftlichen Wanderungen mit Vorliebe geweilt.

Zur selben Zeit war in Zürich eine kleine Gemäldeausstellung, in der auch ein von Lenbach gemaltes Bildnis Böcklins enthalten war. Es machte mir Spaß, das Original vor sein Konterfei zu führen, ohne ihn früher davon verständigt zu haben. Noch mehr Spaß aber die Entrüstung einiger zufällig anwesenden Beschauer, die andächtig vor dem Werke des Münchner Meisters standen und nun plötzlich aus dem Munde eines Fremden, den sie nicht erkannten, die Bemerkung: „Scheußlich!" zu hören bekamen.

Noch einem andern, ernsteren Geschäfte galt des Meisters Anwesenheit in Zürich. Er hatte sich durch freundliches Zureden bewegen lassen, seinen letzten Willen in eine gesetzliche Form zu bringen, und sollte dieser Akt in Anwesenheit eines Notars und des als Zeugen gebetenen Professor Schneider (mit dem Böcklin langjährige Freundschaft verband und der auch bei Gottfried Keller als Testamentsexekutor fungierte) in meiner Wohnung stattfinden. Notar und Zeugen hatten sich pünktlich eingefunden. Nur der Testator fehlte. Wir glaubten anfangs diese Verzögerung einem gewissen Widerstreben zuschreiben zu dürfen, mit dem er an diese immerhin nicht heitere Handlung herantrat. Da öffnete sich plötzlich die Tür und lächelnd tänzelte der Erwartete herein, sich entschuldigend, daß ihm sein Frühstück heute so gut geschmeckt habe und er sich nicht früher von demselben trennen konnte. Der feierliche Akt vollzog sich unter allgemeiner Heiterkeit, die noch gesteigert wurde, als der Testator beim Unterfertigen seines Namens einen großen Klecks machte und hierin eine Bestätigung seines künstlerischen Berufes erblickte. Am Abend vereinigten sich die von ihm bezeichneten Freunde zu einem geselligen Mahle in meinem Hause, wobei namentlich Musik, die langentbehrte und vom Meister so innig verehrte Kunst, zur Geltung kam. Sein Lieblingsstück, das Präludium von J. S. Bach in Es-Moll,[1]) durfte nicht fehlen. Uns allen machte es einen erfreulichen Eindruck, den Meister, bei dessen Abschied von Zürich die Hoffnung auf ein Wiedersehen so tief gesunken war, in so fröhlicher Laune wiederzufinden.

Sein nächster Bericht erhöhte diesen befriedigenden Eindruck durch die Mitteilung, daß er von seinem Projekte eines Flugapparates zurückgekommen sei. Denn mit so großer Achtung wir auch auf seine uns allerdings unverständlichen

---

[1]) Wohltemp. Klavier Nr. VIII. Robert Freund, der in Zürich wirkende treffliche Pianist, mußte es ihm vorspielen.

Ideen in dieser Richtung blickten, so war es doch für seine Freunde betrübend zu wissen, daß die spärlichen Oekonomien, die dem Künstler zu machen gegönnt waren, meistens auf diese Experimente wieder aufgingen. Der Brief ist aus Berlin, 6. Juli, Körnerstraße, datiert und lautet in seinen wesentlichen Stellen:

„Heute endlich kann ich Ihnen melden, was eigentlich los ist. Bisher hätte ich nur Dankesworte für den so freundschaftlichen Empfang bei Ihnen gehabt. Für mich die schwerste Zeit meines Lebens. Außerdem ließ mir der Drang der Geschäfte keine freie Zeit, um ruhig hinsitzen und schreiben zu können. Die Entfernungen in Berlin sind enorm. Und so eilen die Tage dahin wie bei Ihnen eine gute Mehlspeise, doch ungenossen. Also das ist los, was mir ermöglicht, Ihnen eine Sitzung zu widmen: mein Sohn Karl hat mir geholfen, eine Zeichnung von meiner Maschine in wenig Zeit herzustellen. Bei der Uebersicht alles zu Leistenden erwog ich, ob es klug sei, dies alles in so wenig Wochen übers Knie zu brechen und dann vielleicht unverrichteter Dinge wieder abzuziehen. Denn dazu gehört Zeit, viel Zeit und Geduld, um von neuem die Vorrichtung zu berichtigen, eine kleine Veränderung vorzunehmen, die bei einer so zusammenhängenden Maschine Aenderungen im ganzen nach sich zu ziehen pflegt. So können Wochen, Monate vergehen, während ich mit meiner Frau am Meere sein sollte, um ganz hergestellt, mit Kraft und Lust meine Bilder malen zu können, die mich schließlich mehr interessieren als die Lösung des Flugproblems. Dies kann bis auf günstigere Zeiten aufgeschoben werden. Vielleicht erlauben mir die Umstände, im nächsten Jahre mit Frau und Papagei herzuziehen, wo dann ohne Hetze alle Versuche gemacht werden. Wenn nicht, nun so werde ich mit diesem unerfüllten Wunsch wie mit so vielen andern, ach ebenso unerfüllten, in die Grube fahren. Dort wird dieses unersättliche, immer klagende, dumme Herz endlich Ruhe haben. Freue mich darauf. Hier ist eine Lüge in die Feder gekommen und aufs Papier. Freue mich also nicht darauf, werde im Gegenteil suchen, das liebe Herzchen zu beschwichtigen. (Hier folgt in Notenschrift der Anfang des Liedes: ‚Freut euch des Lebens‘.) Sehen Sie, Lieber, Verehrter, wie die Mutlosigkeit gleich von Grube und unerfüllten Wünschen jammert, weil ‚noch das Lämpchen glüht‘, und das müssen Sie an Freunden erleben! Man kann sich nie genug in deren Wahl hüten. Noch bin ich aber jung und habe Zeit zur Reue und zur Besserung. Und das werde ich. Sie sollen keine Klagen mehr von mir hören ... Sehr schön ist die Unterstützung, die ich an meinem Sohne [1]) habe. Heiterer Humor und Dienstbeflissenheit mit Intelligenz. Tut mir leid, ihn sobald verlassen zu müssen. — Seien Sie froh, daß das Papier zu Ende, wer weiß wieviel Sie noch lesen müßten.“

Nach einem kurzen Aufenthalte in München, wo er im Kreise alter Freunde einen vergnügten Abend verlebte und namentlich die Freude genoß, seinen auf-

---

[1]) Carlo Böcklin ist hier gemeint. Anmerkung des Verfassers.

richtigsten Freund und Ratgeber Dr. Bayersdorfer und seinen Lieblingsschüler Landsinger zu sehen, ohne zu ahnen, daß es das letztemal war, ging es wieder zurück nach dem ligurischen Strande. Und bald erhielt ich folgendes Schreiben:

Viareggio, Via Mazzini, 9. August 1894.

„Endlich sitzen wir wieder hier in Ruhe und werden auf dürrem Sande geröstet. An die Jagd der verflossenen Wochen denke ich wie an einen aufgeregten Traum zurück.“ (Folgen Berichte über einzelne Persönlichkeiten und die Mitteilung, daß sein jüngster Sohn sich in Florenz niedergelassen habe, was zur Erhöhung der Stimmung wieder beitragen wird.)

„So ganz von Holz ist doch auch selbst kein Maler. Also wieder lustig drauflos! Worauf? Täglich liege ich eine Stunde im Wasser, gehe eine kleine Strecke spazieren, schlafe ein wenig, lese, immer in Erwartung der Kräfte, die durch ruhige Pflege wiederkehren sollen. Das geht aber nicht so schnell, wie gewünscht. Ein kurzer Kampf gegen die Wellen macht mich noch immer todmüde. Müder als früher eine zehnfache Leistung.“

28. August.

„Eine Woche ist verflossen seit diesem Geschreibsel. Das Baden habe ich lassen müssen wegen sichtbarer Abnahme der Kräfte. Jetzt geht's wieder besser, und ich freue mich, wieder nach Florenz zu können und Neues zu unternehmen. Wenn nur alles Alte abgetan wäre! Besonders alte Verhältnisse. (Und nun folgt ein Klagelied über gewisse geschäftliche Beziehungen, deren Lösung er wünscht.) Dann erst könnte es lustig drauflos gehen. Gar zu lustig wird's wohl auch nicht werden. Dafür werden meine feindlichen Dämone sorgen wie bisher. Am 1. September ziehen wir wieder nach Florenz, wo endlich einmal Tinte, Feder und Papier, sowie ein Tisch mit gleichlangen Beinen und etwas weniger zudringliche Fliegen sein werden.

Nun wünsche ich Ihnen noch einen recht angenehmen Nachsommer mit möglichst wenig Regen und möglichst viel Sonne, so viel Gesundheit als nötig, die Misere des Lebens lachend zu ertragen und die Freundlichkeit, meine herzlichsten Grüße, denen sich meine Frau anschließt, an Ihre Frau Gemahlin und Lolo [1]) genehmigen zu wollen.“

Mit der Rückkehr nach Florenz hob sich die trübe Stimmung, die aus diesen Zeilen hervorleuchtet, und auch seine Gesundheit zeigte eine erfreuliche Besserung. Noch vom selben Jahre datiert der nachfolgende Brief:

Florenz, 24. Dezember 1894.

„Liebster Herr und Freund!

„Einen Augenblick Freiheit kann ich jetzt genießen, um Ihnen meine Grüße zu schreiben, ohne zwar mich zu entschuldigen zu suchen — qui s'excuse s'accuse.

---

[1]) So nannte er mein Söhnchen, von dem er noch im Jahre 1892 ein reizendes Kinderporträt geschaffen.

Mein Haus ist voll Aufregung. Ein Tännchen wird geschmückt für heute abend. Da kommt, was noch von der Familie übrig, und es soll großer Jubel werden. Glücklicherweise kann ich teilnehmen, denn meine Kräfte sind wieder beinahe vollständig hergestellt sowie der dazu erforderliche Humor. Arbeiten kann ich wie ein Taglöhner und bringe das Angefangene zu Ende." (Folgen wieder allerlei vertrauliche Mitteilungen und dann der Bericht über die Ankunft seiner Söhne, von welchen der ältere, Carlo, ihm besondere Freude macht.) „Er malt mit Eifer und entschiedenem Talent, um das ich ihn, wenn er nicht mein Sohn wäre, beneiden könnte. Zugleich führt er zu meiner großen Erleichterung meine Geschäftskorrespondenz, was mir schon viel Nutzen gebracht hat. Immer hatte ich mir einen zuverlässigen Sekretär gewünscht. Meine Tochter Klara ist ebenfalls hier mit Mann, Kind und Kegel. Der Kegel ist eine dumme Magd aus München. Sie wohnen in Fiesole, kommen aber zum Weihnachtsabend. So hat also Mama viele Angehörige um sich und keinen Anlaß, wie gewöhnlich, über Einsamkeit zu jammern. J'aussi. Wie schon gesagt, ist es mir nicht gegeben, alle Einzelheiten meines Lebens zu schildern, das könnte für den geneigten Leser doch etwas zu lange ausfallen — vom Schriftsteller nicht zu sprechen ..."

In der Tat scheint die Anwesenheit seines ebenso begabten als liebenswürdigen Sohnes Karl in vielfacher Beziehung günstig auf den alternden Meister gewirkt zu haben. Abgesehen von dem beschwingenden Einfluß der Jugend, von der Gemeinsamkeit künstlerischer Interessen und der Erheiterung, die dadurch in das bisher so stille Heim der alten Eltern gebracht wurde, verstand es dieser junge Mann, auch die wirtschaftlichen Interessen seines Vaters in wirksamer Weise zu vertreten. Seinen Freunden standen vordem oft die Haare zu Berge, wenn sie die Spottpreise erfuhren — und zwar meist zu spät erfuhren —, um welche sich Böcklin von sog. Liebhabern und Gönnern seine Bilder von der Staffelei weg abschwatzen ließ. Nicht bloß seine schon eingangs erwähnte Geschäftsunkenntnis, sondern auch seine rührende Unbeholfenheit und Bescheidenheit hinderten ihn, einem noch so niedrigen Preisangebot gegenüber eine Einwendung zu erheben, und so kam es, daß seine Bilder ihm kaum das Notdürftigste zum Lebensunterhalte abwarfen, während sie im Handel zu riesigen Preisen zirkulierten.

Insbesondere war es ein Verdienst dieses Sohnes, die Eltern zu veranlassen, sich ein eignes Heim zu gründen. Auf jenem sanften Hügel, der von Florenz nach der Geburtsstätte des Meisters Fra Angelico führt, und wo er in der Nähe des ehemaligen San Domenico ein Villino, das aus dem sechzehnten Jahrhundert herrührte, erwarb. Böcklin lebte sich dort rasch und mit Freuden ein, wenn auch in seinen nachfolgenden Briefen noch der alte Zug von Wehmut durchklingt. Von dort berichtet er auch in kurzen Zeilen über neue Projekte oder sandte die photographische Reproduktion eines angefangenen Bildes. Ein ausführlicher Brief kam erst zum Jahresschluß, und wiederum seien hier einige Stellen aus demselben zitiert:

31. Dezember 1896.

„Eine Arbeit, die bis heute fertig werden sollte, hat alle meine Zeit, erfüllt mit guten Vorsätzen, in Anspruch genommen. Nun aber soll dieses Jahr nicht vorübergehen, ohne daß ich Ihnen noch einen Gruß geschickt hätte. Dieses Jahr 96 war ein Pechjahr nicht nur für Sie" (bezieht sich auf meine schwere Erkrankung), „sondern für alle Welt. Sie lesen ja die Zeitungen, und da sagt uns die Erfahrung, daß der nächste Jahrgang besser sein muß. Ja, was da alles los sein wird! Ich wage gar nicht, es auszusprechen. Es wird ja kommen, nämlich Sie, wertester Freund, nebst den Ihrigen. Das wird ein Genuß sein! Für uns wie für Sie. Und Sie werden Zürich nicht schmerzlich vermissen, denn hier scheint auch wie dort die Sonne, sogar jetzt. Der Garten steht voll von Blumen ..."

*

2. Jänner 1897.

„So hat es das Schicksal gewollt, daß dieses Schreiben nicht an Sie sollte abgeschickt werden können. Besuche auf Besuche. Jeder benutzt halt dieses schöne Wetter. Der Silvesterabend war recht heiter im Kreise von vielen guten Bekannten, besonders meines lieben Sohnes. Um Mitternacht stieß ich mit meiner Frau auf Ihre Gesundheit an. Dieser scharfe Trunk hat nicht die geringste Spur hinterlassen, sondern ist mir sehr gut bekommen. Ihnen wohl ebenfalls. Ich wollte mit Engelszungen Ihr herrliches Festgeschenk loben und preisen." (Dieses „Festgeschenk" bestand in einer geräucherten Zunge, der Lieblingsspeise des Malers, war also sehr bescheidener Art.) „Dieses hat sich aber selbst gelobt, obschon geräuchert, und ich suche nach ebensolchen Ausdrücken des Dankes, wie die Züngerl geschmeckt haben. Finde aber keine. Der Anfang dieses 1897 war gut. Augenblicklich sind wir alle gesund, was hoffen läßt, daß es so bleiben wird, wenn es nicht anders beschlossen ist. Einstweilen geht's. Schläge wird's ja gewiß einmal geben, aber warum gerade in diesem Jahr. Ich möchte wetten, es läuft glatt ab. Also Hurraaa!!! Prosit das neue Jahr! So ruft Ihr alter, krähender, wackliger Verehrer und Freund ..."

Glücklicherweise sollte diese Zuversicht in Erwartung gehen. Das Jahr 1897 brachte den siebzigsten Geburtstag des Meisters und bei diesem Anlaß so viele Ehrungen, denen er sich zwar persönlich entzog, die ihm aber immerhin eine Genugtuung bereiteten und seinen Lebensabend mit dem Strahle der scheidenden Sonne vergoldeten ...

Ueber die Ausbildung zur Krankenpflege[1])

Von

Professor Dr. Friedrich Müller (München)

Die Krankenpflege im Hause war bis vor nicht langer Zeit ausschließlich eine Aufgabe der Familienangehörigen. Nur in der Wochenpflege wurde fremde Hilfe herangezogen. In den Spitälern waren Dienstboten mit der Versorgung der Kranken betraut. Die katholische Kirche hat das Verdienst, zuerst die Berufskrankenpflege organisiert zu haben. Nachdem schon früher der Orden der Elisabethinerinnen dieser Aufgabe gewidmet war, hat Vinzenz von Paula zur Zeit Ludwigs XIV. in Paris den Orden der Barmherzigen Schwestern begründet, welcher von Frankreich aus im vergangenen Jahrhundert auch in Deutschland eine weite Verbreitung erfahren hat. Ihm schlossen sich noch mehrere andre Krankenpflegeorden an. Auf eine kürzere Geschichte blicken die evangelischen Diakonissen zurück, die, zur Liebestätigkeit in den Gemeinden berufen, auch die Krankenpflege als Aufgabe erhielten.

In neuerer Zeit haben sich die Aufgaben der Krankenpflege in vieler Beziehung vertieft und erweitert. Sie ist eine Kunst geworden, die erlernt werden muß und die im Hause auch durch die größte Liebe der Mutter nicht ganz ersetzt werden kann. Die Anforderungen, welche wir jetzt an die Ausbildung der Krankenpflegerinnen stellen müssen, sind deswegen größer geworden, weil einmal die Entwicklung der Medizin auch von ihren Hilfskräften eine größere Geschicklichkeit verlangt. Man denke nur an den komplizierten Apparat, welchen die chirurgische Asepsis erfordert, und wo jeder einzelne Handgriff und jede Vorbereitung mit vollem Verständnis und mit Sorgfalt ausgeführt werden muß, falls nicht das Leben des Operierten in Gefahr geraten soll. Dann hat sich auch das Arbeitsgebiet der Pflegerinnen bedeutend erweitert. Die Krankenhäuser haben sich nach Zahl und Umfang vermehrt, und man hat eingesehen, daß in ihnen, auf die Kopfzahl der Kranken berechnet, eine größere Zahl von Pflegerinnen notwendig ist, als dies früher Sitte war. Dazu kommt eine von Jahr zu Jahr sich steigernde Zahl von Privatkliniken, von Nervenheilanstalten und Irrenhäusern, Pflegeanstalten für zurückgebliebene Kinder und Idioten. Die Gemeindepflege sowohl in den Städten wie auch auf dem Lande erfordert eine große Zahl von Hilfskräften, welche nicht nur die Kranken zu versorgen, sondern auch den Armen und wirtschaftlich Schwachen Anleitung und Unterstützung zu gewähren haben. Die ausgebildete Pflegerin ist als Organ einer geordneten Armenpflege unentbehrlich. Wir bedürfen ihrer auch bei der Tuberkulosenfürsorge, bei der Aufsicht über die Pflegekinder und in den Kinderbewahr-

[1]) Vortrag, gehalten zu Stuttgart am 19. Januar 1908 zum Besten des Karl-Olga-Krankenhauses für die Krankenpflege in den Kolonien.

anstalten. In England und Amerika ist neuerdings das Institut der Schulschwestern eingeführt worden, die unter Anleitung des Schularztes regelmäßige Besuche in den Volksschulen auszuführen haben. Allerlei kleine Leiden werden von diesen Schulschwestern behandelt, und es wird damit manchem größerem Schaden vorgebeugt, auch leisten sie bei der Entdeckung und Behandlung ansteckender Krankheiten wertvolle Dienste und geben unerfahrenen Müttern kranker Schulkinder Anleitung und Hilfe. Die offiziellen Berichte, welche über die Erfolge dieser Schulpflegerinnen vorliegen, lauten überraschend günstig, und es wird hervorgehoben, daß durch diese Einrichtung die Ausbreitung der Infektionskrankheiten in den Schulen bedeutend vermindert worden sei.

Für so vielseitige Aufgaben müssen geeignete Persönlichkeiten gefunden und auf ihren Beruf vorbereitet werden. Die Vorbereitung muß auf gemeinschaftlicher breiter Grundlage erfolgen, die Spezialisierung für die einzelnen Zweige dieser Tätigkeit, z. B. für die Wochenpflege, die Irrenpflege oder die Kinderversorgung, darf erst später eintreten, ebenso wie ja auch die Ausbildung der Spezialärzte den Unterricht in der allgemeinen Medizin voraussetzt.

Was sind nun die Anforderungen, welche wir an diesen grundlegenden Unterricht in der Krankenpflege stellen müssen?

Die Pflegerin soll gewisse und nicht ganz geringe Kenntnisse in der Anatomie und Physiologie erwerben. Sie soll über den Knochenbau und die Lage der Organe orientiert sein und muß die Begriffe und Ausdrücke kennen, mit denen der Arzt arbeitet, sie muß seine Sprache verstehen. Auch die Funktion der Organe sollte ihr in der Hauptsache geläufig sein, also des Magens, der Niere, der Lunge, des Herzens und des Blutkreislaufes. Ein Beispiel möge die Notwendigkeit dieser Forderung erläutern. Bei einem an schwerer Lungenentzündung erkrankten Kinde hatte der Hausarzt einen Aderlaß ausgeführt. Bald nachdem dieser das Kind verlassen hatte, trat eine tüchtige Nachblutung aus der geöffneten Vene ein. Die Wärterin hatte gehört, daß man bei Blutungen das Glied oberhalb der blutenden Stelle komprimieren müsse. Sie legte eine Binde um den Oberarm an, aber infolge dieses Vorgehens wurde die Blutung immer stärker, und das Kind war fast verblutet, bis der Arzt wieder erschien. Hätte diese Wärterin den Unterschied zwischen Arterie und Vene gelernt und hätte sie gewußt, daß eine venöse Blutung ganz anders behandelt werden muß als eine arterielle und daß sie durch eine zentral angelegte Binde nur gesteigert wird, so wäre eine schwere Gefahr vermieden worden.

Der Unterricht hat sich ferner auf die Grundsätze der Gesundheitspflege (Hygiene) und der Ernährungslehre zu erstrecken. Eine gewisse Kenntnis von den wichtigsten Tatsachen der Bakteriologie, also der Infektionserreger, ist unerläßlich für die Verhütung der Infektionskrankheiten und für das Verständnis der Asepsis und Antisepsis. Denn nur diejenige Pflegerin wird die zahllosen Handgriffe der Asepsis richtig ausführen, welche ihren Zweck und ihre Bedeutung kennt.

Ferner soll die Wärterin über die wichtigsten Krankheiten und über die

Wege der Infektion orientiert sein. Sie muß wissen, was Blutvergiftung, Rotlauf, Wochenbettfieber, Blattern, Diphtherie, Tuberkulose, Syphilis ist, und wie sie andre Kranke und sich selbst vor der Ansteckung zu schützen hat. Dann wird es nicht vorkommen, daß eine Gemeindekrankenpflegerin von einem Rotlaufkranken direkt zu einer Wöchnerin geht und diese mit schwerem Puerperalfieber infiziert. Die Krankenwärterin muß angeleitet werden, ihre Hände zu pflegen und sauber zu halten.

Es ist selbstverständlich, daß sich der Unterricht auch auf alle Zweige der Krankenpflege zu erstrecken hat. Die Pflegerin muß lernen, wie das Krankenzimmer herzurichten und reinzuhalten ist, wie das Bett für die verschiedenen Zwecke zu bereiten ist, sie muß die Handgriffe üben, um bei schwerbeweglichen Kranken die Bettwäsche zu wechseln, um diese umzukleiden, zu heben, zu reinigen und zu baden. Die Pflege des Mundes und der Zähne, die Verhütung des Aufliegens (Dekubitus), die Fütterung und die Getränkezufuhr bei benommenen Kranken erfordert besondere Geschicklichkeit und ist von so großer Bedeutung, daß mein Lehrer Gerhardt aussprach, das Schicksal eines Typhuskranken hänge mehr von dem Geschick und der Gewissenhaftigkeit der Pflegerin als von dem Können des Arztes ab. Die Messung der Körpertemperatur, die Zählung des Pulses, die Feststellung der Menge und des spezifischen Gewichtes des Harns liegt gewöhnlich in den Händen der Wärterin, und diese muß mit den Instrumenten und den Fehlerquellen vertraut sein. Ist die Wärterin mit der Bedeutung des Harns, Stuhles und Auswurfs für die Diagnose und Behandlung der Krankheiten vertraut, dann wird es seltener vorkommen, daß diese „ekelhaften Dinge“ kurz vor dem Besuch des Arztes fortgeschüttet werden. Sie muß angeleitet werden, die Zeichen der Gefahr zum Beispiel aus dem Puls oder aus dem Aussehen des Kranken zu erkennen, und es ist bekannt, daß der Blick einer alten Wärterin in dieser Beziehung oft schärfer sieht als derjenige eines jungen Arztes. Die Pflegerin soll wissen, wann es notwendig ist, die schnelle Hilfe eines Arztes heranzuholen, und wie sie sich selbst im Augenblick der Gefahr zu verhalten hat, z. B. wenn Ohnmacht oder Kollaps, wenn eine Blutung oder eine Verbrennung oder ein epileptischer Anfall vorkommt. Besonders bei den Nachtwachen ist die Pflegerin auf ihr eignes Wissen und Können angewiesen, und viel Unglück würde verhütet werden, wenn die Nachtwachen nur in die Hände wohlausgebildeter und erfahrener Pflegerinnen gelegt werden. Schließlich soll die Pflegerin auch angeleitet werden, über ihre Beobachtungen und Verrichtungen dem Arzt korrekten Bericht zu erstatten.

Natürlich gehört zu diesen Aufgaben ein gewisses Beobachtungstalent, aber dieses muß ausgebildet werden, und Personen, denen es gänzlich fehlt, sind sowohl zur Krankenpflege wie auch zum ärztlichen Berufe ungeeignet.

Eine besondere Ausbildung wird erfordert für die Pflege und die Ernährung kranker Kinder, ferner für die Tätigkeit in Nervenheilanstalten und bei Geisteskranken, in der Wochenbettpflege und vor allem in der Chirurgie und der mit ihr verwandten Gynäkologie. Die Vorbereitung zur Operation liegt größten-

teils in den Händen der Wärterin. Sie hat den Operationsraum herzurichten und aseptisch zu halten, die Instrumente beizubringen, auszukochen und nach dem Gebrauch wieder zu reinigen. Die Verbandstoffe, das Nähmaterial müssen mit ganz besonderer Umsicht zubereitet werden. Die Schwester muß wissen, welche Instrumente und welche Vorbereitungen für die einzelnen Operationen notwendig sind und auf welche Zwischenfälle man gefaßt sein muß. Eine aufmerksame Operationsschwester reicht dem Arzt die notwendigen Instrumente schon, ehe er danach ruft. Sie hat auch den Kranken selbst für die Operation vorzubereiten, und sie muß sich zu helfen wissen, wenn nach Beendigung der Operation und nach Entfernung des Arztes Schwierigkeiten auftreten. Wenn auch die großen und schwierigeren Verbände vom Arzt angelegt werden, so fällt doch oft der Wärterin die Aufgabe zu, Verbände zu erneuern oder ein Glied kunstgerecht zu lagern und zu wickeln. Die Technik des Verbandes darf also auch ihr nicht unbekannt sein und muß geübt werden. Nicht bloß für die großen Operationen, sondern auch für alle möglichen kleineren Eingriffe fällt die Vorbereitung der Wärterin zu. Zu einer Punktion der Pleura, des Rippenfelles oder des Bauches, zu einer Magenausspülung, zum Katheterisieren der Blase müssen nicht bloß die notwendigen Instrumente, die Schüsseln und Flüssigkeiten bereitgehalten sein, sondern die Wärterin soll auch wissen, auf welche Zwischenfälle man gefaßt sein darf, und es soll nicht vorkommen, daß im kritischen Moment etwas Wichtiges fehlt. In den amerikanischen Pflegerinnenschulen wird den Zöglingen diktiert, welche Vorbereitungen für alle diese kleinen Eingriffe und Hilfeleistungen zu treffen sind, und dieses Heftchen haben die Pflegerinnen später immer bei sich zu tragen. Viele kleineren Eingriffe muß die Schwester auf Wunsch des Arztes auch selbständig ausführen können, z. B. Kampfereinspritzungen, Applikation von Schröpfköpfen, von Wickeln und andern hydrotherapeutischen Prozeduren, ferner ist es nützlich, wenn ihr die Handgriffe der Massage geläufig sind. Da die Verabreichung der Arzneien, auch der starkwirkenden und giftigen, in den Händen der Wärterin liegt und große Vorsicht und Pünktlichkeit erfordert, so werden in den amerikanischen Pflegerinnenschulen die Schülerinnen auch kurze Zeit in der Spitalapotheke beschäftigt, damit sie mit der Bedeutung der Arzneimittel und mit ihrer Dosierung sowie mit der Herstellung von Lösungen Bescheid wissen.

Dort ist auch die Einrichtung getroffen, daß alle Schülerinnen eine Zeitlang in der Küche des Spitals beschäftigt werden. Eine Krankenpflegerin sollte auch kochen können. Wie oft ist es, zumal in der Privatpflege, wünschenswert, daß sie einer ungeschickten Köchin helfen muß, bestimmte Krankengerichte herzustellen. Die Kunst, die Speisen so appetitlich als möglich herzurichten und aufzutragen, ist von nicht geringer Bedeutung, und die appetitlosen Kranken sind für derartige scheinbare Kleinigkeiten gar empfindlich und so dankbar. Wer weiß besser Bescheid über den Geschmack und die Liebhabereien des Kranken als die Wärterin? Auch in der eigentlichen Krankendiätetik muß die Pflegerin Bescheid wissen. Oft begnügt sich der Arzt nur mit allgemeinen Verordnungen, und die spezielle Auswahl der Speisen und Getränke bleibt großenteils der Wärterin

überlassen. Sie sollte also wissen, welche Speisen beim Magengeschwür, bei Diarrhöen, bei Nierenkrankheiten, bei Typhus erlaubt und verboten sind. Wie oft habe ich schon geglaubt, eine Diät mit aller wünschenswerten Genauigkeit angegeben zu haben, und bei einer zufälligen Kontrolle habe ich mich, selbst im Krankenhaus, zu meinem Schrecken davon überzeugen müssen, daß auf dem Mittagstisch des schwer Magenkranken ein Kompott aus gedörrten Zwetschgen oder dem des Diabetikers eine dicke Reissuppe erschien. Ganz besonders dort, wo eine größere Zahl von Kranken zu verköstigen ist, also im Krankenhaus, liegt die Auswahl und die Zumessung der Speisen tatsächlich in den Händen der Schwester. Sie stellt den Speisezettel für die Küche auf, und der Assistenzarzt unterschreibt ihn nur.

In vielen Krankenanstalten und besonders in allen kleineren liegt auch die Küche und der Einkauf der Nahrungsmittel den Schwestern ob, und sie müssen in solchen Fällen zu richtigen Haushälterinnen erzogen werden. Die Küche ist das Herz des Spitals genannt worden. Aber nicht bloß im Krankenhaus, sondern auch in der Privatpflege rächt es sich, wenn diesem Herzen nicht die nötige Sorgfalt zuteil wird.

Die Versorgung mit frischer Wäsche spielt am Krankenbett und ganz besonders in den Spitälern eine große Rolle. Bei ansteckenden Krankheiten, z. B. bei Typhus, Blattern und Scharlach, ist die beschmutzte Wäsche einer der wichtigsten Träger der Infektionsgefahr, und die Häufigkeit ansteckender Krankheiten unter den Wäscherinnen ist ein Beweis dafür. Die Wärterin muß also in solchen Fällen angeleitet werden, wie sie die Wäsche zu desinfizieren hat, bevor sie der Wäscherei übergeben wird. In den Krankenhäusern wird oft mit Recht über eine unglaubliche Verwüstung an Wäsche geklagt. Die Handtücher werden kaum gebraucht fortgeworfen oder zu allen möglichen Dingen mißbraucht, bei denen sie Schaden leiden und wo Putztücher richtiger am Platze wären. Beschädigte Bettwäsche wird zerschnitten statt repariert, wollene Decken werden gekocht, so daß sie schrumpfen und unbrauchbar werden. Diesem Mißbrauch kann am besten entgegengetreten werden, indem die angehende Wärterin kurze Zeit auch in der Wäscherei und in der Wäscheabgabe beschäftigt wird. Wenn von den Spitalverwaltungen mit Recht über Verschwendung an Wäsche und an Krankenpflegeartikeln, z. B. an den so teuern Gummiwaren, geklagt wird, so wird man fragen müssen, wer der schuldige Teil ist. Meist ist es nicht der Arzt, sondern die Wärterin, welche über den Wert der ihr anvertrauten Stücke und über die zu ihrer Erhaltung notwendige Pflege nicht genügend Bescheid weiß. Und von amerikanischen Spitalpflegern ist deshalb mit Recht die Forderung aufgestellt worden, die Schwestern müßten zur Sparsamkeit im Spitalbetrieb angeleitet werden.

Eine tüchtige Krankenpflegerin soll auch zu allerlei Hausarbeit tauglich sein. Sie soll ihr Krankenzimmer selbst aufwischen und sich nicht zu gut dazu dünken, denn es ist zum Beispiel in der Privatpflege eines Scharlach- oder Diphtheriekranken unrichtig, zu diesem Zweck einen Dienstboten ins Krankenzimmer kommen

zu lassen, der dann die Infektion dem andern Hause mitteilen kann. Die Krankenpflegerin soll auch von Küche und Wäsche etwas verstehen. Aber es ist eine falsche Sparsamkeit, wenn in manchen Krankenhäusern und besonders in denjenigen der Orden die niedere Hausarbeit auch den Krankenpflegerinnen aufgebürdet wird, das Scheuern der Zimmer und Gänge, das Reinigen der Eßgeräte, die Wäsche, die Küche und das Gemüseputzen. Zu diesen Zwecken werden viel zweckmäßiger Dienstboten verwandt. Wer von den Krankenpflegerinnen verlangt, daß sie zugleich als Dienstboten, Köchinnen und Wäscherinnen dienen, der wird sich darüber nicht wundern dürfen, wenn dann die eigentliche Krankenpflege auch von Wäscherinnen und Dienstboten verrichtet wird, die zwar das Ordenshäubchen tragen, nicht aber die Ausbildung und die sauberen Hände einer wirklichen Krankenpflegerin besitzen. Auch werden wir nur dann die Töchter aus gebildeten Kreisen zur Krankenpflege heranziehen können, wenn sie nicht zu niederen Hausarbeiten mißbraucht, sondern ihrer Erziehung und Fähigkeit entsprechend verwandt werden.

Die Forderungen, welche wir für die Ausbildung in der Krankenpflege eben entwickelt haben, müssen unbedingt auch den Orden gegenüber geltend gemacht werden.

Wo und wie soll dies alles gelehrt werden?

Das kann natürlich nur in einer regelrechten Schule geschehen, und diejenigen, welche eine solche Schule gründen, seien es staatliche oder städtische Behörden, Wohltätigkeitsanstalten oder religiöse Vereinigungen, haben sich der Verantwortung voll bewußt zu sein, die sie gegenüber den Schülerinnen auf sich nehmen.

England und Amerika sind in der Gründung derartiger Schulen weit voraus gegen Deutschland, und es wird deshalb von Interesse sein, zu hören, welche Forderungen in jenen Ländern für die Pflegerinnenschulen erhoben werden. Sie müssen natürlich mit einem Krankenhause im Zusammenhange stehen, und zwar mit einem solchen, welches eine genügend große Bettenzahl aufweist, damit den Schülerinnen Gelegenheit gegeben ist, alle wichtigen Einzelheiten der Krankenpflege zu sehen und praktisch zu üben. Dementsprechend wird die Krankenpflegerinnenschule nur an solche Anstalten angeschlossen werden können, in welchen sowohl chirurgische als auch gynäkologische und interne Abteilungen vorhanden sind, in welchen vor allem auch die Infektionskrankheiten und, wenn möglich, auch die Kinderkrankheiten vertreten sind. In den amerikanischen Krankenpflegerinnenschulen ist die Einrichtung getroffen, daß die Zöglinge auf allen diesen Spezialabteilungen eine gewisse Zeit hindurch Dienst zu leisten haben. Diejenigen Krankenhausabteilungen, welche die Ausbildung von Krankenpflegerinnen übernehmen, sollten unter einheitlicher ärztlicher Leitung stehen. Nur dort, wo *ein* Oberarzt dauernd die Leitung seiner Abteilung in Händen hat und die ganze Verantwortung trägt, wird sich eine Schule mit festen Grundsätzen gründen lassen. Eine Anstalt dagegen, in welcher alle Aerzte der Stadt ihre Kranken unterbringen und selbst weiterbehandeln, und wo im selben Krankensaal und in

demselben Operationsraum zahlreiche Aerzte verordnen und operieren, eignet sich weniger. Denn keiner dieser zahlreichen Aerzte wird dann die volle Verantwortlichkeit für das Gedeihen der Anstalt tragen, und die angehende Pflegerin, welche noch nicht imstande ist, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, wird durch die Verschiedenheit der Behandlungsmethoden verwirrt, sie lernt keine festen Maximen.

Die Anfängerin sollte von besonderen Lehrschwestern auf die Abteilungen geführt und in den einzelnen Handgriffen orientiert werden, oder sie wird der Oberschwester zur Ausbildung zuzuweisen sein. Hier erhebt sich eine gewisse Schwierigkeit, weil durchaus nicht alle Oberschwestern geeignet und willens sind, die Schülerinnen zu unterrichten. Vielmehr erlebt man es oft, daß ältere Krankenpflegerinnen die Schülerinnen nur zu Dienstbotenarbeiten verwenden, sie bei den verantwortungsvollen und schwierigen Arbeiten der eigentlichen Krankenpflege kaum zuschauen lassen, und daß sie mit einer gewissen Eifersucht darüber wachen, die Anfängerin neben sich nicht aufkommen zu lassen und dadurch sich selbst dem Arzt und der Anstalt unentbehrlich zu machen. In dieser weiblichen Eifersucht der Schwestern untereinander und der älteren gegenüber den jüngeren liegt eine große Gefahr für die Ausbildung der Wärterinnen. Wer aber diese Eigenschaft geschickt zu verwerten und auszuspielen versteht, wird nicht selten auch Erfolge erzielen.

Es erscheint als eine selbständige Forderung, daß die Krankenpflege nur praktisch, d. h. in einem Spital, gelehrt werden kann. Doch gibt es auch Orden, welche sog. Krankenpflegerinnen hinaussenden, obwohl sie kein Krankenhaus besitzen und mit keinem solchen in Beziehung stehen. Ich habe es oft erlebt, daß solche Schwestern keine Ahnung von den einfachsten Anforderungen der Krankenpflege hatten. Das Häubchen macht noch nicht die Schwester. Es erweckt aber manchmal den falschen Schein, als ob man es mit einer wirklichen Krankenpflegerin zu tun hätte. Es ist eine strafwürdige Irreführung des Publikums, den Kranken eine sog. Krankenschwester ins Haus zu schicken, die niemals eine richtige Ausbildung erfahren hat. Solche Ordensschwestern mögen in manchen Kreisen beliebt sein, weil sie in Krankheitsfällen billige Dienstbotengeschäfte verrichten, aber für die Kranken sind sie eine Gefahr, und man kann ärztlicherseits nicht ernstlich genug dagegen Verwahrung einlegen, solche in der Krankenpflege nicht ausgebildete Schwestern in verantwortungsvollen Fällen heranzuziehen. Sie dienen andern Zwecken, aber nicht der Krankenpflege.

Neben dem praktischen Unterricht auf den verschiedenen Abteilungen des Krankenhauses, der natürlich die Hauptsache darstellt, muß eine theoretische Unterweisung in den obenbezeichneten Fächern Anatomie, Physiologie, Hygiene, Krankheitslehre stattfinden. Dieser Unterricht kann zum Teil von der Vorsteherin der Schule, er wird aber besser großenteils von Aerzten erteilt werden. Es hat sich als nützlich herausgestellt, besoldete Lehrkräfte zu diesem Zweck anzustellen, denn nur von solchen kann verlangt werden, daß sie regelmäßigen Unterricht in einer genügenden Zahl von Stunden erteilen. Auch muß für die nötigen Lehr-

mittel, für anschauliche Tafeln und Modelle und für leichtfaßliche Lehrbücher Sorge getragen werden. Es versteht sich von selbst, daß genügende Unterrichts- und Studienräume vorhanden sind.

Da der theoretische Unterricht und die praktische Unterweisung Hand in Hand gehen, so ist es notwendig, daß die Pflegerinnenschule und die Wohnräume der Schülerinnen auch räumlich in enger Beziehung mit dem Krankenhaus stehen, doch hat es sich als zweckmäßig herausgestellt, die Wohnräume der Schülerinnen sowie auch ihre Speise- und Unterrichtssäle nicht unter demselben Dach mit dem Krankenhause unterzubringen. Die Schülerinnen, welche an die traurigen Eindrücke des Krankenhauses noch nicht gewöhnt sind, müssen nach der angestrengten Arbeit des Tages ein Heim haben, in dem sie sich erholen und harmlose Fröhlichkeit pflegen können. Auch muß dafür Sorge getragen werden, daß sie sich in frischer Luft bewegen können, und daß nach den Unterrichtsstunden genügend Zeit zu geistiger und körperlicher Erholung bleibt. Einige der bekanntesten Pflegerinnenschulen Amerikas, welche ich zu besuchen Gelegenheit hatte, verfügen über trefflich eingerichtete Büchereien und Gesellschaftsräume, und es ist den Schülerinnen ermöglicht, in Literatur, Kunst und Musik Erholung zu suchen. Dabei sind die Schülerinnen aber doch, dem Ernst des Berufes entsprechend, einer strengen Hausordnung unterworfen, und sie wohnen in der Schule. Während früher die Schülerinnen in großen gemeinschaftlichen Schlafräumen untergebracht waren, ist man neuerdings dazu übergegangen, kleine Zimmer einzurichten, in denen sie allein oder zu zweien wohnen. Miß Mary S. Gilmour, die Vorsteherin einer der großen Pflegerinnenschulen New Yorks, tritt auf das wärmste dafür ein, daß jeder der Schülerinnen ihr eignes, wenn auch kleines Zimmer angewiesen werde, „wo sie für sich allein sein und sich auch einmal von Herzen ausweinen kann. Das tut überanstrengten Nerven so gut, wenn man sich auch schämt, es zuzugestehen". Der Besitz eines eignen Zimmerchens kräftigt das moralische Rückgrat mehr als alle Vorschriften des Unterrichts.[1]) Teilnahme an guten Konzerten und Theateraufführungen ist den Schülerinnen nicht verboten, und es wird Wert darauf gelegt, daß sie den Zusammenhang mit ihrer Familie, ihren geselligen Kreisen und ihren geistigen Interessen nicht verlieren.

Es ist im eignen Interesse der großen Krankenanstalten gelegen, solche Pflegerinnenschulen zu gründen, aus denen sie ihren Bedarf an Krankenwärterinnen rekrutieren können, doch dürfen die Aufgaben der Pflegerinnenschulen

---

[1]) "Every training school should have a home for its pupils outside of the hospital, away from the nervous strain caused by the sights and sounds of the hospital. Each nurse should have a single room (no matter if it is a little crowded) with fresh air and sunlight and simple furnishings, a place where she can dress without going into the halls for her clothing, where she can shut herself up to study when she wishes, and where she can retire for the good, old-fashioned cry that every strained nerve needs, and which we are often ashamed to own we ever need. That single room does more to stiffen the moral backbone than all the precepts of the three-years' course."

nicht unter den Bedürfnissen der Spitalverwaltung leiden, die oft geneigt ist, sich durch die Anwerbung von Schülerinnen billige Hilfskräfte für den Krankendienst zu verschaffen und diese an Stelle bezahlter Wärterinnen und als Dienstboten zu verwenden.

Welche Zeit ist notwendig, um eine Krankenwärterin in der oben geforderten Weise auszubilden? Miß Nightingale, die berühmte Begründerin des modernen Pflegerinnenwesens in England, verlangt eine Ausbildungszeit von fünf Jahren. Diese Forderung ist wohl meist als zu hoch erkannt worden. In den besten Pflegerinnenschulen Amerikas wird eine Ausbildungszeit von drei Jahren gefordert. Wo eine Ausbildungszeit von drei Jahren nicht möglich ist, wird man sich mit einer solchen von zwei Jahren begnügen müssen. Das eine dürfte aber sicher sein, daß eine Lehrzeit von einem Jahr ungenügend ist, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Die neuen preußischen Vorschriften über die staatliche Prüfung von Krankenpflegepersonen [1]) fordern „den Nachweis einjähriger, erfolgreicher und einwandfreier Teilnahme an einem zusammenhängenden Lehrgange in einer staatlichen oder staatlich anerkannten Krankenpflegeschule". — In Paragraph 13 dieser Prüfungsvorschriften sind die Wissenszweige einzeln aufgeführt, auf welche sich die mündliche Prüfung zu erstrecken hat. In Paragraph 14 ist eine praktische Prüfung vorgeschrieben, in welcher die Prüflinge ihre Kenntnisse in der Krankenpflege praktisch zu betätigen und einen schriftlichen Bericht über ihre Beobachtungen niederzulegen haben. Wer diese Prüfungsvorschriften durchliest, wird wohl zu der Ueberzeugung kommen, daß die darin aufgestellten Forderungen sich ziemlich genau mit den oben entwickelten decken und daß sie unmöglich durch einen Unterricht von einem Jahr erfüllt werden können. Trotzdem ist diese neue preußische Einrichtung einer staatlichen Prüfung des Krankenpflegepersonals auf das wärmste zu begrüßen und andern Bundesstaaten zu empfehlen, denn sie bedeutet wenigstens einen Anfang, der weitere günstige Entwicklung verspricht, und sie bricht mit dem bisher in Deutschland geübten Brauch, daß auch völlig unausgebildete Kräfte sich die Bezeichnung als Krankenpfleger oder Krankenpflegerinnen beilegen konnten, ohne einen Befähigungsnachweis zu erbringen. Wichtiger freilich als die Einführung einer Prüfung dürfte es sein, für die Gründung musterhafter Pflegerinnenschulen Vorsorge zu treffen, denn an diesen fehlt es in Deutschland noch ganz gewaltig.

Gegen die Forderung einer mindestens zweijährigen Lehrzeit, die mit regelmäßigen Unterrichtsstunden durch geeignete Lehrkräfte und mit freiem Unterhalt in einem eigens dazu eingerichteten Lehrinstitut verbunden sein muß, läßt sich das Bedenken erheben, daß dadurch sehr bedeutende Kosten erwachsen. Erkennt man aber die obenangeführten Forderungen als berechtigt an, so wird man daraus auch die Konsequenz zu ziehen haben, für die Ausbildung in diesem

[1]) Die Vorschriften über die staatliche Prüfung von Krankenpflegepersonen. Von Geheimem Obermedizinalrat Dr. E. Dietrich, Vortragender Rat im Kultusministerium in Berlin. („Deutsche medizinische Wochenschrift" 1907).

Beruf die entsprechenden Opfer zu bringen. Von einer tüchtigen Krankenpflegerin wird mit Recht ein so großes Maß von Wissen und Können und auch von Aufopferungsfähigkeit verlangt, daß man sie nicht wie einen Dienstboten bezahlen darf. Dazu kommt, daß der Beruf der Krankenpflegerin manche Gesundheitsgefahren mit sich bringt und die Kräfte frühzeitig verzehrt, so daß außer einer genügenden Bezahlung auch noch eine ausreichende Sicherstellung für den Fall der Erkrankung und Invalidität gefordert werden muß. Dieses Verlangen ist nicht unbillig und wird gewiß nicht auf ernstliche Schwierigkeiten stoßen, sind doch die Familien meistens bereit, jedes Opfer für die Wiederherstellung ihrer Angehörigen zu bringen. Auch in den Krankenhäusern und in der öffentlichen Armen- und Krankenpflege überhaupt wird man dazu übergehen müssen, das Pflegepersonal seiner Bildung und seiner Leistung entsprechend zu bezahlen und dementsprechend zu achten.

Von manchen Seiten und namentlich auch von Aerzten wird die Befürchtung erhoben werden, daß durch die obengeschilderte gründliche Ausbildung eine Klasse von Wärterinnen herangezogen wird, welche, auf ihr Halbwissen vertrauend, eigenmächtig in die Behandlung eingreifen und sich dem Arzt nicht subordinieren wollen. Daß diese Gefahr tatsächlich besteht, soll nicht geleugnet werden, und aus England und Amerika werden bisweilen Klagen darüber laut, daß die trained nurse, welche auf ihre Schulweisheit pocht, dem Arzt unbequem wird und daß sie durch ihre Ansprüche der Familie des Kranken lästig fällt. Diese Klagen sind aber ganz gewiß zu einem großen Teil darauf zurückzuführen, daß in jenen Ländern die Frau dem Manne gegenüber eine ganz andre Stellung einnimmt als bei uns und daß sie nicht gewohnt ist, sich diesem unterzuordnen. Krankenpflegerinnen, welche auf eigne Faust Kurpfuscherei treiben, welche die Anordnungen des Arztes hinter dessen Rücken bemängeln und hintertreiben, gibt es übrigens auch bei uns und gerade unter den am schlechtesten ausgebildeten Personen am häufigsten. Ein tüchtiger Arzt wird sich gerade auch bei der gebildeten Wärterin immer Respekt verschaffen. Er wird keine Schwierigkeiten haben, die vorlaute Besserwisserin in ihre Grenzen zurückzuweisen, er wird aber anderseits gerne darauf eingehen, wenn ihm die Wärterin zutreffende Beobachtungen und brauchbare Vorschläge am Krankenbette macht. Eine wohlausgebildete Wärterin ist der beste Bundesgenosse des Arztes. — Mit dem untüchtigen Arzte jedoch, der am Krankenbett stets darauf ausgeht, seine Autorität zu wahren und seine Unwissenheit zu verschleiern, brauchen wir kein Mitleid zu haben.

Damit, daß eine Krankenwärterin viel gelernt hat, ist es noch nicht getan. Ihre Brauchbarkeit hängt nicht bloß von ihrer Fachbildung, sondern vor allem auch von ihrer Persönlichkeit ab. Die Krankenpflege ist mehr eine Kunst als eine Wissenschaft und das englische Training hat darauf vielleicht etwas zu wenig Gewicht gelegt. Wir verlangen von einer Krankenpflegerin Verschwiegenheit, Takt und gute Lebensart, die sie befähigt, sich bei der Hauspflege in die Familie einzuordnen, und welche im Spital die Verträglichkeit der Schwestern unter-

einander verbürgt. Wir erwarten von einer Krankenschwester eine stete Bereitwilligkeit zur Hilfe, auch bei scheinbar unwürdigen Verrichtungen, und jene Bedürfnislosigkeit, welche das Zeichen der wahren Bildung ist. Nur die Halbbildung sucht den Wert der eignen Persönlichkeit durch die Höhe ihrer Ansprüche zu beweisen, denn sie erblickt in den Aeußerlichkeiten den Wert des Lebens. Wir verlangen eine strenge Disziplin und jene „intelligent obedience“, welche auch in schwierigen Lagen standhält, wie bei der militärischen Truppe die Feuerdisziplin.

Wir dürfen nicht vergessen, daß der Beruf der Krankenwärterin ein viel größeres Maß von Aufopferungsfähigkeit erfordert als wie derjenige des Arztes. Durch das wissenschaftliche Interesse, welches der Arzt in der Beobachtung eines Krankenfalles findet, wird er über viele Unannehmlichkeiten und Enttäuschungen seines Berufes leichter hinwegkommen, der Krankenpflegerin dagegen fehlt dieses wissenschaftliche Interesse und sie hat viel mehr unter den Schattenseiten eines Berufes zu leiden, der immer mit Krankheit und Not und so oft mit ekelerregenden Dingen zu tun hat. Der Arzt sieht den Kranken im Tag vielleicht eine Viertelstunde lang, die Wärterin hat den ganzen Tag oder die ganze Nacht und viele Wochen lang seine Klagen und seine üble Laune zu ertragen. Wenn der Arzt des Morgens bei seinem Patienten erscheint, hat die Pflegerin schon vorher, vielleicht nach durchwachter Nacht, den Kranken und das Krankenzimmer gereinigt und eine Reihe von Verrichtungen ausgeführt, zu welchen eine nicht geringe Selbstüberwindung gehört.

Die Krankenpflegerinnen sind im Spital und noch mehr in der Privatpraxis manchen sittlichen Gefahren ausgesetzt, gegen welche sie gefeit werden müssen. Nicht die Krankenpflege an sich adelt, sondern die Auffassung, welche die Krankenpflegerin von ihrem Berufe hat. Die strenge Selbstzucht, welche wir bei einer tüchtigen Krankenpflegerin voraussetzen, muß anerzogen werden, und das ist nur möglich in einem Schwesternhause oder in einer Schule, welche von dem Geiste wahrer Liebestätigkeit und Pflichterfüllung durchdrungen ist. Die hohen sittlichen Anforderungen, welche an eine Krankenpflegerinnenschule gestellt werden müssen, sind ganz besonders in den Schriften der Frau Oberin von Walmenich beleuchtet worden, und ich stehe nicht an, die Gedanken dieser begeisterten und bedeutenden Vorkämpferin der Krankenpflegerinnensache zum Edelsten zu rechnen, was die Literatur auf diesem Gebiete hervorgebracht hat.

Wir finden jene unbedingte Disziplin und den inneren Halt, die wir als eine der wichtigsten Eigenschaften einer Krankenschwester ansehen, in vorbildlicher Weise ausgeprägt bei den Orden und den Diakonissen, wo sie das Ergebnis einer jahrelangen sorgfältigen Erziehung darstellen, und das ist der Grund, weswegen weite Kreise diesen Schwestern ein besonders großes Vertrauen entgegenbringen und sie den weltlichen Pflegerinnen vorziehen. Eine feste religiöse Ueberzeugung ist ganz besonders für die Frau ein Halt, der wie kein andrer in Gefahren standhält.

Aber die Diakonissen wie die katholischen Krankenpflegeorden können un-

möglich die große Zahl von Pflegerinnen stellen, die heute in der öffentlichen und der privaten Krankenpflege erforderlich sind. Diese Schwesternschaften sind jetzt schon großenteils über ihr Können hinaus in Anspruch genommen, und man wird ihnen bisweilen nicht den Vorwurf ersparen können, daß sie einen zu großen Pflichtenkreis übernommen und an zu vielen Krankenanstalten sich beteiligt haben, so daß sie gezwungen sind, junge und ungenügend ausgebildete Schwestern an verantwortungsvolle Posten zu stellen. Die Diakonissenhäuser wie auch die katholischen Pflegerinnenorden sind deswegen nicht imstande, eine den Anforderungen entsprechend große Zahl von Schwestern heranzuziehen, weil sie sich nur aus beschränkten Kreisen rekrutieren und weil sie nach ihren Satzungen von ihren Mitgliedern einen bedingungslosen Einsatz der ganzen Persönlichkeit und eine Aufgabe der Familienzugehörigkeit fordern. Das ist nicht jedermanns Sache. So hoch wir die Verdienste einschätzen, welche sich die geistlichen Organisationen um die Krankenpflege erworben haben, so werden wir uns doch fragen müssen, ob sich ein ähnliches Ziel nicht auch ohne derartige Entsagung erreichen läßt. Die relativ junge Schwesternschaft vom Roten Kreuz und ähnliche Schwesternhäuser zeigen, daß dies wohl möglich ist. Sie stellen geringere Anforderungen an die Aufopferungsfähigkeit ihrer Mitglieder, bieten ihnen aber doch den festen und dauernden Halt eines Mutterhauses und eine ergänzende Leitung, welche für die durchschnittlichen Schwestern unentbehrlich ist. Indem sie ihre Schwestern zu bewußten Dienerinnen einer Organisation und einer gemeinnützigen Idee machen, heben sie diese in moralischer wie auch in sozialer Hinsicht. Wenn in der Organisation dieser Schwesternschaften jetzt noch manche Schwierigkeiten sich geltend machen, so ist doch mit Sicherheit zu erwarten, daß diese mit der Zeit überwunden werden. Diese Schwesternschaften haben die Aufgabe, auch solchen Elementen den Zugang zur Krankenpflege zu ermöglichen, die sich nicht zur Aufgabe ihrer Familienbande und ihrer Interessen entschließen können. Wenn von diesen Schwestern nicht jener unbedingte Gehorsam gefordert wird, der den Orden eigentümlich ist, indem sie zum Beispiel nicht gegen ihren Willen versetzt werden können, wenn ihnen ferner die Teilnahme an passenden Vergnügungen, an Konzerten und guter Geselligkeit nicht versagt ist, wenn ihnen die Rückkehr in die Familie und die früheren Gesellschaftskreise ohne Schwierigkeit freigestellt und die Möglichkeit der Heirat nicht verschlossen ist, so wird dadurch die Brauchbarkeit dieser Krankenpflegerinnen in keiner Weise beeinträchtigt, wohl aber werden sich unter solchen Bedingungen viele brauchbare Elemente der Krankenpflege zuwenden, welche nicht in sich den Beruf fühlen, ihr ganzes Leben einem Orden zu opfern. In den Jahresberichten der englischen und amerikanischen Krankenpflegerinnenschulen werden die Namen derjenigen Pflegerinnen aufgezählt, die aus den früheren Jahrgängen hervorgegangen sind. Eine nicht geringe Zahl dieser Namen trägt den Vermerk, daß die Trägerin später die Ehe eingegangen ist. Der Hinweis auf die Häufigkeit dieses Ereignisses dürfte kaum geeignet sein, die Anziehungskraft dieser Schwesternverbände herabzusetzen.

Auch unter den freien Krankenpflegerinnen, welche nicht einem geistlichen

oder der öffentlichen Wohlfahrt dienenden Mutterhause angehören, finden sich viele brauchbare Elemente. Der Umstand, daß sie diesen Beruf ergriffen haben, um ihr täglich Brot zu verdienen, ist kein Grund, geringer von ihnen zu denken. Es ist zu begreifen, daß diese freien Pflegerinnen sich neuerdings zu Verbänden zusammengeschlossen haben, denn eine derartige Organisation ermöglicht einmal dem Publikum, in Krankheitsfällen rasch eine Pflegerin zu finden, auch wird die Abstoßung zweifelhafter Elemente erleichtert. Die Vertrauenswürdigkeit solcher Organisationen wird wesentlich von dem Charakter ihrer Vorsteherin abhängig sein.

Die Erfahrung lehrt, daß auch Mädchen aus einfacheren Kreisen des Volkes in der Krankenpflege Vorzügliches leisten, und durch dieses Zugeständnis ist die Frage entschieden, welche Schulbildung zum Eintritt in eine Krankenpflegerinnenschule als erforderlich angesehen werden muß. Ein gesunder Menschenverstand, Beobachtungstalent und Lernfähigkeit wird auch bei solchen Mädchen gefunden, welche nur die Volksschule absolviert haben. Klugheit und Schulwissen sind verschiedene Dinge, es kann jemand viel gelernt haben und doch dumm und unbrauchbar sein. Würden wir diejenigen jungen Mädchen, die nur die Volksschule absolviert haben, von dem Beruf der Krankenpflegerin ausschließen, so würden sehr viele brauchbare Elemente diesem Berufe verloren gehen. In Amerika wird zum Eintritt in eine Pflegerinnenschule der Nachweis einer Bildung erfordert, welche ungefähr dem unsrer Mittelschulen entspricht. Diesem Umstand ist es zweifellos zu verdanken, daß die soziale Stellung der Pflegerin dort höher ist als bei uns und daß sie von den Aerzten wie auch von den Familien als Dame behandelt wird. Wenn wir nach unsern deutschen Erfahrungen die Mädchen mit einfacher Volksschulbildung durchaus nicht von dem Pflegerinnenberuf ausschließen möchten, so ist es doch anderseits sehr wünschenswert, daß sich auch die Töchter aus gebildeten Kreisen mehr und mehr der Krankenpflege zuwenden. Im Krankenhaus wird der Ton der Kranken ein ganz andrer, wenn eine gebildete Schwester den Saal versieht. Die Patienten haben größeren Respekt vor ihr. In der Hauspraxis ist es vielen Kranken eine große Erleichterung, mit ihrer Pflegerin auch über geistige Interessen sprechen zu können, sich von ihr vorlesen zu lassen und ihr Briefe zu diktieren. Namentlich bei chronischen Krankheiten und bei Nervenkrankheiten kann eine gebildete Schwester unendlich viel Nutzen stiften. Der Tag ist diesen Kranken so lang, das Gesprächsthema bald erschöpft, es ist diesen Kranken eine Wohltat, von Dingen reden zu hören, die ihrem eignen Interessenkreise angehören. Auch werden sich ungeduldige oder anspruchsvolle Kranke einer gebildeten Schwester gegenüber viel weniger Freiheiten erlauben als einer solchen aus Dienstbotenkreisen. In vielen Fällen, nicht nur in der Privatpraxis, sondern auch im Spital, ist es sehr erwünscht, wenn eine Schwester fremder Sprachen mächtig ist. Der Italiener, Franzose oder Engländer, der, des Deutschen unmächtig, durch seine Krankheit in ein Spital verschlagen wird, ist glücklich darüber, wenn er seine Beschwerden und Bedürfnisse der Schwester verständlich machen kann, aber auch gebildete Ausländer,

welche eine fremde Sprache gelernt haben, sind im Falle einer ernsten Krankheit zu müde, um sich in dieser ausdrücken zu können, und fühlen sich sehr erleichtert, wenn sie mit der Wärterin oder dem Arzte in ihrer Muttersprache sprechen können.

Schließlich bedürfen wir der Krankenpflegerin aus gebildeten Kreisen unbedingt, sobald es sich darum handelt, die Oberin eines Schwesternhauses zu wählen. Eine Oberin muß nicht bloß in allen Zweigen ihres Berufes ausgebildet sein, sondern sie muß auch gebildet sein. Nur eine wirklich gebildete Frau ist imstande, die Erziehung und die sittliche Leitung der ihr anvertrauten jungen Schwesternschaft zu führen. Ebenso wie beim Militär der Offizier aus andern Kreisen stammt und eine andre Ausbildung erfahren hat als der Soldat oder Unteroffizier, so ist es auch in der Krankenpflege nicht immer möglich, die Oberin aus dem Kreis der altgedienten Abteilungsschwestern zu entnehmen. Sie muß viel wichtigeren Aufgaben gewachsen sein. Es ist erstaunlich schwierig, Frauen zu finden, welche sich für die Stellung einer Oberin an einem Krankenhause, einer Pflegerinnenschule oder auch einer Privatklinik eignen. Die Anforderungen, welche an eine solche gestellt werden, sind sehr groß. Sie muß nicht nur in geistiger Beziehung über den ihr untergebenen Schwestern stehen und die Fähigkeit haben, ihr Institut allen Kreisen der Bevölkerung gegenüber würdig zu vertreten, sondern sie muß auch in wirtschaftlicher Beziehung ihre Anstalt leiten können. Die finanziellen Angelegenheiten, der Verkehr mit den Behörden und den Krankenkassen liegen in ihren Händen. Es muß also nicht bloß dafür gesorgt werden, daß solche Kräfte sich dem Krankenpflegeberufe zuwenden, welche nach ihrer Ausbildung und Veranlagung für die leitende Stellung einer Oberin geeignet sind, vielmehr muß solchen Kräften auch die Gelegenheit gegeben werden, sich zu diesem Beruf besonders auszubilden. Diesem Zweck dient u. a. die Oberinnenschule in Kiel.

Die Krankenpflege ist ein eminent weiblicher Beruf, der an die edelsten Eigenschaften der Frau appelliert und sie zur vollen Entfaltung bringt. Dieser Beruf ist insofern eminent weiblich, weil darin die Frauen tatsächlich Besseres leisten als die Männer, anders als in dem Beruf der Aerztin, Lehrerin und Künstlerin, wo die Frauen darum kämpfen müssen, es den Männern gleich zu tun. Und doch sehen wir merkwürdigerweise, daß es gerade bei diesem Berufe am Angebot von Kräften, namentlich aus den gebildeten Kreisen, fehlt, während große Scharen junger Mädchen den Hochschulen und dem Studium der Künste zuströmen — wie oft mit so geringem Erfolg! Wie wenige von ihnen erreichen das Ziel und wie häufig endet dieser Flug mit bitteren Enttäuschungen, mit Krankheit aus Ueberanstrengung und selbst in wirklicher Not!

Betrachten wir dagegen den Schwesternverband eines großen Krankenhauses. Die Schar junger Lehrschwestern in ihrer einfachen und schmucken Tracht, deren Augen froh unter der weißen Haube leuchten. Die älteren Schwestern ein Bild der weiblichen Würde, verklärt von dem befriedigenden Bewußtsein, ein nützliches und unentbehrliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein.

Was können wir tun, um diesem Beruf mehr Kräfte zuzuführen? Wir

müssen bestrebt sein, den Stand der Pflegerin in jeder Weise zu heben, damit er auch auf die Töchter der gebildeten Stände seine Anziehungskraft ausübt; wir müssen ihr Interesse und ihr Verständnis für den kranken Menschen erwecken, damit sie nicht Dienerin, sondern intelligente Gehilfin des Arztes werden. Wir müssen dafür sorgen, daß die Pflegerinnen nicht überangestrengt werden, daß ihnen viel mehr Zeit bleibt, neben dem schweren Dienst auch geistige Interessen zu pflegen und an den wahren Freuden des Lebens teilzunehmen; wir müssen ihre materielle Lage verbessern und ihnen die Sorge für die Zeiten der Krankheit und des Alters abnehmen. Wir müssen Schwestern mit der Achtung und den geselligen Rücksichten entgegentreten, welche die gebildete und tüchtige Frau verdient.

Das Gefühl innerer Befriedigung im Beruf, die Achtung und der Dank der Mitmenschen, das sind Werte, welche auch in unsrer materiellen Zeit ihren Kurs nicht verloren haben.

D. F. Strauß und die Theistenkirche[1]

Von

Professor Ernst Hermann (Baden-Baden)

Strauß kennt, soviel ich weiß, den Namen Theistenkirche nicht. Er spricht von denen, die seinen Glauben teilen, den Wir, die hinter seinem Ich stehen und die nicht bloß nach Tausenden zählen. Aber eine Kirche, eine Gemeinde, selbst einen Verein bilden sie einstweilen nicht. Strauß weiß sehr wohl, daß man in der Außenwelt nichts wirken kann, wenn man nicht zusammensteht, sich verständigt und dieser Verständigung gemäß mit vereinigten Kräften handelt. Aber, sagt er, für den Augenblick wollen wir noch gar keine Aenderung in der Außenwelt. Die idealen Elemente im Völkerleben neu zu organisieren, scheine ihm die Zeit noch nicht gekommen. Einstweilen genüge es, durch öffentliche Vorträge, vor allem durch die Presse dahin zu wirken, daß sich aus der unvermeidlichen Auflösung des Alten in Zukunft ein Neues von selber bilde.

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Im Kampfe gegen den Atheismus wäre eine Theistenkirche, welche die sehr große Zahl der Ungläubigen zum Gottesglauben zurückführen könnte, ein sehr wirksames Mittel. Der Staat und die Gesellschaft müßten rechtzeitig daran denken, daß kein äußerliches Kirchentum vor dem Anwachsen des Atheismus schützt und daß viele Tausende in der Volksmenge in fast erschreckender Weise nicht nur vom Konfessionalismus, sondern auch vom Gottesglauben abfällig geworden sind. Es wäre deshalb nötig, daß sowohl der Staat als auch Mitglieder aller Konfessionen im vitalsten politischen, sozialen und ethischen Interesse sich durch Schaffung einer gegen keine Konfession gerichteten Theistenkirche vor dem Umsturz durch den Atheismus schützen. Vielleicht kann obiger Artikel dazu beitragen, Theistengemeinden ins Leben zu rufen, welche wie in England und in einigen andern Ländern eine segensreiche Wirkung auf die Moral und auf den sozialen und konfessionellen Frieden ausüben könnten.

Strauß hatte nach einem anstrengenden, in steten Kämpfen zugebrachten Leben die Schwelle des Greisenalters überschritten, als er so schrieb. Er hatte bereits die Stimme des Hausherrn vernommen: „Tue Rechnung von deinem Haushalten, denn du wirst hinfort nicht lange mehr Haushalter sein." Er tat, was er als seinen Auftrag erkannt hatte, er legte unerschrocken im „alten und neuen Glauben" sein letztes Bekenntnis ab:

Auf, alter Krieger, laß das Bangen
Und gürte deine Lenden!
Im Sturme hast du angefangen,
Im Sturme sollst du enden.

Dann starb er, den Ausbau seines Werkes der Zukunft überlassend. Mit diesem Bau tatkräftig zu beginnen, die Kirche der Zukunft nicht nur als Traumbild ins Auge zu fassen, sondern ins Leben zu rufen, stellt sich jetzt, ein Menschenalter nach Strauß' Tode, mehr und mehr als dringende Notwendigkeit heraus. Man ist des konfessionellen Haders in den weitesten Kreisen gründlich satt und findet ihn mit dem Wohl des paritätischen Staates unvereinbar. Man sehnt sich nach den Zeiten zurück, wo nicht nur in der evangelischen, sondern auch in der katholischen Kirche der Rationalismus die Oberherrschaft hatte, wo „Nathan der Weise" und „Luise" von Voß wahre Erbauungsbücher waren, wo die weltliche und kirchliche Regierung ihre wichtigste Aufgabe in der Aufklärung des Volkes sah. Heute bemüht sich das römische Kirchenregiment, mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, die freie Forschung zu unterdrücken. Auch in der evangelischen Kirche steht, wenigstens in Preußen, das Kirchenregiment mehr auf seiten der Altgläubigen als der Liberalen. So sucht man das Recht der Gemeinden auf die Wahl der Pfarrer zugunsten der kirchlichen Oberbehörden zu verkürzen. Wird durch solche Maßregeln von oben das kirchliche Interesse der Bürgerschaft geschädigt, so werden anderseits die Arbeiter durch die Sozialdemokratie der Kirche entfremdet. Damit aber raubt man dem Volk unersetzliche Güter, Güter, für die alle Fortschritte auf materiellem Gebiet keinen Ersatz bieten. Mehr als je ist es heute geboten, eine große Friedensliga ins Leben zu rufen, die nicht niederreißen, sondern aufbauen will, die das Wahre, Gute und Schöne in allen Konfessionen anerkennt und in ihrem Kultus zum Ausdruck bringt. Wissenschaft und Kunst sollen sich hier in ihrer höchsten Vollendung mit der Religion vereinigen, um der versammelten Gemeinde zu geben, was sie sucht, wahrhafte Erbauung.

Für eine solche Vereinigung hat der Herausgeber dieser Monatsschrift den Namen Theistenkirche in Vorschlag gebracht. Der Name soll so bestimmt als möglich den positiven Charakter der neuen Gemeinschaft ausdrücken. Was sind Theisten? Was ist das für ein Gott, zu dem sie sich bekennen? Die erste Bitte im Vaterunser lautet: „Geheiliget werde dein Name!" Der Name ist die sprachliche Bezeichnung für die Vorstellung, die wir von einem Gegenstand haben. Die erste Bitte geht also darauf hinaus, daß unsre Vorstellung von Gott immer mehr geheiligt werde. Sie wird bei der Mangelhaftigkeit unsers Erkenntnis-

vermögens niemals ganz dem Wesen Gottes entsprechen, aber jeder Schritt, der diesem Ziel näherführt, ist ein Gewinn für die Menschheit. Die Theistenkirche nun öffnet ihre Tore allen, die an der Vervollkommnung unsrer Gotteserkenntnis mitarbeiten wollen, die sich nicht zu einem ein für allemal abgeschlossenen Dogma, sondern zum Recht der Forschung und des Fortschrittes auch auf religiösem Gebiet bekennen.

In diesem Sinn gehört Strauß zu den Theisten und mit ihm die Tausende und aber Tausende, die ihn zum Führer erwählt haben, ohne sich öffentlich zu ihm zu bekennen. Worin besteht denn aber das religiöse Leben von Strauß und seinen Jüngern und in welchen Kultusformen wird es seine Befriedigung finden?

Von Strauß, seinem Leben und seinem Lebenswerk ist anläßlich seines hundertjährigen Geburtstages auch in diesen Blättern eingehend gesprochen worden. Der Kreis um ihn, sein intimer Freundeskreis, gibt nicht minder treue Kunde von seinem geistigen Leben. Seine Briefe, zumal die schöne Auswahl von Zeller, gewähren einen köstlichen Einblick in diese Genossenschaft. Fast alle haben durch ihr rückhaltloses Bekenntnis zu der von Strauß geleiteten freien Forschung ihren Lebensweg erschwert, ihr Kirchenamt teilweise verloren. Ihr Leben gibt den Beweis, daß in den engen Mauern der Konfessionskirchen für rückhaltlose Freunde der Wahrheit kein Platz ist, während diese gerade in der Theistenkirche die rechte Stelle finden würden.

Der idealste in dem jugendlichen Freundeskreise war Christian Märklin. Strauß hat (1851) sein Lebens- und Charakterbild gezeichnet zum Beweise, daß umfassende Geistesbildung, mag sie auch mit dem Kirchenglauben entschieden gebrochen haben, nicht etwa Zerflossenheit des Charakters mit sich führe, im Gegenteil dem Willen feste Zielpunkte und Kraft und Ausdauer im Hinstreben nach diesen verleihe. Märklin hatte seine Studienzeit im Seminar zu Blaubeuren und im Tübinger Stift mit Strauß zusammen durchgemacht; seit 1834 wirkte er als zweiter Stadtgeistlicher (Helfer) in Calw. Hier setzte er nicht nur seine wissenschaftlichen Studien mit großem Eifer fort, er sah vor allem seinen Beruf in der sittlichen Volkserziehung. Um von vorn anzufangen, begründete er erst eine Kleinkinderschule, deren vortreffliche Einrichtung später oft als Muster diente. Weiter rief er einen Lese- und Lernverein für die heranwachsende männliche Jugend und die Bürger, die sich fortbilden wollten, ins Leben; eine Fortbildungs- und Industrieschule gab auch den Mädchen Gelegenheit zum Weiterlernen. Wichtiger noch für die sittliche Erziehung schien dem Unermüdlichen die Armenpflege; hier ging er mit werktätigem Beispiel voran, nahm ein verlassenes Kind in sein Haus auf, brachte einen Frauenverein zur Pflege der Armen und Kranken zustande und wirkte durch eine Schrift über unser Armenwesen und seine Behandlung auch in weiteren Kreisen. Wußte sich Märklin in solchen Bestrebungen eins mit den württembergischen Pietisten, die in Calw ihren Hauptsitz hatten, so war ihm anderseits die Engherzigkeit und Beschränktheit der pietistischen Kreise um so peinlicher. Nur mit Widerstreben hielt er die Missionsstunden, die

von ihm erwartet wurden. „Da läßt man," sagte er, „die Proletarier als Nichtmenschen herumlaufen und bekehrt die Heiden, statt daß man die Christen zu Menschen bekehren sollte." Daß die Pietisten nur in ihrer engen Gemeinschaft das wahre Christentum verkörpert sahen, war für den Wahrheitssinn Märklins unerträglich. Er fühlte sich berufen, dem Pietismus in streng wissenschaftlicher Darlegung seine geschichtliche Stellung in der Kirche anzuweisen und damit den Beweis zu führen, daß man ein guter Christ sein könne, ohne ein Pietist zu sein. So entstand seine Schrift: „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus," Stuttgart 1839. Ein verhängnisvoller Schritt für Märklin wie die Herausgabe des „Lebens Jesu" für Strauß, in seinen Folgen der deutliche Beweis für die Unvereinbarkeit wissenschaftlicher Tätigkeit mit den Forderungen des Konfessionskirchentums! Verschließt der junge Geistliche seine wissenschaftliche Ueberzeugung in sich, spricht er zu der ihm anvertrauten Gemeinde wie zu Kindern, gibt er ihnen nach dem Worte des Apostels Milch zu trinken, da sie feste Speise noch nicht ertragen können, so kann er's bei großer Vorsicht dahin bringen, daß er unangefochten bleibt. Glaubt er aber im Bewußtsein des redlichen Forschers mitsprechen und mitschreiben zu dürfen, greift er, wie Märklin, mit dem Pietismus auch die kirchliche Rechtgläubigkeit an, dann ist seine amtliche Stellung ernstlich gefährdet. Die Pietisten gingen ihm nicht mehr in die Kirche oder doch nur, um jedes unvorsichtige Wort in ihren Blättern zur Anzeige zu bringen; er und seine Anhänger wurden als Vertreter einer alle religiöse, sittliche und gesellschaftliche Ordnung untergrabenden Tendenz angeklagt, seine Stellung wurde mit jedem Tage unleidlicher. Besonders schmerzlich war's für ihn, daß auch sein verehrter und geliebter Vater, damals Prälat und Generalsuperintendent in Heilbronn, über den Freimut des Sohnes verstimmt war und ihm riet, den unseligen Streit abzubrechen. Darauf gab der Sohn die herrliche Antwort: „Ich kann aber doch, lieber Vater, einen Streit nicht unselig nennen, in dem es sich um die höchsten Wahrheiten handelt, in dem ich nichts will und suche als Wahrheit. Ich hätte allerdings schweigen und mich gar nicht in diesen großen Streit des Tages einmischen können, aber was ist edler und ehrenvoller, zu schweigen und untätig zuzusehen mit dem inneren Vorwurf, daß man das nur aus Furcht tue, und seine eigne Denkart sorgfältig vor aller Welt zu verstecken, oder offen zu reden, wie es einem ums Herz ist, und dem Drange des Gewissens Raum zu geben, hätte man auch nichts als Schaden davon? Du kannst gewiß nicht wollen, daß ich mir selber und meiner Ueberzeugung untreu werden soll gegen den zweideutigen Gewinn, mit andern im Frieden zu leben, der doch nur ein scheinbarer Friede wäre, wobei sie mir doch nicht trauen und mich als Ketzer, nur als einen versteckten, ansehen würden." Seine Ansichten und Ueberzeugungen seien nichts Zufälliges, sondern das Ergebnis der Entwicklung der bisherigen Theologie. Je nach seiner Stellung in der Kirche und der Eigentümlichkeit seiner Natur werde der einzelne in diese Kämpfe hineingezogen. Daß seine — Märklins — Schrift über den Pietismus, das Ergebnis seines wissenschaftlichen Nachdenkens, zu literarischen Streitigkeiten führen würde, habe er sich gedacht. Der Streit sei

heftiger geworden, weil gegenwärtig eine allgemeine Spannung und Reizbarkeit auf religiösem Gebiet herrsche. „Allein was tut's! Der Schaden kann höchstens meine Person treffen; im ganzen kann auch dieser Streit für Wissenschaft und Kirche nur von Gewinn sein."

Im Verlauf des Kampfes kam Märklin mehr und mehr zu der Erkenntnis, daß die Kluft zwischen dem alten Kirchenglauben und der modernen Forschung nicht zu überbrücken sei. Der Himmel der Kirche, in dem Gott und Christus persönlich thronen, ist unser Himmel nicht. Der leidende Gottessohn steht im Mittelpunkt der Kirchenlehre; wir stellen ihn mit ähnlichen Vorstellungen heidnischer Religionen auf eine Linie. Die Kirche verlangt Unterwerfung unter die Autorität der Bibel; wir sehen in dieser ein aus Mythen, Irrtum und Wahrheit zusammengesetztes Buch. Es handelt sich nicht mehr um eine Fortentwicklung, sondern um eine Revolution, wie sie Christus gegen das positive Judentum, Luther gegen die katholische Hierarchie unternahm und ausführte. „Ich kann nicht," schreibt Märklin einem Freunde, „im Dienste einer Kirche bleiben, gegen die ich mich im Zustande heimlicher Empörung befinde."

Weitaus das liebste wäre ihm nun gewesen, in einen religiösen Kreis einzutreten, der im Glauben die heutige Wissenschaft, im Handeln die edelste Humanität zur Grundlage gehabt hätte. Sein höchster Wunsch war, Prediger einer solchen neuen religiösen Gemeinschaft zu werden. Aber sie selbst zu gründen, dazu fehlte ihm, das fühlte er wohl, die elementare Kraft. Märklin wäre eine Säule der Theistenkirche geworden, wenn es damals eine solche gegeben hätte. Um nicht in einem einstweilen noch aussichtslosen Kampf unterzugehen, vertauschte er die Theologie mit der Philologie, was ihm nach seinen Vorstudien keine Schwierigkeiten machte. Er bewarb sich um eine eben erledigte Professur am Heilbronner Gymnasium, und sie wurde ihm ohne vorangehende Prüfung, seiner der Behörde wohlbekannten Tüchtigkeit wegen, zuerst provisorisch, dann definitiv übertragen. „Ja, lieber Freund," schrieb er an Strauß, „die ganze Welt taugt nichts und auch wir selber zu nichts mehr, als daß wir vielleicht die größere Einsicht haben, daß sie nichts taugt. Die frische Energie des Handelns, die ungebrochene Kraft des Willens fehlt uns. Wir müssen auch zuvor noch begraben sein, damit die neue Zeit sich über unsern Gräbern erheben kann. Wir sind nicht die Organe des Weltgeistes; auch über uns wird die Nachwelt gerechtes Gericht halten." — „Freilich," erwidert Strauß, „die Quellen unsrer Fehler müssen wir lebenslänglich mit uns herumschleppen: Du wirst immer zu weich und rücksichtsvoll, ich ehrgeizig und aufbrausend bleiben. Doch auch in dieser Beziehung hat uns das Schicksal recht bedacht: Dich auf einen Posten und in eine Lage versetzt, wo Du vieler Rücksichten überhoben bist; mir meinen Ruhmsuchtsrachen gestopft und damit auch die Leidenschaftlichkeit gekühlt, einzelne Anfälle theologischer Wasserscheu natürlich vorbehalten."

Märklin starb schon in seinem dreiundvierzigsten Lebensjahre. Dagegen hat ein andrer intimer Freund Strauß das ganze Leben hindurch begleitet, und der Briefwechsel zwischen den beiden bietet eine der anziehendsten Quellen für das

geistige Leben von Strauß und seinen Jüngern. Ernst Rapp, geboren 1806, wurde im Tübinger Stift mit Strauß bekannt. „Gut ein Vierteljahrhundert," schrieb ihm Strauß im Januar 1856, „ist jetzt unsre Freundschaft alt. Ihre Anfänge zwar, wie die großer Reiche, verlieren sich ins Dunkel der Vorgeschichte. Daß der teure Märklin an ihrer Wiege stand, gibt ihrem Ursprung eine höhere Weihe. Deine berühmte Predigt half jedenfalls zu ihrer Entstehung mit." Diese Predigt, von der ich in Tübingen noch 1859 habe sprechen hören, behandelte in gemütlich-humoristischer Weise die Bitte des Paulus an den Timotheus (2. Tim. 4, 13), ihm seinen Mantel, den er bei Karpus in Troas habe liegen lassen, mitzubringen. Eine naturwüchsige Offenheit und Liebenswürdigkeit, eine durch Reflexion nicht allzusehr angekränkelte ferngesunde Lebensauffassung und ein ungekünstelter Humor öffneten dem stattlichen jungen Mann leicht die Herzen. Er war zweimal glücklich verheiratet, und „sein geräumiges Pfarrhaus gab für die blätterreiche Rose seines Familienkreises den würdigen Kelch". Strauß konnte ihn an seinem fünfzigsten Geburtstag einen Glücklichen nennen. Die Natur, der er treu gewesen, habe ihn gesegnet, und die Sitte, der er mit freiem Sinn huldige, habe den Gaben der Natur ihre Weihe verliehen. „Du hast Freude genossen und Leiden zur Erweiterung und Befestigung Deines Wesens verwendet. Du hast Frau und Kinder, liebe Sorgen, schöne Hoffnungen, hast Freunde, die Dich lieben und achten. Unter andern denjenigen, der nur mit dem Leben aufhören wird zu sein Dein D. F. Strauß."

Der Schwerpunkt in Rapps Leben war nicht die wissenschaftliche Forschung, sondern die praktische Seelsorge des Landpfarrers. Strauß hätte in dieser idyllischen Tätigkeit ohne Zweifel auf die Dauer kein Genüge gefunden, aber er wußte sie zu schätzen und sah in Freund Rapp das Vorbild eines glücklichen Dorfpredigers. In der schönen asklepiadeischen Ode an Rapp singt er von ihm:

Als ein Hirte des Volks wandelst du, oft begrüßt,
Durch die Gassen des Dorfs, wandelst du durch die Flur,
  Und von luftiger Höhe
    Ueberschaust du dein Königreich.

Freu dich lange des Glücks, das dir ein Gott beschied!
Ich, so gut ich's vermag, stehe dem Mißgeschick,
  Bis von beiden die Menschen
    Sagen werden: Sie waren einst.

Nur in Büchern alsdann auf dem bestaubten Brett
Zwischen Spinnen und Wust lebet dein Freund noch fort;
  Selten öffnet die Blätter
    Noch ein Leser und löst den Geist.

Doch du, Bester, auch dann noch der Beglücktere,
Lebst in Wiesen und Wald, lebst in dem klaren Fluß,
  Webst in Lüften und Lichtern
    Als der Genius jener Flur. — —

Manchem Wanderer dann, welcher die Straße zieht,
Manchem Ackerer, der müde nach Hause kehrt,
Wird ein Mann sich gesellen,
Weisheit redend im dunkeln Rock.

Sie erkennen ihn nicht, wenn er, dem Dorfe nah,
Sich mit freundlichem Gruß kehrt nach dem Seitenpfad;
Doch die sinnige Rede
Lebt den Männern im Herzen fort.

Eines Tages vielleicht wandelt ein künftiger
Volkshirt dort aus dem Haus hinter dem Lindenbaum
Nach dem Wald, und im Moose
Sitzend, zieht er ein Buch hervor.

Liest vom Ritter, wie kühn einst er den Würfel warf,
Wie das Spiel er verlor und auf der Insel starb. —
Horch, da rauscht's in den Zweigen,
Weht die Blätter des Buches um.

Sei willkommen, o Freund, der mich im Winde grüßt!
Wie ist's traurig, gebannt stecken im engen Buch!
Komm und nimm in die Freiheit,
In die große Natur mich mit.

Mit der geistlichen Praxis vertrug sich sehr wohl die Abfassung einer Art Katechismus: „Christlicher Religionsunterricht für Lehrer und Schüler.“ Schwäb.-Hall 1841. Strauß lobte die eigentümliche Verbindung von Spekulation mit herzlicher, ja der Form nach kindlicher Frömmigkeit. Man erkenne den Verfasser darin, spüre überall seinen Puls- und Herzschlag und das Schalkhafte bei aller wirklichen Treuherzigkeit. Im übrigen riet Strauß dem Freunde dringend ab, sich in die theologischen Tageskämpfe einzumischen. Die Schriftstellerei sei überhaupt sein Beruf nicht. Gegen das, was er unmittelbar im persönlichen wie im brieflichen Verkehr gebe, könnten seine wissenschaftlichen Abhandlungen nicht aufkommen. So natürlich und ehrenwert es scheine, seine Ueberzeugungen in den letzten Fragen auch öffentlich kundzugeben, so dürfe ein Pfarrer diesem Wunsch auch nur so weit nachkommen, als es die Verhältnisse erlaubten. Durch sein Amt hat er die Verpflichtung auf sich genommen, der Gemeinde ihren Glauben vorzutragen. Ist dieser Glaube auch der seinige, um so besser! Wo nicht, darf er ihr doch kein Stück ihres Glaubens unterschlagen, schon weil er sich dadurch jede weitere Einwirkung auf die Leute abschneidet. In der Art jedoch, wie er ein Stück voranstellt, das andre zurück, wird er allmählich die Auffassung, die er für die rechte hält, vorbereiten, das Irrige unschädlich, das Wahre und Gute fruchtbar machen.

Wie sehr solche Mahnungen zur Vorsicht am Platze waren, sollten die beiden Freunde inne werden. Strauß hatte die Herbstferien 1857 und 1858 mit seinen Kindern in Münkheim bei Hall, wo Rapp Pfarrer war, zugebracht, nicht im Pfarrhause, sondern im Gasthof, aber doch in stetem freundlichem Verkehr;

Sonntags besuchte er mit den Kindern die Kirche. Daß ein solcher Besuch den Bauern auffiel, ist sehr erklärlich; warum sie aber daran Anstoß nehmen sollten, läßt sich nicht einsehen. Kurz nachdem Strauß nach Heidelberg zurückgekehrt war, meldete Freund Rapp, er sei vor seinen geistlichen Vorgesetzten, den Prälaten Mehring, beschieden, und zwar wegen des Aufenthalts von Strauß in seinem Dorf und im Pfarrhause. Strauß fand den Versuch, dem alten Freund den Verkehr mit ihm zu versagen, höchst empörend. Er wandte sich mit einer Beschwerdeschrift an das Ministerium, allein der Kultusminister, der Strauß wegen eines Angriffs auf das Konkordat zürnte, wies die Beschwerde mit vornehmer Blasiertheit zurück. Rapp aber geriet um diese Zeit dadurch in einen neuen Prozeß, daß er den Kindern in der Religionsstunde allerhand Ketzereien vortrug. Der Prälat konnte das als nachträgliche Rechtfertigung seines Vorgehens gegen Rapp benutzen. In das Pfarrhaus zu Münkheim aber, wo der vielfach umgetriebene Strauß so oft Zuflucht und Ruhe gefunden, zog nun für längere Zeit Verwirrung und Jammer aller Art ein. Die Bauern wurden gegen ihren Geistlichen aufgehetzt, und er lernte das Volk jetzt erst von seiner bestialischen Seite kennen. Sie hatten alles vergessen, was er ihnen Gutes erwiesen, und verlangten mindestens nach einem Vikar, der den Unterricht geben und den Pfarrer überwachen könne. Zu allem Unglück starb ihm jetzt noch die wackere Lebensgefährtin, und er mußte die teure Leiche in dem feindseligen Ort zurücklassen. Er möge sich damit trösten, schrieb ihm Strauß, daß die Erde überall des Herrn sei. Die Gattin sei einem unheilbaren Uebel zeitig entnommen. Diesen *ihren* Vorteil möge Rapp dem eignen Verlust gegenüber schwer in die Wagschale fallen lassen. Von der Abdankung riet Strauß entschieden ab. Unterkriegen lassen dürfe er sich nicht: gegen einen Vikar, der zu seinem Wächter bestimmt sei, möge er sich standhaft wehren. Dagegen sollte er sich zu einer andern Stelle melden, da es ihm unter den abtrünnigen Menschen in Münkheim nicht mehr wohl werden könne und er auch aus dem Sprengel des Prälaten Mehring heraus müsse. So geschah's denn auch, und Rapp wurde von Münkheim nach Schömberg bei Freudenstadt versetzt, wo er noch sieben Jahre als Pfarrer wirkte. Dann trat er in den Ruhestand und starb 1879 als Pensionär in Stuttgart.

Märklin und Rapp gehören durchaus nicht zu den glänzenden Sternen im Kreise der Freunde von Strauß. Namen wie die von Fr. Theodor Vischer, Ed. Zeller, Kuno Fischer, Gervinus haben einen ganz andern Klang. Aber gerade weil die beiden mehr den Durchschnitt der gründlich gebildeten Theologen vertreten, können sie auch am besten zeigen, wie schwer es in der heutigen Kirche ist, zwischen der Skylla des Glaubens und der Charybdis des Wissens durchzukommen. Auch der wahrheitsliebende Märklin hatte sich dem Pietismus gegenüber zu allerlei unerfreulichen Akkommodationen und Umdeutungen genötigt gesehen. Er würde seine Stellung nicht in dieser Weise verteidigt haben, wenn er den Fuß aufs feste Land einer außerkirchlichen Stellung gesetzt hätte.

Da steht zum Beispiel im Mittelpunkt des Lebens und der Kirche Luthers die Rechtfertigungslehre. Die Gemütszustände, aus denen sie hervorgehe, seien

ihm widrig, schreibt Strauß, und das Resultat erscheine als Unsinn. Ja, aber, sage man, dieser Glaube hat doch die Welt umgestaltet, und es muß eine Vermittlung geben, die in Kants kategorischem Imperativ und Schillers ästhetischer Erziehung des Menschengeschlechts ausmündet. Aber verfälsche ich das Dogma nicht damit, daß ich's in meine Sprache übersetze? Sind das noch Luthers Zustände, Luthers Auskunft? Würde uns Luther nicht in die Hölle verflucht haben, wenn wir mit solcher Auslegung seiner Lehre gekommen wären? Und doch, wie unfrei, wie knechtisch, wie irrational ist diese Rechtfertigungslehre! Die mir unmögliche Gesetzeserfüllung wird ersetzt durch die eines andern, zu der noch dessen Leiden kommt. Wie kann man nur der römischen Kirche mit dem größten Pathos die Uebertragung des Verdienstes von Heiligen auf uns vorwerfen, da es sich doch ganz gleich bleibt, wenn einmal Verdienst übertragbar ist, ob es von einem oder von Hunderten kommt!

Die Rechtfertigungslehre kann also nach Strauß unmöglich das Fundament der Zukunftskirche werden. Bismarck sieht sie (in der Unterredung mit dem Prinzen Wilhelm, Ostende 1853) als das entscheidende Kennzeichen des Pietismus an. Strauß wird abgestoßen durch das Unfreie, Knechtische, dieses ewige Zittern vor dem göttlichen Strafgerichte, das dann auch in der Befreiung wegen der Art, wie es diese sucht, unfrei und illiberal bleibt: der äußerste Gegensatz gegen das in sich freie und einige Bewußtsein der antiken Welt. Es ist auch ein Irrtum, zu glauben, daß diese Lehre das beste Mittel gegen die Todesfurcht sei. Sie wird diese nach Umständen vielleicht öfter vergrößern als mindern. Strauß konnte auf den Tod seines Vaters und seiner Mutter als Beispiele hinweisen. Der Vater litt in seinen letzten Fieberträumen unter dem Gedanken, er sei wegen des Buches seines Sohnes von Gott verflucht. Auf die Einwendung, daß er doch nichts dafür könne, das Buch auch nie gebilligt habe, erwiderte er, im stillen habe er sich doch darüber gefreut. Seine Mutter dagegen, deren Geist hell genug war für das Größte, während sie im Leben auch den kleinsten Anforderungen gegenüber an dem Wahlspruch festhielt, daß sie dazu da sei, zu dienen, nicht sich dienen zu lassen, freute sich noch in den letzten Lebenstagen an Ehren, die dem Sohne zuteil wurden, und tröstete sich über ihren Tod mit dem Gedanken, daß sie die Liebe zu den Ihrigen mit hinübernehme. Weil ihr dieses Band unzerreißbar schien, hielt sie den Unsterblichkeitsglauben fest. „Indessen," fügt Strauß dieser Mitteilung hinzu, „hat ihr Tod diesen Glauben in mir keineswegs gestärkt. Ehrlich gesagt, wenn ein Geist, der mir so nahe gestanden, wirklich fortdauert, so begreife ich nicht, wie er mir so gar kein Zeichen seines fortdauernden Lebens geben kann. Eine Erscheinung ihres Geistes würde mich nicht im mindesten wundernehmen, sondern wenn sie fortlebt, nimmt es mich wunder, was sie abhalten soll, mir ein Zeichen zu geben. Es ist ganz dumm, an Unsterblichkeit glauben und die Geistererscheinungen leugnen."

Freund Rapp, auch darin ein echter Naturbursch, beunruhigte sich einigermaßen beim Gedanken an den Tod, „wie ein Vogel, nach dem eine Hand in

den Käfig hineinlangt". „Du wirst zugeben," mahnt Strauß, „daß gerade von unsrer Weltansicht ein ruhiges Verhalten bei Annäherung des Todes verlangt werden kann. Du besonders mit Deinem Naturdienst, was ist denn natürlich, wenn es der Tod nicht ist. Also hic Rhodus, hic salta! Sollen die Töchter der Philister sich freuen, wenn sie unsereinen im entscheidenden Zeitpunkt schwach werden sehen? Lies im Cornelius Nepos das Ende des alten Attikus. Sage Dir zu Deiner Beruhigung: Vixi et quem cursum dederat fortuna, peregi."

Niemand, sollte man glauben, hätte fester an die Unsterblichkeit glauben sollen als Justinus Kerner, der Dichter und Geisterseher. Aber so ganz sicher scheint er seiner Sache nicht gewesen zu sein. Am Schluß einer längeren Unterhaltung mit Strauß kam er zu dem Ergebnis, die Menschen verdienten die Unsterblichkeit eigentlich nicht, wohl aber die Tiere. Auf den Einwand von Strauß, der Mensch sei doch das edelste Geschöpf, erwiderte Kerner: „Ja, ein eitles Rindviech ist er!"

Das Beerdigungszeremoniell müßte somit auch in der neuen Kirche erheblich abgeändert werden. „Wie traurig, wenn die Menschheit gerade bei solchen Anlässen, wo sie sich besinnen sollte, was sie ist, lieber mit tauben Nüssen spielt, statt über das, was vorliegt, ernsthaft und männlich nachzudenken. Denn lauter Nichtrealitäten, lauter Träumereien sind es doch vom ersten Wort bis zum letzten, womit sich die Menschheit bei derlei Gelegenheiten abspeisen läßt, ja es sehr übelnehmen würde, wenn man ihr dabei einmal die beliebten Kinderklappern und Kreuzertrompeten nicht zu vernehmen gäbe. Was ist denn aber an all den Fortschritten, deren sie sich rühmt, wenn sie es noch nicht einmal dahin gebracht hat, eine solche Fundamentalsache, wie der Tod ist, einfach und wahr ansehen zu können? Sind und bleiben denn Lügen ihre unentbehrliche Nahrung?"

Dieselbe Frage gilt auch von dem Glauben an Jesu Person und Werk. Strauß hat ihrer Beantwortung die beste Kraft und Zeit seines Lebens gewidmet. Die Konfessionskirchen aber wollen immer noch den Christus des Glaubens nicht für den Jesus der Geschichte hingeben. Strauß selbst glaubte beweisen zu können, daß ohne das Christentum aus dem Sumpf des faulenden Heidentums nicht herauszukommen war. Noch fester ist er davon überzeugt, daß, wer auf die jetzige Zeit aufbauend, nicht bloß zerstörend einwirken will, wenigstens den einen Fuß auf dem Boden des Christentums behalten muß. „Man muß vorerst," schreibt er an seinen Bruder, „mit Preisgebung des Historisch-Wunderbaren und damit des Dogmatischen das Wesentliche seines sittlichen Gehaltes festhalten, in der Hoffnung, daß, was darin noch unrein ist, sich eben mit der Entfernung des Mirakulösen vollends läutern werde."

Hier stimmt also Strauß mit Goethe überein; über die Hoheit und sittliche Kultur, wie sie in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird der menschliche Geist nicht hinauskommen, lautet ein bekanntes Wort Goethes. Wie er sich vor der Sonne beuge als der mächtigsten Offenbarung des Höchsten, die uns Menschenkindern wahrzunehmen vergönnt sei, so vor Christus als der höchsten Offenbarung der Sittlichkeit. Je mehr man sich in die reine Lehre und Liebe

Christi einlebe, um so mehr werde man aus dem Christentum des Worts und des Glaubens zu dem der Gesinnung und der Tat kommen und in gleichem Maß sich als Mensch groß und frei fühlen und auf die kleinen Verschiedenheiten im äußeren Kultus keinen sonderlichen Wert legen.

Manche schwierigen Fragen werden sich immer noch an das Leben Jesu knüpfen, z. B. wie Christus sich zur messianischen Hoffnung seines Volkes gestellt habe. Strauß kam in seinen späteren Untersuchungen zu der Ansicht, daß in Christus zunächst nur der reformatorische Drang überwiegend war, der prophetische Trieb, dem Volk eine bessere Religion zu geben als die der Schriftgelehrten und Pharisäer. Dann kam er zu der Erkenntnis, daß er eben damit die Aufgabe des Messias erfülle. Da aber das Volk und die Jünger eine ganz andre Vorstellung vom Messias hatten, ging er sehr vorsichtig zu Werke und dämpfte die Hoffnung, als ihn der engere Kreis als Messias anerkannte, sogleich durch die Ankündigung des Leidens und Sterbens. Wenn er wirklich glaubte, demnächst in den Wolken des Himmels wiederzukommen, so ist zu bedenken, daß im Orient die Phantasie sehr viel mehr bedeutet als bei uns und daß sich hier nicht selten kühne Schwärmerei mit hoher Weisheit vereint findet. Auch mochten die Jünger manche phantastische Vorstellung haben, die der Meister nicht teilte. Er ließ sie gewähren, wie eine einsichtige Mutter die schöne Fabelwelt der Kinder nicht gewaltsam zerstört, weil sie weiß, daß sie sich mit dem Heranwachsen der Kleinen von selbst auflösen wird. Die Größe Christi liegt nicht in seiner messianischen Würde, sondern in seinem unwandelbaren Gottvertrauen und seiner hingebenden Menschenliebe.

Damit kommen wir auf die Frage, wie man in der Kirche der Zukunft von Gott und der Welt denken wird. Die alttestamentliche Schöpfungsgeschichte ist ein für die Zeit der Entstehung sehr achtungswerter sinniger Versuch, das große Rätsel des Daseins zu lösen. Aber er gehört in die Religionsgeschichte; die heutige Naturwissenschaft kann ihn nicht gelten lassen. Unsrer Zeit ist die Bibel eine wichtige Urkunde für die Geschichte des religiösen Lebens, aber durchaus kein maßgebendes Lehrbuch für Astronomie, Geologie und Biologie. Dagegen wird auch die Naturwissenschaft nichts einzuwenden haben, daß wir die Grundkraft der Welt als ihrer Natur nach auf Erzeugung des körperlichen wie des geistigen Lebens gerichtet fassen müssen. Wir stehen der alles umfassenden und leitenden Kraft, mögen wir sie Gott oder das Universum nennen, nicht bloß als einer Uebermacht gegenüber, der wir uns mit stummer Resignation beugen, sondern wir glauben darin auch Ordnung und Gesetz, Plan und Fortschritt zu erkennen. Wir stimmen darin ganz mit Goethe überein, dessen Religion vorzugsweise in seinen Naturstudien bestand und der nach dieser Seite hin eigentlich ein sehr religiöser Mensch gewesen ist. Seine Lebensaufgabe war darauf gerichtet, die reichen Kräfte der Natur in ihrer Entfaltung, ihren Entwicklungskrankheiten und ihrer Wiederherstellung nach der Seite der äußeren Natur theoretisch zu erkennen und nach der Seite des menschlichen Gemüts poetisch darzustellen. Die Pflanze arbeitet sich vom Blatt zur Blüte, das Tier von Stufe zu Stufe bis

zum Menschen empor, bei dem sich die Rückenwirbel zum Schädel zusammenschließen, alles allmählich, stufenweise, ohne Sprung — auch der Mensch hat noch den Zwischenknochen. Und dieselbe Heilkraft der Natur, die jede Verletzung, die zu heilen ist, wiederherstellt, erweist sich im Gemütsleben des Menschen tätig. „Götz", „Werther", „Egmont", „Faust" freilich sind aus dem vollen Meer des Lebens geschöpft und ersticken in der Ueberfülle ihrer eignen Säfte. In der zweiten Periode Goethescher Dichtung aber geben „Iphigenie", „Tasso", „Wilhelm Meister" u. s. w. den Weg an, wie die stockenden Kräfte wieder in gesunden Fluß gebracht werden können, durch Wahrheit und Liebe nämlich, durch Maß und Entsagung. Die dritte Periode zeigt uns den Dichter auf jener Betrachtungshöhe, wo der eigne Entwicklungsgang überschaulich vor ihm liegt und jeder Streit gelöst ist.

Dem Inhalt der Dichtung in diesen drei Perioden entspricht die Form; in der ersten ist sie originell, der Schulregeln spottend, urkräftig, in der zweiten klassische Klarheit und Harmonie, in der dritten nestorische Weisheit und Süße.

Strauß stimmt mit Goethe darin überein, daß Gott oder das Universum heute ebenso wirksam ist wie von Anfang an. „Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen." So sang noch der Neunundsiebzigjährige:

Alle Tag und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Los:
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

Goethe wird ohne Zweifel in der Theistenkirche einen hervorragenden Rang einnehmen; neben ihm aber gehören die Dichter unsrer klassischen Periode alle hierher. Ist doch die klassische Literatur der Deutschen die Tochter des Humanismus und der Reformation. „Unsre klassischen Schriftsteller," schreibt Strauß, „sind ohne Ausnahme Protestanten, wie der Protestantismus selbst germanisiertes Christentum ist. Ebenso waren sie ohne Ausnahme humanistisch gebildet. Aber der Humanismus war deutsch geworden; der Protestantismus wurde in unsern klassischen Dichtern immer mehr zum freien Humanismus. Trägt auch Klopstock noch stark die konfessionelle Farbe, so streift sie sich in Wieland und Lessing ab, Herder macht die Humanität zum Losungswort und Goethe und Schiller bauen auf diesem freien Boden weiter."

Was die großen Dichter ihm sind, wie er sie gehört und gelesen, was er dabei empfunden und gedacht habe, hat Strauß in der ersten Zugabe zum „Alten und neuen Glauben" mit großer Liebe und klarem Verständnis ausgesprochen. Neben Goethe ist ihm Lessing vor allem wert. „Die Erziehung des Menschengeschlechts" breitet ihr mildes versöhnendes Licht über die ganze Religionsgeschichte. „Nathan" soll für die Religion der Humanität, zu der wir uns be-

kennen, das heilige Grundbuch bilden. In dem köstlichen Vortrag über „Nathan“ vergleicht Strauß zum Schluß Mozarts „Zauberflöte“ mit Lessings Drama. In beiden Lieblingswerken, dem des Dichters wie dem des Tonsetzers, offenbart sich ein zur Klarheit und zum Frieden mit sich hindurchgedrungener Geist, an welchen keine äußere Störung mehr heranreicht, weil er jede innere Trübung überwunden hat. Es sind Werke, die das Licht der Verklärung schon umschließt, zu dem ihre Urheber bald nachher eingegangen. Sie sind ein Unterpfand und eine Mahnung zugleich, daß die Menschheit, wenn auch langsam und unter Rückfällen, aus der Dämmerung dem Licht, aus der Knechtschaft der Freiheit entgegenschreite; daß aber auch nur der als Mensch mitzähle, der nach Kräften geholfen hat, den Anbruch dieses Tags, das Kommen dieses Gottesreichs zu beschleunigen.

Zu Goethe und Lessing tritt Schiller als dritter der großen Apostel der Zukunftsgemeinde. „Don Carlos“, „Kabale und Liebe“, „Tell“, „Wallenstein“, die Balladen und Ideendichtungen sind unschätzbare Erbauungsbücher und vor allem geeignet, die Jugend in das Reich der Ideale einzuführen. Bringt Schiller doch, nach einem schönen Wort W. von Humboldts, aus jener höheren Region in das gewöhnliche Leben eine Güte und Milde, eine Klarheit und Wärme, die unverkennbar ihre göttliche Abkunft verraten. Natürlich wird sich die Theistenkirche nicht auf die drei Koryphäen unsrer poetischen Literatur beschränken, sie sollen nur als Beispiele dafür dienen, welche reichen Gebiete der Humanitätsreligion offen stehen.

Aehnlich verhält sich's mit der Musik. Sie ist von alters her in den Dienst des religiösen Lebens gezogen worden und wird für den Kultus der Zukunftskirche vielleicht noch größere Bedeutung gewinnen, als sie bisher schon errungen hat. Denn die Musik wirkt unmittelbar auf das Gefühl, konfessionelle Schranken kennt sie nicht. Die Zukunftskirche wird das Gute nehmen, wo sie's findet, und sich an den alten katholischen Meistern ebenso erfreuen wie an Bach und Händel. Wer Parallelen liebt, könnte mit Strauß dem Dreigestirn Goethe, Lessing, Schiller das der großen Tondichter Mozart, Beethoven, Gluck zur Seite stellen. „Daran ist festzuhalten,“ schreibt Strauß an Rapp, „daß für unser Weltalter die Musik Mozarts dieselbe Stelle einnimmt wie Goethe in der Poesie, nämlich ὁ πάνυ (der unbedingt Größte) zu sein. Der universelle Genius, neben dem sich die Besten unter den übrigen nur dadurch auszeichnen, daß in ihnen die oder jene einzelne Seite der Kunst weiter, aber damit auch einseitig ausgebildet ist. So gleich in Beethoven alles, was mit Pathos, Rührung, innerem Wühlen wie gewaltigem Ausbrechen zusammenhängt. Ich habe den ‚Fidelio‘ nie ohne die innigste Rührung hören können; allein könntest Du bald danach den ‚Figaro‘, den ‚Don Juan‘ hören, Du würdest, musikalisch betrachtet, gewiß fühlen, daß Du aus einem Strom mit bald tiefem, bald seichtem Bett in den ewig vollen, ewig jungen Okeanos gekommen.“ Von Gluck singt Strauß im dritten der musikalischen Sonette:

> Ja, Wahrheit gabst du wieder deiner Kunst,
> Verschmähtest leerer Töne süßen Tand

Auf die Gefahr, der Menge zu mißfallen:
Lessing der Oper; die durch Göttergunst
Bald auch in Mozart ihren Goethe fand:
Der größte nicht, doch ehrenwert vor allen. —

Daß Strauß auch den bildenden Künsten mit reinem Geschmack und feinem Verständnis gegenüberstand, läßt ein Blick in sein „Poetisches Gedenkbuch“ und seinen Briefwechsel leicht erkennen. Er huldigte der Mode nicht, die, von einigen Hauptschreiern geleitet, heute diesen und morgen jenen auf den Thron hebt. Von der Sixtinischen Madonna fand er sich jedesmal ganz überwältigt, wie bei keinem andern Kunstwerk. Solche Unendlichkeit im Blick fand er sonst nirgends. Dagegen sagt er von Rembrandts „Ganymed“, der habe ihn förmlich unglücklich gemacht; die tiefe nordische Häßlichkeitslust (Humor habe er vergeblich darin gesucht) habe ihn ganz von dem Mann abgewendet, den er nie geliebt. Doch liegt die Größe von Strauß weniger auf dem Gebiet der Kunst als auf dem der Wissenschaft. Er ist nach Zellers abschließendem Wort vor allem ein wissenschaftlicher Charakter ersten Ranges, unermüdlich im Suchen der Wahrheit und furchtlos im Aussprechen seiner Ueberzeugung.

Am 27. Januar dieses Jahres ist der hundertjährige Geburtstag von Strauß gefeiert worden. Der engere Kreis der Angehörigen vereinte sich in seiner Vaterstadt Ludwigsburg zu einer intimen Feier; die größeren Zeitungen und Zeitschriften brachten durchgängig längere Ausführungen, je nach dem Charakter der Blätter anerkennender oder absprechender Art; von Hamburg ging der Redaktion der „Frankfurter Zeitung“ die Aufforderung zur Gründung eines Denkmals gleichzeitig mit der Zusage eines namhaften Beitrags zu. Alles in allem ließ die Feier deutlich erkennen, daß Strauß eine sehr große Zahl von Anhängern hat. Die beste Feier des Säkularjahrs aber würde die sein, wenn sich die Freunde der freien Forschung, der Humanitätsreligion, zu einer über den Konfessionen stehenden Kirche vereinigten. Das Leben von Strauß zeigt ebenso wie das seiner treuesten Jünger, wie unvereinbar der Glaube der Bekenntniskirchen mit der Freiheit der wissenschaftlichen Forschung ist. Sind es nicht die Behörden, so sind es die Gemeinden, die selbst solch idealen Geistlichen wie Märklin und Rapp ihre Stellung unmöglich machen. Strauß verhehlt sich nicht, wie wir besonders aus seinen Briefen entnehmen, die Unvereinbarkeit des alten Glaubens, des alten Kultus mit der heutigen Wissenschaft. Wir haben aber auch in bescheidenem Umriß und in stetem Anschluß an die Briefe darlegen können, welchen Ersatz Wissenschaft und Kunst in einer neuen Kirche für den Verlust bieten. Es wäre an der Zeit, wenn sich die Führer des Volks auf dem Gebiet des Geistes zu einer religiösen Gemeinschaft verbänden, die in ruhigem Vertrauen auf die höchste Leitung aller Dinge an jedem Fortschritt der Menschheit freudig mitarbeitete.

Aus der Geschichte des französischen Schauspiels

Von

Georges Claretie (Paris)

I

Ein berühmter Schauspieler, zu dem eines Tages bei einer Probe jemand sagte, daß der Verfasser des Stückes in seine Verse die und die Absicht gelegt habe, auf die der Schauspieler nicht Rücksicht nehme, antwortete: „Der Verfasser? Was ist für uns Schauspieler der Verfasser? Wenn der Verfasser Talent hat, lebt er ewig. Er ist noch nach seinem Tode berühmt und wird gelesen. Er hat die Nachwelt, das Buch, die Fächer in den Bibliotheken für sich. Wir aber, wir Schauspieler, haben, wenn unsre Stimmen erloschen, unsre flüchtigen Gesten verschwunden sind, nichts mehr. Unser Ruhm, unser Ruf verschwinden mit uns. Was ist Talma, was ist Rachel für die Leute, die sie nicht gehört haben? Ein Name und nichts weiter!“

Das ist kein Paradox. Ich weiß in der Tat nichts Herzzerreißenderes als das Greisenalter eines Schauspielers, der für die neue Generation ein Vergessener, ein Unbekannter geworden ist. Der Redner kann noch seine Reden, der Advokat seine Plädoyers hinterlassen, und die Nachwelt kann sie wieder lesen. Eine Schrift ist etwas Bleibendes. Der Schauspieler dagegen, der Interpret der Werke andrer, ist der einzige unter den Künstlern, der nichts hinterlassen kann. Wie spielten Lekain, Talma, Rachel? Wie faßten sie Corneille oder Racine auf? Nur die Ueberlieferung kann uns darüber Aufschluß geben — die Ueberlieferung, die von einer Generation zur andern fortgepflanzt wird, die aber mit der Zeit verblaßt oder sich ändert. Aber wenn man auch die Erinnerung an die Gebärden auf die Nachwelt übertragen kann, so ist das doch mit der Stimme nicht ebenso der Fall. Wir haben keinen Phonographen, der die Stimme Talmas auf uns gebracht hätte, und unsre Nachkommen, vor deren Ohren die Wachszylinder zum Beispiel Mounet Sullys musikalische Stimme werden ertönen lassen, werden nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von seinem Talent bekommen. Es gibt keinen Phonographen, der so vollkommen wäre, daß er die menschliche Stimme in absoluter Vollendung wiedergäbe, und es wird bei diesen notwendigerweise etwas unheimlichen Geisterbeschwörungen immer das Leben, die Wiederauferstehung des entschwundenen Talents fehlen. Trotz alledem wäre es interessant, diese Stimmen der Toten, selbst in unvollkommener Weise aufbewahrt, hören zu können. Man stelle sich eine Rede Mirabeaus oder Dantons vom Grammophon wiedergegeben vor! Erst kürzlich ist in der Pariser Oper eine Anzahl phonographischer Zylinder, vor denen unsre ersten Künstler gesungen haben, zu einer Sammlung vereinigt worden. Diese Zylinder sind in einem der unterirdischen Räume des Theaters unter Verschluß gelegt worden, und in hundert Jahren — erst in hundert Jahren — soll der Kasten, in dem sie der

Reihe nach untergebracht sind, geöffnet werden, damit man im nächsten Jahrhundert erfahren kann, wie Caruso, die Patti oder Madame Caron gesungen haben. Die Stimmen der Künstler sind für den Augenblick auf Flaschen gezogen wie der Geist Rolands bei Ariost, und niemand von uns wird dieser Ausgrabung von Stimmen aus dem Jenseits beiwohnen. Doch ich wette, man wird in hundert Jahren, wie immer das Talent der zukünftigen Künstler beschaffen sein mag, das der Entschwundenen höherstellen, deren Stimmen man auf einem Zylinder wird knarren hören, der ohne Zweifel durch die Zeit und die Feuchtigkeit ein wenig beschädigt sein wird. Die Menschheit ist einmal so veranlagt, daß sie immer den Entschwundenen nachtrauert. Wirklich, wenn man auf die Kritiker von heutzutage hören wollte, so würde es aussehen, als ob es keine Schauspieler von Talent mehr gäbe und das Theater immer in fortwährendem Niedergang begriffen gewesen wäre. „Ach, wenn Sie Lekain gehört hätten!“ sagten die alten Theaterfreunde zu denen, die dem jungen Talma im Anfang seiner Laufbahn Beifall klatschten. „Ja, wenn Sie die Rachel gehört hätten!“ sagten die Leute zu den Bewunderern Sarah Bernhardts. Doch unsre Generation, welche die Rachel nicht gehört hat, begnügt sich, Sarah Bernhardt Beifall zu spenden, und sie hat recht.

Nein, ich glaube nicht an diesen Niedergang des Talents; ich bin im Gegenteil überzeugt, daß unter unsern modernen Schauspielern viele sind, die den alten gleichkommen. Die Art und Weise zu spielen kann wechseln, aber wir dürfen nicht sagen, daß die Kunst tot ist, weil der oder jener Künstler verschwindet oder sich von der Bühne zurückzieht. „Niemand wird mehr die Lustspiele Molières spielen können,“ sagte man nach dem Tode des Verfassers des „Misanthropen“, der auch ein großer Schauspieler gewesen war. Molière der Dichter ist nicht wieder ersetzt worden, wohl aber Molière der Schauspieler.

Indessen hat es unzweifelhaft Schauspieler gegeben, von denen in der Geschichte des Theaters ein neuer Zeitabschnitt datiert. Durch ihr Talent, durch ihre Intelligenz sind diese Künstler, diese Sucher Neuerer geworden, die gleichsam eine künstlerische Atmosphäre um sich her schufen. Sie haben Epoche gemacht, und ihr Name geht von einer Art Glorie umstrahlt auf die Nachwelt über. Sie sind mehr als bloß Interpreten eines Schriftstellers; sie sind Denker, die einen Fortschritt der dramatischen Kunst herbeigeführt haben. So ist es zum Beispiel sicher, daß Talma, der mit Napoleon I. über die Gedankenwelt des großen Corneille sprach, und der uns zeitlich näher stehende Sir Henry Irving, der in England eine Art shakespearescher Renaissance schuf, oder Mounet Sully, der mit Oedipus das alte Griechenland wieder lebendig machte, mehr für den Ruhm der dramatischen Kunst getan haben als viele Schriftsteller und Dramaturgen.

Diese großen Persönlichkeiten gehören nicht nur der Geschichte des Theaters an, sondern der ganzen Gesellschafts- und Sittengeschichte. Man kann zum Beispiel die Geschichte Napoleons nicht schreiben, ohne von Talma zu sprechen. Seit der ersten Aufführung von „Le Mariage de Figaro“, womit die Comédie bereits die werdende Revolution ankündigte, ist die Geschichte des Theaters eng mit der

Geschichte unsers Landes verbunden. In Frankreich „endigt alles mit Chansons", sagte Beaumarchais. Oft ist das Gegenteil der Fall, bisweilen beginnt alles mit einem Couplet. Das einfache Verzeichnis der Theateraufführungen könnte uns fast Tag für Tag über die Ereignisse Aufschluß geben. „Das ist abscheulich," sagte Ludwig XVI. zu der Königin vor Madame Campan mit Bezug auf „Le Mariage de Figaro"; „man müßte die Bastille zerstören, damit die Aufführung dieses Stückes nicht eine gefährliche Inkonsequenz wäre." Das Stück von Beaumarchais wurde gegeben, und fünf Jahre darauf wurde die Bastille erstürmt. Figaro, der Barbier, war Meister über die hohen Mauern der alten Zwingburg geworden. Seitdem zog die Politik ins Theater ein, und in den Theatersälen ging es bald ebenso lärmend zu wie in den Sitzungen des Jakobinerklubs.

Im November 1789, vier Monate nach der Erstürmung der Bastille, kündigte das Théâtre Français ein neues Stück an, „Karl IX.", Trauerspiel von Marie Joseph Chénier. Ein König auf der Bühne, und zwar ein König, der den Befehl zu dem Gemetzel in der Bartholomäusnacht gegeben hatte! Das Stück konnte Unruhen hervorrufen, und erst nach zahlreichen Schwierigkeiten gab die Behörde die Erlaubnis zu seiner Aufführung. Das Werk, das einen König brandmarkte, der ausrief: „Ich habe das Vaterland, die Ehre und die Gesetze verraten," feierte einen Triumph. Chénier wurde mit Beifall überschüttet, als er auf der Bühne erschien, den Hauptdarsteller an der Hand führend — Talma, der Karl IX. gab. Talma, der junge, gestern noch fast unbekannte Schauspieler, wurde mit einem Schlage berühmt, und es war nur ein Zufall gewesen, der ihm ermöglicht hatte, diese Rolle zu kreiren. In der Tat war die Rolle Karls IX. einem Schauspieler Namens Saint-Fal übertragen worden, der sie zurückwies unter dem Vorwande, daß sie wenig sympathisch sei, und so wurde sie von einem der jüngsten Sozietäre, Talma, gegeben, der bis dahin ein einfacher Stellvertreter für die ersten Rollen gewesen war und noch keine Gelegenheit gehabt hatte, einen großen Erfolg zu erringen.

Talma war damals noch sehr jung, er war sechsundzwanzig Jahre alt. Sein Vater hatte den Wunsch gehegt, aus ihm einen Zahnarzt zu machen, wie er selber einer war, und ihn mit nach England genommen, wo er einen reichen Engländer zu behandeln hatte. In England erlernte der junge Talma Englisch und las lieber Shakespeare, als daß er sich mit kranken Zähnen befaßte. Er versuchte indessen, seinem Vater zu willfahren, und als er wieder nach Frankreich zurückgekehrt war, eröffnete er ein zahnärztliches Atelier in der Rue Mauconseil. Aber das Theater zog ihn an und er begann die Kurse des Konservatoriums mitzumachen, der „Ecole Royale Dramatique", die kurz zuvor ins Leben gerufen worden war. Nach einjährigem Studium trat er in die Comédie Française ein und debütierte im „Mahomet" Voltaires. Er hatte Erfolg, jedoch keinen aufsehenerregenden. „Wenn er sich Mühe gibt," sagte das „Journal de Paris", „kann dieser Schauspieler auf glänzende Erfolge hoffen." Ungefähr zwei Jahre lang spielte er nur selten und nur kleine Rollen. Aber wenn er auch nicht viel spielte, so arbeitete er doch. Er sann über die Erneuerung und Modernisierung der

dramatischen Kunst und der Inszenierung nach. Er dachte an eine vollständige Reform der Kostüme für die Tragödie, eine Reform, die Lekain und Fräulein Clairon vergeblich angestrebt hatten. Die Kostüme in den Trauerspielen waren damals lächerlich. Man hatte keinen Sinn für Echtheit und verwandte keine Sorgfalt darauf. Die zeitgenössischen Stiche zeigen uns Gestalten wie Hero oder Mithridates mit großen Federhüten auf dem Kopf oder mit seidenen Wämsern bekleidet, seltsamen, barocken Kostümen, die weder alt noch modern waren. Talma wollte Echtes geben. Im Atelier des Malers David, seines Freundes, studierte er die Kostüme, die Waffen der Griechen und der Römer; er las die alten Schriftsteller und wollte auf der Bühne die bisher unbekannte historische Treue einführen. Es machte ihm Mühe, es durchzusetzen. Er wurde verspottet; und als er eines Tages das Foyer der Schauspieler mit einer römischen Toga bekleidet betrat, brach Fräulein Contat in Lachen aus, indem sie rief: „Seht doch Talma an, wie lächerlich er ist! Er sieht aus wie eine antike Statue!“ ohne zu ahnen, daß dies das höchste Lob ist, das man einem Künstler spenden kann.

Diese Reform gefiel seinen Kollegen gar nicht.

„Sie haben ja nackte Arme, Talma!“ sagte Madame Vestris.

„Ich habe sie, wie sie die Römer hatten.“

„Aber Talma, Sie tragen ja keine Hosen!“

„Die Römer trugen auch keine!“

„Schwein!“

Wie weit liegt die Zeit zurück, da die Schauspieler verhöhnt wurden, weil sie Proculus nicht in bunten Hosen spielen wollten! Treibt Herr Mounet Sully heute die Echtheit nicht so weit, daß er mit schwarzen Hosenträgern erscheint, wenn er Hamlet spielt?

„Ein schöner Fortschritt!“ sagte Vanhove, der spätere Schwiegervater Talmas, „ich habe in meinen Kleidern nicht einmal mehr eine Tasche für meinen Tabak und meine Tabaksdose!“ Talma studierte mit Recht lieber Masaccios Fresko in Florenz, auf dem Neros Hals mit einer Schärpe umwickelt ist, die der römische Kaiser trug, um seine Kehle und seine Stimme gegen die Kälte zu schützen; und wenn er den Nero gab, erschien er mit eingewickeltem Halse wie der römische Cäsar. Trotz der Feindseligkeit seiner Kameraden trug Talma den Sieg davon, und der antike Helm trat endlich an die Stelle der Federhüte. „Ich tue mehr als die römische Geschichte erzählen,“ sagte Talma stolz, „ich erwecke sie wieder zum Leben.“ Wie ernst er es damit nahm, zeigte sich beim Verkauf seiner Bibliothek. In seinem Nachlaß fanden sich nur Bücher ernster Art, theologische, juristische, vor allem aber historische Werke. Unter den 623 im Verkaufskatalog aufgeführten Werken waren 351 historische und nur 43, die sich aufs Theater bezogen.

Der Ruhm, den Talma mit der ersten Aufführung von „Karl IX.“ errungen hatte, wurde durch die politischen Ereignisse gesteigert. Eng befreundet mit Marie Joseph Chénier, hatte er die Anfänge der Revolution mit Freuden gesehen; seine jugendliche, feurige Seele hatte die neuen Ideen rasch in sich auf-

genommen, und in einer Zeit, wo man noch nicht von einer Republik sprach, bekannte er sich als Republikaner. Wenige seiner Kollegen teilten seine politischen Ansichten. Stolz auf ihre Privilegien, war die Truppe der Comédie dem wankenden Königtum treu geblieben, und bei den stürmischen Beifallsäußerungen, mit denen die Menge die begeisterten Verse aus „Karl IX." aufnahm, sehnten sich die „Schauspieler des Königs" nach den Grandseigneurs vom Hofe Ludwigs XVI., den Phantomen einer entschwundenen Zeit, zurück. Die Politik brachte Spaltungen in die Comédie. Duelle entstanden unter den Sozietären, und im Theater wurde das Publikum oft stürmisch. Eines Abends im Juli 1790 wurde im Théâtre Français das Trauerspiel „Epiménide" aufgeführt, als plötzlich im Saal eine gewaltige Stimme ertönte, die „Karl IX." verlangte. Es war die mächtige Stimme Mirabeaus, der im Namen der provenzalischen Föderierten verlangte, daß statt des „Epiménide" das patriotischere Trauerspiel Chéniers gegeben werde. Das Publikum klatschte Beifall, trampelte und rief: „Karl IX.!" Was sollte man tun? Sollte man wirklich das andre Stück geben? Der Schauspieler Naudet trat vor und erklärte, es sei unmöglich, da sein Kamerad Saint-Prix krank sei; da erschien auch Talma auf der Bühne, aus den Kulissen heraustretend, und erklärte: „Doch, es ist möglich! Einer unsrer Kollegen wird die Rolle lesen!" Das Publikum jauchzte ihm zu, und es wurde „Karl IX." gegeben.

Am andern Tage bemächtigten sich die Zeitungen des Falles. Mirabeau und Talma ließen Briefe erscheinen, in denen sie eine Erklärung für ihr Verhalten gaben. Die Comédie war in Aufruhr, das Komitee trat zusammen und entschied, daß Talma aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden solle, und bald nachher teilte der Schauspieler Fleury diese Neuigkeit dem Publikum mit: „Meine Herren, meine Gesellschaft hat in der Ueberzeugung, daß Talma ihre Interessen verletzt und die öffentliche Ruhe gestört hat, einstimmig beschlossen, keinerlei Beziehung mehr zu ihm zu unterhalten, bis die Obrigkeit darüber entschieden hat."

Das Publikum murrte und protestierte; auf der Bühne erklärt sich der Schauspieler Dugazon mit Talma einverstanden. Das Auditorium verwandelt sich in eine öffentliche Versammlung; der Journalist Saleau, der bald darauf von Théroigne de Méricourt getötet wurde, läutet mit einer Glocke. Die Vorstellung findet nicht statt. Es kommt fast zu einem Krawall, und die Soldaten sind gezwungen, am Ausgang des Theaters die Menge zu zerstreuen.

Am folgenden Tag werden die Schauspieler ins Hotel de Ville vor Bailly, den Maire von Paris, gerufen, der ihnen befiehlt, Talma wieder aufzunehmen. Sie geben nicht nach, und Bailly dekretiert die Schließung des Theaters. Die Maßregel tut ihre Wirkung, die Schauspieler unterwerfen sich, und am 28. September 1790 öffnet das Theater seine Pforten wieder mit „Karl IX." und Talma in der Titelrolle.

Es waren übrigens seltsame Schauspiele, jene politischen Stücke, die seitdem täglich auf der Bühne erschienen, eine Art von Revuen, wie „Des Epimenides Erwachen", worin ein während der Regierung Ludwigs XIV. eingeschlafener

Philosoph plötzlich im Jahre 1790 erwachte, um die Revolutionsmänner vor seinen Augen vorüberziehen zu sehen.

Der von der Obrigkeit erzwungene Wiedereintritt Talmas wurde von den Schauspielern des „Theaters der Nation“ übel aufgenommen. Fräulein Contat nahm ihre Entlassung mit der Erklärung, daß ihre Anwesenheit unverträglich mit der Talmas sei unter den Schauspielern, denen er neuen Verdruß bereitet habe. Die Truppe verlor ihren inneren Zusammenhalt, und Talma, Grandmenil und Dugazon trennten sich von der Gesellschaft, um ihr im Palais Royal Konkurrenz zu machen, indem sie das „Théâtre Français de la Rue Richelieu“ gründeten, das bald das „Théâtre de la République“ wurde. Es gab also seitdem zwei Comédies Françaises. In dieser neuen Truppe war Talma fast Alleinherrscher. Er setzte seine Kostümreform fort und spielte in den Tragödien mit kurzgeschnittenen Haaren, wie sie die römischen Büsten zeigen. Die Pariser nahmen diese Haartracht, die Frisur à la Titus an, Talma war also jetzt tonangebend in der Mode.

Es scheint wirklich in Frankreich, daß alles, was mit dem Theater zusammenhängt, die besondere Gabe hat, die öffentliche Meinung stets zu erregen. Der Aufstand Muley Hafids gegen seinen Bruder, den Sultan von Marokko, erscheint einem Teile des französischen Publikums weniger interessant als die Eröffnung der Theatersaison in Monte Carlo oder die Uebersiedlung irgendeines Schauspielers oder einer Schauspielerin in die Provinz. Indessen ist das kein Zeichen der Zeit. Im Jahre 1792, mitten in der Revolution, als das Ausland von allen Seiten die Grenzen Frankreichs bedrohte, als vor dem Konvent der Prozeß gegen einen König verhandelt wurde — worüber erhitzte sich Paris damals am meisten? Ueber die Vorgänge im Théâtre Français. Der „Ami des Lois“ von Laya war gegeben worden. Das Werk hatte Polemiken hervorgerufen; man wollte darin Robespierre und Marat erkennen. Jeden Abend entstand ein Aufruhr im Auditorium. Auf der Straße bewaffneten sich die Nationalgarden, auf dem Platz vor dem Théâtre de la Nation wurden Geschütze aufgefahren. Auf der Tribüne des Konvents beschäftigte man sich mehr mit dem „Ami des Lois“ als mit dem Prozeß Ludwigs XVI. Umsonst rief die mächtige Stimme Dantons: „Ich muß gestehen, Bürger, ich glaubte, daß es andre Dinge gäbe, die uns beschäftigen müssen, als die Comédie.“ Es war die Stimme der Vernunft. Aber das soll einmal jemand dem Publikum begreiflich machen, daß es wichtigere Dinge gibt als die Theaterfragen und den Theaterklatsch! Haben wir es nicht erst in allerjüngster Zeit erlebt, daß in einer ernsten parlamentarischen Sitzung die Frage erörtert wurde, welche Gattung von Werken die Comédie Française ganz speziell aufführen solle? Ausschließlich Stücke, die „Schule machen“, sagte jemand. Wirklich eine seltsame Definition! Was ist ein Werk, das „Schule macht“? Die Zeit allein kann es sagen, und erst unsre Enkel werden über diese literarische Frage ihre Ansicht aussprechen können. Die Zeit allein macht aus einem Werk ein Meisterwerk. Müßte man nicht in Zukunft in der Comédie nur die Werke der Toten aufführen und von dieser

Bühne die modernen Werke, selbst die erfolgreichen, fernhalten, mit dem Hinweise darauf, daß sie modern sind? Man hat es bisweilen behauptet. Es ist ewig dieselbe Klage der Alten und der Modernen. Schon im Jahre 1710 warf Dancourt den Schauspielern vor, daß sie nur moderne Stücke aufführten, die, wie er sagte, sehr schlecht seien. Zur Zeit Victor Hugos wurde in der Kammer gegen die Comédie Française protestiert, die es gewagt habe, romantische Stücke anzunehmen, und die Kühnheit gehabt habe, „Marion Delorme“ aufzuführen. Man verlangte damals Stücke, die „Schule machen“, und man wollte Victor Hugo ausschließen! Das Théâtre Français hat im Gegenteil den doppelten Zweck, die Meisterwerke der Toten aufzuführen und die Werke der Lebenden anzunehmen. Es ist das Museum der Alten und die Ausstellung der Jungen, das Musée du Louvre und das Musée du Luxembourg im Verein. Deshalb ist seine Aufgabe so schwierig, weil es den Mittelweg zu gehen hat zwischen der Pflicht, die Klassiker zu geben, und der Pflicht, diejenigen zur Aufführung zu bringen, die es vielleicht einmal werden, wenn wir nicht mehr sind. Ich muß hier hinzufügen, daß die Comédie noch eine dritte Pflicht hat: ihren Sozietären ihre Anteile, ihren in den Ruhestand versetzten Mitgliedern ihre Pensionen zu gewähren und, wie jede Gesellschaft, ihr Budget im Gleichgewicht zu halten. Und das würde ihr, da ihre Subvention für die heutigen Verhältnisse ungenügend ist, unmöglich sein ohne die neuen Werke.

„Woran erkennt man ein Meisterwerk?“ wurde eines Tages ein geistreicher Mann gefragt.

„Daran, daß es kein Geld einbringt!“ gab er zur Antwort.

Sehr bald nachdem die durch die Aufführung des „Ami des Lois“ hervorgerufene Aufregung sich gelegt hatte, mußten die Schauspieler die Aufführung von „Pamela oder die belohnte Tugend“ beinahe mit ihrem Leben bezahlen. Der Titel ist sehr harmlos. Das Stück war es ebenfalls. Pamela, eine arme Magd, wird von einem englischen Edelmann geheiratet, der plötzlich entdeckt, daß Pamela gleichfalls von vornehmer Herkunft ist. Zwei Adlige auf der Bühne, und das während der Schreckenszeit! Es genügte, Unruhen hervorzurufen. Der Verfasser, François de Neufchâteau, änderte sein Stück, Pamela wurde ein Bürgermädchen. Doch das Publikum war nicht befriedigt. Es war ausgesprengt worden, das Stück sei umstürzlerisch, d. h. konterrevolutionär. Man wollte um jeden Preis Lärm, Skandal. Am andern Tage wurde das Theater der Nation als ein Schlupfwinkel für Aristokraten, als Herd unbürgerlicher Gesinnung bezeichnet. Eine Zeitung verlangte,

„daß dieses unreine Serail für immer geschlossen werde“,

und auf den Vorschlag Barères ließ der Konvent das Theater schließen. Am 3. September 1793 wurden die Schauspieler nach der Aufführung verhaftet und ins Gefängnis abgeführt. Ein einziger Schauspieler, Molé, entging diesem Schicksal. Er hatte Sorge getragen, an der Tür seines Hauses einen Zettel anzuschlagen mit den Worten: „Hier wohnt der Republikaner Molé.“

Im Jahre 1793 war das Gefängnis fast gleichbedeutend mit dem Revolutions-

tribunal und der Guillotine. Doch man ging heiter zum Schafott, und Frau Roland konnte von ihrer Zelle aus lautes Lachen in den Gängen des Gefängnisses hören; es rührte von den ehemaligen „königlichen Hofschauspielern" her, die in den Kerker geführt wurden. Das Gefängnis flößte ihnen keinen Schrecken ein. Und doch stand ihr Leben auf dem Spiel. „Das Haupt der Comédie Française soll guillotiniert und der Rest deportiert werden," hatte Collot d'Herbois mit dem ganzen Grimm und Haß des ehemaligen, einst ausgepfiffenen Schauspielers gesagt.

Selbst Talma, der doch ein glühender Republikaner war, wäre ebenfalls beinahe in Ungelegenheiten geraten. Hatte er nicht am 16. Oktober 1792 in seiner Wohnung in der Rue Chantereine dem General Dumouriez ein Fest gegeben? Dieses heute verschwundene Haus Talmas, das sich Nummer 60 der gegenwärtigen Rue de la Victoire befand, ist ein historisches Gebäude gewesen. Talma verkaufte es nach der Scheidung von seiner Frau im Jahre 1796 an Josephine de Beauharnais; Bonaparte wohnte darin, und nach der Expedition nach Aegypten wurde die Rue Chantereine die Rue de la Victoire. Hier empfing Bonaparte einige Tage vor dem 18. Brumaire, als er schon seinen Staatsstreich plante, eine Anzahl von Offizieren, und Josephine wies ihren Gästen Trommeln, die ihren Salon schmückten, zum Sitzen an mit den Worten: „Meine Herren, wir haben keine Stühle, setzen Sie sich auf diese Trommeln!" Und mit einem Lächeln fügte sie hinzu: „Es sind Trommeln von Arcole!"

Josephine hatte übrigens Schulden und zahlte ihre Steuern nicht regelmäßig, als sie das Haus in der Rue Chantereine kaufte, und Talma empfing den Kaufpreis nicht sofort. Ehe Talma der Freund des Kaisers wurde, war er der Gläubiger seiner Gemahlin.

Talma hatte das Haus in der Rue Chantereine geschmackvoll eingerichtet mit Möbeln nach antikem Muster, alten Waffen, Gemälden von Meistern wie Coypel, Largillière und Porbus. Bei ihm versammelten sich Künstler, Literaten, Politiker. Da verkehrte Vergniaud freundschaftlich mit Ducis, Méhul mit Brissot, und Talma war mit den Girondisten sehr befreundet. An diesen Männern, die täglich ihr Leben riskierten, studierte er die Gebärden, den Ton ... „In ihrer Mitte," sagte er, „habe ich die Wiedergeburt meiner Kunst vorausgeahnt."

An dem Tage, an dem Talma zu Ehren Dumouriez' in seinem Hause ein Fest gab, sang Fräulein Candeille am Klavier, als plötzlich ein seltsames Individuum mit blassem Gesicht erschien, den Kopf in ein rotes Seidentuch eingewickelt — eine Erscheinung gleich einem scheußlichen Gespenst, dessen Blässe das helle Licht der Lampen noch mehr hervortreten ließ. Es war Marat. Bei seinem Eintritt wurde es still. Marat näherte sich Dumouriez: „Bürger, wir haben dich vergebens in den Kriegsbureaux gesucht. Wir konnten nicht vermuten, daß wir dich in einem derartigen Haus inmitten von Konkubinen und Gegenrevolutionären finden würden."

„Mit welchem Recht, Bürger Marat, kommst du zu mir, um unsre Frauen

und unsre Schwestern zu beleidigen?“ entgegnete Talma mit seiner schönen Tragödenstimme.

Darauf zog sich Marat, mit erhobener Faust drohend, zurück: „Dieses Haus ist ein Herd der Gegenrevolution.“ Als Marat fort war, brach der Schauspieler Dugazon in ein Gelächter aus, holte ein Réchaud, brannte Zucker darauf und rief aus: „Reinigen wir die Luft!“ Das Lachen war kaum ganz am Platz. Denn dieser Besuch konnte den Tod bedeuten.

Am andern Tage wurde in Paris die Zeitung Marats, der „Ami du Peuple“, ausgerufen, mit den „Details des dem Verräter Dumouriez von den Aristokraten bei dem Schauspieler Talma gegebenen Festes, mit den Namen der Verschwörer, die den Plan gefaßt hatten, den ‚Freund des Volkes‘ zu ermorden“.

Talma hatte das Glück, dem Schafott zu entrinnen. „Einzig mein Talent,“ sagte er, „das man brauchte, war damals meine Rettung.“

In den Gefängnissen der Madelonnettes oder in Sainte Pélagie aber warteten die Schauspieler des „Theaters der Nation“ noch immer darauf, daß über ihr Schicksal entschieden würde. Einige wie Vanhove, Frau Petit-Vanhove und Marie Joly wurden wieder in Freiheit gesetzt und kehrten zur Truppe Talmas zurück. Die andern aber zeigten sich mit Recht sehr besorgt. Eine unerbittliche Zensur wurde damals in den Theatern ausgeübt. Der „Mahomet“ Voltaires war verboten, da Mahomet das Haupt einer Partei sei. Es war verboten, auf der Bühne den Personen Adelstitel zu geben. Ein Baron wird künftighin Cléon genannt, und der Titel „Marquis“ wird durch den Namen Damis ersetzt. „Monsieur“ und „Madame“ sind aus den Tragödien verbannt, und der Befehl, die Schauspieler der Comédie Française vor das Tribunal zu stellen, ist längst schon gegeben. Ein König und eine Königin von Frankreich sind guillotiniert worden, man will darum auch die Könige der Tragödie nicht mehr schonen. Die Akten liegen bereit. Collot d'Herbois hat sie geordnet, um sie an den öffentlichen Kläger Fouquier Tinville zu schicken. Er hat sie mit Bemerkungen versehen. Ein „G“ auf dem Aktenbündel bedeutet Guillotinieren, ein „D“ Deportieren. Der Schauspieler Collot d'Herbois wollte die Gefangenen verurteilen lassen. Ein Schauspieler rettete sie: Labussière, der früher Salonlustspiele gegeben hatte und der Unterbeamter in den Bureaux des Komitees der öffentlichen Wohlfahrt geworden war. Die Akten an Fouquier Tinville übergeben, hieß so viel wie die Schauspieler aufs Schafott bringen. Labussière vernichtete die Schriftstücke, machte Papierkugeln daraus und warf sie in die Seine. Man suchte die Akten umsonst in allen Bureaux, in allen Kanzleien, die Sache erregte bereits Aufsehen, Fouquier Tinville reklamierte seine Prozeßakten; schon richtete sich der Verdacht auf Labussière, als der 9. Thermidor anbrach und die Schauspieler rettete; Robespierre wurde hingerichtet, Fouquier Tinville verhaftet, das Ende der Schreckenszeit war da, zum Heile für die Schauspieler und so viele andre. Labussière — einfach ein Held — hatte die Künstler des Theaters der Nation gerettet. Am selben Tage kam auch Josephine de Beauharnais, die später Kaiserin wurde, aus dem Gefängnis.

Nach dem Thermidor atmete Frankreich auf. Eine Zeit der Feste und zügellosen Vergnügungen begann. Frau Tallien, „Notre Dame de Thermidor“, sah ganz Paris in ihren Salons in der Avenue des Veuves defilieren. Garat, der beliebte Sänger, kam dorthin und trug seine schmachtenden Romanzen vor, Herr und Frau Talma begegneten da dem jungen General Bonaparte, der bald darauf, nach dem Vendémiaire, der Mann des Tages wurde. Das Volk besuchte in Massen die Theater. Das Publikum warf kleine Blätter auf die Bühne. „Lest, lest!“ schrie der ganze Saal. Es war ein Stück, betitelt „Le Réveil du Peuple“. Talma nahm das Papier und las diese Verse, welche die Exzesse der Revolution und die „buveurs de sang humain“ brandmarkten. Die thermidorianische Reaktion war so heftig, daß sie ungerecht wurde. Man ging so weit, Talma zu beschuldigen, daß er bei der Verhaftung seiner Kameraden nicht unbeteiligt gewesen sei — er, der Feind Marats, der Freund Vergniauds und Brissots, der Freund der Gemäßigten, wurde für einen Terroristen gehalten! Die Menge pfiff ihn eines Tages aus, als er den Nero spielte, und er mußte von der Bühne aus ein politisches Glaubensbekenntnis ablegen. „Bürger, ich gestehe, daß ich die Freiheit liebte und noch liebe. Aber ich habe immer das Verbrechen und die Mörder verabscheut. Die meisten meiner Freunde sind auf dem Schafott gestorben! Alle meine Freunde sind tot!“ Vor diesem einfachen Satz schwieg das Publikum respektvoll. In der Tat, wie viele Tote hatte es gegeben, seit Talma in der Comédie zum erstenmal aufgetreten war. Wie viel Blut war vergossen worden!

Die gegen Talma geschleuderte Beschuldigung war natürlich ungerecht. Aber beschuldigte man nicht auch Marie Joseph Chénier, daß er die Hinrichtung seines Bruders André herbeigeführt habe, und schrie man ihm nicht nach, wo er vorüberkam: „Kain! Kain! Wo ist dein Bruder Abel? Was hast du getan?“ Talmas Kollegen, Fräulein Contat und Larive, übernahmen seine Verteidigung. Talma hingegen benachrichtigte den Schauspieler Larive, daß man ihn verhaften wolle, und rettete ihm das Leben.

Wenn man sich mit den politischen Ansichten der Schauspieler beschäftigte, so war das, weil diese zu wichtigen Persönlichkeiten im Staat geworden waren. Es war nicht mehr die Zeit, da man nachts, im geheimen Adrienne Lecouvreur in irgendeinem in der Eile am Ufer der Seine gegrabenen Loch beerdigte. Nach einer ziemlich langen Diskussion in der Nationalversammlung im Jahre 1789 war erklärt worden, daß künftig nichts mehr dem im Wege stehe, daß die Schauspieler zu den öffentlichen Aemtern zugelassen würden. Der Schauspieler war nicht mehr von Gesetzes wegen ein „Ehrloser“. Und am 27. April 1797 reichten Talma und mehrere seiner Kollegen beim Minister des Innern das Gesuch ein, auf dem Grabe Adrienne Lecouvreurs einen Gedenkstein errichten zu lassen. Die Bitte wurde erfüllt. „Man muß,“ sagte der Minister, „dem Andenken einer Frau, die den Ruhm der französischen Bühne ausmachte, eine Huldigung darbringen.“ Das Vorurteil gegen die Schauspieler lag in weiter Ferne. Die Schauspieler Molé, Préville, Grandmesnil waren Mitglieder des Institut

de France. Man hatte denen einen Platz darin gegeben, „welche die Meisterwerke des Theaters neuschaffen, indem sie ihnen die Seele der Gebärde, des Blickes und der Stimme geben, und die so Corneille und Voltaire zur Vollendung bringen".

Man interessiert sich für das Privatleben der Schauspieler, für die Theateranekdoten, für den Kulissenklatsch, für die Prozesse, die Fräulein Lange gegen einen ihrer Liebhaber, namens Hoppe, anstrengt, um die Obhut über ihr Kind zu erlangen, das der Vater nicht von einer Schauspielerin erziehen lassen wollte. Die Abenteuer, die Skandale der Schauspieler und hauptsächlich der Schauspielerinnen bieten der Tageschronik reichen Stoff. Bald sah man einen Kaiser sich vertraulich mit Talma unterhalten. Der künftige Cäsar hatte bereits eine Leidenschaft für das Theater. Der Schriftsteller Arnault widmete sein Trauerspiel „Oscar, der Sohn Ossians" „Buonaparte, dem Mitglied des Instituts," und ließ sich sogar von Bonaparte Rat erteilen, der ihn veranlaßte, den Schluß zu ändern. „Ein Rat Buonapartes," sagte Arnault, „mußte einen Sieg herbeiführen."

Die während der Revolution zerstreute Truppe der Comédie reorganisierte sich wieder, und dem Regierungskommissar Mahérault gelang es, endlich die beiden rivalisierenden Theater zu vereinigen. Das ging nicht ohne Mühe. „Es wird Ihnen nicht gelingen," sagte der Schauspieler Saint-Prix zu ihm, „Sie kennen die Schauspieler nicht, sie werden Sie mit Nadelstichen umbringen." Aber Nadelstiche töten nicht immer, und Mahérault blieb Sieger. Das neuerstandene Théâtre Français konnte dem vom ägyptischen Feldzug heimgekehrten General Bonaparte zujauchzen, der sich bescheiden im Hintergrunde einer Loge verborgen hielt. „Wenn ich gewußt hätte," sagte er, „daß die Logen so offen sind, wäre ich nicht gekommen." Es war übrigens nur ein einziger Mann in Frankreich ebenso populär wie er, das war Talma. „Er hat," so erzählt uns ein Zeitgenosse, „seine fanatischen Bewunderer, die ihn am Ausgang des Theaters erwarten, hinter seinem Wagen herlaufen und rufen: ‚Es lebe Talma!' Während des Tages sehen die Leute zu, wie er sein Haus an der Ecke der Rue de La Rochefoucauld betritt oder verläßt. Auf die Kamine in den Salons stellt man die Büste Talmas, die Frauen tragen das Bild des Schauspielers als Kamee." Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn wir erfahren, daß in Amerika eine Volksmenge die Pferde Sarah Bernhardts ausgespannt und ihren Wagen im Triumph gezogen hat. Das Publikum hat recht, diejenigen zu lieben, die ihm einige Stunden hindurch auf der Bühne ein wenig Freude bereiten.

„Ich liebe das Theater," sagte eines Tages Waldeck-Rousseau in dem Schauspielerheim, das Coquelin in Pont-aux-Dames in jenem alten Kloster gegründet hat, wohin die Dubarry verbannt worden war, „weil es mir immer ermöglicht hat, auf einige Augenblicke alle Sorgen und Plagen der Politik zu vergessen." Der Schauspieler ist ein Schöpfer von Illusionen und Phantasiebildern. Und in diesem Leben muß man sich nun einmal mit Illusionen begnügen.

(Schluß folgt)

Ein Blick auf die Kulturgeschichte Palästinas
mit besonderer Berücksichtigung der Altertümer im Karmel

Von
Dr. E. Graf von Mülinen

Oft wiederholt ist das Wort von der Unveränderlichkeit des Orients. Während im Abendlande und noch mehr in der Neuen Welt Erfindungen und Entdeckungen sich unablässig drängen und alles in heraklitischem Flusse begriffen ist, erscheint uns der Orient bis in die neueste Zeit hinein in majestätische Ruhe versunken. Bearbeitet doch der syrische Fellache seinen Acker mit den von den Altvordern ererbten Geräten, und treffen wir heute noch die Sitten, die schon in der Vorzeit bestanden.

Trotzdem gäbe man sich einer Täuschung hin, wollte man die heutigen Verhältnisse nur dem Beharrungsvermögen zuschreiben, denn durch die Kraft der Inertie allein lassen sich diese Erscheinungen nicht erklären. Zwischen unsern Tagen und denjenigen des Reiches Davids liegen dreißig Jahrhunderte, während derer manche fremde Kultur in das Land eindrang und die Herrschaft gewann. Unter den römischen Imperatoren war Palästina viel mehr hellenisiert, als man gemeinhin glaubt, und die Kreuzfahrer haben ebenfalls einen gründlichen Umschwung herbeigeführt. Gemäß dem Beharrungsvermögen hätten ja diese Kulturen bestehen bleiben sollen, sie sind aber bis auf verschwindende Reste ausgetilgt. Eine andre Kraft muß also wirksam sein, die das heutige Leben bedingt und es demjenigen nähert, welches bereits vor Jahrtausenden heimisch war.

Als vor ungefähr siebzig Jahren durch Ibrahim Pascha die ägyptische Dattelpalme in größerer Zahl in Syrien eingeführt wurde, waren ihre Früchte anfangs von denjenigen ihrer Schwester im Nillande wenig verschieden; sie wurden ihnen aber um so unähnlicher, je länger die Trennung von der Heimat andauerte. Desgleichen verändert der Saft der Affentaler Rebe, welche die schwäbischen Kolonisten auf den Karmelhängen anpflanzten, in zunehmendem Maße seinen Geschmack, indem er dem übrigen palästinensischen Landwein gleichkommt.

Wie der Pflanze ergeht es dem Menschen, die Scholle übt ihre Wirkung aus; die Eingewanderten unterscheiden sich schon in der zweiten oder dritten Generation von den Vettern in der Heimat. Wenn nicht, wie bei unsern württembergischen Landsleuten, mächtige Verhältnisse eingreifen, welche den Kolonisten mit dem Vaterlande verbinden und zwischen ihm und seiner neuen Umgebung Schranken errichten, macht sich diese Erscheinung als eiserne Notwendigkeit geltend. Klima und Existenzbedingungen dringen gegen die von den Fremden errichteten Schutzwehren an, und sobald die allgemeine und namentlich die politische Lage es gestattet, reißen sie dieselben nieder, um auch in die fremden Enklaven einzudringen und alles in den Stand zurückzuversetzen, welcher der von Natur dem Lande gegebene ist.

Die gewaltigsten Kulturwellen, die von außen her das Land überschwemmten, zerteilten sich in dem Augenblick, wo der Nachschub aufhörte; sie zerrannen fast spurlos, und unter ihnen erschien bald der Boden in seiner früheren Gestalt. Das Gesetz der Einwirkung der Umgebung nimmt hier die Form der rückläufigen Entwicklung an.

Man kann dieselbe auf allen Gebieten gleichmäßig am Werke sehen. Wenn wir vorerst die Sprache betrachten, so fällt uns auf, daß die Israeliten, die doch aramäischen Ursprungs waren, in Kanaan zuerst die Redeweise der eingeborenen Phönizier annahmen. Als dann das Land längst hellenisiert war und seine Städte jahrhundertelang griechische Namen getragen hatten, tauchen nach der Eroberung der mohammedanischen Wüstensöhne plötzlich die ehemaligen semitischen Bezeichnungen wieder auf. Ptolemais, das frühere Emporium der Lagiden, hieß von neuem 'Akkā, wie einst im Richterbuche 'Akkō, Scythopolis verwandelte sich zurück in Beisān, das biblische Bethschean; Sepphoris, der heimische Name von Diocäsarea, erhält sich im heutigen Ṣaffūrie. Jerusalem heißt jetzt nicht mehr Aelia oder Ilia, sondern El-Quds (die Heilige), wie sein Beiname haqqadōscha einst auf den Makkabäermünzen lautete. Es fällt sogar nicht schwer, in dem modernen arabischen Dialekte Palästinas Nachklänge der Sprache der Kanaaniter bzw. der Israeliten nachzuweisen.

Im täglichen Leben ist der Fellache, obwohl das Land früher Zeiten vollständiger Geldwirtschaft gesehen, teilweise zur Naturalwirtschaft zurückgekehrt. Die Bauart der heutigen Dorfhäuser erinnert, trotzdem durch Römer, Byzantiner, Kreuzfahrer und in geringerem Maße durch sarazenische Feudalherren Paläste und Burgen geschaffen worden waren, an die einfachen Einrichtungen, die uns aus der Bibel vertraut sind.

Um durch Aufzählung vieler Einzelheiten nicht zu ermüden, sei nur auf einige Geräte von besonders typischem Wesen hingewiesen. Der im Dorfe El-Fureidīs verwendete perfektionierte Dreschschlitten mit eisernen Scheiben, der nōradsch, entspricht dem mōrag, welchen Jesaias erwähnt. Dem Fellachen ist derselbe aber noch zu kompliziert, er greift lieber zu dem viel primitiveren lūaḥ idrās, bestehend aus einem bloßen Brett mit unten eingeklemmten spitzen Steinen. Die Drusinnen von Ed-Dālie hinwieder formen ihre Töpfereien von Hand ohne Drehscheibe und brennen sie an offener Flamme, obgleich die Drehscheibe im Orient schon im frühen Altertum im Gebrauch war. Ihre Erzeugnisse sehen daher nach dem Urteil Sachverständiger in Form und Material den irdenen Waren zum Verwechseln ähnlich, die man bei Ausgrabungen in den untersten Schichten kanaanitischer Städte aufdeckte.

Noch interessanter ist es, wenn man diese Beobachtung auf das religiöse Gebiet ausdehnt. Das Land, welches dem israelitischen Monotheismus den sagenberühmten Salomonischen Tempel errichtete, das Land, in welchem die Wiege des Christentums stand und welches seit dreizehnhundert Jahren vom Preise des absolut-unistischen Allah widerhallt, hat darum seine tiefeingewurzelten heidnischen Kulte nicht eingebüßt. Denn in Zeiten wirklicher Bedrängnis wendet sich der

Fellache nicht an Gott, sondern an den Weli eines Lokalheiligtums; in vereinzelten Gebräuchen darf man sogar deutliche Spuren uralter Totenopfer erkennen.

Die vorstehend kurz skizzierte Tendenz zur Rückbildung hat, wie man sie heute beobachtet, zu allen Zeiten im Lande vorgewaltet. Jede neue Kultur hatte von frischem anzusetzen, bis auch sie ihrerseits dem heimischen Wesen wich. Allerdings bedarf dies Gesetz, um wirken zu können, hierzu günstiger Bedingungen; sie liegen vor allem in einer solchen politischen Gestaltung, welche Palästina, nachdem es in die Abhängigkeit des Auslandes geraten war, wieder sich selbst überläßt.

So ist, durch die geographische Stellung inmitten größerer und mächtigerer Reiche bedingt, seine Geschichte ein unaufhörlicher Kampf zwischen den Einwirkungen von außen und der Reaktion der autochthonen Kräfte. Zu einer fortschreitenden Entwicklung ist es in Hinsicht der materiellen Kultur hier nie gekommen. Einzig der religiöse Gedanke erfuhr, und zwar gerade infolge der Ungunst weltlicher Verhältnisse, eine ausnehmende Vertiefung; er erreichte dabei eine derartige Vollkommenheit, daß die hier gefundene Form dem innersten Bedürfnis des Menschen entspricht und nun ihren Siegeszug in die Herzen der Bewohner der ganzen Erde hält.

Diese Verhältnisse wird man sich vor Augen halten müssen, wenn man einen Einblick in die Geschichte des Heiligen Landes gewinnen will. Sie ziehen sich wie ein roter Faden durch den Wechsel der verschiedenen Kulturen, deren summarische Betrachtung Gegenstand der vorliegenden Zeilen ist.

Die Prähistorie Palästinas ist noch wenig aufgeklärt. Wenn einst die Höhlen des Karmels untersucht sein werden, mag sich erweisen, inwieweit die Annahme des Vorkommens der ersten paläolithischen Menschen sich bewahrheitet, das aus der Umgebung Beiruts schon bekannt ist. Mehrere bisherige Einzelfunde lassen es noch unentschieden, ob die angetroffenen Spuren auf diese oder auf die folgende neolithische Rasse zurückzuführen sind. Letzterer gehören u. a. die Gräber der Qarnīfet el-wāsiṭ im Tale von eṭ-Ṭīre mit ihren ausgehöhlten Trankopferschalen an; die Stelle diente in jener Periode der Ahnenverehrung wohl gleichzeitig als Opferstätte. Jedenfalls befindet man sich dabei noch in der Zeit der Troglodyten. Diese haben ihre Leichen anfangs verbrannt, später ohne Kremation in der Erde bestattet, und die hierzu verwendeten Höhlen hatten zuerst einen seitlichen Eingang, nachmals eine obere Oeffnung, welche durch leichter zu bewerkstelligende Verschließung die Ruhe der Toten besser gewährleistete.

Noch in der vorgeschichtlichen Steinzeit erscheint eine von den Troglodyten sich scharf abhebende Rasse, deren Auftreten man um oder kurz nach 3000 v. Chr. anzusetzen geneigt ist. Sie bedecken die Bodenfläche mit ihren megalithischen Denkmälern, mit Cromlechs, Cairns, Dolmens und Menhirs, wie sie einst über die ganze alte Welt verbreitet waren und sich heute noch namentlich in den keltischen Gegenden des britischen Inselreiches und der Bretagne erhalten haben. Im Ostjordanlande bis jetzt verhältnismäßig häufiger vorhanden, scheinen sie im

Westjordanlande als Zeugen des Heidentums größtenteils dem Glaubenseifer der Israeliten zum Opfer gefallen zu sein. Auf dem Karmel ist als Ueberbleibsel dieser Periode vornehmlich die Kultstätte von A'rāq ez-Zīghān zu erwähnen, deren nach Norden gerichtete Nische nicht auf den Totenkult, sondern auf die Anbetung einer Himmelsgottheit hindeuten dürfte. In Verbindung damit stehen die gewaltigen orthostatischen Straßen, die das Gebirge wie auch ganz Palästina durchzogen. Eine Erinnerung an das Volk, das so mächtige Bauten hinterließ, blieb möglicherweise zurück in den israelitischen Erzählungen von den Enakskindern.

Ihre Bautätigkeit scheint später, seitens andrer Stämme von kleinerem Wuchse, nachgeahmt worden zu sein; wenigstens finden wir bei der Maghārat Umm Aḥmed Gräber, welche, in der Nähe einer Nische gelegen, den Dolmens ähnlich sehen. Die Nische ist jedoch hier nach Osten gerichtet, und die Gräber können bei ihren geringen Dimensionen den Anspruch auf Megalithik nicht erheben. Bemerkenswert ist, daß dabei deutliche Spuren einer freilich noch rohen Tonbrennung neben Feuersteinwaffen angetroffen werden.

Unbestimmt ist die Zeit der eigentlich zyklopischen Bauart, wie sie die prähistorische Kanzelfestung Qal'at el-Menābir aufweist. Die gewaltigen Blöcke, zwar megalithischen Charakters, aber nicht orthostatisch errichtet, sondern wagerecht geschichtet, türmen sich von unten bis oben in gleicher Mächtigkeit.

Bei dem Beginn der geschichtlichen Periode finden wir Semiten als hauptsächlichste Bewohner des Landes; unter dem Sammelnamen der Kanaaniter zerfallen sie in eine Menge kleinerer Stämme, unter denen die sidonischen Phönizier schon früh den ersten Rang einnahmen. Ihre Religion war vor allem eine Verehrung der zeugenden Naturkraft, des sich ergänzenden männlichen und weiblichen Prinzips, das den gemeinsamen semitischen Namen Baal und Astarte führte, jedoch bei einzelnen Stämmen besondere Bezeichnungen hatte. Ihm wurde in heiligen Hainen, wie in den Schedscharāt el-Arba'īn, an geweihten Quellen, wie dem Bīr faḍil, oder auf Höhen, wie dem Nebi Ṭāṭā, später auch in Tempeln gehuldigt. Ferner lassen sich Fetische konstatieren, wie der Dschurn el-'Arūri bei Bistān; dazu gesellten sich Haus- und Familiengötzen, während der alte Totenkult nicht ganz verschwand. Der Gottesdienst zeichnete sich, wie seit alters bekannt, durch blutige Menschenopfer aus; die neuesten Forschungen haben in vielen Fällen Kindesleichen zutage gefördert, die zu sakramentalen Zwecken geschlachtet und neben den Altären in Krügen beigesetzt worden waren. Statt unbeholfener Steinwerkzeuge fing man an, sich des Kupfers bzw. der Bronze zu bedienen, wie an den Behauungsspuren der ältesten Denkmäler zu erkennen ist. Letztere schließen sich teils an die orthostatische, teils an die zyklopische Bauart an; erstere Kategorie finden wir zum Beispiel bei den Ruinen des Wādi a'rāq en-naṭif, die aber die früheren megalithischen Dimensionen nicht erreichen. Als Spezimen der zweiten Art mag die Mauer der Ortschaft eṭ-Ṭīre gelten, deren schwache Fundierung unter großen Steinmassen ebenfalls schon ein Zeichen von Degeneration der Architektur ist. Einzelne Stadthügel haben einen Unterbau von Ziegelmauern,

der wohl sicher von fremden Eroberern, sei es Babyloniern, sei es Aegyptern, herrühren dürfte. Im übrigen wird diese Periode, in welche die Einwanderung des Stammes Abrahams fällt, ein Chaos von Fehden kleiner, meistens schon seßhafter Völker gewesen sein, währenddessen sich der erstmalige babylonische Einfluß bemerkbar machte. Babylon, ein Kulturzentrum von einer Bedeutung, die später höchstens durch Rom erreicht wurde, zwang den Kanaanitern vermöge seiner Ueberlegenheit seine Schrift auf, welche noch nach Jahrhunderten den Verkehr des Landes sogar mit dem ägyptischen Suzerän vermittelte.

Um das Jahr 1600 fällt das erste sichere historische Licht auf unser Gebiet durch den Eroberungszug des Pharao Thutmosis III. Kanaan und Syrien waren nun lange Generationen hindurch ägyptische Vasallenländer. Die Verbindung scheint jedoch ziemlich lose gewesen zu sein, und die kleinen Stadtkönige befehdeten sich gegenseitig, ohne von dem Großherrn in Schranken gehalten zu werden. Neben die babylonische Kultur trat nun die ägyptische, die durch Funde von Idolen, von zahlreichen Skarabäen sowie durch einzelne Baudenkmäler dokumentiert wird. Außerdem aber ward ganz Syrien überschwemmt durch die Erzeugnisse der mykenischen Tonindustrie, die wir bei allen Ausgrabungen häufig antreffen. Ihre Produzenten, die ägäischen Meervölker, machten durch Raubzüge die Gestade unsicher und lähmten den Arm der Großkönige. Einem derselben, dem berühmten Ramses II., gelang es um 1300 wenigstens, die gleichzeitig von Norden anstürmenden Hethiter zurückzudrängen und Syrien zwischen den beiden Reichen so zu teilen, daß Palästina und die Seeküste auch fernerhin der Botmäßigkeit der Pharaonen unterstand.

Etwa drei Generationen später erfolgte die Einwanderung der Israeliten in Palästina, die laut den biblischen Berichten nur allmählich von dem Lande Besitz ergreifen konnten. Auch nach den jüngsten Funden ist ihr Auftreten durch keinerlei kulturellen Wechsel gekennzeichnet. Der Töpfereibetrieb zum Beispiel, der sich zwar mit Vorliebe an die mykenischen Muster anschloß, aber in der Hand der Kanaaniter eine langsame deteriorierende Umwandlung erlitt, dauert auch in den zuerst von den Israeliten eingenommenen Gegenden in der gleichen Weise fort. Das Bild, das man sich von der Ansiedlung der Ebräer zu machen hat, weicht demnach von der früheren Auffassung etwas ab. Die vorher nomadischen Neuankömmlinge bequemten sich bei ihrem Uebergange zum seßhaften Leben, wie ihre aus Abrahams Zeit im Lande verbliebenen aramäischen Stammverwandten, den Existenzbedingungen der Kanaaniter an; damit übernahmen sie auch deren Sprache, denn das Hebräische ist vom Phönizischen und den andern Landesidiomen nur dialektisch verschieden. Im Gegensatze zu den Moabitern, Ammonitern und Edomitern, welche auch dem einheimischen Kultus huldigten, brachten sie jedoch eine neue Religion mit sich. Der Gesamtzustand des Gebietes, das von unablässigen kleinen Kriegen verwüstet wurde, hat sich nicht wesentlich verändert. Ramses III., der um 1200 einen Teil der eindringenden ägäischen Meervölker besiegte und von ihnen die Philister in der Schefela, die Zakkala vom Karmel bis Dôr ansiedelte, scheint mit den Israeliten nachmals nicht in Berührung geraten

zu sein. Diese breiteten sich langsam aus; Asser nahm sein Stammgebiet am Meer und auf den westgaliläischen Hügeln sowie auf dem Karmel ein, die Enklave Dōr fiel dann an Westhalbmanasse. Die wichtigeren Küstenpunkte blieben jedoch in den Händen der phönizischen Seemacht, die sich nun zu erheben begann und bald innige Beziehungen zu Israel anknüpfte. Ihre Kunst war in der älteren Zeit, wie aus vielen Anzeichen erhellt, der ägyptischen tributär, allerdings ohne deren idealistische Schönheit zu erreichen. Auch jetzt noch aber dauerte der Import der mykenischen Industrie an, bis diese sich vor den griechischen Doriern aus den ägäischen Inseln nach Cypern rettete, von wo sie, in etwas veränderter Form, noch lange Zeit Syrien beherrschte. Damals war als Waffe schon das Eisen in Gebrauch, als dessen Meister durch die biblischen Zeugnisse die Kanaaniter und die Philister genannt werden. Auch die sog. phönizische Buchstabenschrift, welche die Israeliten mit den übrigen Stämmen des Landes adoptierten, kam in Anwendung; ihre Erfindung mag allerdings weiter zurückreichen.

Unter David und Salomo, welche, auf den ersten König Saul folgend, Kanaan fast vollständig unterwerfen, erringen die bisher getrennten Stämme Israels nationale Einheit. Obwohl zu ihrer Zeit größere Bauten geschaffen wurden, ist die Kunst von den Phöniziern abhängig, welche in den Giblitern die Werkmeister lieferten. Auch Handel und Schiffahrt, die damals aufblühten und bis nach dem fernen Ophir reichten, standen unter phönizischer Aegide. In der Industrie tritt noch keine eigne Richtung in den Vordergrund, von Bedeutung ist jedoch die Gestaltung des Stammeskultus. Derselbe hatte von alters her zum Kerne ein streng ethisches monotheistisches Prinzip, das in dem denkbar schärfsten Gegensatz zu der Götzenverehrung der Nachbarn mit ihren oft orgiastischen Riten stand; nun erhielt er im Tempel zu Jerusalem eine Zentrale, von wo aus später seine Weiterbildung geleitet und überwacht werden konnte.

Nach der Trennung des Königtums wurde das Nordreich, das sich unter Beibehaltung des Jehovadienstes auch kirchlich von Jerusalem losriß, mehr und mehr dem phönizischen Einfluß unterworfen; dieser wurde infolge der Protektion der mit dem sidonischen Königshause verschwägerten Dynastie Amri sogar zu einer Gefahr für die ererbte Religion. An der Spitze der nationalen Gegenbewegung führten die Propheten um die staatliche Selbständigkeit und den angestammten Glauben einen erbitterten Kampf, in dessen Verlaufe auf dem Karmel das mit Elias' Namen verknüpfte und durch das Königsbuch verherrlichte Gottesgericht stattfand. Das Reich erholte sich vorübergehend unter der von Jehu gegründeten Dynastie, während schon die östliche Kultur Syriens und Assyriens mit der phönizischen um den Vorrang stritt.

Mit der Zerstörung Samarias durch die assyrische Herrschaft ward Nordisrael beinahe vollständig vernichtet. Der namhafteste Teil der Bevölkerung wanderte ins Exil, und wenn er im Zweistromland auch noch fortexistierte, so ging er doch dem Volkstum und seiner welthistorischen Aufgabe verloren. Es waren nur kleinere Leute, die in Palästina blieben; obschon sich mit ihnen andre

aus Cutha verpflanzte Ansiedler zum Dienste Jehovas verbanden, um die uns unter dem Namen der Samaritaner bekannte Gemeinde zu bilden, sollten sie nie zu mehr als lokaler Bedeutung gelangen. Hingegen erstarkten wieder alle diejenigen Elemente im Lande, welche sich durch Feindseligkeit gegen Israel auszeichneten.

Inzwischen hatten in dem kleineren Reiche Juda die Könige vom Stamme Davids häufiger mit den Priestern und Propheten zusammengehalten; so wurde trotz zeitweiliger Zinspflichtigkeit an Aegypten der Bestand des nationalen Wesens gesichert, das nun auch in der Kunst durch neue Formen zum Ausdruck gelangte. Sogar den assyrischen Großkönigen konnte Jerusalem widerstehen. Im Jahre 586 fiel es jedoch in die Hände Nebukadnezars, der nun ebenfalls das Königshaus, alle Großen und den wichtigen Mittelstand in die Gefangenschaft abführen ließ; ein Teil flüchtete sich nach Aegypten, wo er den Stock einer für die Folgezeit wichtigen jüdischen Kolonie bildete.

Das babylonische Exil war von der größten Bedeutung für die Entwicklung des Judentums. Im Feuer des Elendes wurde der Volkscharakter gehärtet; endgültig entsagte man den Verlockungen des Götzendienstes, denen man früher nachzugeben geneigt war, und hielt um so inniger und fester zu den religiös-nationalen Idealen. Wie alles Fremde abgelehnt und die Reinheit der Rasse aufs höchste betont wurde, so ging man in der Erfüllung des Gesetzes gewissenhaft bis aufs kleinste. Nach Generationen sollte sich zeigen, wie nötig dem Volke die schwere Schule der Verbannung war, falls es das ihm gesteckte Ziel erreichen sollte.

Die Perserkönige gestatteten den Juden die Rückkehr nach Jerusalem, und wenn auch eine verhältnismäßig nur kleine Zahl sich dazu entschloß, so war dies doch eine Elite, die mit der Absicht, hinfür einzig Jehova zu leben, Ernst machte. Sie wies daher die Annäherungsversuche der Samaritaner, welche keine derartige Prüfung bestanden hatten, zurück, obschon sie fortwährend mit großen Schwierigkeiten kämpfen mußte. Die Juden hatten unterdessen, wie die Samaritaner und viele Stämme des Landes, die aramäische Sprache angenommen, die in der Westhälfte des Perserreichs das offizielle Staatsidiom war und sich auf viele Jahrhunderte hinaus als Redeweise des Volkes erhalten sollte; bloß für einen Teil der religiösen Literatur behielt man die alte hebräische Sprache bei. Die Jerusalemitaner brachten ferner aus dem Exil als Buchschrift die sog. Quadratschrift mit sich, während die Samaritaner den phönizischen Buchstaben treu blieben.

Im Lande waren inzwischen die alten judenfeindlichen Elemente immer mächtiger geworden; vor allem waren die Phönizier als unerläßliche Bundesgenossen im Streite gegen die Griechen den Persern wichtig und mußten von ihnen bevorzugt werden. Die Sidonier gelangten sogar wieder in den Besitz von Dōr, der ganze Norden Palästinas stand von neuem unter ihrem Einfluß. Allerdings wurden die Phönizier selbst schon in ihrer Kultur von dem überhandnehmenden Griechentum bedrängt.

Letzterem war seit Alexander dem Großen freier Eingang gewährt

das Land wurde nun, wenigstens an der Oberfläche, hellenisiert. Nur in bezug auf die Religion konnte sich die israelitische Selbständigkeit in Judäa und dem sich ihm anschließenden Galiläa noch halten, obschon sogar in gottesdienstliche Bezeichnungen, wie Sanhedrin (synedrion) und Synagoge, sich die griechische Sprache einschlich. Es war selbstverständlich, daß die neuen mazedonischen Herrscher die verschiedenen Völker ihrer Länder zu assimilieren trachteten, und bei der engen Verbindung von Staat und Kultus in der Antike mußte sich dies Streben vor allem auf Herstellung einer religiösen Verschmelzung richten. Wie sehr dies bei den meisten Völkern Syriens gelang, erhellt daraus, daß die alten Landesgötter nunmehr mit den Namen der Bewohner des Olymps belegt wurden; in Zeus, Apollo oder Herakles erkennt man Baal oder Melkart wieder. Freilich scheinen die Ptolemäer, die zuerst Palästina besaßen, bei dieser Tendenz keine Gewalt angewendet zu haben; die Seleuciden hingegen, welche ihnen das Land entrissen, gingen mit allen Mitteln auf Hellenisierung der Gottesverehrung aus. Da sie den stärksten Widerstand bei den Anhängern Jehovas fanden, unternahm Antiochus Epiphanes die gänzliche Ausrottung dieses Kultus. Die Samaritaner wichen der Gefahr aus, indem sie ihren Tempel bei Sichem dem olympischen Zeus weihten. In Juda dagegen erhob sich die Familie der Makkabäer, die unter heroischen Kämpfen das angestammte Gut wahrte und sogar einen großen Teil Palästinas zu einem selbständigen Reiche vereinigte.

Der Uebergang ihres Königtums an die Idumäer wurde durch die Vermittlung der Römer bewirkt. Diese scheinen das äußerlich großenteils hellenisierte Land nur als Verwaltungsobjekt betrachtet zu haben; eine Einführung römischer Kultur, die ja selbst die Schülerin der griechischen war, ist nicht ernstlich versucht worden. Beachtenswert ist in dieser Hinsicht, daß auch bei den von Römern oder zu Ehren römischer Kaiser gegründeten Städten der offizielle Name nicht ein lateinischer, sondern ein griechischer war. Das von Herodes neuerbaute Samaria wurde mit der hellenischen Bezeichnung für Augustus Sebastos, Sebaste (heute Sebaṣṭie) genannt, das durch Vespasian aus den Schutthaufen der Zerstörung wieder erstehende Sichem nicht civitas nova, sondern Neapolis (Nābulus); sogar die nach römischen Eigennamen benannten Städte, wie Tiberias und Bethsaida Julias, erhielten wenigstens griechische Endungen. Einzig der Name Cäsarea ist lateinisch, aber auch er ist in der griechischen Sprachform Ḳaisārie im Volksmunde erhalten geblieben. So finden wir ebenfalls die Legenden der Stadtmünzen von Dōr und die Münzen Herodes Agrippas II. in griechischer Schrift, wie diese auch die erhaltenen Steininschriften von Cäsarea aufweisen. Das vereinzelte Vorkommen einer lateinischen Inschrift in Mīamās bei Cäsarea läßt sich daraus erklären, daß Cäsarea durch Vespasian zu einer römischen Veteranenkolonie erhoben worden war. Von spezifisch römischen Baudenkmälern ist in unserm Gebiete, abgesehen von den Heerstraßen und Aquädukten römischer Militäringenieure, nur die Villa der Ruine Lōbie bekannt.

Herodes der Große fand, wie sein ganzes Haus, seine Aufgabe darin, sein nach außen hin glänzendes Königtum unter den Fittichen des römischen

Adlers zu erhalten. Er stützte sich dabei auf die Hohenpriester und die Partei der Sadduzäer, die beide griechisch gesinnt waren, und hielt mit tyrannischer Strenge die nationale, von den Pharisäern vertretene und durch die Schriftgelehrten geleitete Richtung nieder. Letztere besaß einen großen und eifrigen Anhang bei dem Volk, unter dem sie die Erwartung des seit den Erzvätern verheißenen Messias auf das höchste spannte. Man rechnete stündlich auf sein Erscheinen und erhoffte von ihm die Abschüttlung des Fremdjoches und die Errichtung des israelitischen Gottesreiches über die ganze Erde. Doch Jesus lehrte das Reich Gottes in den Herzen, das nicht von dieser Welt ist. In ihrer Zuversicht getäuscht, fielen die ihm anfangs zujubelnden Massen von ihm ab, und die ganze Nation vereinigte sich, um seine Hinrichtung von dem römischen Gewalthaber zu erzwingen.

Immer unerträglicher erschien ihr die Herrschaft der verhaßten Ungläubigen. Endlich brach, nachdem schon das Christentum auf dem Wege zur friedlichen Eroberung der Alten Welt nach Rom gedrungen war und dort seine ersten Märtyrer verloren hatte, die jüdische Empörung aus, die den Fall Jerusalems und das Ende des Staates herbeiführte; mit ihren Nachspielen hatte sie die Verwüstung des Landes und die fast völlige Vernichtung des israelitischen Volkstums in Palästina zur Folge. Zwar die Samaritaner fristeten noch weiter ihr Dasein in Sichem und einigen andern Städten und Dörfern, zu denen wir Cäsarea, Kufr es-Sāmir und es-Sawāmir rechnen dürfen; die Juden aber verschwanden aus dem Süden und aus der Mitte des Westjordanlandes. Nur in Galiläa sammelten sie sich, das nun zu einem Horte des Rabbinismus und später des Talmudtums wurde; aus jener Zeit datieren noch unzählige Heiligengräber und einzelne größere Synagogenanlagen. Die Ruinen der letzteren beweisen uns, wie sehr die jüdische Kunst im Banne der griechischen lag; trotz des mosaischen Bilderverbotes scheute man sich nicht, die Portale der Gotteshäuser mit Darstellungen von Tieren, namentlich Löwen und Stieren, zu schmücken. Obwohl auch eigenartige Formen, wie das Hexagramm und der Leuchter, auftreten, muß das Gesamturteil dahin lauten, daß sich die jüdische Kunst wie überhaupt die jüdische Kultur in materieller Beziehung nie auszeichnete.

In dem großenteils entvölkerten, aber durch kaiserliche Städtegründungen möglichst rasch wieder gehobenen Lande war das Hellenistentum, d. h. das auch unter römischer Oberhoheit sich fortentwickelnde Griechentum orientalischer Färbung, Meister geblieben. Diese Richtung, mit der sich später das Christentum verband, war auch maßgebend für die nächsten Jahrhunderte, in denen in der ganzen Osthälfte des Römerreiches die orientalisierende Strömung immer mehr die abendländische verschlang. Wenn auch noch gute Werke geschaffen wurden, wovon namentlich einige vorzügliche Mosaiken erhalten sind, wenn die Trümmer von el-Harāmis und Umm Qubbi schöne Basiliken ahnen lassen, so belegt dies nur die Beobachtung, daß eine gute Tradition, die so lange Zeit befolgt worden war, nicht plötzlich verloren gehen kann. Es zeigt sich jedoch Ueberladung der Einzelheiten, Verdrängung der edeln Formen durch eckige und

steife — die Antike geht über in den Byzantinismus, der nun zunehmend dominiert.

Von Bedeutung für diese Entwicklung war die Tendenz der Weltflucht, die sich im Christentum während des vierten Jahrhunderts akzentuierte und die Gestalt des Mönchtums annahm. Die Höhlen in den Gebirgsschluchten des Heiligen Landes bevölkerten sich mit Einsiedlern, und deren Zahl nahm derart zu, daß sich um 400 n. Chr. die Notwendigkeit ergab, sie einer Regel zu unterwerfen. Auch vom Abendlande stellte sich ein großer Zuzug von Anachoreten ein; während vorher nur einzelne Pilger, wie die römische Matrone Paula oder der Kirchenvater Hieronymus, die Gnadenstätten aufsuchten, wanderten jetzt Scharen von Christen ein, welche die von den Germanen oder Hunnen verwüsteten westlichen Reichsprovinzen verließen, um in dem stillen Erdenwinkel in Ruhe ihren religiösen Bedürfnissen nachzukommen. Eine solche Richtung konnte der materiellen Kultur nicht förderlich sein; sie verursachte aber anderseits auch keine Umwälzung, im allgemeinen blieben die Grundlagen des privaten Lebens unverändert. Unter den Herrschern in Byzanz funktionierte die Staatsverwaltung wie vorher unter den römischen Imperatoren, nur daß durch Konstantin eine straffere Zentralisation eingeführt worden war. Begreiflicherweise ward hiermit auch kulturell Palästina noch fester an das Gesamtreich gekettet.

Eine jähe Störung erfuhren diese Verhältnisse im siebenten Jahrhundert zuerst durch den Einbruch der sassanidischen Perser und dann durch die Eroberung der mohammedanischen Araberheere. Man ist jedoch geneigt, den mit der Herrschaft des Islams verbundenen Umschwung für plötzlicher anzusehen, als es in Wirklichkeit der Fall war. Gewiß, an dem Siege der neuen Religion wurde kein Zweifel gelassen, und die Wüstensöhne fühlten sich als die Gebieter der eingenommenen Provinzen. Doch waren sowohl die Omayyaden in Damaskus als die Abbasiden in Bagdad zu bedeutende Staatsmänner und zu genaue Rechner, um ihre andersgläubigen Untertanen über die Gebühr zu bedrängen. Sie waren doch auch die Rechtsnachfolger der Kaiser; wie sie für den verwickelten Steuer- und Verwaltungsapparat sich eingeborener christlicher Sekretäre und Kassierer bedienten, so verwandten sie anfangs das byzantinische Münzsystem, dessen Gepräge sie im ersten Jahrhundert nur unwesentlich modifizierten. Es lag auch nicht in ihrem Interesse, die Zahl der Kopf- und Grundsteuer entrichtenden Rayah zu vermindern, und deshalb wurden die Landesbewohner meist nicht mit Gewalt zum Uebertritt zum Islam gezwungen. Um letztere im Zaume zu halten, übertrug man sogar der andersgläubigen Geistlichkeit eine Reihe staatlicher Funktionen. Unter veränderter Oberfläche wirkten daher anfangs noch die Bedingungen der antiken Kultur. So sehen wir unter den Omayyaden in Jerusalem den herrlichen Felsendom, den man fälschlich Omarmoschee nennt, in Anlehnung an die berühmte Hagia Sophia in Byzanz erstehen, auch wurden in anmutig gelegenen Tälern und am Rande der Wüste fürstliche Lustschlösser erbaut, deren Errichtung und Ausschmückung griechischen Meistern übertragen war. In unsrer Gegend speziell weist Kufr Lām eine derartige Gründung auf. Die

christlichen Bewohner behielten zur Beisetzung ihrer Toten den aus der Römerzeit stammenden, von den Byzantinern nur leicht umgeänderten Typus des Felskammergrabes bei und fuhren fort, die Bestatteten mit den alten Beigaben, namentlich mit gläsernen Tränenfläschchen zu versehen.

Trotzdem hatte die politische Lostrennung vom byzantinischen Reiche kulturelle Folgen, die sich mit der Zeit immer stärker äußerten. Es zeigte sich jetzt, daß die Gräzisierung ungeachtet ihrer langen Dauer nicht bis in den innersten Kern des Volkes gedrungen war. Die bäuerlichen Landbewohner hatten sich wohl immer noch der aramäischen Sprache bedient, die bei den Samaritanern ja bis auf unsre Tage für die religiöse Literatur verwendet ward. Nun ging man zum Gebrauche des verwandten Arabischen über, welches die Redeweise der Herren und Verwaltungsbeamten war und von allen Mohammedanern einzig gepflegt wurde; auch die Christen, die durch die Kirche bei dem alten Idiom gehalten wurden, waren genötigt, sich damit zu befassen. Hiermit ging Hand in Hand eine weit über das Byzantinertum hinausreichende und alle Fälle des täglichen Lebens umfassende Rückkehr zum Orientalismus; dieser setzte sich zuerst in den Städten fest und verbreitete sich allmählich über das platte Land, wo er auf eine altererbte Sympathie stieß. Immerhin wurde mit der früheren Tradition auch dann noch nicht ganz gebrochen, nachdem in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts die ägyptischen Fatimiden sich Syriens bemächtigt hatten.

Als gegen Ende des elften Jahrhunderts die wilden und fanatischen Seldschuken, welche im abbasidischen Kalifat die Gewalt an sich rissen, in Jerusalem die okzidentalischen Pilger bedrückten und einen drohenden Vorstoß gegen Byzanz unternahmen, trat eine neue Wendung ein. In solcher Gefahr der Christenheit wußten die römischen Päpste den gläubigen Sinn des gesamten Abendlandes zu den Kreuzzügen zu begeistern; wie diese Bewegung als eine der gewaltigsten der Weltgeschichte dasteht, hatte sie für Europa und Asien, namentlich aber für Palästina, die tiefstgreifenden Konsequenzen.

Auf das neuerrichtete lateinische Königtum Jerusalem wurden die fränkischen Lehenbegriffe übertragen. Das Reich zerfiel in eine Anzahl größerer Herrschaften im Norden, die wie die Grafschaft Tripolis fast vollständige Unabhängigkeit genossen, und in das eigentliche Königreich im engeren Palästina, welchem mehrere Baronien und Seigneurien unterstellt waren. In das Karmelgebiet speziell teilten sich die Baronie Caiphas (Alt-Ḥaifa), Caimont (Tell el-Ḳeimūn) und Cäsarea. Zu der ersten rechnete man außer dem Städtchen Ḥaifa u. a. die casale's (Schlösser) Tymini (et-Tin'äme), Anna (Ḥaunāne), Capharnaum (wohl el-Kneise), le Cara ('Aqqāra) und Digegia (ed-Dschīdschiyye); die Burg Caimont hatte eigne Justiz und Verwaltung. Cäsarea umfaßte ein großes Gebiet und zählte, abgesehen von Cäsarea selbst, die Städtchen Chacō (Ḳāqūn) und Merla oder Pirgul (eṭ-Ṭanṭūra, das alte Dōr) sowie eine Reihe von Schlössern. Von diesen seien erwähnt das casale Galilée (ed-Dschelālīm), Mimas (Miamās), Phardisie (el-Fureidīs), St. Anna (Chirbet Ḥanna), Samarita (es-Sawāmir), Soleimania (es-Suleimāniyye), Cafeth (Schefeya), Trassūm (ed-Drēhime), die Tour des

Salines (wohl das Bēt el-milḥ) und im Osten Sebarim (Ṣubbārīn). Der Karmel und seine Umgebung enthalten noch eine Menge von Ruinen dieser Zeit, deren Namen wohl nur zufällig in den mittelalterlichen Urkunden nicht erwähnt sind.

Zwischen den Herrschaften des Landes zerstreut waren die Gebiete der Domherren des Heiligen Grabes und die eximierten Besitzungen der geistlichen Ritterorden, namentlich der Templer und Johanniter, deren Großmeister fürstliche Stellungen hatten; den Templern eignete nahe am Karmel das mächtige Château Pèlerin, heute ʿAtlīt. Die Deutschritter, die in Palästina nie die gleiche Macht ausübten, besaßen nichtsdestoweniger im Hügellande östlich von ʿAkkā ein kompaktes Terrain, dessen Hauptfeste Starkenberg oder Montfort (Ḥūṣn el-Qrēn) von einunddreißig kleineren Schlössern umgeben war. Man staunt noch jetzt beim Anblick der imposanten Trümmer solcher Anlagen, deren größte, wie die beiden Kerak (Kerak südöstlich des Toten Meeres und das Crac des Chevaliers, Ḥūṣn el-Akrād) und Mergat (Marqab südlich von Lattaqiyye) eine Ausdehnung erreichen, die sogar die der preußischen Marienburg weit übertrifft. Es waren Garnisonsfestungen, wie sie auf den beständigen Nachschub aus Europa und auf den großen Troß auch eingeborener Diener und Mitstreiter berechnet waren.

Befestigt waren auch die Kirchen und Klöster, von denen aus dem Karmel das Margaretenkloster der Karmelitermönche und St. Johann (Schēch Aḥya) genannt sein mögen. Die Architektur aller dieser Bauten trägt den Stempel der Herkunftsgegend ihrer Gründer, so daß zum Beispiel Starkenberg an eine Burg am Rhein erinnert, während andre Schlösser französischen Typus aufweisen. Außerdem kann man deutlich zwei verschiedene Perioden erkennen. Burgen, die, wie Arṣūf nördlich von Jaffa, im zwölften Jahrhundert errichtet wurden, haben zwar sehr dicke Mauern, aber deren Quadern sind, wenn auch in ausgezeichneten Mörtel versetzt, doch nur von geringer Dimension. Da diese Festungen den Angriffen Saladins nicht standgehalten, wurden die Burgen des dreizehnten Jahrhunderts, wie Château Pèlerin, aus viel gewaltigeren Quadern erbaut. Mit diesen beiden Perioden fallen die Epochen des romanischen und des gotischen Stiles nicht zusammen. Der erstere, von dem u. a. sehr gute Kapitäle erhalten sind, wich schon vor Saladins Auftreten der Gotik; letztere errichtete, wie es die schönen Gewölbe und die Wand des Rittersaales el-Qarnīṣe im Château Pèlerin beweisen, schon frühe eine große Vollendung.

In den Küstenemporien hatten die italienischen Städte ihre Faktoreien, in denen ein reger Handel pulsierte, während auf dem platten Lande, unter dem Schutze der Ritter, der Ackerbau auch mohammedanischer Untertanen eine Sicherheit genoß, die den Bewohnern der angrenzenden islamitischen Gebiete beneidenswert vorkam. Palästina erfreute sich damals einer ausnehmenden Blüte; der Boden war noch immer fruchtbar, und bei der Entwicklung seiner Kräfte, z. B. bei Anlage von Wasserleitungen und Kanalisationen zum Zwecke der Ent-

sumpfung, konnte man auf die großartigen in der Antike von Römern und Byzantinern getroffenen Anstalten zurückgreifen. Auch bei den abendländischen Kolonisten, den sog. Pullanen, ist übrigens die Beobachtung zu machen, daß sie sich an den Luxus der damals sehr reichen Araber gewöhnten und überhaupt orientalischem Wesen nicht abgeneigt zeigten. Wir besitzen zum Beispiel Goldmünzen der Stadt 'Akkā, die im Gepräge die ägyptischen Fatimidendinare nachahmen und eine bloß arabische Aufschrift tragen; außer dem Kreuzeszeichen erweist auf den ersten Blick nichts ihren christlichen Ursprung. Als Grabanlagen adoptierten die Kreuzfahrer die von den eingeborenen Christen noch aus der Antike beibehaltenen Felskammern mit mehreren Grabstellen. Die Kammern wurden jedoch geräumiger ausgestaltet und die steinernen Sargdeckel mit Wappen geschmückt; die als Beigaben verwendeten Tränenfläschchen finden sich auch jetzt noch wieder.

Die Herrlichkeit sollte nicht lange dauern. Durch die fränkische Invasion war der mohammedanische Fanatismus geweckt worden, als dessen erster Vertreter der Emir Zengi bereits fünfzig Jahre nach dem ersten Kreuzzuge den Christen Nordsyrien wieder entriß. Sein Sohn Nūreddīn brachte auch Mittelsyrien in seine Gewalt. Saladin, der sich schon zum Herrscher Aegyptens aufgeschwungen, nahm nach der Schlacht von Ḥaṭṭīn 1187 fast ganz Palästina ein, und die Herrschaft der Abendländer hätte ohne den dritten Kreuzzug damals ein Ende gefunden. Unter seinen Nachfolgern stellten sich jedoch wieder Zwistigkeiten ein, so daß den Franken noch eine längere Frist tatkräftiger Herrschaft gegönnt ward. Der Mongolensturm, der das abbasidische Kalifat zertrümmerte und den Islam in seinen Grundfesten erschütterte, zwang aber die Herrscher Aegyptens, alle Kraft zusammenzuraffen, und diese äußerste Anstrengung zeigte erst, wieviel Stärke noch im Mohammedanismus war. Nun wurde die sunnitische Begeisterung zur höchsten Flamme angefacht. Ein Vorspiel der asiatischen Reaktion lieferte das Jahr 1244; gewaltige Massen charezmischer Krieger, die vor den Mongolen aus dem Oxuslande flüchteten, traten in den Sold des ägyptischen Sultans Eyyūb, eines Nachkommen Saladins, der von den Kreuzfahrern bedrängt wurde. Sie fielen über Palästina her, zertrümmerten die christlichen Heiligtümer in Jerusalem und vereinigten sich darauf mit dem ägyptischen Heere, um den abendländischen Rittern bei Askalon eine entscheidende Niederlage beizubringen, welche die Kraft des Lateinertums brach. Trotz dem Kreuzzuge Ludwigs des Heiligen war nun das Ende der Frankenherrschaft nur eine Frage der Zeit. Eyyūbs Nachfolger Turanschah wurde 1250 von seinen Truppen, angekauften Sklaven, ermordet, die aus ihrer Mitte einen Sultan auf den Thron setzten. Die neuen Befehlshaber, die ägyptischen Mamelucken, führten das Werk der Wiedergewinnung Palästinas für den Dienst Allahs mit äußerster Tatkraft fort. Vor allem wurden die heidnischen Mongolen abgewehrt, hierauf die Felsenschlösser der ketzerischen Assassinen gebrochen, dann nahm man den Vernichtungskampf mit den Franken auf. Namentlich die Sultane Kotuz, Bībars und Qilaūn mit seinem Sohne el-Melik el-Aschraf führten eine Reihe siegreicher Feldzüge, in denen sie in übermächtigem An-

sturme die Fremdlinge aus dem Lande vertrieben. Nach dem Falle von St. Jean d'Acre ('Akkā) gerieten 1291 die letzten Bollwerke Tortosa und Château Pèlerin in die Hände der Aegypter. Das Land wurde unter diesen Wirren, bei welchen die größte Grausamkeit wütete, fast gänzlich verwüstet. Die arabischen Geschichtschreiber erzählen selbst, welchen Greueltaten auch die friedlichen altorientalischen Untertanen christlichen Glaubens ausgesetzt waren; um solchem Schicksale zu entgehen, bekannten sich damals ganze Dörfer zum Islam. Seither sind, mit Ausnahme vereinzelter Distrikte, die Christen des Heiligen Landes in verschwindender Minderheit. Die Arabisierung Palästinas war nun vollendet.

Die Mameluckensultane des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts schmückten Syrien noch mit großen Bauten; aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ist nur die Moschee von Yāṣīd nördlich von Sichem zu erwähnen. Die mameluckischen Emire, meist angekaufte Sklaven, die es durch Tapferkeit und List rasch zu hohen Stellungen brachten, daneben auch arabische Häuptlinge der Beduinen oder der Bergvölker, richteten sich in den Kreuzfahrerschlössern ein, die nicht ganz zerfallen waren. Andre bauten sich Burgen, welche diesen Typus trugen, aber viel schwächer waren und höchstens mit Stalaktitennischen verziert wurden. Alle aber lebten in beständiger wilder Fehde. Das mohammedanische Recht hatte in dem iqṭā' eine dem germanischen Lehenwesen vergleichbare Institution ausgebildet, welche unter den Mameluken und Türken eine weitverbreitete Anwendung fand; in Fällen äußerer Kriege tat sie gute Dienste, im Frieden aber war sie für das Innere der Staaten nicht von wohltätigen Folgen. Der Wohlstand des Landes nahm ab, die Blüte des Arabertums ging ihrem Ende entgegen.

Im Jahre 1517 wurde Syrien mit Aegypten vom Osmanensultan Selim I. erobert, dessen guter Artillerie die mameluckischen Reitergeschwader nicht standhielten. Sein Sohn Soliman der Prächtige, ein ebenso vortrefflicher Organisator als mächtiger Kriegsherr, restaurierte auch in Syrien die Mauern und Burgen der Städte und setzte manche Moscheen, darunter den Felsendom in Jerusalem, wieder instand. Unter seinen Nachfolgern sorgten einzelne tüchtige Großwesiere noch durch Erbauung von Chanen für die Unterkunft der Reisenden, namentlich der Mekkapilger. Dann aber brach die innere Zerrüttung des türkischen Reiches herein, welche den Verfall der äußeren Macht vorbereitete. Die vom großherrlichen Diwan eingesetzten Paschas der Provinzen dachten nur daran, das Land auszupressen, um sich zu bereichern und durch Absendung großer Geldsummen nach Stambul in ihren Stellungen zu halten. Alle Zivilisation verschwand, Palästina sank in einen Zustand der primitivsten Armut zurück. Da der Fellache durch Fleiß und Erwerb nur die Habgier der Gewalthaber reizte, erstarb in ihm die Arbeitslust und der Trieb, für das Gemeinwohl tätig zu sein. Beduinenschwärme traten auf, wie in den ältesten Zeiten, und machten sich zu unbestrittenen Gebietern einst höchst kultivierter Striche. So finden wir im zweiten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts einen Nomadenhäuptling, den „Prinzen Tarabé", als Herrn des Karmels.

Da erinnerte sich die durch die Gegenreformation gestärkte römische Kirche der orientalischen Christenheit, und sie begann nun eine eifrige Propaganda unter ihr. Unter anderm gewann 1631 ein Karmeliterpater seinem Orden die alte Heimat wieder. Nach und nach knüpften sich durch den Handel auch in weltlicher Hinsicht die Fäden von neuem an zwischen Syrien und dem Abendland, immerhin waren die Beziehungen sporadisch und unsicher. Der Grund hiervon lag in der zunehmenden Ohnmacht der Pforte gegenüber den Paschas, die sich oft in offener Auflehnung befanden.

Unter diesen Gewalthabern verdient immerhin einer hervorgehoben zu werden. Ḍāhir el-'Omar, ein Beduinenhäuptlingssohn, aber ein Mann von großem Mut, weitem Blick und Verwaltungstalent, bemächtigte sich gegen den Willen des Sultans der Stadt 'Akka und verbreitete seine Macht in ganz Galiläa, wo er Ackerbau und Handel schützte, so daß sich sein Gebiet rasch bevölkerte. Um die kombinierten Kräfte der gegen ihn anziehenden syrischen Paschas abzuwehren, suchte er diplomatische Verbindungen, wie vor ihm einst der Drusenfürst Fachreddin II. im Libanon. In der Tat unterstützte ihn Rußland, seit 1768 mit der Pforte in einen Krieg verwickelt, durch eine Flotte. Auch rief Ḍāhir el-'Omar den empörerischen Mameluckenherrscher Muhammad Bey zu seiner Hilfe heran. Er starb, nach sechsundzwanzigjähriger Regierung, durch Meuchelmord seitens Dschezzārs im Jahre 1776. Das laut der Bauinschrift im Jahre 1182 H. (= 1768 n. Chr.) errichtete Schloß seines Sohnes 'Otmān in Schefā 'Amr ist eines der letzten Beispiele besserer arabischer Architektur und weist in seiner Ausschmückung Verwandtschaft mit dem vierzig Jahre später erbauten Palaste des Emir Beschīr zu Betēddīn im Libanon auf.

Der Anbruch der neuen Zeit wird gekennzeichnet durch Bonapartes Zug nach Aegypten und seine Belagerung von 'Akka, das Dschezzār Pascha mit englischer Unterstützung gegen den großen Feldherrn hielt. Der Reorganisator Aegyptens, Mehemet Ali, eroberte 1831 durch seinen Sohn Ibrahim Pascha Syrien, in welchem letzterer eine feste Regierung zum Segen des Landes einführte; doch die Mehrzahl der europäischen Großmächte zwang ihn 1840 zum Rückzug, worauf die türkischen Truppen wieder einrückten. Unterdessen war auch für die Türkei die Periode der Reformen angebrochen. Sultan Abdulmedschīd, der das von seinem Vater Mahmud begonnene Werk weiterführte, setzte nun eine dem Diwan in Konstantinopel direkt unterstellte Verwaltung ein, deren Zweige seither stets straffer zentralisiert werden. Von den Christenmassakers, die 1860 über Damaskus und den Libanon hergingen, blieb Palästina verschont. Zwar hatten sich die Drusen im Karmel und in Galiläa schon mit den Fellachen der mosleminischen Nachbardörfer dazu verabredet, über die Christen herzufallen; 'Aqīle Agha und Ṣāliḥ Agha, die einsichtigen Häuptlinge des damals in der Kisonniederung zeltenden Stammes der Hennādibeduinen, wußten sie jedoch durch Drohungen von ihrem blutigen Vorhaben abzubringen.

In wirtschaftlicher Hinsicht war die Einwanderung der deutschen Tempelgemeinde von großer Bedeutung, deren Mitglieder seit 1868 in Palästina eine

Reihe blühender Ackerbaukolonien anlegten. Durch Ordnung und Reinlichkeit, durch eisernen Fleiß und rationellen Betrieb dienen sie den Eingeborenen als leuchtendes Vorbild. Die Blicke der ganzen Welt wurden auf diese Pioniere gelenkt, als im Jahre 1898 das deutsche Kaiserpaar seine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande unternahm. In den letzten dreißig Jahren findet auch ein stark wachsender Zuzug von Israeliten statt, die mit großen Geldmitteln ausgedehnte Gebiete zu Kolonisationszwecken ankaufen und sich zudem in bedeutender Zahl in Jerusalem niederlassen. Auf die zukünftige kulturelle und politische Entwicklung Palästinas dürften sie einen weitreichenden Einfluß ausüben.

In zunehmendem Maße mehren sich heute die Verbindungen des Landes mit der weiten Welt. Neben die verschiedenen religiösen Missionen treten die Interessenten der Schiffahrt, der Industrie und des Handels fast ganz Europas; zur Eisenbahn, die Jaffa mit Jerusalem verbindet, gesellt sich die Hedschazbahn, welche von Haifa nach Damaskus und Mekka leitet. Der größte Umschwung steht Palästina jedoch von seinen eignen Söhnen bevor. Die Lust zur Auswanderung, welche in Syrien zuerst die Gebirgsbewohner des Libanon erfaßte, zieht immer größere Kreise in allen Bevölkerungsschichten. Bald wird auch der mohammedanische Fellache des vor kurzem vom großen Getriebe noch nicht berührten Heiligen Landes in Massen sich nach der Neuen Welt begeben, um sich dort Reichtum zu erwerben und mit den Segnungen der vorgerücktesten Zivilisation vertraut zu werden. Es hat den Anschein, daß diesmal Palästina endgültig die westlichen Einflüsse in sich aufnehmen soll — wenn sich nicht gegen sie aus dem Innern Asiens eine neue Reaktion erheben wird.

*

Nachschrift. Vorstehende Betrachtung war niedergeschrieben, bevor die mazedonischen Ereignisse vom 24. Juli die neue Aera in der Türkei einleiteten. Daß diese Wendung für den vorderen Orient auch in kultureller Hinsicht von höchster Wichtigkeit ist, wird niemand bestreiten. Vorerst dürfte die Einführung des parlamentarischen Regimes den europäischen Einwirkungen Tür und Tor noch mehr öffnen; welches dessen indirekte Folgen sein werden, ist jedoch zurzeit auch nicht andeutungsweise zu sagen.

Briefe der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein an Georg und Emma Herwegh

Mitgeteilt von

Marcel Herwegh und Victor Fleury

(Schluß)

Weimar, 15 janvier 1858.

Liszt vient de recevoir une lettre assez énigmatique de Wagner. Savez-vous le mot et la chose de cette énigme. Dites nous ce qui vous en sera parvenu — Il voulait partir pour Paris. *Perchè?* Savoir les choses à demi est pire que de ne pas les savoir du tout.

Ceci pour aujourd'hui, chère Madame. A bientôt plus de jaseries, car je ne veux point manquer la poste. A bientôt de vous remercier pour votre Dante qui se fût réjouit de s'entendre à Dresde chanté par un Dante moderne! Merci pour l'image du poète &c. Quand tout cela arrivera-t-il? Mille tendres choses de nous tous. Carolyne. [1])

*

Weimar, 26 janvier 1858.

Mille fois merci, chère et aimable habitante du Falkenbourg, de votre prompte réponse qui nous a mis au courant de ce que Liszt désirait savoir. Vous êtes l'obligeance même et plus que l'obligeance! Aussi ai-je bien pensé à vous deux ces derniers temps! Vous pouvez m'en croire. L'année a singulièrement commencé. Sans tenir compte des tonnerres de janvier et autres phénomènes secondaires, le bouleversement de la Calabre, et la soirée du 14 janvier,[2]) font une suffisante dose de terreurs, comme prologue à 58. Quels tremblements de terre! et quelle barbarie humaine! Franchement je suis épouvantée de l'un et de l'autre. Il m'est impossible de comprendre le progrès de l'humanité par le crime. J'admire tout ce qu'il peut y avoir d'héroisme dans ce dévouement insensé à ce que l'on considère comme des croyances et des convictions sacrées. Mais elles me semblent si affreusement erronées dans leur application, dans le choix de leurs moyens, qu'il est impossible de ne pas frémir, sans perdre néanmoins

---

[1]) Weimar, 15. Januar 1858.

Liszt erhielt eben einen ziemlich rätselhaften Brief von Wagner. Wissen Sie um das Wort und den Sachverhalt des Rätsels? Sagen Sie uns, was Ihnen zu Ohren gekommen ist! Er wollte nach Paris reisen. Perchè? Halb wissen ist schlimmer als gar nichts wissen.

So viel für heute, liebe Freundin. Mehr Plauderei nächstens, denn ich will die Post nicht versäumen. Ich danke einstweilen für Ihren Dante, den es gefreut hätte, einem neuen Dante in Dresden als seinem Sänger zuzuhören. Viel Dank für das Bild des Dichters u. s. w. Wann wird alles dies eintreffen? Tausend herzliche Grüße von uns allen!

Carolyne.

[2]) Orsinis Attentat.

de sa conviction sienne pour les infortunés qui se trompent ainsi. Pardonnez-moi de parler de ce dont je ne parle guère d'ordinaire. Mais aujourd'hui il m'a été impossible de ne point penser à tant de souffrances noblement et gratuitement sacrifiées et supportées pour ceux qui acceptent les plus entières privations de leurs amis, qui les exposent à tous les dangers, à toutes les peines, recueillent le fruit de leur plus entière abnégation pour faire un tel usage de leur liberté! — Les erreurs d'esprit de certains individus qui se placent à la tête des idées et des partis équivalent hélas à des aberrations de sentiment quant au résultat, et si cette différence peut déterminer un tout autre jugement du point de vue psychologique et abstrait, elle disparaît de fait aux yeux de ceux qui livrent le plus pur de leur cœur et de leur vie à des causes si fatalement représentées. J'ai appelé il y a quinze ans de cela les sacrifices inutiles des duperies. On a trouvé ce mot dur. Mais depuis mon expérience ne me l'a pas fait trouver entièrement faux. Car l'homme ayant une raison aussi bien qu'un cœur est responsable de l'emploi de toutes ses facultés, et est appelé à les employer de concert, pour que les unes ne s'exercent pas aux dépens des autres. Les laisser s'isoler n'est jamais fructifiant. — Car toute œuvre ne gagne un principe de vitalité qu'en répercutant toutes les facultés données à l'âme humaine: celles de son intelligence comme celles de son sentiment. Encore une fois pardon — mais j'avais le cœur très gros. Ne m'en veuillez pas de ce que „de l'abondance du cœur la bouche parle“ et passons à autre chose. Comment va votre santé? Rahn vous permettra-t-il de faire votre voyage projeté, avant le moment que vous attendez? Je pense que son opinion sera fort négative, et malgré tout le plaisir que j'aurais à vous voir à votre passage, je suppose qu'il n'aurait pas tort de vous déconseiller un voyage dans votre état par cette saison. Tout le monde se plaint de ce que les chemins de fer ne soient pas chauffés dans ces contrées comme en France et en Suisse, et tous les voyageurs qui nous arrivent sont à moitié gelés. Sans compter qu'étant déjà fort avancée sans doute, le mouvement si prolongé du wagon pourrait ne pas vous être bon. En revanche le printemps vous offrira un double plaisir pendant cette traversée, et vous verriez aussi Weymar et la Thuringe sous un aspect plus riant. Que fait Horace? et sa sœur? Laissons dormir le poète, car je ne crois pas à sa mort, et n'attends nulle résurrection: tout au plus un réveil épistolaire, car certainement qu'il ne nous a pas oubliés, et s'il n'écrit pas il doit rêver à nous. Vous voyez que nous ne péchons point par la modestie. Pourquoi en ferions nous? Nous nous aimons tant entre nous que cela doit bien nous donner bonne opinion de nous-mêmes. Mais que vous dirais-je de notre intérieur, si monotone dans sa mutuelle tendresse, si varié par les nombreux visiteurs, qui depuis 58 surtout affluent à l'Altenbourg? Il faut d'abord vous parler des Ollivier qui forment un très gentil ménage. Liszt a été très content de la connaissance de son

gendre, dont la conduite, les procédés et la manière d'être sont d'un très galant homme. Blandine est en beauté, car le bonheur embellit toujours. Le jeune couple s'est apporté lui-même en étrennes le jour de l'an et nous a fait ainsi une charmante surprise. Ils ne sont restés que quelques jours parce qu'Ollivier était appelé à Paris par des affaires irrémissibles et qu'il voulait encore faire connaissance de Cosima. Mais une fois à Berlin les deux sœurs n'ont pu se séparer, et l'aimable mari a laissé sa femme chez les Bulow pour quelques semaines, ce qui les a comblées de joie. En attendant Hans a donné un concert, tout de *Zukunftsmusik,* ce qui a remué l'ire et la bile de tous les criticastres de la capitale et fait gémir les presses; ce qui n'empêche pas d'aller son petit bonhomme de chemin et l'on arrivera! Raphael se rappelle à votre souvenir, et Liszt vous envoie à tous deux ses meilleures amitiés auxquelles je me joins de tout cœur. Donnez-moi de vos nouvelles. Que se passe-t-il à Zurich? Parlez-moi de Moleschott, de Koechly, de la villa Wesendonck, et parlez de nous à Semper bien affectueusement.

Je me permets, chère Madame, de vous embrasser aussi tendrement que je vous aime et de vous être toute dévouée. C. Wittgenstein.[1])

*

[1]) Weimar, 26. Januar 1858.

Tausend Dank, liebe und liebenswürdige Bewohnerin der Falkenburg, für Ihre schnelle Antwort, die uns gemeldet hat, was Liszt zu wissen wünschte. Sie sind die Liebenswürdigkeit selbst und noch mehr. Auch habe ich in der letzten Zeit viel an Sie gedacht! Sie können es mir glauben. Das Jahr hatte einen sonderbaren Anfang. Abgesehen von den Januargewittern und sonstigen untergeordneten Erscheinungen, so heißen Kalabriens Erschütterung und der Abend vom 14. Januar ein genügendes Maß des Schreckens als Prolog zum Jahre 1858. Solche Erdbeben! und solche menschliche Grausamkeit! Ich erschrecke wirklich über beides! Ich kann unmöglich das Fortschreiten der Menschheit durch Verbrechen begreifen. Ich bewundere zwar alles, was an Heldenmut jene wahnsinnige Aufopferung für das, was einer als heiligen Glauben und heilige Ueberzeugung betrachtet, enthalten kann. Aber die letzteren dünken mir so schrecklich falsch in ihrer Ausübung, in der Wahl ihrer Mittel, daß es, ohne jedoch etwas von seiner eignen Ueberzeugung einzubüßen, unmöglich ist, nicht um der Unglücklichen willen zu schaudern, welche auf diese Weise irren. Verzeihen Sie, daß ich von den Sachen spreche, von denen ich sonst nicht zu sprechen pflege. Aber es war mir heute unmöglich, nicht an so viele Leiden zu denken, welche so edel und uneigennützig ertragen werden für diejenigen, die die größten Entbehrungen von ihren Freunden annehmen, sie allen Gefahren und allen Strapazen aussetzen und die Frucht ihrer völligen Selbstverleugnung ernten, um solchen Gebrauch von der Freiheit zu machen! Die geistigen Irrtümer mancher Einzelmenschen, die sich an die Spitze der politischen Richtungen und Parteien stellen, sind leider genau wie Gefühlsirrungen in ihrem Resultat, und wenn dieser Unterschied ein ganz andres Urteil vom psychologischen abstrakten Gesichtspunkt aus bestimmen kann, so verschwindet er in der Tat vor den Augen derjenigen, die so unselig vertretenen Sachen ihr reinstes Herz und ihr Leben aufopfern. Ich nannte vor fünfzehn Jahren jedes unnütze Opfer eine Betrügerei. Das Wort wurde für hart gehalten. Aber ich hatte seitdem genug Erfahrung, um es nicht ganz falsch zu finden. Denn der Mensch hat nicht nur ein Herz, sondern auch Verstand, er ist für den Gebrauch aller seiner Fähigkeiten verantwortlich und ist dazu berufen, sie im Zusammenhang zu gebrauchen, so daß die einen nicht auf Unkosten

Weimar, 27 mars 1858.

Je ne m'excuse pas, chère Madame, de vous envoyer *subito*, *subito*, le Ramayana: ne vous excusez donc pas de me répondre à votre jour et à votre heure, car il peut bien se faire que je devienne aussi inexacte de temps en temps. Donnons-nous donc par avance indulgence mutuelle et plénière pour tous les retards de correspondance. Il y faut de la *Stimmung* comme à toute chose, et celle-là est la meilleure quand on l'appelle le moins. Je sais comme il est parfois agréable de recevoir un livre au moment même où on le désire. Je me hâte donc de l'envoyer au poète. C'est comme il sait, la première traduction complète qui ait paru en langue

---

der andern ausgeübt werden. Sie vereinsamt zu lassen, kann nie fruchtbar sein. Denn jedes Werk erwirbt erst Lebenskraft, wenn es alle Fähigkeiten der menschlichen Seele, die des Verstandes wie die des Gemüts, spielen läßt. Ich bitte nochmals um Verzeihung, mir war aber das Herz sehr schwer. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Seien Sie mir nicht böse. Nun zu etwas anderm. Wie geht es Ihnen? Wird Ihnen Rahn gestatten, die beabsichtigte Reise vor Ihrer Entbindung zu unternehmen? Ich denke, seine Meinung wird abschlägig sein, und trotz der Freude, die ich bei Ihrem Besuch empfinden würde, meine ich selbst, er hätte kein Unrecht, Ihnen zu dieser Jahreszeit in Ihrem Zustand von der Reise abzuraten. Jedermann klagt, daß die Eisenbahnen in dieser Gegend nicht wie in Frankreich und der Schweiz geheizt werden, und alle Reisenden treffen halb erfroren bei uns ein. Ganz abgesehen davon, daß, da Ihre Zeit wahrscheinlich schon heranrückt, die fortgesetzte Bewegung auf der Fahrt Ihnen schaden könnte. Der Frühling soll Ihnen hingegen doppeltes Vergnügen auf der Reise gewähren, und Sie würden dann auch Weimar und Thüringen in einem holderen Licht sehen. Was macht Horace? und seine Schwester? Den Dichter lassen wir schlafen, denn ich glaube nicht an einen Tod und erwarte keine Auferstehung, höchstens ein Wiedererwachen des Briefwechsels; sicherlich hat er uns nicht vergessen, und schreibt er nicht, so muß er von uns träumen. Sie sehen, daß wir nicht an zuviel Bescheidenheit leiden. Warum sollten wir bescheiden sein? Wir haben einander so lieb, daß das uns eine gute Meinung von uns selbst eingeben muß. Was hätte ich Ihnen von unserm Heim zu erzählen, das in der gegenseitigen Liebe so einförmig ist, in das die zahlreichen Besuche, die besonders seit 1858 auf die Altenburg zuströmen, soviel Abwechslung bringen? Ich muß zunächst von Olliviers sprechen, die ein sehr nettes Paar sind. Liszt war sehr froh, seinen Schwiegersohn kennen zu lernen, dessen Betragen, Verfahren und Wesen das eines Ehrenmannes ist. Blandine sieht schön aus, denn Glück macht immer schön. Das junge Paar brachte sich selbst zum Neujahrgeschenke und bereitete uns so eine angenehme Ueberraschung. Sie sind nur einige Tage hiergeblieben, weil Ollivier durch unaufschiebbare Angelegenheiten nach Paris gerufen war und doch Cosima vor seiner Abreise kennen lernen wollte. Aber in Berlin konnten die beiden Schwestern sich nicht trennen, und als liebenswürdiger Gatte ließ er seine Frau auf ein paar Wochen bei Bülows, was eine große Freude für sie war. Inzwischen hat Hans ein Zukunftsmusikkonzert gegeben, was den Zorn und die Galle aller Kritikaster der Hauptstadt erregte und viel Tinte strömen ließ; das hindert nicht, daß man gemächlich seinen Gang geht und zum Ziel kommt. Raphael bittet Sie, ihn nicht zu vergessen, und Liszt grüßt Sie beide herzlich, ich tue desgleichen von ganzem Herzen. Lassen Sie bald von sich hören. Was ereignet sich in Zürich? Schreiben Sie uns von Moleschott, Köchly, vom Haus Wesendonck, und grüßen Sie Semper bestens von uns.

Ich nehme mir die Freiheit, Sie, liebe Freundin, ebenso zärtlich zu küssen, wie ich Sie liebe und Ihnen treu ergeben bin.

C. Wittgenstein.

européenne[1]) et c'est la belle Italie, qui dans sa langueur et sa fiévreuse immobilité en dote encore les nations plus propres au travail et aux soucis de la plume que la pauvre malade! Oh inépuisable force! C'est admirable, ce Ramayana! pour ceux du moins qui savent faire abstraction de l'étrangeté d'un certain style (forme d'idée) donné, pour s'identifier avec le sentiment et les idées mêmes que ces formes revêtent. A mesure que la littérature indienne sera plus connue, elle aura, je pense, le sort du Dante, dont on parle plus qu'on ne le lit, car l'enthousiasme qu'il excite en certaines âmes est aussi intense qu'incompréhensible à la masse des bêtes à deux pieds sans plumes.

Que vos lignes allemandes sur *Narcisse*[2]) sont charmantes! Ecrivez-moi donc toujours dans cette langue si noble et si fière, si difficile aussi. *Wie eine spröde Schönheit!* — J'ai vu dernièrement le *Babenberg* du même auteur. Cela vaut mieux. La pièce a été très bien jouée ici de façon à faire ressortir toutes ses qualités. On pourrait la prendre, si c'était un Français qui l'eût écrite pour une satire de la crédulité politique et autre du brave Germain! — *Babenberg* est un Grandisson toujours dupe de sa naïveté et bonhomie, tout en gardant une admirable contenance de *biederer Mann!* . . . Je suis sûre qu'il vous amuserait beaucoup, surtout votre mari! Du point de vue narquois cette honnête niaiserie, représentée avec beaucoup de conséquence et de soin, avec finesse même, est très désopilante! . . . On répète beaucoup dans les alentours de S. M. Victoria une très spirituelle épigramme qu'elle aurait faite sur *her royal brother* de Prusse, en lui appliquant deux vers souvent cités sur un personnage de comédie.

„*Who never said a foolish thing, and never did a wise one . . .*“

C'est en effet charmant; elle l'appliquait aux affaires de Neufchâtel, qu'on terminera sans que les braves Suisses aient lieu de se rompre la tête pour en trouver l'issue. L'empereur des Français semble toujours très sûr de son fait, quand il se mêle d'une chose. Le mariage de Morny semble de plus en plus lui avoir consolidé un brillant exil. Il mène superbe train à Pétersbourg, a reconnu je ne sais combien de millions à sa femme, tout comme Jean Giraud le Boursier, dans la *Question d'argent* —.[3]) Son beau-père qui a été je ne sais combien de fois dégradé de ses titres et envoyé en Sibérie pour je ne sais non plus quelles peccadilles militaires et civiles, a des cartes de visite ainsi faites, depuis qu'il est revenu en dernier lieu à moitié gracié: Pierre Troubetzkoy, né Prince Troubetzkoy. La politique Gortschakoff incline beaucoup à la France, il se tient fort sur la réserve avec l'Angle-

---

[1]) Ramayana. Poema Sanscrita di Valmici, traduzione italiana con note per Gaspare Gorresio. Parigi 1847.

[2]) Theaterstück von Brachvogel.

[3]) Komödie von Alexander Dumas dem Jüngeren, am 31. Januar 1857 zum erstenmal gespielt.

terre, qui vient d'avoir une telle panique dans la personne de ses voyageurs de Rome, en apprenant l'arrivée de l'impératrice mère de Russie pour la semaine de Pâques, que tous les représentants d'Albion se sont précipités hors la ville, plutôt que de s'exposer à la rencontrer. Quant à la guerre de Chine — j'en suis ravie. Il faut vous dire que j'ai horreur de ces affreux magots, de leur infâme dégénération, de leur fétichisme bouddhisto-panthéiste, et de leur laideur, et de leur fourberie, et de leur cruauté. Jugez si ce doivent être de mauvaises bêtes, puisque moi qui aime les juifs, je ne puis les souffrir —. Mais pour passer à des chrétiens, et à de bons chrétiens, tout simplement croyants, revenons à Liszt qui est encore au lit! . . . En voilà des clous qui clouent! Il est vrai qu'il les a fort mal traités à Leipzig et qu'ils se vengent. Il a dirigé le concert, il a dirigé le *Tannhaeuser,* dirigé l'*Iphigénie* de Gluck avec les jambes malades, trois fois enflammées, et elles l'en punissent maintenant. Il espère néanmoins diriger son *Prométhée avec chœurs* pour le dimanche des Rameaux, le *Cellini* de Berlioz pour le lundi de Pâques, et le *Trovatore* de Verdi avec Johanna Wagner peu après. — Mon Raphael a été aussi malade, et se remet encore à peine. Pour ma part je boite des deux jambes, ce qui forme un bel hôpital comme vous voyez.

Je vague toute la journée, comme disent les Marquises Gangan,[1]) pour éviter le verbe flâner — c'est-à-dire que je me promène sur la même place, et entre temps suis ravie de m'asseoir un instant pour causer entre amis. Liszt tient cour plénière toutes les après-midis, durant lesquelles je pense avec tant de plaisir à Zurich et à la Sonnenbühl où je me souviens de la *tente royale* et du petit salon qui semble y amener par un cabinet de verdure. J'ai oublié d'examiner de quels feuillages il est formé, mais je parierais que ce sont des lauriers! Horace joue avec déjà et sa sœur y découvre le myrte. Et Semper? Pourquoi ne m'en parlez-vous pas? Dites-moi donc ce qu'il fait, et s'il nous veut du bien? J'ai emporté un si bon souvenir de notre dernière soirée chez les Boury.[2])

Au revoir, ma bien chère. Que Dieu vous donne un prompt printemps et un rayon de soleil au cœur en même temps qu'aux yeux! Je vous embrasse de tout mon cœur — comme bien à vous

Carolyne.[3])

*

[1]) De Gallifet.

[2]) In St. Gallen.

[3]) Weimar, 27. März 1858.

Ich entschuldige mich nicht, liebe Freundin, Ihnen subito, subito die Ramayana zu senden; darum entschuldigen auch Sie sich nicht, mir zu antworten, wenn's Ihnen eben gerade paßt, denn es könnte wohl sein, daß ich selbst mit der Zeit unpünktlich werde. Vergeben wir uns also im voraus unsre Sünden für alle brieflichen Verspätungen gegenseitig und vollständig. Wie zu allem bedarf man der Stimmung — und die kommt vor allem ungerufen. Ich weiß aus Erfahrung, wie willkommen uns ein Buch ist, gerade im Augenblick, wo wir es uns wünschen; deshalb beeile ich mich, es dem Dichter zu senden. Es ist dies, wie er weiß, die erste vollständige Uebersetzung, die in europäischer Sprache

Weimar, 9 avril 1858.

J'ai vu votre sœur à Berlin chez les Bulow. Nous avons causé de vous et mon cœur s'est senti attristé d'être sans nouvelles sur vous en ce moment. Ecrivez-moi et faites-moi écrire quand le nouveau venu en ce monde aura fait son apparition. J'ai beaucoup pensé à vous dernièrement

---

erschienen, und das schöne kranke Italien ist's, das trotz seines Schmachtens und seiner fieberhaften Regungslosigkeit dennoch die für die Arbeit und die schriftstellerischen Bedürfnisse mehr geschaffenen Nationen damit versieht. O unerschöpfliche Kraft!

Wie wundervoll, diese Ramayana! Wenigstens für diejenigen, die von der Eigentümlichkeit eines gewissen hergebrachten Stils zu abstrahieren vermögen, um ganz im Gefühl und in den Gedanken, welche diese Formen angenommen, aufzugehen. — Ist erst die indische Literatur einmal mehr durchgedrungen, wird ihr das Los Dantes zuteil werden, der auch mehr besprochen als gelesen, denn die Begeisterung, die er in gewissen Seelen erweckt, ist ebenso intensiv, als für die große Masse der zweibeinigen federlosen Tiere unverständlich.

Wie reizend sind Ihre deutschen Zeilen über „Narziß"! Schreiben Sie mir doch stets in dieser so edeln, so stolzen und auch — wie eine spröde Schönheit — so schwer zu behandelnden Sprache. Ich habe neulich den „Babenberg" desselben Dichters gesehen. Der ist mehr wert. Das Stück wurde hier recht gut gegeben, so daß es seinem ganzen Gehalt nach zur Geltung kam. Wäre der Verfasser ein Franzose, so könnte man es für eine Satire der politischen oder andern Leichtgläubigkeit des rechtschaffenen Germanen halten... „Babenberg" ist ein „Grandisson", immer und immer wieder wird er das Opfer seiner Einfalt und Gutmütigkeit, wobei er stets wunderbar die Rolle des „biederen Mannes" beibehält. Ich bin überzeugt, Sie und vor allem Ihren Gemahl würde es ungemein amüsieren. Vom schnurrigen Standpunkt aus betrachtet, ist diese ehrliche Tölpelei, die mit Konsequenz und Sorgfalt, ja sogar mit Feinheit wiedergegeben wird, zum Platzen vor Lachen...

Man erwähnt viel in den Kreisen Ihrer Majestät Viktoria ein sehr geistreiches Epigramm, das sie auf her royal brother von Preußen gemacht haben soll, indem sie zwei oft angeführte, eine komische Figur charakterisierende Verse auf ihn angewandt:

„Who never said a foolish thing, and never did a wise one."

Das ist in der Tat reizend; sie brachte dieses Wort in Zusammenhang mit den Neufchâteller Angelegenheiten, die man ordnen wird, ohne daß die braven Schweizer es nötig hätten, sich den Kopf zu zerbrechen, wo hinaus. Der Kaiser der Franzosen scheint seiner Sache immer sehr sicher, wenn er sich um etwas bekümmert. Die Heirat Mornys hat immer mehr den Anschein, eine glänzende Verbannung gesichert zu haben. Er lebt in Saus und Braus in Petersburg, hat seiner Frau, ich weiß nicht wie viel, Millionen zuerkannt, ganz wie Jean Giraud le Boursier in der „Question d'Argent". Sein Schwiegervater, der, ich weiß nicht wie oft, seine Titel eingebüßt und nach Sibirien deportiert worden für ich weiß ebenfalls nicht welche militärischen oder bürgerlichen Lappalien, bedient sich, seit er halbbegnadigt in die Heimat zurückgekommen ist, eigner Visitenkarten folgender Fassung: Peter Troubetzkoy geborener Fürst Troubetzkoy.

Die Gortschakowsche Politik neigt sehr zugunsten Frankreichs: der Minister ist England gegenüber äußerst zurückhaltend, das in der Person der englischen Reisenden in Rom bei der Nachricht von der Ankunft der Kaiserinmutter von Rußland solch panischen Schrecken verspürt hat, daß sämtliche Vertreter Albions aus der Stadt hinausgestürzt sind, aus Furcht, ihr zu begegnen. Was den Krieg mit China betrifft, so hab' ich daran meine größte Freude. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich einen wahren Abscheu vor diesen entsetzlichen Fratzen habe, vor ihrer ehrlosen Entartung, ihrer buddhistisch-pantheistischen

— et demandé à ce Dieu auquel je crois de vous bénir et de vous consoler autant qu'il est dû à vos mérites et à vos souffrances.

Je vous embrasse avec tendresse et espérance! Que le dernier venu vous soit une joie maintenant et toujours.

A vous de cœur

Carolyne Wittgenstein. [1])

*

Zurich, 15 mai 1858.

Enfin, chère Madame, le temps d'inquiétude est passé pour moi et je reprends notre correspondance interrompue en vous annonçant à la hâte qu'après une attente incroyable et des douleurs assez longues et assez fortes Emma a été délivrée hier vers trois heures d'un petit être masculin qui

---

Götzendienerei, ihrer Häßlichkeit, Heimtücke und Grausamkeit. Nun urteilen Sie, was das für Bestien sein müssen, wenn ich, die die Juden liebt, sie nicht ausstehen kann.

Aber um auf die Christen zurückzukommen, und zwar auf gute, einfach gläubige Christen — sprechen wir von Liszt, der wieder zu Bett liegt! . . . Das sind schwere Schwären, die so beschweren! Allerdings hat er sie in Leipzig so gereizt, daß sie sich jetzt rächen. Er hat das Konzert dirigiert, den „Tannhäuser" dirigiert, die „Iphigenie" von Gluck dirigiert, und all das trotz seiner kranken, dreimal entzündeten Beine, und diese strafen ihn nun dafür. Dessenungeachtet hofft er am Palmsonntag seinen „Prometheus" mit Chören, am Ostermontag den „Cellini" von Berlioz und bald darauf Verdis „Trovatore" mit der Johanna Wagner zu dirigieren.

Mein Raphael war auch krank und erholt sich nur mit Mühe. Ich meinerseits hinke auf beiden Beinen, was, wie Sie sehen, ein schönes Spital ausmacht.

Ich woge umher, wie sich die Marquisen Gangan ausdrücken, um das Wort bummeln zu vermeiden, d. h. ich gehe und stehe immer auf demselben Fleck und bin mitunter froh, mich einen Augenblick zu setzen, um freundschaftlich zu plaudern. Liszt hält jeden Nachmittag glänzend Hof, indessen ich mit so viel Freude an Zürich und Sonnenbühl denke oder mich des „Königszelts" erinnere und des kleinen Salons, der wie durch ein grünes Pflanzengemach dahin zu geleiten scheint. Ich habe vergessen, von welchen Blattgebilden er ist, aber ich wollte wetten, daß es Lorbeeren sind! Horace spielt schon mit denselben, und seine Schwester entdeckt dort die Myrte.

Und Semper? Warum sprechen Sie mir nicht von ihm? Sagen Sie mir doch, was er treibt und ob er uns leiden mag. Ich habe unsre letzte Soiree bei Bourys in so guter Erinnerung.

Auf Wiedersehen, meine Teure. Wolle Gott Ihnen einen raschen Frühling, Ihrem Herzen — aber gleichzeitig wie auch Ihren Augen — einen Sonnenstrahl senden!

Ich umarme Sie von ganzem Herzen Carolyne.

[1]) Weimar, 9. April 1858.

Ich habe Ihre Schwester in Berlin bei den Bülows gesehen. Wir sprachen von Ihnen, und es beklemmte mein Herz, im Augenblicke ohne Nachricht von Ihnen zu sein. Schreiben Sie mir und lassen Sie mir schreiben, wenn der neue Ankömmling in dieser Welt sich gezeigt hat. Ich habe in letzterer Zeit viel an Sie gedacht und von dem Gott, an den ich glaube, Segen und Trost für Sie erfleht, soviel Ihren Verdiensten und Schmerzen zukommt.

Ich umarme Sie zärtlichst und voll Hoffnung! Möge Ihnen der Letztgekommene jetzt und immerdar zur Freude gereichen!

Von Herzen die Ihrige

Carolyne Wittgenstein.

vous prie de lui accorder votre bénédiction dès son entrée dans ce monde. Emma se porte on pourrait mieux, mais au fond pas trop mal. C'est tout ce que je pouvais attendre après les horreurs et les malheurs des derniers temps. Elle a tout de suite pensé à vous, à votre bon et généreux cœur et elle m'ordonne de vous faire parvenir ces lignes aujourd'hui même. Je remets donc les affaires de l'univers à une autre fois — le spectacle dans le fauteuil près du lit de ma femme m'occupe encore trop. Du reste le plus grand évènement du jour est l'arrivée d'un Erard chez Wagner qui — c'est à dire l'Erard attend une autre arrivée que vous savez. Je vois Wagner souvent — grâce au départ de sa femme, de son perroquet et même de son chien. Il est parfaitement bon, doux, sympathique. Les Wesendonck sont allés voir un petit bout de l'Italie supérieure.

Adieu, Madame, pour aujourd'hui. Est-ce que j'oserais, homme sans foi ni loi que je suis, présenter mes humbles respects à la princesse Marie?

Pour Liszt mille et mille choses de la part de la malade et de ma part.

Je ne peux pas terminer cette lettre sans une petite malice à votre adresse. Le médecin de sa Majesté bavaroise, mon „véritable" ami Pfeufer, a été ici sans nous voir. Vive l'amitié!

G. Herwegh.[1])

*

Weimar, 19 mai 1858.

Votre lettre nous a causé à tous une vraie joie, car nous l'attendions de jour en jour, et je ne puis vous remercier assez tous deux d'avoir si

---

[1]) Zürich, 15. Mai 1858.

Endlich, verehrte Frau, ist für mich die Zeit der Unruhe vorüber, und ich nehme unsern unterbrochenen Briefwechsel wieder auf, indem ich Ihnen in aller Eile mitteile, daß Emma nach unglaublicher Erwartung und ziemlich langen erheblichen Schmerzen gestern gegen 3 Uhr von einem kleinen männlichen Wesen befreit worden, das Sie bittet, ihm gleich bei seinem Eintritt in diese Welt Ihren Segen zu gewähren. Emma könnt' es besser gehen, doch geht's ihr im Grunde nicht gerade schlecht. Das ist auch alles, was ich nach den Schrecken und Schicksalsschlägen der letzten Zeit erwarten durfte. Sie hat sofort an Sie gedacht, an Ihr gutes, großes Herz, und befiehlt mir, Ihnen noch heute diese Zeilen zukommen zu lassen. Ich lasse daher die Angelegenheiten der übrigen Welt für ein andermal beiseite — das Schauspiel vom Armstuhl aus am Bett meiner Frau nimmt mich noch zu sehr in Anspruch. Uebrigens ist das größte Tagesereignis die Ankunft eines „Erards" bei Wagner, der — nämlich der Erard —, wie Ihnen bewußt, auf eine andre Ankunft wartet. Ich sehe Wagner oft — dank der Abreise seiner Frau, seines Papageis und sogar seines Hundes. Er ist wirklich gut, weich und sympathisch. Die Wesendoncks sind abgereist, um ein kleines Stück Oberitalien zu sehen.

Adieu, Madame, für heute ... Dürft' ich's als Mann ohne Furcht und Glauben, der ich bin, wagen, der Prinzessin Marie meine ehrerbietigsten Grüße zu senden?

Für Liszt tausend und aber tausend Grüße von der Kranken und mir selbst.

Ich kann den Brief nicht ohne eine kleine Stichelei für Sie schließen: der Arzt Seiner bayrischen Majestät, mein „wirklicher" Freund Pfeufer ist hier gewesen, ohne uns aufzusuchen. Es lebe die Freundschaft! Georg Herwegh.

tôt songé à tranquiliser nos inquiétudes. C'est un vrai poids ôté de dessus notre cœur — et j'espère bien que l'arrivée de ce petit Benjamin marquera une ère nouvelle et plus heureuse pour vous deux, chers et pauvres éprouvés. Je suis aussi une exilée; je sais donc que l'exil a des tristesses infinies et inconsolables; mais je sais aussi que l'attachement et l'union des cœurs a des joies et des félicités qu'aucune tristesse ne peut atteindre, et qui surplombent tous les malheurs du dehors, en narguant toutes les cruautés du sort. — Vous avez largement payé tous deux votre dette au destin sévère. Dorénavant puisse-t-il vous permettre le suprême repos de l'âme dans l'amour, — que le vulgaire ne comprend pas, mais que le poète sait rêver, que la femme peut réaliser. Deux âmes poétiques comme les vôtres, peuvent puiser des forces divines dans leur mutuelle tendresse.

Ces jours derniers j'ai eu l'occasion de penser à vous plus que jamais — Liszt en préparant pour l'impression une collection assez considérable de *Lieder*, a rechanté celui qu'il a composé sur votre poésie: *Ich möchte hingehn.* — Je ne sais si je vous ai dit qu'il me l'avait chanté pour la première fois il y a onze ans de cela, aux premiers jours de notre connaissance, et que ce chant m'avait été une des premières révélations de son génie. Votre nom se trouvait ainsi mêlé à nos premiers souvenirs. — Je ne puis vous dire combien tout cela s'est représenté vivement à ma mémoire! — Si vous vouliez me faire un grand plaisir — vous m'enverriez ces vers écrits de votre main — et signés de votre nom! — Ne me refusez pas, car il ne vous faut que quelques minutes pour copier ces strophes, et j'en aurai de la joie pour si longtemps. De plus je tiens à ce que vous me donniez bientôt de vos nouvelles, c'est à dire de la chère malade et de Mr. son fils. — Comme il ne faut jamais faire les choses à demi, n'oubliez pas de me tranquilliser complètement à leur égard dans une dizaine de jours.

Je vous en serai toute reconnaissante. Liszt vous envoie ses plus cordiales amitiés, et ma fille vous gronde tout doucement, — si doucement que vous en êtes certainement tout charmé. Nous embrassons toutes deux la maman et l'enfant. Envoyez-moi les vers que je vous demande, et croyez-moi bien heureuse de la bonne nouvelle — et votre bien affectionnée

Carolyne Wittgenstein.[1])

*

---

[1]) Weimar, 19. Mai 1858.

Ihr Brief hat uns allen eine wahre Freude bereitet, denn wir erwarteten ihn von Tag zu Tag, und ich kann Ihnen gar nicht genug danken, daß Sie beide so früh daran gedacht, uns der Sorge um Sie zu entheben. Es ist mir eine große Last vom Herzen — und ich will hoffen, daß die Ankunft dieses kleinen Benjamin eine neue und glücklichere Zeit für Sie bedeutet, Sie liebe, arme Heimgesuchte. Auch ich bin eine Verbannte; ich weiß also wohl, welch end- und trostlose Bedrängnis mit dem Exil verbunden ist, aber ich weiß auch, daß der Bund und das Band zweier Herzen Freuden und Glückseligkeiten in sich schließt, gegen die keine Traurigkeit aufzukommen vermag, die alles uns von außen her drohende Ungemach überragen und aller Grausamkeit des Schicksals spotten. Sie haben beide dem schweren Verhängnis Ihren gehörigen Tribut gezahlt. Möchte es Ihnen in Zu-

Weimar, 9 juillet 1858.

La journée est admirable; l'atmosphère tiède, presque énervante: quelques nuages semblent être des clous de perles sur une voûte de lapis; malgré la sécheresse, la verdure de notre jardin a conservé ses plus douces teintes, et les plaines de Cachemire n'ont pas de roses plus belles que les nôtres; Liszt fait en ce moment sa sieste; ma fille lit je ne sais quel poète grec, et je suis restée seule — à ce brillant concert d'oiseaux qui dure du matin au soir dans nos feuillées. Vers qui ma pensée se reporterait-elle plus volontiers que vers vous? Vous avez tant souffert, et de tant de douleurs que je voudrais vous envoyer quelques bouffées de ce bonheur que nos cœurs ont conquis au milieu de toutes les souffrances et de toutes les douleurs dont le sort a jonché notre chemin. Je voudrais vous donner un peu de la joie que nous avons à chaque beau jour, à chaque belle heure! de notre paix et de notre sérénité qui est comme le parfum de notre triple amour — triple et unique. Je voudrais vous voir avec nous et chez nous. J'en ai l'espoir et les longues espérances se réalisent toujours. Vous êtes toute bonne de m'avoir envoyé les vers du poète. Que j'ai pensé à vous l'autre soir, lorsqu'ils ont été admirablement chantés et que Hebbel admirait, sans savoir les démêler, les deux inspirations de Herwegh et de Liszt! — En apprenant que nous avions été à Zurich il nous a beaucoup questionné sur l'auteur du „*hingehn*". Que fait-il maintenant, le poète? Que faites-vous, jeune mère? Cosima qui va vous arriver m'a promis de

---

kunft die Seelenruhe in der Liebe gönnen, welche der Alltagsmensch nicht erfaßt, die aber der Dichter träumt, die die Gattin verwirklichen kann. Zwei poetische Seelen, wie die Ihrigen, können in der wechselseitigen Zärtlichkeit göttliche Kraft schöpfen.

Dieser Tage hatte ich mehr als je Gelegenheit, an Sie zu denken: Liszt, im Begriffe, eine ziemlich umfangreiche Sammlung von Liedern für den Druck zu bearbeiten, hatte mir daraus wieder jenes vorgesungen, das er nach Ihrem Gedicht „Ich möchte hingehn" komponiert... Ich entsinne mich nicht, ob ich Ihnen gesagt, daß er es mir zum erstenmal vor elf Jahren gesungen hatte, ganz zu Anfang unsrer Bekanntschaft, und daß dieses Lied für mich eine der ersten Offenbarungen seines Genies gewesen. Ihr Name war auf diese Weise mit unsern ersten Erinnerungen verwoben. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dies alles noch lebendig vor mir steht! Wenn Sie mir eine große Freude bereiten wollen, dann senden Sie mir von Ihrer Hand geschrieben und mit Ihrem Namen unterzeichnet diese Verse! Verweigern Sie mir's nicht, denn Sie brauchen nur wenige Minuten, um diese Strophen zu schreiben, indessen ich für so lange Zeit damit beglückt sein werde. Außerdem ist mir daran gelegen, bald von Ihnen zu hören, d. h. von der Kranken und ihrem Herrn Sohn. Und da man die Dinge nie zur Hälfte machen soll, vergessen Sie nicht, mich in zehn Tagen vollständig über das Befinden beider zu beruhigen. Ich werde Ihnen dafür tiefen Dank wissen.

Liszt sendet Ihnen seine allerherzlichsten Freundesgrüße, und meine Tochter grollt Ihnen ganz im stillen, so still, daß Sie jedenfalls davon entzückt sind. Wir umarmen beide — Mutter und Kind.

Senden Sie mir die Verse, die ich mir von Ihnen erbitte, und seien Sie überzeugt von meiner Freude über die gute Neuigkeit, wie von meiner aufrichtigen Zuneigung für Sie.

Carolyne Wittgenstein.

me donner de vos nouvelles, mais la jeunesse a tant à faire de vivre, de voir, de sentir, qu'elle n'a guère le temps de songer aux absents. Ce que vous me dites de ce pauvre Richard est si vague, et ce qu'il dit lui-même est si obscur que je ne me rends pas clairement compte de tout ce qui se passe sur les bords de votre beau lac. Hebbel a passé quelques semaines ici par suite de la représentation de sa *Genovera* qui a ému les plus récalcitrants, et entraîné tous les assistants. Dingelstedt compte je crois aller en Suisse durant les vacances de son théâtre. Son *Shakespeare* l'occupe beaucoup, et il me semble avoir raison. Liszt travaille d'arrache-pied à sa *Légende de Sainte-Elisabeth.* Il compte ensuite se mettre à un *Manfred,* tiré de la première scène de celui de Byron, puis à une *Mater Spinosa,* comme pendant au *Stabat Mater.* Moi je me promène avec frénésie, matin et soir. Je suis reconnaissante à Dieu de m'avoir conservé vie, jeunesse, amour, bonheur de vivre, bonheur d'aimer. Je songe chaque jour aux atroces douleurs que j'éprouvais à cette époque l'année passée, et ne puis me sentir assez heureuse d'avoir maintenant plus de santé que jamais. Les affaires ne vont pas du même train que la santé et je ne sais encore si nous aurons de quoi faire un petit voyage d'automne. Mais je me plais à le croire — et en ce cas vous savez quelle joie j'aurai à vous embrasser! Vous me feriez grand, grand plaisir de me parler de votre été, et de ceux que vous verrez, et de ce qui en adviendra, des personnes qui nous sont chères. Le cœur est avide de nouvelles même alors qu'on s'impose l'inaction.

Mille, mille tendresses de nous trois à vous deux. Aimez-moi toujours un peu, comme votre très, très affectionnée

Carolyne Wittgenstein.[1])

*

1) Weimar, 9. Juli 1858.

Ein wundervoller Tag; die Luft ist lind, ja fast entnervend. Nur einige Wolken wie Perlennägel auf einem Lasursteingewölbe; trotz der Trockenheit hat das Grün unsers Gartens alle zarten Schattierungen bewahrt, und in den Gefilden Kaschmirs gibt es keine schöneren Rosen als bei uns. Liszt hält augenblicklich Mittagsruhe; meine Tochter liest wer weiß welchen griechischen Dichter, und ich bin allein geblieben beim glänzenden Vogelkonzert, das vom Morgen bis zum Abend aus unsern Büschen klingt. Wen könnten meine Gedanken wohl lieber aufsuchen als Sie! Sie haben so viel gelitten und so mannigfache Schmerzen, daß ich Ihnen gern einen Hauch jenes Glücks zuwehen möchte, das unsre Herzen inmitten aller Leiden und Schmerzen, die das Schicksal auf unsern Pfad gesät, sich erobert haben. Ich möchte Ihnen von der Freude, die wir an jedem schönen Tag, in jeder schönen Stunde genießen, gönnen! Von unsrer Seelenruhe und Heiterkeit, die wie der Duft unsrer dreifachen und dreieinigen Liebe ist! Ich möchte Sie mit und bei uns sehen; ich habe dazu die Hoffnung, und das lange Hoffen verwirklicht sich stets.

Sie sind wirklich gütig, mir die Verse des Dichters gesandt zu haben. Wie ich Ihrer gedacht habe neulich, als dieselben wundervoll gesungen worden und Hebbel die beiden Inspirationen Herweghs und Liszts bewunderte, ohne sie voneinander mehr scheiden zu können. Als er erfuhr, daß wir in Zürich gewesen, fragte er uns in die Kreuz und Quere nach dem Verfasser des „Hingehn". Was tut er jetzt, der Dichter? Was tun Sie, junge Mutter?

Weimar, 3 mars 1859.

Bien merci, chère Madame, pour votre lettre qui m'a fait autant de plaisir par son contenu que par l'expression des sentiments affectueux avec lesquels vous avez dépeint la bonne nouvelle que vous m'annonciez. Liszt m'écrit vous avoir revue chez Cosima; j'imagine que vous devez avoir bien des amis et des connaissances à revoir et à visiter, et qu'ainsi ce ne sera que discrétion de ma part si je vous remercie le plus brièvement possible de vos charmantes et bonnes lignes. Mais le brièvement n'empêche pas l'affectueusement, et c'est ainsi de tout cœur que je vous dis: Au bon revoir, en y joignant mille, mille bons vœux. Carolyne Wittgenstein.[1])

*

Weimar, 26 déc. 1859.

J'ai d'abord hésité si je devais écrire au poète, ou à celle qui nous a donné un bon souvenir en nous envoyant ses admirables vers sur

---

Cosima, die bei Ihnen eintreffen wird, hat mir versprochen, mir von Ihnen Nachricht zu geben, aber die Jugend ist so vom Leben, Sehen und Fühlen in Anspruch genommen, daß ihr kaum die Zeit bleibt, an die Abwesenden zu denken. Was Sie mir von dem armen Richard sagen, ist so unbestimmt und was er selbst sagt, so dunkel, daß ich mir gar keine klare Rechenschaft davon geben kann, was an den Ufern Ihres schönen Sees vorgeht ...

Hebbel hat hier einige Wochen zugebracht infolge der Aufführung seiner „Genoveva“, die die Hartnäckigsten ergriffen und alle Zuhörer hingerissen hat. Dingelstedt hat, glaube ich, die Absicht, während seiner Theaterferien in die Schweiz zu reisen. Sein „Shakespeare“ beschäftigt ihn sehr und er scheint mir recht zu haben. Liszt arbeitet unablässig an seiner „Legende von der heiligen Elisabeth“. Nachher gedenkt er sich an seinen „Manfred“ zu machen, der ersten Szene des Byronschen entnommen; dann an eine Mater spinosa als Gegenstück zum Stabat mater. Ich gehe mit wahrer Wut morgens und abends spazieren. Ich danke Gott, daß er mir Leben, Jugend, Liebe, Lebens- und Liebesglück erhalten hat. Ich denke tagtäglich an die wahnsinnigen Schmerzen, die ich vor einem Jahre um dieselbe Zeit gelitten und kann mich nicht glücklich genug schätzen, jetzt gesunder und kräftiger zu sein denn je. Mit den Geschäften geht's nicht ganz so glatt wie mit der Gesundheit, und ich weiß noch nicht, ob wir nur auch eine kleine Reise im Herbst zu bewerkstelligen vermögen. Aber ich gebe den Gedanken doch nicht auf, und Sie wissen, wie sehr ich mich freuen würde, Sie umarmen zu können! Sie würden mir große Freude machen, wenn Sie mir von Ihren Sommerplänen sprächen und von denen, die Sie sehen werden und was aus allen denen werden wird, die uns teuer sind. Das Herz lechzt nach Neuigkeiten, wenn man selbst zur Untätigkeit verdammt ist.

Tausend, tausend zärtliche Grüße von uns drei an Sie beide. Lieben Sie mich immer ein wenig, denn ich liebe Sie sehr, sehr. Carolyne Wittgenstein.

[1]) Weimar, 3. März 1859.

Herzlichen Dank, liebe Freundin, für Ihren Brief, der mich ebenso erfreut hat durch seinen Inhalt als den Ausdruck der herzlichen Gefühle, mit denen Sie mir die gute Nachricht geschildert, die Sie mir mitteilen. Liszt schreibt mir, daß er Sie bei Cosima wiedergesehen habe; es ist mir, als müßten Sie gar viele Freunde und Bekannten wiedersehen und besuchen, und der Takt befiehlt mir somit, Ihnen in möglichster Kürze für Ihre reizenden lieben Zeilen zu danken. Aber die Kürze bedingt keineswegs das Liebevolle, und damit sage ich Ihnen von ganzem Herzen: Auf glückliches Wiedersehen, indem ich Ihnen tausend, tausend Glückwünsche sende. Carolyne Wittgenstein.

Schiller [1]) que nous avons lus avec tant d'émotion. Ils sont magnifiques, et louent avec des accents pareils à ceux du grand homme qui les inspira son génie et son cœur. Mille fois merci pour cette feuille. Ne pouvant me résoudre à ne pas dire au poète directement combien j'ai été touchée, ni à négliger de remercier celui dont j'ai reconnu la main sur leur adresse, je vous écris à tous deux en vous envoyant mille et mille bons souhaits de bonne année pour tous deux de la part de Liszt comme de la mienne.

Carolyne Wittgenstein.[2])

*

Der letzte Brief datiert aus Rom (1871):

Je vous réponds immédiatement, chère Madame, comme vous le désirez. M. De Boni me parlait dans sa lettre de la possibilité de trouver ici une place de professeur à l'Université pour le poète. Hélas! cela me paraît peu probable. D'ailleurs je serais peu en mesure de proposer un républicain „pur sang“. Autre chose, l'admiration du talent, les bonnes et affectueuses relations personnelles, autre chose les faits officiels. Par position je suis papaline, ce qui en théorie n'exclut pas les opinions républicaines, mais les rend impossibles en pratique — ici — à présent où le gouvernement italien lui-même cherche l'amitié des papalins pour faire contrepoids aux républicains, considérés comme les précurseurs de l'Internationale. Supposez donc que mon attachement pour le Saint Père et mes relations avec le Vatican me permettent de causer amicalement et de demander quoi que ce soit, — comme un „conservateur de la droite“ — aux personnes en relation avec le ministère, on ne m'écouterait hélas! guère si je parlais en faveur d'un républicain! Autant j'honore le refus de Herwegh de modifier ses opinions en faveur d'un constitutionalisme „vieillot“ qui s'en va pour céder la place à des formes sociales nouvelles et modernes qui peut-être trouveront le secret de réunir en un même accord les républicains et les catholiques — autant je déplore, chère Madame, d'être pour mon compte dans l'impossibilité de faire pour vous deux ce que vous désirez.

Je n'en parle si longuement que pour que mes raisons vous témoignent

---

[1]) Herweghs herrlicher Schillerprolog vom 10. November 1859 wird darunter verstanden. Siehe „Neue Gedichte“.

[2]) Weimar, 26. Dezember 1859.

Erst fragte ich mich, ob ich dem Dichter, ob derjenigen schreiben sollte, die uns mit der Sendung seiner wundervollen Verse auf Schiller, die wir mit so großer Erregung gelesen, ein liebes Lebenszeichen gegeben hat. Die Verse sind großartig und loben mit ähnlichen Klängen wie die des großen Geistes, der sie einflößte, dessen Genie und Herz. Tausendfachen Dank für diese Blätter.

Da ich's nicht über mich zu bringen vermag, nicht auch dem Dichter selbst zu sagen, wie sehr ich gerührt war, aber ebensowenig, nicht auch der zu danken, deren Handschrift ich auf dem Briefumschlag erkannt habe, so schreibe ich allen beiden, indem ich Ihnen tausend und aber tausend gute Glückwünsche zum Neuen Jahre von Liszt und mir selber sende.

Carolyne Wittgenstein.

mes regrets — bien sincères, je vous l'assure. Je me réjouis infiniment de la consolation que vous donne le bonheur de votre fille[1]) et n'ai pas besoin de vous dire combien j'ai admiré les beaux vers que M. De Boni m'a fait lire et qu'elle m'a envoyés. Je vous en remercie mille fois. Saluez le poète de ma part. Sa muse toujours ardente et fière ne perd jamais son grand accent! Merci de vos bonnes et affectueuses paroles. Conservez-moi ces sentiments auxquels j'attache tant de prix et croyez-moi toujours, chère Madame, bien à vous, en toute admiration pour le génie poétique de l'un, le tendre dévouement de l'autre.

Carolyne Wittgenstein.[2])

---

[1]) Ada Herwegh heiratete den brasilianischen Ingenieur, späteren Minister Dr. A. F. de Paula-Souza, heute Direktor der polytechnischen Schule zu São Paulo.

[2]) Ich antworte Ihnen sogleich, liebe Freundin, wie Sie es wünschen. Herr De Boni schrieb mir von der Möglichkeit, hier eine Stelle als Professor an der Universität für den Dichter zu finden. Das dünkt mir leider nicht sehr wahrscheinlich. Uebrigens bin ich kaum imstande, einen „roten" Republikaner vorzuschlagen. Anders die Bewunderung für das Talent, die guten und herzlichen persönlichen Beziehungen, anders die offiziellen Umstände. Ich bin päpstlich gesinnt in meiner Lage, was zwar theoretisch die republikanischen Gesinnungen nicht ausschließt, wohl aber sie jetzt hier praktisch unmöglich macht, da die italienische Regierung selbst um die Freundschaft der Päpstlichen wirbt, um die Republikaner aufzuwiegeln, die als Vorläufer der Internationale betrachtet werden. Also vorausgesetzt, daß meine Anhänglichkeit für den Heiligen Vater und meine Beziehungen zu dem Vatikan mir erlauben, die ministeriellen Persönlichkeiten in Freundschaft zu sprechen und sie um irgend etwas zu bitten, wie ein Konservativer, so würden sie mir leider nicht viel zuhören, wenn ich einem Republikaner zugunsten spräche! Ebensosehr wie ich Herweghs Weigerung achte, seine Meinung zugunsten eines „veralteten" Konstitutionalismus zu ändern, der verschwindet und andern und neuen gesellschaftlichen Formen weicht, welche vielleicht das Geheimnis, Republikaner und Katholiken in Zusammenhang zu bringen, entdecken werden, ebensosehr tut es mir leid, liebe Freundin, persönlich nicht tun zu können, was Sie beide wünschen.

Ich schreibe Ihnen nur so lange darüber, damit meine Gründe Sie von meinem Bedauern überzeugen, das, ich versichere es Ihnen, sehr aufrichtig ist. Mich freut unendlich der Trost, den das Glück Ihrer Tochter Ihnen gewährt, und ich brauche nicht zu sagen, wie sehr ich die schönen Verse bewunderte, die Herr De Boni mir zu lesen gab und die sie mir zugeschickt hat. Ich danke Ihnen tausendmal dafür. Grüßen Sie den Dichter von mir. Seine immer feurige und stolze Muse verliert nichts von ihren großen Klängen! Viel Dank für Ihre guten herzlichen Worte. Bewahren Sie für mich diese Freundschaft, die ich so viel schätze, und glauben Sie, liebe Freundin, daß ich Ihnen treu ergeben bin und verbleibe, voll Bewunderung für Sie beide, für das dichterische Genie des einen, für die liebevolle Hingebung der andern. Carolyne Wittgenstein.

Arbeitskammern

Von

E. Budde

Seitdem der Entwurf des Arbeitskammergesetzes in die Oeffentlichkeit gekommen ist, hat sich eine große Zahl von Körperschaften der Industrie und des Handels grundsätzlich gegen ihn ausgesprochen. Ein Teil dieser Körperschaften hat erklärt, reine Arbeiterkammern seien vorzuziehen, ein andrer Teil hat auch die Arbeiterkammern verworfen.

Vom Standpunkt des reinen Prinzips aus erscheint das ablehnende Urteil begreiflich, ja gerechtfertigt. Die Klinke der Gesetzgebung wird heutigestags mit erschreckender Leichtigkeit in Bewegung gesetzt, und es wird wohl nicht lange dauern, bis die Mehrzahl der Industriellen sich den von der Deutschen Bank bereits öffentlich gemachten Vorbehalt aneignet und ihre Aeußerungen über die Zukunft mit dem Bedingungssatze schließt: „Wenn die Gesetzgebung uns nicht unsre Arbeit verdirbt." Wo irgendein scheinbarer Uebelstand wahrgenommen wird, wo eine an sich wohlmeinende, aber unkundige öffentliche Meinung sentimentale Forderungen stellt, es finden sich Parteien, die sofort mit dem Vorschlag gesetzgeberischer Eingriffe bei der Hand sind, und das speziell mit Bezug auf das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, also an einer heikeln Stelle, wo jeder Fehlgriff dem Vaterlande unabsehbaren Schaden zufügen kann. Die Leichtherzigkeit, mit der man versucht, doktrinäre Maßregeln in die empfindliche Welt der Praxis einzuführen, beruht auf Unkenntnis; wenn die Gesetzgeber eine genaue Vorstellung von den verwickelten Verhältnissen der wirklichen Arbeitswelt hätten, würden sie wohl etwas vorsichtiger sein. Von jedem Ingenieur verlangt man heutzutage, daß er wenigstens ein Jahr lang die Verrichtungen eines gewöhnlichen Arbeiters betrieben habe; wieviel Personen sind wohl im Reichstag vorhanden, die ein industrielles Getriebe aus eigner Praxis kennen, und wieviel Gehör finden sie, wenn ihnen die Popularitätswünsche der politischen Gruppen gegenüberstehen? Wer sich diese Frage beantwortet, der kann es billigen, wenn die Industriellen grundsätzlich den Ruf erheben: „Werdet vorsichtig, greift nicht immer wieder in Verhältnisse, die ihr nicht genau kennt, wagt nicht einen guten Teil des Nationalvermögens an doktrinäre Experimente und laßt die Gesetzgebung einmal ruhen!"

Es ist aber wohl anzunehmen, daß dieser Ruf auch bei der gegenwärtigen Gelegenheit verhallen wird; wir haben alle Aussicht, mit einem Arbeitskammergesetz beschenkt zu werden, die Industrie mag wollen oder nicht, und wir müssen wahrscheinlich froh sein, wenn der Reichstag den Gesetzentwurf nicht verschlechtert. Verbesserungsbedürftig ist er, und um herauszufinden, wo die wichtigsten Verbesserungen einsetzen sollten, muß man von dem Zweck ausgehen, dem er dienen soll: Das friedliche Zusammengehen der Arbeitnehmer mit den Arbeitgebern soll

gefördert werden. Diesen Zweck kann man vollständig akzeptieren und hat dann zu fragen, ob die vorgeschlagenen Mittel geeignet sind, ihn wirklich zu fördern.

Die Frage läßt sich nicht beantworten, wenn man nicht die Tatsache berücksichtigt, daß ein großer Teil der Arbeiterschaft sich zu Vereinigungen zusammengeschlossen hat, von denen die stärksten durchaus sozialdemokratisch geleitet werden; denen schließen sich in größerem oder geringerem Abstande die Hirsch-Dunckerschen und die Christlich-Sozialen an, und auf diese folgen, durch einen größeren Zwischenraum getrennt und am weitesten rechtsstehend, die Gelben.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß die sozialdemokratischen Gewerkschaften unter den drei erstgenannten Gruppen die tonangebenden sind, daß sie den unbedingten Kampf gegen das Unternehmertum auf ihre Fahne geschrieben haben, daß sie alle wirklichen sozialen Friedensbestrebungen als „Harmoniedusel" verlachen und daß sie ganz ausdrücklich jeden Vorteil, den sie erreichen, als eine weitere Staffel zur Vernichtung des sog. Kapitalismus betrachten. Mögen ihre Theorien noch so unklar, mag die Zerrissenheit, soweit es sich um etwas Positives handelt, in der Partei noch so groß sein, in der unbedingten Kampfesstimmung sind sie einig und sind auch einig in dem Terrorismus, mit welchem sie versuchen, die gesamte Arbeiterschaft unter ihre Fahne zu zwingen, namentlich da, wo es sich um ihre beliebten Kampfmittel, Streik und Boykott, handelt.

Die Hirsch-Dunckerschen und die Christlich-Sozialen sind bei vielen Gelegenheiten, wo es sich um Kämpfe gegen die Unternehmer handelte, mit den Sozialdemokraten gegangen; in einigen Gegenden Deutschlands tun sie das ziemlich regelmäßig, in andern haben sie eine etwas friedlichere Stellung eingenommen. In der öffentlichen Meinung gelten sie als nahe Verwandte der Sozialdemokraten, die nicht ausschließlich Unternehmerfeinde sind, im konkreten Fall aber auch als solche erscheinen können, und damit sind sie wohl ungefähr richtig bezeichnet.

Die Gelben sind erst seit etwa drei bis vier Jahren auf dem Plane erschienen und sind von Anfang an so viel verleumdet worden, daß man sie wohl erst in ihrer wahren Gestalt dem Publikum vorstellen muß. Streikbrecher und Lumpengesindel, so werden sie nicht bloß von den sozialdemokratischen Organen, sondern auch von ganz achtbaren Blättern und von Professoren der Volkswirtschaft betitelt. Sie sind das aber keineswegs, sondern es finden sich unter ihnen zum guten Teil die besten, namentlich die verheirateten Arbeiter aus den Bezirken, denen sie angehören. Entstanden sind sie ganz einfach dadurch, daß ein Teil der Arbeiter unter dem Terrorismus der Sozialdemokraten zu sehr gelitten hatte, und infolgedessen haben sie sich gerade an den Stellen entwickelt, wo die von der Sozialdemokratie anbefohlenen Streiks am häufigsten und am frivolsten in das Leben der einzelnen eingriffen; in Bayern geschah das nach den großen dortigen Kämpfen um 1903, in Berlin nach den Jahren 1902 bis 1905, wo die Gewerkschaft speziell in der Metallindustrie alle paar Wochen einen Streik in Szene setzte. Das wurde den Leuten zuviel, die besonnenen Arbeiter hatten keine Lust mehr, ihre Familien alle sechs Wochen zu einer Hungerkur

kommandieren zu lassen, und so kamen sie naturgemäß dazu, sich zu Vereinigungen zusammenzutun, welche sich von der sozialdemokratischen Gewerkschaft lossagten. Es handelt sich dabei bis jetzt um Anfänge; von einer gelben Gewerkschaft kann man zurzeit noch nicht sprechen. Meist haben die Vereinigungen die Form von Unterstützungskassen u. dgl., dementsprechend bilden die Gelben keine politisch einheitliche Partei; trotzdem haben sie eine erhebliche Bedeutung, weil sie das erste Beispiel davon gegeben haben, daß die Opposition gegen den doktrinären Marxismus aus den Arbeiterkreisen selbst erwuchs; daher denn auch die grimmigen Schimpfereien, mit welchen die Gelben von der sozialdemokratischen Presse bedacht werden.

Nach diesem kurzen Rückblick auf die Stellung der Arbeiter wird man ohne weiteres den Satz aufstellen dürfen: Es hat keinen Zweck, zwei Parteien zur Verhandlung zusammenzubringen, wenn man von vornherein weiß, daß die eine von beiden vollkommen intransigent ist. Dies würde aber eintreten, wenn man die Arbeitgeber einerseits und die rein sozialdemokratischen Arbeitnehmervertretungen anderseits in gemeinschaftlichen Kammern einander gegenüberstellen wollte. Dadurch würde man den Frieden nicht fördern; denn zwischen zwei Gruppen, von denen die eine grundsätzlich keinen Frieden mit der andern will, bringt man durch die gelegentliche lokale Annäherung der Personen keinen Frieden zustande. Die sozialdemokratische Partei im Reichstag hat ja auch schon den Gesetzentwurf verurteilt. Das ist nur folgerichtig, denn eine Kammer, die den Frieden pflegen soll, fällt für sie unter die Rubrik des Harmoniedusels. Freilich hat sie auch noch andre taktische Gründe, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Die Grundfrage, mit der man an den Gesetzentwurf herantreten muß, ist hiernach die: Sorgt er dafür, daß in den geplanten Arbeitskammern die Arbeiter aller Farben, auch die Minderheiten, vertreten sind, oder ist er so angelegt, daß die Vertretung der Arbeiterschaft wesentlich den sozialdemokratischen Gewerkschaften zufallen wird?

Nach § 12 des Entwurfs soll die eine Hälfte der Arbeitervertreter von den Arbeiterbeiräten der Berufsgenossenschaften gewählt werden, die andre Hälfte aber durch die ständigen Arbeiterausschüsse nach § 134 h der Gewerbeordnung, wo solche vorhanden sind. Wo diese Arbeiterausschüsse fehlen, da soll auch die andre Hälfte der Arbeitervertretung von den Beiräten der Berufsgenossenschaften gewählt werden. Nun gibt es zwar Arbeiterausschüsse in vielen deutschen Fabriken, aber diese genügen nur zum kleinsten Teil den Bedingungen des § 134 h der Gewerbeordnung. In der großen Mehrzahl der Fälle sind die vorhandenen Ausschüsse nach unserm Gesetzentwurf nicht wahlberechtigt, d. h. also, die Arbeiterbeiräte der Berufsgenossenschaften werden praktisch so gut wie alle diejenigen Arbeiter zu wählen haben, denen es obliegen wird, ihre Kollegen in den Arbeitskammern zu vertreten. (In Berlin wird behauptet, daß eine große Fraktion des Reichstages bereits mit der Absicht umgehe, die Arbeiterausschüsse nach § 134 h nunmehr durch Gesetz obligatorisch zu machen; siehe oben: „Klinke der Gesetzgebung".)

Es entstehen nun die Arbeiterbeiräte der Berufsgenossenschaften durch ein äußerst kompliziertes System von fünf verschiedenen Wahlen, so daß die Leute, aus denen sie sich zusammensetzen, fünfmal durchgesiebt sind, und zwar durchgesiebt unter vorwiegender Beteiligung der stärksten Gewerkschaften, die sich auch am intensivsten für die Wahlhandlung interessieren. Ergebnis: Die Arbeiterbeiräte der Berufsgenossenschaften sind ganz einfach die Elite der rotesten Sozialdemokraten, und wo sie die Wahlen für die Arbeitskammern vorzunehmen haben, da unterliegt es gar keinem Zweifel, daß auch in den Arbeitskammern die Arbeitnehmer ausschließlich durch rein sozialdemokratisch ausgewählte, mit allen Kampfmitteln vertraute Personen von schärfster sozialdemokratischer Richtung vertreten sein werden.

Was dabei herauskommt, davon hat man jetzt schon ganz hübsche Beispiele. Die Arbeitskammern sind nämlich durchaus nichts absolut Neues, sondern stellen nur vergrößerte Ausgaben einer bereits existierenden Einrichtung dar: Die jetzt schon vorhandenen Ausschüsse der Gewerbegerichte sind nichts andres als Arbeitskammern im kleinen und haben ganz ähnliche Aufgaben wie diejenigen, die der Gesetzentwurf den Arbeitskammern zuweist. Diese Ausschüsse bestehen zum Beispiel in Berlin aus je zehn Arbeitgebern und ebensoviel Arbeitnehmern, und die Wahlen haben bis jetzt meistens dazu geführt, daß ihre arbeitnehmenden Mitglieder ausgesprochene Sozialdemokraten sind. Ein Beispiel aus dem letzten Semester mag genügen, um darzutun, wie es um die Einigungsmöglichkeiten in solchem Falle bestellt ist. Das Bürgerliche Gesetzbuch bestimmt in seinem § 394: „Soweit eine Forderung der Pfändung nicht unterworfen ist, findet die Aufrechnung gegen die Forderung nicht statt.“ Da Lohnbezüge nicht gepfändet werden können, kann also der Unternehmer seine etwaigen Forderungen an einen Arbeiter nicht gegen dessen Lohn aufrechnen. Er kann das auch dann nicht, wenn ihn der Arbeiter zum Beispiel bestohlen oder durch böswillige Zerstörungen geschädigt hat. Daß die Bestimmung in diesem Falle ungerecht ist, liegt auf der Hand; der Arbeiter kann seinem Dienstgeber Gegenstände im Werte von vielen hundert Mark zerschlagen, der Dienstgeber kann ihn entlassen, kann ihn auch wegen Sachbeschädigung verklagen, muß ihm aber seinen Lohn noch darauf zahlen. Die juristischen Vorstände des Gewerbegerichts brachten eine Anzahl von krassen Fällen dieser Art aus der Praxis bei, und es wurde vorgeschlagen, der Ausschuß des Berliner Gewerbegerichts möge bei der Regierung eine Abänderung des § 394 beantragen, durch welche die Aufrechnung in denjenigen Fällen gestattet wird, wo die Forderung an den Arbeiter durch nachweislich kriminelles Vorgehen des letzteren entstanden ist. Dem Vorschlag wurde nicht entsprochen, weil die Arbeitnehmer unter den Ausschußmitgliedern ihm ihre Zustimmung versagten.

Dieses Beispiel zeigt sehr deutlich, wieviel Annäherung man zu erwarten hat, wenn die Vertreter der Arbeiterschaft in den Arbeitskammern von den Arbeiterbeiräten der Berufsgenossenschaften gewählt werden. Und darin liegt, wenn einmal ein Gesetz gemacht werden soll, die wesentliche Schwäche des Regierungsentwurfs. Derselbe bietet keinerlei Sicherheit für eine genügende Ver-

tretung der Minderheit, und deswegen stellt das Gesetz in seiner gegenwärtigen Form voraussichtlich kein Mittel zur Förderung des sozialen Friedens dar; für den Frieden ist nur dann etwas zu hoffen, wenn jede von beiden Parteien die Existenzberechtigung der andern anerkennt. Und diese Bedingung wird nicht erfüllt, solange die Arbeitnehmer nur durch intransigente Sozialdemokraten vertreten sind. Diesem Mangel wäre offenbar abzuhelfen, wenn statt des im Entwurf vorgeschlagenen Wahlmodus direkte Proportionalwahlen eingeführt würden. Die Regierung motiviert ihren Vorschlag wesentlich damit, daß durch die im Entwurf vorgesehene Art der Wahlen die Aufregung vermieden werden solle, welche mit jedem öffentlichen Wahlakt verknüpft sei. Die Aufregung braucht aber nicht zu groß zu sein; den Beweis hierfür liefern die Wahlen der Beisitzer zu den Gewerbegerichten, welche bisher nicht zu größeren Unzuträglichkeiten geführt haben.

Hiermit ist auf dasjenige hingewiesen, was sofort nach der Veröffentlichung in den Kreisen erfahrener Industrieller als der Hauptfehler des Gesetzentwurfs empfunden wurde. Eine Anzahl von weniger prinzipiellen Mängeln und von Stellen, die wenigstens fraglich erscheinen, fallen demjenigen, der den Text des Entwurfs vor Augen hat, sofort auf: Fraglich ist die Zweckmäßigkeit der Vorschrift des § 6, wonach die Arbeitskammern als Schiedsämter bei Streitigkeiten eine Instanz über den Gewerbegerichten bilden oder auch die Gewerbegerichte da, wo es an solchen fehlt, ersetzen sollen. In hohem Grade bedenklich kann die Stellung des Vorsitzenden werden. Nach § 17 sollen die Arbeitgeber ganz einfach die Kosten der Arbeitskammern tragen; hier wäre es wohl zweckmäßiger, auch den Arbeitern einen Teil der Kosten aufzuerlegen, schon damit sie mit dem zur Verfügung stehenden Gelde vorsichtig umgehen, und eine solche Vorschrift hätte kaum Bedenken, da die hieraus hervorgehende Last bedeutend geringer wäre als diejenige, welche die Arbeiter jetzt durch Unterhaltung der sozialdemokratischen Verbände tragen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß diese und ähnliche Monita bei der Erörterung des Gesetzentwurfs sich zur Erwägung aufdrängen werden; sie sind aber von geringerer Wichtigkeit als der Hauptsatz: „Wenn überhaupt Arbeitskammern entstehen sollen, muß dafür gesorgt sein, daß alle Schichten der Arbeiter in ihnen annähernd proportional vertreten sind.“ Und darum wollen wir hier nicht weiter auf sie eingehen.

Wohl aber muß die andre Seite der Frage noch beleuchtet werden: Eine Anzahl von Körperschaften hat den Gedanken ausgesprochen, man solle überhaupt nicht Arbeitskammern, sondern Arbeiterkammern schaffen, also den Arbeitnehmern eine Vertretung geben, welche von allem Zusammenwirken mit den Arbeitgebern frei ist. Ich halte diesen Gedanken für grundfalsch, und, soviel mir bekannt ist, stehen gerade einige der größten und wichtigsten Körperschaften sowie Personen von langer und vielseitiger Erfahrung hierin auf meiner Seite. In den Arbeiterkammern, wo die Arbeiter unter sich sind, würde die Präponderanz der Sozialdemokratie eine wesentlich größere Rolle spielen als in den Arbeitskammern. Wir wollen gar nicht voraussetzen, daß der Wahlmodus so eingerichtet

werde, wie es in dem Gesetzentwurf für Arbeitskammern geschehen ist. Selbst bei direkten Wahlen würde der Terrorismus der Sozialdemokratie in schroffster Form in Bewegung gesetzt werden, und wir hätten die Aussicht auf eine große Mehrheit von reinen Sozialdemokraten, eine kleine Anzahl von Hirsch-Dunckerschen und Christlich-Sozialen und eine verschwindend kleine Anzahl von Gelben oder Parteilosen. Praktisch würde die Mehrheit der Arbeiterkammern nichts andres sein als ein Auszug aus den stärksten Kräften der Sozialdemokratie. Wenn man aber die Stimme dieser Mehrheit als den staatlich anerkannten Ausdruck der Arbeiterwünsche hinstellt, so heißt das nichts andres, als daß die sozialdemokratischen Gewerkschaften praktisch ausschließlich mit der Vertretung der Arbeitnehmer betraut werden, und zwar von Reichs wegen. Sie sind dann der Sache, wenn nicht der Form nach, die staatlich anerkannten Vertretungen der Arbeiter. Wenn dies aber einträte, so enthielte es eine staatliche Privilegierung der Sozialdemokratie, welche die nichtsozialdemokratischen Arbeitervereinigungen gänzlich ins Bedeutungslose hinabdrückt; die Ansätze zur Befreiung der Arbeiter vom sozialdemokratischen Joche, welche jetzt vorhanden sind, würden in der Entwicklung gehemmt und zurückgedrängt werden, und der Staat selbst würde die Arbeiter in den Marxismus hineintreiben. Das ist der obenerwähnte taktische Grund, der die sozialdemokratische Fraktion des Reichstags veranlaßt, Stellung gegen die Arbeitskammern zu nehmen und reine Arbeiterkammern zu fordern.

Der damit erreichte Zustand wäre aber offenbar nicht wünschenswert. Auf der einen Seite hätten wir eine nominelle Vertretung der Arbeitgeber in den Handels- und Handwerkskammern, die aber als eigentlich industrielle Vertretungen nicht angesehen werden können und die gerade in Arbeiterfragen nicht zuständig sind. Auf der andern Seite wären die Arbeitnehmer in den Arbeiterkammern vertreten. Beide Parteien wären ohne Berührung miteinander, und die eine träte von vornherein mit einem Programm auf, welches jeden dauernden Frieden mit der andern ausschließt. Forderungen auf der einen und Verweigerungen auf der andern Seite würden unvermittelt einander gegenüberstehen, so daß der Austrag schließlich nur eine Frage der Macht, wenn nicht der Gewalt wäre. Und dabei würde dieser Zustand die Tendenz haben, sich immer mehr zu verschärfen. Demgegenüber sind die gemischten Arbeitskammern an sich vorzuziehen. Auch in diesen ist die Aussicht vorhanden, daß die Parteien einander gegenseitig unbequeme Forderungen stellen, aber wenn für eine genügende Vertretung der Minderheiten gesorgt wird, so ist doch wenigstens die Möglichkeit eines Austausches und hier und da eines gemäßigten Mehrheitsbeschlusses abzusehen. Die Sozialdemokraten werden das möglichste tun, um auf seiten der Arbeitnehmer die Führung an sich zu reißen; demgegenüber werden die Arbeitgeber alle Ursache haben, dahin zu trachten, daß ihre Vertretungen durch Personen geleistet werden, die gemäßigt, aber auch wachsam und energisch sind. Dann wird man erwarten dürfen, daß das Arbeitskammergesetz keinen wesentlichen Schaden stiften, hier und da sogar die eine oder die andre nützliche Wirkung haben wird.

Haus Humboldt in Rom

Von
Dr. Friedrich Noack

Hundert Jahre sind vergangen, seit Wilhelm von Humboldt aus Rom geschieden ist, wo er sechs Jahre lang als preußischer Gesandter gelebt hatte. Während der Rückreise nach Deutschland schrieb er aus Ferrara an seinen Freund, den Archäologen F. G. Welcker: „Ich habe den großen Schritt über Ponte Molle getan. Mit jedem Tag meiner Reise ist der Schmerz und die Sehnsucht gewachsen," und dann klagte er, daß es ihm nun nicht mehr möglich sei, die Kolosse auf Monte Cavallo zu sehen, nach dem Vatikan zu gehen und den Aventin zu besuchen. Noch im späten Alter bezeichnete er den römischen Aufenthalt als den glücklichsten Abschnitt seines Lebens. Glücklich war diese Zeit, die einer seiner Biographen mit Recht einem Mediceerdasein vergleicht, nicht nur für Humboldt selbst, da er wie wenige Rom zu empfinden und zu genießen verstand, sondern auch für die dortigen Deutschen, denen der preußische Gesandte ein Beschützer und Freund vornehmster Art, denen sein Haus ein Stück Heimat in der Fremde wurde. Niemals hat ein deutscher Diplomat seinen Beruf als Vertreter seiner Nation im Ausland großartiger aufgefaßt und menschlicher ausgeübt als Wilhelm von Humboldt, fern von jeglicher bureaukratischer Engherzigkeit und Standesüberhebung, erfüllt von herzlichem Wohlwollen für jedes redliche Streben seiner Landsleute. Als Gelehrter und Freund der Kunst war er deutschen Gelehrten und Künstlern in Rom ein eifriger Anwalt und Förderer, sein Haus war wie das eines Mediceers allen geistig Regsamen offen, und seine durch Herzensgüte und Geist ausgezeichnete Gattin Karoline von Dachröden, „recht eigentlich die Patronin der Künstler", wußte ebensowohl vornehme Gastlichkeit wie mütterliche Fürsorge an ihren deutschen Freunden zu üben. Das Humboldtsche Ehepaar genoß dafür unter den Deutschen Roms einer aufrichtigen Liebe und Verehrung, die uns aus schriftlichen Zeugnissen jener Tage oft rührend entgegenklingen, und das Deutschtum in der Ewigen Stadt hat durch die Anwesenheit dieses preußischen Gesandten eine nachhaltige Stärkung erfahren zu einer Zeit der schwersten nationalen Prüfungen im Vaterland.

Als die Familie Humboldt Ende November 1802 nach Rom kam, fand sie dort vor allem drei deutsche Persönlichkeiten, die sie in den landsmännischen Kreis der päpstlichen Hauptstadt einführten; die Landsmannschaft nicht nach dem engen Begriff der Staatsgrenzen aufgefaßt, sondern nach dem weitherzigen der Stammes- und Kulturgemeinschaft, der für die deutsche Kolonie Roms von jeher maßgebend gewesen ist und Schweizer, Dänen, Balten u. s. w. mit in den nationalen Verband aufnahm. Da war zunächst der Berliner Wilhelm Uhden, Archäologe und Amtsvorgänger Humboldts, der um Enthebung von dem dortigen diplomatischen Posten gebeten hatte und um Mitte Dezember die Stadt verließ, wo er ein Jahr-

zehnt lang mit der deutschen Kolonie Freud und Leid getreulich geteilt hatte; dann der Uckermärker Karl Ludwig Fernow, bereits als Kunstschriftsteller und literarischer Vermittler mit Italien bekannt, ein vertrauter Freund des verstorbenen genialen Carstens und durch Weimarer Beziehungen gleich von Anbeginn mit Humboldt nahe verbunden, dem er bis zu seinem Scheiden von Rom im August 1803 ein wertvoller, interessanter Umgang war. In Begleitung des Humboldtschen Hauslehrers F. W. Riemer, der dann Goethes literarischer Hilfsarbeiter wurde, kehrte Fernow nach Deutschland zurück, um eine Professur der Philosophie in Jena zu übernehmen, und widmete von dort im zweiten Band seiner „Römischen Studien“ den Aufsatz: „Ueber den Begriff des Kolorits“ der Gemahlin des preußischen Gesandten als einen Zoll der Dankbarkeit für die schönen Stunden, die er in ihrem häuslichen Kreise, dem Vereinigungspunkt aller gebildeten Fremden in Rom, genossen. Die dritte Persönlichkeit, die der Familie Humboldt die Ewige Stadt rasch heimisch machen half, war eine geistreiche Thüringerin, Friederike Münter, Schwester des angesehenen Theologen und Altertumsforschers, der gleichzeitig mit Goethe Italien bereiste. Mit dem reichen dänischen Bankier Brun vermählt, konnte Friederike seit 1795, teils ihrer schwankenden Gesundheit wegen, teils ihren ästhetischen Neigungen folgend, wiederholt jahrelang sorgenlos in Rom leben und den Stoff für schwärmerische Reisetagebücher sammeln, die sich am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts großer Beliebtheit erfreuten und auch von dem strengen Kritiker Humboldt geschätzt wurden, der sie noch ein Jahr vor seinem Tode einer Freundin empfahl. Da der preußische Gesandte für die ersten Wochen seines römischen Aufenthalts ein vorläufiges Unterkommen in Villa Malta unter demselben Dache mit Friederike Brun gefunden hatte, die in ihrer grenzenlosen Herzensgüte der Frau von Humboldt bald eine liebe Freundin wurde, so war der ganze deutsche Künstler- und Gelehrtenkreis, der seit Jahren die Gastfreundschaft der Brun genoß, rasch auch bei den neuen Ankömmlingen heimisch.

Gerade Friederike Brun rühmt in ihren römischen Erinnerungen den Charakter des Gesandten als eine Mischung der Gediegenheit des deutschen Gelehrten mit dem Wesen des urbansten Edel- und Weltmannes und preist die Fähigkeit Karolinens, besser als irgendeine andre deutsche Frau „einen Tempel der edelsten gastfreien Häuslichkeit“ zu eröffnen. Schon gegen Mitte Januar 1803, als Humboldts sich in der ehemals Uhdenschen Wohnung, dem Palazzo Tomati in Via Gregoriana 42, endgültig eingerichtet hatten, setzten sie zwei wöchentliche Empfänge auf Mittwoch und Sonntag fest, die Künstler aber und einige andre Deutsche zogen sie noch häufiger zu Tisch oder zur Teeplauderei zu. „Von Umgang sind wir nicht verlassen,“ schrieb gegen Ende des Monats Humboldt an Goethe, „meistenteils alle Abende versammelt sich ein Kreis von Deutschen bei uns, für die wir und die Brun eigentlich die einzige regelmäßige Gesellschaft sind.“ Diesen Verkehr im eignen Hause, der ihnen ebenso Genuß wie vornehme Pflicht war, unterbrachen sie selbst während der Sommerfrische nicht; die Villeggiaturwohnung in den Albanerbergen empfing wie das Haus am Pincioabhang regelmäßig deutsche Gäste. Dabei berührt besonders wohltuend die

schöne menschliche Vorurteilslosigkeit der Hausherren, die keinerlei engherzige Rücksicht auf Rang und Stand nahmen, Prinzen von Geblüt mit dem bescheidensten Künstler im fadenscheinigen Rock zusammen empfingen und sich nicht daran stießen, daß manche deutsche Hausfreunde mit Frauen aus römischen Handwerkerfamilien verheiratet waren. Das Streben, den Menschen nur nach seinem wirklichen Wert zu schätzen und nicht sein Privatleben nach gesellschaftlichen Hindernissen peinlich zu durchforschen, haben die Humboldts wohl am überraschendsten in ihrem Verkehr mit Thorwaldsen bekundet. Frau von Humboldt hat in ihren Briefen angedeutet, daß sie den dänischen Phidias als Opfer einer leichtfertigen Sirene betrachtete. Wer mit künstlerischen Neigungen in Rom lebte, konnte natürlich an Thorwaldsen nicht achtlos vorübergehen; daß Humboldt auf den damals noch kaum bekannten jungen Bildhauer aufmerksam wurde, dafür sorgte schon dessen Beschützerin Friederike Brun. Bereits im Januar 1803 schrieb der Gesandte von dem ausgezeichneten Werk des hochbegabten Künstlers, dem im Modell vollendeten Jason, und als diese „jüngste der Antiken“ einen Käufer gefunden hatte, dessen bare Zahlung den ferneren Verbleib Thorwaldsens in Rom sicherte, nahmen Humboldts freudig an dem Fest teil, das Friederike Brun zur Feier dieses ersten Erfolgs am 19. März auf Villa Malta gab. Ein unvergängliches Denkmal der Freundschaft, erhebt sich Thorwaldsens schöne Gestalt der Hoffnung auf dem Grab der 1829 verstorbenen Frau Karoline in Tegel, und als diese 1817 bis 1819 mit ihren Töchtern zu Besuch in dem geliebten Rom weilte, gehörte der inzwischen zu Weltruhm gelangte Künstler zu ihrem täglichen vertrauten Verkehrskreis gleichwie seine Hauswirtin, die vielgepriesene Künstlerpflegerin Witwe Buti und ihre schönen Töchter. Diese ehrenwerte, fleißig ums tägliche Brot arbeitende Bürgerfamilie wohnte mit ihrem Mietsmann Thorwaldsen im Hinterhaus des Palazzo Tomati, und so entwickelte sich seit 1803 zwischen Kindern und Eltern auf beiden Seiten eine herzliche Freundschaft, die stets ein glänzendes Zeugnis für die von jeglichem Standesdünkel freie, schöne Menschlichkeit sein wird, die im Hause Humboldt herrschte. Ebenfalls Nachbarn und Freunde zugleich waren die noch aus der Goetheschen Zeit in Rom übriggebliebenen Angelika Kauffmann und Georg Zoëga. Die deutsche „Malerin der Grazien“ sandte schon wenige Tage nach Humboldts Ankunft in Rom durch Frau Karoline Grüße nach Weimar an Goethe und die Herzogin; ihr Hausgarten grenzte an den der Villa Malta, aber zu einem so lebhaften Verkehr wie die jüngere Künstlerwelt war die „gute alte Frau“, die sehr auf ihre Gesundheit achten mußte und als strenge Katholikin viel Zeit auf ihre Devotion verwandte, nicht mehr fähig. Sehr eifrig schloß sich dagegen Thorwaldsens Landsmann und Mentor, der geistvolle Altertumsforscher Zoëga, an die neben ihm in Via Gregoriana wohnende Familie des preußischen Gesandten an. Gleich Humboldt ein Schüler des Göttingers Heyne, begegnete er sich mit jenem auf wissenschaftlichen Lieblingsgebieten; noch im letzten römischen Jahre unternahm der Gesandte mit ihm archäologische Wanderungen in der Campagna, vertraute ihm den griechischen Unterricht seiner Kinder an, und als 1809 bereits Zoëga die Augen schloß, wurde

sein ganzer literarischer Nachlaß zunächst vom Hause Humboldt in Obhut genommen.

Unter dem Stamm von deutschen Künstlern, für die von Anfang an das Haus des preußischen Gesandten ein allzeit offenes Heim und ein Stück Vorsehung, die Hausfrau selber eine mütterliche Freundin wurde, waren noch einige mit Weimarer Beziehungen. Der aus Baden stammende Landschaftsstecher Wilh. Friedr. Gmelin war ein Freund des Goethe-Meyer und Schüler von Phil. Hackert, hatte mit Karl Philipp Moritz 1787 Neapel besucht, war später mit Graf Stolberg bekannt geworden und wurde wegen seiner trefflichen Stiche nach Claude Lorrain von dem Altmeister hochgeschätzt. Mit dem Schweizer Schriftsteller Karl Viktor von Bonstetten, dem Verehrer der Brun, der ebenfalls einige Monate lang zum Humboldtschen Kreis gehörte, war er befreundet und plante gemeinsame Veröffentlichungen über die Altertümer Latiums; durch Bildung, Geist und Weltgewandtheit den meisten Kunstgenossen überlegen, machte er sich durch lebendiges Erzählertalent und Konversationsgabe in verschiedenen Sprachen gesellschaftlich unentbehrlich und zog besonders den im August 1803 verstorbenen Sohn Wilhelm von Humboldt in seinen vertrauten Umgang. Mit Schiller befreundet und gelegentlich in Briefwechsel war der seit 1789 in Rom ansässige treffliche Landschaftsmaler und Radierer Joh. Christian Reinhart, „eine treue, sichere Natur“, von Frau Karoline mit Recht sehr wert gehalten und mit ihrem Vertrauen ausgezeichnet, aber nicht minder auch von dem Gesandten als Charakter wie als Künstler geschätzt. Mit seiner Landeskenntnis stets hilfsbereit, besorgte Reinhart schon 1803 Sommerquartier für Humboldts in seinem lieben Ariccia und teilte später manchmal die Villeggiatur mit ihnen. Seine Frau, die Tochter eines römischen Schachtelmachers, mit der er sich während der Revolutionsjahre nur bürgerlich vermählt hatte, wurde von Frau von Humboldt nicht verschmäht; als Reinhart auf Reisen in Neapel war, empfing sie den Besuch seiner Frau mit dem Töchterchen Teresina und legte gern deren schriftliche Grüße an den fernen Gemahl ihrem eignen Briefe bei. Dann war da ein Zuhörer Schillers, der in Jena Theologie studiert hatte und dann zur Malerei übergegangen war, der Livländer Karl Graß. Frau von Humboldt hatte seine Bekanntschaft in Paris gemacht und in Rom erneuert, wo er seit Herbst 1802 lebte; sie fand ihn als einen „gar guten Menschen, der sich noch zu seinem Vorteil verändert“ hatte, wieder und zog ihn als nützliches Element in ihren Kreis, da er sich als Dichter versuchte und als Mitarbeiter des Cottaschen Morgenblattes literarisch tätig war. Daß Graß nachher eine römische Schneiderswitib heiratete, störte die Teilnahme der Frau von Humboldt für ihn keineswegs, und noch von Berlin aus, 1814, erkundigte sie sich angelegentlich nach seinem Ergehen, als das Gerücht von seinem plötzlichen Tod sich verbreitet hatte. Künstler und Dichter zugleich war auch Heinrich Keller aus Zürich, der in Rom eine schöne Sattlerstochter geheiratet hatte; seit 1794 dort mit dem Goethe-Meyer und mit Uhden befreundet, ein gern gesehener Gast der Brun, trat er rasch auch den Humboldts nahe, die ihm als „unserm treuesten und ergebensten Bekannten“ im Sommer 1803 zeit-

weise die Aufsicht über ihre Kinder anvertrauten. Seit 1804 durch einen Beinbruch an der ferneren Ausübung der Bildhauerei gehindert, in der er mit seiner Venus in der Muschel, der Schimäre u. s. w. schon Vielversprechendes geleistet hatte, teilte er dann seine Tätigkeit zwischen der Lieferung von Carraramarmor und literarischen Arbeiten. Noch ist ein Landsmann Thorwaldsens unter den nächsten Vertrauten des Hauses in Via Gregoriana zu nennen, der Historienmaler Joh. Ludw. Lund aus Kiel, von dem Frau Karoline, als sie ihn 1817 in Rom wiedertraf, das schöne Wort schrieb: „Seine immer gleiche treue Freundschaft ist wie ein fester Punkt im Leben." Zwei schwäbische Maler weilten in Rom, als Humboldts sich dort niederließen: Phil. Friedr. Hetsch und Gottl. Schick. Der erstere, schon von 1796 her mit der Brun bekannt, war auch Gast im Palazzo Tomati bis zu seiner Heimkehr im Mai 1803, der andre wurde dort bis zur Uebersiedlung der Frau von Humboldt nach Wien wie ein Kind des Hauses gehalten und mit Beweisen der Güte überhäuft. Schicks Briefe an seine Angehörigen sind voll von dankbaren Zeugnissen für die Liebe und die Förderung, die ihm dort zuteil geworden. Wie fühlte es der Stuttgarter Bürgerssohn, der im Palazzo Tomati mit einer ganzen Reihe von deutschen Fürsten und andern vornehmen Herrschaften bekannt wurde, daß die geistig überragenden Gastgeber keinerlei jämmerliche Standesunterscheidungen machten; wie wohl tat es ihm, daß er wie ein Familienglied behandelt wurde und Schelte bekam, wenn er einen Abend vergehen ließ, ohne zum Tee zu erscheinen! Im Sommer 1803 half er getreulich bei den kranken Kindern wachen, und als er später selbst einmal daniederlag, versorgte Frau von Humboldt ihn aus ihrer eignen Küche. Auch an künstlerischen Aufträgen und sonstiger Unterstützung in seiner Laufbahn ließ es der preußische Gesandte dem jungen Schwaben nicht fehlen. Zu Schicks besten Werken gehören die Bildnisse der Humboldtschen Familie; als der Maler 1805 wegen der Ausstellung seines „Opfers Noahs" Schwierigkeiten hatte, weil ein geistlicher Zensor an einem nackten Mädchenbusen Anstoß nahm, half der Gesandte sie überwinden, und als Schick später in Gefahr kam, die Kerker der Engelsburg kennen zu lernen, weil sein Karikaturentalent sich gar an den Machthabern des Kirchenstaats versucht hatte, da waren es wieder Humboldts, die ihn beschützten, obschon Frau Karoline selber wußte, daß auch sie von dem satirischen Stift ihres Schützlings nicht verschont worden war. Ein einziger unter den Altangesessenen des deutschrömischen Künstlerkreises wurde im Hause Humboldt nicht heimisch, aber nicht weil die Hausherren ihn hätten fernhalten wollen, sondern nur weil seine eigne knorrige Bauernnatur sich in den höheren Ton der Geselligkeit nicht finden konnte. Es war der geniale Tiroler Jos. Anton Koch, der trotz seiner reichen Begabung mit der Not kämpfte, weil er es nicht verstand, sich an den Markt zu bringen. Rehfues und andre Freunde wollten ihm gegen seinen Willen helfen, schafften ihm einen etwas anständigeren Rock an und führten ihn im Palazzo Tomati ein; aber es blieb bei dem einmaligen Versuch, denn der urwüchsige Koch fühlte sich weder in dem neuen Anzug noch in dem gesellschaftlichen Zwang wohl und mochte

seiner künstlerischen Laufbahn dies Opfer persönlichen Behagens nicht nochmals bringen.

Die Eigenart der Fremdenstadt Rom bringt es mit sich, daß die Menschen auf diesem Schauplatz rasch wechseln. Zu dem Stamm von Humboldtschen Hausfreunden gesellten sich daher, bald für kürzere, bald für längere Fristen, immer neue Erscheinungen, und die Berührung mit den verschiedenartigsten bedeutenden Persönlichkeiten war einer der wichtigsten Vorteile, den die Gäste des Palazzo Tomati genossen. So traf man 1803 bis 1804 dort häufig den Bruder der Königin Luise, Prinz Georg Friedrich von Mecklenburg, im Frühling 1803 den Fürsten Ludwig Friedrich von Schwarzburg-Rudolstadt mit seiner Gemahlin, im Frühjahr 1805 den Kronprinzen, späteren König Ludwig I., von Bayern, der damals zum erstenmal unter Führung des „Maler Müller“ seiner Schwärmerei für die Kunstschätze der Ewigen Stadt Genüge tun konnte. Um dieselbe Zeit erschien Prinz Friedrich von Sachsen-Gotha, der dann jahrelang in Rom ein Mäzenatenleben führte und mit Humboldts in regem Verkehr stand, denen er bei Gustavs Taufe Patendienst leistete. Einen bedeutsamen Zuwachs erhielt der deutsche Kreis in Via Gregoriana schon im Sommer 1803 durch den jungen Arzt Dr. Kohlrausch, der während der schweren Prüfung der nächsten Monate der Familie Humboldt treulich beistand und sich dadurch eine große Praxis in der römischen Fremdenkolonie gründete. Der preußische Gesandte hielt viel auf seinen Hausarzt und begünstigte später dessen ehrenvolle Laufbahn im Armee- und Staatsdienst; die Lästermäuler, an denen es in der deutschen Kolonie Roms zu keiner Zeit gefehlt hat, gaben Kohlrausch wegen der vielen Patienten, die er unter den grünen Rasen bei der Cestiuspyramide gebettet hatte, den Spottnamen des Pyramidendoktors. 1804 kamen an den Tiber Phil. Jos. Rehfues, der spätere Kurator der Universität Bonn, an dessen literarischen Jugendbestrebungen Humboldt freundlichen Anteil nahm, und der Lustspieldichter Aug. von Kotzebue, der seine flüchtigen italienischen Reiseeindrücke im folgenden Jahre drucken ließ; der Gesandte nahm Gelegenheit, diesen an den gerade in Neapel weilenden Rehfues weiterzuempfehlen, der später durch Kotzebues Reiseschrift grimmigen Künstlerstreit in Rom zu schlichten bekam. Poeten verschiedener Art trafen zwischen 1804 und 1807 im Humboldtschen Salon mit den Deutschrömern zusammen: der lehrhafte Tiedge, der Dichter der Urania, der in Begleitung der ebenfalls poetisch tätigen Elise von der Recke Italien bereiste, dann die Romantiker Aug. Wilh. von Schlegel, der mit Frau von Staël, und Ludwig Tieck, der mit seiner Schwester Sophie Bernhardi und seinem Bruder Friedrich, dem Bildhauer, einige Zeit in Rom lebte. Auch vornehme Kunstfreunde und Sammler erschienen dort, wie der württembergische Freiherr Emich von Uexküll-Gyllenband, begleitet von dem jungen Landschaftsmaler Jakob Linkh, und der Kunstforscher Karl von Rumohr, der mit den beiden Malern Riepenhausen und dem Dichter Tieck die erste Romreise machte. Noch im Alter hat Rumohr, dessen Wirken mit den deutschen Kunststudien in Italien so enge verwachsen ist, seines ersten Aufenthalts am Tiber mit den interessanten Abenden im Humboldtschen Hause, wo alle anwesenden Deutschen Zutritt

hatten, gerne dankbar gedacht. Im Sommer 1805 sandte auch die Naturwissenschaft gewaltige Vertreter in den Salon des Palazzo Tomati: Alexander von Humboldt kam mit den frischen Eindrücken und Früchten seiner amerikanischen Reise, mit ihm der Chemiker Gay-Lussac und der Geologe Leop. von Buch. Sonst überwogen natürlich unter den Gelehrten dieses Kreises die Altertumsforscher. Im September traf der um die Erforschung der Papyrusrollen verdiente spätere Gymnasialdirektor in Hildburghausen Friedr. Sickler ein, der ein Jahr lang die Humboldtschen Kinder unterrichtete und danach noch bis 1811 eine vielseitige literarische Tätigkeit in Rom entfaltete, zum Teil im Verein mit dem treuen Hausfreund Reinhart; sein Nachfolger als Hauslehrer beim preußischen Gesandten wurde Ende 1806 der hessische Gymnasiallehrer Friedr. Gottl. Welcker, der mit Humboldt eine Freundschaft fürs Leben schloß und im Verkehr mit Zoega den Grund zu seiner Größe als Archäologe legte.[1]) Unter den Künstlern fehlten die Musiker nicht; der Violinist Hausmann aus Hannover, „dessen Geige den Gesang gelernt hat“, entzückte die Gäste des Palazzo Tomati durch sein Spiel, die Sängerin Charlotte Häser feierte 1808 ihre ersten römischen Triumphe und wurde eine Freundin des Humboldtschen Hauses, in dem die Kapellmeister Crelius und Küster in demselben Jahre den Musikunterricht der Kinder übernahmen.

Am stärksten waren aber immer die bildenden Künste vertreten. Zu den schon genannten Künstlern kam im Frühling 1804 der Maler und Bildhauer Joh. Martin Wagner aus Würzburg, der Schöpfer des Walhallafrieses und Hausverwalter König Ludwigs auf Villa Malta; Humboldt ließ sich von ihm im Zeichnen anleiten. Der 1812 in Rom verstorbene Geschichtsmaler Friedr. Cramer kam als holländischer Pensionär und wurde zeitweilig Hausgenosse in Casa Buti, dem künstlerbevölkerten Hinterhaus, und mit ihm der große deutsche Bildhauer Christian Rauch seit Januar 1805, der sich eng an Thorwaldsen anschloß und als Zeichenlehrer der Humboldtschen Kinder bald ein vertrauter Freund wurde. Er bewahrte das Haus, wenn die Familie in die Sommerfrische reiste, begleitete Frau Karoline wiederholt auf Reisen und durfte sich gleicher mütterlicher Fürsorge wie Schick erfreuen; am 2. Januar 1809 gab sie ihm in Via Gregoriana ein frohes Geburtstagsfest, bezahlte ihm als Angebinde seine kleinen Schulden und lud die ganze deutschnordische Künstlergesellschaft dazu ein. Die romantischen Malerbrüder Riepenhausen waren auch an diesem Abend die Lustigmacher des Freundeskreises und ergötzten denselben mit ihren komischen Vorträgen, Ferdinand Jagemann aus Weimar, der Maler des berühmten Goethebildnisses, blies das Waldhorn, Zacharias Werner, der Dichter des „Vierundzwanzigsten Februar“, deklamierte und sang. Thorwaldsen war unter den Gästen, dazu seine Landsleute Koës, Bröndstedt und der Historienmaler Joh. Georg Wahl, Schick natürlich und Cramer, auch der seit Dezember 1808 in Rom weilende Arzt Christian Schlosser

[1]) Die nordischen Altertumsforscher Bröndstedt, Koës und Akerblad kamen erst 1809, als Wilhelm von Humboldt schon nach Deutschland zurückgekehrt war, seine Gattin aber noch ihren Salon in Via Gregoriana hielt.

aus Frankfurt. Um diese Zeit hatte sich der Kreis noch durch den Göttinger Landschaftsmaler Joh. Christian Eberlein, durch August Kestner, den Sohn von Goethes Lotte, die Brüder Alexander und Gustav von Rennenkampf und den dänischen Dichter Oehlenschläger vermehrt. Rauch, der treue Hausgenosse, vollendete im Sommer 1810 in Rom seine große Büste der Königin Luise und erhielt darauf durch Humboldts Fürsprache den Auftrag für das herrliche Grabdenkmal in Charlottenburg, das 1814 aus seiner römischen Werkstatt vollendet hervorging.

Als Wilhelm von Humboldt am 14. Oktober 1808 Rom verließ, hegte er die sichere Hoffnung, wiederzukehren und dereinst an der Cestiuspyramide zu ruhen. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, aber sein römisches Leben wirkte lange nach, und der von ihm und den Seinen dort ausgestreute Samen ging zu einer schönen Blüte auf. Wie Goethe zwanzig Jahre früher, so hat auch er dem deutschen Kreis daselbst ein reiches Geschenk hinterlassen, er hat mannigfaltige Anregungen gegeben und der deutschen Kolonie eine nationale Festigung gewährt; die Humboldtsche Tradition ist in der Ewigen Stadt lange lebendig geblieben, und auch die persönlichen Beziehungen erloschen nicht. Der zweijährige Besuch der Frau Karoline in Rom zur Zeit des Gesandten Niebuhr ist ein glänzendes Zeugnis dafür, ebenso wie die andauernde Fürsorge ihres Gemahls für die dortige Entwicklung der deutschen Kunst und für die geistigen Bedürfnisse des Deutschtums in Rom. An der Gründung der deutschen Bibliothek und ihrer Bereicherung hat Humboldt sich noch bis in seine letzten Lebensjahre eifrig und freigebig beteiligt; die Bücherei, die heute im Palazzo Serlupi vom Deutschen Künstlerverein bewahrt wird, enthält manchen rührenden Zeugen dieser Teilnahme, zahlreiche Klassikerausgaben, seine 1806 gedichtete Elegie „Rom", von Gabriele von Bülow geschenkt, und gar ein lateinisches Uebungsbuch, das seinen Söhnen gedient hatte. Sie reden heute noch zu den Deutschen Roms eindringlich von einem Manne, der auf den geistigen Höhen seiner Zeit wandelte, der seinen diplomatischen Beruf mit menschlicher Größe erfaßte und mit nationaler Liebe übte. Wilhelm von Humboldt wird der deutschen Diplomatie immer als ein schwer zu erreichendes Vorbild voranleuchten; er verlangte mehr von einem Vertreter des Deutschtums im Ausland als höfische Repräsentation, bureaukratisches Inordnunghalten seiner Akten und trockene Berichte an die Regierung, er wollte ein Deutscher mit den Deutschen im fernen Lande sein, der Erste unter ihnen in Erfüllung vaterländischer Pflicht, ihr liebevoller Beschützer und tätiger Mitarbeiter in der nationalen Stammes- und Kulturgemeinschaft, und so hat er sein Haus in Via Gregoriana zur wahren Heimat der Deutschen in Rom gemacht.

Berichte aus allen Wissenschaften

Entwicklungsgeschichte [1])

Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten

Das vorliegende Buch von Arrhenius, dessen Schriften uns schon rühmlichst bekannt sind, ist ein Werk allerersten Ranges, wobei insbesondere die Klarheit der Darstellung (ohne der Wissenschaftlichkeit Abbruch zu tun), welche noch durch treffliche Abbildungen unterstützt wird, und der Reichtum an neuen Gedanken, welche unser Interesse in höchstem Maße in Anspruch nehmen, bemerkenswert sind, so daß es der deutschen und ausländischen Lesewelt auf das angelegentlichste empfohlen werden kann.

Aus dem sehr reichhaltigen Material, welches uns der Verfasser bietet, müssen wir uns darauf beschränken, nur einige wichtige Gedanken hervorzuheben, und dabei dem Leser überlassen, das Ganze durchzulesen, um so mehr, als ihm hierdurch ein hoher Genuß bereitet wird.

In den ersten Kapiteln beschäftigt sich der Verfasser mit den ältesten Sagen der Völker über die Entstehung der Welt. Im grauen Altertum lebten die Menschen zunächst in kleinen Stämmen, wobei die Erfahrungen der einzelnen von der ihn umgebenden Natur nur weniges gewinnen konnte. Nur die klügsten unter ihnen, und das waren hauptsächlich die „Medizinmänner“, wußten dieselben auszunutzen, um die Führung der andern Stämme zu übernehmen. So ging die Erweiterung dieses Wissensschatzes nur langsam vorwärts, bis die Einzelstämme sich zu Staaten zusammenschlossen und durch die großen Priesterkasten diejenigen erzogen wurden, welche in ihren Kreis eintraten. Indessen nur ein Teil der Priesterweisheit wurde Gemeingut, so daß diese nur nach und nach unter den Laien Verbreitung finden konnte, wenn auch nur unter den allerreichsten Kreisen.

Unter den niedrigsten Naturvölkern besitzen wir so gut wie keine Sagen von der Weltentstehung. Gewöhnlich wird die Urmaterie, unter welcher meistens das Wasser verstanden wird, für älter als der Weltschöpfer gehalten. Dort, wo der Kampf ums Dasein gering war, kam man schon frühzeitig auf die Frage nach dem Ursprung der Erde und der außerhalb der Erde befindlichen Dinge. Dabei nahm man gewöhnlich ein Wesen an, welches irgendein Material zur Herausstaltung der Welt zur Verfügung hatte. Die Ansicht, daß die Welt aus *nichts* entstanden sei, finden wir hauptsächlich nur bei den indischen Philosophen wieder und widerspricht auch unsern Ansichten über die Unveränderlichkeit der Materie.

In dem Rigweda, X. Buch, 129. Hymnus, lesen wir:

„Ein Dunkel war da, gehüllt im Dunkel,
Ein formlos Wasser war die weite Welt,
Die Welt des leeren Nichts versteckt in Leere;
Doch Leben zeugte eine Glut im Innern.“

Oft ist man zu der Vorstellung gekommen, daß ein oder mehrere Eier die Hauptrolle bei der Weltentstehung spielten, so in den Legenden der Japaner, aus Indien, China, Polynesien, Finnland, Aegypten und Phönizien. Am bekanntesten ist wohl die finnische Sage, die wir nach Arrhenius hier wiedergeben:

Nach dieser Sage schwebte die keusche Tochter der Natur, Ilmatar, im blauen Raum umher und ließ sich zeitweise auf die Meereswogen nieder. Nach siebenhundert Jahren

---

[1]) Svante Arrhenius, Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten. Leipzig 1908, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. M. 5.—.

kommt eine Wildente, einen Platz zur Bereitung ihres Nestes aufsuchend. Ilmatar hebt ihr Knie aus dem Wasser, und die Wildente legt darauf sechs goldene Eier und ein siebentes eisernes. Nachdem sie zwei Tage darauf gebrütet hat, stürzen die Eier bei einer Bewegung Ilmatars in die Tiefe, wurden aber nicht zertrümmert. Aus den Eiern nahmen Erde und Himmel ihren Ursprung, erstere aus dem unteren Teile, letzterer aus dem oberen Teile; Ilmatar entstieg dem Meere, schuf Inseln, Berge und Hügel und gebar den weisen Sänger Wäi nam-Oeinen. Dieser ruft den Gott des Ackerbaues Pellerovinen an, die Erde mit Pflanzen zu schmücken. Dieser streut seine Saat über die Felder aus, welche sich mit lebhaftem Grün und auch mit Bäumen bedecken.

Von hervorragender Bedeutung sind die Sündflutsagen, von denen die in der Bibel beschriebene wohl die bekannteste ist. Von diesen Sagen, von denen Riem 68 zusammenstellte, kommen nur 4 auf Europa (griechische Sage, Deukalion und Pyrrha, die Erzählung in der Edda, die Litauer Sage und der Wogulen im nordöstlichen Rußland), 5 auf Afrika, 13 auf Asien, 9 auf Australien und Polynesien und 37 auf Nord- und Südamerika. Dabei wird die Ursache der Sündfluten sehr verschieden angegeben: Schnee- und Eisschmelze, Schneefall, Regen, Einsturz des Himmels u. dgl.

Die Wurzeln unsrer modernen Zivilisation sind im alten Chaldäa und Aegypten zu suchen. Als es weder Himmel noch Erde gab, so heißt es in der chaldäischen Legende, gab es nur Apsu, den Ozean, und Tiamat (Chaos, die Allmutter). Chaos und Ozean vermischten sich, und hieraus entsproß nach und nach das Leben. Auch die Götter mit zahlreicher Nachkommenschaft entstanden, unter ihnen Marduk, Sohn des Weisheitsgottes Ea, welcher die Tiamat tötete, und teilte den Körper in zwei Teile, hing die eine Hälfte in die Höhe, daraus wurde der Himmel, die andre Hälfte legte er unter seine Füße, das wurde die Erde, so machte er die Welt, wie die Menschen diese seitdem kennen. — Im Weltmeer erhebt sich die Erde in der Mitte als hoher Berg mit schneebedecktem Gipfel, aus dem der Euphrat entspringt. Ringsum ist die Erde von einer hohen Mauer umgürtet, darüber ruht das Himmelsgewölbe von hartem Metall, bei Tage im Glanze der Sonne, bei Nacht einer dunkelblauen, mit Sternen besäten Glocke gleichend. Ein halbkreisförmiges Tor befindet sich im Norden, mit zwei Oeffnungen, im Westen und Osten. Am Morgen kam die Sonne aus der östlichen Oeffnung, stieg immer höher über den südlichen Himmel, um dann zur westlichen Oeffnung niederzusinken. Während der Nacht glitt die Sonne durch das Rohr und begann am Morgen aufs neue ihre Bahn. Diese chaldäische Weltbausage ist auch insofern von Bedeutung, als sie zuerst auf die Juden, dann aber auch auf die Christen überging. Das Jahr wurde von Marduk in 12 Monate zu je 3 Dekaden eingeteilt, umfaßte also 360 Tage, wobei alle 6 Jahre noch einen Schaltmonat erhielten, also durchschnittlich 365 Tage. Da die Chaldäer sehr viel von dem Wechsel der Jahreszeiten abhängig waren, legten sie großes Gewicht auf die Zeitrechnung. Dabei wurde aber nicht der Umlauf des Mondes, sondern derjenige der Sonne zugrunde gelegt, indessen fand man bald, daß die Stellung der Sterne zur Bestimmung der Jahreszeit von höchster Bedeutung war, und so kam man zu der gewiß schädlichen und hemmenden Ansicht, daß die Sterne die organische Welt, insbesondere die Geschicke der Menschen beherrschen, ein Glaube, der bis in den Anfang unsrer hellen Zeit angedauert hat. So hatten die chaldäischen Priester eine ausgebildete Astrologie.

Sehr wenig entwickelt sind die Ansichten der klassischen Völker über den Weltursprung. Nach Hesiod begann alles mit dem Chaos. Die Menschen wurden von den Göttern erschaffen, anfangs gut, vollkommen und glücklich, nachher verkommen.

Die griechischen Vorstellungen wurden von den Römern übernommen, entwickelten sich aber hier nicht weiter. Hervorzuheben ist die ausgezeichnete Darstellung von Ovid in den Metamorphosen, welche ja allgemein bekannt sind, so daß hier von einer Wiedergabe abgesehen werden kann.

Etwa 1400 v. Chr. versuchte Amenhotep die alte ägyptische Religion zu ändern,

indem er nur einen Gott annahm, nämlich die Sonne, hatte aber keinen Erfolg, indem die herrschsüchtige Priesterschaft gegen ihn war. Folgende schöne Hymne an die Sonne möge hier eine Stelle finden:

„Hymne an die Sonne.

Anbetung dir, o Re, beim Aufgang, Atum beim Untergang!
Du gehst auf, du gehst auf, du strahlest, du strahlest
Mit leuchtender Krone, du König der Götter,
Des Himmels, der Erde Herr bist du.
Du bist der, der die Sonne da oben, die Menschen hier unten schuf,
Du bist der einzige Gott, der war schon zu Anfang.
Länder ließest du werden und Völker hast du geschaffen,
Du hast die Wasser der Feste, hast den Nil uns erschaffen,
Alle Gewässer hast du geschenkt und Leben dem, was darin ist.
Du warst der, der Berge, Ketten verband und Menschen und Erde ließ werden."

Hieran erinnern die Anschauungen von Zarathustra (etwa 1200 v. Chr.).

Trefflich ausgebreitet ist die alte skandinavische Schöpfungssage. Hiernach hat die Welt, in der wir leben, Anfang und Ende.

„Am frühen Morgen
Gab's nicht Land, nicht See,
Nicht kühle Wellen
Und Himmel nicht darüber."

Den Raum gab es, am Nordende die Kältequelle mit ihren frostigen Nebeln, am Südende die Wärmequelle, inmitten die Weisheitsquelle. Von ersterer und letzterer strömen Wogen aus, durch deren Vermischung die Grundstoffe, später auch die Götter und Riesen entsprossen. Zwischen beiden Quellen liegt die bewohnte Welt. Das Ende der Welt wird gekennzeichnet sein durch das Erlöschen der Sonne, durch Spaltung des Himmelsgewölbes und durch das Bersten der Berge. Aber dann wird eine neue Erde sich bilden, und glückliches Leben wird wieder die Erde erfüllen.

Nähern wir uns jetzt der historischen Zeit, so ist vor allem die Bestimmung der Zeit von der größten Bedeutung, die den ältesten Völkern völlig fehlte. Nach Festlegung der Wohnsitze suchte man im Interesse der Feldarbeiten die Wechsel der Jahreszeiten und die Länge des Jahres festzulegen. Wir haben schon oben darüber berichtet. Die Sonne, wenn sie im Jahreslaufe durch den Tierkreis wandert, schreitet täglich um nahezu 1 Grad weiter, weshalb die Chaldäer den Kreis in 360 Grade einteilten, auch an der Stellung des Mondes fand man ebenfalls auffallende Regelmäßigkeiten. Ebenso wichtig war die Voraussage der Sonnen- und Mondfinsternisse, wodurch richtige Vorstellungen über die Form der Erde, ihre Beziehungen zu Sonne und Mond klargelegt wurden.

So sehr auch die ägyptischen Sternkundigen in hohem Ansehen standen, so wurde die Wissenschaft doch niemals Eigentum des ganzen Volkes. Unter den Griechen (650 bis 640 v. Chr.) sagte Thales von Milet eine Sonnenfinsternis voraus. Sein Schüler Anaximander lehrte, daß eine unendliche Anzahl von Weltkörpern sich aus einer unendlich ausgedehnten Mischung der Elemente herausgebildet hatte. Bei Pythagoras (560—490 v. Chr.) finden wir einen starken Anklang an die ägyptische Gelehrsamkeit. Nach ihm können alle Verhältnisse durch Zahlen (Harmonie) ausgedrückt werden, die Welt bildet eine Kugel mit einem Zentralfeuer in der Mitte, um welches sich Erde, Mond, Sonne und Planeten bewegten; die Erde ist rund und umkreist in einem Tage das Zentralfeuer, während der Mond seine Bahn in einem Monat, die Sonne in einem Jahre beschreibt. Auch den Fixsternhimmel sahen sie als hohle Kugel an, die sich ebenfalls um das Zentralfeuer bewegt. Heraklit aus Ephesos lehrte (etwa 500 v. Chr.), daß nichts vollkommen unveränderlich sei, der Sizilianer Empedokles (zirka 450 v. Chr.), daß eine Schöpfung oder Entstehen aus nichts unmöglich sei.

Die großen Gelehrten Anaxagoras, Sokrates, Aristoteles, Diagoras, Protagoras wurden wegen ihrer Ansichten von den Athenern auf das schlimmste verfolgt. Eratosthenes fand aus Sonnenhöhenbestimmungen den Abstand der Wendekreise zu $^{11}/_{83}$ des Erdumfanges (etwas mehr als 1 % zu hoch), den Breitenunterschied zwischen Syene und Alexandria zu 750 des Erdumfanges (etwa 15 % zu niedrig), den Erdumfang zu 250000 Stadien (24000 Kilometern), während diesen Aristoteles zu 400000, Archimedes zu 300000 Stadien schätzte.

Aristarchos (geb. etwa 270 v. Chr.) nahm an, daß die Fixsterne und die Sonne stille stehen, die Erde sich in einem Kreise um die Sonne, die im Mittelpunkt der Erdbahn steht, bewegt, die Mondentfernung gibt er auf 59 Erdradien, den Sonnenabstand auf 134666000 Kilometer an. Aristarchos hat also zirka 2000 Jahre vor Kopernikus das richtige System begründet. Allein seine Ideen gingen verloren, da das richtige Verständnis seiner Zeitgenossen fehlte. Dagegen lehrte Ptolemäus, der durch sein Almagest (etwa 130 n. Chr.) die allein herrschende Autorität auf astronomischem Gebiete war, daß die Erde in der Mitte des Sonnensystems sich befinde und daß die Planeten und die Sonne rund um dieselbe in epizyklischen Bahnen sich bewegten.

Die römische Weltherrschaft mit ihrem vielfachen Aberglauben und ihren mannigfachen Verrohungen wirkte nicht vorteilhaft auf die Entwicklung der Wissenschaften. Zur Kaiserzeit erlosch das wissenschaftliche Interesse fast gänzlich. Von den wenigen hervorragenden Gelehrten des Mittelalters mögen insbesondere Roger Baco und Leonardo da Vinci genannt sein. Letzterer gab wundervolle theoretische Untersuchungen über Hydrostatik, Statik, Aerostatik, Perspektive, Wellen- und Farbenlehre. Dabei war er noch ein sehr bedeutender Maler und Bildhauer, dann noch Festungsbaumeister und schöngeistiger Schriftsteller.

Kopernikus (1473—1543), geboren zu Thorn, Kanonikus in Frauenburg, wurde durch das Studium der Berichte des Alexandriners Ptolemäus sowie durch eigne Beobachtungen veranlaßt, sein System als Hypothese aufzustellen, eine Schrift, die in seinem Todesjahre erschien.

1546 wurde Tycho Brahe geboren, welcher sich von Jugend auf eifrigst dem Studium der Astronomie widmete; aber Tycho versetzte die Erde wieder in den Mittelpunkt unsers Planetensystems, hauptsächlich deshalb, weil die Erde von gröberem Stoffe sei als die Sterne und Planeten.

Erst Kepler (1571—1630) war es vorbehalten, unserm Planetensystem eine feste Grundlage zu geben. Er bewies, daß die Planeten sich in Ellipsen um die Sonne bewegen, und bestimmte die Gesetze des Zusammenhanges ihrer Geschwindigkeit mit ihrer Entfernung von der Sonne. Dieser bedeutende Fortschritt seit Aristarchos wurde noch befestigt durch die Entdeckungen des großen Galilei (1564—1642), welcher durch das neu erfundene Fernrohr den Jupiter und seine vier größten Monde entdeckte, die mit um so größerer Geschwindigkeit den Planeten umkreisen, je näher sie ihm liegen. Auch beobachtete er die Aenderungen des Aussehens des Saturns (wegen der Ringe), die Sichelform der Venus, die Bewegung der Sonne um ihre Achse (Sonnenflecken), alles Entdeckungen, die mit den aristotelischen Lehren in Widerspruch standen.

Der Verfasser geht nun über auf die Forschungen der neueren Gelehrten und bespricht die Ansichten von Descartes, Leibniz, Swedenborg, Kant, Laplace, Bradley, Herschel, Kapteyn, Bessel, Maxwell, Mayer, Helmholtz, Ritter, Spencer, Spinoza u. a. Auf ihre Wiedergabe können wir hier verzichten, weil sie alle bekannt oder doch leicht zugänglich sind.

Alles in allem, das vorliegende Buch bietet eine große Menge interessanten und originellen Materials, auf welche wir nicht unterlassen die Leser aufmerksam zu machen: diese werden darin eine Fülle von Anregungen und reichen Genuß finden.

Geh. Regierungsrat Professor Dr. van Bebber.

Philologie

Homer als Satiriker und Humorist

Die Verherrlichung des Altertums hat seit langer Zeit einen Nimbus der Ehrfurcht um die beiden homerischen Epen gebreitet, so daß sie als Denkmal der alten Religion der Griechen und der Sitten ihres heroischen Zeitalters betrachtet und der Jugend als unvergleichliches Bildungsmittel in die Hand gegeben worden sind. Ein kritisches Auge dürfte diesem Urteil schwerlich beipflichten und der Ilias vielmehr einen satirischen, der Odyssee in der Hauptsache einen humoristischen Charakter beimessen, was durch die Ansichten neuerer Forscher, wie besonders Paleys, der ihre Entstehung nicht in die sagenhafte Zeit Lykurgs, sondern in die perikleische setzt, nur bestärkt werden kann.

Die Götterwelt wird in der Ilias dem Spotte der Hörer preisgegeben, nicht anders, als dies von Lucian, der im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt lebte, geschieht. Zeus und Hera sind fast stets im Streit; Zeus wirft seiner Gattin vor, daß sie immer hinter ihm her spioniere und heimlich gegen ihn handle; er selbst tut dies aber ebenso gegen sie, um ihrem Widerspruch zu entgehen. Einmal sagt er ihr, sie möchte wohl am liebsten Priamos, seine Söhne und alle Trojaner roh verschlingen; einmal droht er, sie zu geißeln. Als Herrscher ist er ziemlich sorglos; als Thetis zu ihm eilt, um ihn zu bitten, für ihren Sohn Achilleus einzutreten, weilt er zwölf Tage bei den Aethiopern, um ihre Opfer einzunehmen; als er einmal auf den Kampf vor Troja nicht achtgibt, benutzt das Poseidon, um die Achäer zum Kampfe anzuspornen und den beiden Aias Gelenkigkeit zu verleihen. Der Verhöhnung des Herrscherpaars der Olympier setzt der vierzehnte Gesang die Krone auf. Hera verschafft sich durch eine Lüge von Aphrodite den Gürtel des Liebreizes und die Hilfe des Schlafgottes durch das Versprechen einer schönen Nymphe, gewinnt, mit dem Gürtel angetan, Zeus zu einem Schäferstündchen, wobei dieser ihr, unerhörterweise für einen Ehegatten, alle seine unerlaubten Liebschaften aufzählt, um ihr zu versichern, daß sie schöner und reizender sei als alle jene; sie benutzt dann den Schlaf des Zeus, um in die Schlachthaufen der Achäer Ordnung zu bringen, so daß sie Hektor zurückdrängen können. Einmal droht Zeus, alle Götter samt Erde und Meer an einer Kette in die Höhe zu ziehen und aufzuhängen. Sie müssen ihm freilich schließlich alle gehorchen, wenn er seinen festen Willen ausgesprochen hat; aber den Versuch, gegen ihn zu handeln, macht selbst sein liebes Töchterchen Pallas Athene; als sie einmal mit Hera im Streitwagen herunterfahren will, um den Achäern zu helfen, läßt Zeus sie durch Iris am Himmelstor zurückholen. Einmal setzt sich Zeus, den andern Göttern trotzend, auf den Ida, der Zurückdrängung der Achäer zuzuschauen; ein andermal erlaubt er den Göttern, der Partei, die sie begünstigen, beizustehen, setzt sich auf den Ida und lacht sich ins Fäustchen, wie sie aufeinander losgehen. Daß die Götter in Parteien gespalten sind, das kann man ja gemäß der griechischen mythischen Anschauung hinnehmen; aber die Art, wie sie miteinander kämpfen, ist mit Ehrfurcht vor ihnen nicht verträglich und oft lächerlich. Pallas Athene warnt den Diomedes, mit den Göttern zu kämpfen, nur Aphrodite erlaubt sie ihm zu verwunden. Er tut dies, worauf sie kläglich schreit; Iris trägt sie aus dem Schlachtgetümmel, und Ares führt sie auf ihre Bitte in den Olymp. Auch auf diesen lenkt Pallas Athene die Lanze des Diomedes, daß dieser, in die Weiche getroffen, laut brüllt, wie 10000 Mann, und zu Zeus flüchtet, der ihm seine Abneigung nicht verhehlt, aber ihn heilen läßt. Der Artemis entreißt Hera unter Schmähungen die Pfeile, die sie auf die Achäer schießen will, und gibt ihr mit ihnen Ohrfeigen, worauf sie jammernd zu Zeus in den Olymp flieht. Ares sticht einmal auf Pallas Athene, die ihn aber mit einem Feldstein zu Boden wirft, so daß er sieben Hufen bedeckt, worauf sie ihn verspottet. Die Götter sind in der Ilias nicht Schützer, Hüter und Rächer des Guten, sondern verfolgen ihre einseitigen Zwecke rücksichtslos. Zeus belügt und täuscht den Agamemnon durch den Traumgott, um ihn zu einem voraussichtlich ungünstigen Angriff auf

die Trojaner zu bewegen; aber auch der Lykier Asios zeiht den höchsten Gott der Täuschung, als die Trojaner nicht sogleich, wie sie nach den göttlichen Zeichen gehofft haben, die Schutzmauer der Achäer erstürmen können. Den Göttern gibt Priamos die Schuld, daß Helena ihrem ersten Gatten untreu geworden ist, und Paris begründet seine Weigerung, sie an Menelaos zurückzugeben, damit, daß man die Geschenke der Götter nicht von sich stoßen dürfe. Aphrodite entführt Paris aus dem Zweikampf mit Menelaos nach dem Bett der Helena, und als diese, über die Rückkehr des Paris empört, Aphrodite schmäht, wird sie von der Göttin hart zurechtgewiesen. Es geschieht auf Beschluß der obersten Götter, daß die Trojaner den Bund mit den Achäern brechen und Pandaros den Menelaos mit einem Pfeil verwundet. Agamemnon schiebt die Schuld seines törichten Verhaltens auf Zeus, die Moira und die Erinys. Die Götter bestrafen nicht ihn dafür, sondern Apollo sendet die Pest in das Heer der Achäer: plectuntur Achivi, so daß von einem Vertrauen auf die Götter keine Rede sein kann. Als Achilleus im Zorn gegen Agamemnon das Schwert zückt, faßt ihn Pallas Athene hinten beim Schopfe und zieht ihn zurück — eine groteske und malerische Situation. Unwürdig und heimtückisch ist es, wie Apollo in Gestalt eines Kriegers, als Patroklos zum viertenmal die Mauer von Troja ersteigt, den Hektor zum Kampfe antreibt, den Patroklos in den Rücken haut, so daß ihm der Helm vom Haupte fällt, und ihm die Lanze zerbricht, worauf ein Trojaner ihn in den Rücken stößt und Hektor ihm seine Lanze in den Bauch bohrt. Fast spaßhaft ist es, wie die Götter gegeneinander arbeiten. Pallas Athene mahnt den Odysseus und Diomedes auf ihrer nächtlichen Expedition zur Rückkehr; Apollo aber weckt die schlafenden Trojaner, daß die beiden Helden nur mit Mühe entkommen. Apollo ruft den Hektor herbei, daß er Menelaos von der Leiche des Patroklos zurückscheucht, und hilft ihm dann, als Pallas Athene in Gestalt eines Kriegers den Menelaos anspornt. Da fordert Hera den Achilleus auf, sich zu bewaffnen; da aber seine Rüstung in Hektors Händen ist, der sie dem toten Patroklos ausgezogen hat, stellt er sich unbewaffnet an den Graben und schreckt, von Pallas mit einem Strahlenkranz umgeben, durch sein Schreien die Trojaner dreimal vom Graben zurück, so daß die Achäer die Leiche des Patroklos retten können. Ihre Schützlinge umhüllen die Götter, wenn sie in Lebensgefahr kommen, mit Finsternis, d. h. sie machen sie unsichtbar, so Poseidon den Aineias, als Achilleus seine Lanze nach ihm wirft, Apollo den Agenor und neckt in Agenors Gestalt den Achilleus, der, als sich Apollo zu erkennen gibt, über die Täuschung sehr empört ist; Pallas Athene treibt in der Gestalt des Trojaners Deïphobos Hektor in den Kampf mit Achilleus, verschwindet aber, als Hektor den Deïphobos zu Hilfe ruft, so daß Hektor erkennt, daß Pallas Athene ihn getäuscht hat. Apollo schützt noch einmal Hektor durch Umhüllung mit Finsternis, als Achilleus die Lanze nach ihm wirft. Pallas Athene reicht sie ihm wieder zurück. Als Achilleus im Skamander in Gefahr zu ertrinken ist, ermutigen ihn Poseidon und Athene in menschlicher Gestalt, und Hera ruft den Hephästos herbei, den Skamander mit Feuer zu bekämpfen. Aus alledem geht wohl zweifellos hervor, daß Homer seine Götterwelt dem Spotte seiner Zeitgenossen preisgeben wollte, und diese sind wohl nicht die des Lykurg, sondern die des Perikles und Euripides gewesen, wie die neuesten Forscher meinen. Schon Plato hat gesagt, die Götter Homers könnten nicht die richtigen sein.

Ganz ebenso wird in der Ilias das Heerführer- und Königtum verspottet. Der Ausspruch: „Nicht gut ist die Vielherrschaft; ein Herrscher sei, ein König!" im zweiten Gesange der Ilias wird in ein sonderbares Licht gerückt, indem Odysseus gleich darauf dem Agamemnon das Zepter aus der Hand nimmt und die nach den Schiffen fliehenden Achäer, durch Pallas Athene ermahnt, aufhält, so daß Agamemnon beschämt dasteht. In Sachen der Chryseïs benimmt sich dieser wie ein eigensinniges Kind, und höchst töricht ist es, daß er dem Achilleus die Briseïs entreißt. Achilleus nennt ihn einen Trunkenbold mit dem Blicke des Hundes und dem Mute des Hirsches; Diomedes sagt ihm einmal ins Gesicht, ihm fehle das Beste, die Tapferkeit; Odysseus wirft ihm einmal Unanständigkeit und Feigheit vor. Den Odysseus muß Agamemnon um Verzeihung bitten, als er ihn ungegründet der Saum-

seligkeit geziehen hat, und Diomedes' Gefährte Sthenelos läßt ihm eine herbe Zurechtweisung zukommen, als er ihn ungerechterweise getadelt hat; Teukros weist Agamemnons Ermahnung zurück und sagt' ihm, sie sei ganz überflüssig. Agamemnon weint wiederholt vor dem Heere. Auch das Betragen des Achilleus ist keineswegs tadellos; bloß, weil Agamemnon ihm die Briseïs entrissen hat, setzt er die ganze Sache der Achäer aufs Spiel, was ihm jeden Schimmer von Liebe zu seiner Nation nimmt, und wenn er wieder am Kampfe teilnimmt, ist es nur, um den Tod des Patroklos, den er doch verschuldet hat, zu rächen. Zu guten Entschlüssen müssen ihn seine Mutter Thetis und Zeus selbst bestimmen. Von den andern Heerführern erscheint Menelaos in zweifelhaftem Lichte, weil ihm seine Gattin fortgelaufen ist, und Aias, Oïleus Sohn, wird lächerlich gemacht, indem er beim Wettlauf ausgleitet und mit dem Gesicht in einen Kuhfladen fällt. Die ganze Kampfweise der Achäer stellt Homer als töricht hin, indem sie ihr Lager am Strande erst im neunten Kriegsjahre durch Mauer und Graben schützen, was schon Thukydides als einen Fehler der Dichtung bezeichnet hat, und die Einzelkämpfe der Helden, die meist nur im Hinschlachten des Gegners bestanden, mußten einer an Massenkämpfe und Taktik gewöhnten Zeit als unpraktisch und Ausfluß ritterlichen Hochmuts erscheinen. Das satirische Element in der Ilias hat auch Shakespeare herausempfunden und zur possenhaften Darstellung der griechischen und trojanischen Helden und Heldinnen in „Troilus und Cressida" (Chryseïs) benutzt. In der Odyssee findet sich nur eine allerdings sehr starke Satire auf die Götterwelt, nämlich der Gesang des Demodokos von der unerlaubten Liebschaft des Ares mit Aphrodite, die Hephästos dem Gelächter der andern Götter preisgibt. Im übrigen wird die Götterwelt mit Ernst behandelt; die Götter werden einmal als Geber des Guten bezeichnet; sie erscheinen als freundliche Helfer, Schützer und Berater des Menschen, solange sie in ihrer Hoheit nicht beleidigt werden. Ueber die ganze Odyssee ist ein humoristischer Zauber ausgebreitet. Wie belustigend der Bericht des Odysseus auf die Hörer gewirkt hat, wird einem klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Griechen in ihren wichtigsten Stämmen ein Schiffervolk waren, das alle Winkel des Mittelmeeres durchfuhr und herzlich über die Märchen und Phantasiegemälde, die Homer von Odysseus ausspinnen läßt, gelacht haben muß, da die Wirklichkeit ihm wohlbekannt war. Auch die ernstesten Vorgänge verlieren durch das Märchenhafte der Darstellung ihr Tragisches, wie das Auffressen der Gefährten durch den Kyklops und die Skylla. Das Gemetzel, das Odysseus und Telemachos unter den Freiern anrichten, wird des schrecklichen Eindrucks beraubt, da diese sich durch ihr Betragen verächtlich gemacht haben. Selbst die Unterwelt wird ins Humoristische gezogen, wenn Achilleus klagt, er wollte lieber Fronknecht eines armen Mannes als König der Toten sein, und wenn der Schatten des Herakles immer den Pfeil auf den Bogen legt, ohne zu schießen. Spaßhaft ist es, daß der treue Eumäos gerade Schweine zu hüten hat, bekanntlich die störrischsten aller Weidetiere, und dies als ehemaliger Prinz; nicht ohne Humor ist die Anzahl der Freier von 108, und daß der sich nach Heimat und Gattin sehnende Odysseus ein Jahr in den Armen Kirkes und sieben in denen Kalypsos zubringt. Aus alledem geht hervor, daß die Odyssee auf die alten Griechen etwa die Wirkung ausgeübt haben wird wie Ariosts Rasender Roland auf die Renaissance-Italiener.

Als Kunstwerke betrachtet, sind die homerischen Epen von unvergänglichem Werte und unvergleichlicher Schönheit; die Dichter aller Zeiten haben sie als Vorbilder verehrt und die Aesthetiker aus ihnen die Regeln der Dichtkunst geschöpft. Ihre Kenntnis wird auch künftig für alle, die sich zu den literarisch oder künstlerisch Gebildeten zählen wollen, unumgänglich und unentbehrlich sein, auch wenn sie aus Realgymnasien oder Oberrealschulen hervorgegangen sind. Eine andre Frage ist es, ob die homerischen Epen, als Schilderungen einer Kulturwelt betrachtet, auch als Bildungsmittel für die Jugend in sittlicher Hinsicht den höchsten Wert unter den Dichtungen aller Zeiten beanspruchen dürfen. Die Behandlung der sinnlichen Szenen hat auch bisher dem Lehrer noch mehr in der Odyssee als in der Ilias Verlegenheit bereitet, und nur die Ehrfurcht, die unsre Jugend vor dem Altertum und vor

den eignen Lehrern besaß, hat sie abgehalten, die Szenen so zu verstehen, wie der Dichter sie gemeint hat. In der Ilias fällt uns außerdem die Unmenschlichkeit, mit der solche, die um Gnade flehen, hingeschlachtet werden, und die Verspottung der zu Tode Getroffenen auf. Mit den Gestalten der Nibelungen, der Gudrun, des Parzival, mit Dante, Tasso, geschweige denn mit Klopstocks Messias halten die Götter, Helden und Nymphen Homers, wenn man den sittlichen Maßstab anlegt, den Vergleich nicht aus. Bemerkenswert ist, daß Friedrich der Große den Homer nicht besonders hochschätzte und Virgil über ihn stellte.

Professor Dr. phil. H. Fechner (Breslau).

Literarische Berichte

Der Strafprozeß ein Kunstwerk der Zukunft. Ein Vortrag, gehalten im Gemeinnützigen Verein zu Dresden am 5. Februar 1908 von Dr. Erich Wulffen, Staatsanwalt in Dresden. Geh. 75 Pf. Stuttgart 1908, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein praktischer Jurist, der eine hohe Auffassung von der Aufgabe des Kriminalisten hat und mit vielen Tausenden einsichtiger Männer in unsrer heutigen Rechtspflege die verhängnisvolle Ueberschätzung der einseitigen logischen Arbeitsleistung beklagt, entwickelt in diesem geistreichen Vortrag den schon vielfach ausgesprochenen, aber noch nie so konsequent und systematisch durchgeführten Gedanken, daß in unserm Strafprozeß das natürliche Empfinden, das deutsche Gemüt zur gleichberechtigten Mitarbeit neben den Verstand treten müsse. Er verlangt vom Juristen, daß er seinen Beruf „künstlerisch“ ausübe, d. h. aus seinem tiefsten Innern heraus, mit persönlicher, seelischer Beteiligung an der Rechtsfindung arbeite, statt nach der zurzeit leider vorherrschenden Auffassung ein kaltes, seelenloses Virtuosentum in der Auslegung und Anwendung von Gesetzesparagraphen als höchstes Ziel seiner Tätigkeit anzusehen. Mehr Humanität, mehr Individualisierung, mehr kulturelles Feingefühl — das ist es ungefähr, was der beredte Autor im allgemeinen fordert. Im einzelnen verlangt Wulffen eine natürlichere, lebensvolle Rechtssprache, die das Volk versteht, eine neue ethische und soziale Wägung und Wertung der in unsern Strafgesetzen geschützten Rechtsgüter, eine tiefinnerliche, psychologische Untersuchung und Behandlung des Einzelfalls, eine feinfühligere Strafzumessung, eine „künstlerische“ Leitung der Verhandlungen und Fassung der Urteile, endlich auch eine würdige, künstlerisch empfundene Ausgestaltung der Gerichtshäuser von außen wie im Innern. „Echte deutsche Geistesarbeit war immer eine Vereinigung von Geist und Gemüt. So soll es auch in der Rechtsbildung und Rechtsschöpfung sein.“ Die Forderungen des Verfassers sind im höchsten Grade beachtenswert; sie werden zwar manchem als eine Utopie erscheinen, aber die Gegenwart hat in der Verinnerlichung unsrer Kultur auf andern Gebieten in einem kurzen Zeitraum so viele schöne, ja man darf sagen gewaltige Erfolge errungen, die man früher für undenkbar hielt, daß wir keineswegs an der Verwirklichung des hier vorgezeichneten Ideals zu verzweifeln brauchen. B—r.

Deutsche Erziehungspolitik. Von Karl Schmidt-Jena. Leipzig 1906, R. Voigtländers Verlag. 46 S., 8°, M. 1.—.

Der Verfasser dieser auf alle Fälle sehr ernst zu nehmenden Schrift sieht das Grundübel der deutschen Schulorganisation der Gegenwart — der „denkbar unsozialsten“ — in der übertriebenen Differenzierung der Schulorganismen durch grundsätzliche Voranstellung der Bildungswerte, welche trennend wirken, verlangt statt dessen die grundsätzliche Voranstellung des Gemeinsamen und begrüßt in der „Reformschule“ nach Altonaer bzw. Frankfurter Muster den „bahnbrechenden Gedanken der Besserung“. Allerdings zeigt er, daß die Reformschule in ihrer gegenwärtigen Gestalt noch nicht als endgültige Lösung der schwerwiegenden Organisationsfrage für das öffentliche Unterrichtswesen bewertet werden kann, aber doch kann er ihr den Ruhm zusprechen, „zuerst mit Bewußtsein den befreienden Gedanken vertreten zu haben, daß für den Nachwuchs einer sozial so zerklüfteten Nation die Sammlung um die geistigen Gemeingüter die allein heilsame Erziehungspolitik ist“. In seiner Kritik trägt Schmidt wohl gelegentlich ein wenig zu grelle Farben auf, in den beiden Mittelteilen aber, in denen er seine eignen, über die Prinzipien der „Reformschule“ hinausgehenden Gedanken über die wesentlichen Gesichtspunkte und die Voraussetzungen einer Neugestaltung vorträgt, bleibt er durchaus maßvoll, besonnen und auf realem Boden. Hier zeigt er sich als ein Mann von Weitblick, durchgreifender Tatkraft und sozialpsychologischer Befähigung,

und hier ist tatsächlich auch der Geisteshauch einer wahrhaft deutschen Erziehungspolitik zu spüren. Dr. Hans Zimmer.

Eine Bergfahrt und andere Reisebilder. Von Marie Crescence Gräfin Cappy. Berlin-Leipzig 1907, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Das Büchlein enthält sechs Beschreibungen, die uns an den Königssee und seine umgebenden Berge, ins Berner Oberland, nach Steiermark, Tirol und an die Theiß führen. Man ist im Zweifel, welchem der hübsch gezeichneten Reisebilder man den Vorzug geben soll. Sie sind alle gleich gewandt und anregend geschrieben, und durch Einfügung kleiner Geschichten und Sagen wird man in steter Spannung erhalten. Die letzte Darstellung ist kein Reisebild, sondern einem Volksmärchen nacherzählt: Der Mirafall. Wir können das Büchlein allen Freunden der Natur aufs beste empfehlen. Es wird ihnen gewiß nicht mindere Befriedigung gewähren wie dem Referenten. E. M.

Die Herstellung von Büchern, Illustrationen, Akzidenzen u. s. w. Von Arthur W. Unger. Mit 166 Figuren, 12 Beilagen und 60 Tafeln. (XII, 452 S.) Halle a. S. 1906, Wilh. Knapp.

Der Verfasser, ein bekannter Fachmann auf dem Gebiete der graphischen Technik, hat sich die Aufgabe gestellt, die zahlreichen graphischen Verfahren, die heutzutage bei der Herstellung von Büchern u. s. w. angewandt werden und die sich besonders in den letzten Jahrzehnten zu ungeahnter Höhe und Vollkommenheit entwickelt haben, übersichtlich und leichtfaßlich darzustellen. Den vielen, die in irgendeinem Verhältnis zum Buchgewerbe stehen, vor allen den Angehörigen der einzelnen graphischen Berufszweige, ist damit ein wichtiges Lehrmittel an die Hand gegeben. In der Einleitung verbreitet sich der Verfasser allgemein über die photographischen Verfahren und über die Druckverfahren. Sodann behandelt er die Hochdruckverfahren, besonders ausführlich die Buchdruckerkunst, die ja der wichtigste Zweig ist und bleibt, und die Schriftgießerei, dann die Illustrationsmittel des Buchdrucks (Holzschnitt, Hochätzverfahren), den Illustrationsbuchdruck, den Farbenbuchdruck, die Vervielfältigung der Hochdruckformen mittels Stereotypie und die Erzeugung von Hochdruckformen mittels des galvanischen Bades. Nun folgen die Flachdruckverfahren: Lithographie, Chromolithographie, Zinkographie und Algraphie, Stein-, Zink- und Aluminiumflachdruck, Lichtdruck. Als letzte Gruppe schildert Unger die Tiefdruckverfahren: Kupferstich und verwandte Methoden, Radierung und andre Tiefätzverfahren, Galvanographie, Heliogravüre und andre photomechanische Tiefdruckverfahren, Tiefdruck in Farben. Sehr instruktiv ist das illustrative Material, besonders die zahlreichen Beilagen und Tafeln, welche die charakteristischen Eigenschaften und Unterschiede der einzelnen Verfahren vortrefflich veranschaulichen. J. M.

Meine Steinauer. Eine Heimatgeschichte von Wilhelm Schussen. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Wilhelm Schussen hat die hohen Erwartungen, die sein erstes größeres Werk, der Schelmenroman „Vincenz Faulhaber" (vgl. „Deutsche Revue" 1907, Bd. IV, S. 125, Oktober-Heft) bei der Kritik und dem Publikum erweckt hat, nicht enttäuscht. Sein neuer Roman „Meine Steinauer" zeigt das Talent des jungen schwäbischen Dichters in der schönsten Entfaltung begriffen und enthüllt eine neue Seite seiner künstlerischen Wesensart und Befähigung, die manchem eine Ueberraschung — sicherlich eine freudige — bereiten wird. Im „Faulhaber" stellte sich Schussen als ein Erzähler von übersprudelnder, ungebundener und unbekümmert um Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit ins Weite schweifender Phantasie vor, dem es hauptsächlich auf kräftige satirische Wirkung ankommt, dem aber bei seinen oft barocken Gedankensprüngen willig zu folgen in unsrer realistischen Zeit nicht jedermanns Sache ist; in den „Steinauern" zeigt uns der Dichter, daß er sein unruhiges poetisches Temperament, sobald er nur will, auch zu zügeln versteht und sich fest auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen vermag. Er gibt in diesem Werke ein Kleinstadtidyll aus seiner oberschwäbischen Heimat, das in der Anlage und der Durchführung der Handlung, in Farben und Stimmung, in dem frischen Humor, vor allem aber in der prächtigen Charakteristik der zum großen Teil überaus originellen Gestalten zugleich eine mächtige, unverbrauchte schöpferische Kraft und ein reifes, feinfühliges Künstlertum verrät. Diese „Heimatgeschichte" ist in der Tat ein Stück bester Heimatkunst und sie wird auch den, der die Begabung des Dichters nach dem „Faulhaber" nur mit einer gewissen Reserve anerkannte, unbedingt überzeugen, daß Wilhelm Schussen zu den stärksten und zukunftsreichsten Talenten gehört, die in letzter Zeit an die Oeffentlichkeit getreten sind. R. D.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Andreas, Dr. Willy, Die venezianischen Relazionen und ihr Verhältnis zur Kultur der Renaissance. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 3.50.

Buber, Martin, Die Legende des Baal-schem. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. M. 6.—.

Das Erbe, Sammlung ausgewählter deutscher Schriften. Herausgegeben von Ernst Lissauer. Erster Band: Mörikes Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Brosch. 50 Pf., geb. M. 1.—.

Dennert, Dr. E., Weltbild und Weltanschauung. Zur Verständigung über das Verhältnis der freien Naturforschung zum Glauben. Hamburg, G. Schloessmanns Verlagsbuchhandlung. M. 1.—.

Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts. Hundert farbige Reproduktionen nach Gemälden. Mit einer historischen Uebersicht von Dr. F. Dülberg. Heft 2: München I, Heft 3: Karlsruhe I. Leipzig, E. A. Seemann. Abonnementspreis pro Heft M. 2.—; Einzelpreis M. 3.—.

Dostojewski, F. M., Sämtliche Werke. Herausgegeben von Moeller van den Bruck. IX. und X. Band: Die Brüder Karamasoff. XX. Bd.: Aus dem Dunkel der Großstadt. Acht Novellen. München, R. Piper & Co.

Greiser, Wolfgang, Sandkörner. Strassburg i. E., Josef Singer.

Hertel, Dr. Ludwig, Virgils Aeneide, 5. und 6. Gesang, in deutsche Strophen übertragen. Arnstadt, Gimmerthal'sche Buchhandlung. M. 1.50.

Heßler, Carl, Die Edbertalsperre und die hier dem Untergange geweihten Ortschaften auf waldeckischem und hessischem Boden. Mit einer Karte und 13 Abbildungen. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 80 Pf.

Hirschfeld, Dr. Magnus, Sexualpsychologie und Volkspsychologie. Eine epikritische Studie zum Harden-Prozess. Leipzig, Georg H. Wigand's Verlag. 50 Pf.

Ich weiss Bescheid in Berlin. Vollständiger systematischer Führer durch Gross-Berlin für Fremde und Einheimische, für Vergnügungs- und Studienreisende. Mit Pharus-Plänen von Berlin und Grunewald sowie 24 Illustrationen. Berlin, B. Behr's Verlag. M. 1.—.

Klaje, Dr. Hermann, Graf Reinhold von Krockow. Ein Lebensbild aus der Franzosenzeit. Mit einer Karte. Kolberg, Dietz & Mazerath. M. 1.50.

König, Dr. Joseph, Karl Spindler. Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Romans und der Unterhaltungslektüre in Deutschland nebst einer Zahl bisher ungedruckter Briefe Spindlers. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 5.—.

Kreutzer, Guido, Ich will Deine Sonne werden! Roman. Mannheim, Stern-Ellreich & Co. M. 2.—.

Lautensack, Heinrich, Hahnenkampf. Eine Komödie. Berlin-Wilmersdorf, A. R. Meyer.

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. 1908, Heft IV und V. Leipzig, E. A. Seemann. 12 Monatshefte M. 24.—; Einzelhefte M. 3.—.

Oetker, Dr. Karl, Die Seelenwunden des Kulturmenschen vom Standpunkte moderner Psychologie und Nervenhygiene. Gedanken zu einer wissenschaftlichen Religion. Waldshut (Baden), H. Zimmermann. M. 4.—.

Oscillo, Liebesschwingungen. Novellenskizzen. Strassburg i. E., Josef Singer.

Palten, Robert, Frau Not (Franz Netzhamers Freud' und Leid). Volksschauspiel in vier Aufzügen. Dresden, Heinrich Minden. M. 1.50.

Kühlmann, Dr. P., Politische Bildung. Ihr Wesen und ihre Bedeutung, eine Grundfrage unseres öffentlichen Lebens. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 2.80.

Schultheiss, Fr. Guntram, Die Nachbarschaften in den Posener Hauländereien nach ihrem historischen Zusammenhang. Berlin, Alexander Duncker. M. 2.—.

Steinitzer, Max, Musikalische Strafpredigten. Veröffentlichte Privatbriefe eines alten Grobians. Zweite, stark vermehrte Auflage. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. M. 2.50.

Thompson, William, Empor zu Erwerb und Vermögen. Berlin, Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.

Zeller, Alfred Martin, Um die Freiheit. Die Geschichte eines Nihilisten. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—.

Ziegler, Dr. Theobald, Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung. Vierte, durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. M. 4.20.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart



Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Dreiunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Juli 1908.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1908

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. Prospektbeilagen nach Tarif.

Anzeigen.

Bei Wiederholungen einer Anzeige sowie für ganzseitige Inserate angemessenen Rabatt.

Inseraten-Annahme: Central-Annoncen-Bureau in Berlin SW. 48, Friedrichstr. 239. Telefon: Amt 6, 6469.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Dreiunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. August 1908.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld



Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1908

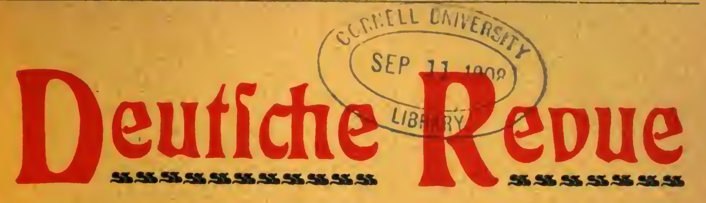
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Dreiunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. September 1908.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld



Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart — Deutsche Verlags-Anstalt — Leipzig

1908

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Dreiunddreißigster Jahrgang. Vierter Band

Oktober bis Dezember 1908



Stuttgart und Leipzig 1908 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXIII

(Oktober bis Dezember 1908)

Berichte aus allen Wissenschaften

Kleine Revuen

Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen über den Dänischen Feldzug von 1864

Vorbemerkung

Zwei Jahre nach dem Dänischen Feldzuge von 1864, im Februar 1866, ging Prinz Friedrich Karl daran, seine Erinnerungen an den Krieg, den er anfangs als kommandierender General des kombinierten preußischen I. Korps, später als Oberbefehlshaber der verbündeten preußisch-österreichischen Armee mitgemacht hatte, schriftlich aufzuzeichnen. Diese leider unvollendet gebliebene, die Ereignisse nur bis zum Düppelsturm behandelnde Arbeit betitelte er: „Vertraute Erinnerungen und Aufschlüsse aus dem Feldzuge gegen Dänemark 1864." Sie verdankte ihre Entstehung dem Wunsche des Prinzen, der späteren Kriegsgeschichtschreibung eine psychologische Grundlage für die Beurteilung seiner Tätigkeit zu liefern. Im Vorwort legt der Prinz dar, daß ihn die allgemein übliche Art, Kriegsgeschichte zu schreiben, nicht befriedigen könne. „Was ich in der Kriegsgeschichte suchte, wovon gerade ich bei meiner persönlichen Eigentümlichkeit mich unterrichten wollte, fand ich nicht. Ich meine die innersten Triebfedern, welche die Dinge geradeso gestalteten, wie sie eintraten, weniger im großen, denn das wird nicht immer verschwiegen, als im kleinen, nämlich in den einzelnen Individuen — die Geschichte des menschlichen Herzens, wie es wogt und zweifelt und endlich zum Entschlusse erstarkt —, das suchte ich und fand ich nirgends.[1]) Das menschliche Herz aber und das bißchen praktischen und taktischen Verstandes und die Gabe, auf die Untergebenen zu wirken, diese Dinge sind es, welche die Geheimnisse jedes Krieges, jedes Erfolges sind. Sie muß man studiert haben, um kommandieren zu können. Ich bin hiervon durchdrungen und habe es allerdings etwas getan, konnte es aber nicht zuwege bringen durch Lesen der Kriegsgeschichte. Mögen es die, welche nach mir kommen, leichter haben. Darum

[1]) Ganz in dem gleichen Sinne sagt Moltke in einem Briefe an Blumenthal vom 27. Oktober 1865: „Keine der Oeffentlichkeit zu übergebende Darstellung eines Feldzuges oder überhaupt einer geschichtlichen Begebenheit kann den Einblick in die inneren Beweggründe, die Schwankungen in der Meinung, das sukzessive Fortschreiten der Entschlüsse darlegen, welches zum schließlichen Resultat führt. Da tritt der leitende Gedanke fix und fertig von Anfang an hervor. Die Handelnden haben nie geschwankt, sie wollten immer das, was wirklich gekommen ist."

diese einzelnen Aufzeichnungen, von denen ich dringend wünsche, daß sie nach meinem Tode unverkürzt mit allen ihren Mängeln einem auserwählten Teil der preußischen Offiziere, die zur höheren Karriere bestimmt sind, mit andern meiner Hinterlassenschaft zur Kenntnis gelangen."

Der Prinz erörtert dann die Vorbedingungen, die beim Verfasser einer derartigen, das Psychologische behandelnden Art der Geschichtschreibung vorhanden sein müssen, und urteilt in dieser Hinsicht über sich: „Die Befähigung dazu, mir ab- oder zuzusprechen, muß ich meinen Lesern überlassen und nehme für mich nur das Ultra posse nemo obligatur in Anspruch. Zur Befähigung gehört aber auch Wahrheitsliebe und Bescheidenheit. Jene Eigenschaft ist mir eigen, nach dieser habe ich mein Lebtag gestrebt und glaube sie mir auch zusprechen zu dürfen."

Mehr denn zwanzig Jahre sind seit dem Tode des Prinzen Friedrich Karl verflossen. Seine Gestalt gehört der Geschichte an. Sie hat den gerechten, durch ein in Krieg und Frieden glänzendes Wirken wohlverdienten Anspruch darauf, nicht nur einem auserwählten Teile des preußischen Offizierkorps, sondern der ganzen Armee und darüber hinaus dem deutschen Volke menschlich nahegerückt zu werden; wir sagen menschlich, denn weit über den rein militärischen Zweck der Belehrung und Erziehung spricht aus jeder Zeile dieser „Vertrauten Erinnerungen und Aufschlüsse" das Herz des Menschen Friedrich Karl, der in selten freimütiger Kritik sich selbst analysiert und rückhaltlos offen dem Urteile der Geschichte preisgibt.

Wenn daher in nachfolgendem die Selbstbekenntnisse des prinzlichen Feldherrn mit Höchster Genehmigung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen der Oeffentlichkeit übergeben werden, so schien es, entgegen dem Buchstaben seines Vorwortes, aber sicherlich doch ganz im Sinne des hohen Verfassers angezeigt, den gegen damals veränderten politischen, militärischen und Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen. Einerseits konnten hier und da vorgenommene Kürzungen des Textes unter Weglassung mancher heutigestags unwesentlich gewordener, nicht mehr wissenswerter Einzelheiten dem bleibenden Werte der Hauptmomente nur förderlich sein; anderseits schien durch Hinzufügung von wichtigem Material, das sich sonst noch in seinem reichhaltigen, im Königlichen Hausarchiv ruhenden Nachlasse sowie im Kriegsarchiv des Großen Generalstabs vorfindet oder das durch andre historische Forschungen schon bekannt geworden ist, eine wirksame Ergänzung und Vervollständigung seiner „Vertrauten Erinnerungen und Aufschlüsse" möglich und geboten.

I. Missunde und Arnis

Am 15. Dezember 1863 wurde Prinz Friedrich Karl zum Befehlshaber des kombinierten preußischen I. Korps der verbündeten Armee ernannt. Nicht unvorbereitet trat er an die Aufgabe heran, die seiner harrte. Die Eigentümlichkeiten und

Schwierigkeiten des schleswigschen Kriegstheaters, die Natur des Feindes hatte er schon durch seine allerdings nur kurze Beteiligung am Feldzuge von 1848[1]) aus eigner Anschauung hinreichend kennen gelernt. Auch mit der Frage, wie im Falle eines neuen Krieges die Operationen zu führen seien, hatte er sich, bevor noch seine Kommandoführung feststand, theoretisch eingehend beschäftigt. Es galt



ihm als ausgemacht, daß das dänische Heer sich dem ihm intellektuell, moralisch und taktisch überlegenen preußischen nicht in freier Feldschlacht stellen, sondern die langgestreckte Verteidigungslinie der befestigten Danewerkstellung zwischen Friedrichstadt und Schleswig halten würde. Diese durch einen Frontalangriff zu stürmen, war ebenso schwierig wie verlustreich, ohne Belagerungsgeschütz überhaupt nicht

[1]) Siehe „Deutsche Revue" 1908, April-Heft.

möglich. Hingegen versprach ihm eine operative Umgehung, namentlich des linken, bei Schleswig an die Schlei angelehnten Flügels Erfolg. Es bedurfte dazu des Ueberganges über die Schlei. Ueber diesen Plan schreibt der Prinz:

„Es war im Winter 1862/63 oder früher, als ich in einer schlaflosen Nacht auf den Einfall kam, den Frontalangriff durch Ueberschreiten der Schlei zu vermeiden, den Dänen jenseits derselben etwa bei der Füsinger Au oder bei Arenholz-Lang-See (also Idstedt, nur mit verkehrter Front) Bataille zu liefern und sie so zu vernichten oder zur Kapitulation zu zwingen ... Als Uebergangspunkt wählte ich den schmalsten und in die Augen springendsten, nämlich Königsburg. Ich meinte das Ei des Kolumbus gefunden zu haben und verliebte mich in diesen Plan, den ich jedoch um so geheimer hielt, je mehr Erfolg er versprach. Nur dem damaligen Obersten von Stülpnagel, meinem Chef des Stabes, teilte ich ihn beim Spaziergange mit, und dem General von Moltke. Letzterem hatte ich kaum angedeutet, welche Absichten ich mit der dänischen Armee habe, als er mir auf den Kopf zusagte: ‚Sie wollen über die Schlei.‘ Ich fand, daß er dieselbe Idee hatte, daß er sie für richtig und entscheidend hielt und noch spezieller als ich durchdacht hatte ... Der General von Moltke verschaffte später der Idee des Schleiüberganges, die also *lange* vor dem Feldzuge feststand, betreffendenorts die gehörige Würdigung.“

In Moltkes Operationsentwurf vom Dezember 1862[1]) heißt es: „Es erscheint notwendig, den Feind mit starken Kräften in der Front festzuhalten, gleichzeitig aber auf seine Flanken und zwar in der Art vorzugehen, daß ihm der Rückzug nach der nächsten, drei Märsche entfernten Aufnahmestellung bei Düppel verlegt werde. Bei der Unsicherheit des Gelingens wird gleichzeitig in *beiden* zu versuchen sein, auf *welcher* es möglich ist, durchzudringen.“ Der Entwurf sah daher sowohl eine Umgehung über die Treene wie über die Schlei vor, betonte jedoch, „daß am entscheidendsten und zugleich am ausführbarsten die Durchbrechung des feindlichen *linken* Flügels (also der Schleiübergang) sein werde,“ und forderte hier den Angriff auf Missunde unter gleichzeitigem Brückenschlag bei Königsburg oder weiter unterhalb bei Stubbe oder Arnis. „Gelingt der Uebergang über die Schlei, so marschiert die Division ... direkt in den Rücken der Danewerkstellung.“ Moltke sandte diesen Entwurf, vielleicht auf Grund jenes obenerwähnten Gespräches, an Prinz Friedrich Karl und bat ihn um seine Ansicht. Dieser antwortete am 5. Februar 1863 in seinen „gewünschten, aber nur flüchtigen Bemerkungen“,[2]) daß es „geraten sei, *zunächst* auf unsrer *linken* Flanke *nur* zu demonstrieren ... dahingegen mit allem Nachdruck, aber ohne uns den Schein des Angriffs mit starker Macht zu geben ... in unsrer *rechten* Flanke gegen Missunde u. s. w. aufzutreten.“ Missunde war hierbei nicht etwa als der einzige Punkt angesehen, an dem die Schlei überschritten werden solle. Vielmehr betonte der Prinz: „*Jeder* Uebergangspunkt über die Schlei ist von

---

[1]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864, S. 6 ff.

[2]) Ebenda S. 16 ff.

Flensburg etwa nur ebenso weit entfernt als Schleswig. Glückt der Uebergang auch nur an einem derselben, so ist es beinahe notwendig, daß die dort übergegangenen Truppen, selbst wenn der Feind nunmehr schleunig die Stellung bei Schleswig aufgibt, schließlich, wenn auch im äußersten Falle erst bei Flensburg, mit ihm zusammenzustoßen, ihn abdrängen, ihm den Weg verrennen, ihn aufhalten, so daß der Verfolger Zeit erhält, an ihn heranzukommen.“ Moltkes späterer Operationsentwurf vom 23. Dezember 1863[1]) läßt zwar ein Ueberschreiten der Treene nicht ganz fallen, bezeichnet jedoch die Richtung über die Schlei — und zwar mit der gleichen Begründung, wie sie der Prinz ihm gegenüber ausgesprochen — „als die bei weitem entscheidendere“, und sein letzter Entwurf vom 13. Januar 1864,[2]) der Wrangel zur Kenntnisnahme zuging, sieht für den zweiten Operationstag den Angriff einer Brigade auf Missunde vor. „Je nach dem Erfolge werden die Pontontrains dort, bei Königsburg oder Stubbe den Brückenschlag versuchen.“ Gleichzeitig soll eine Brigade direkt nach Arnis marschieren und nach Uebergang über die Schlei durch Vorgehen am nördlichen Ufer den Brückenschlag sichern.

*

Nach Ausbruch des Krieges meldete sich der Prinz am 20. Januar 1864 bei König Wilhelm zur Uebernahme seines Kommandos ab. Dieser sagte ihm „in Gegenwart seines Stabes eindringlich, er solle das Blut seiner Leute und Landeskinder schonen, fügte aber hinzu, daß, wo es sich um eine große Entscheidung handle, er mit dem Blute nicht zu geizen hätte“. Wir werden sehen, in wie hohem Maße der Prinz diese Worte im Felde beherzigte.

Das kombinierte I. Korps bestand aus Brandenburgern (6. Division) und Westfalen (13. Division), von denen die ersteren ihm bereits seit seiner Kommandoführung über das III. Armeekorps im Frieden unterstellt waren. Gern hätte er auch seine 5. Division mit im Felde gehabt. „Das einzige, was mich betrübt,“ schrieb er am 17. Januar dem Divisionskommandeur, General von Tümpling, „ist der Umstand, daß ich Sie und Ihre liebe und tüchtige 5. Division nicht mitnehmen darf ... Der gewohnte Verband, die gewohnten Führer machen stark, und das III. Korps kann in diesem Falle wohl für anderthalb Armeekorps gelten.“[3]) Sich von dieser begreiflichen Vorliebe für die von ihm erzogenen, ihm ans Herz gewachsenen Söhne der Mark im Felde loszusagen, ist ihm nie ganz gelungen, weder im Dänischen Feldzuge noch später. Es lag in seiner Natur, solcherlei Lieblingsgedanken trotz klarer Erkenntnis und redlichen Strebens nach Gerechtigkeit sich nicht völlig entäußern zu können, und einer der ihm unterstellten westfälischen Brigadekommandeure, General von Goeben, hatte recht, wenn er in einem Briefe sagt:[4]) „Es spricht sich auch bei ihm, wie ich das allerdings

---

[1]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864, S. 65.

[2]) Ebenda S. 74.

[3]) Geschichte des Geschlechts von Tümpling von Legationsrat Wolf von Tümpling, Bd. II S. 635.

[4]) Zernin, Das Leben des Generals von Goeben, Bd. I S. 229 ff.

ganz erwartete, eine zweifellose Vorliebe für die Brandenburger aus gegenüber den Westfalen, d. h. für die Truppen, welche er schon seit Jahren unter seinen Befehlen hat und welche er kennt. — Es ist das ganz natürlich und um so mehr natürlich, da die Brandenburger zweifellos wirklich gute soldatische Eigenschaften haben, intelligenter, leichter, frischer sind als die durchgehends schwerfälligeren Westfalen. Wir müssen nun mal sehen, ob wir dagegen nicht auch die guten Eigenschaften unsrer Soldaten, ihre Ruhe, ihre Zähigkeit, zur Geltung bringen können ... Dazu sind sie gute Marschierer."

Man hat dem Prinzen damals und später vorgeworfen — und dieses Urteil ist durch die Memoirenliteratur unwillkürlich in die Geschichte übergegangen — daß ihn die Vorliebe für seine Brandenburger so weit geführt habe, die Westfalen absichtlich von den schwierigeren Aufgaben des Krieges, so besonders beim Sturm auf die Düppler Schanzen, fernzuhalten, „um seinen Brandenburgern den Ruhm des Gelingens zu sichern". Dies trifft nicht zu. Er verteilte die kriegerischen Rollen nach Möglichkeit in Rücksicht auf die verschiedenartige militärische Veranlagung seiner Truppen. Er sagt: „Der Brandenburger, mir bis in den Tod ergeben, flüchtig wie ein Hirsch, den Einzelkampf suchend, der Westfale, bedächtiger, mehr geeignet, in der Masse zu kämpfen — das sind Gegensätze."

Am 28. Januar erließ er aus seinem Hauptquartier Plön den nachstehenden Korpsbefehl:

„Soldaten meines Korps!

Als der König mir das Kommando über euch anvertraute, befahl er mir, in seinem Namen es euch auszusprechen, wie er erwarte, daß ihr unter allen Umständen eure Schuldigkeit tun würdet.

Wenn ihr auf dem Marsche hierher fremde Städte und Dörfer betratet, haben die Bewohner, die euch nicht kannten, euch gefürchtet, aber eure gewinnende Bescheidenheit und Freundlichkeit verschaffte euch nicht nur gute Bewirtung, sondern ließ euch auch als Freunde von da scheiden, wo ihr als unwillkommene Gäste eben hingekommen waret. Dies ist die Art, wie man dem preußischen Namen Ehre macht. Betragt euch immer und in demjenigen Lande so, das wir befreien werden. Die preußische Waffenehre — laßt es euch gesagt sein — besteht darin, zu siegen — aber dem Besiegten wie einem Bruder zu verzeihen. Das ist christlich, und ein guter Christ kann kein schlechter Soldat sein. Der preußische Name hat bei den Dänen schon guten Klang. Schön ist es, wenn selbst unsre Feinde uns achten.

Soldaten! in wenig Tagen wird es sich zeigen, ob Krieg, ob Frieden ist.

Sollte der zweite Dänische Krieg beginnen, so werden wir auf verschanzte Stellungen, auf breite Wasser- oder Eisflächen stoßen. Aber um so herrlicher wird sich eure Unerschrockenheit und euer Eifer zeigen. Wir werden jedes Hindernis zu überwinden wissen, und keines wird uns länger aufhalten, als sich gebührt. Jene Hindernisse, bergen sie nicht denselben Feind, der es gewohnt ist, vor unsern Regimentern zu fliehen? Wohlan denn! Suchen wir diesen Feind auf, widersetzen wir uns seinem Rückzuge, zerstreuen wir seine Reihen! Nach diesen Erfolgen werdet ihr den Feind nicht zu Atem kommen lassen und ihn rastlos verfolgen, um ihn zu vernichten, ehe er auf seine Inseln entweicht. Ihr werdet daher einige starke Märsche haben, aber hernach die wohlverdiente Ruhe und gute Quartiere, Ehre und Belohnung und das gute Gewissen erfüllter Schuldigkeit.

Seit fünfzig Jahren zum erstenmal wird Oesterreich an unsrer Seite kämpfen. Erneuern wir die alte Waffenbrüderschaft! Welch edler Wettstreit steht uns also bevor! Wie

werden aber auch in unsern Reihen die Männer von Brandenburg und die Männer von Westfalen um den Preis der Tapferkeit ringen und wetteifern!

Ihr Brandenburger! Ich kenne euch und ihr kennt mich, und dies ist genug gesagt!

Ihr Westfalen! Wir kennen uns zwar noch nicht, aber um so besser vielleicht, denn keine schönere Gelegenheit, euch schnell kennen und schätzen zu lernen, kann uns werden. Folgen wir doch alle derselben schwarz-weißen Fahne, gehorchen wir doch alle demselben Könige, der uns gesagt hat: Er baue darauf, daß wir unter allen Umständen unsre Schuldigkeit tun würden. — Mit Gottes Hilfe werden wir sie tun.

Es lebe der König — Hurra!"

„Solche Korpsbefehle sind wichtig," sagt der Prinz in seinen „Erinnerungen". „Sie belehren und beleben den Soldaten, stärken sein Herz und geben den Stoff zu den Gesprächen auf den Märschen und in den Biwaks. Sie heben ihn und machen ihn tüchtiger zum vorliegenden Zweck. Bei Beurteilung von dergleichen Befehlen sollte man nur vor Augen haben, welchen Eindruck sie im Moment auf den Soldaten machen, dem man schmeicheln, den man heben muß, und auf den Feind etwa, nicht auf das Zeitungen lesende Publikum. Für dieses sind Bulletins à la française ganz geeignet. Diese brauchen nicht frei von Uebertreibungen zu sein. Solche Art, Geschichte zu machen, habe ich nicht genügend ausgenutzt." [1])

Am 30. Januar hielt der Oberbefehlshaber Feldmarschall von Wrangel mit den ihm unterstellten kommandierenden Generalen, Prinzen Friedrich Karl und Freiherrn von Gablenz, in Bordesholm eine Konferenz ab, in der die unmittelbar nach Eröffnung der Feindseligkeiten auszuführenden Operationen besprochen werden sollten. Der Prinz berichtet tags darauf aus Kiel eigenhändig an den König: [2]) „Die Befehle, welche gestern der Feldmarschall in Bordesholm gab, und die vielen Kleinigkeiten, die er vortrug, waren eigentlich unverständlich. Hernach hatte ich eine kurze Unterredung mit General von Falckenstein, [3]) wo nachstehendes festgesetzt wurde:

1. Das Vorgehen des preußischen Korps am 1. Februar nach Harzhof und Gegend.

2. Am 2. ist mein Auftrag, die Befestigungen bei Kochendorf und Holm zu überwinden, die Passage durch Eckernförde freizumachen und bis gegen Missunde vorzugehen.

---

[1]) Der Prinz entwarf seine Korps- und Armeebefehle stets selbst, wie zahlreiche, in seinem Nachlaß vorhandene Konzepte beweisen. Der obige Befehl wurde damals in der Presse vielfach als zu „bombastisch" getadelt. Was den Eindruck betrifft, den er auf den Feind machen sollte, so wies König Wilhelm in einem Privatschreiben an den Prinzen darauf hin, daß es unvorsichtig gewesen sei, die Umgehungsabsicht so unverblümt angekündigt zu haben.

[2]) Der Bericht ist abgedruckt in Roons Denkwürdigkeiten, Bd. II S. 198 bis 200. Eine anschauliche Schilderung dieser eigenartigen Konferenz gibt Prinz Kraft zu Hohenlohe in seinen Aufzeichnungen, Bd. III S. 14.

[3]) General Vogel von Falckenstein war Wrangels Generalstabschef.

3. Am 3. die Bewältigung von Missunde.

4. Am 4. oder womöglich in der Nacht zum 4. der Brückenschlag."

In seinen „Erinnerungen" fügt der Prinz hinzu: „In fünf Minuten waren Falckenstein und ich einig. Wir fielen uns um den Hals und schieden voneinander, ich mit dem Versprechen, die preußischen Fahnen wieder einmal durch Lorbeeren zu schmücken."

Am 1. Februar besetzte der Prinz unter leichtem Gefecht mit zwei in der Föhrde liegenden dänischen Kriegsschiffen Eckernförde. Beim weiteren Vormarsche am 2. Februar fand die Avantgarde die Barrikaden bei Kochendorf vom Feinde verlassen. Dem Prinzen war, wie aus dem obigen Bericht an den König hervorgeht, die „Bewältigung von Missunde" vom Oberkommando befohlen. Er selbst faßte diesen Auftrag jedoch nicht so auf, daß er unter allen Umständen bei Missunde durchbrechen müsse. Oberst von Blumenthal, sein Stabschef, empfahl sogar jetzt schon eine Umgehung bei Cappeln. Der Prinz entschied sich jedoch, seinem schon im Winter 1862/63 gegen Moltke geäußerten Plane gemäß, für Königsburg. „Meine Absicht," schreibt er in seinen „Erinnerungen u. s. w." „ging auf Königsburg, nahe unterhalb Missunde. Die Gründe, nach denen es den Anschein gewann, daß Missunde von mir gewählt sei, waren der Vormarsch gegen und das Treffen bei diesem Orte, der schon von 1848 her als Uebergangspunkt bekannt war, und bei welchem die hier verhältnismäßig schmale Schlei an der Fährstelle von den Dänen überbrückt war, und wohin chaussierte Straßen von Süden und Norden führten ... Das Gelingen des großen Unternehmens hing vom Geheimnis ab. Dies habe ich bewahrt, und die Aufmerksamkeit von Freund und Feind von meinem Punkte ab und auf Missunde gelenkt ... Bei Missunde überzugehen, ich wiederhole es, war durchaus niemals von mir in erster Linie beabsichtigt."

Nachdem die dem Prinzen für den 2. Februar gestellte Tagesaufgabe infolge der Räumung der feindlichen Barrikaden bei Kochendorf schon morgens zwischen neun und zehn Uhr über Erwarten schnell erfüllt war, „fragte er sich, was er mit dem Korps noch am 2. Februar anfangen sollte". Er entschloß sich auf Anregung des in seinem Stabe befindlichen Kommandeurs der Pioniere, Oberstleutnants von Kriegsheim, sogleich den Marsch auf Missunde fortzusetzen. „Ich griff den Gedanken als gut, ausführbar, unbedenklich und besonders insofern äußerst praktisch auf, als, wenn ich schon am 2. in Besitz des r e c h t e n Schleiufers gelangte oder doch Missunde eng einschlösse, mein Korps kantonieren, statt biwakieren konnte ... Es sprach noch ein Grund für das sofortige Vorgehen und harte Anfassen der Missunder Schanzen. Nach der Panik nämlich zu urteilen, welche die Dänen am 1. bei jedem Zusammenstoß mit meinen Truppen gezeigt hatten, in Rücksicht auf ihr fluchtartiges Zurückgehen und auf den Zustand und die Aussagen der Gefangenen war die M ö g l i c h k e i t n i c h t a u s g e s c h l o s s e n, d a ß s i e i h r e S c h a n z e n n i c h t e r n s t h a f t v e r t e i d i g e n u n d s i e v e r l a s s e n w ü r d e n, w e n n i c h s i e d u r c h e i n e A r t i l l e r i e m a s s e e n e r g i s c h b e s c h ö s s e und die Blockhäuser vielleicht anzünden und eine Anzahl

Geschütze demontieren könne ... Ich war mit Oberst Blumenthal völlig darüber einig, daß, auch wenn ich am 2. in den Besitz der Schanzen käme, der Uebergang deshalb doch nicht früher als verabredet — das war vom 3. zum 4. — statthaben könnte. Mochten die Schanzen genommen werden oder nicht, die Operation gegen Missunde behielt immer den Charakter der Demonstration, des Scheinangriffs. Die Aufmerksamkeit der Dänen sollte hierher gelenkt und von dem eigentlichen Uebergangspunkt, der insofern noch gesucht werden mußte, als Rekognoszierungen an Ort und Stelle allein entscheidend sein konnten, abgelenkt werden.[1]) Darum befahl ich in Uebereinstimmung mit dem Obersten Blumenthal mündlich dem General von Manstein, schon im sehr lebhaften Granatfeuer der Schanzen, indem ich mich vor der Front der Schützen des Füsilierbataillons 24. Regiments befand, auf das bestimmteste, die Infanterie solle nicht stürmen."

Bestätigt und ergänzt wird diese Darstellung durch den am folgenden Tage, 3. Februar 8 Uhr morgens, von Hemmelmark aus erstatteten eigenhändigen Bericht des Prinzen an den König. In ihm heißt es: „Die Artillerie sollte die feindlichen Geschütze demontieren, ein Sturm sollte nicht unternommen werden, um nicht Menschen zu verlieren, eingedenk der Instruktion, welche Eure Majestät mir mündlich zu geben geruhten. Wenn es gelungen wäre, die Geschütze zum Schweigen zu bringen, sollte mit Einbruch der Dunkelheit aufgelöste Infanterie mit Patrouillen voran sich die Ueberzeugung verschaffen, ob die Schanzen verlassen seien, und sie in diesem Falle besetzen. Dies mein Befehl an General von Manstein, dem ich die Avantgarde und General von Canstein unterordnete. Aus den Schanzen geschahen nur wenige Schüsse, während ich diese Befehle vorn gab, wo sich der Prinz Albrecht (Sohn)[2]) kaltblütig und ruhig in diesem Granatfeuer in meiner Nähe bewegte. Es war sein Debüt und verdient Lob ... Wenn ich es mit den Schanzen allein zu tun gehabt hätte, so hätte ich sie genommen, allein jenseits der schmalen Schlei waren drei Batterien gebaut und viel Feldgeschütz aufgefahren worden, so daß ein Umfassen der Schanzen unmöglich wurde. Allein gestürmt sollte nicht werden und konnte nicht werden, bis das Geschütz in den Schanzen schwieg ... Wir gewannen die Ueberzeugung, daß hier bei Missunde das Feuer von jenseits, wo die Ufer dominieren, nicht zum Schweigen gebracht werden könne und auch künftig nicht kann, und daß der Besitz der Schanzen auf die Dauer nicht möglich sei, solange jenes Feuer eben nicht schwiege. Mag ich den Dänen hier vierzig oder fünfzig Geschütze demontieren, sie bringen sofort ebenso viele wieder vor, denn sie haben sie."

Von hohem psychologischem Werte sind die Aufzeichnungen, die der Prinz über sich selbst, über die in seinem Innern gegeneinander ringenden Gefühle und

---

[1]) Während des Gefechts erkundeten auf des Prinzen Befehl Ingenieuroffiziere die Schlei unterhalb Missunde, sowohl bei Königsburg, Stubbe, wie auch bei Arnis und Kappeln. Daraus erhellt, daß er auch an dem Uebergang bei Königsburg nicht unbedingt festhielt.

[2]) Prinz Albrecht (Sohn) befand sich ohne Kommando im Stabe.

über sein daraus entspringendes äußeres Auftreten während des Gefechts in den „Erinnerungen u. s. w." gemacht hat:

„Zunächst, ich war krank, das heißt aufs äußerste verkältet, und konnte mich bei der naßkalten Witterung trotz Paletot, Baschlik und Mantel gar nicht erwärmen. Ferner, ich fühlte zum ersten Male in der Wirklichkeit bei diesem rasenden Kanonenfeuer von hundert Kanonen auf beiden Seiten die ganze Wucht der Verantwortung meiner Stellung, meiner Handlung, und daß auf meine Veranlassung Blut floß. Ich hielt bis dahin dafür, daß Verantwortung zu tragen mir leicht sein würde. Hier beim Debüt fand ich das gerade Gegenteil und brach unter der Last beinahe zusammen, kämpfte wenigstens fortwährend dagegen und hielt mir den roten Faden dessen, was ich vorhatte, immer wieder vor Augen. Im Laufe des Feldzuges habe ich mich später an die Verantwortung mehr, endlich wohl ganz gewöhnt. Nun kamen die verschiedenen Meldungen, Generale, die mich aufsuchten, Bekannte, die ich wiedersah, wie zum Beispiel Oberstleutnant von Doering[1]) des 53. Regiments, Sorgen und Befehle für allerlei Dinge, die sich auf das Gefecht oder auf Unterkunft und andres bezogen, die Hoffnung und der Zweifel am glänzenden Waffenerfolge immer miteinander ringend. Alles dies wiederholte sich unaufhörlich und lief ineinander. Ich hätte leicht ganz den Kopf verlieren können und mußte doch Ruhe und Gelassenheit mir bewahren, weil sie von unberechenbarem Einfluß auf die Umgebung und nach unten sind.[2]) Die Situation, in der ich mich bei Missunde befand, wo mich die Dänen in meiner linken Flanke über Fleckeby und Holm noch beunruhigen konnten, und, wie ich später erfahren habe, auch ein Stück vormarschiert sind,[3]) fand ich damals einigermaßen kompliziert. Keineswegs ohne Einfluß

---

[1]) Doering war 1859—1860 Generalstabsoffizier des Prinzen bei der 3. Division in Stettin gewesen. Siehe Dr. Krieg, General v. Doering, 1898.

[2]) In seinen „Notizen für den Gebrauch im Felde" schreibt der Prinz schon lange vor dem Feldzuge:

„General von Reyher hat mir oft wiederholt, daß es den günstigsten Eindruck in der Schlesischen Armee gemacht habe, daß Blücher und Gneisenau in allen, auch den widrigsten Gefechtslagen stets dieselbe gleichmäßige Ruhe und eine vertrauenerweckende zuversichtliche äußere Haltung bewahrt hätten. Bei gewöhnlichen und bei glücklichen Vorkommnissen war sie für die Truppen hinreißend, aber auch bei Widerwärtigkeiten und bei kritischen Meldungen, die einliefen, wirkte sie wie ein Zauber auf alle Offiziere des Hauptquartiers und machte, daß jeder, der von dort mit Befehlen abgeschickt wurde, durch sein frohes und zuversichtliches Auftreten auch nach unten hin, und in alle Kreise dieselbe Stimmung verbreitete. Dasselbe galt von den Offizieren, die, zuweilen mit langen Gesichtern, ins Hauptquartier gekommen waren."

[3]) „Auf die telegraphische Nachricht von dem Angriff gegen Missunde hatte der dänische Oberbefehlshaber sofort einen großen Ausfall aus der Mitte der Stellung bei Schleswig beschlossen. Die Vorbereitungen dazu waren bereits im Gange, als die einlaufenden Meldungen die Ueberzeugung hervorriefen, daß der Angriff auf Missunde nicht ernsthaft gemeint sei ... Es wurde daher von dem Ausfall Abstand genommen und statt dessen nur ein Scheinangriff in der Richtung auf Fleckeby mit einem Bataillon, einer Eskadron und zwei Geschützen ... angeordnet." Preußisches Generalstabswerk, Bd. I S. 149.

auf meine Nerven war ferner der Umstand, daß ich bei Missunde einige Zeit dem Granatfeuer ausgesetzt war. Das Feuer aus schwerem Geschütz haßte ich von jeher, während das frühere Sechspfünderkugelfeuer und das Kleingewehrfeuer mich stets ohne Eindruck gelassen hatte. Wie der Mensch doch so töricht ist! Den unschädlichen Knall fürchte ich, die gefährlichen Geschosse nicht. Mit dieser neuen Bekanntschaft und mit dem Eindruck, den sie auf meine Nerven machte, war ich sehr unzufrieden. Ich fragte mich, ob ich wohl noch der alte sei. Die Antwort lautete ein unsicheres ‚Ja‘, aber in diesem Feldzuge mit Verantwortlichkeit für ein Amt und meine Person, im früheren ohne Verantwortlichkeit als bloßer Galopin![1]) Es sei beiläufig bemerkt, daß dieses unsichere ‚Ja‘ sich schon tags darauf bei Ober-Selk in ein sicheres ‚Ja‘ verwandelte, als ich mich durch Zufall in unverantwortlicher Stellung als Zuschauer im Gefecht der Oesterreicher bei genanntem Orte befand. Für alle, die keine oder nur bedingte Verantwortung tragen, ist der Krieg ein schöner Sport.

Jene Kämpfe also tobten in meiner Brust, in einem kranken Körper, und ich stritt dagegen. Da trat die entscheidende Frage an mich heran. Oberst Colomier[2]) ließ mir sagen, die Artillerie könne nicht mehr zielen, weil der Nebel zu dicht sei. Die glatten Batterien waren schon in größte Nähe an die Schanzen herangegangen und litten von Kartätschen- und Kleingewehrfeuer. Das Feuer aus den Schanzen, das zuweilen schwächer geworden war und hoffen ließ, daß wir Geschütze demontiert hätten, nahm zeitweise die Lebhaftigkeit wie zu Anfang an. Die Rauchsäulen bei den Schanzen rührten nicht, wie wir hofften und lange glaubten, von den Blockhäusern her, sondern kamen aus dem Dorfe Missunde. Die Brücke über die Schlei, welche womöglich direkt oder indirekt beschossen werden sollte, war durch kein Auge entdeckt worden. Der Tag neigte sich zu Ende. Auf die Art, wie ich das Treffen eingeleitet hatte, war ich zu keinem in die Augen springenden Resultate, zu keinem Waffenerfolge gelangt und konnte ohne Sturm nicht mehr dazu gelangen. Der Sturm war nicht vorbereitet, sein Erfolg zweifelhaft; ich hatte ihn untersagt. Um mit Ordnung abziehen zu können, bedurfte es notwendig der letzten hellen oder dämmerhellen Stunde — mit schwerem Herzen, aber fest und entschlossen und militärisch, in Gegenwart vieler Offiziere gab ich den Befehl zum Abbrechen des Gefechts. Dies wurde mit bester Ordnung, staffelweise, aber nicht ohne Verluste, die Avantgarde die nächste am Feinde, ausgeführt. Bei dieser Gelegenheit redete ich die Truppen an und mich selbst in Eifer und entzündete mich. Das Fraternisieren zwischen General und Soldat, ich habe es immer empfunden, bringt beiden Teilen Vorteil . . .

Die Totaleindrücke, die ich von den Missunder Schanzen und von den Opfern, die mir ihre Wegnahme kosten würde, empfangen hatte, waren derart,

---

[1]) Gemeint ist der Feldzug 1848, den der Prinz als Ordonnanzoffizier Wrangels mitmachte. Siehe „Deutsche Revue“ 1908, April-Heft. Sich selbst erwarb der Prinz durch sein Aushalten im feindlichen Feuer im Munde seiner Soldaten und des Volkes den Ehrennamen „Prinz Alltied Vorup“ (Allzeit voran).

[2]) Oberst Colomier war Kommandeur der Artillerie im Stabe des Prinzen.

daß ich durchaus kein Verlangen trug, dort von frischem anzufassen. Ich wünschte anders zum Ziele zu gelangen. Das war auch entschieden das beste und klügste. Denn hätte ich unbedingt Missunde haben müssen und wollen, so mußte es, koste, was es wolle, noch in der Nacht vom 2. zum 3. genommen werden. Ein zweiter Angriff auf Missunde an einem andern Tage hätte dem ersten den Charakter des mißlungenen Unternehmens gegeben, was wohl zu bedenken war ...

Kurz zusammengefaßt, es war die Demonstration, der Scheinangriff gegen Missunde, das Operative an der Sache gelungen, der Coup de main gegen die Schanzen aber mißlungen. Alle Vernunftgründe, die ich mir zu meiner Beschwichtigung vorführte, halfen wenig gegen das Scheitern einer Sache, die ich doch bis zum letzten Augenblicke erhofft hatte: den taktischen Erfolg. Ich sagte mir, es sei nichts mißlungen, weil es nicht versucht worden sei. Hatte ich doch den Sturm verboten, mit Vorbedacht, in voller Uebereinstimmung mit Blumenthal, Manstein und Groeben.[1]) Und doch wollte es mir nun mißfallen, daß die jungen Truppen und ich beim ersten größeren Treffen des Feldzuges uns mit einem nur negativen und nicht in die Augen springenden Resultat begnügen sollten. Ich sagte mir, meine persönliche Haltung meinem Stabe und der Truppe gegenüber, die alles dasselbe dunkel fühlt, und meine Berichte an den König und den Feldmarschall werden für alle Zukunft darüber entscheiden, was für einen Namen das Treffen bei Missunde in unsrer Kriegsgeschichte behalten wird. Hierin glaube ich die richtigen Mittel und den richtigen Ton gefunden zu haben. In jenem Sinne, daß es entscheidend sei, was ich aus Missunde machen würde, ist auch mein Korpsbefehl aus Glücksburg zu betrachten, welcher den sprichwörtlich gewordenen Kanonier von Missunde schuf.[2])

Die Ansichten bei uns waren und sind noch heute sehr geteilt, ob ein Sturm ohne alle nötigen Utensilien zu demselben gelungen wäre oder nicht. Soviel steht fest, daß die Verluste nicht im Einklange zu dem errungenen Erfolge gestanden hätten. Ich freue mich, den Sturm verboten zu haben. Wollte ich diese

---

[1]) Graf Karl von der Groeben, 1853—1858 kommandierender General des Gardekorps, wohnte dem Gefecht bei Missunde als Zuschauer in der Umgebung des Prinzen bei.

[2]) Wortlaut dieses Korpsbefehls siehe S. 22. Ergänzend hierzu sei die nachfolgende Stelle aus den Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe angeführt, der am 3. Februar den Prinzen Friedrich Karl traf: „Der Prinz erzählte mir von dem gestrigen Gefecht ... und sagte mir, es sei nur schade, daß die übergroße ‚Ardeur‘ seiner Brandenburger sie zu nahe an die Schanzen geführt hätte. Ich war ganz erstaunt, denn ich vermutete nach Wrangels Bericht, der Prinz werde das Bewußtsein einer erlittenen Schlappe haben. Aber ich sah, daß er ganz klug daran tat, so zu sprechen. Jeder Offizier und Soldat sprach bereits mit Stolz vom gestrigen Tage. Von einer Niedergeschlagenheit, die man nach einem ungünstigen Gefecht oft findet und die weit übler in ihren Folgen ist wie die erlittenen Verluste, war keine Rede. Ich erkannte praktisch, daß nur diejenige Truppe geschlagen ist, die sich selbst geschlagen gibt, und wenn man es den Leuten nur geschickt vorredet, sie hätten gesiegt, dann glauben sie es bald selbst und gehen in ein neues Gefecht mit ungeschwächtem Mute. Redet man ihnen aber von unglücklichen Gefechten, etwa gar von Feigheit u. dgl., dann verlieren sie Selbstzuversicht, Lust und Mut zu neuem Kampf.“ Siehe Prinz Kraft zu Hohenlohe, Aufzeichnungen aus meinem Leben, Bd. III S. 26.

Sachlage akzeptieren, wie ich es tat, und von fernerer Beschießung von Missunde und dem Sturm auf die Schanzen an einem der folgenden Tage absehen, so war meine Kriegslage ein wenig geändert: Ein Brückenschlag bei Königsburg schien mir ausgeschlossen. Die Kriegslage, die ich adoptierte, zwang mich, mir weiter unterhalb einen Punkt zum Uebergange auszusuchen, der so weit von Missunde entfernt lag, daß es zu meiner Sicherheit genügte, Missunde zu beobachten, allenfalls einzuschließen. Ich wählte Arnis nach der Karte und nach den am 4. eingegangenen Meldungen. Entscheidend für mich war besonders, daß Arnis und Grödersby gewissermaßen zwei Brückenköpfe hintereinander bilden, in denen ich meine Truppen zum Vorgehen resp. im Falle eines Unglücks auch beim Rückzuge sammeln und günstig aufstellen konnte ..." [1])

Bevor es jedoch zur Durchführung dieses Planes kam, störte das Oberkommando der verbündeten Armee den Gang der Operationen. Feldmarschall Wrangel änderte nach Empfang der Meldung des Prinzen über das negative Ergebnis des Treffens bei Missunde nichts an seinem schon vorher verausgabten Befehle für den 3. Februar, wonach das I. Korps seine Bewegung gegen Missunde fortsetzen, das II. und III. Korps in der Front so nahe an die Danewerke vorrücken sollten, daß am 4. Februar der Sturm beginnen könne. Der Prinz mußte, da er nach dem Ausgange des Gefechts von Missunde eine Fortsetzung der Bewegung in dieser Richtung als aussichtslos ablehnte, sein Korps in den genommenen Stellungen belassen. Für den Nachmittag des 3. Februar war er von Wrangel zu einer Beratung nach Ober-Selk befohlen. Im Glauben, daß Ober-Selk schon in der Hand der Verbündeten sei, ritt er ahnungslos und ohne Sicherheitsmaßregeln dahin und geriet plötzlich in das Gefecht, das die österreichische Brigade Gondrecourt bei diesem Dorfe den Dänen lieferte. Er entging mit knapper Not der Gefangenschaft. Die dann im „Hahnenkruge" stattfindende Konferenz schildert er folgendermaßen:

„Meine Ansicht über einen Kriegsrat, daß dabei selten oder nie etwas herauskommt, daß die timide Partei fast immer die Oberhand behält, daß er ein Deckmantel für die eigne Entschlußlosigkeit ist, stand längst fest und danach auch mein Wille, mein Benehmen so einzurichten, daß womöglich doch das Gute obsiegte.

---

[1]) Am 3. Februar 8 Uhr früh meldete der Prinz bereits in dem obenerwähnten eigenhändigen Bericht an den König: „An dieser Stelle (Missunde) ist also ein Brückenschlag unserseits nicht möglich. Bei Königsburg scheinen die Verhältnisse ebenso ungünstig. Ich richte mein Augenmerk auf Arnis und Kappeln, das ich gestern und heute rekognoszieren lasse." Blumenthal schreibt in einem Briefe vom 10. Januar 1866 an Moltke: „Am nächsten Morgen (3. Februar) $8^1/_2$ Uhr ging ich zum Prinzen, um ihm meinen Plan zu einem Uebergang bei Kappeln vorzulegen; er hörte mich nur flüchtig an und ging zuletzt darauf ein, den Feldmarschall, der ihn zu einer Konferenz nach Ober-Selk bestellt hatte, um die Genehmigung zum Uebergang bei Kappeln zu bitten. Ich mußte ihm meinen Plan schriftlich kurz aufsetzen und nahm er das Papier mit." Aus dem eigenhändigen Bericht des Prinzen an den König, der die Abgangszeit 8 Uhr früh trägt, also vor der Besprechung mit Blumenthal abgefaßt ist, geht hervor, daß der Prinz schon selbst „sein Augenmerk auf Arnis und Kappeln gerichtet" hatte.

Im „Hahnenkrug' fand aber nicht eine Konferenz wie in Bordesholm statt, die nur durch Harmlosigkeit glänzte, sondern ein eigentlicher, wenn auch improvisierter Kriegsrat. Der Feldmarschall fragte jeden höheren Militär, der anwesend war, Berufene und Unberufene. Er fragte den Kronprinzen, die Prinzen Albrecht Vater und Sohn, den Feldmarschalleutnant Gablenz, einige Offiziere dessen Stabes, den Generalleutnant von der Mülbe,[1]) endlich zum Schluß auch mich. Der Feldmarschall stimmte jedem bei. Gablenz, den Feldmarschall zu leiten wünschend, tat ihm schön, wollte ihn aber zu der traditionellen Zauderpolitik seiner Regierung beschwatzen und bemühte sich, alle Vorteile auseinanderzusetzen, die aus einer Vereinigung aller drei Korps, also auch des meinigen, vor den Danewerken, die dann regelrecht zu belagern wären, entspringen würden. Man habe allerdings noch kein Belagerungsgeschütz, dieses müsse abgewartet werden. Dieser Ausspruch schien der lebendigen, kavalleristischen Natur des alten Wrangel nicht zu konvenieren, denn er warf ein, daß er ohne das Belagerungsgeschütz die Danewerke in Front stürmen wolle, worauf Gablenz, von den meisten Anwesenden und auch von mir durch Zeichen der Zustimmung unterstützt, erwiderte, das hieße ganz nutzlos Hekatomben von Soldaten opfern. Dem alten Feldmarschall schwebte nun der Gedanke des Schleiüberganges vor, und er forderte mich auf, mich über das Treffen bei Missunde und über meine Absichten zu äußern. Ich faßte mich bestimmt und kurz und widerlegte zunächst die Ansicht des Feldmarschalls, es sei dies eine Rekognoszierung gewesen, sagte, ich würde an einem andern Punkte übergehen, deutete auf Arnis und Kappeln und sagte schließlich, ich könne auf Grund der gestrigen ungenügenden Schleirekognoszierungen, die heute fortgesetzt wären, über die ich aber noch keine Meldung hätte, weder den Ort noch die Zeit des Ueberganges bestimmt angeben, ich würde aber morgen meinen Chef des Stabes mit den betreffenden Angaben ins Hauptquartier nach Damendorf senden. Dies befriedigte. Es war mir somit gelungen, es durchzusetzen, daß der ursprünglich beabsichtigte Operationsplan beibehalten und dieser ominöse Kriegsrat resultatlos wurde. General Falckenstein, hiermit völlig einverstanden, sekundierte mir und machte in meinem Sinne eine Art Resümee."

An den König berichtete der Prinz am 4. Februar eigenhändig: „Wenn ich Eurer Majestät Interesse und Politik richtig verstehe, so kommt es darauf an, rasch zu handeln und die Oesterreicher mit fortzureißen. Ich bin von morgen ab, spätestens übermorgen bereit, über die Schlei zu gehen." Oberst von Blumenthal begab sich am 4. Februar zur Berichterstattung über das Ergebnis der Erkundungen nach Damendorf und erwirkte dort unter kräftiger Beihilfe des auf dem Kriegsschauplatze vorübergehend anwesenden Generals von Manteuffel, des Chefs des Militärkabinetts, vom Feldmarschall Wrangel die Genehmigung zum Schleiübergang bei Arnis.[2])

[1]) General von der Mülbe befehligte die preußischen Garden, die als kombiniertes III. Korps am Feldzuge teilnahmen.

[2]) Blumenthal schreibt hierüber am 10. Januar 1866 an Moltke: „Herr von Manteuffel begleitete mich auf meine Bitten. Ich bedurfte einer solchen Unterstützung, da ich

Dem Prinzen Friedrich Karl selbst fiel der Entschluß zur Ausführung des Planes nicht leicht. Einen tiefen Einblick in seinen seelischen Zustand in den Tagen, die dem Uebergange bei Arnis vorangingen, gewährt die nachfolgende Schilderung in den „Erinnerungen u. s. w.“:

„General von Manteuffel war mir in den Tagen der Krisis zwischen Missunde und Arnis eine große moralische Stütze, an der ich mich erfrischte und gewissermaßen erst selbst ganz wiederfand. Ohne sein stetes Drängen und Zureden wäre ich schwerlich schon am 5. gegen Arnis und Kappeln marschiert, um am 6. überzugehen. Aber er wußte rechtzeitig allerhand Hausmittel anzuwenden und wirkte durch Hinweisung auf den Großen Kurfürsten, auf Friedrich II. und Napoleon richtig auf mein Herz und meinen Verstand ein ... ‚Heute sind Sie noch der junge, wenig beachtete, leichtsinnige Prinz — morgen, wenn die Sache glückt, ein großer General, der Held des Tages, ein Name in der Geschichte.‘ So etwas schlug selbst bei meinem kranken Körper durch. ‚Wenn die Sache glückt!‘ — Das war aber gerade der Haken, und im Augenblicke einer großen Entscheidung fühlt der Mensch so ganz seine eigne Schwäche, macht aber doch selbst und mit Gottes Hilfe aus sich, was irgend zu machen ist. Wiewohl der Gedanke lange Jahre vorherbedacht und bestimmt, und man an ihn gewöhnt ist — jetzt soll er ausgeführt werden. Diese Menge unvorhergesehener Schwierigkeiten, die in der Sache und in der Natur des einzelnen Menschen liegen! Alles muß überwunden werden, aber man findet sicher in dieser Arbeit und beim Wagen eine Menge Erleichterungen, auf die man nicht gefaßt war. [1]) Und das Wörtchen ‚muß‘ und ‚ich befehle‘, zur rechten Zeit von jemandem ausgesprochen, der, wie ich, mit den Worten sehr haushälterisch umzugehen pflegt, das zieht gewaltig in unsrer gutdisziplinierten Armee. Im Augenblick

---

im Hauptquartier noch zu wenig gekannt war und kein festes Vertrauen in die Ausführbarkeit meiner Vorschläge erwarten konnte. Leider war ich in einer Sache mit Herrn von Manteuffel nicht einig. Meiner Ansicht nach sollte gleich nach dem Uebergang von Kappeln direkt auf Flensburg marschiert werden, um dem Feind den Rückzug zu verlegen und ihn zur Teilung seiner Kräfte zu nötigen. Gefahr war dabei nicht, wie Euer Exzellenz dies auch in Ihrem Operationsplan gesagt haben. Herr von Manteuffel hielt es aber für zu gefährlich und bewog General von Falckenstein, uns in der Disposition die Direktion auf Missunde zu geben, was denn auch wirklich trotz meiner Vorstellungen geschah.“ Prinz Friedrich Karl hatte schon in seinen Bemerkungen zu Moltkes Operationsentwurf vom Dezember 1862 die Richtung auf Flensburg empfohlen und berichtete am 8. Februar 1864 eigenhändig an den König: „Der Feldmarschall hatte befohlen, ich solle die Direktion auf Missunde einschlagen, während mir die auf Flensburg entscheidender und richtiger erschien.“

[1]) Ueber die in diesen Worten ruhende tiefe psychologische Wahrheit war sich der Prinz theoretisch schon lange vorher im Frieden klar geworden, wie folgende Stelle seiner 1860 verfaßten Denkschrift über die Kampfweise der Franzosen zeigt: „Wer da will, der kann auch; denn der Wille ist schon die halbe Tat. Bedenken und Unsicherheit wegen der Wahl der Mittel hat nur derjenige, welcher nicht die Kraft hat, zu wollen. Ehe man sich entschließt, sieht man häufig nur Schwierigkeiten, aber wenn man erst ins Handeln gekommen ist, findet man unterwegs eine Menge von Erleichterungen, die man nicht erwartet hatte.“

der Krise tut man den meisten Untergebenen durch Kürze und Bestimmtheit den größten Gefallen, weil die meisten froh sind, wenn man ihnen hierdurch Verantwortung, die sie nur in gewissen Grenzen zu tragen gewohnt sind, abnimmt. Solch Augenblick der größten Krise war, als ich in Karlsburg den versammelten Generalen und selbständigen Offizieren des Korps meine Befehle zum Schleiübergang für die folgende Nacht vom 5. zum 6. mündlich erteilte. Wie war die Kriegslage, und wie betrachtete ich sie? Die Schlei war eine starke Gewehrschußweite breit. Jenseits standen die Dänen, die bereits trotz aller Gegenmaßregeln auf uns aufmerksam geworden waren. In einer Anzahl (drei bis vier) Fleschen gähnten uns einige 24-Pfünder (zirka sechs) an mehreren Stellen an.[1]) Durch kühnes Uebersetzen auf von Kiel und Eckernförde mitgeführten Kielbooten, welche der Avantgarde des Obersten von Hartmann und der 12. Brigade Roeder zugeteilt waren, sollten Arnis und Kappeln überrumpelt und die Batterien von der Kehle aus genommen werden. Die Truppen hatten dann bis an bezeichnete Stellen, die auf Kanonenschußweite von Arnis lagen, vorzudringen und sich festzusetzen. Mit dem Grauen des Morgens, etwa um $^1/_2$7 oder 7 Uhr, hatte der Brückenschlag bei Arnis zu beginnen. Aber der Feind mußte beim Ueberfalle unsre Absicht erkennen und an de Meza melden. Dieser konnte und mußte — und die Auffassung habe ich noch heute — etwa um Mittag oder spätestens nachmittags zirka 24000 Mann von seinen 38000 disponibel machen und meinen 16000 Mann, die ich über die Schlei führte, Bataille liefern. Der Ausgang konnte mindestens zweifelhaft sein für mich; denn eine noch so gute, aber nicht an Kampf gewöhnte Truppe hat, alles sonst gleich gedacht, eine üble Chance, wenn sie sich als Debüt im Verhältnis wie 2 : 3 schlagen muß. In dieser Bataille konnte ich weder direkt noch indirekt auf Unterstützung rechnen, denn was für einen Effekt wollten wohl das II. und III. Korps der alliierten Armee mit ganz unzureichender Artillerie im Frontalangriff auf die mit mehr als 100 Geschützen besetzte Danewerkstellung hervorbringen? Es kam nur darauf an, daß die Dänen sich nicht imponieren ließen. Meine schwanke Pontonbrücke hinter mir konnte durch die Strömung, das Eis und die feindlichen Kanonenboote vernichtet werden. Wie Ferdinand Cortez ließ ich meine Schiffe vernichten. Ich setzte alles gegen alles. Ich spielte um meinen Kopf. In diesem Sinne, in feierlicher Stille und Stimmung meiner Generale, mit militärischer Bestimmtheit und Klarheit gab ich meine Befehle.[2]) Ich sparte nicht das Wörtchen ‚muß‘ und ‚ich befehle.‘ Mit dem Bewußtsein, daß ich etwas seit Jahren Wohlerwogenes unternähme, warf ich alle Bedenken beiseite, duldete nicht, daß

---

[1]) Der linke Flügel der Dänen hinter der Schlei war an allen zum Uebergang geeigneten Stellen bei Rabelsund, Kappeln, Arnis und Nis durch Verschanzungen gesichert. Außerdem war die ganze Strecke durch acht erst im Rohen hergestellte, aber mit schwerem Geschütz ausgerüstete Erdwerke befestigt. Die 1. Infanterie-Brigade und drei Batterien bildeten die Besatzung.

[2]) Goeben schreibt am 5. Februar seiner Gattin: „Der Prinz teilte den Uebergangsplan mit, klar und bestimmt.“ Zernin, Goeben, Bd. I S. 238.

welche geäußert wurden, und ging gewissermaßen in diesem Augenblicke, wo nicht mehr zu erwägen, sondern nur zu handeln war, tête perdue in mein Verhängnis. Wir schieden von dieser denkwürdigen Zusammenkunft in der festen Ueberzeugung eines blutigen Morgens, den viele von uns nicht überleben würden. So war mir zumute in diesem Augenblick der größten Entschließung, die ich je gefaßt.[1]) Der Entschluß wurde mir ungeheuer schwer, viel schwerer als je einer vorher oder nachher.[2]) Am Tage nach Düppel noch schrieb ich meiner Frau im Bewußtsein der vollsten Wahrheit, daß ich auf Arnis stolzer sei als auf Düppel, und — das füge ich jetzt hinzu — stolzer auch als auf Alsen ... Der Feind ließ sich imponieren, ließ sich die schöne Chance, mich zu schlagen und doch durch Monate die Danewerke zu behaupten, entgehen und baute ab, Hals über Kopf, fluchtartig. Ich atmete frei auf, als ich das erfuhr. Ich hielt den Feldzug in der Hauptsache für vollendet und äußerte mich so. Das Verlassen der Danewerke in der Art, wie es geschah, hatte außerhalb aller Berechnung gelegen und frappierte ungemein."

Auch Blumenthal konnte sich dem mächtigen Eindrucke, den des Prinzen Auftreten vor seinen Generalen in Karlsburg machte, nicht entziehen. Er teilte darüber Anfang Januar 1866 brieflich an Moltke folgendes mit:

„Um 5 Uhr nachmittags hielt der Prinz den versammelten Generalen im Saale des Schlosses Karlsburg eine Ansprache, die vielleicht das Schönste war, was er gesprochen hat. Er verhehlte ihnen die Gefahren nicht, die das Eis, das Wasser und der zu erwartende feindliche Widerstand den durch den beschwerlichen Marsch und das schwere Biwak erschöpften Truppen bieten würde, aber er erwarte die altpreußische Hingebung und Freudigkeit zum Kampf für König und Vaterland, die uns siegreich auf das andre Ufer tragen würden u. s. w. Er sprach wahrhaft hinreißend und versetzte alles in Enthusiasmus. Dann gab er mündlich eine kurze Disposition für das Uebersetzen, den Brücken- und Batteriebau und für die späteren Bewegungen ... Der Moment war so schön und erhebend, daß ich ihn nicht vergessen kann, obgleich er durch den unerwarteten gänzlichen Abzug der Dänen später seine Bedeutung verlor."

Wir wissen heute, daß der Entschluß des dänischen Generals de Meza, die Danewerke zu räumen, nicht durch den Uebergang des Prinzen bei Arnis hervorgerufen worden ist, sondern aus andern Gründen schon vorher gefaßt, und daß der freiwillige Abmarsch bereits eingeleitet war. Diese Tatsache beeinträchtigt jedoch in nichts den Wert der vorstehenden Darlegungen. Die Absichten und

---

[1]) Man vergesse nicht, daß diese Worte vor den Feldzügen 1866 und 1870/71 geschrieben sind.

[2]) Am 8. Februar berichtete der Prinz eigenhändig an den König: „Eurer Majestät darf ich gestehen, daß ich schwere Sorgen um das Gelingen meines Unternehmens, bei Arnis angesichts des Feindes überzugehen, gehabt habe, Sorgen, welche allein verscheucht wurden, wenn ich die Zuversicht und das Vertrauen der Brandenburger zu mir sah. Es ist doch ein sehr großer Unterschied, ob man Truppen kommandiert, die man kennt und ausgebildet hat, oder andre."

das Tun des Feindes sind im Kriege stets in den Nebel der Ungewißheit gehüllt. Maßgebend für die Beurteilung eines Entschlusses kann nur der Gesichtspunkt sein, wie sich die Kriegslage während der Ereignisse im Geiste des Feldherrn darstellt, nicht wie sie durch die spätere Geschichtschreibung tatsächlich aufgedeckt wird. Und zum Beweise dafür, wie gefahrvoll, ja verwegen die Operation des Prinzen damals selbst von Unbeteiligten angesehen wurde, sei nur auf die Ausführungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe[1]) hingewiesen, in denen es heißt: „Der Uebergang bei Arnis konnte bei Schnee und Eis nun und nimmer gelingen, wenn 4000—5000 Feinde drüben standen, wie es bis zum 5. Februar früh der Fall war, um ihn zu verbieten, und wenn von unsrer Seite drei Armeekorps dagegen in Bewegung gesetzt worden wären. Ein Sturm auf die großartigen Schanzen von Schleswig, gegenüber der schweren, mächtigen Artillerie von nur zwölf 12-Pfündern unterstützt, mußte zur Vernichtung der Stürmenden führen.“ Alle Welt glaubte damals, daß nur der kühne Entschluß Friedrich Karls zum Uebergang bei Arnis den feindlichen Feldherrn zum Aufgeben seiner Stellung und zum eiligen Rückzuge veranlaßt habe, und auch Moltke schrieb am 19. Februar 1864 unter diesem Eindruck dem Obersten von Blumenthal:[2]) „Diese Umgehung ist nun ... mit glänzendem Erfolge ausgeführt und hat die Räumung der Danewerkstellung zur Folge gehabt.“ Auf der andern Seite weist die Kriegsgeschichte oft Fälle auf, wo Entschlüsse, die in irriger Auffassung der Lage vom Feldherrn leicht, mühelos und ohne Bedenken gefaßt wurden, für die tatsächlichen Begebenheiten die größte Tragweite und folgenschwerste Bedeutung gewonnen haben. Um ein Beispiel aus der neuesten Kriegsgeschichte anzuführen, sei nur an den Entschluß des japanischen Generals Kuroki in der Schlacht bei Liaoyan am 30. August 1904 erinnert, vor der russischen Front zur Teilung seiner Kräfte zu schreiten und mit der Hälfte seiner Armee auf das rechte Ufer des Taitsyho überzugehen. Dieser Entschluß, unter der völlig unzutreffenden Voraussetzung, daß der Feind schon im Rückzuge über Liaoyan begriffen sei, und daher leichten Herzens gefaßt, führte zu den heißen Kämpfen vom 1. bis 4. September auf dem Nordufer des Flusses und zur Entscheidung der Schlacht zugunsten der Japaner. Man ersieht daraus, daß im Kriege lange nicht immer gewaltige Ereignisse durch schwere Entschlüsse hervorgerufen werden, und anderseits häufig eine unter dem vollen Druck des Verantwortlichkeitsgefühls nach schwerem innerem Kampfe erfolgte Entschließung des Feldherrn ohne Wirkung auf den Verlauf der Begebenheiten bleiben kann.

Noch eine andre Bemerkung möge hier Platz finden. Der bekannte Militärschriftsteller Fritz Hoenig führt in seiner Charakteristik des Prinzen Friedrich Karl im „Volkskrieg an der Loire“[3]) das „Mißgeschick von Missunde“ als Grund für die Vorsicht und Bedächtigkeit an, die seiner Handlungsweise fortan ange-

[1]) Aus meinem Leben, Bd. III S. 147.

[2]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864, S. 84.

[3]) Bd. VI S. 283 ff.

haftet habe. Er stützt sich auf das Wort eines „genauen Kenners und Freundes“ des Prinzen: „Dieser Vorfall hat in der ganzen späteren Feldherrntätigkeit nachgewirkt und aus dem kühnen General einen vorsichtigen Feldherrn gemacht.“ Nach dem, wie Friedrich Karl uns selbst seinen Seelenzustand bei und nach Missunde schildert, trifft diese Bemerkung nicht das richtige. Denn er zwang sich und alle Welt dazu, Missunde nicht als „Mißgeschick“ anzusehen, und dem Ereignis folgte unmittelbar die „größte Entschließung“, die er im Dänischen Feldzuge getroffen zu haben glaubt. Zweifellos aber haftet dem kriegerischen Handeln des Prinzen in allen drei Feldzügen, die er geführt, im allgemeinen eine große Ueberlegtheit und Bedächtigkeit, hier und da sogar allzu weitgetriebene Vorsicht an. Der Grund dafür ist aber in der Charakterveranlagung des Feldherrn zu suchen. Er war keine geniale Natur von schnellem Blick und raschem Entschluß, ihm fehlte der unmittelbar zündende Geistesfunke eines Moltke, „das leichte Blut“ eines Blumenthal, er fühlte stets die Schwere der auf ihm lastenden Verantwortung und brauchte Zeit, um sich große Entschlüsse — nicht immer, aber häufig — von der Seele zu ringen. Aber bei der ihm eignen Willenskraft und der durch jahrelange theoretische Studien und praktische Erfahrungen geübten Selbstzucht und Selbsterziehung brachte er es dahin, seine Bedenklichkeiten niederzukämpfen und dann mit vollem Bewußtsein einer Gefahr entgegenzugehen, die sich in seiner Phantasie oft — so auch bei Arnis — noch größer widerspiegelte, als sie in der Tat war. Nicht kühner Wagemut oder Lust an der Gefahr war die Triebfeder seines Handelns, sondern ernste Gewissenhaftigkeit, die alle Möglichkeiten durchdachte und erst nach eingehenden Erwägungen des Für und Wider zum Entschlusse kam. Nicht das „Mißgeschick von Missunde“ hat aus dem kühnen General einen vorsichtigen Feldherrn gemacht, sondern der Tag von Missunde hat zum ersten Male die wahre Natur des vorsichtigen Feldherrn enthüllt.

Die überraschende Meldung vom Abzuge der Dänen erhielt Prinz Friedrich Karl noch am 5. Februar 11 Uhr abends in Karlsburg und teilte sie um 12 Uhr nachts dem Feldmarschall mit. Da die Ingenieuroffiziere jedoch den Beginn des Brückenschlages während der Nacht für untunlich erklärten, wurde an den Befehlen für den Uebergang nichts geändert, sondern den Truppen nur die möglichste Beschleunigung anempfohlen. Nachdem die Brigade Roeder bis um 10 Uhr morgens mit Booten an der Fährstelle bei Kappeln übergesetzt war, vollzog sich der Uebergang des Korps auf der bei Arnis geschlagenen Brücke von 9 3/4 Uhr an bis 4 1/2 Uhr nachmittags. Wrangel hatte noch vor Bekanntwerden des feindlichen Abzuges dem Prinzen ein Vorgehen längs der Schlei auf Missunde und Schleswig befohlen, doch änderte er am Morgen des 6. Februar diesen Auftrag dahin, die Verfolgung in der Richtung auf Flensburg aufzunehmen. Der Flügeladjutant Prinz Kraft zu Hohenlohe, der den diesbezüglichen Befehl um 11 Uhr 5 Minuten dem Prinzen überbrachte, schildert in seinen Aufzeichnungen[1]) die persönliche Tätigkeit Friedrich Karls bei der nun

[1]) Bd. III S. 39 ff.

einsetzenden Verfolgung folgendermaßen: „Die Nachricht, die ich brachte, erregte natürlich große Freude. Während der Prinz nun die nötigen Anordnungen traf, um zunächst dem Feinde Kavallerie nachzusenden, damit man noch fing, was man noch erreichen konnte, und baldigst erfuhr, wie weit das österreichische Korps gelangt sei, also Zietenhusaren, westfälische Husaren und brandenburgische Ulanen in schneller Gangart vorbeorderte, ferner die Befehle gab, um die Infanterie durch Ablegen des Gepäcks und Versorgen mit Lebensmitteln zu dauernd schnellem Marschieren fähig zu machen und dann die Richtung des ganzen Korps zu ändern, kümmerte ich mich u. s. w. Prinz Friedrich Karl sah sehr gut aus. Die kräftige Figur saß fest im weiten Mantel. Mit Löwenstimme brüllte er den Leuten, einer Kompagnie nach der andern, zu: ‚Brandenburger, der Feind flieht vor euch, jetzt heißt es marschieren, damit ihr ihn einholt.‘ Trotz der ohne Feuer im Freien bei mehr als 10 Grad Kälte zugebrachten Nacht waren die Leute sehr munter. Sie jubelten dem Prinzen als Antwort entgegen und marschierten fröhlich darauf los ... Dann ritt er selbst mit dem Stabe vor ... Unterwegs gab es noch manchen Aufenthalt mit marschierenden Bataillonen, bei denen sich der Prinz nach dem Befinden der Leute erkundigte, denn er verstand es vortrefflich, den Leuten Interesse zu zeigen und sie dadurch an sich zu fesseln; und dann ging es langsam weiter vor. Beim Durchreiten eines Dorfes fiel ihm auf, daß jenseits desselben zwei Posten ausgestellt waren, und er erfuhr, dies seien die äußersten Infanterieposten der Avantgarde. Wir befanden uns in Sterup. Die Kavalleriespitzen waren wohl weiter, aber der Prinz konnte doch mit dem Hauptquartier nicht über die vorderste Infanterie hinaus."

Bei Sterup, 18 Kilometer von Arnis, kam die Verfolgung auf den verschneiten und glattgefrorenen Knickwegen spät abends zum Stehen, ohne daß es gelungen war, den Feind einzuholen. „Der Vormarsch gegen den Feind," so berichtete der Prinz eigenhändig am 8. Februar an den König, „der vierzehn Stunden Vorsprung hatte, wurde von mir persönlich, der ich die Truppen, Offiziere und Generale anfeuerte, so beschleunigt, wie es möglich war, trotz des Widerspruchs der meisten höheren Offiziere, die mir noch heute immer mit Bedenken kommen."

Für den folgenden Tag, den 7. Februar, ordnete er die Fortsetzung der Verfolgung für die Avantgarde um 2 Uhr, für die Brigade Roeder um 3 Uhr früh an, so daß beide vereinigt etwa um 7 Uhr in Flensburg sein konnten. Ein Befehl Wrangels setzte indes die Aufbruchszeit erst „auf Tagesanbruch" fest. Der Prinz schreibt hierüber:

„Ich stand nun vor der Alternative des Gehorsams und Ungehorsams. Ich hatte befohlen, um 2 Uhr und um 3 Uhr zu marschieren, jetzt wurde diese Stunde verrückt bis auf 6 Uhr oder 1/2 7 Uhr, denn die Nächte waren hier noch sehr lang. Ich entschied mich, weil ich nicht zu übersehen vermochte, welche Kombination dem Feldmarschall etwa vorgeschwebt hätte, für den Gehorsam, oder richtiger gesagt, ich wählte ein Mittelding. Den beiden Brigaden, bei denen ich war, befahl ich den Vormarsch mit Tagesanbruch; meiner Avantgarden-

kavallerie, soweit sie sich vor der Infanterie befand — Major von Weise mit zwei Eskadrons Zietenscher Husaren und der 1. Eskadron des 11. Ulanenregiments —, schickte ich dagegen keine veränderten Befehle. Der Grund hierfür war, daß ich hoffte, sie würde, wie es auch geschah, Gelegenheit zu einem Handstreich haben ... und der Wunsch, daß sie einen gehörigen Vorsprung vor der Infanterie erlangen sollte.

Hernach, d. h. nach Tagen, ergab sich dann diese auffallende Zeitbestimmung des Feldmarschalls als eine unklar gedachte, als ein Lapsus calami, der meines Wissens von dem sonst so sehr ausgezeichneten Oberstleutnant von Stiehle, dem Flügeladjutanten Seiner Majestät, herrührte.

Wenn ich es bei meinen ursprünglichen Marschbefehlen gelassen hätte! Ich hätte mit neun Bataillonen um 7 Uhr früh vor Flensburg gestanden und wäre unfehlbar in der Richtung auf Jütland oder gegen Düppel, je nach den Umständen bis Seegaard oder bis Rinkenis gelangt. Ich hätte die ganze Reserveartillerie, die sich bei Krusau festgefahren, genommen, hätte die Dänen auseinander marschiert, und jedenfalls hätte mich der Befehl, am 7. nach Glücksburg und Gegend in Ruhequartiere zu rücken, nicht ereilt. Einmal am Feinde, konnte man mir nicht Halt gebieten. Oder wenn ich doch wenigstens bei meinem Vorhaben, mich persönlich den Eskadrons des Majors von Weise anzuschließen, geblieben wäre! Der General von Manteuffel redete mir dies aus, bedauerte es nachher selbst; denn meine persönliche Anwesenheit in Flensburg hätte doch vielleicht Aehnliches, wie eben angedeutet, noch rechtzeitig erlangen und vermitteln können.

Ich bin wegen meines Gehorsams getadelt worden, und es ist mit Recht geschehen. Ich hätte mir sagen können, daß im Großen Hauptquartier irgendeine falsche Auffassung, eine Unklarheit obwalten müsse, und daß der Befehl an mich etwas wie ein Mißverständnis sei. Ich war in der Lage der Generale, denen man Instruktionen schickt, die man einladet, bei Ausführung der beigelegten Disposition mitzuwirken, deren eigne Verhältnisse man aber wegen der räumlichen Trennung nicht so genau übersehen kann, daß bloße strikte Befehle genügen."

Die Avantgardenkavallerie unter Major von Weise stieß um 7 1/2 Uhr früh bei Flensburg noch auf die letzten Reste der Dänen, deren Hauptkräfte jedoch bereits in der Nacht den Rückzug auf Düppel und Jütland angetreten hatten. Wenn es daher auch dahingestellt sein muß, ob es dem Prinzen gelungen wäre, dem Feinde bei seinem großen Vorsprung noch derartigen Schaden zuzufügen, wie er hoffte, so bleibt doch das Streben nach rastloser Verfolgung hoch anerkennenswert und sticht vorteilhaft ab gegen das Verhalten Wrangels und des Generals von Gablenz, die aus Rücksicht auf die starke Ermüdung der Truppen der Verfolgung nicht den nötigen Nachdruck gaben. Auch unter den ihm unterstellten Generalen erhoben selbst Männer wie Manstein und Roeder Einspruch gegen des Prinzen Drängen zur rücksichtslosen Verfolgung. Er selbst erzählt hierüber:

„In Glücksburg hatte ich eines Tages eine Unterredung mit dem später so verdienten und am Feinde bewährten General von Manstein, die wohl der Er-

wähnung wert erscheint. Dieser brave General machte mir in ähnlicher, aber noch nachdrücklicherer Art, als es General von Roeder schon in Sterup getan, Vorstellungen über die Art und Hast meines Vormarsches am 6. resp. 7. morgens. Er hielt sie für sehr bedenklich und stellte die Schlagfähigkeit des Korps in Abrede. Bei einer Begegnung mit den Dänen hätte ich den kürzeren ziehen müssen. Seine Vordersätze konnte ich nicht angreifen, aber seine Folgerung. Ich setzte ihm auseinander, daß die Dänen nach allen Anzeichen, die mir zugekommen, obgleich nicht geschlagen, dennoch in einer Art von Flucht und Auflösung sich von den Danewerken und von der Schlei abgezogen hätten, daß ich sie mit meiner viel besser einmarschierten Infanterie am 7., spätestens am 8. eingeholt und gewissermaßen dann auseinander marschiert haben würde, daß es bei solchen Gelegenheiten weniger darauf ankäme, ob man mit vollkommen schlagfähigen Truppen erschiene, als daß man überhaupt und schnell da sei und immer die Fühlung am Feinde behielte. Ich erinnerte an die Verfolgung, die Gneisenau nach Belle-Alliance zuwege gebracht hätte, diese habe mir von jeher und auch in diesem Falle als Ideal vorgeschwebt. Wenngleich es mir damals nur gelang, den General von Manstein etwas zu beruhigen, so muß ich doch sagen, daß er mir nachträglich vollkommen recht gegeben hat, als er ebenfalls den Krieg und unsern Feind besser kennen gelernt hatte.“ [1])

Der erste Teil des Dänischen Feldzuges war durch das glückliche Entkommen des Feindes ohne entscheidenden Erfolg zu Ende geführt. Dennoch blickte der Prinz nicht ohne Befriedigung auf ihn zurück, weil er, wie alle Welt damals, die strategische Wirkung seines Umgehungsmanövers überschätzte. Auch König Wilhelm stand ganz unter diesem Eindruck; aber auch objektiv betrachtet, hatte er völlig recht, wenn er dem Neffen schrieb: „Ich kann Dir über alles, was ich aus Deiner Disponierung lese, nur alle Anerkennung aussprechen. Ich bin unendlich glücklich über das, was Du von den Truppen sagst. Erwartet habe ich es zwar, aber die Erfüllung ist doch schön ... Fahre so fort, wie Du begonnen hast, und alle Anerkennung wird Dir gewiß sein.“

Von seinem Hauptquartier Glücksburg aus erließ der Prinz am 8. Februar den nachstehenden Korpsbefehl:

„Soldaten meines Korps!

Der wichtigste Teil dieses Feldzuges liegt bereits hinter uns!

Wißt ihr noch, was ich euch von Plön aus zurief? Lauteten meine Worte nicht also: ‚Wir werden auf starke Befestigungen und auf breite Wasser- oder Eisflächen stoßen; nur um so herrlicher wird sich eure Unerschrockenheit und euer Eifer zeigen; jene Hindernisse bergen den Feind, der es gewohnt ist, vor unsern Regimentern zu fliehen; keins jener Hindernisse wird uns einen Augenblick länger aufhalten, als sich gebührt!‘

[1]) Auch Blumenthal erhob gegen das ungestüme Vorwärtsdrängen des Prinzen Bedenken. Er schreibt darüber am 9. Februar 1864 an Moltke: „Seine Königliche Hoheit waren voll Feuereifer und befahlen alles mögliche durcheinander, ohne mir ein Wort davon zu sagen. Bald entstand allgemeine Unordnung, alles marschierte durcheinander, der Prinz wollte immer vorwärts, ohne zu bedenken, daß die Truppen übermäßige Anstrengungen tags zuvor und bitter kaltes Biwak gehabt hatten.“

Am 1. Februar überschritten wir die Eider und trieben feindliche Vorposten vor uns her. Am 2. bedrohten wir Missunde und richteten großen Schaden an. Dann folgten Tage der Entbehrung und der Anstrengung, welche durch die Freudigkeit, mit der ihr sie ertruget, zu ebensovielen Ehrentagen für euch geworden sind. Meine Bewegung gegen Arnis und Kappeln entschied diesen Teil des Feldzuges, und die Vorbereitungen zum Brückenschlag waren für den Feind das Signal zur Flucht. Erst in Flensburg haben die Zietenschen Husaren und brandenburgischen Ulanen den Feind einzuholen vermocht. Gegen hundert schwere Geschütze, viele Munition und Waffen, Armeefuhrwerk aller Art, Massen von Proviant und von Furage und tausend Gefangene sind in unsre und der Oesterreicher Hände gefallen. Ihr seht den Erfolg, den kühne und rasche Tat nach sich zieht!

Die Danewerke, jenes feste Bollwerk des Nordens, hinter welchem sich der Feind unbesiegbar glaubte, ist durch unsern Uebergang bei Arnis gefallen, das Herzogtum Schleswig dem Dänen entrissen und derselbe nach Jütland und auf seine Inseln entwichen.

Soldaten! Danken wir Gott, daß er mit uns war und uns mit geringen Opfern so staunenswerte Erfolge in sechs Tagen erringen half!

Eure Haltung im Gefecht ließ nichts zu wünschen übrig, denn nur euer Eifer mußte gezügelt werden. Besondere Anerkennung verdient die Tapferkeit und Kaltblütigkeit unsrer braven Artillerie vor Missunde. Der 2. Februar bleibt für sie, die einen ungleichen Kampf rühmlich bestand, auf immer denkwürdig. Es wird genügen zu sagen: ‚Ich bin ein Kanonier von Missunde', um die Antwort im Vaterlande zu hören: ‚Siehe da! ein Tapferer!'

Soldaten, ich werde die Namen der besonders Tapferen und derer, die uns wichtige Dienste geleistet haben, aus allen Waffen dem Könige nennen. Er hat mir verheißen, einige davon auszuzeichnen.

Die Tage der wohlverdienten Ruhe, deren ihr euch jetzt erfreut, werden kurz sein bald wird euer Drängen nach Vorwärts neue Befriedigung erlangen."

Der Prinz selbst bemerkt zu diesem damals in der Presse des In- und Auslandes vielfach bekrittelten Tagesbefehl in seinen „Erinnerungen u. s. w." folgendes:

„In den Kreisen, auf die er berechnet war, schlug er mächtig ein und wurde mir sehr gedankt. Daß man ihn auswärts derselben anders betrachtete, ihn anmaßend und napoleonisch fand, ist gleichgültig, aber wohl erklärlich. Ich fand Worte nötig, da ich bis dahin noch nicht mit Taten, d. h. Siegen, aufwarten konnte. Meine strategischen Erfolge fühlte der Soldat. Ich mußte seinen Gefühlen die Worte verleihen. Uebrigens hat man schon oft den Feind mehr mit den Beinen als mit den Armen des Soldaten geschlagen." [1])

(Fortsetzung folgt)

[1]) Der dem Prinzen aus seiner Stettiner Zeit sehr nahestehende Oberpräsident von Pommern Frhr. Senfft von Pilsach schrieb ihm am 14. Februar: „Es fällt mir schwer, einem wenn auch nur dem Anscheine nach unharmonischen Gedanken Ausdruck zu geben. Aber ich würde die Treue verletzen, die ich meinem gnädigsten Herrn so gern bis zum Grabe halten will, wenn ich Anstand nähme, Euer Königlichen Hoheit meine Betrübnis darüber auszusprechen, daß Höchstdieselben in Ihrem Korpsbefehl vom 8. d. sagen: Die Danewerke sind durch unsern Uebergang bei Arnis gefallen, ohne dabei dem Heldensinn der Oesterreicher ein Wort der Anerkennung zu widmen. Wie segensreich würde dieses Wort gewirkt, wie würde es die österreichische Armee für Eure Königliche Hoheit begeistert haben!"

Gehen wir einem Kriege mit Großbritannien entgegen?

Von

Fürst Lichnowsky

Unser Verhältnis zu Großbritannien bildet seit einer Reihe von Jahren den wichtigsten Teil unsrer auswärtigen Politik. Die Unwahrscheinlichkeit eines festländischen Krieges, der mit russischer Unterstützung geführt werden müßte, um Frankreich wieder in den Besitz der durch den Frankfurter Frieden verloren gegangenen Landesteile und seiner ehemaligen Machtstellung zu setzen, war seit dem Ableben Alexanders III. und seit dem letzten Vordringen Rußlands nach Osten immer erkennbarer geworden. Die russischen Niederlagen haben vollends gezeigt, wie wenig die Wehrmacht des Zarenreiches zu einem Feldzuge gegen den stärksten Militärstaat des Festlandes geneigt sein dürfte. Das Ruhe- und Erholungsbedürfnis unsers Nachbarn trat immer deutlicher hervor, die inneren Unruhen ließen auch den Gedanken an militärische Abenteuer, die den Bestand der Monarchie in Rußland in Frage stellen könnten, nicht mehr recht aufkommen.

Je weniger wir uns nach beiden Fronten im Vertrauen auf unsre militärische Ueberlegenheit und auf das allgemeine Friedensbedürfnis bedroht fühlten, um so mehr trat die Frage an uns heran, ob wir einen Seekrieg mit der größten Flotte der Welt zu gewärtigen hätten. Was sollte unsre geringe Seemacht der englischen gegenüber, der zehnfach stärkeren ausrichten, welche Interessen sollten wir gegen England zu verteidigen haben, mit dessen Bewohnern uns Bande des Blutes verbinden, dessen Sitten und Einrichtungen wir vielfach bewundern und nachahmen, dessen Marine der unsrigen zum Vorbild diente, dessen Heere mit den unsrigen als Verbündete gekämpft und dessen Herrscherhaus dem unsrigen verwandt ist? Wir haben uns aber allmählich überzeugen können, daß mit einer wachsenden Mißstimmung jenseits des Kanals zu rechnen ist, daß dort der Ausbau unsrer Flotte, die Entwicklung unsers Handels und unsers Kolonialbesitzes mit Unmut ertragen, die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit Deutschland offen erörtert und Vorkehrung für den Streitfall getroffen wird. Trotz amtlicher Beschwichtigungen auf beiden Seiten, die an dem Friedenssinn der Regierenden keinen Zweifel aufkommen ließen, beunruhigte ferner die Wahrnehmung, daß Englands Herrscher und Minister bestrebt sind, enge Fühlung mit den meisten Mächten zu nehmen, diesen Wunsch uns gegenüber aber jedenfalls nicht in gleichem Grade erkennen ließen. In der Verschiedenheit, in dem zweierlei Maß schien die Absicht der Benachteiligung zu liegen.

Trotz freundschaftlicher Reisen und Reden wollte ein banges Gefühl, daß vielleicht eine Verwicklung mit überlegenem Gegner bevorstände, nicht mehr ganz weichen. Die Frage, die beide Nationen immer von neuem beschäftigt, ist die Ungewißheit, ob die andere gegen sie rüste. Auch in England besteht dieser Argwohn.

Woher stammt das Mißtrauen, das in England gegen uns hervortritt, ist es lediglich das Erstarken unsrer Flotte, unsers Handels, unsers Wohlstandes, unsers Kolonialreiches, das einen gewissen „Brotneid" erzeugt, oder lassen tieferliegende Gründe einen Zusammenstoß wegen unvereinbarer Gegensätze, wegen wichtiger Lebensfragen für die Zukunft gewärtigen? Läßt sich bei gutem Willen auf beiden Seiten der Wettbewerb auf wirtschaftlichem Gebiete nicht fortsetzen mit den Waffen des Friedens statt mit denen des Krieges?

Wenn unsre Zukunft wirklich auf dem Wasser liegt, so weist sie uns auf diejenigen Nationen, deren Zukunft sich auf demselben Gebiete befindet. Jedes emporstrebende Volk, dessen Wohlstand und Einwohnerzahl im Zunehmen begriffen ist, muß das Bestreben haben, sich auszubreiten, neue Anlagen und Werte zu schaffen, die eigne Kultur auf andre zu übertragen und dadurch den Besitzstand zu vergrößern, die Grundlagen des Volkstums zu mehren. Wer hierauf verzichtet, beschränkt sich auf die Erhaltung des bestehenden Wirkungskreises, weil er sich zu schwach fühlt, den wirtschaftlichen oder kriegerischen Aufgaben, die jeder Ausbreitung sich entgegenstellen können, zu begegnen. Er verzichtet aber auch, mit andern Völkern, die sich vermehren und ausbreiten, Schritt zu halten, er überläßt andern eine Zukunft, an der er nicht in gleichem Maße hoffen kann, teilzunehmen.

Wollte Deutschland auf seine Weltpolitik, auf die Ausdehnung und Befestigung seines überseeischen Handels, auf seine Kolonien, auf den Ausbau seiner Flotte verzichten, so hieße das der deutschen Kulturarbeit das Gebiet rauben, auf welches sie unbedingt angewiesen ist, falls sie den Anspruch erhebt, für die künftige Gestaltung menschlicher Gesittung und Entwicklung von entscheidendem Einfluß zu sein.

In Europa ist die Werbekraft des deutschen Mannes durch die Nachbarschaft alter, zum Teil ebenbürtiger Kulturvölker außerordentlich eingeengt. Sie beschränkt sich auf das Bestreben, in den östlichen Landesteilen deutsche Art an Stelle der polnischen zu setzen, sie gelangt ferner in völkerrechtlichen Banden bei einer politischen Gruppe zum Ausdruck, da, wo eine weitere Ausdehnung des bestehenden staatsrechtlichen Rahmens unstatthaft erscheint, sie hat nach einer blutigen Probe, welche die höhere Lebenskraft des Deutschtums erwies, zur Angliederung ehemaliger westlicher Landesteile geführt, aber es ist nicht anzunehmen, daß dem Unternehmungssinn des deutschen Volkes in Europa noch andre als geistige Erwerbungen offenstehen.

Von allen großen Kulturvölkern des Erdballs haben wohl fünf die größte Aussicht, in kommenden Jahrhunderten als Weltmächte ihre Ideenwelt, ihre Macht und ihren Besitz an leitende Stellen zu setzen: das deutsche, das britische, das russische, das nordamerikanische und vielleicht auch das japanische.

Die Zukunft des russischen Volkes und Reiches liegt in Asien und nur dort. Dort erwarten nationale, politische und wirtschaftliche Interessen den Schutz der russischen Verwaltung oder Vertretung, die Ausdehnung des Reiches wird sich naturgemäß auf solche Gebiete erstrecken, die schon heute dem Einfluß Rußlands

unterliegen, wo jetzt schon die Ueberlegenheit russischer Macht- und Kulturmittel sich Geltung verschafft, wo ein weiteres ersprießliches Arbeitsfeld sich gewärtigen läßt, wo kein überlegener Kulturwille sich entgegenstellt.

In der Politik sind einzelne Phasen der Entwicklung einer Nation von der Gesamttendenz, von der Grundrichtung zu unterscheiden. Letztere drängt die Russen nach Osten, wo ihnen schwächere Organismen, geringere Zivilisation eine Ausdehnungsmöglichkeit verheißen. Kleinasien, Persien, Zentralasien, Tibet, China und die Mongolei sind die Gebiete, auf welche der nationale Wille zum Leben der slawisch-byzantinischen Interessenwelt sich übertragen wird, falls er keinen ebenbürtigen Gegner trifft, der in der Lage wäre, seine Organisation und seinen Einfluß dort auf die Dauer zu behaupten. Wenn das Zarentum augenblicklich zurückweicht, Zugeständnisse machen muß und weiteren Vorstößen entsagt, so bedeutet das noch keineswegs den endgültigen Verzicht Rußlands auf die Politik, die allein aussichtsvoll sein kann und die Möglichkeit bietet, sich als Weltmacht zu behaupten. Seine beiden Nebenbuhler in Asien haben zwar augenblicklich nichts zu befürchten, weil Rußland geschwächt ist, auch sind sie selbst anderweitig in Anspruch genommen, der alte Gegensatz kann aber von neuem hervortreten, und er muß es, wenn Rußland seine ehemaligen Kräfte wiedererlangt hat. Asien ist das Gebiet, auf welchem die russische, englische und japanische Kultur und Macht aneinander geraten müssen, sie werden um den Besitz und die Herrschaft auf jenem Weltteil zu streiten haben, aber während die britische Politik sich augenblicklich zurückzieht, ist die japanische in stetem Vormarsch begriffen. Der alte englisch-russische Gegensatz in Asien würde auch schon jetzt wieder belebt werden, wenn nicht Deutschland die britische Aufmerksamkeit seit längerer Zeit so sehr in Anspruch nähme.

Der Kaufmann vermag wohl ein wirtschaftliches System zu begründen oder zu erweitern, soll daraus aber ein politisches werden zum dauernden Nutzen für das Heimatvolk, so bedarf die fremde Gemeinschaft des Schutzes einer Verwaltung und Wehrmacht. Heer und Flotte sind ebensolche Kulturträger wie Kaufleute, doch brauchen alle beide, damit ihr Werk von Bestand sei, gegenseitiger Unterstützung und Ergänzung.

Wie Asien die Zukunft Rußlands bedeutet, so bedeutet Amerika die Zukunft der Union, beiden Nationen bietet der eigne Erdteil noch unbegrenzte Möglichkeiten, noch Platz für viele Geschlechter, noch Arbeit für Jahrhunderte. Der Druck und die Anziehungskraft, welche die Union auf die übrigen Staaten des Weltteils ausübt, müssen wirtschaftlich und politisch ihre Vormachtstellung befestigen. Der eigne Rahmen bietet auch genügend Platz für Menschen und für Waren, denn das Bedürfnis nach Welthandel und Kolonialpolitik ist durch die Enge des Raumes und die Ueberfülle an Erzeugnissen bedingt, die Absatz suchen. Beide Voraussetzungen treffen für Deutschland, England und Japan zu, nicht aber für Rußland und die Union. Letztere wird weder mit Deutschland noch mit England zusammenstoßen, vielleicht aber mit Japan, das die Inseln des Stillen Ozeans und beinahe schon die Küsten desselben be-

anspruchte. Auch an England hat Japan einen Nebenbuhler in China und dereinst auch wohl einen Gegner in Vorder- und Hinterindien. Die englisch-japanische Freundschaft wird daher nur so lange dauern, wie das Tertium commune des Gegensatzes, früher war es Rußland, heute ist es Deutschland.

Wenn wir also zur Ueberzeugung gelangt sind, daß unsre Wege sich weder mit denen der Union noch mit denen Rußlands schneiden werden, so fragt es sich, ob wir auch mit England und Japan uns verstehen können.

Der deutsch-japanische Gegensatz ist durch unsre Stellung in Schantung gegeben, durch den Aufschwung unsers ostasiatischen Handels vermehrt, durch unsre Haltung bei den Kriegen, die Japan geführt hat, verschärft worden. Trotzdem halte ich diesen Gegensatz nicht für unüberbrückbar. Japans Politik muß sich China zuwenden, und hier begegnet es außer uns noch den Briten und Russen. Auf diesem Gebiete wird es versuchen seine Nebenbuhler zu verdrängen. Es wird trachten, China mit Hilfe der japanischen Arbeitskraft wieder aufzurichten und ein engeres Band um die mongolische Rasse zu schlingen. Es ist wenig wahrscheinlich, daß Japan, dessen Auftreten einen Gegensatz nicht nur zu Rußland und Amerika, sondern auch zu England bedingt, in absehbarer Zeit die Mittel finden wird, um auch uns aus dem Osten zu verdrängen. Japan hat sich dem Vordringen russischer Interessen in den mongolischen Hinterlanden geradeso entgegenzustellen wie etwa dem englischen Einflusse im Jangtsegebiet und an der Küste oder dem amerikanischen auf der Inselwelt des Ozeans. Die Geschichte rechnet nicht so sehr mit Kompromissen und kurzen Zeitabschnitten, als mit der vorgezeichneten Entwicklung eines Volkes, das seinen Lebenswillen zur Geltung bringt. Es gibt Konflikte, die sich zwar hinausschieben, aber nicht ganz umgehen lassen. Wie die römische Kultur sich allmählich über alle Gebiete des Mittelmeeres ausbreitete und auf dieser Grundlage politische Systeme, das Reich und dann die Kirche entstanden sind, wie die Ausbreitung britischer Sitten und Interessen das britische Weltreich begründen half, so wird auch in Asien und auf der Inselwelt des Stillen Ozeans der stärkeren nationalen Kultur und Organisation der Einfluß und die Macht zufallen, und es fragt sich, ob diese Japan oder Rußland sein wird.

Liegt Englands Zukunft auch in Asien? Seine Gegenwart liegt jedenfalls zum Teile dort, und es wird sich zeigen, ob es sich seinen beiden Mitbewerbern um die Herrschaft in Asien, ob es Rußland und Japan gewachsen ist. In Indien durch die Eingeborenen und mehr durch Japan als durch Rußland bedroht, in Südchina durch den japanischen, in Nordchina durch den russischen Nebenbuhler eingeengt, in Kanada und Australien zur Rolle einer gleichberechtigten Schwester beschieden, verbleibt als künftiges Arbeitsfeld der britischen Nation die Herrschaft des Meeres und seines Handels sowie die Besiedelung und Erschließung Afrikas. Daß England in Afrika für Indien Ersatz suchen würde, hat schon übrigens der Verfasser der „Weltgeschichte in Umrissen“ vorausgesagt.

Unsre Zukunft liegt auf demselben Gebiete wie die englische, das ist der wahre, der eigentliche Grund des Gegensatzes. Wird dieser Umstand

zu feindlichen Zusammenstößen führen, oder ist nicht vielmehr für beide Völker Gelegenheit vorhanden, im friedlichen Wettbewerb ihre Kräfte zu entwickeln und voneinander zu lernen, statt sich zu bekämpfen?

Vor Beantwortung dieser Frage möchte ich auf die Beziehungen eingehen, die sich zwischen England und den romanischen Nationen Europas, insbesondere zwischen England und Frankreich ergeben haben.

Der alte englisch-französische Gegensatz mußte von dem Augenblick an allmählich verblassen, wo die Weltstellung Frankreichs ihren Höhepunkt überschritten hatte. Frankreich ist zuerst im achtzehnten und dann im neunzehnten Jahrhundert gerade durch England bekämpft und verkleinert worden. Aus einem Nebenbuhler und Gegner ist mit der Zeit ein Verbündeter geworden nach dem alten Grundsatze, der in der Politik so häufig Anwendung findet, sich diejenigen zu Freunden und Schützlingen zu machen, die man nicht mehr zu fürchten braucht und von denen man angesichts eines gemeinsamen Gegners Gefügigkeit erwarten darf. Heute gehört Frankreich zu den Familiaren des Briten. Nachdem England in einer Reihe von Kriegen gegen die Bourbonen, in denen es überall Sieger blieb, den Kolonialbesitz Frankreichs vermindert und auch der erbittertste Gegner des kaiserlichen Welteroberers gewesen war, kann es heute, im Hinblick auf den Rückgang der französischen Bevölkerung und wegen der Sorge Frankreichs vor einem deutschen Angriffe, auf seinen Beistand zählen. Die Franzosen werden naturgemäß immer auf der Seite unsers stärksten Widersachers zu finden sein. Ihre Bereitwilligkeit, in kolonialen Fragen den britischen Wünschen entgegenzukommen, hat sich schon in Aegypten gezeigt. Gerade dieser Vorgang legt den Gedanken nahe, daß ein ähnlicher Prozeß im Laufe der Jahrhunderte auch in französischen Kolonien sich abspielen könnte. England ist im Begriffe, zu den romanischen Ländern Europas in eine ähnliche Protektoratsstellung zu treten wie die Union zu den romanischen Staaten Amerikas. Wenn Frankreich fortfährt, sich weiter der englischen Leitung anzuvertrauen, wie es der Fall ist, seitdem es nicht mehr zuversichtlich rechnen kann, bei Rußland nötigenfalls Schutz zu finden, so wird es immer mehr in ein völliges Abhängigkeitsverhältnis geraten. Bei Italien besteht der Zug, Anlehnung an England zu suchen, namentlich seitdem die nationale und liberale zur Einheit führende Bewegung dort Förderung fand gegen die Reaktion. Portugal, politisch und wirtschaftlich am schwächsten, zeigt den Weg, den, wenn auch mit Unterschieden, die übrigen romanischen Länder mit der Zeit einschlagen müssen.

Ich rechne also, wenn wir in die Politik der Zukunft blicken wollen, erstens mit der englischen Gruppe, der die romanischen Staaten Europas angehören werden, der afrikanische Kolonialbesitz und vielleicht auch die selbständig gewordenen australischen Republiken; zweitens der deutschen, zu der Oesterreich und Ungarn, vielleicht auch Holland und ein Teil des Orients sowie Afrikas zu zählen ist; drittens einer russischen, mit dem größten Teile Asiens, mit Ausnahme des eigentlichen Chinas und beider Indien; viertens einer japanischen, welche die Inseln des Stillen Ozeans, das eigentliche China und beide Indien einschließt,

und endlich einer amerikanischen Gruppe, welche unter Leitung der Union den ganzen Weltteil umfaßt.

Angesichts der Gefahren, die der englischen Stellung in Asien durch Rußland und Japan bevorstehen, und auch mit Rücksicht auf die Erschütterung, die der Handel und Wohlstand der Briten durch einen selbst siegreichen Krieg mit uns, ihren besten Kunden, erleiden würde, glaube ich nicht, daß ein solcher bevorsteht. Das britische Publikum wird zur Einsicht kommen, daß dabei mehr zu verlieren als zu gewinnen wäre. In Afrika und auf dem Weltmeer ist genügend Platz für beide, für Deutsche und Briten, vorhanden. Gerade den Kaufmann veranlaßt der Wettbewerb zu neuer Schaffenskraft, und bei großem Wohlstande liegt die beste Gewähr gegen den nationalen Niedergang in dem Ansporn, den Nebenbuhler durch erhöhte Leistungen zu überbieten. Der Gedanke aber, daß wir unsre Flotte statt zum Schutze unsers Handels und unsrer kolonialen Ausbreitung und zur Vermehrung unsers Ansehens in überseeischen Ländern zu einem Ueberfall oder zu einer Landung in England bauen, mag als Gegenstand von Spektakelstücken, die in London bekanntlich unter dem Namen „Pantomimes" beliebt sind, durchaus beachtenswert erscheinen. Außerhalb der Bretteln aber, welche die Welt bedeuten, wo man sich nicht langweilen möchte, sollte er nur da zu finden sein, wo die bekannte naive Unwissenheit vieler Engländer über das Ausland zur Deutschenhetze verwertet und damit ein einträgliches Geschäft betrieben wird. Selbst die Rückkehr Englands zur Schutzzollpolitik unter imperialistischer Flagge, wozu nach den mit dem Zucker gemachten Erfahrungen weniger Aussicht als früher zu sein scheint, könnte kriegerische Absichten nicht rechtfertigen, wie denn auch niemand wegen der Mac-Kinley-Bill Amerika befehdet hat.

Wir Deutsche sind in England nicht beliebt und sind es in früheren Zeiten auch nicht gewesen. Ein bekannter Schriftsteller über Japan und seine Bewohner teilt die Spezies der Globetrotter, wenn ich nicht irre, in fünf Klassen ein, je nach Rang, Vermögen, Absichten, Auftreten u. s. w. Ich möchte mich damit begnügen, den Ausländer als solchen in zwei Kategorien unterzubringen, in solche, die Geld ausgeben, und in solche, die Geld verdienen wollen. Erstere ist beliebt, letztere weniger. Zu jener Sorte gehörten früher fast ausschließlich Russen und Engländer, neuerdings namentlich Amerikaner, zu dieser die meisten Deutschen, welche die Heimat verlassen, um in der Fremde zu arbeiten. Daher stammt wohl zum Teil die Unbeliebtheit. Andre Nationen sind den Engländern übrigens auch nicht sympathisch, aber sie sind vielleicht weniger bekannt und unbequem oder, wie der Nordamerikaner, weniger fremdartig. Ich vermag auch der Versuchung nicht zu widerstehen, hier noch an einen Ausspruch von Jakob Burckhardt (Weltgeschichtliche Betrachtungen) zu erinnern. „Der Patriotismus, den wir zu entwickeln glauben, ist oft nur Hochmut gegenüber von andern Völkern und schon deshalb außerhalb des Pfades der Wahrheit, oft aber nur eine Art der Parteisucht innerhalb des eigenen vaterländischen Kreises, ja er besteht oft nur im Wehetun gegen andre."

Unsre auswärtige Politik sollte sich gleichmäßig vor Uebertreibungen hüten,

die den Engländer mißtrauisch machen und langweilen, und vor Nadelstichen, die ihm die gewohnte Behaglichkeit stören und ihn veranlassen, länger zu arbeiten, als seine Zeit es ihm sonst erlauben würde. Dann wird es sicherlich möglich sein, unbeschadet völliger Freiheit hinsichtlich unsrer Rüstungen, die mehr dem Frieden als dem Kriege gelten, unsre Beziehungen zu England in Bahnen zu erhalten, welche den politischen und wirtschaftlichen Fortschritt beider Länder fördern und gewährleisten, und ohne zu dem Ergebnis zu gelangen, daß das Wohl des einen den Untergang des andern bedingt.

Ueber objektive Wirkungen des Lichtes und bestimmter Lichtquellen auf die Netzhaut des Auges

Von

Professor J. von Michel (Berlin)

Die von einem beleuchteten Gegenstande ausgehenden Lichtstrahlen erzeugen durch die strahlenbrechende Wirkung eines in unserm Auge befindlichen optischen Systems ein reelles verkleinertes und umgekehrtes Bild, das in gewisser Entfernung von diesem Systeme auf einem lichtempfindlichen Häutchen, der Netzhaut, entworfen wird. Im wesentlichen spielt sich dabei der gleiche physikalisch-optische Vorgang ab wie in einer Camera obscura, und ist die Netzhaut des Auges mit einem bildauffangenden lichtempfindlichen Schirme zu vergleichen. Als Normalauge wird alsdann dasjenige angesehen, bei dem das Verhältnis von Brechung und auffangendem Netzhautschirm so beschaffen ist, daß das von dem brechenden Medien des Auges entworfene Bild genau mit der Netzhaut zusammenfällt, im Gegensatz zum übersichtigen und kurzsichtigen Auge. Beim übersichtigen Auge kommt das Bild hinter die Netzhaut und beim kurzsichtigen vor diese zu liegen. Zum deutlichen Sehen ist aber die Erfüllung der Vorbedingung eines Zusammenfallens des Bildortes und der Netzhautfläche unerläßlich.

Schon im Jahre 1604 hat der Astronom Kepler in seinem ersten optischen Werke „Ad Vitellionem paralipomena“ diese physikalisch-optische Lehre vom Sehen zuerst dargestellt, und zwar mit folgenden Worten: „Ich erkläre, das Sehen geschieht, indem von der ganzen Halbkugel der Welt, die vor dem Auge sich befindet, ein Bild auf der weißen Wand der konkaven Netzhaut entworfen wird.“ In seiner 1610 geschriebenen Dioptrik bezeichnet Kepler die Abbildung auf der Netzhaut als eine in die Tiefe dringende Veränderung. Diese Abbildung schließe aber noch nicht den ganzen Sehakt ab, sondern ein Bild der so veränderten Netzhaut gehe auf ununterbrochenem geistigem Strome in das Gehirn über und werde dort an den Sitz des Sehvermögens abgeliefert. Der experimentelle Nachweis des umgekehrten Netzhautbildchens wird dem Pater Scheiner zugeschrieben, der im Jahre 1625 dieses zu Rom demonstrierte. Descartes

vervollständigte in seiner Dioptrik im Jahre 1636 diesen Versuch, der schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts allgemein bekannt war. Sehr leicht läßt sich das umgekehrte Netzhautbild demonstrieren, wenn man auf eine in der hinteren Hälfte eines Tierauges ausgeschnittene Lücke ein kleines Fensterchen von Glas, Glimmer oder eines in Oel getränkten Papierstückchens legt oder in sie einfügt. Benutzt man als leuchtenden Gegenstand eine Kerzenflamme, so erscheint auf dem Fensterchen ein verkleinertes umgekehrtes helles Bild der Flamme. Auch kann man in dem herausgeschnittenen Auge eines weißen Kaninchens das Bild eines beleuchteten Fensters erkennen, wenn man das Auge dagegenhält und sich hinter demselben befindet, da das Auge eines weißen Kaninchens pigmentlos und daher durchscheinend ist.

Wie dies schon Kepler zum Ausdruck gebracht hat, vollzieht sich in der Netzhaut, wenn sie von Strahlen getroffen, d. h. belichtet wird, eine Erregung, die auf der Bahn des Sehnerven — der wie ein Stiel an einer bestimmten Stelle der Hinterfläche des Augapfels eingepflanzt ist — und weiterhin auf den sog. optischen Bahnen des Gehirnes zu einer bestimmten Stelle des Gehirnes, nämlich zur Hirnrinde des Hinterhauptslappens, fortgeleitet wird. Von hier findet eine Projektion der Erregung nach außen statt, d. h. es kommt ein Bild des vor dem Auge befindlichen Gegenstandes zum Bewußtsein. Aber nicht die Gesamtfläche der Netzhaut ist als lichtempfindlich und lichtaufnehmend anzusehen, vielmehr findet an einer Stelle eine Unterbrechung statt, die der Einpflanzungsstelle des Sehnerven in den Augapfel entspricht. Diese anatomische Unterbrechung der Netzhaut drückt sich funktionell in dem Fehlen einer Empfindung in der Ausdehnung dieser Stelle aus. Diese Entdeckung wurde im Jahre 1666 von dem französischen Physiker Mariotte gemacht. Diese umschriebene Blindheit an der Eintrittsstelle des Sehnerven in das Auge wird als blinder Fleck oder nach dem Entdecker als Mariottescher Fleck bezeichnet. Allerdings hat Mariotte den eigentümlichen falschen Schluß daraus gezogen, daß nicht die Netzhaut, sondern ein nach außen von der Netzhaut liegendes Häutchen, nämlich die Aderhaut, das Organ der Lichtempfindung sei. Dieser Irrtum wurde bald berichtigt und die Netzhaut in ihre Rechte eingesetzt.

Wie kommt nun aber die Erregung in der Netzhaut zustande, welche Teile derselben werden durch das Licht in Erregung versetzt? Die Netzhaut ist ein Häutchen, das sich durch eine außerordentlich feine und komplizierte Zusammensetzung auszeichnet. Diese komplizierte Zusammensetzung hat ungemein große Schwierigkeiten für die Beurteilung der Funktionen der einzelnen Teile der Netzhaut im Gefolge. Ehe ich mit einigen erläuternden Worten des äußerst verwickelten anatomischen Baues der Netzhaut, soweit dies zu einem Verständnisse in engem Rahmen erforderlich ist, gedenke, möchte ich dem historischen Gange der Lehre vom Sehen folgen und vorausgreifen, daß schon Helmholtz im Jahre 1851 die Nervenfasern der Netzhaut als die nicht lichtempfindenden Teile bezeichnete, während H. Müller und von Kölliker auf Grund der Erkenntnis des anatomischen Zusammenhanges der Nervenfasern mit bestimmten Elementen

der Netzhaut, nämlich mit den Stäbchen und Zapfen, diese als die lichtperzipierenden Elemente der Netzhaut hinstellten. Die Erforschung der Vorgänge in der Netzhaut beim Sehen hat zwei Wege eingeschlagen, die sich teilweise gegenseitig ergänzen, nämlich einen anatomischen und einen experimentellen oder physiologischen. Auf dem ersten Wege suchte man den Zusammenhang der einzelnen Elemente der Netzhaut zu ergründen und daraus einen Schluß auf die Art und Weise ihrer Funktionen zu ziehen, auf dem zweiten die Veränderungen festzustellen, die sich durch Einwirkung oder Abschluß des Lichtes in den einzelnen Elementen der Netzhaut vollziehen.

Hinsichtlich des anatomischen Baues der Netzhaut habe ich schon die ungemein verwickelten Verhältnisse betont, deren genaue Darstellung für die Leser dieser Revue kaum Nutzen bringen würde. Nur so viel sei bemerkt, daß die Netzhaut in Schichten angeordnet ist, von denen zehn unterschieden werden. Von diesen zehn Schichten muß ich mich aber mit einigen deswegen etwas beschäftigen, weil ihre Kenntnis für das Verständnis der nach den beiden genannten Forschungsrichtungen gefundenen Tatsachen unentbehrlich ist, nämlich mit der die äußeren Schichten der Netzhaut bildenden Sinneszellenschicht und der aus den inneren Schichten der Netzhaut bestehenden Gehirnschicht. Das Licht durchsetzt zuerst die inneren Schichten und gelangt auf diese Weise durch die verschiedenen Elemente der Netzhaut hindurch in die äußeren Schichten. Da die Bezeichnung „Zelle“ wiederholt bei der folgenden Beschreibung gebraucht werden wird, so ist zu bemerken, daß darunter ein mit dem Mikroskope sichtbares besonderes Gebilde verstanden wird, aus dem sich überall die Gewebe unsers Körpers zusammensetzen. Die für unsre Darstellung in Betracht kommenden äußeren Schichten der Netzhaut sind die Pigmentzellenschicht und die Schicht der Stäbchen und Zapfen, auch Sehzellenschicht genannt, die inneren Schichten die Nervenzellen- und die Nervenfaserschicht. Die Pigmentzellenschicht besteht aus einer einzigen Lage sehr regelmäßiger polygonaler sechsseitiger Zellen, die, von der Fläche gesehen, ein zierliches Mosaik bilden. Von der Innenseite dieser Zellen geht eine große Menge feiner wimperartiger Fortsätze aus, die sich zwischen die Stäbchen und Zapfen einsenken. Sowohl in diesen Fortsätzen als auch in der Zelle selbst findet sich ein schwarzer Farbstoff, das Pigment, das bei weißhaarigen Menschen, den sog. Albinos, fehlt, wie auch bei weißen Kaninchen, Ratten und Mäusen. Bei einer Reihe von Fischen, so beim Blei, dem Kaulbarsche, dem Zander, auch beim Krokodile enthält die Pigmentzelle noch eine große Zahl von Körnchen, eine Art Kalk, Guanin genannt. Nach innen von der Pigmentzellenschicht folgt die Schicht der Stäbchen und Zapfen, die als äußerst komplizierte Gebilde palissadenartig angeordnet sind und mit einer doppelten Klaviatur verglichen werden können. Die Stäbchen zeigen eine zylindrische Form, die Zapfen eine konische oder flaschenförmige. An der Stelle des schärfsten Sehens, die wegen ihrer Färbung als gelber Fleck bezeichnet wird und deren Mitte von einer grubenartigen Vertiefung eingenommen wird, finden sich in der Netzhaut des Menschen ausschließlich Zapfen, die sehr lang und schmal sind. In der übrigen Netzhaut sind Stäbchen

und Zapfen regelmäßig gemischt, doch so, daß jeder Zapfen von dem andern durch eine Reihe von drei bis vier Stäbchen getrennt ist. Die Zahl der Stäbchen in der menschlichen Netzhaut wird auf etwa 130 Millionen, die der Zapfen auf 7 Millionen geschätzt. Was die zu innerst gelegenen Schichten betrifft, so folgt auf die Nervenzellenschicht nach innen zu die Nervenfaserschicht. Die Schicht der Nervenzellen, gewöhnlich Ganglienzellen genannt, die als solche auch im Gehirne, Rückenmarke und in verschiedenen andern nervösen Gebilden anzutreffen sind, ist in dem größten Teile der Netzhaut eine einfache, nur an der Stelle des direkten Sehens sind sie zu acht bis zehn Reihen übereinander anzutreffen. Sie entsenden einen langen Fortsatz, den sog. Achsenzylinder, der in eine Sehnervenfaser übergeht. Die Sehnervenfaserschicht verdichtet sich an der Eintrittsstelle des Sehnerven zu einem geschlossenen Bündel von Nervenfasern, der in der Form eines Stranges als sog. Sehnervenstamm die Augenhöhle durchzieht. An der Basis des knöchernen Schädels vereinigen sich beide Sehnerven zu einem besonderen Gebilde, aus dem die in die Gehirnsubstanz eintretenden Nervenfasern hervorgehen.

Aus dem Studium der anatomischen Zusammensetzung der Netzhaut mit Hilfe ganz besonderer Färbungsmethoden geht hervor, daß innerhalb der Netzhaut eine Querleitung und eine Längsverbindung, eine sog. Assoziation, besteht. Das Licht nimmt seinen Weg von den Stäbchen und Zapfen quer durch die Netzhaut, bis es durch die Nervenfasern dem Gehirn zugeleitet wird, während die Elemente der Längsverbindungen dazu dienen, eine räumlich getrennte Wahrnehmung zu verbinden. Experimentell wurde festgestellt, daß bei Einwirkung des Lichtes Veränderungen an der Pigmentzellenschicht und der Stäbchen- und Zapfenschicht sich vollziehen, die im wesentlichen sich als Bewegungserscheinungen darstellen. Bei Lichteinwirkung auf die Netzhaut des Frosches findet eine Abwanderung des Pigments innerhalb der Zelle und ihrer Fortsätze statt, so daß weit zwischen die Stäbchen hinabreichende Pigmentablagerungen sichtbar werden. Bei längerem Lichtabschlusse zieht sich das Pigment dagegen zurück. Beim Blei und andern Fischen, deren Pigmentzellen Kalkkörnchen enthalten, findet ebenfalls eine Abwanderung dieser statt. Man bezeichnet im allgemeinen diese Erscheinung als phototrope Reaktion der Pigmentzellenschicht.

Das Licht wirkt fernerhin als Zusammenziehungsreiz auf die Netzhautzapfen. Sie verkürzen sich und reichen weit hinein zwischen die Stäbchen, von denen es fraglich erscheint, ob sie demselben Vorgange unterliegen. Das Zusammenziehen der Netzhautzapfen beim Frosche erfordert mehr als eine Minute Einwirkung, selbst bei höchster Intensität des Reizlichtes (1400 Meterkerzen). Anderseits wird in $2^1/_2$ Minuten eine maximale Zusammenziehung bei einer Helligkeit von 7 Meterkerzen bewirkt, wobei blaue Lichter stärker als rote wirken. Versuche mit einfarbigem Licht ergaben auch, daß jede Farbe bei geringer Intensität schwache, bei hoher Intensität starke Kontraktion auslöst. Diese Verschiebung der Netzhautzapfen ist bei fast allen Tierarten, selbst in der menschlichen Netzhaut nachzuweisen.

Pigmentabwanderung und Zapfenbewegung sind fernerhin vom Nervensysteme abhängig. Wird nur ein Auge bestrahlt, so tritt eine Reaktion auch auf dem dunkel gehaltenen Auge auf, was aber dann nicht mehr der Fall ist, wenn das Gehirn zerstört ist. Somit müssen vom Gehirne auf der Bahn des Sehnerven zur Netzhaut Fasern vorhanden sein, die zentrifugal leiten, sie werden als retinomotorische Fasern bezeichnet.

Eine besondere Eigentümlichkeit der Stäbchen ist eine rote Farbe, die bei allen Tieren vorkommt, die eine Stäbchennetzhaut besitzen, und auch beim Menschen vorhanden ist, wie dies bei Hingerichteten und bei operativ entfernten Augen festgestellt werden konnte. Diese rote Färbung wird als Sehrot oder besser als Sehpurpur bezeichnet. Die Zapfen enthalten diesen Purpur nicht. In der Zeit der Entdeckung des Sehpurpurs glaubte man dadurch Aufklärung über die Art und Weise des Zustandekommens des Sehens zu erhalten, doch hat sich diese Hoffnung als trügerisch erwiesen, und ist man überhaupt über die Bedeutung des Sehpurpurs nicht im klaren. Die Haupteigenschaft des Sehpurpurs besteht darin, daß er im Lichte vergänglich ist und sich wieder neu bildet. Diese bleichende Wirkung tritt genau an den Stellen der Netzhaut auf, die bestrahlt werden. Daher gelingt es auch, beispielsweise von einem Fensterkreuze, eine bildliche Darstellung auf der Netzhaut zustande zu bringen. Entsprechend dem dunkeln Teile des Bildes bleibt der Sehpurpur erhalten, bei den helleren ist er gebleicht. Die Neubildung des Purpurs, die sich übrigens auch am herausgenommenen Auge vollzieht, ist aber nur dann zu erwarten, wenn sich die Netzhaut noch im Zusammenhange mit der Pigmentzellenschicht befindet. Dabei könnten entweder die Pigmentzellen den schon gebildeten fertigen Farbstoff an die Stäbchen abgeben, die alsdann von demselben durchtränkt werden, oder es wäre zur Herstellung dieses Farbstoffes eine Berührung zwischen Pigmentzellen und Stäbchen erforderlich. Mittels des Augenspiegels ist der Sehpurpur weder beim Menschen noch bei den meisten Tieren wahrzunehmen. Die Ursache dafür liegt in dem dunkeln Grunde, auf dem die völlig durchsichtige Netzhaut aufliegt. Bei Fischen, wie beim Blei, kann aber wegen des weißen Grundes infolge des Vorhandenseins der Kalkkörnchen der Sehpurpur und seine Ausbleichung gesehen werden.

Mit größter Wahrscheinlichkeit sind Zapfen und Stäbchen als lichtperzipierende Elemente anzusehen, denen nur eine verschiedene Funktion zukäme, im Hinblicke auch auf ihren verschiedenen anatomischen Bau und die Art und Weise ihres Zusammenhanges mit den Sehnervenfasern. In diesem Sinne hat man die sog. Duplizitätslehre aufgestellt. Die purpurhaltigen Stäbchen werden als Organe des Dämmerungssehens, die Zapfen als diejenigen des Tagessehens angesehen, wobei der Kontraktionsmechanismus der Zapfen als Aus- und Einschaltungsvorrichtung des Hellapparates gedeutet wird.

Was die Einwirkung des Lichtes auf die inneren Schichten der Netzhaut, speziell die Nervenzellenschicht anlangt, so wurde am Kaninchenauge festgestellt, daß bei mehrstündiger Einwirkung hellen Tageslichtes sich eine nicht unerhebliche

Veränderung in den Nervenzellen, wie beispielsweise eine Größenzunahme, einstellt, so daß eine belichtete Netzhaut mit ziemlicher Sicherheit von einer dunkel gehaltenen unterschieden werden kann. Dieselbe Wirkung hat eine Blendung mit elektrischem Lichte unter Ausschaltung der ultraroten und ultravioletten Strahlen, d. h. der sog. lang- und kurzwelligen Strahlen. Dabei sei erwähnt, daß drei Arten von Lichtstrahlen zu unterscheiden sind, nämlich die sog. Wärmestrahlen, ultrarote, unsichtbare, dunkle, langwellige Strahlen, die leuchtenden Strahlen (Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett des Spektrums) und die ultravioletten unsichtbaren, kurzwelligen oder chemischen Strahlen. Ultraviolette Strahlen bewirken eine hochgradige Veränderung der Nervenzellen, die als Zersetzung und Zerstörung zu bezeichnen ist. Die Pigmentzellen erleiden dabei keine Veränderung. Solche ultraviolette Strahlen aussendende Lichtquellen sind das ultraviolette Spektrallicht einer Bogenlampe, die Sonnenblendung auf hohen Bergen, die Blitzblendung — nicht zu verwechseln mit Blitzschlag — und das Eigenlicht der Finsenlampe. Die Zahl der ultravioletten Strahlen des Sonnenlichtes ist am größten, wenn die Sonne am höchsten steht, vorausgesetzt, daß eine klare Witterung vorhanden ist, also am Mittage im Sommer. Der Gehalt des Sonnenlichtes wird mit zunehmender Meereshöhe an ultravioletten Strahlen ein größerer und steigert sich daher der Einfluß desselben bei alpinen Wanderungen. Einen gewissen Schutz gegen die schädliche Wirkung dieser Strahlen bietet die in unserm Auge befindliche Linse deswegen, weil sie einen großen Teil des ultravioletten Lichtes absorbiert. In ähnlicher Weise wie die ultravioletten Strahlen zeigt sich der Einfluß der Röntgen- und Radiumbestrahlung auf die Nervenzellen der Netzhaut.

Die Frage liegt nahe, erstens, wie sich unsre modernen Lichtquellen in bezug auf ihren Gehalt an kurzwelligen Strahlen verhalten, zumal deren Schädlichkeit mit ihrem Gehalte wächst, und zweitens, wie wir das gesunde Auge dagegen schützen können. Am wenigsten kurzwellige Strahlen enthält das Petroleumlicht, die meisten das Azetylenlicht, und in aufsteigender Reihenfolge bewegen sich das Gaslicht, das elektrische Glühlicht und das Auerlicht. Ein Schutz der Augen wäre nun entweder dadurch möglich, daß die das Auge treffenden Lichtquellen ihrer violetten Strahlen beraubt würden oder das Auge selbst mit Brillen versehen würde, die diese schädigenden Lichtstrahlen abhielten. Bei den Beleuchtungsquellen ist es möglich, die kurzwelligen Strahlen entweder durch die Wahl dickerer Glaszylinder oder durch gefärbte Gläser zu vermindern. Von gefärbten Gläsern kommen in erster Linie die graugelben in Betracht und dann die roten und grünen.

Merkwürdigerweise ist noch häufig zum direkten Schutze des Auges eine blaue sog. Schutzbrille gebräuchlich, während gerade die blaue Farbe am wenigsten geeignet ist, das Auge gegen den ungünstigen Einfluß grellen Lichtes zu schützen. Am besten eignet sich als Schutzglas das graugelbe, auch das rauchgraue. Immerhin sind mit dem Tragen solcher Gläser besondere Nachteile verknüpft, wie die Verminderung oder Aufhebung des Farbenunterscheidungsvermögens, die Herabsetzung der Lichtstärke und das äußerlich Auffällige solcher Brillen. Leider sind

aber die Versuche, das farbige Schutzglas durch ein farbloses zu ersetzen, bis jetzt kaum von Erfolg begleitet gewesen. Ein größerer Gehalt der Glassorten an Blei kann einen nicht unbeträchtlichen Teil der ultravioletten Strahlen abschneiden, und wäre ein solcher Schwerflint immerhin als Lampenglasmaterial zu empfehlen.

Unendlich viel Mühe und Arbeit wurde auf die Feststellung der hier angeführten Tatsachen verwendet, doch steht die Höhe der Arbeitsleistung nicht im Verhältnisse zu dem Gefundenen. Daher erscheint eine unermüdliche Ausdauer noch notwendig, um neue Bausteine herbeizubringen und klare Einsicht in diejenigen Vorgänge zu gewinnen, die sich in der Gesamtnetzhaut bei Einwirkung des Lichtes abspielen.

Die Friedensmission der Naturwissenschaften

Von

Sir Henry Roscoe (London)

Eine Eigentümlichkeit des englischen politschen Lebens, auf die wir Engländer stolz sind, ist es, daß unsre Männer, auch wenn sie in ihren politischen Ansichten und selbst in ihren Anschauungen über Fragen von sozialer Bedeutung auseinander gehen, doch ihre persönliche Freundschaft und ihre gegenseitige Hochachtung bewahren. Einen schlagenden Beweis hierfür brachte vor kurzem die Installation des Staatssekretärs für Indien im gegenwärtigen Kabinett, Viscount Morley — besser bekannt unter seinem alten Namen und Titel: der Gelehrte John Morley — in seiner Würde als Kanzler der Universität Manchester, mit der ich selbst seit so vielen Jahren eng verbunden bin. Es ist bei solchen Gelegenheiten üblich, daß von dem Kanzler an hervorragende Persönlichkeiten akademische Ehrengrade verliehen werden. Unter den bei diesem Anlaß derart Ausgezeichneten stand in erster Reihe Mr. Balfour, Premierminister in dem vormaligen Kabinett und gegenwärtig Führer von „Seiner Majestät Opposition". Im Besitz der ihm verliehenen Würde sprach Mr. Balfour von dem hohen Wert, den er dieser Ehrung beilege, und gab in warmen Worten der Hochachtung Ausdruck, die er für den neuen Kanzler hege, der, obwohl er sein politischer Gegner sei, sein persönlicher Freund bleibe. Der Kanzler legte als hervorragender Mann der Wissenschaft Gewicht auf die Bedeutung der literarischen Seite der Universitätsausbildung und sprach seine Ansicht dahin aus, daß, solange das Studium der Literatur der Alten die Menschheit mit Stoff zum Nachdenken und mit geistiger Anregung versorge, Latein und Griechisch wichtige Zweige der Universitätsbildung bleiben werden, und dies, bemerkte er, gelte nicht nur für die älteren Universitäten Oxford und Cambridge, sondern auch für jene, die wie Manchester inmitten einer großen industriellen Bevölkerung begründet und gelegen seien. Dagegen legte Mr. Balfour in seiner Rede größeres Gewicht auf die Bedeu-

tung einer naturwissenschaftlichen Bildung. Wenn er auch über die Notwendigkeit, ein hohes Maß literarischer Bildung aufrechtzuerhalten, mit Lord Morley einer Meinung war, sprach er doch zugleich die Ansicht aus, daß der große Fortschritt der Menschheit der fortwährend wachsenden Kenntnis der Naturgeheimnisse zuzuschreiben sei, welche wir der Naturwissenschaft verdanken. Die Gesellschaft würde stillstehen, wenn die Literatur unser einziges Interesse wäre, und die treibende Kraft, welche die Zivilisation verändere und den Fortschritt der Menschheit fördere, sei die naturwissenschaftliche Forschung.

Mit dieser Ansicht werden Männer aller Nationen, welche die exakte Wissenschaft sowohl als Bildungswerkzeug wie als ein Mittel, der Menschheit materiellen Nutzen zu verschaffen, schätzen, zweifellos sich einverstanden erklären. Doch die Naturwissenschaften und ihre Entdeckungen tun mehr als das. Sie üben einen gewaltigen Einfluß dadurch aus, daß sie die Nationen zusammenbringen und das gute Einvernehmen zwischen ihnen fördern. Es ist der Zweck dieses Artikels, darzulegen, in welchen Richtungen die Naturwissenschaft gegenwärtig diese höchst wichtige Aufgabe erfüllt, und was wir in dieser Hinsicht für die Zukunft zuversichtlich von ihr erwarten können.

In erster Linie arbeiten alle Naturwissenschaftler „ohne Hast und ohne Rast" daraufhin, der Natur ihre Geheimnisse zu entreißen. Das Ziel ihrer Bestrebungen ist, die Wahrheit um ihrer selbst willen zu erforschen und so ein einigendes Band zwischen ihnen selbst zu schaffen, das unabhängig sowohl von der Nationalität wie von der Zeit ist. Kann man dies von irgendeinem andern Berufszweig sagen? Der Theologe, der Politiker, der Diplomat, der Rechtsgelehrte und bis zu einem gewissen Grade sogar der Arzt und der Historiker betrachten diese Gegenstände, auf die ihre Aufmerksamkeit gerichtet ist, nicht selten mit einem eingenommenen Auge oder mit der Absicht, eine vorher aufgestellte Behauptung zu beweisen oder allen möglichen Vorteil aus dem Fall zu ziehen. Allerdings kann der Naturwissenschaftler darauf kommen, daß er sich in seinen Theorien oder seinen Hypothesen geirrt hat, denn diese sind nur die Lichter, die ihn anlocken. Er findet gelegentlich, daß er zu einem falschen Schluß gelangt ist, aber sobald er seinen Irrtum entdeckt hat, ist er der erste, der ihn zugibt, und verfolgt seinen Weg sofort in einer andern Richtung. Dafür sind die Tatsachen, die er entdeckt hat, Steine, die er zu dem Bau der Naturwissenschaft hinzugefügt hat und die für alle Zeit bestehen bleiben, denn es ist Wahrheit in Bunsens Ausspruch, daß eine einzige sicher festgestellte naturwissenschaftliche Tatsache ein Heer von Hypothesen aufwiegt.

Die Naturwissenschaft spricht in Worten, die von allen Völkern verstanden werden. Das Werk Darwins hat die biologische Wissenschaft revolutioniert und unsre Ansichten vom Leben in allen seinen Formen umgestaltet. Er selbst hört auf, ein Engländer zu sein, und wird ein Bürger der Welt, was am besten durch die Tatsache bewiesen wird, daß beim Eintreffen der Nachricht von seinem Tode in Wien im Abgeordnetenhause zu Ehren seines Andenkens die Sitzung aufgehoben wurde. Dasselbe gilt von den großen Gelehrten der deutschen Nation: Humboldt

Gauß, Helmholtz, Liebig, Bunsen und zahllosen andern. Sie sind der Stolz Deutschlands, aber zugleich ist ihr Werk das Eigentum der Menschheit geworden. Man denke nur an die weltumfassenden Wirkungen, welche die Forschungen Pasteurs in Frankreich, Listers in England, Behrings und Kochs in Deutschland hervorgebracht haben — wie Krankheiten, die in früheren Jahren die Völker dezimierten, zurückgedrängt worden sind, wie die Chirurgie zu einem fast unglaublichen Grad von Akkuratesse und Feinheit vorgeschritten ist. Es muß auf den menschlichen Geist fast überwältigend wirken, wenn er die Segnungen überblickt, welche die Naturwissenschaft allein in dieser Richtung der Menschheit gebracht hat.

Große Errungenschaften haben, wie jedermann weiß, oft kleine Anfänge. Viele wissenschaftliche Entdeckungen, die scheinbar keine praktische Verwendbarkeit für die Bedürfnisse des Menschen hatten, haben sich als sicheres Fundament erwiesen, auf dem ein mächtiges Gebäude aufgeführt werden konnte. James Watt legte mit seinen Experimenten über die spezifische Wärme des Dampfes den Grund zu der einfachen Dampfmaschine, aus der alle die späteren gewaltigen Umwälzungen in der Technik hervorgegangen sind. Aus Faradays Experimenten mit einem Magnet und einer Drahtspirale entwickelte sich die Dynamomaschine, die jetzt im Begriffe ist, unsre Industrien zu revolutionieren. „Wozu sind Ihre Experimente mit Drähten und Magneten nützlich?“ sagte eine Dame zu Faraday. — „Wozu ist ein kleines Kind nützlich?“ erwiderte der Forscher. „Machen Sie es nützlich.“ Und diese Antwort ist vollauf gerechtfertigt worden. So hat die Naturwissenschaft die Nationen zusammengebracht. Man denke an das abgesonderte Leben, das die Völker vor einem Jahrhundert führten. Wie eng und selbst voreingenommen waren die Anschauungen vom Leben und von der Welt, die sie hegten! Wie sehr haben sich die Verhältnisse jetzt geändert! Sicher muß der heutige Verkehr zwischen den Völkern, der täglich zunimmt, darauf hinwirken, ihre Abgeschlossenheit zu mäßigen, ihre Ecken und Kanten abzuschleifen, sie zu befähigen, das Gute an andern zu schätzen, sie zu Bürgern der Welt zu machen und ihnen zu der Erkenntnis zu verhelfen, daß alle Menschen Brüder sind. Man denke an die Millionen von Menschen aller Nationalitäten, die jedes Jahr im Zeitraum einiger Wochen um den Erdball reisen. Für ein paar Pfund Sterling kann der Bauer von Italien, Deutschland, Rußland oder Skandinavien sich und seine Familie auf einen neuen Boden und in neue Verhältnisse in den nord- oder südamerikanischen Republiken verpflanzen. Der englische oder der deutsche Kaufmann kann von einem Vertragshafen in Nordchina in wenig mehr als vierzehn Tagen, einer Zeit, die man vor einem Jahrhundert dazu brauchte, von Paris nach Berlin zu kommen, nach London reisen.

Die Wunder vollends, die durch die Entdeckung der alles durchdringenden Kräfte der Elektrizität zur Wirklichkeit geworden sind, gehen fast ins Unglaubliche. Die Begriffe Zeit und Raum sind aufgehoben. Die Nachrichten über die Schlacht bei Waterloo erreichten London ungefähr drei Tage nach dem Ereignis; jetzt hören wir von einem Taifun in Hongkong zu einer Stunde, die

nach unsern Uhren vor der Zeit liegt, in der er aufgetreten ist. Unsre Morgenzeitungen bringen uns die trivialsten Nachrichten aus den fernsten Gegenden der Erde, nicht nur vermittelst des Drahts, der wie Ariel den Erdball umkreist, sondern auch — was noch erstaunlicher ist — ohne seine Vermittlung dank Marconis Entdeckung der drahtlosen Telegraphie.

Alle diese Wunder, all dies Vermengen der Völker, alle diese Erleichterungen des Verkehrs dienen dem Frieden, und alles dies verdankt man der Naturwissenschaft. Sobald Menschen, die verschiedenen Nationalitäten angehören, einander Auge in Auge gegenübergestellt werden, beginnen sie einander zu verstehen. Vor noch nicht langer Zeit war auf dem Kontinent die Idee vorherrschend, daß die Engländer ihre Frauen bei Charing Croß verkauften und von Porter und rohen Beefsteaks lebten. Nach den Vorstellungen dagegen, die in England das Volk von den Deutschen und Franzosen hatte, konnte ein Engländer es mit drei Ausländern aufnehmen, da die einen, wie die Leute bei uns überzeugt waren, sich von Sauerkraut und Schweinsrippchen, die andern von wässerigen Weinen und Froschschenkeln nährten. Das alles hat sich geändert, und das hat die Naturwissenschaft zustande gebracht.

„Defence, not defiance," das Motto unsrer englischen Freiwilligen, ist jetzt von allen Nationen übernommen worden, die, wiewohl bis an die Zähne bewaffnet, nachdrücklich jede Absicht, den Frieden zu brechen oder gewaltsam zu versuchen, die Grenzsteine ihrer Nachbarn zu verrücken, in Abrede stellen. Dies hat sich erst vor kurzem im Falle des Nordseeabkommens gezeigt, durch das der territoriale Statusquo von Deutschland und Holland garantiert wird und die Idee, daß Deutschland nach dem Besitz Hollands Verlangen trage, sich lediglich als Erfindung des Teufels erwiesen hat. Selbst unsre gigantischen Rüstungen zu Lande und zur See werden immer weniger eine Gefahr für den Weltfrieden. Denn dank den naturwissenschaftlichen Entdeckungen und ihrer Anwendung auf die Kriegskunst ist die Kriegführung so furchtbar geworden, daß eine Nation nur, wenn sie geradezu um ihr Leben kämpft, die schreckliche Verantwortung auf sich nehmen wird, einen Krieg zu wagen.

In früheren Zeiten, als die Verkehrsmittel noch unvollkommen waren, war es unmöglich für die Männer der Wissenschaft aus den verschiedenen Ländern, in größerer Zahl miteinander zusammenzukommen und ihre Ideen miteinander auszutauschen. Allerdings konnte der Verkehr brieflich aufrechterhalten werden, und einzelne Naturforscher haben schon vor langer Zeit große Reisen und mit Kollegen in verschiedenen, weit auseinander liegenden Mittelpunkten naturwissenschaftlicher Tätigkeit Bekanntschaft gemacht. So bereiste Humboldt die ganze Erde, und der englische Chemiker Davy stellte während der großen Napoleonischen Kriege, als Engländer von gewöhnlicher Art in Acht und Bann getan waren, in Frankreich und Italien naturwissenschaftliche Experimente an.

In den letzten Jahren sind in der internationalen Naturwissenschaft große, bedeutende Fortschritte gemacht worden. Fortwährend werden Kongresse in den verschiedenen Ländern abgehalten, die alle möglichen naturwissenschaftlichen Fragen

zum Gegenstand haben. Diese internationalen Organisationen sind von dreierlei Art: die einen sind einfach dazu bestimmt, Gelegenheit zur Information zu geben; die zweite Gattung dient dem Zweck, fundamentale naturwissenschaftliche Einheiten zu fixieren oder eine Verständigung über Fragen anzubahnen, über welche eine Information wünschenswert ist; die dritte hat einen unmittelbaren Fortschritt in der Erkenntnis zum Ziel, wo die Forschung nach irgendeinem kombinierten System betrieben wird. Vielleicht das beste Beispiel für die erste dieser Klassen liefert das von der Londoner Royal Society begonnene Unternehmen, die naturwissenschaftliche Literatur der Welt nach den Gegenständen und den Autoren systematisch zu katalogisieren. Neunundzwanzig Länder nehmen jetzt aktiv teil an diesem Werk, indem jedes einzelne Land dem Zentralbureau in London die Hinweise auf die von den verschiedenen naturwissenschaftlichen Gesellschaften veröffentlichten Abhandlungen übermittelt. Die Bedeutung, die ein solcher wohlgeordneter Katalog als Hilfsmittel für Gelehrte hat, wird sehr bald erkannt werden, und bis zum gegenwärtigen Augenblick ist bei diesem großen Werk ein beträchtlicher Fortschritt gemacht worden. Das zweite bedeutungsvolle Unternehmen dieser Art ist die Katalogisierung der Sterne. Argelander führte vor langer Zeit 329 000 Sterne in seinem Sternenverzeichnis auf; seit der Erfindung der Photographie jedoch ist die Möglichkeit, einen vollständigen Sternenkatalog herzustellen, um das Tausendfache gewachsen, da Sterne, die dem menschlichen Auge unsichtbar sind, auf der photographischen Platte sichtbar gemacht werden. Eine große Anzahl von Observatorien sowohl auf der nördlichen wie auf der südlichen Halbkugel hat sich an diesem Werk beteiligt. Vier französische Observatorien haben ihren Anteil an dem Werk in Angriff genommen und zu diesem Zweck je einen staatlichen Beitrag von nicht weniger als 25 000 Pfund Sterling erhalten.

Als Beispiel für die Unternehmungen, die zur Festsetzung von Normalmaßen begründet worden sind, muß an erster Stelle das Internationale Maß- und Gewichtsbureau genannt werden, das vor einigen Jahren in Paris eröffnet worden ist und der wissenschaftlichen Berechnung einer Reihe von internationalen Urmaßen dient. Wie in diesem Falle, so hat eine ähnliche Reihe von internationalen Konferenzen und Kongressen zu einer allgemeinen Einigung über die wichtige Frage der Bestimmung der Normalmaße der elektrischen Einheiten geführt.

Am charakteristischsten für den dritten Typus der internationalen Gesellschaften, die direkt den Fortschritt der Wissenschaft zum Ziele haben, ist vielleicht das Bestreben der Internationalen Assoziation der Akademien, die ihre dritte Generalversammlung im vergangenen Jahr in Wien abhielt. Hier kamen die Repräsentanten von nicht weniger als achtzehn nationalen Akademien zusammen, darunter nicht nur die aller europäischen Akademien, sondern auch der von Tokio im Osten und Washington im Westen. Alle von den verschiedenen Abgeordneten besprochenen Themata waren von internationaler Bedeutung, d. h. es waren Angelegenheiten, in denen eine Sonderaktion der einzelnen Nation zu keinen Erfolgen führen würde.

Unter den physikalischen Fragen zum Beispiel, die dabei erörtert wurden, befand sich die Erforschung der seismischen oder Erdbebenphänomene auf der ganzen Welt. Ein andres Thema waren „Geodätische Messungen", also eine Frage, deren Bedeutung sich auf unsern ganzen Erdball erstreckt. Ein weiteres Thema war die Frage internationaler Untersuchungen über atmosphärische Elektrizität, unstreitig ebenfalls eine Sache von Wichtigkeit für die ganze Welt. Das vierte Thema war die „Magnetische Messung eines Breitenkreises"; dabei wurde der Wunsch ausgesprochen, daß Messungen der magnetischen Elemente zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten der Erdoberfläche ausgeführt werden sollten. Hierauf kam die „Messung des Bogens des dreißigsten Meridians", und die Delegierten der Berliner Akademie wurden gebeten, auf diese Frage die Aufmerksamkeit der deutschen Regierung zu lenken. Andre Erörterungen von internationalem Charakter betrafen die lunare Nomenklatur, die Sonnenforschung und die Organisation meteorologischer Stationen.

Doch das Interesse der Assoziation beschränkte sich nicht bloß auf physikalische Fragen. Eine Abteilung beschäftigte sich mit Untersuchungen, die vom literarischen Standpunkt aus von Interesse sind. Die erste dieser Verhandlungen betraf den „Internationalen direkten Handschriftenverkehr", die zweite den Druck eines griechischen Thesaurus, eine andre das „Korpus der griechischen Urkunden", die nächste die Veröffentlichung einer kritischen Ausgabe des Mahâbhârata und des „Corpus Medicorum Antiquorum".

Der Internationale Kongreß für angewandte Chemie ist eine weitere bemerkenswerte Erscheinung in der Bewegung. Er ist schon sechsmal zusammengetreten, das letztemal in Rom im Jahre 1906, und der nächste soll im Jahre 1909 in London stattfinden, wobei ich die Stelle eines Ehrenpräsidenten bekleiden werde. Wir hoffen auf die Anwesenheit von drei- bis viertausend Mitgliedern. Dieser Kongreß führt eine kolossale Zahl von Männern, die ihr Leben der Chemie — der reinen und der angewandten — widmen, aus allen Ländern der Welt zusammen. Die dabei zur Erörterung gelangenden Themata sind von sehr verschiedenem Charakter; es gehören dazu Gifte und Nahrungsmittel, Gase und Metalle, Explosivstoffe und Farbstoffe, Hygiene und Photographie und vieles andre. Die günstigen Wirkungen des Umstands, daß so viele Männer, die an einer und derselben Art von wissenschaftlichen Fragen interessiert sind, zusammenkommen und so in den Stand gesetzt werden, aus dem Munde ihrer Führer auf den verschiedensten Gebieten die neuesten Neuigkeiten über Entdeckungen sowohl von theoretischem wie von praktischem Interesse zu hören, können kaum überschätzt werden.

Alle werden darin übereinstimmen, daß der Einfluß, den diese Zusammenkünfte, so wie sie in den Hauptstädten Europas abgehalten werden, ausüben, groß sein muß. Sie befähigen die Menschen, die Lebensbedingungen in andern Ländern als den ihrigen zu verstehen und zu würdigen, und alles dies muß dem Frieden förderlich sein. Auf diesen internationalen Kongressen sind mindestens drei Sprachen offiziell — Englisch, Deutsch und Französisch — und Mitteilungen

in allen dreien die Regel, während der Generalbericht über den Kongreß in der Sprache des Landes abgefaßt wird, in dem die Zusammenkunft abgehalten wird.

Die Medizin mit ihren verschiedenen Zweigen ist gleichfalls durch internationale Kongresse reich vertreten gewesen. Vielleicht der größte von diesen ist der Internationale Medizinische Kongreß, bei dem vor kurzer Zeit nicht weniger als 2000 Mitglieder in Berlin zusammenkamen, wo sie sowohl in wissenschaftlichen wie in gesellschaftlichen Versammlungen einen herzlichen deutschen Willkommen fanden, so daß bei den letzteren, wie ich von einem unsrer ersten Aerzte hörte, die englischen Mediziner in den Stand gesetzt wurden, an ihrem eignen Leibe ein Leiden zu studieren, das vielen Ländern gemeinsam, aber besonders in Deutschland wohlbekannt ist, den sogenannten „Katzenjammer“, der unter ihnen fast endemisch wurde!

Letztes Jahr wurde in London ein Kongreß für Hygiene abgehalten und in demselben Jahr in Berlin ein andrer für Tropenheilkunde mit besonderer Berücksichtigung der furchtbaren Schlafkrankheit, die in vielen Gegenden Afrikas die schwarze Bevölkerung nahezu vernichtet und deren Ursachen durch die Forschungen sowohl englischer wie deutscher Physiologen, darunter in England vor allem Sir David Bruce, in Deutschland Geheimrat Koch, entdeckt worden sind. Ein besonderer Kongreß für Physiologie im allgemeinen ist von Professor Kronecker ins Leben gerufen worden und tritt gleichfalls in regelmäßigen Zwischenräumen in den verschiedenen europäischen Hauptstädten zusammen.

Ein bedeutungsvoller mathematischer Kongreß ist dieses Jahr in Rom abgehalten worden und wird alle vier Jahre zusammentreten. Uebrigens sind diese Kongresse nicht auf Verhandlungen über Fragen rein naturwissenschaftlicher Art beschränkt, denn in den ersten Tagen des August ist dieses Jahr ein Internationaler Historikerkongreß in Berlin zusammengetreten, bei welchem Anlaß die sorgfältigsten Vorbereitungen für die Erörterung von Fragen aus jedem Gebiet der historischen und archäologischen Wissenschaft getroffen worden sind.

Es erhebt sich jetzt zunächst die Frage, was getan werden kann, um die Naturwissenschaft und die naturwissenschaftliche Forschung in den Stand zu setzen, nachdrücklicher als bisher das gute Einvernehmen und das Bedürfnis nach Frieden unter den Nationen fördern zu helfen. Es ist seit langem mein Traum gewesen, daß die bestehenden nationalen Vereinigungen zur Förderung der Naturwissenschaft im allgemeinen international werden möchten. Im Vereinigten Königreich haben wir die British Association for the Advancement of Science, die schon vor langer Zeit ihr Jubiläum gefeiert hat; in Deutschland ist die Naturforscherversammlung ebenfalls eine Institution von reifem Alter, in Frankreich ist desgleichen die Association Française pour l'Avancement de la Science eine festgegründete Gesellschaft, und auch in den Vereinigten Staaten und in Italien bestehen ähnliche Vereinigungen. Jede Frage, die sich auf die Schwierigkeit bezieht, solche Gesellschaften selbst auf große Entfernungen in Bewegung zu setzen, ist befriedigend gelöst worden. Die British Association hat bereits zwei Hauptversammlungen in Kanada abgehalten, in Montreal und

Toronto, und will nächstes Jahr in Winnipeg zusammentreten — und erst vor drei Jahren hat sie eine sehr erfolgreiche Tagung in Südafrika abgehalten. Auch was die Verschiedenheit der Sprachen betrifft, so darf diese Schwierigkeit bereits als überwunden gelten, denn drei oder vier Sprachen werden, wie ich bereits erwähnt habe, regelmäßig auf allen internationalen Kongressen gesprochen.

Einige schwache Versuche zur Ausführung dieser Idee sind in der Tat vor einigen Jahren gemacht worden, als die British Association in Dover und die Association Française — vorheriger Vereinbarung gemäß — über dem Silberstreifen der Straße von Calais drüben, in Boulogne, zusammentraten. Die Mitglieder der British Association wurden eingeladen, mit ihren französischen Brüdern in Boulogne Händedrücke zu tauschen. Die verschiedenen Sektionen dort standen den englischen Gelehrten offen, Abhandlungen und Mitteilungen wurden von den Besuchern vorgetragen, und die Festlichkeiten trugen das Gepräge der Pracht und der Liberalität, die für die geselligen Veranstaltungen unsrer Nachbarn charakteristisch sind. Der Gegenbesuch der französischen Gelehrten war ebenso interessant, wenn auch nicht so vom Glück begünstigt. Das Wetter war unglücklicherweise stürmisch und die See sehr unruhig; infolgedessen hatten unsre französischen Besucher arg unter der Seekrankheit zu leiden. Sobald sie indessen den Fuß auf den englischen Boden gesetzt hatten, machte sich der französische Esprit bald wieder geltend. Die Mitteilungen, welche die französischen Gelehrten machten, waren interessant und bedeutungsvoll, und sie erfreuten sich ungestört des Verkehrs mit ihren englischen Kollegen. Frankreich und England stehen in so enger Nachbarschaft miteinander, daß solche Zusammenkünfte, wie ich sie hier geschildert habe, möglich sind. Deutschland liegt weiter abseits, und wir können daher mit ihm nicht in derselben Weise Besuche austauschen. Es ist ein radikalerer Wechsel vonnöten. Die Schwierigkeiten desselben kann ich nicht für unüberwindlich halten, und die Vorteile für beide Nationen würden — dessen bin ich sicher — groß sein. Warum zum Beispiel sollte nicht ein Kongreß der naturwissenschaftlichen Gesellschaften der beiden Länder, sagen wir alle drei Jahre einmal, abgehalten werden können? Zuerst in einem deutschen wissenschaftlichen Zentrum, später in einem solchen auf britischem Gebiet. Ich kann keinen Grund entdecken, der gegen eine solche Amalgamierung spräche, und ich würde ohne Besorgnis selbst einem Vorschlag entgegensehen, die Mitglieder sowohl der British Association wie der Naturforscherversammlung über den Ozean nach Kanada oder nach den Vereinigten Staaten zu führen, um dort eine Art wissenschaftlicher Tripelallianz zu bilden. Das ist doch gewiß nicht zuviel erwartet? Ich hege die Ueberzeugung, daß keine neue Generation vorübergehen wird, ehe etwas derartiges ein Fait accompli ist.

Es gibt noch viele andre Richtungen, in denen der Einfluß der Naturwissenschaften gesteigert werden kann; so zum Beispiel könnten Reisestipendien an den verschiedenen Universitäten in der ganzen Welt ausgesetzt werden, durch welche es den älteren Studenten ermöglicht würde, ein Jahr oder zwei zur Fortsetzung ihrer Studien und Forschungen an den Universitäten andrer Länder

unter hervorragenden Lehrern zuzubringen. In geringem Maße geschieht dies bereits. Die älteren Studenten der Ecole Centrale, besonders die Ingenieure, werden in fremde Länder ausgesandt, um über irgendeine Großtat der modernen Ingenieurkunst Bericht zu erstatten. So werden auch mit den von Cecil Rhodes gestifteten Stipendien sowohl deutsche wie amerikanische Studenten nach Oxford geschickt, um dort zu studieren. Wir in England haben ein System von Reichsstipendien, die es sowohl Studenten aus den fernsten Gegenden des Reichs — aus Australien, Neuseeland, Südafrika und Kanada — wie von den Universitäten in Großbritannien ermöglichen, den Ort, an dem sie studieren, mit Universitäten im Vereinigten Königreich, mit wissenschaftlichen Hochschulen in Deutschland oder der Schweiz oder mit den wissenschaftlichen Instituten in Paris oder sonstwo zu vertauschen. Derartige Einrichtungen, wie ich sie hier erwähnt habe, erscheinen mir nur als die Keime zu größeren Dingen, welche die Zukunft bringen wird. Ideen beherrschen die Welt, und je allgemeiner sie werden und je weiter sie in der Welt vordringen, desto mächtiger werden sie sich erweisen. Dieser Austausch von tüchtigen jungen Leuten, die berufen sind, in ihren verschiedenen Ländern die Führer sowohl auf dem Gebiet des Geisteslebens wie auf dem der Tat zu werden, ist sicherlich eine der stärksten Ketten, die geschmiedet werden können, um die Völker aneinander zu fesseln, und er gibt einen Grund zu den schönsten Hoffnungen auf den weiteren Fortschritt der Zivilisation.

Ich kann diese Bemerkungen nicht besser schließen als mit der Anführung folgender Worte über das Thema, die mein Freund Professor Schuster, der ausgezeichnete Physiker, geschrieben hat: „Ich möchte den Bildungswert der naturwissenschaftlichen Forschung nicht übertreiben, aber die großen Probleme der Schöpfung verketten die ganze Menschheit miteinander, und es kann noch dahin kommen, daß, wenn die Diplomatie versagt — und sie ist oft dem Versagen bedenklich nahe —, den Männern der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit die Aufgabe zufallen wird, den Frieden der Welt zu erhalten.“

Aus meinen Denkwürdigkeiten

Von

Sektionschef Ritter von Przibram

Wenn ich am Spätabende meines Lebens, zu dessen letztem Stundenschlage der Hammer bereits ausholt, mich entschließe, in diesen Zeilen einige Erinnerungen aus seinem bewegten Verlaufe festzuhalten, so liegt mir nichts ferner, als meine Person irgendwie auf ein Piedestal zu erheben, auf das sie nie Anspruch gemacht hat. Einzig und allein der Umstand, daß es mir gegönnt war, mit Persönlichkeiten in Beziehung zu treten und Zeuge von Geschehnissen zu werden, die der Geschichte meiner Zeit angehören und es verdienen, in den

Vordergrund gerückt zu werden, vermag alle Bedenken zu beseitigen, die mich lange, solange als Kraft und Gedächtnis noch ihre Frische bewahrten, abhielten, mich auf den nicht mehr ungewöhnlichen Weg des „Memoirenschreibens“ zu begeben. So soll denn in diesen Blättern von mir selbst lediglich dann und so weit die Rede sein, als es unerläßlich ist, mich als Zeugen oder Gewährsmann anzuführen. Niemand zu Dank, aber auch keinem von jenen, ach so zahlreichen Personen, deren Undank oder Mißgunst mir manch bittere Stunde bereitet, zu Leide, seien diese Erinnerungen aufgefrischt, die ich fast durchwegs meinem Gedächtnis entlehnen muß. Denn wohl hatte ich in frühen Jugendtagen schon die Führung eines Tagebuches begonnen und auch später fortgesetzt, aber bei einer im Jahre 1876 erfolgten Uebersiedlung verschwand der alte, unansehnliche Koffer, der diese Hefte barg. An dem unbekannten Enteigner fühlte ich mich sattsam gerächt, wenn ich sicher wäre, daß er außer den zahlreichen lyrischen Jugendsünden, welche jenen Blättern anvertraut waren, auch das fünfaktige Versdrama „Johannes Hus“ gelesen habe, das, in der Gymnasialzeit ex privata industria entstanden, den Flammentod viel sicherer verdient hätte als sein Held.

Wien. 1858 bis 1862. Student.

Im Frühherbst 1858 bezog ich die Universität in Wien. Wie stolz und freudig das klingt! Meinem Vorsatze getreu, alles auf meine Persönlichkeit Bezügliche aus diesen Erinnerungen auszuscheiden, verschweige ich all die trübseligen Begleitumstände, unter denen ich die Ausfahrt aus einem immer mehr verdüsterten Heim, den Abschied von meinem teuern, seelenguten Vater, der ein Opfer seiner Vertrauensseligkeit geworden, vollzog. Er lag schon krank danieder, als der einzige, ihm von sechs Kindern gebliebene Sohn, um die Lasten des Haushaltes zu erleichtern, in die Fremde zog. Ich sollte ihn nicht mehr wiedersehen. — Man spricht und schreibt heute so vielerlei über Gymnasialreform — Vernünftiges und Ueberschwängliches. Wir jungen Leute zu meiner Zeit entbehrten es schwer, daß uns bei der Berufswahl keine Leitschnur zu Gebote stand. Die meisten folgten wohl blindlings dem Wunsche ihrer Eltern, bei deren Mehrzahl wiederum das Bestreben ausschlaggebend war, den Sohn möglichst rasch einer sicheren Versorgung zuzuführen. Nach dessen besonderer Befähigung oder Neigung wurde nur in den seltensten Fällen gefragt, und ganz vereinzelt standen jene Jünglinge da, die erst nach Erforschung ihres eignen Triebes sich für den einzuschlagenden Weg entschieden. Sooft ich in der Folge über diesen Gegenstand nachdachte oder mit Altersgenossen sprach, gab ich mich der Hoffnung hin, eine „neue Zeit“ werde auch hierin Besserung schaffen. Seither ist ein halbes Jahrhundert verstrichen, aber vergebens suche ich in all den Reformvorschlägen, mit denen Berufene und Unberufene sich ins Vordertreffen drängen, nach einem „Paragraph“ — und ohne solche geht es ja auch in dieser als freiheitlich gepriesenen neuesten Zeit nicht —, der da sagen würde, daß den Schülern, sei es im vorletzten, sei es im letzten Jahre, eine sachliche Darstellung über die einzelnen Berufszweige, deren Vorbedingungen, ihren Bildungsgang und ihre „Aussichten“ geboten werden

müsse. Hierzu brauchten unter Umständen, so namentlich in größeren Städten, nicht einmal ausschließlich die jeweiligen Lehrer herangezogen zu werden; vielmehr würde es sich empfehlen, gerade Vertretern der verschiedenen Fakultäten das Wort zu erteilen. Der Staat, der sorgsam darüber wacht, daß kein Plattfüßiger zur Kavallerie, kein Schwerhöriger zum Telephondienst komme, sollte doch auch den Studierenden die Möglichkeit erschließen, sich über ihre Eignung zur richterlichen oder ärztlichen Laufbahn ein vorläufiges Urteil zu bilden, ehe die massenhafte Einreihung mit der Immatrikulation beginnt. So wurde ich zum Advokaten bestimmt, ohne je mein Herz für diesen Beruf entdeckt zu haben, und ich bin heute mehr denn je überzeugt, daß das Barreau an mir keine Zierde verloren hat.

Der bekannte Ausspruch Eduard Herbsts: „Wir gravitieren nach Wien“ war zwar damals noch nicht getan, paßte jedoch auf alle Provinzen, das seitherige Königreich Ungarn nicht ausgenommen. Wer es „zu etwas bringen“ wollte, müsse nach Wien gehen. Das galt als Axiom dies- und jenseits der Leitha. Wien wurde nicht etwa gerade als Metropole der Intelligenz, aber immerhin als der Punkt angesehen, von dem alle Hebel, welche eine „Karriere“ in Schwung bringen, ihre Bewegung erhalten. Allenthalben nannte man Namen von Landeskindern, die aus der Stille ihres Provinzialdaseins in Wien zu einer glänzenden Existenz sich emporgeschwungen oder -gerungen haben, und ganz genau entsinne ich mich, daß zu jener Zeit in Prag auf den Staatsrat und Freiherrn von Hock als auf das rezenteste Beispiel solchen Emporkommens hingewiesen wurde.

Die Wiener Universität machte freilich auf die Ankömmlinge einen nichts weniger denn imposanten Eindruck. Zumal von uns Pragern galt dies, die wir gewohnt waren, sowohl im Collegium Carolinum mit seiner prächtigen Aula und dem gotischen Erker, als im Clementinum Profanbauten von teilweise mittelalterlichem Charakter und ehrwürdigem Ansehen zu erblicken. Von welcher Seite immer man der Wiener Alma mater zu Leibe rückte, immer waren es schmale, unscheinbare Gäßchen — die Bäckerstraße, die Schönlaternstraße oder der Schwibbogen, der von der Wollzeile ausging —, durch die man sich zwängen mußte, um auf den Platz zu gelangen, auf dem ein furchtbar nüchternes, gelbgetünchtes, stilloses Gebäude, dessen einziges Portal eher einer Klosterpforte glich, den Sitz der Musen und Wissenschaften vorstellte. Ohne die anstoßende Universitätskirche und den leider zwischen zwei Gäßchen eingeklemmten Palast der Akademie der Wissenschaften würde man sich einem Dikasterialgebäude, etwa einem Steueramt oder Militärverpflegshause, gegenüber gewähnt haben. Zur Enttäuschung gesellte sich noch die Ratlosigkeit. Bis dem schüchtern fragenden Neophiten irgendein älteres Semester die Bemerkung hinwarf: „Wenden Sie sich an den Regierungsrat Nußbaumer!“ Neues Rätsel. Ein „Regierungsrat“ galt uns Provinzlern als ein Wesen höherer Art, viel schwieriger zugänglich als heute ein Minister! Auf abermaliges Fragen geleitet man den Neuling in den Korridor zu einer Türe, vor der eben ein Mann in einem blauen bordierten Livreefrack, die Amtskappe auf dem Kopfe, eine Pfeife im Munde, eine Brille

auf der Nase, sich spreizt. Auf die erneuerte Frage schnarrt er: „Was wollen S'?" Endlich stellt sich heraus, daß wir vor dem gesuchten „Regierungsrat" in persona stehen, der aber diesen Titel nicht einer Allerhöchsten Entschließung, sondern lediglich dem Humor der Studentenschaft verdankt. Tatsächlich ist er Fakultätsdiener, doch umgibt er seine Stellung mit einem solchen Nimbus und tritt auch den Professoren gegenüber mit so viel Applomb auf, daß ihm der ursprünglich nur scherzweise beigelegte Titel auch in ernsthaftem Gespräch zugestanden und von ihm als eine ihm gebührende Anrede ebenso kaltblütig entgegengenommen wird als das Silberstück oder der Bankzettel, den besser situierte akademische Bürger in seine behaarte Rechte gleiten lassen. Von diesem würdevollen Vertreter der Hochschule erhält man nun die erste und wichtigste Anleitung zum Eintritt in des Wissens heilige Hallen. Trotz aller Lernfreiheit gab es wenigstens für uns Juristen ein streng einzuhaltendes Schema der obligaten Fächer. Dort, wo wie in Wien jedes dieser Fächer verschiedene Lehrkräfte zu Vertretern hatte, bestand die Freiheit des Hörers in der „Qual der Wahl". Dabei war nicht die Frage maßgebend, welcher Professor schöner oder verständlicher doziere, sondern welcher den größeren Einfluß bei der Staatsprüfung ausübe. In dieser Hinsicht ließen die Informationen der Egeria im blauen Amtsfrack keinen Zweifel aufkommen und stimmten auch mit den nachträglich gesammelten Ratschlägen älterer Studenten ganz überein: Ohne bei Professor Pachmann inskribiert zu sein, ist der Rubikon des Examens nicht überschreitbar. Professor Dr. Theodor Pachmann war Ordinarius für römisches Recht, und zwar ebensowohl für Institutionen als für Pandekten und für Kirchenrecht. Und da beide Fächer in den ersten vier Semestern obligatorisch waren, so mußten wir insgesamt durch zwei Jahre allwöchentlich zehn Stunden seines Vortrages genießen. Obgleich noch grüne Jungen, den Knabenjahren kaum entwachsen, hatten wir doch die Empfindung, daß diese Behandlung des Lehrstoffes nicht auf der Höhe der Wissenschaftlichkeit stehe. Das war zum Teil Scholastik, zum Teil jenes mnemotechnische Verfahren, dem wir mit dem Gymnasium den Rücken gekehrt zu haben glaubten. Ein Lehrbuch, über das schon damals vielfach die Nase gerümpft wurde, weil es nach der Schablone der „Schulbücher" zugeschnitten war, dessen verschollener Autor Mackeldey hieß, diente als Substrat der Vorträge, die der alte Herr durch grobkörnige Späße und Zoten zu „popularisieren" suchte. So gehörte es zu seinen ständigen Gepflogenheiten, auf Persönlichkeiten aus dem Professorenkollegium zu exemplifizieren. Sein besonderes Stichblatt war der damalige Rektor Dr. Graßl. Namentlich im Kapitel des Eherechtes und der einschlägigen Verfehlungen mußte der Genannte, ein schwächlicher, gebrechlicher Greis, immer als Delinquent herhalten, während die weibliche Rolle „meiner Schwester Ursula" zugeteilt wurde, die auch in Alimentationsfällen mit ihren Ansprüchen regelmäßig wider Professor Graßl auftrat. Drastisch war seine Definition des Fiskus (er sprach Fischkus aus): „Das ist der Fisch, der immer obenauf schwimmt und auf Beute lauert." Anfangs quittierte das Auditorium diese Extempores mit wieherndem Gelächter. Nachgerade aber dämmerte auch in den jungen Leuten die Erkenntnis auf, daß diese Methode zu

dozieren nicht der Würde einer Hochschule entsprechen könne. Aber was war zu tun gegenüber dem gefürchteten Examinator? Man konnte nicht einmal das Kolleg schwänzen, denn sobald er einige Lücken in dem Hörsaal bemerkte, verlas er die ganze Liste der Inskribierten, deren es etwa zweihundertfünfzig gab, um bei öfterer Abwesenheit schonungslos die Bestätigung der „Frequentation" zu verweigern, was leicht den Verlust eines Semesters oder gar der Befreiung vom Militärdienste nach sich zog. Denn letztere war für uns Studierende an den Ausweis über den Besuch der Kollegien und über ein alljährlich abzulegendes „Kolloquium" geknüpft, eine Art von Prüfung, mit der es die Mehrzahl der Professoren allerdings nicht sehr genau nahm und die anderseits das Gute hatte, daß der Student dem Lehrstoffe schon im Laufe der Semester nahetrat und nicht alles auf die Schlußochserei ließ. Als Prüfer konnte Professor Pachmann recht unangenehm werden, wobei er jedoch ohne Ansehung der Person vorging. So sagte er einem Kandidaten, dem hochnasigen Sohn eines freiherrlichen Würdenträgers, als dieser in verschiedenen Fragen eine große Unwissenheit bekundete: „Jetzt werde ich Ihnen eine Frage stellen, die jeder Esel beantworten kann: Was ist das Korpus juris?" — „Das bürgerliche Gesetzbuch der alten Römer," lautete die Antwort, worauf der Professor replizierte: „Schauen S', a jeder Esel hätt's g'wußt, aber Sie nit!" Als Seitenstück dazu erzählte man von einem andern freiherrlichen Kandidaten, er habe auf die Frage: „Was ist das Bürgerliche Gesetzbuch?" fix geantwortet: „Das Gesetzbuch für Bürgerliche." Was, nebenher bemerkt, nicht hinderte, daß ich beiden Prüflingen nach dreißig Jahren als Exzellenzen und Gesandten begegnete.

An Pachmanns Namen knüpft sich, und schon darum glaubte ich bei diesem Typus eines altösterreichischen Professors länger verweilen zu sollen, eine in die spätere Studienordnung aufgenommene Einrichtung, die seither verschiedenartiger Beurteilung unterlag. Als nämlich zum Leidwesen aller seiner Hörer Professor Julius Glaser die Lehrkanzel verließ, um als Sektionschef ins Unterrichtsministerium zu ziehen, konnte er sich, trotz aller ihm innewohnenden Milde, der Notwendigkeit nicht verschließen, die nachwachsende Generation vor einer so formalistischen und trivialen Einführung in die Rechtswissenschaft zu bewahren. Da aber Professor Pachmann seine Lehrkanzel freiwillig nicht räumen und man den im Dienste Ergrauten nicht kränken mochte, so wurde die Altersgrenze von siebzig Jahren als der automatische Abschluß der Lehrtätigkeit bestimmt, womit denn auch Pachmanns, der diese Lebensstufe überschritten hatte, Venia legendi erlosch. Andre unsrer damaligen Professoren, die ihm vielleicht nicht im Wesen, aber doch im Geiste, richtiger im geistlosen Formalismus glichen, wie der bereits erwähnte Graßl (österreichisches Privatrecht), Haimerl (Zivilprozeß), Stubenrauch (Handels- und Wechselrecht), sind ihm, wie ich glaube, schon vorangegangen, ohne daß ihnen Tränen nachgeweint wurden. Wie uns Haimerl mit dem „gemeinen und österreichischen Lehenrecht" malträtierte, sei ihm gnädig verziehen. In meinem Index finde ich noch ein Kolleg über Zivilrecht und ein solches über Pfandrecht vom Privatdozenten Dr. C. Habietinek, dessen Verlauf und Inhalt mir jedoch

zu der Zeit, als aus dem Dozenten ein Mitglied des Kabinetts Hohenwart geworden, gänzlich aus dem Gedächtnis entschwunden war. Werde wohl viel geschwänzt haben.

Glücklicherweise hatte die Unterrichtsverwaltung, damals noch in den Händen des Grafen Leo Thun, die Notwendigkeit einer geistigen Vertiefung der Studien überhaupt und des Rechtsstudiums insbesondere eingesehen und auch in dieser Fakultät Lehrkräfte „aus dem Reich“ heranzuziehen begonnen. Ludwig Arndts, der aus München, Heinrich Siegel, der aus Gießen kam, und Lorenz Stein, der die Kieler Universität wegen seiner Haltung in der schleswig-holsteinschen Frage verlassen mußte, waren die ersten Schwalben, die in dem alten Gemäuer der Wiener Alma mater nisten sollten. Von Arndts wußten wir, daß er im Frankfurter Parlament zur großdeutschen Fraktion gehörte, was ihm die Sympathien der damaligen Wiener Jugend sicherte. Daß er in München dem ultramontanen Guido Görres, dessen Witwe er als Gattin heimführte, am nächsten stand, war uns weniger bekannt, hätte uns aber auch wenig angefochten, weil solche Unterscheidungen unserm Gesichtskreise noch fern lagen. Erst als er in der denkwürdigen Märzsitzung 1869 im Herrenhause für das Konkordat stimmte, kehrte sich die Stimmung der damals ganz und gar im liberalen Lager stehenden Studentenschaft gegen ihn. Seine Vorlesungen, in die wir uns, sobald wir dem Joche Pachmanns entschlüpft waren, drängten, zeigten uns, daß es doch an der Hochschule eine andre Methode gebe als Pedantismus und Praterbudenspäße. Obgleich seine leise Sprechweise mit dem norddeutschen, spitzen Akzent uns fremdartig berührte, ja eher abstieß, machten doch der Inhalt und die Form des Vortrages sofort den Eindruck, daß man es da mit einem Gelehrten zu tun habe, und mit gespannter Aufmerksamkeit folgte man seinen Ausführungen. Aehnlich erging es bei Siegel, der deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte fesselnd vortrug.

Ergab sich aber zu diesen beiden Dozenten keinerlei seelischer Rapport, so war derselbe sofort hergestellt, als uns gegönnt war, Joseph Unger und Julius Glaser zu hören. Da waren es zunächst die Laute des heimischen Deutsch, die in ungezwungener, aber gleichwohl gewählter Gewandung an unser Ohr drangen und durch Klarheit und eine gewisse Wärme den Weg zum Kopfe und zum Herzen fanden. Als Unger mit seiner hellen und doch so sanft modulierenden Stimme seine Vorlesungen über „deutsches Privatrecht“ mit den Worten anhub: „Das deutsche Privatrecht ist ein Recht des deutschen Volkes, nicht etwa eines einzelnen deutschen Staates,“ da war es uns, als rauschte über unsern Häuptern das schwarz-rot-goldne Banner. Und wenn auch im Verfolge des Vortrages der Gegenstand desselben die Stimmung der Zuhörer ernüchterte, so hatte man doch nie die Empfindung, es da mit bloßem Gelehrtenkram zu tun zu haben, und stets entrollte sich, wenn auch nur perspektivisch, der große historische Hintergrund der Rechtsbildung vor unsern Augen. Bei Julius Glaser, der uns in das Strafrecht einführte, war wiederum der Grundton, dem ganzen Wesen dieser durch und durch wohlwollenden, gemütvollen Natur entsprechend, auf ein solches Diapason der Humanität gestimmt, daß man all den Schrecken,

den dieser Stoff den jugendlichen Gemütern einzuflößen geeignet und den Gefühlen, mit denen angehende Mediziner den Seziersaal betraten, nahe verwandt war, bald überwand, um sich willig und mit Interesse der Führung des geistreichen Lehrmeisters zu überlassen. Ganz besonders anregend war das von Glaser eingeführte und geleitete „Kriminalpraktikum“, in welchem ein Strafprozeß „mit verteilten Rollen“ durchgeführt wurde, wobei je ein Student als Staatsanwalt, als Richter und als Verteidiger fungierte und dem Professor die Kritik vorbehalten blieb. Gab ihm diese auch öfters Gelegenheit zu witzigen Bemerkungen — „man soll den Angeklagten weder als Paradepferd noch als Sündenbock behandeln,“ sagte er gelegentlich, oder „der Richter, der jeden für schlecht hält, ist es selbst“ —, so hatten dieselben nie etwas Verletzendes für den Getroffenen.

Von Lorenz Steins Vorträgen nahm man mehr den Eindruck einer Causerie mit, deren Aperçus mitunter den Horizont der Durchschnittshörerschaft überschritten. Meines Wissens war er der einzige, der auch im häuslichen Kreise Studenten empfing. Seine Teeabende, zu denen nur die bestsituierten und blaublütigen Kollegen geladen wurden, waren sehr beliebt. Eine gewisse Somptuosität gehörte zu seinen Charaktereigenschaften. Man sah ihn in einer Equipage mit zwei gallonierten Lakaien in den Prater fahren. Auf diesen Glanz folgte leider im Zusammenhange mit seiner Beteiligung an allerhand finanziellen Unternehmungen ein trübseliger Rückschlag.

So klein war der Kreis der Lehrkräfte, die vom neuen Geiste der rechtshistorischen und philosophischen Behandlung der Jurisprudenz beseelt, sich inspirieren ließen, wie er an den deutschen Universitäten schon längst eingedrungen und durch die Werke Scheurls, Puchtas wie durch Iherings damals eben begonnene Publikation über „den Geist des römischen Rechtes“ eingebürgert war. Und wie sah es sonst aus? Das kanonische Recht war durch nicht weniger als drei Ordinarien, davon einer geistlichen Standes, P. Sebach, vertreten. Für österreichische Geschichte aber, die uns angehenden Juristen nicht mit Unrecht als obligatorisch galt, gab es nur einen einzigen Professor, den Marienberger Benediktiner Albert Jäger. Gerne mag man dessen Vorträgen nachrühmen, daß sie sich auf Quellenstudien stützten und daß dem milden Wesen des Mannes Tendenzmacherei und Fanatismus ferne lagen; allein von einer objektiven Beurteilung der Ferdinandeischen Politik zum Beispiel war da wohl keine Rede. Dafür hörten wir in der Universitätskirche von der Kanzel herab aus dem Munde des Predigers P. Klinkowström die Verherrlichung des Konkordates und des Jesuitenordens.

Trotz alledem erwies sich die werbende Kraft der von jenem engen Kreis modern gebildeter Lehrkräfte geübten Methode ganz merkwürdig fruchtbar auf die Studentenschaft. Nicht bloß, daß die eben erwähnten Kollegien überfüllt waren, obgleich diese Dozenten es an jeder Pression auf die Studenten fehlen ließen — selbst der Herr Regierungsrat Nußbaumer enthielt sich jeder Anempfehlung —, so trat auch die innige oder innerliche Beteiligung der Hörerschaft lebhaft zutage. Verließ man die Hörsäle der Professoren alter Obser-

vanz mit dem Gefühle der Freude, wieder eine oder einige Stunden der Langeweile überstanden zu haben, so trug man aus den Vorträgen Ungers, Glasers, Steins stets eine Anregung davon, die über den Schluß der Vorlesung hinaus nachwirkte. Wie oft blieben wir dann noch auf dem Universitätsplatz oder in den Gängen stehen, um das Gehörte mit Interesse zu erörtern. In der Tat gingen aus jenen Semestern (1858—1862) Männer hervor, die nicht etwa bloß durch ihre Karriere, sondern auch durch ihre Leistungen sich hervortaten. Ich nenne nur den Oberösterreicher Heinrich Brunner, damals ein blonder, kampflustiger Jüngling, den man leider später ziehen und sich in Berlin einleben ließ, den liebenswürdigen Pandektisten Ad. Exner, der zu früh seinem Berufe und seinen Freunden entrissen wurde; den scharfsinnigen Emil Singer, der schon als Student eine außerordentliche Begabung an den Tag legte und uns allen als eine Art von Orakel galt, wenn es sich um schwierige Streitfragen handelte; Karl Lemayer, der als Jurist wie als Verwaltungskenner gleich hervorragte; Ernst von Plener, dessen parlamentarische Begabung ihm Gelegenheit schuf, die Früchte seiner Studien auf verschiedenen politischen und wirtschaftlichen Gebieten zu verwerten, und der in jenen Tagen schon eine gewisse Führerrolle unter uns jungen Leuten spielte. Und noch andre Männer, die sich seither im Ernstkampfe bewährten saßen damals auf derselben Schulbank. Von ihnen gehört zu den Lebenden wohl nur noch Graf Gandolf Kuenburg, nachmals der erste deutsche Landsmannminister, schon als Jüngling ob seines Gradsinnes und seiner Schlichtheit ein Liebling seiner Altersgenossen. Wie viele hat der Tod grausam hinweggerafft? Adolf Schaffer, dessen scharfe Dialektik und klare Auffassung schon uns Jungen imponierte, wie sie später in seinem Wirken als Reichsratsabgeordneter und Landesausschuß, mit größter Gewissens- und Gesinnungstreue gepaart, sich dokumentierte. Still und bescheiden mit jüngferlicher Scheu hielt sich Hugo Ritter von David im Hintergrunde, um in noch jungen Jahren als Sektionschef in der Unterrichtsverwaltung seine Tüchtigkeit zu betätigen. Von näher vertrauten Kollegen, die es in Amt und Würden „weit gebracht", seien noch erwähnt Freiherr Vinzenz von Maly, Oberlandesgerichtspräsident in Mähren, Dr. Zehetner, Generaldirektor der Nordwestbahn, Ernst Schmit von Tavera, der die mexikanische Kaisertragödie als österreichischer Legationssekretär mitmachte und als Gesandter a. D. starb. Graf Joseph Zichy, seinerzeit Handelsminister in Ungarn, Alexander Dardây, Vizepräsident des Obersten Rechnungshofes in Ungarn. Auch der heutige Botschafter Oesterreich-Ungarns am Berliner Hofe, Herr von Szögyenyi, dessen Vater in Wien lebte, gehörte diesem Jahrgang an. Die Zahl der an der Wiener Universität studierenden Ungarn war sehr groß und das Einvernehmen mit ihnen das Ungetrübteste. Nur verschwanden viele der damaligen Zeitgenossen seither unter der Tarnkappe der Namensmagyarisierung. Aus den Groß, Schwarz, Mandel wurden Nagy, Fekete, Maday — letzterer ein liebenswürdiger Elegant und Reichstagsabgeordneter. Manche verballhornten sich bis zur Unkenntlichkeit mit vary und hazy und es war spaßhaft, als ich nach Jahren einen solchen Schulkameraden in einem Pester Bureau mit den

Worten: „Grüß dich Gott, Bretzelmaier“ begrüßte und von ihm die erschreckte Antwort erhielt: „Um Gottes willen, nenne mich Bereshazy!“ Auch mit den Studiengenossen italienischer Zunge stand man auf bestem Fuße, ich erinnere mich noch der Namen Rinaldini, Ete Bonda, degl'Jveglio, der besonders beliebten Brüder d'Alimonda, deren Träger im öffentlichen Leben späterhin rühmlich genannt wurden. Der Kroate Baron Ozegovic, der Serbe Pavlovic, der Rumäne Csimponeriv, die Siebenbürger Sachsen Conrad und Baron Rosenfeld waren wohlgelittene, freundliche Kommilitonen. Ueberhaupt war von Sprachen- und Rassenstreit oder Konfessionalismus schlechthin nichts zu merken. Der Weg „von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität“, wie Grillparzer bitter sagt, war in jenen Tagen noch nicht eröffnet. Die meisten der vorhin namhaft gemachten Kollegen versammelten sich einmal wöchentlich zu feucht-fröhlicher Geselligkeit im Gasthause „zur Schnecke“, ohne sich eine besondere Bezeichnung als Verbindung oder Korps beizulegen. Die da herrschende Gesinnung brachte ein Lied zum Ausdruck, das, von dem nachmaligen Bergrat Carl Paul verfaßt, in den Refrain ausklang:

„Wes Vaterlandes einer sei,
Ob Prag, ob Böhmisch-Leipe,
Das ist uns alles einerlei:
Es leb' die ‚Schneckenkneipe!‘“

Desgleichen bestand ein kordiales Verhältnis zu den Angehörigen der andern weltlichen Fakultäten. Von den Medizinern war man freilich räumlich getrennt, denn deren Revier waren die scheußlichen Hörsäle — eigentlich Hörkammern — in der „Gewehrfabrik“. Höchstens daß wir in den Vorlesungen über „gerichtliche Medizin“, die Professor Beer durch oft geradezu pornographische Einstreuungen zu würzen sich bemühte, mit ihnen zusammentrafen. Wohl interessierte es viele von uns Juristen die berühmten Lehrer, die der medizinischen Fakultät ihren Weltruf schufen, wenigstens einmal zu hören. So ließ man sich denn von einem der Jünger Aeskulaps in ein Kolleg von Rokitansky oder Hyrtl oder gar in den Seziersaal bugsieren. Wie viele von uns wurden in letzterem Raum, in dem von Desinfektion noch keine Spur war, von Uebligkeit befallen und verschworen sich hoch und teuer, einen solchen Besuch nie zu wiederholen.

Viel mehr Berührungspunkte hatte man mit den Studenten der philosophischen Fakultät. Dank dem Einflusse von Männern wie Exner — dem Vater des obenerwähnten Romanisten — war an diesem Teile der Hochschule schon früher und in größerem Maße mit der Emanzipation von der alten Studienordnung vorgegangen worden. Gab es doch noch im Jahre 1849 nicht weniger als fünfundsiebzig philosophische Lehranstalten in Oesterreich. Die Mehrzahl derselben stand auf solcher Höhe, daß siebenundsechzig davon den Gymnasien angegliedert werden konnten. In den fünfziger Jahren wurden aber außer Bonitz Kräfte wie der Germanist Pfeiffer, der Philosoph Lott, der Geologe Ed. Sueß, etwas später, 1861, der Aesthetiker Robert Zimmermann nach Wien berufen, um welche sich außer ihren speziellen Fachschülern auch manche Hörer aus der

Juristenschaft scharten. Besonders der Letztgenannte erfreute sich, obgleich sein Auftreten und Gehaben etwas von Sarastro an sich hatte, großen Zulaufes. Unter der Leitung dieser Männer entwickelten sich manche Talente, mit denen uns damals gute Kameradschaft verband. Der etwas finster blickende Wilhelm Scherer, der seine Gesinnung in der Richtung, die man heute deutschnational nennen würde, in für unsre Empfindung zu befremdlicher Weise akzentuierte, ließ schon als Jüngling die Bedeutung ahnen, die man freilich zunächst in Preußen zu würdigen wußte, indem man ihm eine Professur in Berlin übertrug. Viel beliebter in unsrer Gesellschaft war das Dioskurenpaar Moriz Thausing, der spätere Regenerator der Albertina und Dürerforscher, und Heinrich Brunner. Die beiden Landsleute und Stubengenossen waren zwar nicht mit Glücksgütern gesegnet, was sie jedoch nicht abhielt, mit einem noch minderbemittelten jüngeren Landsmann, dessen großes Malertalent sie erkannten, ihre Börse zu teilen. Diesem war es beschieden, seine Förderer zu überleben und seinen Namen — warum ihn verschweigen? — Franz Rumpler, in das goldene Buch der Wiener Kunst einzugraben. Zu diesem Kreise gehörte noch Wilhelm Hartel. Was dieser später als Professor und Unterrichtsminister für die Wissenschaft und für das Unterrichtswesen geleistet, dies zu würdigen sei Berufeneren vorbehalten. Mögen sie sich weniger von Mißgunst und Ränkesucht leiten lassen als der Verfasser jenes Artikels, der nach seinem Rücktritte vom Amte in einem leitenden Blatt erschien und den der seither Entschlafene umso bitterer empfand, als er die Feder seines vormaligen Chefs, dessen treuer Mitarbeiter er gewesen, erkannte. Und Treue war einer der schönsten Züge im Charakter dieses Mannes. Vor allem blieb er sich treu! Wie hoch ihn auch Verdienst und Glück emporgetragen, an seinem Wesen ging diese Wandlung spurlos vorüber. Bis zu seinem Ende blieb er der gute Kamerad, der schlichte, ehrliche, vielleicht mitunter zu gutgläubige, begeisterungsfähige Mensch, der er als armer Student gewesen. Als ihn nach den Krawallen an der Innsbrucker Universität der Vertreter dieser Stadt in unerhört brutaler Weise öffentlich angriff, die alle seine Freunde empörte, äußerte er sich im vertrautesten Kreise nur in humorvoller Weise über jenen Thersites. Denn „unter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt — das Gemeine".

So gab es also an der damaligen Universität zwar keine Verbindungen und keine Korps, die ihre Angehörigen in der „Karriere" poussierten; allein das hinderte nicht, daß mancher Freundesbund geschlossen wurde, der ein Menschenalter überdauerte, und daß von den vielen Schifflein, die aus diesem stillen Hafen ins sturmbewegte Lebensmeer hinaussteuerten, nur wenige zerschellten. Nach vielen Jahren sprach ich über dieses Thema mit dem gefeierten einstigen Lehrer Joseph Unger. „Es geht mit den Studenten, wie mit dem Wein. Es gibt Jahrgänge, die mißraten, und solche, die geraten. Der Ihrige war ein solcher, trotzdem," fügte er lächelnd hinzu, „von einer Gährung wenig zu bemerken war."

*

Die Politik streifte das Leben der akademischen Jugend kaum äußerlich. Erst als im Frühjahr 1859 schwere Gewitterwolken im Westen und Süden aufstiegen, begannen auch wir Jünglinge dem dumpfen Grollen zu lauschen. Allein es geschah ohne Bangen. Hatten doch wir alle die Empfindung, daß in dem drohenden Kampfe die gerechte Sache auf unsrer Seite streite. Was Italiens Heere anbelangt, so lebte noch die Tradition von Radetzkys Waffentaten zu frisch in aller Gedächtnis, um nicht die Worte Schillers: „Wir trieben sie vor uns in dreißig Schlachten" tausendfaches Echo finden zu lassen. Und was Napoleons von den Carbonari erzwungene Beteiligung anbelangt, so zählte man auf die Unterstützung Preußen-Deutschlands im Kampfe wider den „Erbfeind". Das Manifest „An meine Völker", mit dem Kaiser Franz Joseph die Kriegserklärung einleitete, fand begeisterte Aufnahme. Als sein Verfasser wurde später, ich weiß nicht, ob mit Berechtigung, derselbe Hofrat Perthaler bezeichnet, aus dessen Feder drei Jahre nachher das berühmte Antrittsrundschreiben Schmerlings floß. Unbeschreiblich war der Jubel, mit dem das Kaiserpaar begrüßt wurde, als es am 1. Mai, im Glanze eines sommerlich lachenden Himmels, die Praterfahrt eröffnete. Kopf an Kopf staute sich die Menge; in der „Jägerzeil", wo ich im Kreise einiger Kommilitonen von einem Balkon aus Zeuge des Schauspiels war, waren alle Fenster, alle Balkone dicht besetzt mit Damen in lichten Toiletten. Tücherschwenken, Vivatrufen, Blumenwerfen, kurz alle Zugehör eines Triumphzuges wurde vorweggenommen — nur der Triumph blieb leider aus. Schon die Wahl des Oberfeldherrn erregte Bedenken und Kopfschütteln. Wer war dieser Gyulay, dem man das Erbe Radetzkys übertrug? Man wußte nichts von ihm, als daß er ein ungarischer Magnat von großem Reichtum und opulenter Lebensführung sei. Noch lebten von den Paladinen Radetzkys so manche, deren Namen dem Volke eine Bürgschaft des Erfolges geboten hätten: Heß, Benedek, Fritz Liechtenstein. Man bezeichnete Gyulays Berufung als das Werk des Grafen Grünne, des bestgehaßten Mannes in Wien, dessen Stellung als Generaladjutant an Einfluß jene des Kriegsministers überwog.

Die Hörsäle der Universität verödeten alsbald, denn massenhaft drängten sich die Studierenden aller Fakultäten zum freiwilligen Eintritt in die Armee. Indes war es nur den wenigsten gegönnt, noch so zeitig auf dem Kriegsschauplatz einzutreffen, um wenigstens das Operationsgebiet zu betreten. Wer sich aber keiner „Protektion" — das Zauberwort, das alle Tore sprengte — erfreute, der sah sich vor die Wahl gestellt, entweder einem Wiener freiwilligen Korps, das sich just nicht aus der Blüte der hauptstädtischen Jugend ergänzte, eingereiht zu werden oder wochenlang am staubigen Wasserglacis Gewehrgriffe und Exerzierbewegungen zu üben, bis der Friede von Villafranca allem ein Ende machte. Es hieß damals, Napoleon III. habe unsern Kaiser durch Vorweisung von Depeschen überzeugt, daß auf Preußens Beistand nicht zu rechnen sei, da man von Berlin aus in Paris Anerbietungen gemacht habe, durch deren Annahme Frankreich die deutsche Aktion zum Stillstand zu bringen bereit sei. Nach Jahren hieß es dann wieder, jene Depeschen seien eine Fälschung gewesen.

Der Friedensschluß und die Entrüstung über das Elend, welches die enorme Anzahl der Verwundeten und die mangelhafte Fürsorge für dieselben heraufbeschwor, wirkten tief deprimierend. Von den mir näherstehenden Kommilitonen waren nur diejenigen, die sich der Tiroler Studentenkompagnie angeschlossen, bis vor den Feind gelangt. Viele Studierende der Medizin waren, der Aufforderung des damaligen Professors der Chirurgie Dr. Pitha folgend, als Krankenpfleger auf den Kriegsschauplatz geeilt. Pitha selbst, mir von Prag her wohlbekannt und wohlgesinnt, erlebte den furchtbaren Schmerz, seinen einzigen Sohn durch einen Kartätschenschuß zu verlieren. Der tiefgebeugte Vater hatte die Seelenstärke, sich desungeachtet seiner Aufgabe mit größter Hingebung zu widmen, und darf der Reformator der österreichischen Kriegschirurgie genannt werden. Nicht weniger Entsetzliches erlebte der Prager Bibliothekar Šafařik, dessen Sohn als Militärarzt den Feldzug mitgemacht hatte und heil davongekommen war. Freudig eilte er in die Heimat zurück und schritt vom Bahnhofe dem Elternhause zu. Da traf ihn, als er an einem Neubau vorbeiging, ein herabfallender Stein so unglücklich, daß er tot zusammenstürzte.

Zwei meiner Vettern machten den Feldzug als Berufsoffiziere mit. Einer derselben geriet auf einem Patrouillengange bei Nacht und strömendem Regen in feindliche Gefangenschaft. Man schlug den in einen Hinterhalt Geratenen zu Boden, raubte ihm seine Uhr und Geldtasche, schonte selbst die Tapferkeitsmedaille nicht, die seine Brust schmückte, und ließ den Entwaffneten, als er sich von seiner Betäubung erholt hatte, durch zwei Mann mit aufgepflanztem Bajonett zum nächsten Vorpostenkommando führen. Während dieses Transportes, der sich noch immer im Dunkeln und bei strömendem Regen vollzog, schwang er sich mit einem jähen Sprung über den die Straße flankierenden Graben, ließ sich aber im selben Augenblicke, als seine Eskorte die Gewehre zum Schusse erhob, in den mit Wasser gefüllten Graben gleiten, während die beiden Soldaten ihn in den Reisfeldern wähnten und verfolgten. Nur vorsichtig mit dem Kopfe hervortauchend, schlängelte er sich so durch den Wassergraben, bis er seine Verfolger nicht mehr hörte, um erst bei Tagesanbruch eine österreichische Feldwache zu erreichen.

Ein trauriger Feriensommer ließ sich an. Ich mußte die Familie meines Zöglings nach Franzensbad begleiten, wohin man damals noch von Prag aus per Achse und mit einem Nachtlager fahren mußte. Nicht wenig staunte ich, als in dem böhmischen Badeorte zu den daselbst veranstalteten Tanzunterhaltungen die Offiziere der Garnison Eger das größte und stets willkommene Kontingent an Tänzern stellten. Die Jugend überwindet rascher. Eine wahre Landplage bildete damals der Mangel an Scheidemünze. Nicht bloß die Guldenzettel wurden geviertelt, sogar die unansehnlichen Zehnkreuzerscheine mußten sich eine Halbierung gefallen lassen. Aber trotz alledem war der Bedarf nicht anders zu decken, als daß die Wirte eigne Marken — auch nur aus Papier — mit ihrem Siegelaufdruck ausgaben, die sie wieder an Zahlungs Statt annahmen. Natürlich sicherte sich hierdurch der Aussteller solcher Assignaten die Wiederkehr

seiner Gäste. Denn namentlich die sparsamen Norddeutschen überschritten lieber die Diätvorschriften, als daß sie an Geld und Gut eine Einbuße erlitten. Bei alledem lebten gerade sie infolge des hohen Silberagios — ich glaube, es stieg auf 27 Prozent — in dem ohnehin wohlfeilen Oesterreich halb umsonst.

Einen weithin leuchtenden Markstein im Leben der akademischen Jugend nicht allein, sondern Wiens und vielleicht des ganzen deutschen Oesterreich bildete die großartige Feier, die, in den Tagen vom 10. November 1859 anfangend, zur Erinnerung an die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Schillers begangen wurde. Viele Einzelheiten dieser Veranstaltung sind meinem Gedächtnis entschwunden. Aber unauslöschlich eingeprägt hat sich demselben der Eindruck, als wären wir alle, die da zusammenwirkten, emporgehoben worden in eine geistige Sphäre, die uns bislang ein unentdecktes Gebiet war, Eine gewisse Weihe durchströmte uns, wie sie bis dahin kein noch so feierlicher Akt zu erzeugen vermochte. Das Sursum corda ging als unausgesprochener Ruf durch alle die Reihen, die sich da zu einem unabsehbaren Zuge scharten. Zum erstenmal seit den Tagen der Erhebung war die gesamte Studentenschaft aufgeboten, und nie zuvor war sie so einmütig und so vollzählig dem an sie ergangenen Rufe gefolgt. Und Wiens Bewohner hatten ihren akademischen Mitbürgern die alte Liebe bewahrt! Dessen gaben die Zurufe Zeugnis, mit denen man unsern Zug, mochte er auch prunk- und fahnenlos dahinschreiten, allenthalben begrüßte, dessen die Blumen, die uns von Frauenhänden zuflogen. Der Akademische Gesangverein, in dessen Reihen ich mich mit einer Pechfackel befand, eröffnete den Aufmarsch der Universität. Als wir, am Stephansplatz haltend, eben die Strophe: „Vita nostra brevis est“ anstimmten, setzte vom Dome herab die altehrwürdige große Glocke, „die Bummerin“, mit ehernem Klange ein. Ich war nicht der einzige, in dessen Augen Tränen blinkten, so ergreifend wirkte, ohne daß man sich darüber Rechenschaft zu geben vermochte, dieser Augenblick. Und wie würdig war die Haltung der Volksmassen, die in dichtem Gedränge einen lebenden Wall bildeten. Es gab ja nichts zu schauen, keine Uniformen, keine Kostüme, keine „Couleurs“. Bei uns nicht und auch sonst nicht. Denn der ganze Tag bewahrte ein bürgerliches Gepräge. Jegliches Gepränge war vermieden. Man hatte die Empfindung, als bestünde zwischen dieser Menge und den Festgenossen ein seelischer Rapport, als richteten sich alle diese Augen voll Sympathie auf die akademische Jugend.

Auf dem Platze vor dem Schottentor, wo heute der Prachtbau des neuen Burgtheaters sich erhebt — in jenen Tagen aber eine wüste Baufläche sich dehnte —, war die Schablone eines Schillerdenkmals und davor eine Rednerbühne errichtet. Von dieser herab hielt Heinrich Laube an die zum Karree massierten Fackelträger eine Ansprache. Es waren nur einige kurze Sätze im Lapidarstil, aber jedes Wort klang wie ein Hammerschlag. Für die jüngere Generation war es die erste öffentliche Rede, die sie zu hören bekam. Der eigentliche Festredner aber war Franz Schuselka. Freilich war ihm nicht gegönnt, im Freien zu sprechen. Im Theater an der Wien richtete er vor dem niedergelassenen Vorhang seine Worte an das Publikum, das ihnen gierig lauschte. Wie da jede

Anspielung auf die herrschende Geistes- und Regierungsrichtung sofort aufgefaßt und manche unsrer heutigen Generation als Gemeinplatz geltende Phrase von Gedankenfreiheit, von Millionen umschlingender Menschenliebe u. s. w. wie eine Rakete einschlug, daß der Enthusiasmus hoch aufloderte! Vor einem aus den Spitzen der Gesellschaft und der Intelligenz bestehenden Publikum, zu dem unsereiner nicht gehörte, hielt Schmerling, damals Präsident des Wiener Oberlandesgerichts, im Sophiensaal die Festrede, deren Wortlaut wir nur zu lesen bekamen. Aber auch so übte sie einen tiefen Eindruck um des liberalen Geistes willen, der daraus wehte und den Redner alsbald zum kommenden Manne erhob. Ja, dieser 10. November, zugleich der Tag, an dem in Zürich jener Friedensschluß unterzeichnet wurde, der Oesterreich eine mit seinem Blute und seinem Golde getränkte Provinz kostete, er war der ideale Wendepunkt im Lebensgange Deutsch-Oesterreichs. Das fühlte der Nachwuchs, mochte er sich auch im Augenblicke selbst darüber nicht Rechenschaft abzulegen imstande sein. Dazu flimmerte und schimmerte es noch zu sehr in dem Nebelschleier, der bislang die jungen Augen umflort hatte. Dazu gebrach es zu sehr an Erkenntnis und an Vorkenntnis. Man empfand zwar, daß sich auf dem Boden, dessen Zittern und Beben auch wir verspürten, eine Umgestaltung vollziehen müsse. Soll sich ein gähnender Abgrund öffnen und dieses alte Staatswesen verschlingen? Oder sollen vulkanische Erschütterungen sich erneuern, wie sie die Jahre 1848 und 1849 gebracht? Bietet sich die Möglichkeit, auf dem Wege friedlicher Umgestaltung den notwendigen Läuterungsprozeß durchzuführen? Denn daß es zu einem solchen kommen müsse, darüber war die öffentliche Meinung — auch diesen Ausdruck glaube ich damals zum erstenmal, wenn nicht gehört, so doch verstanden zu haben — einig. Unheimliche Erscheinungen verbreiteten düsteres Ahnen: die schimpflichen Unterschleife, die sich an den Namen Baron Eynatten knüpften, die nicht säuberlichen Machenschaften, die der Prozeß Richter zutage förderte, der Selbstmord des Finanzministers Bruck. Bezüglich des letzteren versicherte uns Kollege Ernst von Plener, sein Vater, der zur Leitung des so plötzlich verwaisten Finanzministeriums berufen worden, habe vom ersten Augenblick an erklärt, „er lege die Hand ins Feuer für Brucks Schuldlosigkeit“. Andre Kommilitonen, deren Väter hervorragende Stellungen bei Hofe oder in der öffentlichen Verwaltung bekleideten, erzählten Details über die Ratlosigkeit, die in den leitenden Kreisen herrsche, über die Reizbarkeit, die sich des so bitter enttäuschten jungen Kaisers bemächtigt habe. Als der einzige Mann, der im Rate der Krone dieser Stimmung die Stirne zu bieten wage, wurde der Justizminister Graf Nadasdy bezeichnet. Gerade diesem alten Herrn, der uns Juristen am meisten interessierte, hätte man derlei am wenigsten zugetraut. Wir kannten ihn alle, vom Sehen natürlich. Er fuhr täglich in einem jener bauchigen Landauer, die man Jantschky nannte, in den Prater. Seine lange, hagere Gestalt mit einem wahren Vogelgesicht ragte neben dem alten, verhutzelten Frauchen, das, unter einem breitdachigen Hute verschwindend, in ganz altmodischer Tracht an seiner Seite saß, empor wie ein Storch neben einem ängstlichen Hühnchen. Wir nannten das sonderbare Paar: Philemon

und Baucis. Und nun hörte man, daß dieser altfränkische Greis mit dem magyarischen Namen bei wiederholten Anlässen, wenn ihm zugemutet wurde, einer Maßregel beizupflichten, die ihm contra leges schien, den Mut fand, im vollen Ministerrate mit seiner kreischenden Stimme auszurufen: „Dazu muß sich Seine Majestät einen andern Minister aussuchen, ich gebe meine Unterschrift nicht!"

Vergebens erhofften wir ein aufklärendes oder belehrendes Wort vom Katheder zu hören. Gerade jener Lehrer, von dem wir wußten, daß er den Traditionen des Freisinns am nächsten stand, Joseph Unger, hielt seine Lippen verschlossen. Mit um so lebhafterem Interesse verfolgten wir die Verhandlungen des „verstärkten Reichsrates", namentlich von dem Tage an, als aus dem Munde des Siebenbürger Sachsen Maager das zündende Wort „Konstitution" fiel. War das eine Begeisterung, die sich ganz Wiens, ja der ganzen Monarchie bemächtigte, als wäre mit dem Worte auch die Tat verbunden. Der harmlose, ja wie sich später zeigte, schwache und unbedeutende Mann wurde der Held des Tages; sogar die Mode bemächtigte sich seiner, und Maager-Hüte, Maager-Frisuren, Maager-Seifen u. s. w. kamen in Schwung.

Gleich zu Beginn des ersten Semesters 1860 erschien das famose Oktoberdiplom. Als ich damals wenige Stunden nach dessen Publikation an die Universität kam, war ich überrascht von der Bewegung, die zu einer Tageszeit, zu der sonst nur die friedfertigen Tauben auf dem Platze vor derselben Körnlein pickten, daselbst herrschte. Allenthalben drängten sich Gruppen von Musensöhnen und diskutierten lebhaft über die neueste Bescherung. Hier und da las ein Student einen Artikel aus der „Presse", dem „Wanderer" oder der „Ostdeutschen Post" vor, die sich alle sehr abfällig über die jüngste Errungenschaft äußerten. Das Unerhörte geschah: man verabredete eine Zusammenkunft für den Abend in dem Lokale, in dem der Akademische Gesangverein probte. Zur festgesetzten Stunde erwies sich der uns zur Verfügung stehende Raum viel zu eng, um alle zu fassen, die da kamen. Statt des Chormeisters ergriff Dr. Richter nicht den Dirigentenstab, sondern das Wort zu einer Rede gegen das neueste „Diplom". Plötzlich verbreitete sich der Ruf: „Der Rektor kommt!" Mit Mühe bahnte man dem komischen Figürchen des hier schon genannten Professors Graßl einen Weg. Kaum hatte der hyperängstliche Regierungsrat einige Beschwichtigungsphrasen gestammelt, als mit einem Male ein Donnergepolter ertönte und zugleich eine dichte Staubwolke sich über die Versammlung lagerte. Es scheint, daß das Gedränge dem alten Kachelofen gefährlich geworden; genug, er stürzte in sich zusammen, glücklicherweise ohne jemand zu beschädigen, und mit dem für Seine Magnifizenz sehr befriedigenden Erfolge, daß die Versammlung sich unter lauter Heiterkeit auflöste. Sein, des Kachelofens, Beispiel war vorbildlich für das allseits unpopuläre Ministerium Goluchowski, das denn auch nach etwa sechswöchentlicher Lebensdauer zusammenstürzte. Erzherzog Rainer wurde zunächst an die Spitze des neuen Ministeriums gestellt, aber Anton von Schmerling war die Seele des Kabinets. Sein Wort „Wissenschaft ist Macht" rief begreiflicherweise in den Kreisen der akademischen Jugend Jubel und

Begeisterung hervor. Ich hatte in einer Kollegenfamilie schon Gelegenheit gehabt, den neuen Staatsminister nebst seinen beiden Brüdern zu sehen. Von den letzteren war der eine, der gebeugten Haltung und dem ergrauten Barte nach der Aelteste, erzherzoglicher Leibarzt, der andre, ein freundlich aussehender Herr, der auf einem Fuße etwas hinkte, General, während der Minister sie beide um Kopfeslänge überragte und sich militärisch viel strammer hielt als sein uniformierter Bruder. Er pflegte scherzend zu erzählen, daß er, wenn es nach ihm gegangen wäre, die militärische Laufbahn vorgezogen hätte. Eine Vorliebe für diesen Stand und dessen Attribute bewahrte er zeitlebens. Als ihn das Prager bürgerliche Schützenkorps zum Ehrenhauptmann ernannte, ließ er sich sofort dessen Uniform anfertigen und zeigte sich in derselben den Gästen, die sich zu den „stillen Teeabenden" seiner Tochter einfanden. Diese Tochter, Fräulein Sylvia, hochgewachsen, schlank, geistvoll und schlagfertig, also ganz das Ebenbild des Vaters, war seine Freude, sein Stolz. Frühzeitig verwitwet, hatte er nur sie behalten, und auf sie übertrug er alles, was er an Liebe und Zärtlichkeit im Herzen barg. Seine sonst schneidige, durch einen nasalen Ton noch schärfer klingende Sprechweise modulierte förmlich, wenn er zu oder von seiner Sylvia sprach, für die er nur Blicke und Laute der Zärtlichkeit hatte. Von seiner amtlichen Umgebung mehr geachtet als geliebt, galt er in den Bureaus keineswegs als „sehr fleißig"; sagte man ihm doch nach, daß, wenn es auf ihn ankäme, die „Rückstände" sich zu Bergen anhäufen würden. Er selbst erkannte seine Aufgabe als eine vorwiegend politische und konnte die Administration um so eher von sich abwälzen, als ihm hierfür in der Person seines Kollegen Lasser eine Kraft zur Seite stand, wie sie seither kein Kabinett zu besitzen so glücklich war. Selbst die ärgste Nörgelsucht, wie sie ja gerade in den Bureaus großgezogen wird, machte vor dieser Kapazität halt. In allen Irrgängen der Verwaltung sich mit derselben Sicherheit bewegend, wie auf der breiten Heerstraße, begabt mit einem ungewöhnlichen Gedächtnis für Personen und Verhältnisse, stets eine Ruhe bewahrend, die selbst den leidenschaftlichsten Gegner entwaffnete, trat er mit einem Gemisch von Gelassenheit und Würde auf, die, frei von jeder Pose und Emphase, oft viel wirkungsvoller sich erwies als die siegesbewußte, ironisierende und wegwerfende Manier Schmerlings. Das unbedachte Wort des letzteren: „Wir können warten!" wäre Lasser nie entschlüpft. Aber Lasser hielt so fest und treu zu seinem Kabinettschef, daß er es nie merken ließ, wenn er innerlich irgendwie mit ihm nicht übereinstimmte oder eine Aeußerung wie die eben zitierte in seinem Innern beklagte.

Aus der Geschichte des französischen Schauspiels

Von
Georges Claretie (Paris)

II

Der junge Artillerieoffizier, der sich gerne die Bücher des Schauspielers Talma leihen ließ und ihn um Freibilletts bat, um ihm im Théâtre de la République Beifall zu klatschen, war allmächtig geworden. Aber der Erste Konsul hatte die Neigung für das Theater behalten. Im Schlosse Malmaison, das Josephine während des Feldzuges nach Aegypten gekauft hatte, ließ er einen Theatersaal bauen, der zweihundert Personen fassen konnte. Ein intimes Theater, eine Art Gesellschaftstheater, wo Eugène de Beauharnais, Junot, Hortense de Beauharnais und ihre Schwester Caroline spielten. Bonaparte beschäftigte sich mit der Inszenierung, den Dekorationen, den Kostümen und machte bei einer Probe von „Alzire“ seinen Bruder Lucien herunter, weil sein Kostüm nicht die „angemessene Schicklichkeit“ hatte. „Im Augenblick,“ sagte er, „da ich mich bemühe, den Sinn für gute Sitten wieder zu wecken, dürfen die Mitglieder meiner Familie nichts tun, was meinen Plänen ein Hindernis in den Weg stellt.“ Talma und Michot kamen übrigens regelmäßig von der Comédie Française, um mit den Schauspielern des Theaters von Malmaison Proben abzuhalten.

Dafür schickte die Comédie Française im Jahre 1801 an den Ersten Konsul eine Abordnung, um ihn zu den Präliminarien des Friedens mit England zu beglückwünschen. In der Tat war ein verbindendes Glied zwischen Bonaparte und der Comédie Française vorhanden, die bald darauf vom Ersten Konsul eine Rente von 100000 Franken zugewiesen erhielt; das war Talma, der sicherlich an der Organisation der Comédie, so wie sie Napoleon entwarf, nicht unbeteiligt gewesen ist. Als der Schauspieler Molé starb, ließ sich Bonaparte offiziell bei den Begräbnisfeierlichkeiten vertreten. War Molé nicht Mitglied des Instituts und Kollege Bonapartes? Der Schauspieler hatte übrigens auch daran gedacht und, als er an Chaptal, den Minister des Innern, schrieb, um ihm einen Schützling zu empfehlen, mit ihm verhandelt wie eine Macht mit der andern: „Bürger Minister, wenn Sie für diesen Bürger tun könnten, um was ich Sie bitte, so wollen Sie, mein lieber Kollege, ihn *unserm Kollegen*, dem Ersten Konsul, empfehlen.“

Der Erste Konsul liebte nicht nur das Theater, sondern er war auch nicht unempfindlich gegen die Reize der Schauspielerinnen. Seine Liebschaft mit Fräulein Georges, der Rivalin von Fräulein Duchesnois, ist bekannt. Das Publikum der Comédie war damals in zwei Lager geteilt, ganz wie das der Oper in der schönen Zeit der Gluckisten und Piccinisten. Die Tragödin Duchesnois hatte ihre Anhänger, Fräulein Georges hatte die ihrigen; die Kritik war geteilt in die „Géorgiens“ (die Anhänger von Fräulein Georges) und die „Carcassiens“

(die Bewunderer von Fräulein Duchesnois, die sehr mager war)[1]) und es kam zu leidenschaftlichen Kämpfen um diese beiden Theaterköniginnen, die jeden Abend im Theater ihre „Beifallsklatscher“ oder ihre „Auspfeifer“ hatten. Josephine hatte Fräulein Duchesnois ins Théâtre Français gebracht. Bonaparte hingegen empfing manchmal in den Tuilerien den Besuch von Fräulein Georges. Frau de Rémusat erzählt uns von der Eifersucht und den Kümmernissen Josephinens, von ihren schlaflosen Nächten, wie sie in den Gängen auf und ab lief und zu Frau de Rémusat sagte: „Ich kann es nicht mehr aushalten, Fräulein Georges ist oben! Ich bin dessen sicher. Ich will sie überraschen“ — dann aber, weil sie aus Furcht vor dem Skandal oder vor dem Mameluken Roustan, den sie im Geiste mit gezogenem Säbel als treuer Wächter vor der Türe seines Herrn stehen sah, wie die schwarzen Sklaven in den Erzählungen von Tausendundeiner Nacht, die Türe nicht zu öffnen wagte, sich geräuschlos wieder in ihre Gemächer begab.

Die unglückliche, von Sorgen gequälte Frau würde sich beruhigt haben, wenn sie gewußt hätte, wie wenig Umstände Napoleon mit Fräulein Georges machte: „Meine Frau beunruhigt sich mehr als nötig,“ sagte er zu Frau de Rémusat. „Josephine hat immer Angst, daß ich mich ernstlich verliebe. Weiß sie denn nicht, daß die Liebe nicht für mich gemacht ist? Was brauchen sie denn Zerstreuungen zu kümmern, bei denen meine Gefühle nicht mit im Spiel sind?“ Es kam übrigens vor, daß er Fräulein Georges mit einem jener peitschenden Worte bedachte, die schlagen und verwunden. „Sire,“ sagte eines Tages die Tragödin zu ihm, „ich möchte gern etwas von Ihnen haben, ein Andenken, Ihr Porträt zum Beispiel.“

„Mein Porträt? Hier!“ Und Napoleon zog aus der Westentasche ein Fünffrankenstück mit seinem Bildnis. „Hier ist mein Porträt! Genügt Ihnen das?“

Der Kaiser blieb der Freundschaft Talmas treu und ließ ihn häufig vormittags, vor seinem Frühstück, in die Tuilerien kommen, um sich mit ihm über das Theater und die Tragödie zu unterhalten. Napoleon zog Corneille jedem andern Dichter vor. Er rezitierte Verse Corneilles, als er mit Frau de Rémusat Schach spielte, just in demselben Augenblick, wo der Herzog von Enghien in den Gräben von Vincennes erschossen wurde. Er liebte übrigens das Lustspiel gar nicht. „Es ist für mich,“ sagte er, „als wollte man mich zwingen, mich für die Klatschereien eurer Salons zu interessieren.“ Und auf St. Helena, in seinem Exil, las er Las Cases die Tragödien „Phädra“ und „Athalie“ mit lauter Stimme vor.

In der Comédie Française war vor dem Brand von 1900 noch die alte Loge Talmas vorhanden. Einige sehr einfache Möbel, eine Empirestanduhr auf dem Kamin, die das Feuer verschont hat und die noch heute im Besitz des Theaters ist, mit der Inschrift: „Pendule de M. Talma“, und rote Tapeten. Eine kleine

---

[1]) Carcasse = Gerippe.

Türe trennte die Loge, in der Talma sich ankleidete, von der Loge, die Napoleon auf der Bühne innehatte. Und sehr oft kam der Kaiser während der Zwischenakte in die Nachbarloge, um mit dem Tragöden zu plaudern. Manchmal gab er ihm sogar Ratschläge. Talma spielte eines Tages den Augustus in „Cinna“, und als er zu der großen Szene kam:

„Que chacun se retire et qu'aucun n'entre ici.
Vous, Cinna, demeurez . . .“

wendete sich der Tragöde, wie es Tradition war, gegen die Menge der Höflinge und verabschiedete feierlich, mit einer breiten Gebärde die Lästigen, da er allein bleiben wollte.

„Ein Kaiser spricht, Talma,“ sagte Napoleon. „Sie sind ernst, feierlich, aber Sie haben nicht den gebietenden Ton, den Ton und die Gebärde des Befehlens.“

„Wie muß ich es machen?“

„Suchen Sie!“

Am folgenden Tag kommt Talma in die Tuilerien. Er ist allein in einem Saal. Die Türe öffnet sich, der Kaiser erscheint, er hält ein Blatt Papier in der Hand, einen Brief. Er scheint besorgt. Die Höflinge folgen ihm in einer respektvollen Entfernung. Plötzlich blickt Napoleon auf, bemerkt Talma, und ohne sich nach den Offizieren, die ihm folgen, umzuwenden, weist er mit einer raschen Bewegung der rechten Hand über die Schulter weg auf die Türe, beinahe aggressiv, verachtend, und ruft im Ton des absoluten Herrn, der mit Lakaien spricht: „Sie, ziehen Sie sich zurück!“

„Sire, was für eine Lektion!“ ruft Talma aus. „Das heißt als Kaiser sprechen!“

Mit großem Erfolge ahmte dann der Tragöde, wenn er den Augustus spielte, den Ton nach, den Napoleon ihm vorgemacht hatte und welcher der einfachste und richtigste war.

Die Einfachheit suchte er immer, um wahr zu sein. „Ich habe,“ sagte er zu Napoleon, „in einer Zeit gelebt, in der die Tragödie nicht auf der Bühne war, sondern auf der Straße, im Gerichtshof, im Konvent, überall. Ich habe vielen Beratungen beigewohnt, bei denen man sein Leben aufs Spiel setzte, geheimen Zusammenkünften, bei denen man, indem man sich auf die Sitzung des folgenden Tages vorbereitete, sich rüstete, seinen Kopf zu verteidigen oder den der andern zu fordern. Nun, was mich immer verwundert hat an diesen Menschen, die ihre Köpfe riskierten, war, daß sie leise sprachen und keine Gesten machten.“

Dieselbe Wahrheit, die er für das Kostüm verlangt hatte, wollte er auch für die Diktion. Vor ihm deklamierte man, sang man die Verse, und der strenge Kritiker Geoffroy, der Talma nicht liebte, klagte darüber, daß man die alte musikalische Deklamation nicht mehr habe.

Uebrigens war die Kritik gegen Talma strenge. Zu derselben Zeit, wo Geoffroy die alte Vortragsweise zurückwünschte, machte Grimod de la Reynière Talma einen entgegengesetzten Vorwurf: „Einförmigkeit“, schrieb er im „Journal

de l'Empire", „Langsamkeit, ein schwerfälliger und wirkungsloser Vortrag, eine tödliche Mattheit, das ist es, was an diesem so vielgerühmten Nachfolger Lekains auffällt."

Wie man sieht, sind nicht nur die Kritiker von heutzutage oft ungerecht und oft auch nicht einer und derselben Meinung. Dieser selbe Grimod de la Reynière war unendlich spaßhafter, als er eine Art Handbuch des Gastgebers schrieb, das die Pflichten des Hausherrn schilderte, der, wenn er Gäste geladen hat, sie nach Grimods Ausspruch unter gar keiner Bedingung ausladen darf, nicht einmal „wegen Krankheit oder Ablebens". Er muß sich durch einen Freund vertreten lassen, „den er im Notfall in seinem Testament zu bezeichnen hat". Das ist kein Scherz Grimods. Er war ein großer Freund guten Essens und betrachtete das Diner als eine priesterliche Handlung.

Talma litt unter diesen Angriffen. Er war übrigens ein Schwärmer und Melancholiker. „Wenn ich," sagte er, „im Theater alle diese fröhlichen Menschen versammelt sehe, so sage ich mir: in wenigen Jahren werden sie alle im Sarg liegen, und zwar auf ewig." Er konnte keine schöne Frau ansehen, ohne daß er ihre Schädelform und das Skelett unter dem Fleisch sich vorzustellen suchte. Er war im höchsten Grade nervös. Er wurde ohne Grund von der Furcht zu erblinden verfolgt, und oft suchte er, ehe er spielte, sich mit dieser schrecklichen Vorstellung Angst einzuflößen. „Um andre zittern zu machen," sagte er, „zittere ich zuerst selbst."

Die Zeitungsartikel, die Bosheiten seiner Kameraden nahm er sich immer sehr zu Herzen. So versuchte man in der Comédie, ihm einen Rivalen erstehen zu lassen, einen gewissen Lafon, der übrigens Talent hatte und ein leidenschaftlicher, hinreißender, glänzender Schauspieler war, und Fräulein Raucourt bezahlte Plätze im Parterre, um ihren Kameraden Talma auspfeifen zu lassen. Der Tragöde war verzweifelt: er glaubte keine neuen Rollen, keine Neukreierungen in Aussicht zu haben, und sehr oft weinte er, wenn er allein in seiner Loge war. Er hatte Lust, das Theater zu verlassen und nach England zu gehen, um Shakespeare englisch zu spielen. Englisch zu spielen, das war ein Gedanke, der die französischen Schauspieler von Talma bis zu Frau Le Bargy, die unlängst an einem Theater in London debütiert hat, sehr oft lockte.

Eine Wiederaufführung von „Manlius", bei der er Triumphe feierte, tröstete ihn, und er blieb am Théâtre Français. Man kann übrigens die Verzweiflung Talmas über den Mangel an neuen Rollen verstehen. Es gibt in der Geschichte des Theaters keine Epoche, die unergiebiger gewesen wäre als die des ersten Kaiserreiches. Außer den „Templiers" von Reynouard gibt es kaum ein Stück aus jener Zeit, das in unsrer Literaturgeschichte Bedeutung gewonnen hätte. „Wie haben Sie es gemacht, um dieses Stück zu schreiben?" wurde der Verfasser eines Tages gefragt. Reynouard war Advokat, und zwar ein vielbeschäftigter.

„Ich habe am Sonntag gearbeitet."

„Ach, wenn ich das gewußt hätte! Ich habe nie gewußt, was ich mit meinem Sonntag anfangen sollte!"

Trotz des glänzenden Erfolges der „Templiers“ war man um neue Stücke verlegen. Und Napoleon, der doch die klassische Tragödie liebte, stiftete einen Preis von 100000 Franken, um die jungen Schriftsteller zu ermutigen. Er liebte Corneille, aber er wollte auch, daß die „Jungen“ aufgeführt würden. Seltsamerweise gibt es sogar in unsern Tagen — ich wiederhole es — Leute, die erklären, daß in der Comédie Française zu viele moderne Autoren aufgeführt werden. Sie sind weniger liberal als der kaiserliche Verfasser des Dekrets von Moskau. Das Drama „Les Templiers“ hatte Sensation erregt. Vor der Schlacht bei Austerlitz sprach Napoleon mit Murat, Caulaincourt und Ségur darüber. Vor einer Schlacht vom Theater sprechen — das ist bewundernswert, wenn man Sieger ist, aber lächerlich, wenn man besiegt wird. Der Plan der Schlacht war jedoch bereits fertig. Napoleon konnte ruhig von Talma und den „Templiers“ sprechen; er hatte die Gewißheit des Sieges.

Was Napoleon für Talma empfand, war mehr als Zuneigung, es war eine Art Respekt. Talma indessen war im Grunde seiner Seele Republikaner geblieben. Als der Erste Konsul Kaiser geworden war, war Talma nicht zu ihm gekommen, um ihn zu begrüßen.

„Ist Talma böse auf mich?“ fragte Napoleon.

Diese Frage genügte, um den Künstler zu veranlassen, wieder wie gewöhnlich in die Tuilerien zu kommen. Eines Tages warf Napoleon Herrn de Luçay, einem seiner Palastpräfekten und zugleich Oberintendanten der Oper, vor, daß er gegen seine Untergebenen nicht höflich genug sei. „Wissen Sie auch,“ sagte er zu ihm, „daß ein Talent, von welcher Art es auch sei, eine wahre Macht ist und daß ich selbst Talma niemals empfange, ohne meinen Hut abzunehmen?“

Es war eine Art zärtliche Liebe, die Napoleon für Talma empfand. War er nicht der Freund seiner Jugend, der Vertraute der Hoffnungen des Artilleriehauptmanns? Oft bezahlte Napoleon die Schulden des Schauspielers.

„Ich habe,“ schrieb Talma an seinen Freund Jallu in einem Briefe, den A. Copin in seinem höchst interessanten Werke „Talma et l'Empire“ veröffentlicht hat, „Dir die besten Nachrichten mitzuteilen. Ich habe den Kaiser gesehen, er hat bei seinem Frühstück alle weggeschickt und ist eine Stunde allein mit mir geblieben. Er hat sich nach allen Einzelheiten meiner Lage erkundigt, er hat mit mir über meine Schulden, über mein Landhaus gesprochen; er hat mir gesagt, daß ich bei der Comédie nicht genug verdiene, daß mein Anteil zu gering sei. Kurz, lieber Freund, er hat mich noch nie mit so viel Liebenswürdigkeit und Güte empfangen. Er hat mich gefragt, ob ich, wenn ich keine Schulden mehr hätte, wieder solche machen würde; er hat mir versprochen, daß er an mich denken werde. Kurz, ich habe bei allem, was er mir gesagt hat, noch nie so sehr die Hoffnung gehegt, endlich aus meinen Verlegenheiten herauszukommen ... Leb wohl, lieber Freund, ich bin entzückt. Talma.“

Diese Schulden waren nicht die letzten; das Landhaus, das Talma in Brunoy bei Paris gekauft hatte, war sehr kostspielig. Frau Talma beunruhigte sich über die verschwenderische Lebensweise ihres Mannes und bat ihn, an seiner Stelle

die Haushaltskasse führen zu dürfen. „Gerne," sagte der Tragöde, „überlasse ich dir meine Geschäfte, wenn du dich darin zurechtzufinden vermagst." Das erwies sich als unmöglich. Die Rechnungen Talmas, die auf großen Folioregistern in einer kleinen, unleserlichen Schrift geführt waren, sie waren vollkommen unverständlich. Frau Talma mußte es aufgeben, die Kasse zu führen, und ihr Mann führte sie weiter, ohne irgendwelche Ordnung in seinen Ausgaben zu haben. Die Kunst geht nicht immer gleichen Schritt mit der Ordnung im Haushalt. Talma machte übrigens seine zweite Frau nicht sehr glücklich, ebensowenig wie die erste, Julie Carreau, und im Jahre 1816 sah sich Frau Talma gezwungen, auf Scheidung von Tisch und Bett gegen ihren Mann zu klagen, der eine Geliebte hatte.

„Das französische Theater macht einen Teil des nationalen Ruhmes aus," sagte Napoleon häufig, der Corneille zum Fürsten erhoben haben würde, wenn er zu seiner Zeit gelebt hätte. Deshalb legte er auch Wert darauf, bei dem Fürstentag in Erfurt dem Kaiser von Rußland die Comédie Française zu zeigen. Vierzehn Künstler wurden am 19. September 1808 nach Erfurt geschickt, unter ihnen Talma, Saint-Prix, Lafon, Fräulein Raucourt, Fräulein Duchesnois, Fräulein Bourgoing und Frau Talma; Dazincourt, der Direktor der Schauspiele, leitete die Truppe. Der Souffleur der Comédie, Maignieu, und ein Obermaschinenmeister machten gleichfalls die Reise mit. Frau Talma hatte ihr Kammermädchen bei sich, desgleichen Fräulein Raucourt. Auch einige Mütter von Schauspielerinnen waren mitgekommen; Frau Gros und Frau Dupuis begleiteten ihre Töchter, und Fräulein Bourgoing reiste mit ihrer Schwester. „Sie werden vor einem Parterre von Königen spielen," hatte Napoleon zu Talma gesagt. In der Tat waren die mächtigsten Herrscher Europas in Erfurt versammelt. Außer den beiden Kaisern von Frankreich und Rußland befanden sich dort der König von Sachsen, Prinz Wilhelm von Preußen, der Großfürst Konstantin, der König von Bayern, der König von Württemberg, die Königin von Westfalen, der Herzog von Sachsen-Weimar und noch viele andre. In drei Tagen wurde das Theater in Erfurt instand gesetzt und vollständig ausgemalt. Frau Talma beschreibt uns dieses kleine Theater: „Eine Scheune wurde als Schauspielhaus hergerichtet, darin befanden sich vorn zwei Fauteuils: der eine für Napoleon, der andre für Alexander; verzierte Stühle für die Könige, Bänkchen für die Großherzoge und regierenden Fürsten." Die Comédie Française hatte in Erfurt den größten Erfolg, und die Künstler kamen überhäuft mit Geschenken und Andenken, die ihnen die Herrscher überreicht hatten, nach Paris zurück. Der Zar ließ Talma die Summe von 10000 Franken als Gratifikation auszahlen; alle bekamen Geschenke. Der Kaiser von Rußland war, wie es hieß, gegen die Reize von Fräulein Bourgoing nicht unempfindlich geblieben, die sehr hübsch und besonders äußerst kokett war. War sie doch so keck, wenn sie nicht auftrat, sich mit all ihren Kleinodien geschmückt unter das Publikum zu setzen. Ihre Anwesenheit rief beinahe einen Skandal hervor, und Napoleon untersagte der Schauspielerin den Eintritt in den Saal. Sie hatte auf den Kaiser von Rußland

sichtlich Eindruck gemacht, der es auch Napoleon gestand. „Ich würde Ihnen dennoch nicht raten, ihr Avancen zu machen.“ — „Wie? Würde sie spröde sein?“ erwiderte der Zar. — „Nein, gewiß nicht, aber morgen ist Posttag, und in fünf Tagen wüßte ganz Paris, wie Eure Majestät vom Kopf bis zu den Füßen aussieht.“ Der Kaiser von Rußland, erzählt uns Constant in seinen Memoiren, begnügte sich mit „seinen schmachtenden Blicken und seinen Hoffnungen“.

Das Theater beschäftigte die Gedanken Napoleons fortwährend; sogar im Felde dachte er an die Comédie und an die Kunst. Im Oktober 1809, als er in Ludwigsburg war, schrieb er an den Minister des Innern: „Herr Champagny, ich bin hier am württembergischen Hofe und habe, obwohl ich Krieg führe, hier immer sehr gute Musik gehört. Ist die Reserve auf dem Marsche? Wo ist das Aufgebot derselben vom Jahre XIV?“ Die Musik und der Krieg interessieren ihn in gleichem Maße. Denkt er doch mitten im russischen Feldzug, während dieses furchtbaren und unheilvollen Unternehmens, an die Reglementierung der Comédie Française und an die Veröffentlichung seines berühmten Dekrets von Moskau, an dem er übrigens schon seit langer Zeit arbeitete. Vielleicht glaubte er auch, wie man behauptet hat, dadurch, daß er sich in einer zerstörten Stadt mit der Comédie beschäftigte, Frankreich zu beruhigen und seine Angst zu verbergen. Vielleicht. Aber der Brand von Moskau ließ ihn sicher in diesem Augenblick noch nicht den Rückzug durch die vereisten Ebenen, die Katastrophe an der Beresina, den baldigen Sturz des Adlers voraussehen. In Moskau wurde noch nach dem Brande der Stadt Theater gespielt. In der Tat befand sich seit dem Frieden von Tilsit in Moskau eine französische Truppe. Da diese durch den Brand obdachlos geworden war, wurde das Palais Posniakow in einen Theatersaal umgewandelt, und dort wurde „Le Jeu de l'Amour et du Hasard“ gegeben. Marivaux in einer zerstörten Stadt! Das Spiel der Liebe mitten unter den Fährlichkeiten des Krieges! Die Musiker der Garde bildeten das Orchester. Napoleon jedoch wohnte diesen improvisierten Vorstellungen niemals bei.

Diese unglücklichen Schauspieler folgten der in Auflösung begriffenen Armee, und der Wagen der Thespis fuhr über die Beresina, gelenkt von der Leiterin der Truppe, Frau Bussay, die von Frau Fusil, der ersten Schauspielerin, begleitet war. Napoleon bemerkte die Schauspieler, wie sie in einer Kalesche über die zugefrorene Beresina fuhren, und nahm den Hut vor ihnen ab.

Eine in der Auflösung begriffene Armee, bedauernswerte, unglückliche Schauspieler, in Pelze gehüllt — das war alles, was ihm geblieben war von seinem Ruhm, von der Großen Armee, von der großen Comédie.

Während Napoleon in Rußland Krieg führte, kämpfte auch Talma in Paris. Der Tragöde hatte sein Borodino gehabt. Seit langem schon griff der Kritiker Geoffroy im „Journal de l'Empire“ Talma an. Er mochte sein Spiel und seine Diktion nicht; er konnte den Verlust Lekains und der Schauspieler von ehedem nicht verschmerzen und sagte dies sehr laut. Er warf dem Tragöden auch vor,

daß er zu oft auf Gastspielreisen gehe und daß er nicht genug in Paris spiele. Talma, der sehr nervös war, antwortete dem Kritiker mit Briefen, die er in den Zeitungen veröffentlichte, was — wie immer — die Polemik verschärfte.

Eines Tages wohnte Geoffroy in einer Loge der Aufführung eines „Die Rache" betitelten Stückes bei. Plötzlich wurde die Tür lärmend geöffnet. Eine Hand packte Geoffroy und beförderte ihn unsanft aus der Loge heraus. Es war die Hand Talmas, der sich auf diese Weise rächte. Die Zuschauer hatten sich erhoben. Die einen applaudierten, die andern pfiffen. Am andern Tag erzählte der Journalist den Vorfall, indem er ihn notgedrungen milderte: „Man hat die Nichtstuer mit lächerlichen Erzählungen über den merkwürdigen Besuch, den ich am letzten Dienstag in einer Loge des Théâtre Français erhalten habe, unterhalten. Es gibt Leute, die behaupten, daß ich niedergestürzt sei unter den Schlägen des ‚großen Talma', wobei sie vergessen, daß dieser Schauspieler nicht mit den Helden, die er darstellt, verwechselt werden darf. Andre haben gesagt, daß ich vor Angst beinahe gestorben sei, da sie ohne Zweifel nicht wissen, daß Talma nur auf der Bühne Furcht einflößt." Geoffroy erklärte dann, daß im Gegenteil er Talma vor die Tür seiner Loge gesetzt habe, als dieser ihm heftig den Befehl gegeben habe, hinauszugehen. In seiner Antwort auf diesen Artikel erklärte Talma die Tatsachen auf eine andre Weise. Man kann immer beobachten, daß, wenn es zu Tätlichkeiten gekommen ist, derjenige, der geschlagen hat, behauptet, dem andern eine Ohrfeige gegeben zu haben, der Geschlagene dagegen erklärt, einen Faustschlag erhalten zu haben. Zwischen einer Ohrfeige und einem Schlag liegt eben eine ganze Welt. Die Ohrfeige ist eine Beleidigung, der Faustschlag eine Roheit.

„Fortwährend", schrieb Talma, „den Angriffen Geoffroys ausgesetzt, von der Tatsache unterrichtet, daß er seit zwei Jahren gratis eine Loge im Théâtre Français zur Verfügung hatte, ich weiß nicht, wieso und mit welchem Recht; noch ganz erregt über einen kurz vorher erschienenen Artikel, in dem er mir gegenüber das Recht der Kritik über alle Grenzen hinaus getrieben hatte; von dem plötzlichen Gedanken erfaßt, daß ich, so hartnäckig ich auch von ihm verfolgt worden war, dennoch dazu beitrug, ihm einen bequemen Platz zu verschaffen, um von dort aus Schmähungen gegen mich zu schleudern, bin ich außerstande gewesen, meine Empörung zurückzuhalten; ich bin in die Loge getreten, um ihn daraus zu entfernen, und nicht, um ihn zu schlagen. Außerdem, wenn Herr Geoffroy sich beklagt, warum greift er, statt sich in seinem Feuilleton zum Richter in einer Sache aufzuwerfen, in der er selbst Partei ist, mich nicht vor den Gerichten an? Dort werde ich ihm antworten können."

Geoffroy entsprach dieser Einladung vor das Zuchtpolizeigericht nicht. Er blieb stumm. Und als einige Tage nach diesem Zwischenfall Talma wieder auf der Bühne erschien, wurde er vom Publikum mit Beifall begrüßt. Eine Stimme jedoch rief: „Ins Gefängnis mit Talma!" Das Individuum, das diesen Ruf ausgestoßen hatte, wurde verhaftet. Das Publikum gab dem Schauspieler recht.

Er ist so alt wie die Theater und die Zeitungen, dieser Streit über die

Rechte der Kritik. Wie weit gehen diese Rechte? Darf man, wenn man einen Schauspieler oder ein dramatisches Werk kritisiert, zum Publikum sagen: „Geht nicht ins Theater, diesen oder jenen Schauspieler anzuhören oder das und das Stück zu sehen"? Ein Schauspieler ist ein Gewerbetreibender, der von seinem Gewerbe lebt; ein Theater ist ein kaufmännisches Unternehmen, und wenn man nicht das Recht hat, in die Zeitung zu setzen: „Kauft nicht die Konfitüren oder die Biskuits des Herrn X., sie sind schlecht," gilt dann nicht dasselbe für die Theaterindustrie, die für einen am Eingang bezahlten Preis im Verlaufe von drei Stunden eine Ware bietet, die, wenn auch intellektueller Art, doch ebenfalls eine Ware ist? „Ihr seid der Kritik unterworfen," antworten die Journalisten, „da ihr euch jeden Abend dem Tadel oder dem Beifall aussetzt. Der Beifall, der lobt, hat die Kritik, die tadeln kann, zur Folge." Wie man sieht, wird die Frage noch nicht so bald entschieden werden. Was Talma besonders ärgerte, war, daß er zusehen mußte, wie ein Kritiker als Gast, ohne seinen Platz zu bezahlen, den Vorstellungen beiwohnte, seine und seiner Kollegen Arbeit und zugleich ihre Güte ausnutzte und jeden Abend durch die Benutzung einer Loge einen Teil der Einnahmen für sich nahm, um die Gelegenheit zu haben, den guten Ruf der Comédie Française zu schmälern. Wenn es für den Kritiker Rechte gibt, so erinnerte Talma, ohne Frage ein wenig brutal, den Schriftsteller daran, daß es auch Pflichten für die Eingeladenen gibt.

Wie viel wird zwischen Schauspielern und Kritikern über diese berühmten Rechte der Kritik gestritten! Als Frédérick Lemaître, der beinahe ebenso reizbar wie Talma war, eines Tages in einem Drama von Mallefille, den „Mères repenties", auftrat, in dem gelegentlich die guten und die schlechten Journalisten miteinander verglichen werden, bemerkte er plötzlich im Zuschauerraum Eugène Woestyne, der ihn oft kritisiert, beinahe geschmäht, ihn „einen alten Löwen, dem die Zähne ausgefallen sind", genannt hatte; da trat er an die Rampe vor und begann mit seiner schönen Stimme die betreffende Stelle zu deklamieren: „Der schlechte Journalist ist wie das trockene und reine Holz, das lustig auf dem Herde brennt; der schlechte Journalist ..." (mit einem Blick auf Woestyne) — „das dir, Woestyne!" Die Anekdote ist berühmt geblieben. Aber Frédérick war wie Talma eines jener Idole, welche die ganze Menge für sich haben, und das Publikum klatschte ihm Beifall.

Napoleon, der philosophischer war — weil er Kaiser war —, mißbilligte das Verhalten Talmas lebhaft. „Geoffroy!" rief er aus, „ein alter Mann! Das ist nicht zu entschuldigen! Potztausend! Sagt man mir nicht auch Schlechtes nach? Habe ich nicht auch meine Kritiker, die mich nicht im geringsten schonen? Er hätte nicht empfindlicher sein sollen als ich!" Welch schönes Beispiel von Seelenruhe gab Napoleon damit! Wenn Orestes überlegt hätte, hätte er gefunden, daß er wie sein Kaiser über Beleidigungen erhaben sei. Die Geringschätzung hat oft ihr Gutes. Sich an einem Journalisten rächen ist manchmal das beste Mittel, ihm Stoff zu verschaffen für nichts. Aber, versuche einer, die Wut Orestes' zu besänftigen!

III

1814! Der Krieg in Frankreich! Das Vaterland in Gefahr! Napoleon hatte soeben die Tuilerien verlassen, während die Kaiserin und der König von Rom zurückblieben. „Es wäre mir lieber," schreibt Napoleon an den König Joseph, „man würde meinen Sohn erdrosseln, als daß ich es erleben müßte, wie er in Wien oder in den Händen der Feinde erzogen wird. Ich habe nie ‚Andromaque' aufführen sehen, ohne das Schicksal des Astyanax zu beklagen, der seine Familie überlebt, und ohne es als ein Glück für ihn zu betrachten, daß er seinen Vater nicht überlebt."

Der Kaiser befand sich bei der Armee. In den Theatern wurde weitergespielt. Am 11. Februar schreibt Jérôme an Napoleon: „Sire, ganz Paris ist voll Freude, denn schließlich ist die Nationalehre noch nicht gestorben; die Kaiserin, die ich vor ihrer Spazierfahrt gesehen und soeben wiedergesehen habe, hat befohlen, daß die Nachrichten bei den Abendvorstellungen bekanntgemacht werden sollen." Diese Nachrichten waren Siegesbulletins; es war nach den Kämpfen bei Champaubert und Montmirail. Die Hoffnung kehrte wieder. Patriotische Stücke wurden gespielt. In der Oper wurde „L'Oriflamme" gegeben, im Ambigu „Charles-Martel oder La France sauvée", „Philippe Auguste" im Gaieté-Theater, „Bayard" in der Opéra-Comique, und das Théâtre Français grub aus dem Repertoire des achtzehnten Jahrhunderts „Le Siège de Calais" aus. Doch bald rücken die Verbündeten heran; sie sind in Meaux, sie stehen vor Paris, sie sind in Paris. Zwei Tage vor ihrem Einzug trat Talma in „Gabrielle de Vergy" auf, und die Einnahme der Comédie belief sich auf 345 Franken. Am Tag nach dem Einzug der Verbündeten in die Hauptstadt jubelte die Menge dem Zaren in der Opéra zu. Man war napoleonmüde, müde selbst aller Siege, der Hekatomben von den Schlachtfeldern. Frankreich, das seit zweiundzwanzig Jahren sein siegreiches Banner durch ganz Europa getragen hatte, wollte endlich aufatmen. Zuviel Blut war vergossen, zuviel Opfer hatte der Tod gefordert in allen Ländern der Welt, von den Sandwüsten Aegyptens bis zu den Schneefeldern der Moskwa. Endlich war Ruhe! Der Friede war es, dem man zujubelte, indem man die fremden Uniformen in der Galavorstellung der Oper begrüßte. Es ereignete sich übrigens ein komischer Zwischenfall bei dieser Vorstellung. Ursprünglich sollte „Trajan" gegeben werden. Da ein Schauspieler krank war, wurde an Stelle des genannten Stückes die „Vestale" auf das Programm gesetzt. „Meine Herrschaften," teilte der mit der Ankündigung betraute Schauspieler mit, „Ihre Majestäten haben die Aenderungen des Spielplans genehmigt. Sie (Ils[1]) werden die Vorstellung mit ihrer Anwesenheit beehren." Dieses „Ils" entfesselte das Gelächter des Publikums. Das Orchester setzte ein mit „Vive Henri IV.", die dreifarbigen Kokarden wurden durch weiße Kokarden ersetzt, und die Vorstellung endigte mit dem Ruf: „Es leben die Bourbonen!"

In der Comédie begrüßte das Publikum auch das neue Regime, und auf

---

[1]) Statt Elles.

die Bühne fielen, wie zu Zeiten der Revolution, von der Menge geschleudert, kleine Zettel nieder, die Verse zum Lobe Ludwigs XVIII. enthielten. „Talma! Talma! Lesen!" schrie das Publikum, und der unglückliche Tragöde, der Freund Napoleons, mußte sich verbeugen, mit zitternder Hand entfaltete er diese Zettel, hielt sie zögernd und seine Tränen zurückdrängend an das Licht der Rampe, und mit leiser, sehr leiser Stimme las er traurig Verse, welche die Rückkehr der Bourbonen verherrlichten, während seine Gedanken weit zurückflogen, zurück nach Erfurt, wo in der Zeit seines Glanzes der Kaiser sich an die Seite Goethes und des jetzt siegreichen Zaren setzte. Das Publikum verstand seinen Schmerz. „Das Parterre," erzählte der Schauspieler Valmore, „blieb unbeweglich vor Betroffenheit und kein Beifall wagte sich hören zu lassen." Talma war seinem Kaiser treu geblieben und schrieb ihm nach Fontainebleau am Tage seiner Abdankung. „Das wunderte mich gar nicht," sagte Napoleon bei seiner Rückkehr von der Insel Elba zu ihm. „Sie waren sehr unglücklich, mein armer Talma!"

Ludwig XVIII., der doch gegen die Diener Napoleons sehr ungerecht war, war es gegen Talma nicht. Eines Tages, als er dem Tragöden gratulierte, sagte er zu ihm: „Ich habe doch das Recht, anspruchsvoll zu sein, Herr Talma, ich habe Lekain spielen sehen." Er ließ ihm weiter die jährliche Gratifikation auszahlen, die ihm Napoleon gewährt hatte.

Doch die Kritiker der Restauration waren strenger gegen den Schauspieler als der König. Talmas Spiel war, wie wir wissen, sehr einfach, er war aus der modernen Schule. Nun wirft ihm gerade Charles Nodier merkwürdigerweise „das eintönige Psalmodieren jenes vielgetadelten Vortrages, den man auf der Bühne eingeführt hat", vor. Es ist dies das Gegenteil von dem, was ihm die früheren Kritiker vorgehalten hatten. Man kann von Talma sagen, daß er der erste romantische Schauspieler war. Er war voll Bewunderung für Shakespeare zu einer Zeit, wo Shakespeare in Frankreich beinahe unbekannt war. Er spielte den Hamlet und Othello, übrigens ohne großen Erfolg. „Macbeth" wurde ausgepfiffen; man verstand das Stück gar nicht. Das Publikum war noch nicht reif. Der Tragöde hatte recht. Er sah die Zukunft voraus, und als Lamartine eines Tages als ganz junger Mensch ihm ein Trauerspiel vorlegte, das er eben geschrieben hatte, gab Talma, nachdem er das Stück gelesen hatte, dem Dichter das Manuskript zurück mit den Worten: „Das ist Vergangenheit. Lesen Sie Shakespeare. Shakespeare ist das Drama und das Leben." Der Schauspieler besaß nicht nur die Begabung, das unbestimmbare Etwas, das sich nicht erarbeiten läßt, er war auch ein Denker. Er arbeitete, er ergründete eine Rollen. „Es gibt," sagte er, „in jeder Rolle ein Schlüsselwort, das die Physiognomie der Persönlichkeit ergibt. Der Schauspieler muß zeigen, daß er denkt. Schreien und Brüllen genügt nicht. Von allen Monotonien ist die der Kraft die unerträglichste." Das war auch die Meinung einer Zeitgenossin Talmas, Fräulein Contats, welche die Lehrerin von Fräulein Mars war. Während der Unterrichtsstunden, die sie ihrer jungen Schülerin gab, band sie ihr mit einem Seidenfaden den Arm fest. Wenn Fräulein Mars lebhaft wurde, riß plötzlich

der Faden. „Mein Kind, ich will dir das Geheimnis der Schauspielkunst verraten," sagte Fräulein Contat zu ihr, „man darf nur im gewollten Augenblick Gesten machen und den Faden zerreißen." Das Talent besteht nicht immer im leidenschaftlichen Spiele. Das Talent ist im Gegenteil geregelt, methodisch. Auf dem Theater, wie im Leben, darf man sich nicht unnötigerweise ausgeben. Die Phantasie macht nicht das Genie. Man darf nicht glauben, daß das Drama oder die Tragödie notwendig immer gebrüllt werden muß. Im Leben geben sich die heftigsten Leidenschaften nicht immer durch Schreien kund. Die größten Schauspieler sind die einfachsten gewesen. Als Hérault de Séchelles Generaladvokat beim Pariser Parlamentsgericht war, zur Zeit, da die Königin Marie Antoinette ihm Schärpen stickte, wollte das nachmalige Mitglied des Konvents, das mit Camille Desmoulins und Danton auf dem Schafott endigen sollte, Unterricht in der Kunst des Vortrags nehmen. Zu diesem Zwecke suchte der junge Generaladvokat die berühmte Schauspielerin Fräulein Clairon auf.

„Haben Sie Stimme?" fragte ihn die Schauspielerin, als er zum erstenmal zu ihr kam.

„Ich habe eine Stimme wie jedermann, mein Fräulein."

„Das genügt nicht, Sie müssen sich eine machen."

Die Schauspielerin hatte recht, man muß Originalität in der Stimme haben. Wenn man seine Stimme auch nicht schaffen kann, so kann man sie wenigstens bilden.

Hérault de Séchelles arbeitete daran.

„Vor allem bleiben Sie maßvoll," sagte die Clairon zu ihm. „Einfach! Einfach! Wenn ein Wort an sich schon stark ist wie ‚horreur', ‚sacré', so ist es unnötig, es durch das Rollen der ‚r' zu verstärken. Es genügt, es gut auszusprechen. Bilden Sie Ihre Stimme, das übrige sitzt da . . ." wiederholte sie, indem sie die Hand gegen Hérault de Séchelles' Stirn führte.

Die Ratschläge der Schauspielerin des achtzehnten Jahrhunderts sind noch immer wahr, und die Schüler des Konservatoriums sollten recht oft darüber nachdenken.

In Talmas Talent war alles vorbedacht, überlegt, abgewogen, gereift. Der berühmte Advokat Crémieux erzählt, daß er, als er eines Tages mit ganzem Herzen plädiert hatte, Talma begegnete, der ihn soeben angehört hatte.

„Es war sehr gut, mein Freund," sagte der Schauspieler, „aber Sie werden nicht weit kommen."

„Warum denn?"

„Weil Sie damit plädieren!" erwiderte der Tragöde, indem er auf sein Herz deutete.

„Aber womit spielen Sie denn?"

„Ich," antwortete Talma, indem er (wie Fräulein Clairon im Gespräch mit dem schönen Hérault de Séchelles) auf seinen Kopf und seine Kehle deutete, „spiele damit und damit! Kommen Sie heute abend und hören Sie mich an; setzen Sie sich in eine Loge ganz nahe bei der Bühne und passen Sie auf!"

Crémieux ging am selben Abend ins Theater. Es wurde „Andromaque“ gegeben und Talma war wundervoll; aber in der Szene der Wahnsinnsausbrüche Orestes' hörte Crémieux, der gespannt lauschte, folgendes:

„Hé! bien, filles d'enfer! vos mains sont-elles prêtes?“

Nach diesem Verse wandte sich Talma, eine Pause machend, an seinen Partner:

„Wer hat dir denn das Gesicht geschwärzt?“

Dann fuhr er fort:

„Pour qui sont ces serpents, qui sifflent sur vos têtes?“

„Wisch dich doch mit deinem Taschentuch ab!“

„A qui destinez-vous l'appareil qui vous suit?“

„Bestimmt, du bist schwarz!“

Was beweist diese Anekdote, die Crémieux gerne erzählte? Daß ein Schauspieler manchmal aus seiner Rolle heraustreten kann, womit aber nicht gesagt ist, daß er nicht mit dem ganzen Herzen spiele. Talma hatte im Gegenteil seiner Kunst sein ganzes Herz hingegeben. Und ich kenne nichts Schöneres, als das Wort, das der große Tragöde auf dem Sterbebett sprach, als er im Spiegel seine von der Krankheit eingesunkenen Augen betrachtete und das schlaff gewordene Fleisch seiner Backen zwischen die Finger nahm: „Ah! die schöne Haut, um den Tiberius zu spielen!“ Auf offener Szene zu sterben, seine entstellten Gesichtszüge noch zu verwerten, das ist der Traum des echten, ganz von seiner Kunst erfüllten Künstlers.

Er erscheint uns heute beinahe wie eine sagenhafte Persönlichkeit, dieser große Schauspieler, der ein Vertrauter des napoleonischen Hofes war. Bei seinem Tode jammerte man über den Verfall der dramatischen Kunst, nachdem man während seines Lebens den Schauspieler fortwährend kritisiert hatte. Man kritisiert noch immer. Merkwürdigerweise sind die Angriffe, die heutigestags gegen die Comédie Française gerichtet werden, genau dieselben, die vor hundert Jahren gegen sie gerichtet wurden, als die Comédie im Gefolge des Kaisers im Triumph durch Europa zog. Die Kritik hat das Bequeme, daß man sie niemals zu verändern und seine Phantasie nicht in Unkosten zu stürzen braucht. Unsern Künstlern wird oft und mit Recht vorgeworfen, daß sie zuviel in der Provinz spielen, als wenn es so leicht wäre, sie zurückzuhalten in einer Zeit, wo es Eisenbahnen und Telegraphen gibt. Trotz der Strenge der Dekrete konnte selbst Napoleons eiserne Hand sie ebensowenig hindern, mit der Diligence auf Reisen zu gehen. Selbst Talma scheute sich nicht, häufig sein Theater zu verlassen und bald in Lyon, bald in Bordeaux zu spielen. Er hatte dem Komitee der Comédie Française sogar gedroht, seine Entlassung einzureichen, wenn man es ablehnen würde, ihm dann und wann Urlaub zu geben. Und als im achtzehnten Jahrhundert der Luftballon erfunden wurde, da wurde die neue Erfindung in Paris mit einem Couplet begrüßt, das sich gegen die „Schauspieler des Königs“ richtete und unter anderm die Verse enthielt:

Une actrice adorée
Grâce à ce globe volant
Peut dans une soirée
Et presque au même moment
A Bordeaux jouer „Alzire“,
A Rouen „Sémiramis“,
A la Rochelle „Zaïre“
Et puis „Mérope“ à Paris. [1])

„Die Comédie im Ballon!“ Was für ein schöner Titel für diejenigen, welche die Schauspieler im nächsten Jahrzehnt angreifen wollen, wenn es lenkbare Ballons geben wird. Das Unglück wird dabei nur das sein, daß die Kritik zwei Jahrhunderte zurück sein wird.

Im Jahre 1812 war eines Tages, als „Adelaïde Duguesclin“ gegeben werden sollte, kein einziger Sozietär der Comédie Française mehr in Paris. Sie waren alle — und es waren ihrer siebenundzwanzig — auf Gastspielreisen in der Provinz. Und heutigestags greift man die „Tournées“ an. Die Zeit vergeht, neue Schauspieler folgen den entschwundenen und wir betrauern die Alten, das ist ganz natürlich. Die Neuen werden betrauert werden, wenn die Reihe an ihnen ist, — das ist das Leben.

Zur Zeit Napoleons III. stand eines Tages in einem Vorzimmer der Tuilerien eine alte Dame, die durch das Alter schwerfällig und unförmlich geworden war, an einem Fenster und sah einer Revue zu, die Napoleon III. im Hof abhielt. An der Hand hielt sie ein kleines Mädchen. Die alte Dame war Fräulein Georges, das Kind hieß Jeanne Eßler und war die spätere Verfasserin des „Romans eines armen jungen Mannes.“

„Madame, sehen Sie nur, wie schön das ist!“ sagte das junge Mädchen.

„Ja!“ antwortete die alte Dame. „Aber ich habe den andern gesehen!“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Den andern? Sie haben den andern gesehen?“ fragte das junge Mädchen erstaunt.

Da erhob Fräulein Georges die Arme und rief stolz aus:

„Und ob ich ihn gesehen habe!“

Den „Andern“, den großen Kaiser, Napoleon I. Sie hatte ihn in seinem ganzen Ruhme gekannt, und jetzt war sie, die Königin der Tragödie, welche die Geliebte des Kaisers gewesen war, nur mehr eine arme, alte, unförmliche Frau, die, als mein Vater als kleiner Junge sie auf einer Tournee in Limoges in „Marie Tudor“ spielen sah, wobei sie genötigt war, auf der Bühne niederzuknien, sich nicht mehr erheben konnte. Ich weiß nichts Schmerzlicheres als die traurige Lage, in der sich Fräulein Georges befand, als sie nach dem Sturz von ihrer glanzvollen Höhe, im Gedenken an die Vergangenheit und an „ihren

[1]) Eine gefeierte Schauspielerin kann dank dieser fliegenden Kugel an einem Abend und beinahe im selben Augenblick in Bordeaux „Alzire“, in Rouen „Sémiramis“, in La Rochelle „Zaïre“ und dann „Mérope“ in Paris spielen.

Kaiser“, in die Tuilerien kam, um in einem Bureau um Unterstützung zu bitten. Aber das Leben läuft dahin, die Generationen folgen aufeinander. Es wird noch immer Theater gespielt und zwar sehr gut. Es hilft nichts, beständig das Lob der Schauspieler früherer Zeiten zu singen. „Die Alten sind die Alten,“ sagte Molière, „und wir sind die Leute der Gegenwart“. Wenn auch auf dieser Welt — und auf dem Theater — nicht alles vollkommen ist, so wollen wir doch nicht gleich über den Verfall der Kunst, über den Umsturz jammern. Im Grunde ändert sich nichts. Die Erde dreht sich immer in der gleichen Weise — manchmal wackelt sie dabei ein bißchen hin und her, aber sie dreht sich, das ist die Hauptsache — und es wird noch immer Theater gespielt. Das wird auch noch lange geschehen — auf der Bühne und anderswo.

Anton Rubinstein

Von

Karl Reinecke

Wie manches Rätsel wird demjenigen zu lösen aufgegeben, welcher dem Werdegang eines Künstlers, seinen großen Eigenschaften und seinen Schwächen, seinen Erfolgen wie auch seinem verfehlten Streben nachforscht und schließlich das Fazit seines Lebens, Schaffens und Wirkens zieht! Ein solches Rätsel war Anton Rubinstein. Gute Feen legten ihm eine seltene Begabung für alles Gute und Schöne, insbesonders für die Musik in die Wiege; als Knabe schon machte er die Welt staunen, wenn er sich an den Flügel setzte, und Männer wie Mendelssohn und Liszt nahmen ihn mit offenen Armen auf. Und der Wunderknabe verkümmerte nicht, wie das bei so manchem frühzeitigen Talente der Fall ist, sondern aus ihm ward schon als Jüngling einer der größten Klaviervirtuosen, welche die Welt gesehen hat. Auch scheint es, als habe das Schicksal ihn auch im übrigen zu seinem ganz besonderen Liebling erkoren. Die edle und kunstsinnige Großfürstin Helene von Rußland war und blieb bis zu ihrem Lebensende seine mütterliche Freundin und Beschützerin. Seine Landsleute vergötterten ihn, und zwei Weltteile feierten den großen Virtuosen, wie nur einst ein Liszt als solcher gefeiert ward, auch fand er für seine zahlreichen Kompositionen einen Verleger, welcher alles und jedes, was der fleißige und unermüdliche Künstler schuf, unbesehen und ohne zu feilschen zu dem gewünschten Honorar akzeptierte; auch besorgte er hinter dem Rücken Rubinsteins in diskreter und vornehmer Weise die Reklame, deren selbst ein Künstler wie dieser nicht ganz entraten konnte. Wahrlich, dieser Verleger (Bartholf Senff in Leipzig) war ein weißer Rabe! Last, not least flog dem Künstler das Gold in Hülle und Fülle zu; und wenn er gar in Petersburg oder Moskau ein Konzert gab, so bedeutete die Einnahme ein kleines Vermögen. So konnte er mit vollen Händen geben und wohltun,

wie sein gutes Herz ihm gebot. Und dieser edle Mensch und große Künstler war nicht glücklich! Was war's denn, was ihm fehlte? Es nagte an ihm, daß der Virtuose Rubinstein den Komponisten überragte und daß die Welt den ersten vergötterte, dagegen den Komponisten in liebenswürdiger Weise nur tolerierte. Und doch war auch sein Kompositionstalent ein ungewöhnliches, seine Erfindungsgabe eine leichte und spontane, welche überdies der Originalität nicht entbehrte, namentlich wenn seine Schöpfungen ein orientalisches Kolorit bedingten, wie u. a. seine Oper „Feramors", seine persischen Lieder u. s. w. Sein Fleiß und seine Fruchtbarkeit waren erstaunlich, zumal wenn man in Anschlag bringt, daß er kaum sechzig Jahre alt geworden, daß überdies seine Zeit durch ununterbrochene Konzertreisen gar sehr in Anspruch genommen war und — daß ihm einst auf einer Reise in Rußland ein ganzer Koffer mit Manuskripten abhanden kam, der trotz aller Nachforschungen nie wieder ans Tageslicht gekommen ist. Er hat nicht weniger als dreizehn Opern geschrieben, ferner ein Ballett, vier Oratorien (die er mit Vorliebe „geistliche Opern" nannte und auch als solche dramatisch aufgeführt haben wollte), fünf Sinfonien, drei Konzertouvertüren, fünf Klavierkonzerte, zwei Violoncellkonzerte und ein Konzert für Violine, achtundzwanzig große Kammermusikwerke, zahlreiche Klavierwerke und Lieder. Unter letzteren befinden sich manche Perlen, wir nennen unter vielen nur den „Asra" „Es blinkt der Tau", „Gelb rollt mir zu Füßen der brausende Kur", welche, wenn sie auch in der Gegenwart durch Hugo Wolf und andre Moderne zurückgedrängt wurden, doch sicherlich nie ganz vergessen werden können. Während Rubinstein in solch kleineren Formen so überaus glücklich war, weil seine Erfindungsgabe ihn selten im Stiche ließ, so gelang es ihm doch leider nur in vereinzelten Fällen, seine größeren Werke zu wirklicher Formvollendung herauszugestalten. Sein unermüdlicher Fleiß strebte fieberhaft danach, ein eben begonnenes Werk rasch zu vollenden, anstatt es in Ruhe der Vollendung entgegenreifen zu lassen. Er mochte sich dies wohl im geheimen selbst gestehen, aber er arbeitete trotz dessen unablässig in seiner Weise weiter. Es konnte ihm aber nicht verborgen bleiben, daß seine Opern nach und nach von den Bühnen, seine Orchesterwerke und Oratorien aus den Konzertsälen verschwanden, und das machte ihn zum Misanthropen. Während so manche Virtuosen, die ihm nicht gleichkamen, frohgemut die Welt durchstreiften und sich in ihrer eignen Virtuosität sonnten, ward sie ihm, dem hochstrebenden Künstler, eine Last, die er widerwillig trug. Wie bitter er es empfand, daß Publikum wie auch Kritik seinen größeren Werken wenig Sympathie entgegenbrachten, geht aus dem folgenden Briefe hervor, den ich, als sehr bezeichnend für die Stimmung des großen Künstlers, aus der Reihe seiner an mich gerichteten Briefe aus dem Grunde mitteile:

St. Petersburg, den 14./25. April 1887.

Lieber Reinecke!

Herzlichen Dank für die ehrende Widmung und freundliche Zusendung Ihrer Ouvertüre „Zenobia"; wohl möchte ich mich revanchieren, aber es wird wohl nichts draus werden, da ich das Komponieren aufgeben will — ich habe sehr

viel geschrieben und meine Kompositionen gefallen eigentlich nur mir allein, und das ist denn doch schließlich kein genug triftiger Grund, um noch mehr zu schreiben.

Also nochmals herzlichen Dank und mit besten Grüßen Ihrer Frau und Ihnen. Ganz der Ihrige

Ant. Rubinstein.

Seltsamerweise hatte Rubinstein zwar eine hohe Achtung vor Brahms, aber wenig Sympathie für dessen Werke, was schon daraus hervorging, daß er in den sieben Abenden, in denen er die Geschichte und Entwicklung des Klavierspiels von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart durch seine Vorträge praktisch demonstrierte, kein einziges Werk von Brahms vorführte. Auch erzählte er einst: „In der vorigen Woche habe ich in Petersburg zwei Requiems gehört, ein lateinisches, das nicht eben geistreich, aber sehr amüsant war, und dann ein deutsches, welches ungeheuer geistreich, aber recht langweilig war." Er sprach von Verdis und Brahms' Requiem.

Rubinsteins Erscheinung zeigte sofort, daß man einem bedeutenden Menschen gegenüberstand, sein Kopf mit dem üppigen Haupthaar erinnerte an den Beethovens, seine gedrungene Gestalt zeugte von Kraft und Energie, seine Bewegungen waren unbekümmert, natürlich und bequem und hatten in seinen reiferen Jahren sogar etwas Bärenhaftes an sich. Er sprach vier Sprachen fließend, er liebte die Geselligkeit (aber es mußten Damen an der Tafelrunde sein), spielte außer Klavier auch gerne Whist, hörte mit großem Vergnügen eine hübsche Anekdote, einen guten Witz erzählen und war ein sehr dankbarer Zuhörer, denn er lachte unbändig und — vergaß alle derartigen Schnurren so rasch und vollständig, daß man ihm dieselben Jahr für Jahr wieder erzählen konnte, ohne daß er ahnte, sie schon einmal gehört und gewürdigt zu haben. — Er hatte die bei einem Musiker selten zu findende Eigenschaft, daß er ungern Proben hielt. Führte er ein neues Orchesterwerk von sich auf, so war er sofort nach der ersten Probe mit allem zufrieden, und wenn ich ihn himmelhoch bat, dies und jenes zu wiederholen, und wenn das Orchester ungeduldig darauf wartete, so sagte er: „Was wollen Sie? Es kann ja gar nicht besser gehen!" Freilich mußte er auch hier und da die bösen Folgen solch leichtsinnigen Probierens spüren. Bei einer Aufführung seines Oratoriums „Der Turmbau zu Babel" geriet das Orchester infolgedessen gleich zu Anfang ins Schwanken, und bald war es aus Rand und Band. Rubinstein wandte sich an den neben ihm stehenden Solisten, den Sänger Schelper, mit den Worten: „Haben Sie einen Sohn, Herr Schelper?" — „Sogar zwei." — „Lassen Sie die Jungen um Gottes willen nicht Musiker werden" — sprach's, klopfte aufs Pult und fing von vorn wieder an. Er ermunterte überhaupt selten zur Karriere als Musiker, und als eine junge Dame ihm einst vorgespielt hatte und ihn fragte, ob sie weiterstudieren solle, packte er sie beim Arm und rief: „Heiraten Sie!"

Die internationale Gehirnforschung

Von
Professor Heinr. Obersteiner,
Vorstand des K. K. Oesterr. Interakademischen Zentralinstituts für Gehirnforschung

Bis gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts war lange Zeit hindurch das Lateinische die Sprache der Gelehrten gewesen; damit war die Möglichkeit einer internationalen Verständigung gegeben, da man ja voraussetzen durfte, daß jeder Gebildete sich eine genügende Kenntnis der klassischen Sprachen angeeignet habe, wie wir sie, bei der jetzt meist herrschenden Methode — die humanistischen Studien zu betreiben, in der Regel vermissen. Gegenwärtig ist es für jeden Fachgelehrten ausgeschlossen, die ihn betreffende Literatur vollständig zu beherrschen, nicht bloß wegen der Massenproduktion, der wir auf allen Gebieten begegnen, sondern auch deshalb, weil es kaum noch einem Mezzofanti möglich wäre, die in allen Sprachen des Erdballs publizierten Aufsätze sprachlich zu verstehen. Wenn man auch beinahe als selbstverständlich annimmt, daß jeder die in sein Fach einschlagenden Arbeiten halbwegs lesen kann, sobald sie Französisch oder Englisch, Deutsch oder Italienisch abgefaßt sind, wenn man selbst noch ein gewisses Verständnis für Holländisch, Spanisch zugestehen will, was soll man aber — außerhalb des betreffenden Sprachterritoriums — etwa mit russischen, tschechischen, ungarischen, japanischen Abhandlungen anfangen, von denen man aus irgendeinem Grunde, z. B. wegen der beiliegenden Abbildungen, anzunehmen geneigt ist, daß man sich für ihren Inhalt interessiere?

Eine kleine Abhilfe in dieser Beziehung bieten die referierenden Zeitschriften, die in möglichst vielen Ländern ihre Mitarbeiter, ihre Berichterstatter haben, und die, als Ausdruck dieses Bedürfnisses, gerade in den letzten Jahren an Zahl ungemein zugenommen haben. So gibt es — um bei unserm Hauptthema zu bleiben — solche „Zentralblätter" oder „Revuen", die sich mit dem Nervensystem beschäftigen, z. B. in deutscher Sprache vier, in Italien zwei, eines in England und in Frankreich u. s. w.

Die Wissenschaft kann aber ihres internationalen Charakters — ungeachtet mancher Sonderbestrebungen — nicht entkleidet werden; dabei mag immerhin der Forschungsweise, der größeren oder geringeren Gründlichkeit, der Form der Darstellung u. a. ein gewisser nationaler Stempel aufgedrückt sein, die Resultate der wissenschaftlichen Arbeit, ob sie im Norden oder Süden, Osten oder Westen gewonnen wurden, kommen doch der Allgemeinheit zugute, und ein gemeinsames Zusammenwirken zur Erreichung eines gesteckten Zieles hat sicherlich mehr Aussicht auf Erfolg, als wenn jeder einzelne mit seinen schwächeren Kräften dies zu bewerkstelligen versucht.

Dieser Gedankengang war es auch, der die hervorragendsten gelehrten Gesellschaften, die Akademien der Wissenschaften, bewog, engeren Anschluß, ins-

besondere zur Lösung schwieriger Probleme, zur Durchführung kostspieliger Arbeiten, zu suchen. Im letzten Dezennium des abgelaufenen Jahrhunderts fanden die betreffenden Verhandlungen statt, für deren Zustandekommen und erfolgreichen Abschluß ganz besonders der jetzige Präsident der K. Akademie der Wissenschaften in Wien, Ed. Sueß, und der verstorbene österreichische Unterrichtsminister Wilh. von Hartel in dankenswertester Weise gewirkt haben. Letzterer wies nach, wie bedauerliche Verschwendung an Arbeit und an Mitteln stattfindet, wenn verschiedene Akademien, ohne sich untereinander zu verständigen, dieselben oder verwandte wissenschaftliche Unternehmungen durchzuführen suchen. Eine geordnete Arbeitsteilung zwischen den wissenschaftlichen Körperschaften verschiedener Nationen könne Früchte reifen, die auf andre Weise unerreichbar seien. Bereits im Jahre 1901 konnte die erste Tagung der „Internationalen Assoziation der Akademien“ — dies ist der offizielle Titel der Vereinigung der gelehrten Körperschaften — in Paris stattfinden. Gegenwärtig gehören 20 Akademien diesem Verbande an, nahezu alle Kulturländer Europas sind darin vertreten, auch Amerika (National Academy of Science in Washington) und Japan (Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Tokio). — Während eines Zeitraumes von drei Jahren leitet eine der assoziierten Akademien die Geschäfte, und jedes dritte Jahr findet eine Versammlung der Assoziation statt, die zweite in London (1904), die dritte in Wien (1907), die nächste (1910) wird in Rom stattfinden, da die Reale Accademia dei Lincei gegenwärtig die Führung übernommen hat.

Es gibt einen klareren Einblick in die Tätigkeit dieser Assoziation, wenn wir hier kurz einige der großen Arbeiten anführen, die sie übernommen hat: Erdbebenforschungen, Untersuchung der atmosphärischen Elektrizität, magnetische Messung eines Breitegrades und Bogen des dreißigsten Meridians, kritische Herausgabe der Mahabharata, Korpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit, Thesaurus der griechischen Sprache, Corpus medicorum antiquorum u. a.

Bereits gelegentlich der ersten Versammlung zu Paris hatte die Assoziation auf Anregung des seither verstorbenen Prof. W. His (Leipzig) beschlossen, eine Spezialkommission zu ernennen, die eine nach einheitlichen Grundsätzen erfolgende Durchforschung, Sammlung und allgemeine Nutzbarmachung des auf Gehirnanatomie bezüglichen Materials zu beraten hätte. Die Kommission sollte insbesondere die Schaffung besonderer Zentralinstitute in Erwägung ziehen, in denen die Methoden der Forschung entwickelt, das vorhandene Beobachtungsmaterial aufgespeichert und der allgemeinen Benutzung der dabei interessierten Gelehrten zugänglich gemacht wird.

His führte diesbezüglich aus, daß eine große Zahl der bestehenden wissenschaftlichen Anstalten Universitäts-, d. h. Lehranstalten sind, wodurch in ihre Führung ein ausgesprochenes Prinzip der Diskontinuität gebracht wird, indem die Persönlichkeit des Vorstehers dabei völlig in dem Vordergrund steht. Ein jeder Lehrer vertritt mehr oder minder eine bestimmte Richtung, und er wird sein Unterrichtsmaterial nach dieser Richtung hin möglichst auszubilden und zu

vervollständigen suchen. Erfolgt mit dem Wechsel des Lehrers auch ein Wechsel der Richtung, so kann es leicht kommen, daß der Charakter der Anstalt binnen kurzem ein ganz andrer wird. Früher gesammeltes Material wird beiseitegetan, andres tritt an dessen Stelle, Sammlungen, zu deren Schaffung ganze Lebensarbeiten aufgewendet worden waren, werden ihrem Zweck entfremdet und gehen zugrunde; Beispiele dafür lassen sich leider in nicht geringer Anzahl anführen.

Als eine der Hauptaufgaben dieser Institute wurde daher hingestellt, daß sie, gleichsam als Archive, das erreichbare Material in möglichster Reichhaltigkeit und Vollständigkeit aufspeichern, ordnen und bewahren sollten. Dieses Material muß, trotzdem ausschließlich das Nervensystem dabei in Betracht kommt, ein recht verschiedenartiges sein; es besteht beispielsweise aus menschlichen Gehirnen der verschiedenen Rassen, aus krankhaft veränderten Gehirnen und Rückenmarken, dem Nervensystem der verschiedensten Tiere, aus embryologischen, namentlich aber auch aus mikroskopischen Präparaten normaler und pathologischer Nervenorgane. Wir werden später nochmals auf diesen Punkt zurückzukommen haben.

In London wurde eine solche Spezialkommission, deren nächste Aufgabe eben früher skizziert wurde, zusammengestellt, und sie unterbreitete der Assoziation der Akademien einen Antrag, der in folgender Form zum Beschlusse erhoben wurde: „Die einzelnen in der Assoziation vertretenen Akademien und Gesellschaften werden ersucht, namens der Assoziation bei ihren Regierungen oder sonstigen zustehenden Instanzen den Antrag zu stellen, Spezialinstitute oder Institutsabteilungen für die Erforschung des Zentralnervensystems zu begründen, soweit solche nicht vorhanden oder auf anderm Wege zu beschaffen sind." —

In Ausführung dieses Beschlusses haben nun bereits verschiedene Staaten derartige Zentral- oder Spezialinstitute errichtet resp. bereits bestehende Institutionen mit dieser Mission betraut, so in Oesterreich das Wiener Neurologische Universitätsinstitut, in Amerika die besonders reich dotierte Wistarinstitution in Philadelphia, ferner in Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden, in Spanien, in England, Ungarn, und es darf wohl erwartet werden, daß noch eine Reihe weiterer Staaten nachfolgen wird.

Selbstverständlich besteht die Aufgabe dieser Institute, die untereinander in regem kartellartigem Verkehr stehen und der Zentralkommission (Brain commission, Br C) regelmäßig zu berichten haben, nicht bloß in der Ansammlung von Material, dieses soll auch wissenschaftlich verwertet werden; sie verfügen daher über alle technischen Hilfsmittel, die zum Studium des Nervensystems nötig sind, Mikroskope, Apparate, reich ausgestattete Bibliotheken und namentlich auch über die notwendigen Hilfskräfte. — Bei der oben bereits angedeuteten Breite des Arbeitsfeldes mußte jedem Institute die Freiheit gelassen werden, gewisse Forschungszweige besonders zu kultivieren; so finden wir, daß in einer dieser Anstalten die vergleichend-anatomische Richtung prävaliert, während in einer zweiten die experimentell-physiologischen Arbeiten bevorzugt werden können. Es ist auch in Aussicht genommen und teilweise (z. B. in Wien) durchgeführt, daß diesen

Spezialinstituten von Spitälern und Aerzten pathologisches Material zum Zwecke der Untersuchung und Begutachtung überwiesen wird, da hierzu nicht bloß eingehende anatomische und technische Kenntnisse notwendig sind, wie sie ja von den meisten Aerzten nicht vorausgesetzt werden können, sondern sich auch die hierzu notwendigen Instrumente und Apparate zum Teil nur in eigens dazu eingerichteten Anstalten vorfinden.

Es mag vielleicht Verwunderung erregen, daß ein ganz spezielles Forschungsgebiet vor vielen andern in so gründlicher Weise unter der Aegide der höchsten wissenschaftlichen Autoritäten, der vereinigten Akademien, kultiviert werden soll. Die Erklärung für diese Erscheinung finden wir in dem Wesen des Gegenstandes selbst, wie nicht minder in der historischen Entwicklung seiner wissenschaftlichen Bearbeitung. Während jedem andern Organsystem, etwa den Zirkulationsorganen, den Verdauungsorganen u. a., eine bestimmte einheitliche Leistung zugewiesen ist, wird der gesamte Organismus und jeder seiner Teile von dem Nervensystem in besonderer, wechselnder Weise influenziert. Blutkapillaren finden wir in allen Teilen des Körpers wieder, und überall kommt ihnen die gleiche Aufgabe zu, durch Zuführung von sauerstoffhaltigem Blute die betreffende Körperregion zu ernähren und dadurch am Leben zu erhalten. Nervenfasern gelangen auch zu allen Stellen des Körpers, aber wie verschiedenartig sind die Zwecke, denen sie dienen; die einen führen Impulse zu den willkürlichen Muskeln, andre überwachen die Tätigkeit der Gefäße oder des Darmes, wieder andre leiten Gesichtseindrücke oder solche des Gehörs zum Zentralnervensystem, und doch ist diese Leistung der peripheren Nerven einfach zu nennen im Vergleich zu den kaum entwirrbaren Funktionen des Zentrums. Eine spezielle Aufgabe ist es aber ganz besonders, die wir dem Gehirne zuschreiben und die das Interesse nicht bloß der Naturforscher, sondern jedes denkenden Menschen in erster Linie erregt, überhaupt die höchste Leistung des tierischen Organismus, die Durchführung der psychischen Vorgänge. — Es haben daher Psychologen und Psychiater zuerst das Bedürfnis empfunden, ihre Kenntnisse vom Bau dieses so schwer zu durchforschenden Organs zu erweitern. Bald sind aber auch solche Aerzte, deren Spezialgebiet ein fernerliegendes ist, zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihnen eine gründliche Einsicht in Bau und Leistung des Nervensystems ganz unentbehrlich sei; ich erinnere an die großen Erfolge der Hirn- und Rückenmarkschirurgie; der Augenarzt wie der Ohrenarzt kann ohne Kenntnis der betreffenden Hirnzentren gegenwärtig nicht mehr bestehen; aber selbst der Dermatologe, der Urologe und noch viele andre bedürfen der neurologischen Kenntnisse in ausgedehntem Maße, so daß also der Nervenforschung, lediglich auf medizinischem Gebiete, Aufgaben der allerumfassendsten Art zugewiesen sind; nun kommen aber neben den bereits erwähnten Psychologen erst noch die weitergehenden biologischen Interessen der Embryologen, Zoologen u. a., die aus dem anatomischen Bau der Zentralorgane und aus deren physiologischen Leistungen bedeutungsvolle Schlüsse zu ziehen vermögen. —

Um all diesen verschiedenartigen, weit auseinander liegenden Anforderungen

gerecht zu werden, eröffnet sich der Gehirnforschung ein kaum zu überblickendes Arbeitsfeld, um so mehr, als aus verschiedenen Gründen dieses Feld lange Zeit hindurch nahezu brach gelegen war.

Gewiß haben sich schon die Aerzte des klassischen Altertums für die Organe des Zentralnervensystems lebhaft interessiert, doch waren sie sowohl wegen der allzu mangelhaften Untersuchungsmethoden als auch mit Rücksicht auf die gar zu primitiven und meist auch irrigen allgemeinen biologischen Anschauungen nicht in der Lage, zu einem halbwegs entsprechenden Verständnis der Bedeutung dieser Organe zu gelangen. Um die Wende des achtzehnten und besonders mit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts macht sich ein erfreulicher Fortschritt bemerkbar, der aber erst in der zweiten Hälfte des letzteren auf allen einschlägigen Gebieten ein immer rascherer wird.

Dieser Fortschritt hat auch die Untersuchungsmethoden in einer Weise ausgebildet, daß sie — und auch niemals alle — nur jemand beherrschen kann, der ihnen seine spezielle Aufmerksamkeit widmet und sie sich erst durch lange, mühevolle Uebung angeeignet hat.

Halten wir uns also einerseits die außergewöhnliche Bedeutung, das universelle Interesse vor Augen, das die Erforschung des Baues und der Leistungen des Zentralnervensystems, seiner Entwicklung, seiner Krankheiten beanspruchen darf, bedenken wir ferner die unerwartete Ausbildung, die dieser Forschungszweig in den letzten Dezennien erfahren hat, so wird es uns weniger auffallen, daß ihm von seiten der wissenschaftlichen Akademien besondere und berechtigte Aufmerksamkeit zuteil geworden ist.

Wenn wir aber nunmehr nach den greifbaren Erfolgen dieser internationalen akademischen Aktion fragen, so dürfen diese trotz der Kürze der Zeit nicht unterschätzt werden, ja sie können geradehin als erfreuliche bezeichnet werden. Es war ja von vornherein zu erwarten, daß der moralische Einfluß eines solchen internationalen Beschlusses der Akademien auf die maßgebenden Instanzen, Regierungen u. s. w., der Sache ungemein zustatten kommen mußte. Vermochte auch vielleicht der einzelne nicht die Regierungen von der Nützlichkeit oder gar Notwendigkeit derartiger Hirnforschungsinstitute zu überzeugen, dem gemeinsamen Votum der Akademien gegenüber können sie sich doch nicht ganz taub stellen, und sie haben daher — nach Maßgabe der vorhandenen Mittel — bereits in manchen Ländern diesen Unternehmungen ihre Unterstützung angedeihen lassen. Gewiß ist die Dotierung dieser Institute nicht überall bereits eine hinreichende, doch darf ja gehofft werden, daß wenigstens das Existenzminimum nach und nach überall erreicht wird. Die nicht wenigen Hilfskräfte, die Anschaffung der Bücher, der Apparate und des Materials, vor allem die Herstellung der Präparate stellen große finanzielle Anforderungen. Diese Sammlungen müssen ja zum großen Teil erst geschaffen, jedenfalls aber immer erweitert und vergrößert werden; zählen doch allein die mikroskopischen Präparate in manchen Instituten nicht nach Hunderten oder Tausenden, sondern nach Zehntausenden und mehr;

und darunter sind viele, die Schnitte durch ein ganzes menschliches Gehirn darstellen, also eine recht respektable Größe haben.

Der wissenschaftliche Gewinn aus solchen Forschungsanstalten wird nicht auf sich warten lassen, und bereits jetzt gehen aus ihnen zahlreiche Arbeiten, manche darunter von großem Werte, hervor und schaffen uns immer tieferen Einblick in das innere Getriebe jener feinstorganisierten Maschine, die wir Nervensystem nennen; sie weisen uns immer klarer die Wege der Empfindung und des Handelns, sie geben uns neue Aufklärung über die mannigfachen und verwickelten Beziehungen, die zwischen dem Sinnesleben und den willkürlichen und unwillkürlichen motorischen Betätigungen bestehen; ja selbst der Lösung der letzten und schwersten Frage, nach den materiellen Grundlagen des Seelenlebens, trachten wir in kühner, fast möchte ich sagen in verwegener Weise nahezutreten. Daß eine endgültige, unwiderlegliche Entscheidung auf diesem letzteren Gebiete allen interakademischen Hirnforschungsinstituten zusammen noch nicht so bald gelingen wird, wage ich mit aller Entschiedenheit zu behaupten. —

Aufgabe der Zentralkommission, an deren Spitze der um die Wissenschaft hochverdiente, hervorragende Nestor der Anatomen Geheimrat Waldeyer in Berlin steht, wird es sein, die Interessen dieser Spezialinstitute überall zu vertreten, den Zusammenhang zwischen ihnen aufrechtzuerhalten, über den Stand und die Leistung der einzelnen Institute sich zu informieren u. s. w. Daneben kommen ihr auch andre Agenden zu, so leitet sie die Arbeiten, welche eine einheitliche Nomenklatur im Bereiche des Nervensystems sowie einheitliche Maße und Gewichte anstreben.

So ist denn diese Institution, deren Ursprung, Entwicklung und Ausbildung wir in kurzen Zügen auseinandergesetzt haben, imstande, ein enges Band um alle Forscher auf diesem Gebiete, an welchem Teile des Erdballes sie auch ihren Arbeitstisch aufstellen mögen, zu schlingen, damit ihren Eifer anzuregen und ihnen über manche Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. —

Ganz verfehlt wäre es, ich will dies ausdrücklich noch einmal betonen, zu verlangen, daß diese gemeinsame Arbeit gleich Resultate zutage fördern müsse, deren praktische Bedeutung ohne weiteres auch dem Fernerstehenden, dem Laien, imponiert. Das Licht, das der wissenschaftliche Forscher in seiner stillen Arbeitsklause entzündet, braucht ja nicht immer in die Oeffentlichkeit hinauszuleuchten, und doch kann irgendein früher gar nicht vorgesehener Umstand genügen, um es nach allen Seiten in vollem Glanze erstrahlen zu lassen.

Freiheit der theologischen Wissenschaft

Von
Heinrich Bassermann

Daß die Wissenschaft Freiheit braucht, wie der Fisch das Wasser und der Vogel die Luft, um leben und gedeihen zu können, ist nachgerade ein Gemeinplatz, über den nicht mehr viel zu sagen ist; zumal da ihr im Grunde von keiner Seite mehr diese Freiheit bestritten oder verkümmert zu werden pflegt. Man ist, auch in nichtwissenschaftlichen Kreisen, doch von dem Wert der Wissenschaft zu tief durchdrungen, auch wenn ihre Ergebnisse nicht immer und überall angenehm erscheinen, und man ist sich im allgemeinen darüber klar, daß sie diesen ihren Wert doch nur dann zu entfalten imstande sei, wenn man darauf verzichte, ihr eine gebundene Marschroute zu geben oder Grenzen zu setzen, die sie nicht zu überschreiten, Ziele, an denen sie anzukommen habe.

Nur eine Ausnahme scheint da stattzuhaben; sie betrifft die Theologie. Und eben weil sie diese Ausnahmestellung einnimmt, wird ihr wissenschaftlicher Charakter von verschiedenen Seiten angezweifelt, wo nicht ihr geradezu abgesprochen.

In Beziehung auf die katholische Theologie hat die jüngst erschienene Enzyklika gegen die „Modernisten" die Situation grell beleuchtet. Wo der Theologie so bis ins einzelne hinein vorgeschrieben wird, welche Wege sie zu vermeiden und welche sie zu gehen habe, wo ihr so bestimmt gesagt wird, was sie über dieses und jenes denken dürfe und was nicht, da ist keine Freiheit der theologischen Wissenschaft mehr möglich. Und wenn man dann mit Erstaunen liest („Chronik der christlichen Welt" 1907, Nr. 39), daß dieselbe Stelle, welche diese detaillierten Vorschriften gibt, zugleich auch die Macht hat, den theologischen Fakultäten die Erlaubnis, Doktoren der Theologie zu promovieren, zu erteilen, also auch wohl zu entziehen, und diese Erlaubnis an die Zustimmung derselben Bischöfe geknüpft wird, die von jener obersten Instanz, welche die Enzyklika erlassen hat, abhängig sind, da wird doch klar, daß man es hier nicht bloß mit dem Willen, sondern auch mit der Macht zu tun hat, die Freiheit der theologischen Wissenschaft prinzipiell unmöglich zu machen.[1])

Ich sage prinzipiell. Denn tatsächlich ist durch jene neueste Aeußerung des Päpstlichen Stuhles natürlich keineswegs ausgeschlossen, daß nach wie vor von katholischen Theologen wissenschaftliche Leistungen zutage gefördert werden, sei es auf gewissen neutralen Gebieten, die von den päpstlichen Entscheidungen nicht berührt werden, sei es in der Weise, daß eben mit den Bestimmungen der Enzyklika nicht immer und überall von den Autoren und den Aufsichtführenden Ernst gemacht wird. Aber prinzipiell sind die beiden, die Freiheit der Theologie

---

[1]) Die neuestens erfolgte Maßregelung des Bonner Professors Schrörs durch den Kardinalerzbischof von Köln dient zur Bestätigung des oben Gesagten.

und ihre Beherrschung durch derartige kirchliche Vorschriften, unverträglich; und wenn Konsequenz in der Geschichte herrschte und in der Politik herrschen dürfte, so müßte eigentlich eine so gebundene theologische Fakultät aus einem wissenschaftlichen Körper, wie es die Universität ist, ausscheiden: es fehlt ihr, was die Wissenschaft zur Wissenschaft macht, die freie Bewegung.

Indessen hierin wird offenbar, was es eigentlich ist, wodurch die Freiheit der Theologie bedroht erscheint: es ist ihr Zusammenhang mit der Kirche. Gäbe es eine nichtkirchliche, d. h. eine mit keinerlei kirchlichen Zielen und Zwecken verknüpfte Theologie, etwa eine allgemeine Religionswissenschaft ohne Zusammenhang mit irgendeiner Kirche, so würde wohl niemand ihre Freiheit antasten oder bezweifeln.

Ich kann hier nur als meine Ueberzeugung aussprechen, nicht darlegen, daß es eine solche Theologie nicht gibt und geben kann, daß eine solche allgemeine Religionswissenschaft etwas ganz andres ist als Theologie. Deshalb würde ich auch in der Umwandlung der letzteren in die erstere keine Lösung der in Rede stehenden Frage erblicken können. Jede Theologie ist meines Erachtens in irgendwelcher Art und irgendwelchem Maße kirchlich; von der Kirche stammt sie her und um der Kirche willen besteht sie weiter.

Daher denn auch der konfessionelle Unterschied von der Theologie unabtrennbar ist. Katholische Theologie und nichtkatholische (wie ich statt evangelische einstweilen lieber sagen möchte) sind zwei grundverschiedene Dinge. Und so bedeutet denn auch ihre Beziehung zu und ihre Verknüpfung mit der Kirche für die nichtkatholische etwas ganz andres als für die katholische. In der nichtkatholischen Welt gibt es nirgends eine autoritative Instanz, welche Bestimmungen von der Art der Enzyklika erlassen könnte, noch weniger eine solche, die in der Lage wäre, sie praktisch durchzusetzen. Auf nichtkatholischem Boden existiert ja nicht *eine* Kirche, sondern mehrere Kirchen, und keine derselben gibt sich für unfehlbar aus, keine kirchliche Behörde maßt sich an, der theologischen Wissenschaft die Marschroute vorzuschreiben. Man muß dies ausdrücklich aussprechen gegenüber einer öden Gleichmacherei, die in einen Topf wirft, was doch ganz verschieden behandelt sein will und muß.

Allein auch wo man das etwa eingesehen hat, wird man doch noch keineswegs ohne weiteres geneigt sein, an die Freiheit der theologischen Wissenschaft ernstlich zu glauben oder sie ihr ohne jede Schranke zu gewähren. Sehe ich recht, so sind es zwei Punkte, von denen die Opposition dagegen ausgeht. Auf der einen Seite bezweifelt man, daß sie frei sein *könne*, man meint, es liege in ihrem Wesen eine Gebundenheit, die mit der Freiheit der Wissenschaft nicht zusammen bestehen könne; auf der andern behauptet man, sie *dürfe* nicht frei sein, weil aus ihrer unbeschränkten Freiheit sich schlimme Folgen ergeben müßten, Folgen, die mit ihr selbst unverträglich wären.

Was das erste betrifft, so hört man von nichttheologischer Seite öfter folgende Argumentation: Die Theologie geht ja doch selbstverständlich aus von dem Glauben an die Existenz Gottes; diese aber wäre eben erst noch zu beweisen.

Die christliche Theologie — und um diese allein kann es sich handeln — bringt außerdem noch irgendeine besondere Ansicht in betreff Jesu Christi zu ihrer Arbeit mit, die, wie sie immer beschaffen sein mag, für sie unantastbar ist und von ihr Glaube genannt wird; was es aber mit Jesus für eine Bewandtnis hat, das wäre eben erst noch zu untersuchen. Und hiermit glaubt man die Unfreiheit und Unwissenschaftlichkeit der Theologie deduziert zu haben. Nun bin ich meinerseits ohne weiteres bereit, zuzugeben, daß ohne Glauben an Gott niemand sich der Theologie widmen und bei ihr verharren wird, und ebenso ohne Glauben an Jesus Christus in irgendwelchem Sinne niemand christliche Theologie treibt. Das ist eben der unabstreitbare kirchliche Charakter aller Theologie: sie dient der Gemeinschaft der an Gott und Jesus Christus Glaubenden, ebenso wie sie aus ihrem Schoße hervorgeht. Allein diese beiden Voraussetzungen sind der nicht-katholischen Theologie nicht, wie der katholischen von außen, durch irgendeine kirchliche Instanz auferlegt, sondern sie sind persönliche, subjektive, ruhend auf der innerlichen Stellung, welche die Persönlichkeit zu Welt und Leben einnimmt, auf ihrer Gemütsrichtung und daraus erwachsenden Wertung und praktischen Stellungnahme. Es ist aber zu behaupten, daß eine solche innerliche und praktische Stellungnahme einem jeden, der sich ernstlich mit wissenschaftlichen Dingen beschäftigt, nicht allein erlaubt, sondern geradezu unerläßlich ist. Auch der Naturforscher, der Historiker, der Mediziner, der Jurist, ja sogar der Mathematiker bringt sie zu seiner Arbeit mit und setzt sie bei ihr voraus. Ja, man kann mehr sagen: ein jeder hat sogar gewisse theoretische Ueberzeugungen, die seiner ganzen wissenschaftlichen Arbeit zugrunde liegen, von denen er sich bei ihr leiten läßt, so daß ihre Verneinung die Aufhebung seiner Wissenschaft selbst bedeuten würde. Die berühmte „Voraussetzungslosigkeit" der Wissenschaft, die seinerzeit proklamiert werden wollte, hat sich doch nicht halten lassen. Jede Wissenschaft hat ihre Axiome, die sie nicht erst zu beweisen unternimmt, ehe sie anfängt, sondern deren Realität ihr von vornherein feststeht, und sich ihr höchstens im Lauf ihrer Forschung zu bewähren hat.

Ganz genau so steht es bei der Theologie. Man mag ja die Richtigkeit jener ihrer beiden Axiome bezweifeln, aber die Berechtigung, sie als Axiome zu verwenden, kann man aus solchem Zweifel nicht ohne Voreingenommenheit abstreiten. Und mehr noch: man wird zugeben müssen, daß gerade diese Axiome für die Theologie die stärksten Motive wissenschaftlicher Arbeit in sich schließen. Gegenstand der Theologie ist ja nicht, wie irrtümlich vielfach angenommen wird, Gott und Jesus Christus selbst — wäre das der Fall, so könnte freilich ihre wissenschaftliche Grundlage angezweifelt werden —, sondern es ist das menschliche Bewußtsein von Gott und die menschliche Ueberlieferung von Jesus Christus. Das hat sie zu untersuchen nach allen Richtungen. Und sollte sie nun, gerade wenn sie vom Glauben an Gott und an eine besondere Stellung und Wertung Jesu Christi ausgeht, nicht selbst fühlen und einsehen, daß nur die freieste Untersuchung dieser ihrer Objekte sie dem erwünschten Ziele, der Erkenntnis der Wahrheit über sie, der wirklichen Wahrheit über das menschliche Gottesbewußtsein

und über die menschliche Ueberlieferung von Jesus Christus, näher bringen kann? Gerade jene frommen oder religiösen Voraussetzungen sind die Seele ihres Forschens, und nur die Freiheit dieses Forschens kann ihr die Erreichbarkeit ihres Zweckes, den Lohn ihrer Mühe verbürgen. Ohne die Voraussetzung jener beiden religiösen Gewißheiten wird sich niemand mit wirklichem Ernste der wissenschaftlichen Erforschung der oben bezeichneten Wissensobjekte widmen, ohne die Garantie der Freiheit dieser Forschung aber niemand damit an sein Ziel gelangen können.

Aber nun setzt die Opposition von der andern Seite ein. Diese Freiheit der Forschung, wird sie nicht schlimme Folgen haben, Folgen, die schließlich sogar der Forscher selbst wird beklagen müssen, die Zerstörung der Kirche und die Auflösung der Frömmigkeit? Ist das nicht wenigstens möglich, und muß man nicht sogar vor dieser Möglichkeit zurückbeben? Ja, ist es nicht im Grunde schon wirklich, wenn von der Universität Leute als Pfarrer in die Gemeinden hinauskommen, die Dinge lehren, wovor sich diese oder wenigstens ein guter Teil derselben entsetzen, Leute, welche die Frommen nicht mehr erbauen und die Kranken und Sterbenden nicht mehr trösten können, weil sie, genau besehen, selbst nicht mehr fromm sind und keinen Trost mehr haben? Solche Klagen und Warnungen gehen natürlich von den Kirchenleuten aus; sie sind es deshalb, welche die Freiheit der theologischen Wissenschaft beschränken und die Vertreter derselben an den Universitäten auf die Bekenntnisse der Kirche verpflichten wollen. Gewiß gut gemeint, aber doch eigentlich sehr anmaßend auf der einen und töricht auf der andern Seite. Anmaßend, sofern doch jede Bürgschaft dafür fehlt, daß die Instanz, die der theologischen Wissenschaft diese Schranken ziehen möchte, selbst im Besitz einer völlig intakten, von keiner Ansteckung modernen Geistes infizierten Frömmigkeit ist — denn weder die Eigenschaft eines Konsistorial- noch die eines Synodalausschußmitgliedes kann das verbürgen. Töricht aber, sofern es gänzlich aussichtslos ist, dem Kinderspiel vergleichbar, welches das Meer durch selbstgebaute Sanddämme zurückzuhalten meint, wenn man geistige Strömungen und Bewegungen, deren Macht der einzelne in seinem Innern erfährt und die ihrem eignen Gesetze folgen, durch solche äußere Einschränkungen hemmen oder von „der Kirche“ ableiten will. Dort herrscht Willkür, deren Eingreifen sich die theologische Wissenschaft mit Recht verbittet, hier Kurzsichtigkeit, deren die Wirklichkeit spottet. Man hat es doch schon manchmal erleben müssen, daß ein leidlich korrekter Kirchenmann, in den Strom der Wissenschaft hineinversetzt, allmählich recht unkorrekt geworden ist. Bekenntnisse lassen sich umdeuten, werden umgedeutet, ja, müssen es werden, wenn sie auf die Dauer brauchbar bleiben sollen; wissenschaftlich arbeitende Menschen aber entwickeln sich, ohne es zu wollen, zu neuen Einsichten und Positionen, die unter Umständen recht bedenklich werden können. Wenn das Gewissen da nicht hilft, wenn man seiner Stimme nicht trauen und folgen darf, so ist alles verloren.

Die Möglichkeit, daß die theologische Wissenschaft in dem einzelnen Forscher, nicht in ihrem Ganzen selbst, zu auflösenden Resultaten führen kann, ist freilich

zuzugeben. Durch philosophische Studien, wie sie der Dogmatiker und Ethiker zu treiben hat, kann er zum Illusionismus, zu der Ueberzeugung, daß Religion, Glaube an Gott keine Realitäten, sondern Illusionen sind, gelangen; historische Forschungen können zu dem Ergebnis führen, daß Jesu Christo gar keine besondere, jedenfalls nicht die Schätzung gebühre, welche „die Kirche“ ihm zuteil werden läßt, ja vielleicht, daß er gar keine realhistorische Persönlichkeit sei. Wie steht es in diesem Falle? Wir sehen hier davon ab, ob diese Studien und Forschungen sachlich richtige sind, die vor dem Richterstuhl der Wissenschaft wirklich bestehen können, wir fragen nur nach der religiösen Grundlage. Und mir will scheinen, daß in solchem Falle eine Unzulänglichkeit dieser letzteren vorliegt, daß sie eben nicht so stark war, wie es bei einem Theologen vorausgesetzt werden muß; sonst hätte er sich, persönlich von der Realität seines Gottes- und Christusglaubens fest überzeugt, jene antireligiösen Ergebnisse, die ja doch niemals die einer exakten Wissenschaft sein können, nicht aufdringen lassen. Seine Frömmigkeit hätte dies verhindert. Ist sie nicht stark genug dazu, ist sie über diesen „Ergebnissen“ in die Brüche gegangen, so liegt unsrer Meinung nach der Fall vor, daß ihm sein Gewissen den Abgang von der Theologie gebieterisch vorschreiben muß; und ich lebe der Ueberzeugung, daß das auch in den meisten Fällen geschehen wird; Ausnahmen kommen ja vor, aber anderwärts ebenso wie hier; sie bestätigen die Regel.

Aber man wird, falls man auch dies zugeben wollte, zuletzt einwenden: Du bedenkst nicht, daß der Theologe nicht bloß für sich forscht, sondern auch andre lehrt. Wie heillos ist es doch, wenn er nun junge, zum Kirchendienst bestimmte und qualifizierte Leute mit dem Gift seines Unglaubens ansteckt, wenn er ihnen die Grundlagen ihres aus dem frommen Elternhause mitgebrachten Glaubens zerstört, die Gemeinschaft mit ihrer Kirche zerreißt und auch ihre persönliche Frömmigkeit ins Wanken bringt! Gewiß, die Folgen scheinen schwerwiegend, jene famose „unkirchliche Theologie“ — ein wenig bedachter Ausdruck, der einmal sehr ungeeigneterweise seinen Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hat — scheint im Anzuge zu sein. Was dagegen tun?

Richtig ist und bleibt: die Theologie ist ein gefährliches Ding; die Geschichte bezeugt es tausendfach. Nur glaube man nicht, daß sie weniger gefährlich werde, wenn man die Professoren mit Bekenntnisverpflichtungen einengt, und vergesse auch nicht, daß auch umgekehrt gar mancher schon Schiffbruch an seinem Kirchenglauben erlitten hat, weil er ihm allzu korrekt, allzu eingeschnürt und allzuwenig von der Wissenschaft berührt dargeboten worden ist. Nach Beispielen dafür braucht man wahrlich nicht weit zu suchen.

Allein davon abgesehen, ist gegenüber jener Argumentation gegen die Freiheit der theologischen Wissenschaft folgendes zu sagen. Zunächst immer wieder dies: die theologische Wissenschaft gipfelt in der sogenannten praktischen Theologie, d. h. in der wissenschaftlich begründeten Lehre von der Art und Weise, wie die Ergebnisse der übrigen theologischen Disziplinen praktisch fruchtbar gemacht werden können für die kirchliche und persönliche Frömmigkeit. Vernachlässigt

man dieses Gebiet, wie es denn immer noch vielfach vernachlässigt wird, so ist freilich nicht zu verwundern, daß theologische Wissenschaft und kirchliche Praxis nicht miteinander stimmen wollen. Eine gesunde praktische Theologie, ebenso gesättigt mit den Ergebnissen freien wissenschaftlichen Forschens als durchdrungen von den Bedürfnissen des kirchlichen Lebens und persönlicher Frömmigkeit, muß und wird hier eine Brücke schlagen. Aber sie will getrieben, ernsthaft und in großem Stil getrieben sein von den Lehrern wie von den Studierenden. Sie hat eine große Mission gerade in unsern Tagen zu erfüllen.

Sodann ist weiter schlechterdings nicht zu bestreiten, daß ein Mann, der sich einmal in der Welt beruflich mit dem Zweifel und Unglauben, deren weite Verbreitung ja niemand leugnet, herumschlagen und ihnen gegenüber mit Ehren bestehen soll, diesen Zweifel mehr als vom Hörensagen muß kennen gelernt und den intellektuellen Anfechtungen des frommen Glaubens muß ins Auge geschaut haben. Sonst sieht er sich wehrlos dastehen in einer Zeit seines Lebens, in der er eine erprobte Rüstung besitzen müßte, und dann sind die Kämpfe noch härter und der Sieg weit schwerer als in den Tagen noch jugendlicher Entwicklung.

Weiter aber ist zu behaupten, daß es für viele Tausende, die fromm sein möchten, aber, von allen Seiten bedrängt durch den klaffenden Zwiespalt zwischen Kirchenglauben und modernem Denken, nicht können, eine wahre Wohltat und Befreiung bedeutet, wenn ihnen in dem Pfarrer ein Mann entgegentritt, der für ihre Anfechtungen ein Verständnis hat, statt sie zu verdammen auf sie eingeht und so Mittel und Wege findet, um die in ihrem Innern sich streitenden Mächte einigermaßen auszusöhnen.

Spaltungen in „der Kirche“ können darüber entstehen (obwohl sie meist *nicht* daher rühren), auch Unannehmlichkeiten für die kirchlichen Behörden können daraus erwachsen: das protestantische Wesen ist von Hause aus nicht auf Uniformität angelegt, und das Bleiben der Dinge, wie sie von jeher waren, ist der Güter höchstes nicht.

Und wenn wirklich einmal darüber eine Landeskirche zerbräche — wir würden es bedauern, aber deshalb noch nicht verzweifeln; es werden sich andre Kirchenkörper bilden, sofern nur eine lebensfähige Frömmigkeit dahintersteht, vielleicht von eigner und neuer Art und Form: die Geschichte hat mehrere solcher Neubildungen aufzuweisen, rasch wieder verschwindende, aber auch lebensfähige. Weder Staatskirche noch Freikirche, weder Konfessionskirche noch Kultus- oder Verfassungskirche ist jemals zum Glaubensgegenstand auf protestantischem Boden gestempelt worden. Sie alle gelten hier als menschlich gewordene Formen, in denen der Glaube und das Evangelium ihre Wohnung und ihre irdische Existenz haben. Wohl aber ist Glaubensgegenstand für den Protestantismus die Ueberzeugung, daß er mit seiner Auffassung des Evangeliums auf dem richtigen Wege ist, auf einem Wege, der keine Prüfung vor dem Forum wirklicher Wahrheit zu scheuen hat. Diese vitale Ueberzeugung ist nur aufrechtzuerhalten durch die Freiheit der theologischen Wissenschaft. Wer an ihr rüttelt, vergreift sich deshalb

---

am Lebenskerne des Protestantismus; für diesen kann das laudabiliter se subjicere — dessen Wert auf katholischem Boden wir durchaus begreifen — niemals eine Tugend werden.

Der Tod des russischen Thronfolgers Großfürsten Nikolaus (1865)

Ein Kapitel aus dem Leben des Marschalls Canrobert

Nach den Papieren und Gesprächen des Marschalls

Von

Germain Bapst[1])

Nach wie vor dem Italienischen Kriege widmete sich Marschall Canrobert vollständig dem Oberbefehl über das Armeekorps, dessen Standort Nancy war und dessen Truppen die französische Ostgrenze bewachten. Er erfreute sich weiter am freundschaftlichen Verkehr mit dem Erzbischof Monseigneur Darboy, dem Märtyrer, dessen tragisches Ende noch in aller Gedächtnis ist, und Professor Mézières, der später Akademiker und Vorsitzender der Armeekommission und einer der erleuchtetsten Urheber der Wiederherstellung unsrer nationalen Kräfte gewesen ist.

Der Erzbischof, der Akademiker und der Marschall kamen einmal in der Woche zusammen und verbrachten den Abend im Gespräch. Der Marschall dachte immer gerne an diese vertrauten Beziehungen und an das Vergnügen, das er dabei genoß, zurück, und Professor Mézières, der letzte Ueberlebende, bewahrt ebenfalls die Erinnerung daran noch immer als eine der kostbarsten seines Lebens.

Wie interessant muß das Gespräch dieser drei Männer gewesen sein, um die, so verschieden sie waren, die Liebe zu ihrem Vaterlande, tiefe Ueberzeugungen und eine gegenseitige Zuneigung ein enges, gemeinsames Band schlangen!

Während dieser Epoche seines Lebens wurde Marschall Canrobert beauftragt, das Standbild Neys auf der Esplanade in Metz einzuweihen, und bei dieser Gelegenheit hielt er eine Rede, die einen tiefen Eindruck auf die jungen Zöglinge der Artillerie- und Ingenieurschule machte.

Einer von ihnen, der später Kriegsminister geworden ist, hat mir oft erzählt von dem Schauder, der durch ihre Reihen lief, als der Marschall mit seiner volltönenden Stimme ausrief: „Wie war doch der Marschall Ney, daß man ihn in einer Armee, in der alle tapfer waren, den ‚Tapfersten der Tapferen‘ nannte?“

---

[1]) Aus des Verfassers demnächst erscheinendem Werk: Canrobert.

Zu Anfang des Jahres 1861 wurde Marschall Canrobert in eine merkwürdige und unerwartete Geschichte verwickelt, die er gerne erzählte.

Der Prinz Murat war seit 1854 Großmeister der Freimaurerlogen; als im Frühjahr des Jahres 1862 eine Anzahl von Freimaurern an seiner Stelle den Prinzen Napoleon dazu machen wollte, wurde ein heftiger Wahlkampf zwischen den beiden Gegnern geführt, und Prinz Napoleon wurde mit großer Stimmenmehrheit gewählt. Wütend über seine Niederlage, forderte Prinz Murat seinen glücklichen Mitbewerber zum Duell. Es war unmöglich, die beiden Vettern des Monarchen sich gegenseitig den Degen in den Leib rennen zu lassen; die „Galerie" würde mit ihrem Spott nicht gekargt haben und der Skandal wäre ungeheuer gewesen. Napoleon III. und Herr de Persigny, der Minister des Innern, stellten sich zwischen die Gegner, und die Differenz zwischen den beiden Prinzen fand damit ihr Ende.

Der Kaiser jedoch, dem es nicht erwünscht war, seinen ungestümen und undisziplinierten Vetter an der Spitze des Grand-Orient zu sehen, genehmigte seine Wahl nicht, und Prinz Napoleon blieb Großmeister, ohne es zu sein, eine Situation, die, wie er einsah, auf die Dauer nicht haltbar war. Er faßte daher einen Entschluß, den er am 24. Mai 1861 Herrn von Persigny in folgenden Worten mitteilte:

„Da ich den Wunsch hege, aus der unmöglichen Stellung herauszukommen, die mir in der Freimaurerangelegenheit geschaffen worden ist, habe ich heute morgen dem Kaiser meine Demission als Großmeister angeboten ..."

Der Kaiser nahm das Entlassungsgesuch an und ließ von seinen Plänen nichts merken; er hatte indessen den Wunsch, offiziell und kraft seiner eignen Autorität einen Großmeister zu ernennen, den er den Freimaurern aufnötigen wollte, mit der Aufgabe, die mächtige Gesellschaft für das Kaiserreich zu gewinnen.

Es war zu Anfang des Jahres; die Marschälle befanden sich alle in Paris anläßlich des Zusammentretens der Kommission zur Klassifizierung der Offiziere, als eines Morgens der Minister de Persigny sich beim Marschall Canrobert anmelden ließ. „Herr Marschall," sagte er zu ihm, „der Kaiser will Ihnen einen großen Vertrauensbeweis geben: er hat Sie zum Großmeister der Freimaurerlogen bestimmt." Da der Marschall eine erstaunte und ablehnende Geste machte, suchte ihm Herr de Persigny zu beweisen, welch große Dienste er dem Kaiser zu leisten vermöge, wenn er annehme.

„Mein lieber Graf," antwortete der Marschall, als der Minister geendet hatte, „wollen Sie gütigst dem Kaiser meinen Dank aussprechen, aber ich bin nur Soldat und will nichts andres sein."

Am andern Tage kam der Marschall Magnan zur Sitzung der Marschälle im Kriegsministerium zu spät.

„Entschuldigen Sie mich," sagte er noch ganz außer Atem zu seinen Kameraden, „ich bin in den Tuilerien aufgehalten worden. Der Kaiser hat mir soeben einen großen Beweis seines Vertrauens gegeben. Er hat mich zum Großmeister der

Freimaurerlogen bestimmt, und was mir besonders geschmeichelt hat, war, daß er mir gesagt hat, ich sei der einzige, der diese heikle Mission in seinem Sinne erfüllen könnte."

Alle Marschälle, als erster der Marschall Canrobert, beglückwünschten den Marschall Magnan.

„Wie sehr hat der Kaiser recht gehabt, Sie zu wählen, wie viele Dienste können Sie ihm leisten..." sagte Canrobert und wiederholte ihm alles, was Herr de Persigny ihm am Tage vorher vorgetragen hatte, so daß der Marschall Magnan nicht umhin konnte, ihm zu antworten: „Das ist merkwürdig, Sie sagen mir genau dasselbe, was der Kaiser mir selbst gesagt hat... Ich werde es ihm erzählen, und er wird glücklich sein, zu wissen, daß sein Gedanke geteilt wird."

„Ohne Zweifel," erzählte der Marschall Canrobert, „wiederholte der Marschall Magnan die Sache dem Kaiser Wort für Wort, denn auf dem ersten Ball, der nach diesem Gespräch in den Tuilerien stattfand, kam der Kaiser auf mich zu, und halb lächelnd, halb ernsthaft sagte er, indem er die Augenlider erhob und seinen unsicheren Blick auf mich richtete, mit seiner schleppenden Stimme zu mir: ‚Nun, was halten Sie von der Wahl, die ich für die Großmeisterschaft der Freimaurerlogen getroffen habe?‘ Dann ging er weiter, ohne eine Antwort abzuwarten."

Als im Jahre 1862 der Marschall Castellane, der Oberbefehlshaber in Lyon, gestorben war, ließ der Kaiser dem Marschall Canrobert vorschlagen, an die Stelle des Verstorbenen zu treten. Als Canrobert ablehnte mit der Begründung, daß er das Grenzkorps behalten möchte, ließ ihm der Kaiser durch folgende Depesche den Befehl erteilen, seinen Vorschlag anzunehmen.

„Der Kaiser an den Marschall Randon:

Marschall Canrobert muß annehmen. Napoleon."

Canrobert trat also Ende des Jahres 1862 sein neues Kommando an. In demselben Jahre hatte er in Aachen, wohin er alle Jahre ging, Fräulein Leila Flora Macdonald kennen gelernt, die er am 20. Januar 1863 heiratete.

Sie war eine ebenso reizende wie vortreffliche Frau, von der nichts ein genaueres Bild geben kann als folgende Zeilen, die Ihre Kaiserliche Hoheit Prinzessin Mathilde über sie geschrieben hat:

„Ich habe die Marschallin Canrobert zur Zeit ihrer Verehelichung kennen gelernt; niemals ist mir eine Frau von so vornehmer Haltung und so anmutigem Wesen vorgekommen. Groß, fein gebaut, mit schlankem Hals und regelmäßigen Zügen, ohne jede Steifheit, recht dazu geschaffen, die Leute zu entzücken. Prinz Humbert (der spätere König von Italien) sagte von ihr: ‚C'est une belle *Madame*‘, und er hatte recht. Aber was den Reiz ihrer äußeren Erscheinung ausmachte, war nur der Widerschein eines hochstrebenden Geistes, eines edeln Herzens und einer intelligenten Natur, die wie geschaffen war für die große Stellung, die sie einnahm.

Sie hat überall, wohin sie ihren Gatten begleitete, die besten Erinnerungen hinterlassen. Plötzlich an einen Hof gebracht, wo die Intrigen und Eifersüchte-

leien nicht aufhörten, hat sie alle Klippen durch ihr feines Wesen zu vermeiden und sich bei Großen und Kleinen beliebt zu machen gewußt. In den Tagen der Schicksalsschläge hat sie sich tapfer gezeigt und hat der Kaiserin ihre treue Anhänglichkeit dargetan ..."

Der Marschall umgab seine Gattin stets mit großer Liebe, und sie bewies ihm im Unglück die vollkommenste Hingebung. Beide haben, als das Unheil hereinbrach, niemals eine Klage ausgesprochen, noch Betrübnis bekundet.

In Anbetracht des Altersverhältnisses der Ehegatten war der Marschall zu der Hoffnung berechtigt, daß seine Gattin ihm die Augen schließen würde; statt dessen schied sie zuerst aus dem Leben, tief betrauert von allen, die sie kannten.

In die ersten Zeiten von Canroberts Aufenthalt in Lyon fielen nur belanglose Ereignisse.

In Hostun, im Departement Drôme, das militärisch zum Befehlsbereich des kommandierenden Generals in Lyon gehört, fand eine Sitzung behufs Erörterung einer theologischen Streitfrage zwischen acht protestantischen Pastoren und ebensovielen katholischen Pfarrern statt, die abwechselnd mehrere Stunden lang sprachen, wie Theodore de Bèze und der Kardinal Duperron beim Religionsgespräch von Poissy, ohne einander übrigens irgendwie zu überzeugen.

Glücklicherweise wurde durch alle diese Fluten von Beredsamkeit keine Gärung hervorgerufen.

Kurz danach liefen von der Gendarmerie mehrere Berichte über Szenen von krampfhaften Verzückungen ein, die in einem Dorfe von Savoyen vorgekommen waren; alle Frauen dieser Gemeinde waren, so sagten die Berichte, vom Teufel besessen und die Pfarrer der Umgegend hatten sie beschwören müssen. Wahrscheinlich wurden die Teufel vollständig ausgetrieben, denn man hörte am Sitz des Armeekorpskommandos von ihnen nichts mehr.

Der Marschall machte Besichtigungsreisen in dem seinem Befehle unterstellten Gebiete, was ihm Gelegenheit gab, alle Gegenden desselben zu durchstreifen. Nichts setzte ihn auf diesen Touren mehr in Erstaunen als der Besuch, den er dem Fort Carré in Antibes machte.

Es war an einem Frühlingsmorgen, bei strahlendem Sonnenschein: die schönen Festungswälle von Antibes hoben sich in roten Farben herrlich von dem blauen Hintergrund des Meeres ab. Diese Wälle, die ein abscheulicher Vandalismus zu gleicher Zeit mit denjenigen von Avignon zerstört hat, werden noch lange in unsrer Erinnerung fortleben, dank dem Pinsel Meissoniers, der sie auf seinem Gemälde „Joueurs de Boules" wiedergegeben hat.

„Ich ging einen Pfad entlang," sagte der Marschall zu mir, „der sich mitten durch Baumgärten schlängelte, wo der Rasen aus Rosen bestand und Reihen von Palmen Hecken bildeten.

Vor mir auf einem ganz weißen, vorspringenden Felsen, in dessen Schluchten grüne Ranken herabhingen, erhob sich das Fort Carré mit den spitzwinkligen Kanten seiner Bastionen, die so scharf waren, daß man bei ihrem Anblick an ein Kristallprisma dachte.

Nachdem ich in das stille und von Truppen leere Fort eingetreten war — es befand sich nur ein Torschreiber darin — ließ ich mich in den Winkel der Bastion führen, die dem Meere nach Nizza hin zugekehrt ist, und wo sich das Grab Championnets befindet.

Zu meinen Füßen, fast in gleicher Höhe mit dem Erdboden, lag ein sehr niedriger Stein von geringer Größe, der die Worte trug: ‚Championnet, General der Republik.'

Zu beiden Seiten in einer Reihe stehend, wie Säulen eines zerstörten Tempels oder wie Wachtposten, hielten sechs Zypressen Wache vor den sterblichen Resten des Eroberers von Neapel.

Die Bastion ist an diesem Platze auf einen steilen Felsen gebaut, den das Meer mit seinen azurnen Wogen bespült, die an diesem Tage mit silbernem Gischt aufleuchteten und sich bis zu dem weißen, glänzenden Punkte hinzogen, den Nizza in der Ferne bildet.

Es war ein packender Kontrast, dieses mehr als bescheidene Grab, das dort über dem schönsten Meer und einem der entzückendsten Orte hing!"

Im Oktober 1864 kamen der Zar Alexander II. und die Kaiserin nach Lyon, um sich nach Nizza zu begeben, wo sie ihren ältesten Sohn, den Zessarewitsch, von dem es hieß, daß er leidend sei, installieren wollten.

Im Laufe des Septembers dieses Jahres hatte sich der Zessarewitsch nach Schloß Rosenborg in Dänemark begeben, wo er den König Christian IX. von seiner Familie umgeben fand, denn zu dieser Zeit befanden sich der Prinz und die Prinzessin von Wales, der spätere König Eduard VII. und seine Gemahlin Königin Alexandra, zu Besuch bei ihrem Schwiegervater und Vater.

Die Anmut der jüngeren Schwester der gegenwärtigen Königin von England, der Prinzessin Dagmar, hatte auf den jungen Großfürsten einen tiefen Eindruck gemacht, er hatte um sie geworben, und ihre Verlobung war im Familienkreise gefeiert worden.

Vierzehn Tage nachher traf der junge Bräutigam mit seinem Vater und seiner Mutter, die sich in Darmstadt bei dem Großherzog von Hessen, dem Bruder der Kaiserin von Rußland, aufhielten, zusammen, und nach einigen Tagen begaben sich der Zar, die Kaiserin und der Zessarewitsch über Lyon nach Nizza.

Die Majestäten und ihr Gefolge reisten im strengsten Inkognito; doch trotz aller Vorsichtsmaßregeln, die getroffen waren, um ihre Durchreise durch Lyon bis zum letzten Augenblick geheimzuhalten, fanden einige Halbverrückte, wie es deren immer einige in den großen Städten gibt, Mittel und Wege, Kenntnis von der Ankunft der Majestäten zu erhalten, und nahmen sich vor, während der Fahrt der Zarenfamilie vom Bahnhof zum Hotel, in dem sie übernachten sollten, zu rufen: „Es lebe Polen!"

„Ich wurde beizeiten benachrichtigt," erzählte der Marschall Canrobert, „und statt eine Verdopplung des Ueberwachungsdienstes um den Bahnhof herum zu veranlassen, zog ich es vor, geschlossene Wagen augenfällig mit einer Eskorte

durch die breitesten Straßen, wie die Rue Bourbon und die Rue Impériale, fahren zu lassen; dann begab ich mich in Gala auf den Bahnhof. Der Zug kam rechtzeitig an und der Kaiser stieg zuerst aus; er trug einen grauen Ueberrock und einen Filzhut mit aufgeschlagener Krempe. Ich ließ es mir dann sogleich angelegen sein, Befehl zu erteilen, daß die Wagen, statt durch die großen Straßen zurückzufahren, durch die sie gekommen waren, ihren Weg über den Quai Tilsit und durch die Rue Grenette nähmen, wo niemand war, während die inneren Straßen von Menschen überschwemmt waren. Auf diese Weise gelangten die Majestäten ohne Zwischenfall ins Grand-Hotel.

Die Kaiserin war sehr leidend und mußte aus ihrem Wagen in einem Fauteuil in ihr Zimmer getragen werden.

Eine halbe Stunde nachher machte ich in Interimsuniform meine Aufwartung im Hotel und fragte den diensttuenden Adjutanten, ob Seine Majestät mich empfangen könne. Ich wurde sofort vorgelassen, und der Kaiser empfing mich mit großem Wohlwollen und brachte das Gespräch sofort auf den Krimkrieg, indem er von der Achtung sprach, die unsre beiden Armeen voreinander bekommen hätten, und besonders bei der Schlacht von Inkerman verweilte, wobei er der französischen Armee großes Lob spendete.

Ich erlaubte mir, ihm zu antworten: ‚In jener Zeit, Sire, hatte Frankreich das Unglück, der Gegner Rußlands zu sein, aber heute liegen Gott sei Dank die Dinge ganz anders und wir erinnern uns vom Krimkrieg nur unsrer durch harte Kämpfe besiegelten Waffenbrüderschaft.‘

Darauf ergriff der Kaiser meine Hand und drückte sie mit Wärme, dann erklärte er mir, wie verhängnisvoll der Mangel an Eisenbahnen für Rußland gewesen sei, das sich in der ‚umgekehrten‘ Lage von 1812 befinde ... In diesem Augenblick öffnete sich eine in den Salon führende Türe und es trat eine Dame ein, deren abnorme Blässe und kränkliche Haltung einen tiefen Eindruck auf mich machten.

Diese unglückliche Kaiserin sah aus wie ein Bild des Schmerzes. Ich sehe noch ihre sehr sanften und traurigen blauen Augen. Sie war groß und sehr schmächtig; sie schien schön gewesen zu sein, und ihre Erscheinung war noch immer die einer hochgestellten Dame. Sie war in Schwarz und sehr einfach gekleidet. Es kam mir vor, als habe ihr zweiter Sohn — der später Kaiser Alexander III. werden sollte — denselben Blick wie sie.

Am folgenden Tag um 10 Uhr reiste die kaiserliche Familie wieder ab; ich befand mich auf dem Bahnhofe, als die Herrschaften in den Zug stiegen, und grüßte die Majestäten noch einmal. Ihr Aufenthalt war glücklicherweise durch keine Unannehmlichkeit gestört worden.

In Nizza nahmen der Kaiser, die Kaiserin und ihr Gefolge Wohnung in zwei nebeneinander liegenden Villen — den Villen Bermond und Pellio — die am Ende der Stadt lagen und deren reizende Gebäude im italienischen Stil aus köstlichen, dichten Gruppen von Palmen, Bäumen verschiedener Art und herrlichen Blumen hervorragten. Der Zessarewitsch bezog die an der Promenade

des Anglais gelegene Villa Diesbach, die jetzt abgebrochen ist und der des Fürsten von Eßling Platz gemacht hat.

Der Zessarewitsch hatte auf mich weniger Eindruck gemacht als sein Vater und seine Mutter; er war sehr groß und sehr schmächtig, hatte ein hübsches Gesicht mit sehr schönen Augen; er schien mir sehr liebenswürdig und sehr sanftmütig zu sein, aber da ich nicht mit ihm gesprochen hatte, konnte ich nicht über ihn urteilen. Ich weiß nur, daß er in Nizza, wo er Spaziergänge machte und wo er oft des Abends ins Théâtre Italien ging, von allen, die Gelegenheit hatten, sich ihm zu nähern, hochgeschätzt wurde.

Die Kaiserin blieb den Winter über in Nizza, der Zar kehrte mit den jungen Großfürsten nach Rußland zurück, und der Zessarewitsch machte nach einem ein- oder zweimonatigen Aufenthalt in Nizza eine Reise nach Italien.

Es ist mir erzählt worden, daß er bei einem Ritt zu Fall kam und daß dies der Ausgangspunkt für die Verschlimmerung seiner Krankheit war. In der Tat mußte er nach Nizza in die Villa Bermond zu seiner Mutter zurückgebracht werden, wo er sich zu Bett legte, um nicht wieder aufzustehen. Es hieß, er habe eine Gehirnhautentzündung; der Unglückliche war — nach dem Ergebnis der Autopsie, die nach seinem Tode stattfand — von mehreren unheilbaren, tödlichen Erkrankungen befallen und konnte nicht mehr leben.

Man ließ den Doktor Alquié aus Toulon kommen, der Direktor der Ecole du Val de Grâce gewesen war und der sich eines bedeutenden Rufes erfreute; er hatte mehrere Konsultationen mit den zwei russischen Aerzten, welche die Kaiserin und ihren Sohn begleiteten, und als die unmittelbare Gefahr erkannt worden war, wurde an den Zaren telegraphiert, der mit den Großfürsten kam.

Ohne Zweifel machte sich der Zessarewitsch keine Illusion mehr über die Gefährlichkeit seines Zustandes, denn er verlangte, daß seine Mutter seine Braut bitten möchte, zu kommen, um ihn noch einmal zu sehen.

Der Zar legte die 4000 Kilometer, die Petersburg von Nizza trennen, in drei Tagen und vier Nächten zurück.

In Paris hielt er sich auf dem Nordbahnhof zwanzig Minuten auf. Dort fanden sich der Kaiser und die Prinzessin Mathilde ein; nach den Begrüßungen und Komplimenten stiegen sie in den Zug und man sprach über die Gesundheit des Prinzen. Der Zar hatte seit seiner Abreise von Köln, d. h. seit dem vorigen Abend, keine Nachrichten mehr über ihn erhalten; auch Napoleon III. hatte kein Telegramm bekommen, er erwartete eines von einem Augenblick zum andern. Er hatte am 20. April an den Präfekten und an die Großfürstin Marie telegraphiert:

‚Wir sind in Sorge um den Großfürsten. Haben Sie Hoffnung, ihn zu retten? Wir nehmen großen Anteil an Ihren Besorgnissen.

Napoleon.‘

Er versprach dem Zaren, ihm die Antwort, sobald sie einträfe, nach der Eisenbahnstation, bei der er sich gerade befinden würde, übermitteln zu lassen. Die beiden Monarchen drückten sich darauf die Hände, und der Zug fuhr auf

der Gürtelbahn weiter, um auf die Linie nach Lyon zu gelangen. Eine halbe Stunde später traf die Depesche in den Tuilerien ein, und der Kaiser sandte sie mir nach Lyon mit folgenden Worten:

‚An Seine Majestät den Kaiser von Rußland, auf dem Wege nach Lyon. Ich erhalte vom Präfekten folgende Depesche. N.‘

‚Nizza, den 21. April 1865, 11 Uhr 10 vormittags.

Präfekt der Alpes-Maritimes an den Minister.

Nacht verhältnismäßig besser, sogar ruhig seit 3 Uhr. Heute morgen Erwachen mit beinahe freiem Kopf. Gefahr noch immer vorhanden.‘

Ich hatte wie alle Staatsdiener die Anweisung erhalten, mich jeder Demonstration zu enthalten, da das Inkognito des Zaren unbedingt gewahrt werden sollte, und ich hatte, im Einverständnis mit dem Präfekten, Herrn Henri Chevreau, den Bahnhof absperren lassen, in dem der Zug gegen Mitternacht ankommen sollte.

Nach Empfang der Depesche legte ich Interimsuniform an und begab mich allein mit einem Adjutanten, dem Kommandanten Boussenard, auf den Bahnhof. Als ich dort ankam, erfuhr ich, daß der kaiserliche Zug zwei Stunden Verspätung habe; er mußte einen Anschlußzug von Deutschland abwarten, der die Braut des Zessarewitsch herbrachte.

Um 2 Uhr morgens lief der kaiserliche Zug in den Bahnhof ein; kaum hatte er angehalten, so sah ich eine Wagentür sich öffnen, ein prachtvoller großer Hund sprang auf den Perron, und zu gleicher Zeit hörte ich seinen Herrn ihn rufen: ‚Milord, hierher! Milord, hierher!‘ Dann erschien auch der Herr selbst, im Jackett, einen weichen Hut auf dem Kopf und eine kleine Peitsche in der Hand. Es war der Kaiser; ich ging auf ihn zu und begrüßte ihn, worauf ich ihm das Eintreffen der mit Ungeduld erwarteten Depesche meldete und sie ihm mitteilte.

Der Kaiser dankte mir herzlich: ‚Ich hatte seit zwanzig Stunden keine Nachrichten mehr,‘ sagte er zu mir; ‚stellen Sie sich vor, in welchen Aengsten ich gelebt habe.‘ Dann setzte er mich erst von der Anwesenheit der Braut seines Sohnes im Zug in Kenntnis.

Er sagte zu mir, daß er hineingehen und ihr die Depesche vorlesen wolle. Ich folgte ihm bis an den Wagen der Königin von Dänemark und der Prinzessin Dagmar. Der Kaiser stieg auf das Trittbrett und klopfte an die Fensterscheibe, die Prinzessin öffnete das Fenster und beugte sich heraus. Ich sah ihre so überaus anmutigen Züge und ihre beiden Augen, die mir herrlich schienen; schwere Haarscheitel rahmten das Oval ihres feinen Gesichtes ein. Der Kaiser wandte sich so, daß das auf gelbes Papier geschriebene Telegramm von einer Gasflamme beleuchtet wurde, und las den Inhalt vor. ‚Die Königin,‘ sagte mir einer der Adjutanten, ‚ist taub und muß ausgestreckt liegen bleiben.‘

Der Kaiser stieg wieder in den Wagen, nachdem er mir nochmals gedankt hatte, und als die Lokomotive gewechselt war, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Ich wandte mich um und sagte zum Kommandanten Boussenard: ‚Er sieht trotzdem wie ein hoher Herr aus, dieser noch junge Mann, in seinem weichen

Hut und seinem grauen Anzug und mit seiner kleinen Peitsche ... Wenn man denkt, daß er über hundert Millionen Seelen gebietet ...!'

Der Zar und seine Söhne kamen ebenso wie die Prinzessin Dagmar noch rechtzeitig an, um den Sterbenden zu sehen. Es ist gesagt worden, daß die Anwesenheit seiner Braut, die er so sehnlichst gewünscht hatte, die letzten Augenblicke des Prinzen versüßt habe und daß er die ganze Freude gezeigt habe, die er empfand, sie wiederzusehen, aber ich glaube nicht, daß dies richtig ist, der Sterbende hatte die Besinnung verloren, als die Prinzessin an sein Bett geführt wurde.

Der Zessarewitsch verschied am 24. April in Gegenwart des Kaisers, der Kaiserin, seiner Braut, seiner Brüder, der Königin von Dänemark und des ganzen Hofstaats der Majestäten.

Gleich nachdem er gestorben war, kleidete ihn die Kaiserin selbst in das Sterbegewand und legte Blumen rings um seinen Kopf auf das Kissen, dann streuten der Kaiser, die Prinzessin Dagmar und alle Anwesenden noch Rosen oder Orangenblüten auf das Bett.

Nachdem sich alle zurückgezogen hatten, ließ die Kaiserin das Zimmer mit weißer Gaze ausschlagen.

Sobald der Zar und die Kaiserin ihren ältesten Sohn nach dem Süden gebracht, hatte Napoleon das Bataillon der Gardejäger zu Fuß nach Nizza geschickt, um den Majestäten die Honneurs zu erweisen. Dieses Bataillon wurde von einem tapferen Soldaten, Herrn de Geslin, befehligt, der später unter meinem Kommando bei Saint-Privat durch seine heldenhafte Verteidigung von Sainte-Marie-aux-Chênes gegen die königlich preußische Garde berühmt geworden ist. Durch ihn wurde ich — außer durch die offiziellen Berichte, die an mich gerichtet wurden — über das, was sich in Nizza zutrug, auf dem laufenden gehalten.

Am Tage nach dem Tode des Großfürsten fand eine imposante Zeremonie vor der Leiche statt, die in den Sarg gelegt und mit Glas bedeckt worden war, durch das die Züge des Verstorbenen sichtbar waren. Der spätere Kaiser Alexander III., jetzt der Erbe des Thrones, kniete nieder, um den Segen seines Vaters zu empfangen, der ihn zum Zessarewitsch proklamierte.

Die Leichenfeierlichkeiten fanden am 28. um 11 Uhr in der russischen Kirche statt. Die Gardejäger zu Fuß und die Truppen der Garnison bildeten Spalier, während eine am Tage vorher eingetroffene Sotnie Kosaken, mit ihren Pelzmützen und den warmen Burkas angetan, die Eskorte des Leichenzuges bildete.

Am Fuße des Altars, vor dem Sarge, dessen Glasdeckel die Züge des Toten noch immer sehen ließ, war die Standarte des Zessarewitsch aufgepflanzt. Der Kaiser und die Großfürsten, in großer Gala, saßen rechts in der ersten Reihe, und kurz bevor die Seelenmesse begann, kamen Prinzessin Dagmar und ihre Mutter und ließen sich auf der andern Seite gleichfalls in der ersten Reihe nieder. Die Ankunft der jungen Prinzessin rief bei den Anwesenden eine tiefe Bewegung hervor. Klein und überaus zierlich, von einem

langen Kreppschleier bedeckt, glich sie einem Tanagrafigürchen, das den Schmerz darstellt. Die blauen, von langen Wimpern beschatteten Augen drückten die Verzweiflung dieser Seele aus, deren Liebestraum verflogen war, eine unendliche Leere zurücklassend.

Sie war erst siebzehn Jahre alt und ahnte nicht, daß der Bruder ihres Verlobten, der von ihrem Kummer tief ergriffen und von ihrer Anmut und ihrem Liebreiz bezaubert war, ihr seine Hand anbieten würde, die Hand eines Mannes mit einem edeln und loyalen Herzen, wenn es je einen solchen gab. Sie fand in der Tat bei Alexander III. die zartfühlendste Zuneigung und eine jeden Augenblick sich bewährende zärtliche Liebe.

Seit dem schrecklichen Attentat vom 13. März 1881, durch das Alexander II. eines entsetzlichen Todes starb, verließ die junge Kaiserin ihren Gatten nicht mehr: sie warf sich zwischen ihn und die Mörder, ihn mit ihrer eleganten und zarten Gestalt deckend. Sie begleitete ihn überall und unter allen Umständen, ins Theater, bei den Festen, auf den Promenaden, auf Reisen und bei den Revuen, ritt mit ihm bei jedem Wetter aus und trug, wenn es zu schlecht war, die große, wasserdichte Kosakenburka aus Kamelhaaren auf ihren zarten Schultern.

Als die Messe beendet war, küßte der Zar, nachdem er den Glasdeckel, unter dem der Leichnam lag, hatte wegnehmen lassen, seinen Sohn noch mehrere Male, dann, als der massive Mahagonideckel gebracht worden war, tat er selbst vor der Trauerversammlung den ersten Hammerschlag darauf.

Hierauf luden die Großfürsten den Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn zum Leichenwagen. Der Kaiser half ihnen, ihn darauf zu setzen und das Purpurtuch darüber zu breiten, mit dem der Sarg bedeckt und auf das der Helm und der Degen niedergelegt wurden.

Nachdem der Leichenzug sich formiert hatte, schlug er den Weg ein, der sich am Meer in der Richtung nach Villefranche hinzieht, wo die Fregatte „Alexander Newski“ auf der Reede lag, um den Leichnam aufzunehmen und nach Petersburg zu transportieren.

Der Kaiser, in großer Uniform, auf dem Haupt den mit dem weißen Roßhaarbusch gezierten Helm, in grünem Waffenrock und amarantfarbenen Beinkleidern, folgte allein zu Pferd, hinter ihm kamen in einer Reihe, ebenfalls zu Pferd und ebenfalls in großer Uniform, die fünf Großfürsten, die Brüder des Verstorbenen; in einem Trauerwagen saß die Prinzessin Dagmar mit ihrer Mutter und ihrem Bruder, dem gegenwärtigen König von Dänemark.

Die Gardejäger zu Fuß, staffelförmig aufgestellt, bildeten Spalier, und die Kosaken bildeten die Eskorte.

Die Sonne schien herrlich; überall leuchteten die Blumen, und es war, als ob die ganze köstliche, prächtig grünende Halbinsel von Villefranche an diesem herrlichen Frühlingstage lächle, an dem die ganze Natur ein heiteres Gesicht zu zeigen schien — ein ergreifender Gegensatz zu der trauervollen Stimmung dieses Leichenzuges und dem Hinscheiden eines so jungen Menschenkindes, dessen

Schicksal eines von denen zu werden bestimmt war, welche die Menschen beneiden oder am meisten wünschen.

Am 30. April kehrte der Zar mit der Kaiserin nach Rußland zurück: auf der Durchreise durch Lyon traf er mit Napoleon III. zusammen, der sich nach Algerien begab und seinem Bruder von Rußland mündlich seine Teilnahme aussprechen wollte.

Während der wenigen Minuten, die er sich aufhielt, versäumte der Zar mit seiner gewohnten Höflichkeit nicht, mir zu sagen, wie sehr er gerührt gewesen sei von der Art, wie Offiziere und Soldaten der unter meinem Befehl stehenden Truppen ihre Sympathie bezeugt hätten, und er dankte mir für die Art, wie seinem Sohne die militärischen Ehren erwiesen worden waren."

Kurze Zeit danach (am 21. Juni 1865) wurde Marschall Canrobert an Stelle des Marschalls Magnan, der gestorben war, zum Kommandanten des I. Armeekorps in Paris ernannt.

Vorschläge über eine friedliche Lösung der Ostmarkenfrage

Von

Fürst A. Sulkowski, Mitglied des Preußischen Herrenhauses

An den Debatten im Herrenhause über die Enteignungsvorlage am 26., 27. und 30. Januar d. J. konnte ich mich leider gesundheitshalber nicht beteiligen, was ich um so mehr bedauern mußte, als nach meinem Dafürhalten diese heikle Frage bei weitem nicht erschöpfend behandelt worden ist. Die beiden Gegenparteien blieben jede auf ihrem Standpunkt stehen, und im Gewühl des Gefechts ist der wichtigste Punkt unerörtert geblieben: nämlich die Frage einer möglichen, auf sicherer Basis beruhenden Verständigung zwischen Deutschtum und Polentum. Und doch mußte gerade dieser Gesichtspunkt von Staats wegen vor allen andern berücksichtigt werden und somit den Vorzug haben. Zur richtigen Würdigung der Verhältnisse muß vieles vorausgeschickt werden, damit aus diesen Prämissen dann die Folgerungen in logischer und psychologischer Weise hergeleitet werden können.

„Die Teilung Polens," sagte Schmoller 1902 im Herrenhaus, „war vom Standpunkt der Wissenschaft aus ein schwerer Fehlgriff. Ein mechanisches Gefüge läßt sich wohl auf mechanischem Wege zerlegen, nicht aber ein geistiges, eine Idee." Es war vielleicht diese Auffassung, die sich, namentlich in Verbindung mit dem Umstand, daß Polen nicht durch Eroberung an die betreffenden Großmächte gefallen war, in der Behandlung der Polen, die anfangs in Oesterreich, Preußen und Rußland eine durchaus humane war, geltend gemacht hat.

So sprach bereits im Dezember 1814 der russische Minister Graf Nesselrode im Auftrage des Zaren Alexander I. den Regierungen Preußens und Oesterreichs den Wunsch Rußlands aus, daß alle Polen an einer nationalen Verwaltung Anteil erhalten sollten.

Dasselbe Rußland hatte allerdings fünfzig Jahre vorher den Gedanken geschmiedet, eine Regeneration des politisch und wirtschaftlich ersterbenden Polens zu verhindern. Preußen schloß den schmachvollen Allianzvertrag mit Rußland ab. Die Kraft der nationalen Empörung Polens war damals schon zu schwach, und Preußen und Rußland hatten sich nicht verrechnet: der Untergang Polens war 1772 besiegelt.

Auch England wandte sich 1815 in ähnlicher Weise an die Kabinette in Berlin, Petersburg und Wien, demzufolge dann den Polen in Oesterreich, Preußen und Rußland durch die Wiener Verträge 1815 die Erhaltung ihrer Nationalität zugesichert wurde. Diese Politik der Versöhnung hatte dann auch unter der Regierung König Friedrich Wilhelms III. bei seinen polnischen „Untertanen“ mitgewirkt, nachdem die Polen ein verbürgtes Recht auf nationale Sonderstellung in Preußen erhalten hatten; im Besitznahmepatent vom 15. Mai 1815 heißt es: „Eure persönlichen Rechte und Euer Eigentum kehren wieder unter den Schutz der Gesetze zurück, zu deren Beratung Ihr künftig zugezogen werden sollt. Eure Sprache soll neben der deutschen in allen öffentlichen Angelegenheiten gebraucht werden, und jedem unter Euch soll nach Maßgabe seiner Fähigkeit der Zutritt zu den öffentlichen Aemtern des Großherzogtums sowie zu allen Aemtern, Ehren und Würden meines Reiches offenstehen.“

Eine weitere preußische Kabinettsorder vom 20. Juni 1816 bestimmte eine Uebersetzung der älteren preußischen Gesetze in das Polnische, und 1817 sicherte eine königliche Verordnung über die Justizverwaltung den Polen die weitgehendste Rücksichtnahme auf ihre Sprache vor den Gerichten. Alle Verhandlungen und Bekanntmachungen für das Publikum erfolgten in der für die Beteiligten verständlichen Sprache: also vielfach polnisch. Bis zur Julirevolution im Jahre 1830 zeigte denn auch die musterhafte, rein polnische Verwaltung des sog. Kongreßpolens, daß dem polnischen Volksstamme die Fähigkeit zur Staatsbildung und zur Leitung eines Staates nicht abgeht. Die mit der französischen Revolution auftauchende demokratische Zeitidee jedoch setzte den Nationalitätsgedanken allmählich auch in Deutschland durch, bis 1866 dann der Norddeutsche Bund von Preußen geschaffen und in ihm die Aufsaugung der Polen betrieben wurde.

Versprechungen und Zusicherungen der preußischen Regierung suchten zwar die Besorgnisse der Polen für ihre nationale Sonderheit zu beschwichtigen — so u. a. der Aufruf des Oberpräsidenten von Posen im Februar 1867 an die Wähler polnischer Nationalität: „Auch in dem Norddeutschen Bunde werdet Ihr unbehelligt Polen bleiben, Eure Muttersprache reden, Eure Sitten üben u. s. w. Ihr könnt nicht zögern, auch jetzt Euer festes Vertrauen auf das landesväterliche Herz unsers geliebten Königs zu setzen, welches warm schlägt auch für seine

Untertanen polnischen Stammes, und in welchem Ihr stets den besten Schutz finden werdet für Eure Nationalität und für Eure Rechte."

Die heutige preußische Polenpolitik ist indes auf der Auffassung basiert, daß Preußen als deutscher Nationalstaat — in Wirklichkeit ist Preußen zwar nur ein Staat mit einer nationalen Mehrheit — berechtigt sei, innerhalb seiner Grenzlinien andern Nationalitäten die Existenzberechtigung abzusprechen. Damit erklären sich die Mittel der Polenpolitik mit ihren Gesetzen und Erlassen, die alle seit 1876 — damals ist eigentlich der Kampf in das akute Stadium übergetreten, also mit dem Tage, wo das Gesetz über die Staatssprache herauskam — in wirksamster Weise gegen das Polentum in den Ostmarken Geltung erhalten haben.

Das erste Mittel unsrer Regierung im Kampf gegen die Polen ist der Kampf gegen die polnische Sprache, von der Umtaufung der altpolnischen Ortsnamen — haben wir nicht auch anderwärts unzählige Volksnamen mit undeutschem Charakter? — bis zum Mißbrauch der Bildungsanstalten zu Germanisierungszwecken und dem letzten der Sprachenverbote (§ 7 des Vereinsgesetzes). — Ein weiteres Kampfmittel gegen das Polentum ist der Kampf um Grund und Boden. Der Kampf erinnert an den Spieler, der seinen Einsatz bei jedem Verluste verdoppelt in der Annahme, daß er endlich doch einmal den erhofften Gewinn erzielen werde. Millionen auf Millionen werden geopfert; aber die Millionen genügen nicht — das Kampfspiel verschlingt Punkt auf Punkt des Verfassungsrechts. Staatsbürgerliche Gleichberechtigung und die Freiheit des Eigentums verfallen der politischen Staatsidee — und diese Staatsidee wird mit dem öffentlichen Wohl identifiziert. Für die deutsche wie die polnische Bevölkerung aber bildet die Ausübung der Befugnisse, wie sie durch das Ansiedlungsgesetz vom 10. August 1904 und das Enteignungsgesetz 1908 geschaffen wurden, ein Element steter Beunruhigung, welche das Heimatgefühl in der Bevölkerung zu vernichten droht. Die starke Abwanderung von Deutschen aus der Ostmark zeigt denn auch, daß die Verhältnisse so ungemütliche geworden sind, daß ein Nebeneinanderleben der Nationen als unbehaglich empfunden wird. Unerschütterlich fest steht aber der gesamte preußische Beamten- und Verwaltungsapparat, der mit allen ihm zu Gebote stehenden Machtmitteln die fortschreitende Germanisierung zu fördern hat. Inwieweit die Vertretung der deutschen Interessen in den Ostmarken als eine Lebensaufgabe oder eine Staffel für schnelleren Aufstieg auf der bureaukratischen Leiter betrachtet wird, bleibt der Untersuchung frei.

Gegen diese gewaltsame Germanisierungspolitik Preußens hat allerdings das Polentum in dem Bewußtsein, daß es sich hier um das Hamletsche „to be or not to be" handelt, zur Selbsthilfe gegriffen. Die tatsächliche und historische Wahrheit bleibt, daß ihm dieser Kampf aufgedrungen worden ist. Er führt diesen Kampf mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, und man kann nicht leugnen, daß seit mehr denn dreißig Jahren — seit der Aera Bismarck, da dieser Kampf ihm angeboten wurde — dank dem Patriotismus des polnischen Teiles der Bevölkerung, dank der organisatorischen Arbeit auf allen Gebieten, dank der Einigkeit der inneren Parteien — nicht am allerwenigsten durch die Maßregeln

gefördert — der wirtschaftliche Aufschwung des polnischen Gemeinwesens sich enorm gesteigert hat. Diese innere Regeneration des Polentums, die den früheren Vorwurf einer „polnischen Wirtschaft" hinfällig gemacht und darüber hinaus die wirtschaftliche Grundlage befestigt hat, gab schließlich Anlaß zu tendenziösen Berichten und argwöhnischen Vermutungen, die in der Losreißungstheorie gipfelten, obschon erwiesen ist, daß das Polentum in den Ostmarken — allerdings unter Festhaltung am nationalen Prinzip, an seinen Eigentümlichkeiten und an den ihm sowohl durch Königsworte als auch durch die Verfassung garantierten Rechten und Versprechungen — sich niemals gegen den preußischen Staat, weder in Wort noch Tat, aufgelehnt, noch Losreißungstheorien gehuldigt und solche verwirklicht hat, wie dies von der Regierung der letzten dreißig Jahre, vornehmlich aber von den Hakatisten behauptet wird.

Im Preußischen Abgeordnetenhause sagte Ministerpräsident Graf Bismarck am 23. August 1866: „Mit der glänzenden Tapferkeit, welche die Polen von jeher charakterisiert hat, haben sie ihre Hingebung an das preußische Vaterland, ihre Anhänglichkeit an die Krone Preußens betätigt; sie haben ihr Blut mit dem unsrigen, mit dem ihrer deutschsprechenden Landsleute gemischt u. s. w." (Man vergleiche ferner die Debatten über das Bundesgebiet im Deutschen Reichstag vom März 1867. Bezold, Materialien zur Reichsverfassung.)

Ein solches Einverständnis ist der beste Beweis für die Unzulänglichkeit des bei uns geltenden parlamentarischen Regimes. In England wäre dies zum Beispiel ganz unmöglich; denn die Minister werden aus den Reihen derjenigen Partei durch die Krone berufen, die jeweilig im Parlament die Mehrheit hat, also aus Männern, die mitten im politischen und werktätigen Leben stehen!

Die Fortspinnung des Gedankens der Losreißungstheorie führt zwar zu den unmöglichsten Konsequenzen — wie denkt man sich eine wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland? — Für den leichtgläubigen Bürger des nationalen Einheitsstaates hat aber der Popanz seine Wirkung nicht verfehlt und das Schreckgespenst einer „polnischen Gefahr" ist aufgetaucht.

Daß sich ein Volk nicht mit der Stellung einer geduldeten Nationalität zufriedengeben will, tritt dabei nicht in das Bewußtsein des Alldeutschtums, das endlich erkennen sollte, daß das Ziel des Polentums nicht die Losreißung vom Staate, sondern die nationale Gleichberechtigung des polnischen Volksstammes mit dem deutschen innerhalb der ethnographischen Grenzen des ersteren ist.

Mit der Bekämpfung des Polentums hat die Regierung eine für den Staat unliebsame Erscheinung wachgerufen, nämlich das Interesse des Auslandes für die polnische Gefahr. Die gesamte Presse des Auslandes fängt nunmehr an, sich für diese Frage aus leicht erklärlichen Gründen ganz besonders zu interessieren. Ob nicht hierin gerade eine neue ernstere Gefahr zu finden ist, mögen Berufspolitiker entscheiden.

Ebensowenig wie ich der Vertreter einer Politik bin, die dahin strebt, die Zugehörigkeit zum preußischen Staat in Frage zu stellen, sind es meine Lands-

leute, und ich behaupte, sie besser zu kennen als die Hakatisten jeder Couleur, deren Interesse es ist, Polenfresser zu sein; denn mit dem Augenblicke, wo eine aufrichtige Versöhnung dem jetzigen Gärungszustande Platz macht, verlieren sie ihren Einfluß und ihre Anwartschaft auf die verschiedenen Begünstigungsfonds.

Die nächste Zukunft wird es lehren, daß in politicis die okkulte Macht der Imponderabilien stärker ist als die ab irato ergriffenen Maßregeln — was die Philosophie für den Hausbedarf mit den Worten ausdrückt: die Verhältnisse sind stärker als der Mensch. Trotz ihrer Schärfe wird sich sowohl das Enteignungsgesetz als der Paragraph 7 des Vereinsgesetzes ebenso wirkungslos auf den Gang der Dinge erweisen als alles, was bisher zur vollständigen Germanisierung der Ostmarken unternommen wurde in dem Glauben, daß es mit der Zeit durch die Macht der Verhältnisse gelingen müsse, den polnischen Teil der Bevölkerung in den Ostmarken zu prussifizieren, d. h. ihn zur preußischen Ethik zu bekehren.

Es ist eine große Selbstüberhebung des preußischen Staates, daß er das Polentum in kultureller Beziehung für rückständig hält. Wir geben gerne zu, daß im Verwaltungswesen Preußen den andern Bundesstaaten vorangeht, dies allein ist jedoch noch kein ausschlaggebendes Kriterium für seine ausschließlich kulturelle Ueberlegenheit. Was Fürst Bülow am 26. März 1908 im Reichstag über den preußischen Staat gesagt hat, „der das Volk zur Einheit, zur Macht und zur Größe geführt hat, ohne den es ein Deutsches Reich nicht geben würde“, wollen wir nicht bestreiten; aber der Machtfaktor, dessen Bedeutung nicht verkannt werden soll, ist nicht allein maßgebend für die kulturelle Entwicklung im modernen Geiste, ja er kann bei einer Ueberspannung leicht ein Hindernis bilden. Ob ferner durch solche Betonung der preußischen Machtstellung ein friedliches Zusammenwirken mit den Bundesstaaten zu erreichen ist, möchten wir doch bezweifeln. Preußens Kultur mag auch noch zu jung sein zu solchen Ueberhebungen; es wird auch Leute geben, die sich ein Deutsches Reich ohne Preußen vorstellen können! Die polnische Kultur ist erwiesenermaßen älter als die preußische; ihr Schulwesen unter der Aera der sog. polnischen Edukation ist vorbildlich für Friedrich den Großen gewesen. So hat sich auch Staatsrat von Klewitz folgendermaßen ausgesprochen: „Ueber preußische Verwaltung in dem ehemaligen Süd- und Westpreußen“ („Preußisches Amtsblatt“ 1818, S. 599): „Dem polnischen Schul- und Erziehungswesen lag eine vorzügliche Gesetzgebung, das polnische Schulreglement vom Jahre 1783 und der Nachtrag von 1790 zugrunde. An diese Einrichtungen schloß sich die preußische Regierung gerne an.“

Auch heute werden mit Vorliebe polnische Einrichtungen kopiert, z. B. von deutschen Parzellierungsgenossenschaften, deutschen Stipendienvereinen u. a.

Als die Literatur und die schönen Künste unter Sigismund August (1548 bis 1572) ihren Glanzpunkt erreichten, wußte damals die Geschichte etwas von einem Königreich Preußen? Kann überhaupt jemand objektiv darüber urteilen, wie ein Polenreich, das am 3. Mai 1791 trotz der inneren Wirren und des bevorstehenden Zusammenbruchs eine der besten Konstitutionen zuwege brachte, auf die Weltfragen

hätte einwirken können, wenn es nicht drei mächtigen Staaten einverleibt worden wäre und somit seine politische Existenz eingebüßt hätte? — Kann man den Polen unter dem Drucke der preußischen Maßregeln einen vernünftigen Vorwurf daraus machen, daß sie sich organisieren, daß sie arbeiten, sparen und sich dadurch sowohl sozial wie wirtschaftlich stärken? Dienen die Polen nicht auch der Gesamtkultur der Menschheit, wenn sie für ihre Kulturideale kämpfen — basierend auf Nationalcharakter und Nationalsprache?

Muß man nicht hingegen den von den Hakatisten gepredigten und leider von der Regierung übernommenen Theorien den Vorwurf machen, daß sie in einem und demselben Landesteile, wo die Insassen aufeinander angewiesen sind, durch Mißtrauen, Bevorzugung, Boykott u. s. w. den Frieden stören und dadurch die Ostmarken materiell zum Nachteil des Staates schwächen? Es wird behauptet, daß im Gegensatz zu der Politik der starken Faust, die jetzt beliebt ist, von der Regierung mehrfach Versuche angestellt worden sind, um die Polenfrage in einem konziliianten Sinne zu lösen.

Wir erinnern an die Aera Caprivi-Koscielski 1890 bis 1894. Den Polen war damals gewährt: 1. ein polnischer Erzbischof, 2. polnischer Privatsprachunterricht, 3. eignes Revisionsrecht der polnischen Genossenschaften, 4. Unterstützung der polnischen Ansiedlungsgenossenschaften durch die Rentenbanken, 5. mildere (gerechtere?) Handhabung der Gesetze. Wurden aber diese Annäherungsversuche — wenn auch vielleicht beiderseits ehrlich gemeint — irgendeinmal konsequent und programmartig durchgeführt? — Ansiedlungsgesetz, Sprachenparagraph, Enteignung — mitnichten. Die Polenpolitik lenkte wieder in ihr altes Fahrwasser, in dem sie vor Bismarcks Entlassung steuerte.

Weil wir nun da opponieren, wo unsre heiligsten und verbrieften Rechte tagtäglich durch kasuistische Deduktionen gefährdet werden, weil wir uns ökonomisch stärken und unser nationales Bewußtsein zu stählen suchen, — deshalb sollen wir Staatsfeinde sein, deshalb sollen wir unsern ökonomischen und geistigen Aufschwung, unser ganzes Streben darauf konzentrieren, um uns von Preußen loszureißen?

Daß es dem Herrn Reichskanzler und dem ganzen Ministerium beliebt, diese Meinung von den Bewohnern in den Ostmarken zu haben, spricht gerade nicht für ihre Hellseherkunst. Lassen wir aber den Herrn Reichskanzler recht behalten. Es geschieht das Unwahrscheinliche; die paar Millionen Polen in den Ostmarken schlagen die preußische Armee aufs Haupt, nehmen alle Festungen ein, reißen sich effektiv von Preußen los. Wohin geht dann die Reise? Wer nimmt uns auf? Wenn wir dann unsre Selbständigkeit erlangt hätten, woher die Mittel nehmen, um sie wirksam zu sichern? — Darüber wird wohl der Herr Reichskanzler ebensowenig im Zweifel sein, als ich es bin und meine Landsleute ebenfalls.

Das preußische Ministerium hätte gegen seinen erlauchten Monarchen die ehrenvolle Menschenpflicht, der Wahrheit auf den Grund zu gehen, indem es die Zustände, wie sie jetzt in den Ostmarken bestehen, persönlich an Ort und

Stelle studierte. Dabei würden viele Schuppen von den Augen fallen. Daß dieses Postulat auch von deutscher Seite als berechtigt anerkannt wird, beweist der Umstand, daß der Deutsche Reichstag im März d. J. auf Anregung der Polen die Resolution angenommen hat, eine unparteiische Enquetekommission in der polnischen Frage einzusetzen. Und das, was ich soeben sagte, ist nicht einmal anmaßend meinerseits, denn ehe man verurteilt, muß man die Tatsachen feststellen, und auch dem gemeinsten Verbrecher gönnt die Rechtspflege einen Verteidiger. Es gibt keine Verurteilung ohne „audiatur et altera pars".

Aber nicht nur von meinem Standpunkte als Pole, sondern auch als Politiker überhaupt muß ich diese ganze Kampagne gegen das Polentum mit ihren Begleiterscheinungen für verfehlt erachten.

Das Ausland wird durch verschiedene Kundgebungen und durch die Presse zu solchen Coups d'état Stellung nehmen, und daß dieselben nicht zugunsten Preußens ausfallen werden, davon haben wir uns bereits überzeugen können. Wird ferner ein solch schroffes Vorgehen Preußens nicht auch in den Bundesstaaten zu manchen unliebsamen Rückschlüssen Stoff bieten? Im Lande selbst ist die öffentliche Meinung recht geteilt, und wenn auch die letzten beiden Ausnahmegesetze im Preußischen Abgeordnetenhause durchgepeitscht wurden, so hatte das Land doch das Gefühl, daß nicht die wahre Mehrheit des Landes gesprochen hat, sondern nur das Produkt eines Wahlsystems, von dem selbst Fürst Bismarck ausgesprochen, daß es das schlechteste der Welt sei.

Wenn sich die Regierung ehrlich und ohne Voreingenommenheit auf den einzig richtigen realen Standpunkt stellen würde, daß der polnisch-redende und -fühlende Untertanenteil der preußischen Monarchie nicht im entferntesten daran denkt, sich von ihr loszureißen, keine Sonderinteressen in einem dem Deutschtum feindlichen Sinne verfolgt, seine Pflichten als Staatsbürger in jeder Hinsicht pünktlich zu erfüllen gewillt ist, jedoch unter der Voraussetzung, daß von ihm nicht à tout prix verlangt wird, daß er seiner Nationalität entsage, nicht durch Machtmittel gezwungen werde, seine volkstümliche Ethik durch die preußische zu ersetzen (denn die seinige ist erwiesenermaßen älter), so ist bereits der Annäherungspunkt gefunden, wenn man von dem Grundsatz geleitet wird: „gleiches Recht für alle" — denn nur durch strenge Innehaltung der Gerechtigkeit kann das Deutschtum in sittlicher Beziehung mit dem Polentum gehen. Um dieses fernere friedliche Zusammenwirken beider Nationalitäten zum Nutzen des Staatswohles zu ermöglichen, sind folgende Vorbedingungen seitens der Staatsregierung zu erfüllen:

1. Das Märchen von einer „großpolnischen Agitation" muß verschwinden, weil dieser Begriff mit dem jetzt beliebten Motto undefinierbar ist. Was ist „Agitation"? Was ist nur „polnisch"? Was ist „großpolnisch"? — Man kann doch füglich das Bestehen einer Bevölkerung, sich wirtschaftlich und sozial zu heben und im Wahlkampfe möglichst vielen Anhängern ihrer Interessen zum Siege zu verhelfen — und nicht allein bei sich, sondern auch in den benachbarten Provinzen —, keine großpolnische Agitation nennen! Ist das nicht ein durch die Verfassung garantiertes Recht

eines jeden Untertanen? Macht etwa die Staatsregierung keinen ausgiebigen Gebrauch von diesem Recht, wenn sie mit ihrem ganzen Regierungsapparat in die Wahlkampagne eingreift? Leider sind wir im Gegensatz zu allen andern Kulturländern in Preußen zu der deprimierenden Wahrnehmung gelangt, daß derjenige, der nicht so fühlt, so denkt und so spricht, wie es die Regierungsorgane im Augenblick verlangen, als Agitator und Feind behandelt wird. Selbst Deutsche werden davon getroffen, wie die bekannte Maßregelung des Lehrers in Josephowo beweist. — Wo ich mich auch im Auslande umgesehen habe, da habe ich stets gefunden, daß die persönliche Ueberzeugung eines jeden — auch von Ministern geachtet wurde, auch wenn sie diametral ihren Ansichten zuwiderlief. Nur bei uns gibt es keine freie Meinung, und zwar in dem Maße, daß — beispielsweise wenn bei mir Beamte zu Gaste sind, ich jedes Wort abwägen muß, ehe ich es ausspreche, denn eine etwas gewagte Aeußerung — wenn sie auch harmlos ist — wird sofort als staatsfeindlich aufgefaßt und in meinen Personalakten mit einer Fünf angestrichen. Genug von diesem Thema.

2. Da eine Regierung stets über den Parteien stehen, somit versöhnend wirken soll, müßten die Staatsbeamten angehalten werden, dem von den Hakatisten beherrschten Ostmarkenverein fern zu bleiben und gegen letztere, die Unfrieden und Mißstimmung stiften, energisch vorzugehen. Die patriotische Pflicht der Beamten soll darin gefunden werden, daß jedem Bürger ohne Unterschied der Nationalität sein gutes Recht zuteil wird.

3. Die bestehende Kreisordnung in der Provinz Posen müßte aufgehoben und den für die übrigen Provinzen der Monarchie geltenden Kreisordnungen gleichgestellt, also auch die Ausnahmegesetze aufgehoben werden.

4. Das System der Nadelstiche müßte aufhören — Umtaufen polnischer Ortsnamen, Dolmetscher, Zeitungsverkauf auf den Bahnhöfen u. s. w.

5. Im Unterrichtssystem müßte in den Volksschulen der Religionsunterricht in polnischer Sprache gestattet werden; auch müßte je nach dem örtlichen Bedürfnis das Polnische zum Teil als Unterrichtssprache herangezogen und der fakultative Sprachunterricht gepflegt werden.

6. Den Polen gegenüber, die öffentliche Aemter bekleiden, müßte anerkannt werden, daß man trotz Anhänglichkeit an seine Nationalität dennoch ein staatstreuer Untertan sein kann. Ein Staatsmann und Realpolitiker müßte sich nach meiner Ansicht mit den gegebenen Verhältnissen abfinden und daraus die Konsequenzen für den Staat ziehen; denn der Staat ist nicht Selbstzweck. Er müßte sich sagen: die polnischen Untertanen meines erlauchten Herrn kann ich ebensowenig zur preußischen Ethik bekehren, wie ich einen Neger mit Anwendung der besten Seife weißwaschen kann. Wenn ich indes aus diesen vermeintlichen Hochverrätern zufriedengestellte Untertanen mache, so wird die Zeit das ihrige beitragen, und sie werden von ihrem politischen Sanguinismus geheilt werden. Statt ihnen ihre Existenz zu verekeln, statt dieser Bevölkerung durch die unglücklichste Dialektik weismachen zu wollen, daß das, was ihnen in früheren Zeiten Könige versprochen und garantiert haben, nur leerer Tand ist, statt mit allen

Machtmitteln, die einer starken Regierung zu Gebote stehen, gegen die Zwietracht blank zu ziehen, die der H.-K.-T.-Verein unter die Insassen einer und derselben Scholle künstlich hineingepflanzt hat, bin ich gewillt, mir die Sache näher anzusehen! Wir von polnischer Seite werden der Regierung bei diesem eminent pazifikatorischen Werke zur Seite stehen, und an uns soll es nicht liegen, wenn der Modus vivendi nicht gefunden werden sollte.

7. Alle Beamten der Ostmarken müßten mit dem polnischen Gemeinwesen und der polnischen Sprache vertraut gemacht werden. „Die Beamten sind für das Volk da und nicht das Volk für die Beamten," sagt Professor Schücking in seiner Broschüre „Das Nationalitätenproblem". Zunächst aber müßte das Vorurteil fallen, das auch deutsche Kaufleute von der Erlernung der polnischen Sprache zurückschreckt, weil sie befürchten, für „polenfreundlich" gehalten zu werden.

8. Vor allem müßte der Kampf um den Boden von seiten des Staates eingestellt werden und der natürliche Wettbewerb der eignen Initiative der beiden Nationalitäten überlassen bleiben. Die natürliche Entwicklung der Verhältnisse wird in einer für den Staat nur günstigen Art vor sich gehen, die angesessene polnische Bevölkerung wird niemals eine Gefahr, dieselbe könnte viel eher durch „landlose Polen" heraufbeschworen werden.

9. Das Großherzogtum müßte eine Zeitlang einen Prinzen aus der königlichen Familie als berufenen, zuständigen Oberpräsidenten erhalten, damit die Beschwerden seiner Bewohner in unverfälschter Form den direkten Weg nach Berlin finden.

Seitens der polnischen Bevölkerung müßten:

1. die Presse im aggressiven oder provokatorischen Tone nachlassen und für Frieden plädieren, und wir zweifeln auch keinen Augenblick, daß sie dies bei veränderten Verhältnissen tun wird;

2. die gesellschaftliche Trennung beider Lager, die durch nationale Gegensätze bewirkt wird, aufhören; damit fällt der wirtschaftliche Boykott;

3. das Bestreben sich betätigen, öffentliche Aemter zu bekleiden, also in den Staatsdienst einzutreten, ohne dafür in die Acht erklärt zu werden;

4. alle Mittel und Wege ergriffen werden, um die deutsche Bevölkerung sowohl als die Regierung durch Wort und Tat aufrichtig davon zu überzeugen, daß auf diese Weise ein ersprießlicher und dauernder Friede hergestellt werden kann.

*

Seit der Teilung Polens wurzelt die preußische Polenpolitik ununterbrochen in dem Grundsatz: Unsre Stärke liegt nicht allein in unsern Bajonetten, sondern vornehmlich in dem zum System erhobenen Bestreben, die Ostmarken mit der Zeit um jeden Preis zu germanisieren, und zwar mit Hilfe von Gesetzgebung, Verwaltung und Bureaukratie; hier heiligt das Mittel den Zweck. Wer das als Deutscher nicht einsieht oder einsehen will, ist ein Verräter an der guten Sache. — Seit 1773 sind nun bereits 135 Jahre verflossen, und dieses kon-

sequent durchgeführte System mit seinen Ebbe- und Fluterscheinungen hat auch dem Herrn Reichskanzler in seiner Rede vom 30. Januar 1908 das Geständnis eines vollständigen Bankrotts dieser Politik entlockt.

Woher kommt das?

Weil göttliches und Naturrecht vor Menschenrecht geht und zur Begründung dieser historischen Wahrheit Imponderabilien mitwirken, über die auch die mächtigsten Potentaten kein Verfügungsrecht besitzen.

Nur eine sachverständige Polenpolitik, basierend auf der Erkenntnis, daß polnisches Gemeinwesen nicht staatsfeindlich wirkt, kann Raum geben für die Entwicklung beider Nationalitäten auf ein und derselben Scholle.

Die Ostmarkenfrage

Von

L. Raschdau, Kaiserlichem Gesandten z. D.

Der Herr Herausgeber dieser Zeitschrift hat mir von dem vorstehenden Artikel mit dem Anheimstellen Kenntnis gegeben, die auf eine Versöhnung zielenden Ausführungen des Verfassers vom deutschen Standpunkt zu beantworten. Ich habe nicht ohne Bedenken der Aufforderung Folge geleistet. Zunächst werden nicht alle Leser den Eindruck haben, daß es dem Fürsten Sulkowski mit der Versöhnung wirklich ernst sei. Wenn man aufrichtig bemüht ist, zwischen zwei einander befehdenden Volksstämmen das Kriegsbeil zu begraben, so wechselt man Worte des Friedens und vermeidet es, den Gegner mit Vorwürfen zu bedienen, die doch nur kränken können. Man leitet keine Friedensverhandlungen ein, indem man den preußischen Ministern vorwirft, daß sie dem Monarchen gegenüber ihre Pflicht versäumen, oder indem man dem Reichskanzler die Aeußerung beilegt, das bisherige preußische System habe vollständig Bankrott gemacht. Der Herr Verfasser geht noch weiter. Er äußert die Vermutung, daß die preußischen Beamten in Posen das Germanisieren nur aus Streberei betreiben, und er fügt dem die Notiz bei, daß Professor Bernhard in seinem bekannten Buche von „Hyänen des Schlachtfeldes“ spreche. Das kann natürlich nur den Eindruck erwecken, als ob Bernhard damit die ostmärkischen Beamten habe bezeichnen wollen. Niemand wird gegen eine solche Auslegung sich stärker verwahren als Professor Bernhard. Und was soll man dazu sagen, daß Fürst Sulkowski die Mitglieder des Ostmarkenvereins beschuldigt, sie widerstrebten der Versöhnung, weil ihnen damit die Aussicht auf verschiedene Begünstigungsfonds entginge? Anscheinend weiß der Verfasser nicht, daß dieser Verein eine große Anzahl der besten Namen Deutschlands zu den Seinen zählt und an seiner Spitze Männer stehen, deren politischer Ruf und völlig unabhängige Lage sie wenigstens vor solchem Vorwurf schützen sollte. Es ist erstaunlich, daß die Polen, die ein so starkes National-

gefühl besitzen, nicht begreifen können, daß deutsche Männer aus dem gleichen Geiste heraus handeln. Fürst Sulkowski würde ohne Zweifel die Wirkung seines Aufsatzes vertieft haben, wenn er ihn von solchen verletzenden Vorwürfen frei gehalten hätte.

Hierzu kommt ein weiterer Einwand, der den Ausführungen manches von ihrem Werte nimmt. Wen hat Fürst Sulkowski bei seinen Versöhnungsvorschlägen hinter sich? Es gab eine Zeit, wo der polnische Adel in der ostmärkischen Bewegung eine bedeutsame Rolle spielte. Fürst Bismarck konnte ihn noch als einen wesentlichen Faktor in der national-polnischen Agitation bezeichnen. Heute kann davon keine Rede mehr sein. Wenn heute noch Fürst Radziwill zum Vorsitzenden der Polenpartei im Parlament gewählt wird, so ist das eine Höflichkeit, die man dem bejahrten Herrn erweist. In dem politischen Streit überwiegen die radikalen und demokratischen Leiter bei weitem, und ihr Geist beherrscht die Bewegung so stark, daß alle konservativen oder aristokratischen Elemente von vornherein mit Mißtrauen behandelt werden. Wollen diese eine Rolle spielen, so müssen sie sich mit einer gehörigen Schale demokratischen Oels salben. Vielleicht beabsichtigt das Fürst Sulkowski, jedenfalls ist er bis jetzt nirgends politisch hervorgetreten, so daß man ihn bestenfalls nur als einen Offizier ohne Soldaten bezeichnen kann.

Indessen, der Fürst gibt sich als loyalen Preußen. Er erklärt, daß er die Zugehörigkeit zum preußischen Staat nicht in Frage stelle. Wenn er hinzusetzt, daß er das so wenig tue wie seine Landsleute, so wollen wir das nicht als eine Zweideutigkeit ansehen, wozu bei der Haltung der ungeheuern Mehrheit seiner Landsleute mancher Mißtrauische geneigt sein wird, sondern ihm dieses Bekenntnis anrechnen und seine Vorschläge erörtern.

Das ist freilich nicht ganz leicht. Der Fürst steht sichtlich den Ereignissen ziemlich fern. Wenn er gleich im Eingange behauptet, daß bei den Verhandlungen über die Enteignungsvorlage die Frage einer Verständigung zwischen Deutschtum und Polentum unerörtert geblieben sei, so trifft das nicht zu. Diese Frage *ist* erörtert worden, und zwar in einer Weise, deren Folgen sich noch heute in der polnischen Presse und in polnischen Versammlungen geltend machen. Freilich in einem Sinne, der schlecht in den Gedankengang des vorstehenden Aufsatzes hineinpaßt. Ich will hier nicht von der Episode Turno sprechen, wohl aber von der Anregung des polnischen Abgeordneten von Dziembowski. Er hatte in einer Kommissionssitzung den Gedanken einer deutsch-polnischen Verständigung besprochen, und andre, auch ein anwesender Minister, hatten darauf erwidert. Wie haben dann die polnischen Führer dem Unglücklichen mitgespielt! Er wurde so in die Enge getrieben, daß er in der Verzweiflung gelegentlich keinen andern Ausweg wußte als die Ausrede, er erinnere sich nicht mehr, was er gesagt habe. Später hat er seine Haltung zu rechtfertigen gesucht, aber auch dieser Versuch mißlang. In Versammlungen hat man ihm in lärmender Weise das Mißtrauen ausgesprochen, und bei der letzten Wahl hat er sein Mandat verloren. Es ist die Wiederholung eines früheren Vorgangs. Als Herr von Koscielski die bekannte Rolle in der Berliner Gesellschaft spielte, ist er

politisch in seiner Heimat geschnitten worden, und auch er hat damals seinen Verständigungsversuch mit dem Verlust seines Abgeordnetenmandats büßen müssen. Solche Erscheinungen müssen berücksichtigt werden, wenn man praktisch in die Dinge eingreifen will.

Indessen Fürst Sulkowski ist in mancher Beziehung unabhängiger; als Herrenhausmitglied hängt er nicht von der Volksgunst ab. Sehen wir uns die Vorschläge an, die er als Grundlage einer Verständigung bezeichnet.

Er geht in seinen Betrachtungen zunächst davon aus, daß den Polen zu allen Zeiten das schlimmste Unrecht widerfahren sei. Um das zu beweisen, wird seit einiger Zeit die Geschichte von den polnischen Politikern merkwürdig zugestutzt. Danach hat die Teilung Polens stattgefunden, nicht weil anarchische Zustände dort herrschten, sondern weil Polen im Begriff stand, sich die freieste Verfassung zu geben, in der besonders die Gleichheit vor dem Gesetz ihren vollen Ausdruck fand. Die polnische Kultur ist nach diesen Herren viel älter als die preußische, auch die polnische „Ethik“. Im Schulwesen haben wir von den Polen zu lernen gehabt, ebenso wie wir uns auch heute noch vielfach unsre Muster von polnischen Vorbildern holen. Wenn Preußen heute den Gebrauch der polnischen Sprache einschränkt, so verstößt das gegen „verbürgte“ Rechte, gegen Versprechungen, die im Anfang des vorigen Jahrhunderts auf dem Wiener Kongreß und nachher gemacht worden sind. Wenn von deutscher Seite eingewandt wird, daß die Haltung der Polen selbst zu einer veränderten Regierungspraxis geführt habe, so wird erwidert, „daß das Polentum in den Ostmarken sich niemals gegen den preußischen Staat, weder in Wort noch Tat, aufgelehnt hat!“ Man sollte es kaum glauben, aber wir führen Worte des Fürsten Sulkowski buchstäblich an. Und diese Darstellung ist nicht etwa nur von dem Fürsten in die Welt gesetzt. Wir finden sie als den Ausdruck einer modernen historischen Schule in der gesamten polnischen Agitation wieder. Dieser Tage hat Herr von Koscielski einen von Angriffen und Schmähungen gegen Deutsche strotzenden Artikel in der Pariser „Revue“ und gleichzeitig in der Londoner „Contemporary Review“ veröffentlicht, der sich genau in dem gleichen Gedankengange bezüglich der historischen Entwicklung seiner Nation bewegt. Nur das Jahr 1848 und den polnischen Aufstand hat er nicht ableugnen wollen. Er hilft sich über diese bedenkliche Episode mit einem Kunststück hinweg, das seiner Phantasie alle Ehre macht. Er erklärt schlankweg, daß die polnische Revolte von 1848 von der preußischen Regierung angezettelt worden sei, um den Russen einen Schabernack zu spielen. Zu solcher Kriegslist greift, wie man sieht, Fürst Sulkowski nicht; er macht es sich leichter. Für ihn existiert dieser seine Darstellung störende Zeitabschnitt überhaupt nicht.

Auf dieser eben angedeuteten Geschichtschreibung bauen sich nun die Folgerungen und Forderungen des Fürsten auf. Wie kommt Preußen dazu, der polnischen Sprache Beschränkungen aufzuerlegen, welche die deutsche nicht kennt? Und wie kann es Preußen wagen, im Osten Bildungsanstalten zu schaffen, die dem Deutschtum dienen sollen? Vom Standpunkt des Naturrechts, das die einseitigen Bestrebungen des nationalen Einheitsstaates nicht anerkennt, wird man

sich diese Folgerungen, immer vorausgesetzt, daß die Prämissen richtig sind, gefallen lassen müssen. Aber warum lassen die Polen sie nicht gelten, wo sie die Macht in den Händen haben? Warum verweigern sie den Ruthenen die gleichen Rechte? Sie befolgen eben die Lehre, die dem Ultramontanismus zugeschrieben wird; wo sie in der Minderheit sind, verlangen sie die Freiheit als allgemeines Menschenrecht; wo sie die Herrschenden sind, schließen sie die Freiheit aus, weil sie ihnen schädlich erscheint. Wenn die bösen Preußen innerhalb ihrer polnisch durchsetzten Gebiete deutsche Schulen errichten, so ist das ein Verbrechen gegen die Gleichberechtigung der Polen. Wenn aber die polnische Priesterschaft ihre Herrschaft über die Gewissen dazu benutzt, deutsche Glaubensgenossen zu polonisieren und sie ihrer Sprache abwendig zu machen, wie das bei den bekannten Bambergern geschehen ist und selbst heute noch bei den deutschen Katholiken vielfach geschieht, dann ist das ein freies Spiel der Kräfte, das die Staatsgewalt nichts angeht.

Der vorstehende Artikel sucht den Eindruck zu erwecken, daß der Pole unter preußischer Herrschaft verhindert sei, seine Ansicht offen auszusprechen. Er versteigt sich zu dem Vergleich mit dem Verbrecher, dem, und wäre er der gemeinste, die Rechtspflege einen Verteidiger gewährt. „Nur bei uns," sagt Fürst Sulkowski, „gibt es keine freie Meinung!" Wir können nur die oben ausgesprochene Vermutung wiederholen, daß der Fürst den wirklichen Verhältnissen fernsteht. Denn tatsächlich liegen die Dinge so, daß die deutsche Presse bei Besprechung öffentlicher Zustände sich größerer Zurückhaltung befleißigen muß, als es die sehr verbreitete polnische tut. Das hat seinen Grund einfach darin, daß die letztere zum großen Teil sich der Kontrolle entzieht. Aeußerungen, die man geradezu als hochverräterische bezeichnen darf, sind in polnischen Blättern eine stehende Erscheinung. Ihnen gehen Dinge straflos durch, die kein deutsches Organ sich in seiner Sprache zu schreiben gestatten würde. Wer sich davon überzeugen will, der nehme das kürzlich erschienene Werk „Polenspiegel" in die Hand, das eine Unmasse von wörtlichen Zitaten aus der polnischen Presse bringt, in denen der Kampf gegen alles, was preußisch und deutsch heißt, ganz offen und rücksichtslos gepredigt wird. Ganz dasselbe gilt von den politischen Versammlungen der Polen. Diese finden sozusagen unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt; kein Deutscher ist in der Lage, die dort vorgetragenen falschen Lehren zu bekämpfen. Allein im Westen Preußens werden nach amtlichen Feststellungen über fünftausend solcher öffentlicher politischer Versammlungen jährlich abgehalten. Natürlich ist die Möglichkeit einer staatlichen Kontrolle, wie sie bei deutschen Versammlungen üblich ist, so gut wie ganz ausgeschlossen. Oberschlesien, dessen polnische Bevölkerung noch vor zwanzig Jahren als friedlich und staatstreu gelten konnte, ist durch diese zügellose Freiheit der polnischen Presse und der Versammlungen, der gegenüber die Staatsgewalt versagt, von Grund aus verhetzt worden. Unter solchen Umständen kann es nur den Eindruck eines Scherzes machen, wenn Fürst Sulkowski behauptet, daß den Polen die Möglichkeit fehle, ihre Klagen zum Ausdruck zu bringen. Und es ist charakteristisch, daß er in demselben Satze, in

dem er für seine Stammesangehörigen die volle Freiheit der Meinungsäußerung verlangt, die weitere Bedingung stellt, daß die Regierung gegen die Hakatisten, die Unfrieden und Mißstimmung stiften, energisch vorgehe! Also auch hier soll die Freiheit des Worts und der politischen Betätigung nur für die Polen gelten.

Natürlich muß jemand, der solche Ansichten äußert, die Meinung verfechten, daß die polnische Agitation durchaus unschuldigen Charakters sei. Fürst Sulkowski hat den Mut, die von deutscher Seite behauptete großpolnische Agitation als eine Erfindung hinzustellen; er bezeichnet sie als ein von den Deutschen erdichtetes Märchen und fragt mit der Miene der Unschuld, ob man denn das Bemühen der Polen, sich wirtschaftlich zu stärken, großpolnische Agitation nennen wolle! Gewiß nicht, gegen ein solches Streben kann kein vernünftiger Deutscher etwas einwenden; ja selbst wenn es sich in den Formen des gehässigen Boykotts betätigt, der bereits in den sechziger Jahren, ein Menschenalter, bevor der Hakatismus entstand, von der polnischen Presse gegen deutsche Geschäftsleute empfohlen worden ist, müssen wir uns leider mit diesem Kampfmittel schlecht und recht abfinden. Wenn aber Fürst Sulkowski das Bestehen einer allpolnischen Agitation mit dem Endziele der Loslösung unsrer östlichen Provinzen schlankweg bestreitet, so sind ihm eben die Erscheinungen des im Osten geführten Rassen- und Nationalitätenkampfes völlig unbekannt geblieben. Wenn ein Künstler wie Paderewski dieser Tage den Landsleuten in Amerika Grüße von der schlesischen Oder sendet mit dem Zufügen, daß auch diese Landesteile in naher Zukunft zu einem einzigen freien unabhängigen großen Polen gehören werden; wenn ein Dichter wie Sienkiewicz von Preußen als von einer vorübergehenden Erscheinung redet, die das Wiedererstehen Allpolens nicht verhindern werde; wenn der preußische Abgeordnete von Chrzanowski öffentlich den Wunsch äußert, daß die preußische Pest bald aus Posen verschwinden möge, so sind das und hundert ähnliche Aeußerungen hervorragender Polen nach der Auffassung des Fürsten harmlose Bemerkungen, die zu keinen ernsten Folgerungen berechtigen. Wahrhaftig, der preußische Staatsmann, der diesen Ausbrüchen leidenschaftlichen Hasses gegenüber die Hände lässig in den Schoß legte, würde sich an seinem Lande versündigen. Man verweist auf die versöhnliche Haltung des zweiten deutschen Reichskanzlers, der den polnischen Wünschen entgegengekommen sei, leider aber nur zu kurze Zeit regiert habe. Der Schreiber dieser Zeilen ist in der Lage gewesen, die Polenpolitik des Grafen Caprivi aus unmittelbarer amtlicher Nähe zu beobachten. Ueber die damaligen Wandlungen ist die Gegenwart nicht vollständig aufgeklärt worden. Es genüge hier die Bemerkung, daß die Polenpolitik des zweiten Kanzlers in erster Linie auf seiner übrigens von ihm selbst eingestandenen Unvertrautheit mit den östlichen Zuständen, dann aber auf gewissen Zusicherungen leitender polnischer Politiker bezüglich der Zukunft beruhte, auf die trotz aller Warnungen nächster Berater der Graf in schwer begreiflicher Leichtgläubigkeit einging. Selbst ein Mann von einer in der Polenfrage so versöhnlichen Stimmung, wie es der damalige Kultusminister Graf Zedlitz war, konnte über die damals geübte Art, Politik zu treiben, seinen Unwillen nicht

zurückhalten. Aber auch Graf Caprivi hat an den allpolnischen Zielen nicht gezweifelt. Auch er gab die Berechtigung des Fürsten Bismarck zu der Frage zu, die er einst an die fünfzehn polnischen Abgeordneten im Landtage richtete: „Ist auch nur ein einziger unter Ihnen, der sein Ehrenwort geben würde, sich einem polnischen Aufstandsversuch nicht anzuschließen, wenn er nur die Hoffnung auf dessen Gelingen hätte?“ Uebrigens auch Fürst Sulkowski denkt, wenn auch zunächst nicht an die Losreißung Posens, so doch an dessen Sonderstellung im deutschen Verbande, also wohl an eine Art von Galizien. Er verlangt auf der einen Seite die Gleichstellung Posens mit den andern Provinzen und wünscht dementsprechend zum Beispiel die Kreisordnung auch in den östlichen Provinzen eingeführt zu sehen. Unmittelbar darauf aber verlangt er statt eines Oberpräsidenten einen königlichen Prinzen in Posen, damit dessen Beschwerden unverfälscht in Berlin zur Sprache kommen. Er will also die verfassungsmäßig verantwortliche Zwischeninstanz tunlichst beseitigt sehen und dem Vertreter der Provinz eine Immediatstellung zuerkannt wissen. Mit dieser Sonderstellung würde dann die Autonomie des östlichen Teils der Monarchie ihren Anfang nehmen. Spottet seiner selbst ...

Nach diesen Darlegungen, die zu den Anregungen des Fürsten Sulkowski sich wesentlich negativ verhalten, wird mancher Leser, der den ostmärkischen Verhältnissen ferner steht, vielleicht die Frage stellen, ob es denn somit ganz ausgeschlossen sei, daß Deutsche und Polen zu einem friedlichen und freundnachbarlichen Verhältnis innerhalb unsrer östlichen Provinzen gelangen. Zu dieser Frage mögen einige Bemerkungen gestattet sein.

Es ist heute ohne jeden praktischen Wert, über die historische Entstehung unsers polnischen Besitzes zu streiten, wobei wir hinzufügen wollen, daß die Polen allen Grund hätten, sich auf dieses Thema nicht zu tief einzulassen. Die archivalischen Forschungen der letzten Jahre haben Tatsachen ans Licht gebracht, die für die damaligen polnischen Führer nichts weniger als rühmlich sind. Preußen und Deutschland können um keinen Preis auf den Besitz des einst polnischen Gebiets verzichten. In dieser Beziehung steht Preußen etwas anders da als die beiden andern Anteilsmächte. Für Oesterreich, insbesondere als Zisleithanien gedacht, ist der Besitz von Galizien keine Lebensbedingung. Geographisch, politisch, militärisch besteht kein untrennbarer Zusammenhang: es ist wie ein Fremdkörper angeklebt. Für Rußland, namentlich für ein Rußland, das seinen Schwerpunkt nach Europa verlegt, ist der polnische Besitz schon bedeutsamer. Aber seine Existenz hängt davon nicht ab, es bliebe auch ohne Polen das ausgedehnteste Reich der Erde. Nun denke man sich aber die Landkarte von Preußen ohne die einst polnischen Besitzungen, den Osten also durch Einschiebungen zerrissen, Berlin unmittelbar an der Grenze, in wenig Stunden durch Feinde erreichbar, und man wird zugeben, daß für uns der sichere Besitz der Ostprovinzen eine Lebensfrage ersten Ranges ist. Merkwürdigerweise geben das die polnischen Führer selbst zu, aber sie ziehen nicht die natürliche Folgerung. Sie sagen (das ist wiederholt wörtlich ausgesprochen worden), es handle sich um

die politische Existenz des einen oder des andern, und die Polen könnten darauf keine Rücksicht nehmen, daß Deutschland dann aufhören würde, eine Großmacht zu sein. Sie werden es uns nicht verübeln dürfen, wenn wir uns danach richten.

Nun gibt es bei uns zahlreiche Politiker, die zwar anerkennen, daß wir der Ostmarken nicht entraten können, die aber meinen, wir könnten den fremden Volksstamm durch eine entgegenkommende Politik, durch Berücksichtigung gewisser nationaler Wünsche u. s. w. zu friedlichen und staatstreuen Bürgern machen. Wer das sagt, sollte sich doch einmal die Mühe geben, die Geschichte der letzten hundert Jahre, soweit sie die Beziehungen der preußischen Regierung zu ihren polnischen Staatsbürgern betrifft, nachzulesen.[1]) Niemals waren die Polen schwerer zu behandeln und zu befriedigen, als wenn die Berliner Politik sich ihren Wünschen nachgiebig zeigte. Jedes Zugeständnis gibt nur Anlaß zu neuen Forderungen; die Posener Erzbischöfe reden mit den preußischen Monarchen und gar erst mit den Ministern wie die Vertreter einer fremden Großmacht, die eventuell bereit ist, das Schwert in die Wagschale zu werfen. Nicht der geringste Zweifel kann obwalten: die polnischen Führer, eingeschlossen der Klerus, kennen nur ein einziges Zugeständnis der preußischen Regierung, das sie vor der Hand befriedigen würde, die Selbstverwaltung nach Art Galiziens, unter Opferung des in der polnischen Diaspora lebenden deutschen Elements in Preußen, wie dort des ruthenischen. Unter dieser Bedingung wollen sie bei uns Preußen bleiben, aber auch das nur, wie Fürst Bismarck es ausdrückte, mit vierundzwanzigstündiger Kündigung. Wenn dann der Tag kommt, wo auch der russische Anteil reif ist, würde diese Kündigung erfolgen. Bis dahin braucht man den preußischen und den österreichischen Schutz.

Unter solchen Umständen bleibt uns nur ein einziger Weg übrig. Wir müssen das deutsche Element im Osten mit allen staatlich zulässigen Mitteln so erhalten und kräftigen, daß wir die Widerwilligkeit der Polen ruhig ertragen können. Das geschieht und soll, soweit es mit der Sicherheit des Staates irgend verträglich ist, geschehen unter Schonung der bürgerlichen Rechte unsrer polnischen Angehörigen, der privaten sowohl wie der öffentlichen Rechte. Bis in die neueste Zeit hinein ist in dieser Beziehung von der Gesetzgebung wie von der Verwaltung nichts geschehen, was zu dem in der polnischen und in einem Teil der deutschen Presse erhobenen Vorwurf ungleicher oder ungerechter Behandlung der Polen berechtigte. Es sei hier ein sehr auffälliges Beispiel erwähnt, wie man in Deutschland und Preußen die Gleichberechtigung auf öffentlich-rechtlichem Gebiet versteht und wie in dem polnischen Musterstaat Galizien. Die polnische Vertretung im Deutschen Reichstage entspricht ganz genau der polnischen Bevölkerungsziffer; im preußischen Landtage ist sie unbedeutend geringer, weil hier das Wahlrecht zum Teil auf dem Einkommen beruht und die Polen wirtschaftlich noch hinter den Deutschen zurückstehen. In Galizien ist die Bevölkerung zwischen Polen und Ruthenen fast gleich geteilt. Bis zur neuesten Wahlrechtsänderung

---

[1]) Vgl. zum Beispiel Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, besonders Bd. 5.

in Oesterreich war aber die Zahl der polnischen Abgeordneten die zehnfache der ruthenischen, und auch heute noch ist sie die drei- und vierfache. So wissen die Polen die Gleichberechtigung dort zu gestalten, wo sie die Herrschaft haben.

Nun hat das bisher in Preußen geübte Verwaltungssystem allerdings in der letzten Zeit eine Veränderung erfahren. Auf dem Gebiete der Bodenfrage sind in neuester Zeit für die Ostmarken Bestimmungen getroffen worden, die den Charakter der Ausnahmemaßregel tragen. Während das bisher bestehende Ansiedlungsgesetz nur den freihändigen Ankauf von Grund und Boden kannte, ist jetzt die Möglichkeit einer zwangsweisen Enteignung gegeben, von der in deutschem Interesse Gebrauch gemacht werden soll. Fürst Bismarck hat bereits vor zwanzig Jahren an die Notwendigkeit einer solchen Maßregel gedacht. Sie ist in der weiteren Entwicklung durch die Art der polnischen Agitation unentbehrlich geworden, und so wenig sie auch einem großen Teil der deutschen Bevölkerung sympathisch erschien — übrigens aus Gründen, die mit der Polenfrage nichts zu tun haben —, so ist ihre Notwendigkeit schließlich von allen denen anerkannt worden, welche die Erhaltung des deutschen Elements in den östlichen Provinzen in die erste Linie der staatlichen Aufgaben stellen. So seltsam es klingen mag, der Deutsche ist an sich im Osten in einer erheblich ungünstigeren Lage als der Pole, und sehr viel leichter geneigt, sich der väterlichen Scholle zu entäußern und das Land zu verlassen als sein Mitbürger polnischen Stammes. Dem Deutschen steht das ganze Reich offen; Klima, Landschaft, Geselligkeit, geistige Genüsse bieten ihm hier ungleich mehr als das Gebiet rechts der Oder. Der Pole dagegen hat seinen politischen Mittelpunkt im Osten, und kein Anreiz zieht ihn nach dem Westen als zeitweilig der reicheren Gewinn bringende Erwerb, der ihm besonders als Sachsengänger Ersparnisse ermöglicht, die er dann im Osten im wirtschaftlichen Kampfe gegen das Deutschtum verwertet. Sucht doch auch das polnische Kapital außerhalb Deutschlands gern Anlage im preußischen Osten, weil es sich hier absolut sicher fühlt. So haben polnische Grundbesitzer aus dem südlichen Rußland, die seit den dortigen inneren Aufständen ihren großen Landbesitz veräußert haben, den Erlös vornehmlich im Grundbesitz in unsern Ostmarken angelegt. Und endlich arbeitet die polnische Geistlichkeit in jeder denkbaren Weise für das nationale und insbesondere wirtschaftliche Interesse ihrer Stammesgenossen. Die polnische — wir sagen absichtlich nicht die katholische — Kirche spielt in diesem Nationalitätenkampfe durch die unbeschränkte Beeinflussung der Gewissen eine entscheidende Rolle; sie ist in jeder Beziehung eine Ecclesia militans, und zwar durchweg in polnischem Sinne, während die daneben wirkenden Kleriker deutscher Abstammung mit ganz spärlichen Ausnahmen nicht etwa in gleicher Weise für den deutschen Landsmann eintreten, sondern bestenfalls den Dingen freien Lauf lassen. Schon diese Erscheinung allein verpflichtet moralisch den Staat, sich der Deutschen besonders anzunehmen. Wenn von den zwei großen öffentlichen Gewalten die eine, die Kirche, sich in dem Kampfgebiete lediglich in polnischem Interesse betätigt, so hat die andre, der Staat, die geradezu selbstverständliche Pflicht, der so entstehenden Differenzierung entgegenzuwirken, zumal es sich dabei

um die Erhaltung des staatstreuen Elements handelt. Von diesem Standpunkt aus muß man vernünftigerweise auch die Enteignungsfrage beurteilen, die eine Ausgleichung der für den Deutschen besonders ungünstigen Verhältnisse bedeutet.

Wir haben die Maßnahmen, die auf die Erhaltung des deutschen Grundbesitzes gerichtet sind und deren sich der Staat voraussichtlich mehr als Palliativ denn als Kampfmittel bedienen wird, als die einzige Ausnahmemaßregel in der Behandlung des preußischen Polen bezeichnet. Im Reichstage haben gewisse Parteien, darunter auch freisinnige Kreise, die sonst die Notwendigkeit der Pflege des Deutschtums anerkennen, auch die neue gesetzliche Bestimmung, betreffend den Gebrauch der polnischen Sprache in öffentlichen Versammlungen, als ein Ausnahmegesetz hingestellt. Man kann mit größerem Rechte den früheren Zustand, unter dessen Herrschaft es den Polen freistand, sich in politischen Versammlungen ihrer Sprache zu bedienen und sich damit der den Deutschen gegenüber geübten staatlichen Kontrolle zu entziehen, als einen Ausnahmezustand bezeichnen. Ein Recht auf den unbeschränkten Gebrauch der polnischen Sprache in öffentlich-rechtlicher Beziehung hat niemals bestanden. Weder im Reichstage ist je eine polnische Rede zugelassen worden, noch darf vor Gericht polnisch plädiert werden, noch kann der polnische Rekrut, nicht mal der des Deutschen unkundige, auf dem Gebrauch seiner Muttersprache bestehen. In Frankreich, wo der Dichter Sienkiewicz aus Anlaß der Gesetzvorlagen dieses Winters eine große deutschfeindliche Agitation ins Werk zu setzen versucht und auch wirklich eine Reihe von Zustimmungserklärungen von Künstlern, Gelehrten und andern gewonnen hat, die sich ebenso durch Gehässigkeit wie durch Unkenntnis unsrer Verhältnisse auszeichnen, hat man die ganze fremdsprachige Presse unter ein Zwangsgesetz gestellt und man hat dort im Bedarfsfall in sehr willkürlicher Weise enteignet, während in Preußen die Entschädigung der Enteigneten in letzter Instanz durch unabhängige Gerichte zu erfolgen hat. Und in England, wo man die gelbe Presse für das Polentum zu interessieren sucht, hat die Regierung fast gleichzeitig mit unserm Gesetz ebenfalls die Zwangsenteignung im Interesse einer dem Staate vorteilhaft scheinenden Bodenverteilung eingeführt. In diesem Zusammenhange ist auch die Tatsache von Interesse, daß das gegenwärtige, bekanntlich liberale englische Ministerium jetzt, wo sich in Indien unzufriedene Elemente zu regen beginnen, Presse und Vereinsrecht sofort unter einschränkende Bestimmungen gestellt hat. Wie man sieht, handeln unsre Nachbarn unabhängig von aller Theorie nach Erwägungen, die ihnen das Staatsinteresse eingibt. Ebensowenig dürfen wir uns schrecken lassen durch eine ungünstige Kritik des Auslandes, das ohne zureichende Kenntnisse der deutschen Verhältnisse urteilt. Fürst Sulkowski spricht zwar von den Gefahren, welche die auswärtige Verurteilung unsrer Polenpolitik uns bereiten könne. Die feindseligen Betrachtungen aber, die von Zeit zu Zeit in ausländischen Blättern zu finden sind, rühren durchweg direkt oder indirekt aus polnischer Quelle; auch die letzhin von den Zeitungen gemeldeten kinematographischen Aufführungen in Rom, bei denen die Schrecken des preußischen Enteignungsgesetzes in Gestalt mißhandelter Frauen und vor brutalen Gendarmen flüchtender Kinder geschildert

werden und dies zu einer Zeit, wo das Gesetz in Preußen überhaupt noch keine Anwendung gefunden hat, sind das Werk des römischen Vertreters einer polnischen Zeitung. Er hätte seine Bilder in photographischer Treue aus Galizien holen können. „In Galizien," äußerte kürzlich ein rutenischer Abgeordneter im österreichischen Abgeordnetenhause, „bedarf es keiner Enteignungsvorlage, da wird ohne Gesetz enteignet."

In Deutschland besteht nirgends das Gefühl des Hasses oder auch nur der Abneigung den Polen gegenüber. Was Sienkiewicz in dieser Beziehung in seinem obenerwähnten Rundschreiben behauptet, ist eine Uebertragung der eignen Gemütsstimmung auf den Gegner. Weder als Rasse noch als Individuum ist uns der Pole unsympathisch. Aber immer mehr ist in die politische Denkungsweise des deutschen Volkes die Ueberzeugung hineingewachsen, daß der Pole in seinen politischen Zielen auf die Schädigung des Reichs ausgeht. Diese Ueberzeugung hat zu der Politik der letzten Jahre geführt und diese Entwicklung kann sich nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen in ihren Grundzügen ändern. Der gegenwärtige Reichskanzler wäre nach seiner ganzen Charakteranlage gewiß von Anfang an bereit gewesen, einen friedlichen und freundschaftlichen Modus vivendi mit dem Polentum zu finden. Aber auch er hat, nachdem er dieser Seite seiner Aufgabe näher getreten, erkannt, daß kein preußischer Staatsmann, der auf diese Bezeichnung Anspruch erhebt, eine andre Politik im Osten führen kann, als eine solche, die auf die unbedingte Erhaltung und Stärkung des deutschen Elements gerichtet ist. Sobald sich die Polen mit dieser Notwendigkeit abfinden und damit auf den durch eine hundertjährige Vergangenheit geschaffenen Boden stellen, wird Friede und Versöhnung in unsre östlichen Provinzen einziehen. Aehnlich hat sich in diesem Winter ein preußischer Minister bei der Beantwortung des obenerwähnten Antrags des Herrn von Dziembowski ausgesprochen. Es genügt nicht, daß die polnischen Politiker sagen: Wir zahlen unsre Steuern in Preußen und erfüllen auch sonst unsre gesetzlichen Verpflichtungen; mehr darf man von uns nicht verlangen. Gewiß, der Staat hat das Recht, noch etwas mehr von ihnen zu heischen. Als dieser Tage viel von Allslawentum die Rede war und auf Kongressen stark in slawischer Verbrüderung gearbeitet wurde, gab das Organ des einflußreichen russischen Oktobristenverbandes eine Erklärung ab, die in ihrer Prägnanz hier wiedergegeben zu werden verdient: „Wir müssen das gleiche Wohlwollen und die gleiche Sorge für alle russischen Bürger ohne Unterschied der Nationalität hegen, unter der Bedingung, daß die nicht der russischen Nationalität angehörigen Bürger ihre Ergebenheit der Staatsidee gegenüber erweisen und ihre Sonderkultur dem Dienste der gesamten Heimat weihen." Dies ist ein vortreffliches Wort, das wir auch für unsre Beziehungen zu dem polnischen Volksstamm gelten lassen können und das vielleicht mehr beachtet werden wird, weil es von den eben erst in Petersburg, Warschau und Prag so zärtlich umarmten slawischen Brüdern kommt. Wollen die Polen ihr Verhalten danach unzweideutig einrichten, so ist bei uns die polnische Frage gelöst. Schon

heute genießt auch der geringste Pole für seine Person eine größere Sicherheit und Unabhängigkeit als irgendwo sonst. Selbst polnische Stimmen gestehen in ruhigen Augenblicken, daß ihre Stammesangehörigen in Preußen ihre bemerkenswerte Entwicklung der Fürsorge und Sicherheit verdanken, die mit der preußischen Herrschaft verbunden ist und auf unbedingter Gesetzmäßigkeit beruht. Gewisse Einschränkungen auf öffentlichem Gebiete werden mit dem Augenblick verschwinden, wo der Pole unzweideutig jene Bedingung erfüllt. Es hängt allein von ihm ab, ob der Nationalitätenstreit in unserm Osten ein baldiges versöhnliches Ende finden soll.

Die Ueberwälzung der Tabaksteuer

Von

Professor von Heckel (Münster)

Es ist eine oft wiederholte Behauptung, daß jede Erhöhung der Tabaksteuer bei den Eigentümlichkeiten des Tabakgewerbes im Deutschen Reiche unmittelbar zu einem Rückgang des Konsums führen müsse. Jede steuertechnische Veränderung bedeute daher für die beteiligten Industrien und den Handel mit Tabak und Tabakfabrikaten nicht nur eine schwere Schädigung, sondern bedrohe sogar ihre Existenzfähigkeit. Diese Annahmen sind speziell im Deutschen Reiche dann immer geltend gemacht worden, wenn die Reichsregierung zur Verbesserung der Reichsfinanzen mit Tabaksteuerprojekten hervortrat. Sie wurden auch aufrechterhalten gegenüber der Tatsache, daß die ganz überwiegende Mehrzahl der ausländischen Staaten ganz erheblich höhere Beträge dem Tabak als Steuerobjekt entlockt, denn es in Deutschland bei der heutigen Form der Gewichtsteuer geschieht. Die Entgegnung war immer die gleiche: Die ausländischen Steuerverhältnisse können überhaupt nicht zum Vergleiche dienen, weil eben jene Besonderheiten der Produktion und des Vertriebes dort fehlen, die bei uns vorhanden sind und mit denen wir einmal zu rechnen haben. Diese Beweisführung, wenn man sie überhaupt als solche ansprechen darf, ist bis heute siegreich geblieben und hat im Bunde mit politischen Rücksichten großer Parteien, die nicht zuletzt in den Konsequenzen des allgemeinen Wahlrechts zu suchen sind, eine Fortbildung der Tabakbesteuerung in Deutschland verhindert. Denn sehen wir von der Zigarettensteuer nach dem Gesetz vom 3. Juni 1906 ab, so wird die überwiegende Menge der Tabake und Tabakfabrikate noch nach den Normen des Gesetzes vom 16. Juli 1879 besteuert. Gewiß ist dies auch sonst ein Unikum in der deutschen Steuergesetzgebung, daß eine Steuer demnächst auf das dreißigjährige Jubiläum ihrer Stabilität zurückblicken kann.

Man hat bei allen Reformentwürfen stets vorgebracht, daß selbst die 1879er Steuererhöhung direkt den Tabakkonsum verringert habe, und hat bei dieser Berechnung ein glänzendes Zeugnis dafür abgelegt, wie sich statistische Daten, wenn man nur eine geschickte Auswahl trifft, leicht zur Stütze jeder einseitigen Interessenpolitik verwenden lassen. Seit Lißners grundlegenden Untersuchungen (Die deutsche Tabaksteuerfrage, Leipzig 1907, S. 53 ff.) wird sich diese Fiktion ernsthaft nicht mehr aufrechterhalten lassen. Die in Aussicht stehende Reichsfinanzreform zur Heilung der unbestreitbaren Reichsfinanznot wird ohne Zweifel auch auf die Tabaksteuer zurückgreifen und, so wollen wir zuversichtlich hoffen, die veraltete, unergiebige Gewichtsteuer durch verfeinerte Steuerformen ersetzen. Man wird unter diesen Möglichkeiten kaum ein Tabakmonopol in Vorschlag bringen, gegen das auch in der Tat speziell in Deutschland gewichtige Bedenken sprechen. Vielmehr läßt

sich annehmen, daß man das Projekt einer Tabakfabrikatsteuer in der Erhebungsform der Banderollen erneuern wird, wenn auch vielleicht mit mancherlei Modifikationen, die sich aus dem Gesamtplan und dem ganzen Organismus der Reichsfinanzreformentwürfe ableiten wird.

Da entstehen nun zwei Fragen. Einmal: Wird eine solche Fabrikat- oder Verbrauchsabgabe einen unmittelbaren und dauernden Rückgang mit sich bringen? Und sodann: Wird das Tabakgewerbe imstande sein, diese Aufwandssteuer auf den Tabakverbraucher zu überwälzen, wie und unter welchen Formen und Bedingungen? Wenn wir nach Lißners Ergebnissen berechtigt sind, die erste Frage als dauernde Tatsache und Massenerscheinung zu verneinen, so werden für die zweite eine Mehrzahl von Voraussetzungen zu prüfen sein, um ein Urteil zu gewinnen. Es kann sich dabei nicht um dogmatische Geltung der Aufstellungen handeln, sondern um die Veranschlagung von Wahrscheinlichkeiten, die auf Erfahrungen und Beobachtungen auch bei andern Steuern und in andern Staaten beruhen und von denen sich annehmen läßt, daß sie mit Abweichungen auch bei einer Tabakfabrikatsteuer im Deutschen Reiche werden eintreten müssen.

Wir wollen in den folgenden Zeilen versuchen, über diese Dinge einen aufklärenden und orientierenden Ueberblick zu geben.

Wenn wir von der „besonderen Steuerfähigkeit“ des Tabaks, des Branntweins, des Biers u. s. w. sprechen, so bedienen wir uns einer bildlichen Ausdrucksweise. Denn diese Verbrauchsgegenstände sind als solche und an sich nicht „fähig“, Steuern zu zahlen; alle Steuern vielmehr, sie mögen heißen, wie sie wollen, werden von Personen, den Steuersubjekten (Steuerpflichtigen), aus ihren persönlichen Einkünften entrichtet. Der Grundgedanke ist also der: Die Bezieher von Einkommen, die von diesem einen größeren oder geringeren Teil zur Beschaffung solcher Genußmittel verwenden, scheinen in einer wirtschaftlichen Lage zu sein, die auf eine gesteigerte, steuerliche Leistungsfähigkeit oder Steuerfähigkeit, Steuerkraft hindeutet. Jede indirekte oder Aufwandsteuer will somit, wie alle Steuern, die aus der wirtschaftlichen Gesamtlage abgeleitete „Leistungsfähigkeit des Steuersubjekts“ zum Ausgangspunkt der Steuerbelastung nehmen. Man knüpft nur bei den direkten Steuern an die Einnahmen an, wie bei der Grund-, Gebäude-, Gewerbe- oder Einkommensteuer, und bei den Aufwandsteuern an die Verwendung (Verausgabung) des Einkommens. In letzterer Hinsicht operiert die Steuertechnik allerdings mit einer Präsumtion: sie nimmt an, daß zwischen den Einkünften einer Wirtschaft und den Ausgaben, ihrem Umfang, ihrer Art, ihren Richtungen u. s. w. ein festes und meßbares Verhältnis besteht, daß demgemäß großer Aufwand, verfeinerte Genußmittel, bestimmte Verbrauchsobjekte eine Aeußerung bestimmter wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit seien. In allen Fällen trifft dies keineswegs zu. Große Ausgaben zum Beispiel für notwendige Nahrungsmittel, für Brot, Fleisch, Gemüse u. s. w., haben häufig in der Größe der Familie, Kinderzahl, Arbeitsart ihren Grund, ohne der Beweis gesteigerter Steuerkraft zu sein. Bei andern Konsumartikeln, besonders bei den geistigen Getränken und beim Tabak, wird, wenn diese auch Massenverbrauchsartikel sind, die Annahme des Mehrleistenkönnens aus dem Aufwand nicht zu bestreiten sein und daher die Steuerpräsumtion in der Hauptsache zutreffen. Sie wird weiter gestützt durch die physiologische Forschung, die uns die richtige Auffassung von der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und dem Nutzen solcher Genußmittel gelehrt hat.

Noch ein zweiter Punkt ist für die indirekten oder Aufwandsteuern charakteristisch. Sie werden vom Staate von einer andern Person eingezogen als demjenigen, der sie endgültig tragen, d. h. aus seinem Einkommen bestreiten soll. Jener, der Steuerzahler, legt die Steuer aus und überträgt sie auf diesen, den Steuerträger, indem er die Preise der Waren um denjenigen Geldbetrag erhöht, der neben den eigentlichen Gestehungskosten die ausgelegte Steuer mitenthält. Die ratio legis geht daher darauf hinaus, daß durch den Prozeß der Ueberwälzung oder Steuerüberwälzung im Wege privat- und verkehrswirtschaftlicher Vorgänge der Preisbildung schließlich der zum eigentlichen Steuer-

subjekt gemacht wird, den die Abgabe treffen soll, d. h. die Person, die den betreffenden Artikel ge- oder verbraucht und dadurch die präsumierte Leistungsfähigkeit darstellt. Gelingt dem Steuerzahler diese Ueberwälzung auf den Steuerträger in der vom Gesetzgeber gewollten Weise nicht oder nur teilweise, so tritt die Erscheinung der Rückwälzung ein. Durch Einschränkung der Nachfrage, Verzicht auf die besteuerte Ware oder Verwendung eines Surrogats kann dann der Steuerzahler (Produzent oder Händler) die ausgelegte Steuer im Preise seiner Waren nicht wieder einholen und bleibt so selbst ganz oder teilweise nicht nur Steuerzahler, sondern auch endgültiger Steuerträger. Dieser Vorgang ist es, auf den sich regelmäßig die Interessenten berufen, wenn sie glauben, durch eine neue Steuer oder durch eine steuertechnische Veränderung bestehender Auflagen in ihrem Erwerb und wirtschaftlichen Erfolg bedroht zu sein. Die tatsächliche Gestaltung dieses Geschehens wird aber in der Praxis des Lebens vielfach alteriert und stellt sich wesentlich anders dar als die rein theoretische Annahme, da diese eine Reihe von aufhebenden Faktoren unberücksichtigt läßt, die in den verkehrswirtschaftlichen Prozessen zur Geltung kommen.

Alle diese Vorgänge der Steuerüberwälzung wollen wir nunmehr prüfen in spezieller Anwendung auf die Tabaksteuer und zwar vornehmlich auf die Form der Tabakfabrikatsteuer.

Bei allen Ueberwälzungsfragen kommen zwei Gesichtspunkte als wesentlich in Betracht: einmal der Zeitpunkt der Erhebung der Aufwandsteuer und sodann die Steuerform.

Für die Ueberwälzbarkeit der Steuer ist der Zeitpunkt der Erhebung von großer Wichtigkeit, weil davon die Möglichkeit der verkehrswirtschaftlichen Durchsetzung der Ueberwälzung abhängt. Hier hat die allgemeine Erfahrung den Satz bestätigt, daß eine Steuer um so leichter überwälzt werden kann, je näher die Steuererhebung dem Konsumtionsakt gerückt ist, und sie wird um so weniger überwälzbar sein, je größer das zeitliche Intervall zwischen beiden Vorgängen ist. Nehmen wir einen ganz einfachen Fall an, bei dem dieser Prozeß klar zutage liegt. Eine Getränkesteuer zum Beispiel, die vom Rohstoff oder Halbfabrikat erhoben wird, bietet der Ueberwälzung größere Hemmnisse, da der steuerpflichtige Artikel erst eine Reihe von technischen Vorgängen und Etappen des Absatzes durchlaufen muß, ehe er in die Verfügungsgewalt desjenigen gelangt, der die Steuer endgültig tragen soll, des Konsumenten. Wird aber eine solche Auflage in Form einer Schanksteuer vom Kleinverschleiß, beim Ausschank oder Wirt erhoben, so kann diejenige Quote der Steuer, die auf das Einheitsmaß entfällt, leichter durch einen Preisaufschlag der besteuerten Ware überwälzt werden. Nicht anders liegen die Verhältnisse bei der Tabakbesteuerung. Der Umstand, daß bei den Gewicht-, Pflanzen- und ähnlichen Steuern der Steuerbetrag sehr frühzeitig, also zeitlich weit entfernt vom Akt des Genusses, eingezogen werden muß, erschwert entschieden die Ueberwälzung. Wird dagegen die Tabakfabrikatsteuer, etwa in Form von Banderollen, beim Händler im Detailverkauf erhoben und zwar in dem Augenblick, wenn die steuerbaren Fabrikate an den Konsumenten übergehen, so wird die Ueberwälzbarkeit der Abgabe sicher wesentlich erhöht. Sie kann einfach in einem erhöhten Preise eingehoben werden. Wenn aber heute trotzdem das Tabakgewerbe die frühzeitige Erhebung bevorzugt, ja sie als die einzig mögliche proklamiert, so ist dies aus einem gewissen Beharrungsvermögen, aus dem Umstande zu erklären, daß bei einer Steuer, die bereits jahrzehntelang besteht, die gewerblichen Verhältnisse sich dieser angepaßt haben und vielleicht auch die „Abwälzung“ (Steuereinholung), d. h. die Uebertragung auf unpersönliche Momente, wovon unten noch die Rede sein wird, schon mehr wirksam geworden ist. Allein die vorzeitige Erhebung würde sich sofort zu einem lästig und hart empfundenen Drucke verdichten, wenn die bisherigen Steuersätze beträchtlich erhöht würden.

Mit dieser Frage steht aber zugleich in engster Verbindung das Problem der Steuerform. Gerade diese ist bedeutsam für die Ueberwälzbarkeit einer Aufwandsteuer. Auch

hier können wir den Erfahrungssatz aufstellen, daß die Rohstoff- und Halbfabrikatsteuern der Steuerüberwälzung weniger günstig sind denn die Abgaben vom fertigen, genußbereiten Produkt, die Fabrikat- oder Verbrauchsabgaben. Die Begründung liegt dabei zunächst in den gleichen Momenten, wie bei der Wahl des Zeitpunkts der Steuererhebung. Denn die Form der Fabrikatsteuer gestattet eben die Steuererhebung näher an den Verbrauchsakt heranzurücken, als es bei den Rohstoff- und Halbfabrikatsteuern möglich ist, und daher erleichtert jene auch dem Steuerzahler die Ueberwälzung. Aber damit paart sich doch noch eine zweite Erwägung. Bei den Rohstoff- und Halbfabrikatsteuern ist die Verteilung des Einheitssatzes der Auflage, z. B. 80 Mark für 100 Kilogramm Rohstoff, auf das einzelne fertige Produkt ungewiß und läßt sich vielfach überhaupt auf eine Produkteinheit nicht berechnen. Die Steuerüberwälzung bleibt daher oftmals unsicher. Bei der Fabrikatsteuer ist aber die Steuerquote von vornherein gegeben, und sie verbindet daher neben der fortschreitenden Ueberwälzbarkeit den Vorzug einer gerechteren Besteuerung für den endgültigen Steuerträger, den Konsumenten. Wir können deshalb ganz allgemein die Beobachtung machen, daß nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland — hier früher als dort — die herrschende Tendenz der Gesetzgebung dahin geht, mehr und mehr die Rohstoff-, Verarbeitungs- und Halbfabrikatsteuern durch Fabrikatsteuern oder Verbrauchsabgaben zu ersetzen. Im Deutschen Reiche ist dies bei der Zucker-, Salz- und Schaumweinsteuer völlig erreicht worden, die Branntweinsteuer ist heute hauptsächlich Fabrikatsteuer (Verbrauchssteuer und Zuschlag zur Verbrauchssteuer) und nur die Biersteuer steht noch abseits. Bei der Tabaksteuer ist dieser Prozeß teilweise, nämlich für Zigaretten und Zigarettentabak, abgeschlossen, während die übrigen Tabakfabrikate noch außerhalb einer fortgeschrittenen Steuerform stehen. Allein auch hier ist die Entwicklung der Zukunft die Fabrikatsteuer und muß es sein. Diesem Entwicklungsgange wird dabei nicht zuletzt die Möglichkeit der Steuerüberwälzung das Wort reden.

Wie aber ist es zu erklären, daß trotz allem auch heute noch die Interessenten des Tabakgewerbes sich gegen jede Aenderung der Steuerform aussprechen und unbedingt an der Rohstoffbesteuerung festhalten?

Sehen wir dabei ab von dem Bestreben des Beharrens beim Alten, von politischer und geschäftlicher Rechthaberei, von Furcht vor wirtschaftlichem Schaden, von Schwerfälligkeit und Abneigung gegen alle Betriebs- und Absatzveränderungen u. s. w., so läßt sich diese Erscheinung auf die wissenschaftliche Formel bringen: Abwälzung in Verbindung mit Anpassung. Die Abwälzung ist eine besondere Form der Steuerüberwälzung. Man versteht darunter solche Vorgänge des wirtschaftlichen und Verkehrslebens, durch die ein Steuerbetrag sich so auf eine Mehrzahl von Steuerobjekten, auf unpersönliche Momente verteilt, daß er tatsächlich verschwindet und individuell nicht mehr fühlbar ist. Die Abwälzung wird daher zu einem System der Kostenminderung durch Steigerung der Produktion, durch Fortschritte der Betriebstechnik, bessere Ausnutzung der Rohstoffe u. a. m. Der Steuerbetrag wird dadurch in immer mehr Partikeln zerspalten und verschwindet gänzlich in den verringerten Produktionskosten. Je älter eine Aufwandsteuer ist und je stabiler die Steuersätze auf längere Perioden hinaus sind, desto häufiger ist dieser Vorgang zu beobachten. Und eigentlich wäre dies das Ideal jeder Steuer: Ergiebigkeit und Austilgung ihrer Wirkung aus dem Volkseinkommen! Allein diese Prozesse setzen eben eine Rohstoffbesteuerung und die Unveränderlichkeit der Steuersätze bei fortschreitender Technik voraus. Sie gelten nur so lange, als Steuerform und Steuersatz unberührt bleiben. Falls aber die Belastung eines Verbrauchsartikels vermehrt wird, wie dies einmal die Regel ist beim fortschreitenden Finanzbedarf in unsern Kulturstaaten, es speziell im Deutschen Reich mit seinen stets wachsenden Aufgaben unvermeidlich erscheint, stürzt der ganze Bau zusammen. Bleibt man dann bei der Rohstoffsteuer und muß deren Sätze erhöhen, so wird der Druck der Steuer sowohl für die beteiligten Gewerbe als auch für den Steuerpflichtigen immer fühlbarer. Darum empfiehlt sich auch hier der Ueber-

gang zur fortgeschritteneren Fabrikatsteuer, die dann mehr individualisierend die Steuer verteilen kann. Es ist daher eine alte Erfahrung, daß jede Erhöhung von Steuersätzen bei Verbrauchssteuern schon aus diesem Grunde allein einen Schritt in der Richtung auf die Fabrikatsteuer oder Verbrauchsabgabe bedeutet.

Endlich sei noch auf einen Punkt hingewiesen, der wenigstens im Zusammenhange steht mit der Ueberwälzungsfrage. Jede neue Steuer und jede erhöhte alte Steuer erfreut sich in den weitesten Kreisen der Bevölkerung großer Unbeliebtheit. Je größer der Kreis der Interessenten ist und je breitere Schichten der Volksmassen eine solche Steuer trifft, desto unpopulärer ist eine solche Maßregel. Da erwächst ihr aber noch ein besonderer Gegner; und das ist Geschäftskostenaufrechnung. Da alle Steuern unbeliebt sind, besonders bei den Deutschen, so liegt bei den beteiligten Gewerben, die solche Konsumartikel, namentlich volkstümliche oder Massenverbrauchsartikel, herstellen oder vertreiben, die Versuchung nahe, mit der unpopulären Steuererhöhung die ebenso unpopuläre Preiserhöhung bei Massenartikeln aus andern Gründen zu verknüpfen und die Schuld an den für den Konsumenten unliebsamen Preisen auf die Steuer „abzuwälzen“. So wird das Odium der Steuern benutzt, um einmal auch die höheren Geschäftsunkosten zu liquidieren. Es wird es der Konsument nicht verstehen, warum ein Verbrauchsgegenstand, den er bisher mit 100 bezahlt hat und in dessen Preise neben den Herstellungskosten und dem Geschäftsgewinn eine Steuer von 10 enthalten ist, bei einer Steuererhöhung von 50 Prozent nicht mit 115 bis 125, sondern mit 150 bis 160, also nicht mit der fünfzigprozentigen Erhöhung der Steuer, sondern mit einem Mehr von 50 bis 60 Prozent des Gesamtpreises bezahlen soll. Es wird jeder billig Denkende zugeben, daß der Preis einer Ware, auf der diese fünfzigprozentige Steuererhöhung lastet, nicht mathematisch genau um diese 50 Prozent teurer zu bezahlen ist, sondern daß der Handel für die ausgelegte Abgabe und die dadurch bedingte Mehraufwendung von Kapital und das vergrößerte Risiko auch ein Mehr an Preisaufschlag erhalten muß. Aber ob eine Ware dann statt etwa 120 bis 125 gleich 150 bis 160 kosten muß, steht auf einem andern Blatte. Nur zu häufig ist dann der Konsumrückgang, den das Gewerbe beklagt, und die Tatsache der Rückwälzung, die dann den Produzenten und Händler statt den Konsumenten ergreift, aus einer solchen falschen Aufrechnung zu erklären.

Hoffen wir, daß bei der künftigen Reform der Tabaksteuer im Deutschen Reiche vom Tabakgewerbe dieser Fehler vermieden wird. Im übrigen zweifle ich nicht, daß unter den heutigen Wohlstandsverhältnissen — denn auch diese sprechen wesentlich mit und stellen die Lage anders dar als in den achtziger Jahren — eine Tabakfabrikatsteuer ohne Konsumrückgang durchaus auf den Tabakverbraucher abwälzbar ist, der ja auch nach der ratio legis tatsächlich von ihr getroffen werden soll.

Die Desinfektion geschlossener Bücher

Von

Dr. Fernand Berlioz,

Professor der Bakteriologie an der Universität Grenoble

Wenn eine Person sich eine ansteckende Krankheit zuzieht, Tuberkulose, Scharlach, Blattern u. s. w., so muß man sich fragen, woher der Ansteckungsstoff kommt. In manchen Fällen ist es leicht, der Quelle der Ansteckung nachzugehen, z. B. wenn der Kranke in Berührung mit andern Kranken gekommen ist, aber in der Mehrzahl der Fälle ist es sehr schwer, den Ursprung der Ansteckung festzustellen. Das kommt daher, weil die pathogenen Bakterien lange in den Gegenständen leben können, welche die Kranken im

Gebrauch gehabt haben, und diese Gegenstände, wenn sie von andern Personen nach mehr oder weniger langer Zeit benutzt werden, ihnen die Krankheit übermitteln können.

Nun ist unzweifelhaft das Buch ein wirksames Agens zur Verbreitung von ansteckenden Krankheiten, erstens weil es häufig beschmutzt wird, zweitens weil die Ansteckungskeime länger darin leben können als in vielen andern Gegenständen.

Die Bücher werden häufig beschmutzt. Das ist leicht zu verstehen, denn die Kranken und die Genesenden bekämpfen durch Lesen die Langeweile ihrer Einsamkeit.

Betrachten wir einen Lungenkranken, der lange Stunden auf seiner Chaiselongue oder in seinem Bett verbringt. Er liest, er hustet, und jede Hustenbewegung schleudert kleine Speicheltröpfchen, die Bazillen enthalten, auf die Blätter des Buches. Um die Seiten umzuwenden, führt er den Finger an den Mund und drückt ihn auf den Rand des Blattes, wobei er es beschmutzt. Am andern Tag bringt eine andre, gesunde Person, die dasselbe Buch liest, ihren feuchten Finger, der die mit Ansteckungsstoff verunreinigten Blätter abgewischt hat, an den Mund und absorbiert Bazillen. Was der Tuberkulöse tut, tun die an Diphtherie, Scharlach, Keuchhusten, Lungenentzündung oder Bronchitis Erkrankten gleichfalls, und ganz sicher werden viele dieser Krankheiten durch die Berührung der Bücher verbreitet.

Die Bücher bergen die ansteckenden Keime länger als andre Gegenstände. Welches sind nun die Hauptursachen, die der Ansteckung Einhalt tun, indem sie die Krankheitskeime töten? Das Licht und der Sauerstoff.

Es fehlt nicht an Experimenten, welche die antimikrobische Wirkung des Lichtes und des Sauerstoffes beweisen. Es genügt, an die Experimente von Procaccini, Momont, Pansini, Koch, Buchner, Marshall Ward, Cristiani zu erinnern. Alle führen zu dem Schluß, daß die Sonne mit Hilfe der Luft in wenigen Stunden die meisten krankheiterregenden Bakterien töten kann. Wenn nun aber auch die Möbel, das Bettgerät eines Kranken bis zu einem gewissen Grad die wohltuende Wirkung des Lichtes und der Luft empfangen können, so ist nicht das gleiche mit dem Buch der Fall, das, weil geschlossen, diesem Einfluß unglücklicherweise entzogen ist. Beim Buche bleibt als Agens der Zerstörung nur die Austrocknung; aber die Experimente von Granchen und Ledoux-Lebard, von Bordoni-Uffreduzzi, von Berkoltz und Guyon zeigen uns, daß die Austrocknung die Bazillen erst nach einer sehr langen Spanne Zeit, nach mehreren Monaten, tötet und daß dieses Mittel unsicher ist. Man würde sehr unrecht tun, sich darauf zu verlassen, wenn man eine sichere Desinfektion der Gegenstände herbeiführen will.

Es ist also nicht zweifelhaft, daß das Buch als Ansteckungsquelle eine große Rolle spielt, woraus sich die Notwendigkeit ergibt, die Bücher der Schulen und Bibliotheken, die, da sie von Hand zu Hand gehen, schließlich immer in die Hände von Kranken kommen und so eine Gefahr werden, zu desinfizieren.

Diese Notwendigkeit ist klar erkannt worden, und es sind mehrere Versuche gemacht worden, die Desinfektion der Bücher zu bewerkstelligen, aber die Desinfektionsapparate haben bisher nur schlechte oder zweifelhafte Resultate zu ergeben vermocht.

Man konnte nicht daran denken, Dampfdesinfektionsapparate anzuwenden, denn die Bücher würden allerdings ohne Zweifel sterilisiert, aber im Breizustande daraus hervorgehen.

Als die Arbeiten Arontons, Trillats und die meinigen die antiseptischen Eigenschaften der Formaldehyddämpfe bekannt gemacht hatten, wurden diese zur Desinfektion der Wohnungen verwendet. Aber man erkannte sehr bald, daß diese Dämpfe nicht tief genug eindrangen, und man mußte zur Desinfektion von Büchern eine besondere Vorrichtung konstruieren, um sie offen zu halten, so daß die Gase alle Seiten berühren können.

Das war eine außerordentlich komplizierte Sache, da die Desinfektion der Bücher eine minutiöse Sorgfalt erforderte und man nie sicher war, ob die Prozedur richtig ausgeführt worden war.

Es mußte also etwas andres gefunden werden. Nachdem ich einen Dampfdesinfektions-

apparat für die Matratzen, Kopfkissen und andre bewegliche Gegenstände erfunden hatte, riet mir Professor Rodet in Montpellier, die Desinfektion geschlossener Bücher zu versuchen. Ich folgte diesem Rate, stellte zahlreiche Experimente an und hatte die Genugtuung, vollkommene Resultate zu erzielen.

Mein Apparat[1]), der vom Conseil supérieur d'Hygiène approbiert und von der Regierung eingeführt worden ist, besteht aus einem zerlegbaren Metallkasten, der durch eine Petroleumlampe oder durch Gas erhitzt wird und in dem das Aldeol, eine aus Formaldehyd und Aethylaldehyd bestehende Flüssigkeit, zum Verdampfen gebracht wird. Die Dimensionen des Kastens sind variabel, von $^1/_{10}$ Kubikmeter bis zu 10 Kubikmetern. Die Temperatur in dem Apparat schwankt zwischen 90 und 95 Grad, die Gesamtdauer des Verfahrens beträgt zwei Stunden.

Die Bücher werden geschlossen auf die in dem Apparat angebrachten Gittersiebe gelegt. Will man wertvolle Bücher desinfizieren, so muß man sie in ein Blatt Papier einschlagen.

Meine Experimente bestanden darin, daß ich zwischen die Blätter, in die Mitte des Buches, kleine Papierstücke legte, die mit Mikrobenkulturen getränkt waren: mit Sporen des Bacillus subtilis, des Milzbrands, des Typhus- und des Diphtheriebazillus, des Kolibazillus, des Staphylococcus aureus, mit Auswurf von Tuberkulösen. Nach der Desinfektion wurden die Kulturen in Bouillon eingelegt, der tuberkulöse Auswurf wurde Meerschweinchen eingeimpft.

Ich habe in dieser Weise Bücher von 250 bis 3000 Seiten desinfiziert. Die Sporen des Milzbrands und des Subtilis widerstanden in den Büchern von mehr als 500 Seiten, alle andern Mikroben wurden getötet. Doch ist es bekannt, daß der Subtilis harmlos und der Milzbrand selten ist; mithin braucht man sich darüber keine Sorgen zu machen.

Das Resultat meiner Experimente ist der Académie de Médecine am 31. Juli des vergangenen Jahres mitgeteilt worden, und der Krankenhauschirurg Dr. Lucas-Championnière, der das antiseptische Verfahren Listers in Frankreich bekannt gemacht hat, hatte die Güte, einen Bericht über meine Arbeit abzufassen.

Ich wiederholte mit ihm meine Experimente, und wir stellten zusammen noch andre an, bei denen die Seiten der Bücher mit Eiter oder Fäkalstoffen beschmutzt waren. Die Resultate waren die gleichen wie in den andern Fällen: die geschlossenen Bücher waren völlig desinfiziert.

Am 18. Februar d. J. legte Dr. Lucas-Championnière seinen Bericht der Académie de Médecine vor. Er kommt darin zu dem Schlusse: „Die Sterilisierung des geschlossenen Buches bis in seine Tiefe, die bei Büchern von geringem Umfang verhältnismäßig leicht ist, wird selbst bei außerordentlich umfangreichen Bänden möglich. Sie ist selbst für die empfindlichsten Einbände und Buchdeckel unschädlich, vorausgesetzt, daß diese durch ein einfaches Blatt Papier geschützt werden."

Ich habe diesen Ausführungen des hochgeschätzten Berichterstatters nichts hinzuzufügen; sie überheben mich einer persönlichen Würdigung.

[1]) Der Apparat wird hergestellt von der „Société de Désinfection économique" in Paris, 3 Rue Jacques Cœur.

Literarische Berichte

Sammlung von Handkommentaren deutscher Reichsgesetze: Gesetz über den Versicherungsvertrag. Erläutert von Geheimrat Dr. Best, Darmstadt. Geb. M. 5.—.

Das deutsche Scheckgesetz. Erläutert von Dr. Siegfried Buff. Geb. M. 3.—. Stuttgart und Leipzig 1908, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die beiden vorliegenden neuen Reichsgesetze sind von so weitreichender wirtschaftlicher Bedeutung, daß die kommentierten Ausgaben, in denen sie hier dargeboten werden, nicht bloß für den juristischen Fachmann, sondern zugleich für alle am kaufmännischen Erwerbsleben Beteiligten wichtige Handbücher zu werden berufen sind. Der Kommentator des Versicherungsgesetzes, Geheimrat Dr. Best, war für seine Aufgabe die denkbar geeignetste Persönlichkeit, da er an den Beratungen des Entwurfs teilgenommen hat und dadurch mit allen in Betracht kommenden Streit- und Zweifelsfragen aufs genaueste vertraut geworden ist. Er hat in seinen Erläuterungen sowohl die Bedeutung und Tragweite der einzelnen Bestimmungen an sich, wie ihr Verhältnis zum Bürgerlichen Gesetzbuch, zum Handelsgesetzbuch, zum Aufsichtsgesetz und zu den sonstigen einschlägigen Reichs- und Landesgesetzen eingehend dargelegt und mit seiner Arbeit Mustergültiges geschaffen. Nicht minder vortrefflich ist Dr. Buffs Ausgabe des Scheckgesetzes, doch ist diese nicht als erschöpfender Kommentar gedacht, sondern soll lediglich ein kurzgefaßter praktischer Wegweiser für die am Scheckgesetz interessierten Kreise sein. Trotz dieser für die Verwendbarkeit des Buches sehr vorteilhaften Selbstbeschränkung hat der Kommentator eine reiche Fülle von Material beigebracht und vor allem die neueste Literatur über die vielbehandelte Materie verwertet; als das wichtigste Material wurden ferner die „Motive" in ausgiebigster Weise benutzt und die früheren amtlichen deutschen Scheckgesetzentwürfe zum Vergleich herangezogen.

R. D.

Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk. Von Houston Stewart Chamberlain. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

Dies Werk ist übermäßig gelobt und übermäßig getadelt worden. Zur richtigen Beurteilung ist es vor allem nötig, im Auge zu behalten, daß nicht eine Darstellung der Kantschen Philosophie in all ihren Teilen, ihrem Ursprung, Zusammenhang und Ergebnis, nicht einmal eine Auseinanderlegung der wissenschaftlichen Grundzüge des Systems beabsichtigt war. Was Chamberlain geben will, ist einerseits Anregung, Aufrüttelung, Begeisterung, Vorbereitung zur Klarheit, anderseits die Erfassung Kants als eines Kulturfaktors allerersten Ranges, durch den eine wahre Befreiung des menschlichen Geistes ermöglicht wird. Zu diesem Zwecke unternimmt er es, ein Bild von Kants „intellektueller Persönlichkeit" zu zeichnen, nicht „des Denkers Gedanken, sondern des Denkers Denken" darzustellen. Als einzigen Weg betrachtet er die Methode der Vergleichung. Fünf große Männer, die ihrer geistigen Anlage nach als Vertreter der besten Kräfte des Menschengeschlechtes gelten können, werden hier in ihrer Eigenart betrachtet und mit Kant verglichen: Goethe, Leonardo da Vinci, Descartes, Bruno und Plato. Besonders dieser letzte, der Begründer des abendländischen Rationalismus und Idealismus, gilt dem Verfasser als fast unentbehrliche Vorstufe für das Verständnis Kants. Abgesehen von den Uebereinstimmungen in der Erkenntnislehre treiben beide die Philosophie in erster Linie nicht eigentlich im Hinblick auf theoretische Wissenschaft; ihr Hauptinteresse ist praktischer Natur, es gilt der Moral, der Gestaltung der Gesellschaft, der kulturellen Ausbildung der Menschen. „Die Freiheit zu retten" ist Kants höchstes Ziel. „Der Kant, der die transzendentalen Verrichtungen des Menschengeistes aufdeckt, bleibt einer winzigen Minderzahl zugänglich; der Kant dagegen, dem es gelänge, alle führenden Intellekte der Welt aus den nächtigen Superstitionen der Jahrtausende zu erlösen ... dieser Kant wäre der Begründer einer neuen Epoche in der Geschichte der Menschheit." In zwei großen, sich ergänzenden Gegensätzen entwickelt sich Kants Denken: auf der einen Seite die theoretische Vernunft und das Reich der Natur, d. h. eine Welt, in der nie Freiheit und überall Notwendigkeit herrscht, in der alles rein mechanisch, nach lückenlosen Gesetzen vor sich geht, auf der andern die praktische Vernunft und das Reich der Freiheit, d. h. eine Welt, in der nicht das, was ist, sondern das, was sein soll, das Gesetz ist, in der die Begriffe: Pflicht, Verdienst, Güte, Würde, Heiligkeit u. s. w. Bedeutung gewinnen und in der Gebote und sittliche Ideen den Gesetzen und Naturideen der erstgenannten Welt entsprechen. Beide vereint in der menschlichen Persönlichkeit, aber beide in ihrem Geltungsbereich und ihren Prinzipien so völlig getrennt, daß jede Ueberschreitung der Grenze eine Gedankensünde ist, die sich in Wissenschaft und Kultur bitter rächt. Diesen Grundplan führt Chamberlain

im einzelnen aus, besonders glänzend den wichtigeren zweiten Teil, in dem er ein großartiges Bild des geistig-sittlichen Reiches der Freiheit und wahren Kultur entrollt.

Man wird sagen dürfen, daß der Verfasser wie vielleicht kaum ein andrer Kant-Erklärer es verstanden hat, aufzurütteln und zu begeistern, und daß er die wesentlichsten Absichten Kants klar herausgearbeitet und ihnen durch edle Beredsamkeit und geistvolle Randbemerkungen neue Kraft verliehen hat. Doch scheint mir das Lob eingeschränkt werden zu müssen, nicht nur durch den Hinweis darauf, daß namentlich in den mehr theoretischen Abschnitten recht vieles schief erfaßt oder dargestellt ist, sondern vor allem auch durch das Bedenken, ob denn wirklich dieser fast 800 große Seiten zählende Band als geeigneter erster Weg zu Kant bezeichnet werden kann, ob er imstande und berufen ist, Kant zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen, wie es Chamberlains Absicht ist. Es ist ja keineswegs allein der äußere Umfang, der hierbei in Betracht kommt. Schwerer wiegt, daß das Buch in so vielen (und gewiß oft schönen) Worten, in Wiederholungen, Abschweifungen und neuen Anläufen sagt, was sich gewiß in viel weniger Worten hätte sagen lassen. Gewiß sind die Betrachtungen über die fünf Männer, deren Denken mit dem Denken Kants verglichen wird, voll anregender und tiefer Gedanken, aber sie ermüden doch (auch durch die jedem Kapitel eingeschalteten Exkurse) den Leser, bis er nach 549 Seiten zu Kant selber kommt, und schwächen die Kraft des Werkes. Dies Buch ist gut für Fachgelehrte und eine auserlesene Gabe für geistige Feinschmecker, die über ungezählte Mußestunden verfügen. Die andern Laien werden doch wohl durch Paulsens Kant-Buch eher zum Ziele gelangen. Endlich ist das Werk auch durchaus nicht so allgemein verständlich geschrieben, wie der Verfasser vielleicht glaubt. Er setzt in Wirklichkeit viel mehr voraus, als nach dem Anfang zu schließen ist, und er erschwert die Verständlichkeit noch durch manche Unklarheiten, künstliche Zusammenstellungen oder Sonderungen und schwebende Begriffe.

Aber es erscheint mir fast als ein Unrecht, solche Ausstellungen an solchem Riesenwerk zu machen, sagt doch der Verfasser am Ende des Buches allzu bescheiden selbst, daß sich ihm die Kehle zusammenschnüre, wenn er zurückblickend wahrnehme, wie unzureichend seine Leistung sei. Mehr als aller Tadel möge das Lob wiegen, daß dies Buch von einer fast unerhörten Arbeitskraft und fast allseitiger wissenschaftlicher Bildung zeugt, daß es (trotz des vom Verfasser selbst oft betonten Laientums seines Wesens) das Werk eines ernsten Gelehrten ist und daß es an künstlerischem Geschmack und genialem Weitblick über Wissenschaft, Kunst und Leben die allermeisten Kant-Bücher der Fachgelehrten übertrifft. Br.

„Time and the Gods". Von Lord Dunsany. London, William Heinemann.

Das unter diesem Titel erschienene Werk von Lord Dunsany ist eine poetische Phantasie, welcher eine religiös-philosophische Idee zugrunde liegt. Das Ineinander- und Gegeneinanderarbeiten von Gottesidee und Natur, und der schließliche Sieg der Götter als Naturkräfte, welche die Elementargewalten regieren, ist der Grundgedanke desselben.

Das Buch ist ein wertvoller Schatz für unsre heutige Literatur, in welcher zu oft das poetische Empfinden der Verstandesarbeit weichen muß; hier gehen beide Hand in Hand.

In „Time and the Gods" spricht ein verständiger Geist in der Sprache der Poesie, und gibt uns einen Blick in eine neue Welt — eine Welt der Träume einer Dichterseele.

Die Zeit ruht in den Händen der Gottheiten und diese im Schoße der Zeit. In diesem Sinne hat uns Lord Dunsany einen Schlüssel zu einem ideellen Reich gegeben, und das „Time and the Gods" titulierte Buch ist ein Tor zum Eingang in eine neue Gedankenwelt, in welche uns der Verfasser mit einer seinem eigenartigen Thema meisterhaft angepaßten Sprache einführt. Das Werk, welches durch seinen Inhalt und seine Schönheit der Sprache in England viel Interesse gefunden hat, wird sich auch in Deutschland warme Sympathie zu erringen wissen.

J. A. v. A.

Die Bücher Moses und Josua. Von Geheimrat Dr. D. Adalb. Merx, Professor in Heidelberg. Tübingen 1907, Mohr. (IV u. 160 S. 8°), M. 1.—.

Dieses Doppelheft der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" nimmt in ihren Reihen unbestreitbar einen besonderen Ehrenplatz ein. Die Darstellung ist großzügig und von jener echten Begeisterung durchströmt, die das Bewußtsein, ein Hauptstück des in heißer Forscherarbeit geleisteten Lebenswerkes darzubieten, naturgemäß einflößt. Der Verfasser gibt nämlich ein temperamentvolles Bild von seiner Gesamtansicht über die Aufgabe der Pentateuchforschung und stellt die ihm richtig scheinende Lösung dieser Aufgabe dar, indem er der Reihe nach die verschiedenen Schichten der im Pentateuch zusammengefügten Gesetze und Erzählungen vorführt. Er bekennt sich dabei nicht nur zu der neueren Hauptansicht vom allmählichen Ausbau der mosaischen Prinzipien in deren späteren Detaillierungen, sondern er gibt auch wertvolle Beiträge zur Befestigung dieser Ansicht. Sehr geschickt hat er es dabei vermieden, erst eine lange Gesamtgeschichte der Pentateuchkritik voranzuschicken, sondern er schaltet die Hauptzüge

dieser Geschichte an geeigneten Orten, wie namentlich S. 114 f., ein. Dafür hat er im Eingang seiner Darlegung einen weiten Ausblick auf die weltgeschichtliche Stellung der mosaischen Bücher eröffnet, und wie diese Partie seines Buches, so hat er alle Teile desselben mit höchst wertvollen vergleichenden Materialien, z. B. aus der arabischen Literatur, geschmückt, wie sie nur ein so sprachkundiger Forscher in emsigster Sammelarbeit aufspeichern konnte. So ist dieses Buch freilich etwas über den Rahmen der „Volksbücher" hinausgewachsen, aber die Schar derer, die dem Verfasser dafür danken, wird zweifellos eine große sein.

Ed. König.

Die politischen Bewegungen in Mecklenburg und der außerordentliche Landtag im Frühjahr 1848. Von Adolf Werner, Dr. phil. Berlin und Leipzig 1904, Dr. Walther Rothschild. (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, herausgegeben von G. v. Below, H. Finke, F. Meinecke. Heft 2.)

Die politische Bewegung in Mecklenburg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, die voll schwieriger Fragen und ernster Kämpfe war, aber schließlich für die Freunde einer neuen Verfassung ergebnislos verlief, wird hier in einem wesentlichen Teil ihres Verlaufes wissenschaftlich genau unter Herbeiziehung neuen Stoffes dargestellt. Da die Verfassungsfrage in Mecklenburg wieder in Fluß gekommen ist, so werden auch wohl weitere Kreise an dieser wertvollen Arbeit Interesse nehmen.

Br.

Klärchen. Roman von A. Sommer. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eine überaus fein erzählte, von stiller Tragik und Resignation erfüllte Herzensgeschichte, die uns in das grau getönte Milieu hamburgischen Großstadtlebens führt. Die kühle, starre Exklusivität der hamburgischen Großkaufmannskreise, denen der „Held", ein gutmütiger Schwächling, entstammt, läßt die anmutige Idylle seiner Liebe zu einem gediegenen und gutherzigen, aber gesellschaftlich unter ihm stehenden Mädchen nicht mit dem von beiden anfänglich erträumten Lebensbund, sondern mit einem langsamen Absterben der Gefühle und einem klanglosen Auseinandergehen ihren Abschluß finden. Die schlechthin meisterhafte Charakteristik und die subtile Kunst der Seelenanalyse, die besonders in der männlichen Hauptfigur des Buchs eine Glanzleistung vollbracht hat, der Reichtum an fein ausgeführten Einzelbildern und Episoden und die bewundernswerte Sicherheit in der Darstellung des Milieus der Hamburger Welt heben den Roman, der in seiner schlichten Lebenswahrheit an Theodor Fontane gemahnt, hoch aus der Masse der vergänglichen literarischen Modeware heraus und stellen die Verfasserin unbedingt in die erste Reihe der modernen Erzählerinnen.

R. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bauch, Dr. Bruno, Geschichte der Philosophie. IV. Neuere Philosophie bis Kant. Nr. 394 der „Sammlung Göschen". Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Gebunden 80 Pf.

Baumgart, Prof. Hermann, Elektra. Betrachtungen über das „Klassische" und „Moderne" und ihre literaturgeschichtliche Wertbestimmung. Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer. 90 Pf.

Birnbaum, Hermann, Dora. Novellen und Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.

Borght, Dr. R. van der, Finanzwissenschaft. Nr. 148 und 391 der „Sammlung Göschen". Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Gebunden 80 Pf. pro Bändchen.

Daniel Daniela, Aus dem Tagebuch eines Kreuzträgers von * * *. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—.

Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts. Heft 4 Düsseldorf. Heft 5 Frankfurt. Heft 6 Berlin I. Leipzig, E. A. Seemann. Abonnementspreis jeder Lieferung M. 2.—, Einzelpreis M. 3.—.

Dalmichen, Theodor, Monarchen und Mammonarchen. Berlin, Weissische Verlagsbuchhandlung.

Friedmann, P. L., Pan-Arisch. Vorschlag zur Ausarbeitung einer Internationalen Hilfssprache. Altona/Elbe, Cécil Bägel. M. 1.20.

Glaser, Prof. Dr. Rudolf, Griechische und deutsche Lyriker. Gießen, Emil Roth. M. 1.—.

Goldbeck, Eduard, Die Bazillenkutsche. Berlin, Marquardt & Co. Verlagsanstalt, G. m. b. H. M. 2.50.

Goldbeck, Eduard, Henker Drill. Schülerselbstmorde. Soldatenselbstmorde. Berlin. Marquardt & Co. M. 1.50.

Gottberg, Otto von, Theodore Roosevelt. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.50.

Grote, Georg August, Der „große Anfang". Eine aktuelle, populärwissenschaftliche Abhandlung für Freigeister aller Stände. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. M. 2.50.

Gurlitt, Prof. Dr. Ludwig, Schülerselbstmorde. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Heinzmann, Dr. Franz, Justinus Kerner als Romantiker. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. M. 3.60.

Hellwig, A., Verbrechen und Aberglaube. Bänd-

chen 212 von „Aus Natur und Geisteswelt". Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Hirschberg, Dr. Herbert, Aus der Mappe eines Dramaturgen. Heitere und ernste Plaudereien. Berlin, Hermann Paetel. M. 1.—.

Karo, Herbert, Ein Vorkämpfer moderner Weltanschauung. Gedenkworte an David Friedrich Strauß. Zürich, Rascher & Cie. M. 1.—.

Kirchner, Dr. Victor, Angelika Rosa. Lebensschicksale einer deutschen Frau im 18. Jahrhundert in eigenhändigen Briefen. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. Gebunden M. 3.—.

Koltan, J., J. Reinkes dualistische Weltansicht (Neovitalismus). Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.

Konrad, H. A., Sigurd. Sang aus der Piastenzeit. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. M. 2.—.

Kowalewski, Dr. Arnold, Arthur Schopenhauer und seine Weltanschauung. Halle a. S., Carl Marhold. M. 4.50.

Kreutzer, Guido, Und wenn es köstlich gewesen ist ... Roman. Berlin-Zehlendorf, Hermann Krüger. M. 2.—.

Krische, Dr. Paul, Worte, Werte, Werke. Lebensfragen der Gegenwart. Zweite Auflage. Leipzig, Asgard-Verlag. M. 2.50.

Kürschners Bücherschatz. Bändchen Nr. 617: Aus Mitleid. — Nie! Zwei Novellen von Alex. Baron v. Roberts. Berlin, Hermann Hillger Verlag. 20 Pf.

Lambrecht, Nanny (Alfa Ruth). Die Statuendame. Roman einer Ehe und eines Volkes. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 5.75.

Lessing, Theodor, Madonna Sixtina. Aesthetische und religiöse Studien. Mit 6 Farbendrucktafeln und 12 Textabbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. Kartoniert M. 3.—.

Liebermann, Prof. Dr. L. von, An die akademischen Bürger und Abiturienten höherer Lehranstalten. Zur Aufklärung in sexuellen Fragen. Halle a. S., Carl Marhold. 40 Pf.

Ludwig, Herbert (Müller-Nellüm), Lieder, die Euch selber eigen. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. M. 1.50.

Martin, Rudolf, Stehen wir vor einem Weltkrieg? Leipzig, Friedrich Engelmann.

Michaelis, Adolf, Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Bilde C. T. Newtons. Leipzig, E. A. Seemann. Gebunden M. 7.—.

Mirjam, F., Das Kätchen von Heilbronn. Eine Prophezeiung auf das Deutsche Reich. Karlsruhe i. B., Friedrich Gutsch. 50 Pf.

Moerschen, Dr. F., Die Psychologie der Heiligkeit. Eine religionswissenschaftliche Studie. Halle a. S., Carl Marhold. M. 1.—.

Neue Deutsche Schule. Eine Monatsschrift für pädagogische Reform. (Neue Folge.) Jahrgang 1908. Heft 1. Berlin, Freie Schulgemeinde G. m. b. H. Vierteljährlich M. 1.50, Einzelpreis pro Heft 60 Pf.

Reischach, Elisabeth Gräfin von, Eck von Reyschach. Historische Erzählung aus der Zeit der ersten Belagerung Wiens. Berlin, Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. M. 4.—.

Ribot, Th., Die Psychologie der Aufmerksamkeit. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. Dietze. Leipzig, Ed. Maerter. M. 2.50.

Richter, Gustav, Das kleine Problem. Eine Entwickelung. Berlin, Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. M. 3.—.

Rivista Fiorentina, Periodico mensile. Italiano, Francese e Inglese. Anno I, Giugno 1908. Firenze, Palazzo Pucci.

Schlicht, Freiherr von, Leutnants-Liebe. Humoreske. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—.

Schulte vom Brühl, Dr. Paul, Wir Untertanen der Mittelmässigkeit! Zeitgemässe Betrachtungen. Leipzig, Asgard-Verlag. M. 1.80.

Sperl, August, Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 8.50, in Leinen gebunden M. 10.—.

Spir, A., Gesammelte Werke. Band I: Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. Vierte Auflage mit Titelbild nebst einer Skizze über des Autors Leben und Lehre von Helene Claparède-Spir. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth. M. 12.—.

Stavenhagen, W., Ueber Küstenbefestigungen. Sonderabdruck aus „Nautikus" 1908.

Stockert-Meynert, Dora von, Vom Baume der Erkenntnis und andere Novellen. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. M. 2.50.

Volkmann. Wandern. Berlin, Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. M. 2.—.

Volkmann. Virorum obscurorum historiae. I. In philosophos. Berlin, Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 60 Pf.

Weber, J. Fritz, Die dunklen Pfade der Verbrecherwelt. Erzählungen aus den Erlebnissen eines Gendarmen. 3. Aufl. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. M. 2.50.

Wohlgemuth, A., Doktor Jansen. Eine Erzählung aus dem Leben. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. M. 1.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen über den Dänischen Feldzug von 1864

(Fortsetzung)

II. Vor Düppel

Den Tagen von Missunde und Arnis folgte die schwere, entbehrungsreiche und den kriegerischen Neigungen Friedrich Karls sehr wenig zusagende Einschließung und Belagerung der Düppler Schanzen, in die sich das dänische Heer größtenteils gerettet hatte. Sein Verhalten während dieser zehn Wochen ist damals und später der Gegenstand scharfer Kritik gewesen und erscheint noch heutigestags dank vorzugsweise den Veröffentlichungen einer wenn auch hochinteressanten, so doch häufig recht einseitig und abfällig urteilenden Memoirenliteratur[1]) vielfach in wenig günstiger Beleuchtung. Dem Prinzen Friedrich Karl selbst ist dies nicht verborgen geblieben. Der Freimut des Generals von Manteuffel war es vornehmlich, der ihn über die ihm wenig günstige Stimmung weiter militärischer Kreise rückhaltlos aufklärte. In einem sehr bemerkenswerten Briefe vom 10. Mai 1864 an den Prinzen führt der General die Summe aller Vorwürfe an, die gegen seine Handlungsweise vor Düppel damals erhoben wurden.

„Ich verberge es Euer Königlichen Hoheit nicht," so schreibt Manteuffel, „Sie werden streng kritisiert. Man wirft Euer Hoheit vor, der Auftrag, vor Düppel stehenzubleiben, sei Ihnen unangenehm gewesen, und weil Ihnen der Auftrag eben nicht gefallen, seien Sie verdrießlich geworden und nur halb und nicht mit fröhlichem, frischem Herzen an Ihre Aufgabe gegangen, darüber aber sei kostbare Zeit verloren worden. Man sagt dann, Euer Königliche Hoheit seien für Ihre Person untätig gewesen, haben wenig persönlich rekognosziert, seien erst spät am Tage zugänglich gewesen, haben die wichtigsten Geschäfte in Gegenwart einer Menge nicht zum Geschäft selbst gehörender Personen abgemacht, haben diese wichtigen Geschäfte vielfach mit zeitraubenden und die Gedanken zersplitternden Details unterbrochen. Man sagt, Euer Königliche Hoheit haben keine selb-

---

[1]) Um zu zeigen, bis zu welcher Schärfe und Ungerechtigkeit das Laienurteil damals sich über den Prinzen verstieg, sei hier nur auf einen Brief Gustav Freytags an Treitschke vom 12. Dezember 1864 (auf S. 32 des im Jahre 1900 veröffentlichten Briefwechsels) hingewiesen.

ständige Ansicht über das, was zu tun, gehabt, haben heute einem Projekt zugestimmt, seien den andern Tag unter den Eindrücken eines andern Einflusses davon abgegangen, haben dann wieder Ihre Zustimmung gegeben, und so sei ein Schwanken in der ganzen Kriegsleitung entstanden. Man führt an, Euer Königliche Hoheit haben als kommandierender General Instruktionen über die Wichtigkeit geschrieben, daß jeder Flankenangriff so eingeleitet werden müsse, daß er überraschend wirke, und haben dann den Artillerieangriff auf Düppel durch ein Flankenfeuer begonnen. Man sagt, alle diese Angriffsmomente seien stückweise angeordnet worden, haben des inneren, dem Zweck des Ganzen entsprechenden Zusammenhangs entbehrt. Man sagt, es sei schwer, eine Entscheidung von Euer Königlichen Hoheit zu erlangen, und es mache manchmal fast den Eindruck, als wenn es Euer Hoheit an Entschluß mangle. Man sagt ferner, Euer Hoheit haben nicht vermocht, sich auf den höheren Standpunkt eines Höchstkommandierenden zu stellen, sondern seien nur der kommandierende General des III. Armeekorps geblieben, haben alle andern Truppen, die unter Ihre Befehle gestellt worden, als etwas Fremdes, gewissermaßen nicht Gleichberechtigtes angesehen und behandelt.[1]) Man erzählt, Euer Hoheit ständen mit Ihren Umgebungen nicht mehr so gut, als dies beim Ausmarsch der Fall gewesen sei, und abwechselnd habe bald der eine, bald der andre eine bevorzugte, mehr oder minder einflußreiche Stellung eingenommen. Man sagt, Euer Hoheit seien bis zum letzten Augenblick unter dem Eindruck gewesen, die Schanzen seien schwer zu nehmen, und haben Ihre Gedanken daher nicht weiter als auf ihre Einnahme gerichtet, nicht aber zugleich auf die volle Ausbeutung des Sieges, wenn sie genommen. Deshalb habe ihre rasche Einnahme gewissermaßen überraschend auf Euer Königliche Hoheit selbst gewirkt und habe Sie verhindert, den Sieg zu benutzen, wodurch dem Gegner die Möglichkeit gegeben wurde, Alsen in ein verschanztes Lager zu verwandeln. Man sagt und erzählt noch viel Details und erzählt sie nicht in einer Auffassung, welche Euer Königlichen Hoheit günstig ist."

Wir kennen nicht die Antwort des Prinzen auf diesen Brief. Sollte sie noch irgendwo in Archiven wohlverwahrt ruhen, so wäre ihre Veröffentlichung mit Freude zu begrüßen. So wissen wir nur aus einem späteren Schreiben Manteuffels, daß Friedrich Karl den Brief richtig aufgenommen hat. „Es liegt in Ihrer Antwort etwas Edles," schreibt der General am 19. Mai, „es zeigt den Grundgedanken von Euer Königlichen Hoheit Natur, und das gibt mir Garantie für die Zukunft."

---

[1]) Auch der Oberpräsident von Pommern, Freiherr Senfft von Pilsach, schrieb dem Prinzen freimütig: „Die andre Klage bezieht sich auf die Vorliebe, die Euer Königliche Hoheit den Brandenburgern, Pommern u. s. w. schenken. Es wird behauptet, daß Höchstdieselben darüber andre Truppen zurücksetzen, namentlich soll dies bei den Garden und bei dem VII. Armeekorps der Fall gewesen sein. Inwieweit diese Klagen begründet sind, darüber stelle ich natürlich das Urteil in tiefer Ehrfurcht Euer Königlichen Hoheit anheim. Gewiß ist aber, daß sie existieren, daß sie eine nachteilige Verbreitung gefunden haben, und daß zum Beispiel die letztere Klage bis in die Wohnungen der westfälischen Bauern gedrungen ist."

Die nachfolgenden Ausführungen stehen unter dem Motto: „Audiatur et altera pars.“ Möge der Leser sich selbst am Schlusse sein Urteil bilden, wie weit die dem Feldherrn und Menschen Friedrich Karl damals und später gemachten Vorwürfe zutreffend gewesen sind, wie weit sein Verhalten erklärlich, entschuldigt und gerechtfertigt erscheint.

*

Noch aus Glücksburg berichtete der Prinz am 8. Februar eigenhändig an König Wilhelm:

„Meine Hoffnung ist darauf gerichtet, nicht zu dem Stilliegen vor Düppel verurteilt zu werden, wo kleine Schlappen unvermeidlich und ein großer Erfolg unmöglich ist. Die zehn Düppler Schanzen müssen durch eine regelmäßige Belagerung genommen oder bloß beobachtet werden. Nach Alsen können wir nicht, ehe man uns die feindliche Flotte vom Halse schafft. Der Krieg kennt keine Grenzen, und so wünsche ich mich nach Jütland, wo ich von Requisitionen leben würde.“

Zwei Tage später, am 10. Februar, äußert er sich über die ihm von Wrangel übertragene Aufgabe folgendermaßen gegen den König:

„Ich erhalte soeben Befehl, mit dem ganzen Korps morgen oder übermorgen in das Sundewitt zur Einschließung der Düppler Schanzen zu marschieren, sie eng einzuschließen, Batterien zu bauen und nicht eher zu stürmen, bis das Geschützfeuer schweigt. Das ist gewiß sehr richtig, nur geht es nicht so schnell. Ich werde die Schanzen zunächst nur so einschließen, daß meine Vortruppen zirka eine Meile von denselben abbleiben — eng ist ein relativer Begriff. Anders wäre es zu gefährlich. Ich sehe diesen Auftrag vielleicht anders an als der Feldmarschall. Er scheint ihn als einen Auftrag, wie er im Feldkriege vorkommt, zu behandeln, ich sehe darin den Festungskrieg. Eingedenk der übeln Erfahrungen von 1848/49 und in Anbetracht, daß die Stellung von Düppel, d. h. der Kranz von Schanzen, enger als damals, sehr stark armiert, mit andern Worten viel stärker ist, bin ich entschieden für eine Belagerung, wenn überhaupt dieser Brückenkopf genommen und nicht bloß beobachtet werden soll, welches letztere nach meiner Meinung ausreicht. Ich bitte daher Eure Majestät inständigst, die Sachlage prüfen zu lassen, eventuell zu befehlen, daß eine Belagerung eintritt, und daß Eurer Majestät Truppen nicht, bloß um Verluste zu haben, gegen eine Stellung gejagt werden, die nicht ausgedehnt wie die Danewerke, sondern in der Tat eine Festung ist ... Die Einschließung, Beschießung und resp. Belagerung von Düppel drängt nicht. Ob das vier Wochen früher oder später geschieht, bleibt sich gleich. Ich bitte Eure Majestät inständigst, daher auf die Witterung Rücksicht nehmen zu lassen.“

Wrangel gab sich in der Tat in diesem Zeitpunkte noch der Hoffnung hin, daß es vielleicht gelingen werde, nach Beschießung durch Feldgeschütze die Räumung der Schanzen zu erzwingen, wie er in einer Weisung an den Prinzen am 15. Februar [1]) aussprach. Prinz Friedrich Karl hingegen erklärte in einem Bericht

[1]) Preuß. Generalstabswerk I S. 254.

an den König vom 16. Februar, daß er von der ihm gelassenen Freiheit, die Unternehmungen nach eignem Ermessen zu leiten, Gebrauch machen und einen Angriff auf die Schanzen mit Feldgeschützen nicht versuchen werde, und forderte für den Fall, daß die Fortnahme der Schanzen notwendig erscheinen sollte, schon jetzt die Ueberweisung schwerer Geschütze. Am 18. Februar schreibt der Prinz eigenhändig nochmals dem König aus seinem neuen Hauptquartier Gravenstein: „Be-



lagerungsgeschütz ist mir ganz notwendig ... Sollte es eine politische Notwendigkeit sein, die Schanzen zu nehmen? Es kostet viel Menschen und Geld. Die militärische Notwendigkeit leuchtet mir nicht ein. Heraus lasse ich die Dänen nicht, auch tragen meine Kanonen schon bis Alsen. Doch wie Eure Majestät befehlen werden."

Der König beschränkte sich zunächst darauf, den Prinzen mit dem Gedanken der ihm übertragenen Aufgabe auszusöhnen, die er eine „ehrenvolle" nannte, „da sie ihn mit seinen Truppen in fortgesetzter, fechtender Aktivität er-

halte".[1]) Ueber die Frage, ob regelrechte Belagerung, ob Sturm ohne schwere Geschützwirkung, ob bloße Beobachtung, traf er jedoch vorerst keine Entscheidung.

Prinz Friedrich Karl begründet seinen von Anfang an in voller Uebereinstimmung mit Blumenthal verfochtenen Standpunkt in seinen „Erinnerungen u. s. w." durch folgende Darlegung:

„Düppel war ein Stück Sebastopol. Eine von Natur starke Stellung von der Art, daß sie in der Feldschlacht nur ungern von einem weit überlegenen Gegner angegriffen werden würde, in beiden Flanken durch das Meer und die Kriegsschiffe und durch Batterien auf Alsen geschützt, war sie durch zehn Schanzen befestigt. Zwei derselben (VII und IV) lagen nicht in erster Linie. Die Schanzen waren mit hundert Kanonen des schwersten Kalibers armiert und so angelegt, daß sie sich durch Kartätschenfeuer und Gewehrfeuer gegenseitig flankierten und schützten. Das Terrain war gut benutzt und weit vor den Schanzen bestrichen... Die Werke waren sturmfrei. Eingeschlossen konnten sie nicht werden. Die zwei Brücken bei Sonderburg, durch starke Brückenköpfe, die man von nirgendsher sah, geschützt, ermöglichten eine beliebige Ablösung der Besatzung, den steten Munitions- und Geschützersatz und gestatteten eine beliebige Erholung der Truppen in guten Kantonnements auf dem reichen Alsen, das mit dem Mutterlande per Telegraph und Dampfschiff in regelmäßigem Verkehre stand. Die Schanzen waren untereinander nicht verbunden, so daß dieses befestigte Düppel vor jeder Festung, der es im übrigen gleichzuachten war, den immensen Vorteil voraus hatte, den Angreifer stets durch Ausfälle zu bedrohen. Bei Düppel konnten zu jeder Zeit des Tages und der Nacht alle Waffen zum Gefecht entwickelt zwischen den Schanzen vorbrechen und ebenso unter dem Schutze ihrer weittragenden allerschwersten Geschütze sich wieder zurückziehen. Dasselbe konnte die ganze feindliche Armee, die dort stand, deren Stärke zwischen achtundzwanzig und einunddreißig Bataillonen geschwankt hat, gleichzeitig unternehmen. Daß sie es nicht tat, wie sich später erwies, ist ihre Sache, aber sie konnte es tun, wenigstens bis zum 17. März. An diesem Tage tat sie ähnliches, aber nicht mit dem gehörigen Nachdrucke, und wurde bei diesem Gefecht von unsrer Ueberlegenheit im freien Felde dermaßen überzeugt, daß sie es nach dem 17., wohl von ihrem Standpunkt aus mit Recht, künftig unterließ.[2]) Später, als die Dänen die Schanzen kurtinenartig mit Laufgräben verbunden und sich wegen unsrer Granaten höhlen-

---

[1]) Privatbrief an den Prinzen vom 16. Februar.

[2]) Ueber die Entstehung dieses Gefechts berichtet Blumenthal an Moltke am 20. März: „Am 17. 11 Uhr mittags kam der Prinz auf meine Stube und sagte, es müsse am heutigen Tage noch etwas geschehen... Auf meine Entgegnung, daß wir erst am 19. näher an die Festung herangehen müßten, um genauer zu rekognoszieren, da wir in den Straucharbeiten noch zu weit zurück seien, drückte er mir noch einmal den Wunsch aus, ein Gefecht zu haben, und wurden nun die Befehle an Roeder und Goeben gegeben, nachmittags Düppel und Rackebüll zu nehmen. Da die Dänen gerade in demselben Augenblick einen kleinen Vorstoß oder vielmehr eine Rekognoszierung gemacht hatten, so entspann sich das für unsre Infanterie sehr glänzende Gefecht bei Oster-Düppel, das mit unserm nahen Herangehen an die Festung endigte."

artig und mit zahllosen Traversen in und hinter denselben verbaut hatten, hörte dieser offensive und bedrohliche Charakter der Festung auf . . .

Ich will nicht in Abrede stellen, daß der Feldmarschall und das Große Hauptquartier im allgemeinen in mir den Mann suchten und von mir hofften, ich würde Düppel berennen und ohne weiteres nehmen. Mehr als Winke aber sind mir in dieser Hinsicht gewiß nicht gemacht worden.[1]) Gegen solches Tun sträubte sich mein Herz und mein Verstand. Ich habe solche Absicht nie gehabt, weil ich keinen Erfolg, sondern immense Verluste voraussah und keinen Vorteil für den Krieg erkannte . . . Eine andre Sache wäre es gewesen, wenn ich am 8. Februar in der Verfolgung und im Kampfe mit den Dänen, die ich vorher schon großenteils eingeholt und gefangengenommen hätte, an die Werke gelangt wäre. In diesem Falle war ein Versuch vielleicht geboten, jedenfalls denkbar und erlaubt. Ein günstiger Nebel und die nächste Nacht hätte das Unternehmen vielleicht ebenfalls gelingen lassen . . .

Es gab in Berlin Leute, welche die Feldartillerie für eine Belagerung ausreichend fanden. Ich war nicht der Meinung, ich wollte und wünschte keine Belagerung, haßte den Festungskrieg und hatte ihn daher nicht studiert. Ich verglich mein widriges Geschick mit dem des Prinzen August, der immer dadurch mein höchstes Bedauern erregt hatte, daß man diesem so ausgezeichneten und tapferen Prinzen seine Brigade, mit der er so glorreich gefochten, nahm und ihn zur Belagerung gewisser kleiner französischer Plätze bestimmte. Ich fand unsre Ehre auch vor Düppel in keiner Weise engagiert, wie ich denn überhaupt die Ansicht nicht teile, daß zwischen Nationen und Armeen dieselben Begriffe von Ehre maßgebend sein dürfen, die zwischen zwei Individuen maßgebend sind. Meines Erachtens steht hier die Frage der Nützlichkeit im Vordergrunde und ist entscheidend. Ich war der Meinung, daß ich meinen Zweck im Sundewitt erfüllte, wenn ich recht viele Feinde an Düppel und Alsen fesselte, damit unsre Korps im Norden und vor Fredericia leichteres Spiel hätten, meine Aufgabe sei, den Feind nicht aus dem Sundewitt herauszulassen und ihn in der Feldschlacht zu schlagen, wenn er den Versuch machte, mich zu überrennen. Das konnte man von mir verlangen, dazu reichte meine Minderzahl hin. Aber ich zog die Belagerung immer noch dem gefürchteten Befehl, Düppel zu berennen, vor."

Ganz auf des Prinzen und Blumenthals Standpunkt stand der Chef des Generalstabs der Armee, General von Moltke.[2]) Er bezeichnete in einem Bericht

---

[1]) Bis zum 22. Februar gab Wrangel sich dieser Hoffnung hin. Nach dem Gefecht bei Rübel jedoch, dem er beiwohnte, hob er in seinem am 23. Februar an den König erstatteten Bericht sehr wesentlich die Schwierigkeiten selbst einer regelrechten Belagerung hervor und betonte, daß „die Eroberung dieses kleinen Erdenwinkels" noch immer nicht die Entscheidung herbeiführen würde, daß diese vielmehr in Jütland zu suchen sei.

[2]) Auch Goeben schreibt am 13. Februar: „Ich höre, daß man noch diskutiert, ob die Schanzen angreifen oder nicht. Ich bin dagegen, sie mit Gewalt, durch Sturm u. s. w. anzugreifen, wünschte, daß wir sie vermittelst tüchtiger gezogener Artillerieparks vornähmen." Und am 15. Februar: „So ist denn von Berlin aus auf den Angriff der Schanzen ge-

an den König vom 22. Februar „die weitere Okkupation von Jütland militärisch gewiß als die richtigste Maßregel“. „Die Einnahme der verschanzten Stellung von Düppel kann, wenn nicht eine gänzliche Demoralisation der dänischen Armee eingetreten sein sollte, nur auf dem Wege einer mehrwöchigen Belagerung erreicht werden, während wir unter bloßer Beobachtung von Fredericia imstande sind, Jütland in wenigen Tagen zu erobern“ ... Sollte die weitere Besetzung Jütlands jedoch (aus politischen Gründen) vom Wiener Kabinett nicht zu erreichen sein, „so würde allerdings ein ernsthafter Angriff auf Düppel notwendig

---

drängt, und auch hier im Hauptquartier erheben sich Stimmen dafür, während der Prinz selbst und auch Blumenthal dagegen sind, den Brückenkopf vielmehr erst nach Ankunft von Belagerungsgeschütz systematisch angreifen wollen, überzeugt, daß mit Feldgeschütz nichts Wesentliches ausgerichtet werden kann und ein Sturm jedenfalls sehr blutig und dabei von zweifelhaftem Erfolge sein werde. Ich bin ganz entschieden der letzteren Ansicht. Ich würde es für Torheit und Sünde halten, Sünde gegen Preußen und selbst gegen den preußischen Waffenruhm, aus Gründen der Eifersucht (auf die Erfolge der Oesterreicher) u. s. w. Blut leichtsinnig zu vergießen, wo nicht nur der Erfolg auf anderm Wege sehr viel leichter zu erringen ist, sondern auch das Blutvergießen gar leicht ganz fruchtlos sein kann.“

Wie selbst die sogenannten „Heißsporne“ über die Frage eines Sturmes ohne vorangegangene regelrechte Belagerung dachten, erhellt aus einem Briefe des dem Prinzen persönlich nahestehenden Majors von Jena vom 60. Regiment, der früher in österreichischen Diensten 1848 an der Seite des Barons von Reischach die Barrikaden von Vicenza gestürmt hatte. Er schreibt: „Als ich nach dem Gefecht vom 18. März unsern Prinzen Friedrich Karl auf einem Berge traf, ritt ich hin, und er empfing mich mit den Worten: ‚Nun, Jena, der alte General Reischach hat geschrieben, Sie sollten uns erzählen, wie er mit Ihnen Schanzen gestürmt hätte. Was meinen Sie zu diesen Schanzen?‘ — ‚Ja, Königliche Hoheit,‘ sagte ich, ‚solche Dinger *haben* wir gestürmt,‘ und ich zeigte auf die kleinen Schanzen des Hügels neben uns. ‚Wenn ich jetzt gegen dreifache Uebermacht die Dänen angreifen soll, die im *freien Felde* stehen, so werde ich es mit Freuden tun. Wenn Königliche Hoheit aber von *solchen* Schanzen sprechen, so erkläre ich, wir können sie ohne Belagerung nicht nehmen, denn es sind nicht Schanzen, es ist eine formidable Festung.‘ Der edle Prinz war sehr freundlich und gnädig und sagte mir, ich könne ganz überzeugt sein, daß ohne regelrechte Belagerung nach aller Form wir nicht stürmen würden.“ Vgl. „Erinnerungen an einen Heimgegangenen.“ 1864. Jena fiel am 13. April in einem der letzten Gefechte vor Düppel.

Demgegenüber sei es dem Urteil des Lesers überlassen, wie die am 14. Februar niedergeschriebene Anschauung Stoschs (Denkwürdigkeiten S. 54) zu bewerten ist: „Ich bin unzufrieden mit dem Prinzen Friedrich Karl. Nach dem fünfzigjährigen Frieden tat dem preußischen Staate nichts so not wie eine glänzende Waffentat. Nun hat er sich durch sein Manövrieren jede positive Tätigkeit genommen, die Oesterreicher haben allein Schleswig erobert, und die Dänen sind fast unbehelligt in eine so starke Stellung gegangen, die man schließlich doch mit Sturm nehmen muß. Jetzt wünsche ich, daß der Prinz die Düppler Schanzen und die Insel Alsen nimmt, beide mit *seinen* Truppen, fürchte aber, daß er bei seiner sich überall kundgebenden Neigung zu Künsteleien nicht den einfachen, geraden Weg einschlägt, sondern Ueberfälle, Nachtgefechte vorzieht. Blut fließt dabei, aber das ist in der Weltgeschichte wie auf dem Ackerboden ein fruchtbringender Stoff. Die einfache Taktik, welche ihr Ziel im Totschlagen des Gegners sucht, hat zu allen Zeiten die schönsten Erfolge gewonnen. Ich stelle den Prinzen hoch in seiner Gabe, auf die Truppen zu wirken, und in seiner persönlichen Bravheit, aber ich halte ihn für keinen Schlachtengewinner, für keinen Feldherrn.“

werden, da ein gänzlicher Stillstand der Operationen zu keinem Ziele führe und die Gefahr der Lage verlängere und steigere. Alle nötigen Mittel zu einem solchen Angriff, also namentlich die Ausrüstung eines Belagerungstrains, dürften daher schon jetzt vorzubereiten sein." [1]) In einem Privatbriefe vom 28. Februar an Blumenthal sprach sich Moltke dahin aus: „Der Angriff auf Düppel kostet Zeit, Geld und Menschen und ist selbst im Fall des Gelingens fast nur ein negatives Resultat." [2]) Denselben Gedanken sprach er am 27. Februar dem Kriegsminister Roon gegenüber aus. [3])

Wie Prinz Friedrich Karl bis zur endgültigen Entscheidung der Belagerungsfrage seine Aufgabe vor Düppel ansah, erhellt aus folgender Darlegung in den „Erinnerungen u. s. w.":

„Was mein Korps im Sundewitt sollte, lag auf der Hand, und ich erkannte als Zweck, der im Norden operierenden Armee Flanke und Rücken zu decken und die dänische Armee, welche sich mit Ausnahme einer Division und des größten Teils der Kavallerie nach dem Sundewitt und nach Alsen abgezogen hatte, in Schach zu halten. Hierzu genügten die 23 Bataillone, die zur Stelle waren, völlig. Meine Gedanken beschäftigten sich in den nächsten Tagen nur damit, meine Truppen bequem und gesund, wenn auch freilich sehr eng unterzubringen, aber doch so, daß sofort an bestimmten Punkten widerstandsfähige Kräfte, nach einigen Stunden das ganze Korps konzentriert sein könnten. Ich mußte die Eigentümlichkeit des Terrains studieren, um den Schlappen aus dem Wege zu gehen, die uns in früheren Feldzügen zugestoßen. Die Gelegenheit zur Führung des kleinen Krieges, der den Offizier und Soldaten mehr als alles andre an Gefechte und Krieg gewöhnt, und wofür wir aus unsern Garnisonen eine bessere Schulung als die Dänen mitbrachten, war günstig und mußte benutzt werden. Dies geschah denn auch sofort mit der größten Passion von fast allen Seiten. Die Truppen hatten freie Hand. Nur wenn mehr als ein Bataillon eine Unternehmung machte, sollte es mir gemeldet werden. Indem ich den kleinen Krieg an die feindlichen Vorposten spielte und diese einschüchterte, gewann ich Ruhe, Sicherheit und das moralische Uebergewicht, diese Vorbedingung zum Erfolge ... Durch die Besetzung der Halbinsel Broacker [4]) rückte ich den Schanzen näher, verfügte über eine Menge reicher und guter Quartiere, und vor allen Dingen, ich etablierte eine Art Zwickmühle für die Dänen. Gingen sie gegen Broacker vor, so konnten sie von meiner Frontalaufstellung aus in die Flanke genommen werden. Dasselbe war von Broacker aus der Fall, wenn sie gegen meine Front vorstießen. Hierdurch wurde offenbar die Sicherheit meines Korps im ganzen wesentlich gefördert. Die Besitzergreifung von Broacker führte aber noch zu einem andern Vorteil, den ich mir anfangs wohl nicht versprochen hatte,

---

[1]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864, S. 86 ff.

[2]) Ebenda S. 90.

[3]) Ebenda S. 88.

[4]) Broacker wurde nach einem Brückenschlag bei Ekensund am 17. Februar ohne Kampf besetzt.

nämlich zu einem Einblick in einen großen Teil des Terrains hinter den Schanzen . . .

Auf alle Fälle waren Rekognoszierungen nötig, ohne daß bis jetzt eine bestimmtere Absicht, als allgemeine Kenntnisse zu erlangen, mit ihnen verbunden gewesen wäre. Die dänischen Vorposten standen auf mehr als starke Kanonenschußweite vor ihren Schanzen, und die Blicke, die Colomier von Broacker, von der Nübel-Mühle und vom Kirchturm von Satrup aus tat, genügten nicht. Um diesen Herrn und andre heranzuführen, waren also Gefechte nötig, ein Zurückdrängen der feindlichen Vorposten. Es genügte meist, diesen Gefechten einen lokalen Charakter zu geben, denn es kam immer darauf an, einen bestimmten Point de vue zu erreichen, nicht darauf, über die ganze lange Linie den Alarm zu verbreiten und ein allgemeines Engagement unter den Kanonen der Schanzen herbeizuführen.“ [1])

Der König entschied sich für ein vorläufiges Abwarten vor Düppel und suchte zunächst das Wiener Kabinett zu einer Besetzung von Jütland zu bestimmen. Sollten diese Bemühungen jedoch ohne Erfolg sein, so sei zur förmlichen Belagerung der Schanzen zu schreiten. Für alle Fälle wurde daher am 26. Februar die Mobilmachung des vom Prinzen am 21. Februar als Mindestmaß notwendig bezeichneten Belagerungsmaterials angeordnet.

Ueber diese Entscheidung schreibt der Prinz: „Das Nachgeben und Eingehen auf meine Ansichten setzte mich à mon aise, und ich fing an, mich mit meinem Aufenthalt im Sundewitt auszusöhnen, der schöne Gelegenheit gab, die Truppen an den Krieg und an Arbeit und Entbehren, was die Schule des Soldaten ist, zu gewöhnen . . . Gab es doch für die Truppen im Norden eher weniger zu tun als hier, sagte ich mir. Die Idee der Berennung war ein überwundener Standpunkt, es konnte höchstens noch zur Belagerung, dem kleineren von zwei Uebeln, kommen. Es war Zeit gewonnen in jedem Falle.

Für eine Belagerung wollte ich nun aber unter allen Umständen diejenigen Mittel erhalten, die Blumenthal und besonders Colomier — auf welche ich mich als Laie im Festungskrieg verließ und verlassen konnte — für nötig hielten . . . Der einfachste Weg, zum Ziele zu gelangen, schien mir der, nachdem das Bedürfnis auf das knappste festgesetzt, den Oberst Colomier direkt zum Könige zu schicken. Blumenthal war mit diesem kühnen Schritt einverstanden, und so reiste Colomier ab.“

Oberst Colomier legte in Berlin den von ihm selbst ausgearbeiteten Angriffsplan vor, in dem das noch erforderliche Geschützmaterial auf das knappste berechnet war. Da nach der von Manteuffel in Wien am 2. März zustande gebrachten „Punktation“ das Hauptziel der weiteren kriegerischen Unternehmungen die Einnahme der Stellung von Düppel-Alsen bilden sollte, so genehmigte der König am 3. März die Vorschläge Colomiers.

---

[1]) Moltke war gegen solche Gefechte, weil sie in das Geschützfeuer der Schanzen führen müßten und die bloße Unterbrechung der dänischen Arbeiten deren Wiederaufnahme und Vollendung nicht hindern könne.

Indessen an die Gewährung der geforderten Belagerungsmittel war eine das freie Handeln des Prinzen beengende Vorschrift geknüpft. Der König selbst schrieb ihm am 3. März: „Ich kann Colomiers Ansicht nicht beitreten, daß man mit dem Anfang der Beschießung warte, bis alle Geschütze vereint sind, sondern bin dafür, daß der Anfang gemacht wird, wenn die erste Sendung eintrifft, da man ja nicht wissen kann, was dies schon für einen Effekt haben kann. So lange die Truppen in Untätigkeit zu lassen, ist nicht ratsam, und daher scheint es mir unerläßlich, daß Du öfters durch größere nächtliche Unternehmungen die neuen Schanz- und Verkleidungsarbeiten des Feindes zu zerstören suchen mußt, wodurch die Truppen beschäftigt und der Feind zu großen Reparaturarbeiten genötigt wird. Der ernste Angriff auf Düppel darf nicht unterbleiben, während wir in Jütland vorgehen." In demselben Sinne war in einem Schreiben des Kriegsministeriums an Wrangel die Erwartung ausgesprochen, daß die bewilligten Geschütze sogleich nach Maßgabe ihres Eintreffens zur Störung der feindlichen Verstärkungsarbeiten in Tätigkeit gesetzt würden. Wrangel betonte daraufhin unter Uebersendung dieses Schreibens an Prinz Friedrich Karl die Notwendigkeit, den Beginn der Belagerung nicht bis zum Eintreffen sämtlicher schweren Geschütze zu verschieben.

Der Prinz und Blumenthal versprachen sich hingegen von einem allmählichen Auftreten der nach und nach eintreffenden Belagerungsgeschütze nur wenig Erfolg und hielten, übrigens wiederum in voller Uebereinstimmung mit Moltke, [1]) dafür, daß der Angriff als einheitliches Unternehmen mit allen zur Verfügung gestellten Mitteln gleichzeitig begonnen und bis zu deren völligem Eintreffen aus Rücksicht auf die Schlagfertigkeit der Truppen auch von einer engeren Einschließung Abstand genommen werden müßte. Indessen dem strikten Befehl mußte zunächst Folge gegeben werden. „Ich war also nicht imstande," schreibt der Prinz in seinen „Erinnerungen u. s. w.", „wie es Vernunft und Erfahrung vorschrieben, in Front und Flanke gleichzeitig das Feuer gegen die Werke zu beginnen." So wurden denn die zuerst eintreffenden schweren Geschütze bei Gammelmark auf der Halbinsel Broacker nach Ueberwindung mancher, den Feuerbeginn verzögernder Schwierigkeiten in Stellung gebracht und eröffneten am 15. März über den Wenningbund ein flankierendes Feuer gegen den linken Flügel der Schanzen und gegen Sonderburg. „Der Angriff der Flanke begann also vierzehn Tage vor dem der Front. Der moralische Effekt ging verloren; die Dänen erhielten Zeit, sich zahlreiche Traversen zu bauen, und das Feuer mußte aus Mangel an Munition nach wenigen Tagen eingestellt werden, als mir per Geschütz etwa noch fünfzig Schuß blieben. Diese mußte ich mir bewahren, damit die Batterien einen Kampf mit der Flotte, den wir erwarteten und hofften, führen könnten."

[1]) Moltke sagt in einem Privatbriefe vom 8. März an Blumenthal: „Ich habe mich in einer Konferenz bei Seiner Majestät nur dagegen aussprechen können, daß das Belagerungsgeschütz nach und nach in Tätigkeit gesetzt werden soll, weil ich glaube, daß aller Batteriebau und, wenn möglich, die Einführung der Geschütze in ein und derselben Nacht erfolgen müßte." Moltkes Militärische Korrespondenz 1864, S. 99.

Der Prinz hatte jedoch seinen abweichenden Standpunkt schon am 8. März in einer Eingabe an den König zum Ausdruck gebracht und sich dabei darüber beschwert, daß er durch die Weisungen Wrangels in der ihm zugestandenen Selbständigkeit beschränkt worden sei. Die Folge davon war eine ziemlich scharf gehaltene Allerhöchste Kabinettsorder vom 14. März, in der zwar ausgesprochen wurde, daß die vom Kriegsministerium über die Verwendung der Belagerungsartillerie entwickelten Gesichtspunkte nicht als bindende Vorschrift zu betrachten seien und die Selbständigkeit der Angriffsleitung nicht beschränken sollten, die aber doch den Vorwurf durchblicken ließ, daß der Prinz seine Aufgabe bisher nicht mit gehörigem Nachdruck betrieben habe. Als Richtschnur für sein weiteres Verhalten hieß es: „Nachdem ich den Angriff auf die Stellung bei Düppel befohlen und dieser Absicht durch Absendung des Belagerungsparks, und zwar in der von Ihnen begehrten Stärke, einen offenkundigen Ausdruck gegeben habe, muß dieser Angriff energisch durchgeführt werden. Auch kann ich bei der Zulänglichkeit der disponiblen Mittel und der anerkannten Tüchtigkeit der Truppen keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß diese Aufgabe mit Umsicht und Nachdruck versucht, den entgegenstehenden Schwierigkeiten ungeachtet auch glücklich gelöst werden wird.“ Privatim fügte der König in einem Schreiben vom 16. März,[1]) gewissermaßen begütigend, hinzu: „Weder ich noch Roon denken daran — Hofkriegsrat spielen zu wollen; wenn wir also Dir auch keine Befehle geben, wie Du operieren sollst, so müssen wir doch unsre Ansichten aussprechen, die Eingang bei Dir finden werden, wenn sie nach den Umständen angängig sind.“

Auch Manteuffel suchte ganz im Sinne des Königs und Roons auf eine Beschleunigung des Angriffs hinzuwirken. Er tat dies in der für ihn charakteristischen Art durch einen Appell an die moralische Seite der Kriegführung. In einem Schreiben vom 10. März an den Prinzen sagte er:

„Die Augen der Welt sind auf Euer Königliche Hoheit gerichtet, und Ihr Lorbeer liegt in Düppel. Die Augen aller Militärs sind um so strenger aufmerksam, als der Korpsbefehl über Missunde verletzt hat: Man will den Beweis, daß Euer Königliche Hoheit berechtigt sind, napoleonische Sprache zu führen. Euer Königliche Hoheit müssen das Düppel bald nehmen. Tun Sie das jetzt, nachdem schweres Geschütz eingetroffen, so sagt das Urteil, Ihr früheres Zögern sei weise Vorsicht und Rücksicht auf Soldatenblut gewesen; verlangen Euer Königliche Hoheit aber immer mehr Geschütz, verzögern Sie den Angriff immer länger, so gerät Zweifel an der Entschlossenheit Euer Königlichen Hoheit in die Gemüter, und ich wünsche für die Armee und für Euer Königlichen Hoheit Person und die Hoffnung, die ich auf diese setzen muß, nicht, daß ein Waffenstillstand geschlossen wird, während unsre Truppen noch v o r Düppel stehen. Es handelt sich hier nicht um die Wichtigkeit der Position, nicht um die Frage, ob sie ohne Alsen zu halten, ob Alsen zu erobern, ob ohne dessen Eroberung die Einnahme von Düppel nicht wertlos —, es handelt sich um den

[1]) Abgedruckt in Moltkes Militärischer Korrespondenz 1864, S. 104.

Ruhm der preußischen Armee, um die Stellung des Königs im europäischen Rat. Der Preis ist Ströme Blutes wert, und um ihn wird es mit Freuden vergossen vom höchsten Offizier bis zum Tambour herab. Haben Euer Königliche Hoheit das schwere Geschütz, so lassen Sie die Einleitungen nicht langsam, pedantisch, sondern unter dem Kommandowort treffen und entfernen Sie lange Gesichter und Schwierigkeiten durch das Zauberwort ‚Ich will‘."

Es dürfte heute wohl keinem Zweifel unterliegen, daß, vom militärischen Gesichtspunkt betrachtet, der Prinz, Blumenthal und Moltke im Recht waren. Der Hauptgrund jedoch, warum der König, Roon und Manteuffel so energisch auf eine Beschleunigung des Angriffs drangen, lag in den von Manteuffel angedeuteten politischen Verhältnissen: Preußen mußte unter allen Umständen vor dem Zustandekommen der von England fortgesetzt erstrebten Konferenz einen eklatanten Waffenerfolg aufzuweisen haben.

Dem Prinzen und Blumenthal lag freilich ebensoviel an dem Ruhm der preußischen Armee. Ihre ganze militärische Denkungsweise war darauf gerichtet. Weil sie aber in der Beschleunigung des Angriffs nur eine leichtsinnige und gefahrvolle Ueberstürzung und in der regelrechten Belagerung keinen ausschlaggebenden, großen Schlag erblickten, entstand bei ihnen der kühne Plan, durch einen Uebergang nach Alsen das dänische Heer zu vernichten und gleichzeitig die Düppler Schanzen zu Fall zu bringen: das sogenannte Projekt von Ballegaard. Allgemein gilt Blumenthal als der Schöpfer dieses Planes, und sicherlich ist er auch in seinem Kopfe unbeeinflußt durch andre gereift. Nicht aber hat erst er den Prinzen dafür gewonnen, sondern ist bei seinen Vorschlägen nur einem bereits vorhandenen Lieblingsgedanken des Prinzen begegnet. Dieser selbst erzählt darüber:

„Mir sprach damals zuerst der Major von Bonin, mein Adjutant, davon, dem sein Vater, der jetzt verstorbene General der Infanterie,[1]) Bezügliches geschrieben hatte. Der General Bonin war mir stets gewogen und ließ mir diesen Wink zukommen, damit ich mir einen großen Namen machen möge. Ich erfaßte den Gedanken, besprach ihn mit Blumenthal, dem er sehr gefiel, und stellte ihn in meinem eigenhändigen Schreiben an den König vom 10. März schon als ein Projekt, als eine Notwendigkeit hin. Zwar war der Gedanke nicht neu, aber er wurde von mir hier zur rechten Zeit, als niemand daran dachte, und insofern als neu vorgebracht." [2])

Nachdem Blumenthal sich im Auftrage des Prinzen in Wrangels Hauptquartier begeben, dort den Plan näher dargelegt und die Zustimmung des Feldmarschalls dank der kräftigen Fürsprache des Kronprinzen erlangt hatte, wandte sich der Prinz am 10. März brieflich an den König:

---

[1]) General von Bonin, der frühere Kriegsminister, † 1865.

[2]) In seine „Notizen zum Gebrauch im Felde" hatte der Prinz schon lange vor dem Feldzug einen Auszug aus den Erinnerungen des polnischen Edelmannes von Paseck (1840) aufgenommen über den kühnen Zug des Woiwoden Czarnicki, der mit dreihundert Reitern am 4. Dezember 1659 schwimmend über den Alsensund setzte.

„Da mir der Angriff, zu dem ich mich niemals gedrängt habe, übertragen worden ist, so habe ich darüber nachgedacht, in welcher Art ich so viele Chancen als nur möglich für den Erfolg mir verschaffen könne. Hierauf bezog sich die Mission des Obersten von Blumenthal, die ja erfolgreich gewesen ist, soweit es vom Feldmarschall abhängt. Ich muß nach Alsen. Der Uebergang nach dieser Insel ist Mittel zum Zweck, um die Düppler Schanzen zu nehmen. Wenn ich aber auf Alsen die feindliche Hauptmacht vernichte oder zum Gewehrstrecken bringe, so ist dies wohl der entscheidendste Schlag, der den Dänen beigebracht werden kann. Dieser Uebergang nach Alsen tritt somit als Ziel der Operation in den Vordergrund. Um nach Alsen zu gehen, bedarf ich der Flotte beinahe notwendig. Ueber die Absichten Euer Majestät wegen Allerhöchstihrer Flotte wußte der Feldmarschall nichts Genaueres, und es ist dies der eigentliche Grund, warum an Euer Majestät ich diese alleruntertänigsten Zeilen richte und meinen Vortrag halte. Mein Wagnis ist sehr groß, wenn die Flotte nicht erscheint, aber nicht so groß, daß ich davor zurückschrecke; nur können allerdings noch Vorfälle eintreten (Erscheinen dänischer Kriegsschiffe, Sturm), die mir verbieten, es zu unternehmen — Dinge, welche ich nicht vorhersehen kann ..."

Der Prinz entwirft nun seinen Plan im einzelnen ohne Mitwirkung der Flotte, der darin gipfelt, bei Nacht, während die Belagerung im Gange sei, bei Ballegaard mit Pontons zunächst die ganze 13. Division, dann die vom Feldmarschall noch zur Verfügung gestellte 10. Brigade überzusetzen. „Alles dies, namentlich das Uebersetzen dessen, was auf die Fähren soll, und die Zeitdauer des Unternehmens stellt sich weit günstiger, wenn die Flotte da ist, mir hilft, mich schützt." Allerdings sei damit zu rechnen, daß die Dänen auf einen Uebergang gefaßt seien, aber in der Gegend von Sandberg, bei Rönhof, wo sie fleißig schanzten. „Ich bin der Meinung, daß, da die Dänen mich dort erwarten, sie außer den Schanzen, die ich sehe, mir noch gewiß viele Schwierigkeiten, die ich nicht sehe, aufgehäuft haben. Bei Ballegaard erwarten sie mich offenbar nicht, und bitte darum Euer Majestät ich inständigst, die Geheimhaltung dieser Zeilen streng anbefehlen zu wollen. Wenn Euer Majestät auf mein Anliegen wegen unsrer jungen Flotte einzugehen geneigt wären, so bitte ich, zunächst einen vertrauten Seeoffizier zu mir schicken zu wollen. Ich glaube, daß sich an Ort und Stelle alle Einwände schneller und leichter beseitigen lassen als durch schriftliche Exposés. Desgleichen mag er auch mich aufklären über vielerlei in sein Fach Einschlagendes, was hier keiner von uns weiß."

Der Prinz erläutert dieses Schreiben in seinen „Erinnerungen u. s. w." wie folgt: „Ein Motiv glaube ich verschwiegen zu haben, es war das, daß diese Operation die einzige war, die ich mit dem Korps machen konnte, das ohne Belagerungsartillerie die Düppler Schanzen nicht nehmen konnte, und — das war für mich entscheidend, und darum blieb ich bei dem Projekt selbst nach Ankunft der für beide Fälle unerläßlichen Belagerungsartillerie — ich vermied die Belagerung in Front, die mir ein odiöser Gedanke war. Ein Hauptgrund dieses Hasses gegen den Festungskrieg ist darin zu suchen, daß ich mich nie mit

ihm beschäftigt hatte. Niemand also, der General werden will, vernachlässige dies. Er gewinnt hierdurch gewiß an Vielseitigkeit und Brauchbarkeit, wird sich auch in diese Art der Kriegführung, zu der er berufen sein kann, hineindenken und dann nicht, wie es mir ergangen, vor einer Aufgabe, in die er sich nie hineingedacht, aus Unkenntnis also, zurückschrecken." Gewiß ein freimütiges Eingeständnis eines der eignen Handlungsweise anhaftenden Mangels, das dem Charakter des fürstlichen Feldherrn alle Ehre macht.

Der König antwortete am 16. März eigenhändig: „Dein Schreiben vom 10. d. M. setzt mir Deine Ansichten und Absichten auseinander, die Du vis-à-vis der Dir gestellten Aufgabe gefaßt hast und die zuletzt auf einen möglichen Uebergang nach Alsen hinauslaufen. Ich kann nicht leugnen, daß mich diese Auffassung, und zwar die Art der Ausführung, überrascht hat, wenngleich ich die Möglichkeit derselben nicht gerade in Abrede stellen will. Jedoch hängt diese gefährliche Operation von so viel Voraussetzungen, Wenns und Abers ab, die Du selbst aufstellst, daß hierin schon das Mißliche derselben liegt. Ich wollte mich jedoch auf mein eignes Urteil nicht allein verlassen und habe deshalb eine Konferenz mit Exzellenz von Roon und Moltke gehabt. Das Resümee unsrer Betrachtungen findest Du anliegend zusammengestellt. Die Mitwirkung unsrer Flottille halte ich für so wenig in Anschlag bringend, daß ich sie von Hause aus als ausgeschlossen von der Berechnung betrachte ... Du bist also meiner Berechnung nach nur auf die Pontons angewiesen ... Ohne Feldartillerie überzugehen, ist vollständig unmöglich, da der Feind Dir bedeutende Feldartillerie entgegensetzen kann, wird und muß. Dennoch erscheint das ganze Projekt (wie Du ja selbst andeutest, daß es von uns zu unternehmen sei, wenn günstige Umstände während der soi-disant Belagerung der Düppler Retranchements eintreten) in zweiter Linie stehend; die Belagerung muß unausgesetzt in erster Linie stehen bleiben. Zu dieser sind Dir alle Mittel gewährt, und ich erwarte den günstigsten Erfolg, wenn sie mit Umsicht, Energie und bonne volonté angewendet werden ..."

In dem beigefügten, von Moltke verfaßten Gutachten war „die Unterstützung durch die Flotte für notwendig" erachtet, „wenn der Erfolg einigermaßen gesichert sein solle". Das Erscheinen der Flotte hänge indes nächst der Durchbrechung der feindlichen Blockade von Wind und Wetter, von zufälligen Umständen und vom Glück ab. Ohne den Beistand der Flotte könne das gefährliche Unternehmen nur unter besonderen Glücksfällen als möglich erscheinen.

Der Prinz knüpft an diese Antwort folgende Bemerkung in seinen „Erinnerungen u. s. w.":

„Es gibt gewisse große Dinge, die ausgeführt sein müssen, ehe man gestehen darf, an sie gedacht zu haben. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, war mein Schreiben an den König ein Fehler. Blumenthal tadelte mich deshalb, und er hatte recht.[1]) Aus der Antwort des Königs, der

---

[1]) Blumenthal spricht diesen Tadel auch Moltke gegenüber aus in einem Briefe vom 4. April: „Leider aber konnte ich ihn (den Prinzen) nicht bewegen, die Sache ganz geheim-

nicht Nein sagte, ersah ich aber sehr wohl, daß er dem Projekt als einem zu prekären, das von Witterung und Wasser abhinge, nicht von ganzem Herzen beistimmte. Dies machte mich, ich leugne es nicht, für mein Lieblingsprojekt doch etwas lauer als zu Anfang. Gehöre ich doch zu den Persönlichkeiten, die gewohnt sind, zu sehr vom Willen des Königs abzuhängen, um mit vollen Segeln etwas ausführen zu können, von dem ich weiß, daß es den Allerhöchsten Intentionen nicht ganz entspricht. Was ich aber nicht weiß, macht mich nicht heiß. Darum war der Brief ein Fehler, und jeder, der in ähnlicher Lage ist, mache sich das vorher klar."

Der Prinz wirft im Anschluß hieran die Frage auf: „War das Projekt, Ende März oder Anfang April Alsen zu nehmen, strategisch richtig?" „Ich bejahe diese Frage unbedingt. Die Vernichtung der dänischen Armee war ein viel größeres Resultat als die Eroberung von Düppel und später die wirklich erfolgte Eroberung von Alsen, als nur ein Drittel dieser Armee auf der Insel war. Es wäre das Ende des Krieges gewesen. Aber ein andres Projekt, die Einnahme von Fünen, hätte meines Erachtens gleichzeitig mit der Einnahme von Alsen stattfinden müssen, mochte diese nun am 3. April oder 29. Juni erfolgen. Diese Operation wäre strategisch richtig gewesen. Ich habe sie im März angeregt.[1]) Die Gründe, warum auf sie nicht eingegangen wurde, sind mir erst klar geworden, als ich sie im Juni von neuem anregte. Sie waren politischer Natur . . . Dergleichen politische Bedenken erschweren in nicht geringem Grade die Kriegführung. Man muß die Aufmerksamkeit des Feindes wie bei einem Stromübergang irreleiten, seine Kräfte teilen. Jede Inseleinnahme war dann leichter, wenn man gleichzeitig beide angriff, und mißglückte der eine Uebergang, so konnte man sagen, dies sei nur ein Scheinmanöver gewesen. Viel schwerer war die Einnahme beider Inseln nacheinander."

Hatte der, wenn auch nicht direkt negative, so doch jedenfalls wenig zustimmende Bescheid des Königs über das Projekt von Ballegaard die Folge, daß der Prinz für seinen Lieblingsgedanken „lauer" gestimmt wurde, so zeitigte

---

zuhalten und es selbständig auf eigne Verantwortung zu unternehmen. Er hielt es nicht nur für notwendig, deshalb an Seine Majestät zu schreiben, sondern er schickte mich auch am 2. März nach Kolding, um den Feldmarschall von allem in Kenntnis zu setzen, um den österreichischen Pontontrain und Verstärkung an Infanterie zu erbitten. Euer Exzellenz wissen, daß der Vorschlag von Seiner Majestät angenommen, die Mitwirkung der Flotte aber als eine Bedingung hingestellt wurde. Dies zog die Sache sehr in die Länge und brach ihr dadurch die Spitze ab, daß das Geheimnis mit jedem Tage weniger gehalten wurde und zuletzt eigentlich jeder darum wußte, der es wollte." Uebrigens teilte Blumenthal selbst das Geheimnis andern mit, wie zum Beispiel Goeben und Oberstleutnant von Doering.

[1]) Es geschah dies zuerst in einem Schreiben an den König vom 20. März, dann in einem zweiten vom 24. März. Auch Moltke sprach sich bereits am 16. März in einer Denkschrift an den König (Korrespondenz Nr. 47) für die Besitzergreifung von Fünen aus. Die Ausführung, die naturgemäß den in Jütland befindlichen österreichischen Streitkräften zugefallen wäre, scheiterte damals ebenso, wie später nach Ablauf des Waffenstillstandes, an dem Widerspruch des Wiener Kabinetts.

anderseits das ganze Projekt doch den Erfolg, daß man fortan in Berlin davon Abstand nahm, den Prinzen zu größerer Beschleunigung des Angriffs auf die Schanzen zu drängen. War Moltke schon immer, freilich vergebens, dafür eingetreten, daß dem Prinzen neben der Verantwortlichkeit für die Ausführung auch vollste Freiheit in der Wahl der Mittel gelassen werden müsse, so konnte er jetzt dem Obersten von Blumenthal am 17. März mitteilen:[1]) „Jeder verständige Militär muß einsehen, daß eine schnelle Entscheidung vor Düppel nicht zu erwarten steht und daß sie Zeit braucht; machen Sie sich deshalb keine Sorge. Ich möchte auch glauben, daß dem Prinzen ferner keine beengenden Vorschriften gemacht werden. Sanguinischen Hoffnungen kann man nicht entsprechen, und ein guter Reiter mutet auch dem besten Pferde keinen Sprung zu, bei dem es den Hals brechen muß. Unsre Truppen werden schon zeigen, was sie leisten können, aber vorbereitet muß der Sturm sein. Die Dänen müssen einsehen, daß es sich bei Düppel um Heer und Staat handelt; ich glaube nicht, daß sie die Stellung leichten Kaufs aufgeben." Am 21. März:[2]) „Ich kann Sie darüber beruhigen, daß gerade in den letzten Tagen mancher lebhafte Besorgnis über einen vorzeitigen und nicht ordentlich vorbereiteten Sturm gehegt hat, der etwa aus Depit über drängende Insinuationen ausgeführt werden könnte. Ich habe dem Könige, dem Kriegsminister und General von Manteuffel gesagt, daß ich diese Befürchtung nicht hege und es unverantwortlich sein würde, die Wirkung des noch eingehenden Geschützes nicht abzuwarten."[3]) Ja, die bisherige Stimmung in Berlin schlug schließlich ganz in das Gegenteil um. Aus Roons und Manteuffels Drängen zu energischem Handeln ward unter dem Eindrucke des Projekts von Ballegaard fast die Scheu vor einem großen, entscheidenden Schlage, und treffend urteilte Moltke am 27. März in einem Briefe an Blumenthal:[4]) „Man erwartet vom Prinzen kühne Unternehmungen, und wenn er dazu schreitet, schrickt man davor zurück."[5])

Inzwischen erfuhr das I. Korps vor Düppel auf Antrag des Prinzen eine wesentliche Unterstützung an Infanterie, um die durch den beschwerlichen Dienst und fortgesetzte Kämpfe angestrengten Truppen zu entlasten. Am 19. März traf

---

[1]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864, S. 110 ff.

[2]) Ebenda S. 116.

[3]) Welchen Wert Moltkes Briefe für den Prinzen und Blumenthal gegenüber den vielfachen Schwierigkeiten und Gegenströmungen hatten, bezeugt Blumenthal an mehreren Stellen seiner Korrespondenz, so zum Beispiel am 30. März: „Euer Exzellenz Briefe sind für den Prinzen und mich das einzige Labsal und machen uns immer wieder Mut."

[4]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864, S. 122.

[5]) Am 24. März schreibt Goeben seiner Gattin: „In Berlin ist jetzt ein vollständiger Umschwung eingetreten. Man hat sich überzeugt von den großen Schwierigkeiten und man ist jetzt im Gegenteil zu früher vielmehr besorgt, daß hier zu viel gewagt werden könne ohne genügende Vorbereitung, daß man stürme u. s. w. mit großen Verlusten und wenig Chancen. Darüber kann man aber ganz ruhig sein. Hier sind alle darüber klar, daß eine vollständige, regelmäßige Belagerung notwendig ist, und das ist eine sehr langwierige Arbeit, die jetzt ja noch nicht einmal begonnen hat." Zernin, Goeben, Bd. I S. 295.

zunächst die kombinierte 10. Brigade des Generals von Raven bei Gravenstein und am 28. März neun Bataillone der Gardedivision unter General von der Mülbe in Apenrade ein.

Endlich, am 25. März, gab der König dem Projekt von Ballegaard seine Zustimmung und wies den Admiral Prinzen Adalbert zur Mitwirkung der Flotte beim Uebergange des Landheeres nach Alsen an, aber die Ausführung des Unternehmens wurde durch ein Schreiben des Kriegsministers vom 28. März und einen vom gleichen Tage datierten Privatbrief des Königs an den Prinzen bis zu dem Zeitpunkt verzögert, wo das rechtzeitige Eintreffen der Flotte gesichert erscheine und durch die Eröffnung der ersten Parallele die Aufmerksamkeit des Feindes von dem Uebergangspunkt ab- und auf die Belagerung hingelenkt würde. Während der Prinz bisher mit Rücksicht auf den beabsichtigten Uebergang die Eröffnung dieser Parallele hinausgeschoben hatte, wurde ihre Anlage nunmehr beschleunigt und nach einem wenig erfolgreichen Gefecht der Brigade Raven (28. März) in der Nacht vom 29. zum 30. März in einer Entfernung von 900 Metern von den Schanzen bewerkstelligt — für den Fortgang der Belagerung zweifellos auf zu weiter Entfernung. Starke nordwestliche Winde sowie unvorhergesehene Maschinendefekte auf drei Kanonenbooten hinderten dann wieder die Flotte am rechtzeitigen Erscheinen zu dem inzwischen vereinbarten Zeitpunkte, dem 2. April früh.

Der Prinz selbst schildert seine schwierige Lage inmitten dieser heterogenen Einflüsse in freimütiger Selbstkritik:

„Blumenthal fing an mich zu drängen, das entscheidende Wort auszusprechen, wiewohl noch einiges zu tun war, ehe das Unternehmen zur Ausführung reif war. In diesen Tagen vor der großen Entscheidung war ich leider wieder nicht frei von Bedenken, fühlte meine Verantwortung, säumte von Tag zu Tag mit dem Befehle, suchte innerlich Ausreden, indem dies oder das noch nicht fertig war — kurz, es fehlte mir an Entschluß. Die Hauptsache aber war, daß ich wußte, daß der König mit dem Uebergange nicht einverstanden war.“ [1])

Da war es der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der ihm freie Bahn zum Handeln verschaffte. Bis zum 30. März war der Kronprinz in unverantwortlicher Stellung in Wrangels Hauptquartier und übte „aus eigner Entschließung unter schwierigen Verhältnissen einen maßgebenden und erfolgreichen Einfluß auf die Armeeleitung aus“. Durch eine Allerhöchste Kabinettsorder vom 30. März wurden ihm vom Könige besondere Vollmachten erteilt, nach denen die Heerführung tatsächlich in seine Hände überging. Dem stillen, energischen und erfolgreichen Wirken seines Vetters an der Seite des altersschwachen und seiner Stellung

[1]) Blumenthal an Moltke am 20. März: „Mit einem Male zögert der Prinz und hat Bedenken;“ am 23. März: „Er hat nicht sein ganzes Herz in der Unternehmung, er vertröstet mich damit von einem Tage zum andern und sucht es aufzuschieben.“

nicht mehr gewachsenen Feldmarschalls wird Friedrich Karl mit folgenden Worten gerecht:

„So ging das Kommando nicht der Form, aber dem Wesen nach in die Hände des Kronprinzen über. Er war verständig, und sein Wirken für die Armee in Schleswig und für das Vaterland segensreich, sein Auftreten war liebenswürdig; die Details dieses Wirkens sind mir entzogen gewesen, ja die Mitwelt hat — das lag in der Natur dieses eigentümlichen Verhältnisses — keine Kenntnis davon erhalten können. Möge die Nachwelt es rühmen, wie dasselbe es verdient. Mir gewährte der Kronprinz in der Zeit vor Düppel die allerbreiteste und wesentlichste Unterstützung. So zum Beispiel ist nur ihm das Heranziehen der neun Gardebataillone zu danken, und ebenso, daß der anfangs unerlaubte Schritt über die jütische Grenze nicht wieder zurückgetan wurde. Es fiel das in eine Zeit, wo er noch keine faktische, nur eine moralische Macht besaß. Die Art und Weise, wie er mit dem Feldmarschall sprach . . ., erstaunte mich und verletzte gewissermaßen mein an Subordination gewöhntes militärisches Gefühl. Und doch habe ich mir bald sagen müssen, daß der Kronprinz recht hatte. Denn er hatte den Feldmarschall in der Gewalt. Das will ungemein viel sagen bei dieser herrischen und eigentümlichen Persönlichkeit, auf welche auch nur Einfluß geübt zu haben sich nur wenige Menschen rühmen dürften."

Kronprinz Friedrich Wilhelm wurde am 31. März nach vorheriger mündlicher Vereinbarung mit Prinz Friedrich Karl telegraphisch beim Könige dahin vorstellig, den Uebergang nach Alsen auch ohne Mitwirkung der Flotte auszuführen, und erhielt darauf die folgende zustimmende Antwort: „Befehle über Operationen kann ich von hier aus nicht geben, also auch nicht wegen Alsen mit oder ohne Flotte, welches das eine oder andre nach Umständen anzuordnen bleibt. Das Unternehmen ohne Flotte zu untersagen, hat nie in meiner Absicht gelegen." Bei Uebersendung dieses Bescheides an Prinz Friedrich Karl fügte der Kronprinz hinzu: „Mithin sind keine Schranken Dir gezogen . . . Vertraue auf Dein altes Soldatenglück!" Wenn auch der König privatim dem Kronprinzen seine Bedenken nicht verhehlte mit den Worten: „Wegen der Alsener Expedition hege ich eine große Scheu, doch wie kann ich von hier aus raten!" — so zögerte Prinz Friedrich Karl nun nicht länger, das lange und sorgfältig vorbereitete Unternehmen auch ohne den Beistand der Flotte am Morgen des 2. April auszuführen. Er selbst sagt: „Endlich gab ich den entscheidenden Befehl, der auch durch meinen körperlichen Zustand — ich war wieder überaus krank und zwar bettlägerig — aufgeschoben worden war . . . Nachdem ich ihn mir von der Seele gerissen, war mir wieder zumute wie bei Arnis, wo ich nunmehr taub und blind gegen alles andre resigniert meinem Verhängnis entgegenging."

In dieser Stimmung zeichnet ihn uns Prinz Kraft zu Hohenlohe,[1]) als er am Morgen des 2. April von der Höhe bei Dünth am Wenningbund, von Fieberschauern durchschüttelt, sprachlos in das tobende Element der sturm-

[1]) Aus meinem Leben, Bd. III S. 138.

gepeitschten See starrte. Der eingetretene Sturm machte zunächst einen Aufschub des Unternehmens um vierundzwanzig Stunden nötig und hinderte schließlich seine Ausführung ganz. „Gott wollte es anders," schreibt der Prinz, „er schickte einen Sturm, und wir bedurften des ruhigsten Wetters auf unsern gebrechlichen Fahrzeugen."

(Schluß folgt)

Finanzreform und Flottengesetz

Von

Dr. H. Freiherrn von Stengel, Staatssekretär a. D.

Die bevorstehenden parlamentarischen Verhandlungen über eine umfassende weitere Reform unsers gesamten Reichsfinanzwesens werden, so sehr auch alle Parteien von dem patriotischen Wunsche einer gründlichen und nachhaltigen Heilung der schwer leidenden Reichsfinanzen beseelt sein mögen, doch auf ihrem langen Wege voraussichtlich mancherlei Fährlichkeiten begegnen, und es wird ebenso großer Umsicht wie Opferwilligkeit bedürfen, um das schwerbelastete Fahrzeug durch alle Klippen hindurch in den sicheren Hafen zu steuern. Pflicht eines jeden aufrichtigen Vaterlandsfreundes ist es daher, je nach seinen Kräften rechtzeitig der Ueberwindung der kommenden Schwierigkeiten vorzuarbeiten.

Welcher Art nun all die Schwierigkeiten sein mögen, die dem Reformwerke drohen, läßt sich heute um so weniger übersehen, als die Reformvorschläge selbst im einzelnen noch nicht genau genug bekannt sind. Nur so viel erhellt schon jetzt aus dem in allgemeinen Umrissen offiziös bekannt gewordenen Programm und aus der das Reformwerk einleitenden Abhandlung des gegenwärtigen Leiters der Reichsfinanzverwaltung, Staatsministers Sydow, in dem jüngst erschienenen Oktober-Hefte der „Deutschen Rundschau", daß unter anderm namentlich auch eine erhebliche Mehrbelastung des Massenkonsums gewisser mehr oder minder entbehrlicher Genußmittel geplant ist.

Nun war es bekanntlich bei der jüngsten Steuerreform von 1906 gerade die regierungsseitig geforderte stärkere Belastung zweier solcher Gegenstände des Massenkonsums, Tabak und Bier, die dem Hauptwiderstande der Volksvertretung begegnete und bei dem Tabak — abgesehen von der mehr als Luxusartikel angesehenen Zigarette — sogar zu der fast einmütigen Ablehnung der Regierungsvorlage führte. Gerade dieser Widerstand gegen eine angemessenere Ausbeutung jener nächstliegenden Einnahmequellen des Reichs war aber um so bedauerlicher, als er in seinen weiteren Konsequenzen noch verschiedene anderweite „Verbesserungen" des damaligen Reformentwurfs, so unter anderm insbesondere die exorbitante Steigerung der regierungsseitig vorgeschlagenen Fahrkartensteuer nach oben bei gänzlicher Freilassung der unteren Wagenklassen (IIIb und IV) im Gefolge hatte.

In einem aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgegangenen Parlamente

pflegt jeder Versuch, die breiten Massen mit vermehrten Verbrauchsabgaben zu belasten, erfahrungsgemäß schon an sich mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft zu sein. Noch ernster aber gestaltet sich die Situation, wenn die grundsätzlichen Gegner einer weiteren Ausbildung solcher Steuern, wie es im Jahre 1905/06 der Fall war, ihren Widerstand mit einem Schein von Recht auch formell begründen zu können glauben.

Damals war es unter anderm namentlich der § 6 des Flottengesetzes vom 14. Juni 1900, der als besonders geeignete Handhabe zur Bekämpfung der Regierungsvorlage dienen mußte. Es waren auch keineswegs etwa Zentrum und Sozialdemokratie allein, sondern auch Mitglieder andrer Fraktionen, die unter wiederholter Berufung auf jene Gesetzesbestimmung den Reformentwurf in wesentlichen Punkten zu bekämpfen suchten.

Unter diesen Verhältnissen erscheint es nicht ausgeschlossen, daß auch demnächst wieder der Versuch unternommen wird, die geplante weitere Ausbildung jener Konsumsteuern als „gegen Gesetz und Recht verstoßend“ zu brandmarken und damit eine endlich gründliche Sanierung der Reichsfinanzen erneut in Frage zu stellen.

Dem durch unbefangene Darlegung der Sach- und Rechtslage noch rechtzeitig tunlichst vorzubeugen, sind die nachfolgenden Ausführungen bestimmt.

Anlangend nun den § 6 des Flottengesetzes von 1900, so lautet er wie folgt:

> „Insoweit vom Rechnungsjahr 1901 ab der Mehrbedarf an fortdauernden und einmaligen Ausgaben des ordentlichen Etats der Marineverwaltung den Mehrertrag der Reichsstempelabgaben über die Summe von 53 708 000 Mark hinaus übersteigt und der Fehlbetrag nicht in den sonstigen Einnahmen des Reiches seine Deckung findet, darf der letztere nicht durch Erhöhung oder Vermehrung der indirekten, den Massenverbrauch belastenden Reichsabgaben aufgebracht werden.“

Bei Anwendung dieser Vorschrift muß man sich vor allem gegenwärtig halten, daß sie ihrem wesentlichen Inhalte nach nur eine Wiederholung dessen darstellt, was im § 8 des vorausgegangenen Flottengesetzes vom 10. April 1898 bereits bestimmt war. Will man daher über Zweck und Tragweite des Gesetzes hier volle Klarheit gewinnen, so muß man auf die Verhandlungen zurückgreifen, die über jene ältere Bestimmung im Jahre 1898 zwischen den gesetzgebenden Faktoren gepflogen wurden.

Bekanntlich war jener § 8 in der ursprünglichen Regierungsvorlage von 1898 nicht enthalten gewesen. Seine Aufnahme in das Gesetz beruhte vielmehr auf einer Forderung der Reichstagsmehrheit und auf einem Kompromisse derselben mit den verbündeten Regierungen, das die Grundlage der Verständigung über die ernstlich gefährdete damalige Flottenvorlage selbst bildete.

Nicht im Reichstage allein, sondern auch in weiten Volkskreisen war in jener Zeit noch die Meinung vorherrschend, daß eine Verstärkung unsrer Seemacht vorwiegend nur einer wohlhabenden Minderheit des deutschen Volkes, namentlich einer Anzahl reicher Kaufleute und großer Schiffsreeder, zugute komme, während

der Mittelstand und die breiten Massen hierbei gar nicht oder doch nur in untergeordnetem Maße interessiert seien. Deshalb sollte in dem Gesetze selbst Vorsorge getroffen werden, daß auch die Aufbringung der Mittel für den weiteren Ausbau der Flotte nur jener wohlhabenderen Minderheit, als den eigentlichen Interessenten, zur Last fiele.

Zunächst war es der Abgeordnete Dr. Lieber, der diesen Gedanken in einem Initiativantrage zu verkörpern suchte. Danach sollten die durch das neue Flottengesetz verursachten Kosten, sobald die Ausgaben der Marineverwaltung für das Rechnungsjahr einen gewissen Betrag übersteigen, durch Zuschläge zu den direkten Landessteuern aufgebracht werden, und zwar sollten diese Zuschläge nicht durch Reichsgesetz, sondern durch Landesgesetz bestimmt werden, wobei die unteren und mittleren Steuerstufen der direkten Steuern von einer Mehrbelastung frei zu lassen waren. Nachdem dieser Antrag jedoch regierungsseitig für unannehmbar erklärt worden war, brachte der Abgeordnete Dr. von Bennigsen einen von Dr. Lieber amendierten neuen Antrag ein, wonach in negativer Form bestimmt werden sollte, daß die fraglichen Mehrausgaben für die Flotte nicht durch Erhöhung oder Vermehrung der indirekten, den Massenverbrauch belastenden Reichsabgaben [1]) aufgebracht werden sollten. Eine Erhöhung oder Vermehrung andrer indirekter Abgaben, insbesondere Luxus- und Interessentensteuern, sollten zulässig bleiben.

Den verbündeten Regierungen mag die Zustimmung zu einem solchen Kompromisse, das auch in seiner abgeschwächten Form unter anderm nichts weniger als eine Abweichung von dem verfassungsmäßigen Grundsatze der Einheitlichkeit des Budgets bedeutete, nicht gerade leicht geworden sein. Schließlich glaubten sie aber doch wohl im Interesse des Zustandekommens des schwer gefährdeten Gesetzes, dessen Scheitern auch politisch in hohem Grade bedauerlich gewesen wäre, ihre prinzipiellen Bedenken zurücktreten lassen und den Antrag annehmen zu sollen, nachdem noch zwischen ihnen und der Reichstagsmehrheit volles Einverständnis darüber erzielt und festgestellt war: einmal,

daß in den künftigen Mehrbedarf des Reichs im Sinne jener Kompromißbestimmung nicht einzurechnen sein würden

a) die sehr erheblichen, überdies von Jahr zu Jahr steigenden Zinsen für Marineanleihen,

b) die Marinepensionen und

c) die Ausgaben infolge von Schiffsverlusten,

dann aber auch, worauf besonders Gewicht zu legen ist,

daß unter den indirekten Abgaben nach Absicht jener Bestimmung jedenfalls nicht die Zölle zu verstehen seien.[2])

---

[1]) Gemeint waren die indirekten Steuern auf Bier, Branntwein, Salz, Tabak und Zucker sowie auf Wein. Siehe die Konstatierung in der Reichstagssitzung vom 23. März 1898, Sten. Ber. der 9. Legislaturperiode, V. Session von 1897/98, Bd. 3 S. 1703.

[2]) Also auch nicht die aus dem neuen Zolltarife zu erwartenden beträchtlichen Mehr-

Nebenbei mag zum besseren Verständnis jenes Kompromisses hier auch noch hervorgehoben werden,

daß nach den damaligen Finanzierungsgrundsätzen das Ordinarium des Marineetats in Ansehung des Aufwandes für Schiffsbauten nur mit 5 Prozent des jeweiligen Flottenwertes und in Ansehung der Armierungskosten nur mit zwei Dritteln derselben belastet war,

sodann,

daß man sowohl im Jahre 1898 als auch 1900 selbstredend nur jenen „Mehrbedarf" für die Flotte ins Auge zu fassen vermochte, der durch die Ausführung der damaligen Gesetze bedingt war, nicht aber auch einen noch ganz ungewissen späteren Mehraufwand, der sich etwa im Verlaufe weiterer Dezennien auf Grund neuer Flottenpläne noch als erforderlich erweisen könnte.

Inzwischen haben sich nun aber die Grundlagen und Voraussetzungen jenes Kompromisses völlig verschoben.

Vor allem kommt hierbei in Betracht, daß das Ordinarium des Marineetats allein schon durch die neueren für den Reichshaushaltsetat maßgebenden Finanzierungsgrundsätze eine Mehrbelastung um viele Millionen, für 1908 allein um etwa 27 Millionen, erfahren hat, indem ihm neben der von 5 auf 6 Prozent des jeweiligen Flottenwertes erhöhten Quote des jährlichen Aufwandes für Schiffsbauten nun auch noch die sämtlichen Armierungskosten aufgebürdet sind.

Es kommt ferner noch in Betracht der erhebliche Mehrbedarf, den das mächtige Anwachsen unsrer Seeinteressen, die ungeahnten Fortschritte der modernen Technik, die hierdurch bedingte Deplacementsvergrößerung unsrer Schiffe, die Verkürzung ihrer Lebensdauer u. s. f. schon jetzt erfordert und in der Folge noch weiter erfordern wird, was alles bei Abschluß jenes Kompromisses in keiner Weise vorgesehen war und auch nicht vorgesehen werden konnte.

Zugleich sei aber auf der andern Seite hier daran erinnert, daß von der Mehreinnahme aus den Zöllen, die nach der ausgesprochenen Absicht jenes Kompromisses für den Ausbau der Flotte mit zur Verfügung stehen sollte, hinterher durch § 15 des Zolltarifgesetzes von 1902 („Lex Trimborn") dieser Verwendung ein Betrag entzogen und anderweit festgelegt wurde, der allein im Reichshaushaltsetat für das eine Rechnungsjahr 1908 mit nicht weniger als 53 Millionen Mark zu Buche steht.

Unter diesen Verhältnissen hätte man den verbündeten Regierungen wahrlich keinen Vorwurf daraus machen können, wenn sie es in dem Entwurfe des Reformgesetzes von 1906 und bei dessen Einbringung mit der Berücksichtigung des § 6 des Flottengesetzes von 1900 etwas weniger genau genommen haben würden, als es tatsächlich der Fall war. Aus der ganzen Anlage und Ausgestaltung jenes Gesetz-

---

einnahmen. Siehe im übrigen die in Note 1 oben angeführte Konstatierung in der Reichstagssitzung vom 23. März 1898; vgl. auch den Kommissionsbericht vom 17. März 1898, Verhandlungen des Reichstags derselben Session, Beil.-Bd. 3 S. 1777.

entwurfes, wie auch aus seiner Begründung erhellt aber im Gegenteil, wie man sichtlich bemüht war, trotz aller Schwierigkeiten, die schon damals das grundsätzliche Verlassen der Einheitlichkeit des Budgets hier im Gefolge haben mußte, jene Gesetzesvorschrift aufs sorgfältigste zu beachten. Waren doch zur Deckung der gleichzeitig geforderten Mehrausgaben für die Flotte allein an Erbschaftssteuer, Stempelabgaben und Zöllen so reichliche Deckungsmittel in Vorschlag gebracht, daß eine Belastung der breiten Massen mit erhöhten Verbrauchssteuern für diesen Zweck überhaupt nicht in Frage kommen konnte.[1])

Um so mehr mußte es auffallen, daß schon in der ersten Reichstagssitzung vom 6. Dezember 1905, in der über den Reformentwurf verhandelt wurde, ein hervorragendes Mitglied des Zentrums in ausführlicher Rede geltend machte, durch die Vorlage, insbesondere durch die vorgeschlagene Erhöhung des Zolls auf Tabak und die Erhöhung der Brausteuer, sei der § 6 des Flottengesetzes von 1900 offenbar verletzt, „denn“ — so fuhr der Redner wörtlich fort — „jene Bestimmung beziehe sich keineswegs nur auf die Mehrausgaben für die Flotte, sie sei vielmehr ein von dem gesamten Reichstag und den gesamten Bundesregierungen angenommenes Programm, das auch überall da festzuhalten sei, wo es sich um andre größere Ausgaben handelt“.

Regierungsseitig wurden jene Ausführungen in der Reichstagssitzung vom 12. Dezember 1905[2]) aufs eingehendste widerlegt, so daß schon in der nächsten Sitzung vom 13. gleichen Monats ein andres Mitglied des Zentrums sich genötigt sah, die früheren Ausführungen seines Fraktionsgenossen in dessen Auftrag wesentlich einzuschränken.[3])

Aber das „Semper aliquid haeret“ machte sich auch hier geltend, und nicht bloß Mitglieder des Zentrums, sondern auch andre Reichstagsabgeordnete, und zwar namentlich Angehörige der linksstehenden Parteien, kamen bei den weiteren Verhandlungen in der Kommission und im Plenum des Reichstags, so oft es galt, die regierungsseitig vorgeschlagenen Verbrauchsabgaben zu bekämpfen, immer wieder auf jene Bestimmung des Flottengesetzes zurück. Ja, es dürfte kaum zuviel gesagt sein, wenn man behauptet, daß der unleugbar unzulängliche finanzielle Erfolg der Reformgesetzgebung von 1906 in der Hauptsache mit auf den § 6 des Flottengesetzes von 1900 und seine Rückwirkungen zurückzuführen sei.

Was soll nun geschehen, um die neue Reformvorlage vor ähnlichen Fährlichkeiten zu bewahren? An Versuchen, auch gegen sie jenen ominösen § 6 erneut ins Feld zu führen, wird es sicher nicht fehlen. Dafür werden schon die bei der Produktion und dem Verschleiße der betreffenden Massenkonsumartikel beteiligten Interessentenkreise sorgen, obschon für sie von Hause aus der § 6 des Flottengesetzes nicht geprägt war. Näher läge es, daß die Konsumenten, als die

---

[1]) Man vergleiche auch die Ausführungen des Staatssekretärs des Reichsschatzamts in der Reichstagssitzung vom 15. Dezember 1905, Verhandlungen des Reichstags, 11. Legislaturperiode, II. Session 1905/06, Sten. Ber. Bd. 1 S. 365.

[2]) Sten. Ber. a. a. O. S. 259 ff.

[3]) Sten. Ber. a. a. O. S. 279.

eigentlichen Träger jeder Verbrauchsabgabe, sich ihrer Haut wehrten und die drohende Mehrbelastung von sich abzuwenden suchten. Aber in weiten Volkskreisen weiß man nur zu gut, wie bequem und leicht sich gerade bei so entbehrlichen Genußmitteln, wie Tabak und berauschende Getränke, Konsum und Steuerbelastung der finanziellen Leistungsfähigkeit des einzelnen anpassen läßt.

Demgegenüber können auch die Arbeiterentlassungen, mit denen insbesondere die Tabakindustrie die drohende Mehrbelastung des Rauchgenusses schon jetzt aufs neue sozialpolitisch zu bekämpfen beginnt, um so weniger ins Gewicht fallen, als gerade im Deutschen Reich ein Rückgang des Massenkonsums erfahrungsgemäß durch die rapide Bevölkerungszunahme regelmäßig schon in kurzer Zeit wieder ausgeglichen zu werden pflegt. Ueberdies ist noch gar nicht erwiesen, daß gerade bei Tabak jede Verteuerung der Ware unbedingt auch einen Rückgang des Konsums zur Folge haben müsse. Speziell in Ansehung der Zigarette, die bekanntlich durch die Reformgesetzgebung von 1906 einer Mehrbelastung (Banderolensteuer) unterworfen wurde, scheint dieser Beweis bis jetzt nicht erbracht. Eher dürfte das Gegenteil der Fall sein.[1])

Uebrigens ist mit diesen letzteren Ausführungen der Rahmen gegenwärtiger Abhandlung bereits überschritten. Darum zurück zu § 6 des Flottengesetzes.

Das einfachste und wirksamste Mittel, die kommende Reform vor den ihr aus jener Gesetzesbestimmung erneut drohenden Schädigungen zu bewahren, wäre deren Aufhebung. Gerade eine Gesetzgebung, die sich eine fundamentale Neuordnung des gesamten Reichsfinanzwesens zur Aufgabe setzt, sollte eine Vorschrift nicht länger formell fortbestehen lassen, die ungeachtet ihrer Jugend tatsächlich schon veraltet ist und unsrer Gesetzessammlung wahrlich nicht zur Zierde gereicht. Nun beruht jene Bestimmung ja allerdings auf einem Kompromisse. Aber sind nicht auch Kompromisse dem Wandel der Zeiten unterworfen, und ist es überhaupt nützlich, Kompromisse, die ihren Zweck erfüllt haben, auch noch fortbestehen zu lassen, nachdem ihre Voraussetzungen hinfällig geworden sind und ihre Grundlagen sich völlig verschoben haben? Entspricht die Aussonderung des Aufwandes für den Ausbau der Flotte aus dem allgemeinen Reichsbedarf und die Deckung jenes Aufwandes durch Sonderbesteuerung einer Minderheit von Reichsangehörigen überhaupt den Grundsätzen unsrer Verfassung, und entspricht sie auch nur noch der gegenwärtigen Auffassung der Reichstagsmehrheit? Entspricht eine solche Sachbehandlung noch der Auffassung der Mehrheit des deutschen Volkes in einer Zeit, in der sogar für den Bau von Luftschiffen aus fast allen Volkskreisen mit Begeisterung freiwillig ansehnliche Beisteuern geleistet werden? Wer ist heute noch darüber im Zweifel, daß die Schaffung einer ausreichend starken Flotte nicht bloß einzelnen Bevölkerungsklassen, sondern ebenso wie die Erhaltung der Schlagfertigkeit unsers Heeres dem ganzen deutschen Vaterlande zugute kommt? Und hat man sich auch schon die mit der weiteren Entwicklung unsrer Flotte

---

[1]) Siehe auch die kürzlich bei A. Deichert in Leipzig erschienene Abhandlung von Dr. Litzner: „Zur Klärung tabaksteuerlicher Streitfragen“, S. 61 ff.

und dem Fortschreiten unsrer Steuergesetzgebung fortgesetzt wachsenden rechnerischen Schwierigkeiten vergegenwärtigt, mit denen eine gewissenhafte Ermittlung des „Mehrbedarfs“ und des „Fehlbetrags“ im Sinne des § 6 des Flottengesetzes verknüpft ist? Bei Einbringung des Reformgesetzentwurfs von 1905 ließen sich jene Schwierigkeiten noch eher überwinden. Heute, zehn Jahre seit dem ersten Flottengesetze von 1898, ist infolge des Umstandes, daß nun auch noch die neuen Steuergesetze von 1906 und zwei neue Flottengesetze (von 1906 und 1908) in Mitte liegen, diese Ermittlung schon wesentlich schwieriger und komplizierter. Nach weiteren zehn Jahren ist die rechnerische Lösung der Aufgabe längst unmöglich geworden.

Weitschauende Finanzpolitiker waren von Anfang an der Ueberzeugung, daß jene seltsame, den verbündeten Regierungen gewissermaßen aufgezwungene Gesetzesvorschrift nicht von langer Dauer sein werde. Man kann die Absicht, die minderbegüterten Volksklassen vor einer Ueberlastung mit gewissen Verbrauchsabgaben zu schützen, vollkommen billigen und doch ein grundsätzlicher Gegner solcher Gelegenheitsgesetze sein. Auch nach Aufhebung des § 6 des Flottengesetzes von 1900 würde es keinem vernünftigen Finanzpolitiker in den Sinn kommen, sei es für den allgemeinen Reichsbedarf, sei es für den Ausbau der Flotte, eine Erhöhung der Salzsteuer in Vorschlag zu bringen. Die Zuckersteuer ist ungeachtet der bedenklichen Lage der Reichsfinanzen kürzlich sogar noch weiter ermäßigt worden, obschon § 6 des Flottengesetzes nur einer Erhöhung derselben für Flottenzwecke im Wege stand. Ein Gesetzgeber, der sich seiner Verantwortlichkeit bewußt ist, braucht sich nicht selbst Fesseln anzulegen, die ihn in der freien Wahl der zur Erfüllung seiner Aufgaben geeignetsten Mittel voreilig beschränken. Es ist auch kaum ein Zeitpunkt so günstig, den begangenen Fehler zu reparieren, wie der gegenwärtige — eine fundamentale Reform des gesamten Reichsfinanzwesens mit einer neuen parlamentarischen Mehrheit! Uebrigens möchte auch für das Zentrum, wenn die öfter erwähnte Bestimmung des Flottengesetzes auch aus seiner Initiative hervorgegangen ist, kein ersichtlicher Grund bestehen, sich deren Eliminierung zu widersetzen, sobald diese Fraktion sich nach objektiver Prüfung der Sach- und Rechtslage von der Grundhaltigkeit eines solchen Verlangens überzeugt haben wird. Hat doch das Zentrum, indem es seinerzeit der kleinen Finanzreform von 1904, der sog. „Lex Stengel“, und der in ihr enthaltenen Beseitigung der Franckensteinschen Klausel aus dem Gebiete der Zollgesetzgebung seine Zustimmung erteilte, durch die Tat bewiesen, daß es kein Bedenken trägt, auch gesetzliche Bestimmungen, die den Namen eines seiner angesehensten Führer tragen, preiszugeben oder doch grundsätzlich zu ändern, sobald ihr längerer Fortbestand sich als den Interessen des Reichs und der Ordnung seines Haushalts nicht mehr zuträglich erweist.

Sollte trotz alledem die demnächstige förmliche Aufhebung des § 6 des Flottengesetzes sich nicht ermöglichen lassen, so dürfte der Reichsschatzverwaltung die Aufgabe wohl kaum erspart bleiben, erst im Wege höchst komplizierter Berechnungen den Nachweis zu versuchen, daß auch durch die vorgeschlagenen neuen Steuern

die Vorschrift des Flottengesetzes bei richtiger Auslegung tatsächlich nicht verletzt erscheine. Dabei möge man es aber dann auch unter Abstandnahme von kleinlicher Kritik eines solchen, wenn vielleicht auch mehr oder minder problematischen Versuches bewenden lassen. Insbesondere kann angesichts der oben geschilderten Vorgänge bei den Verhandlungen über die jüngste Finanzreform von 1906 und ihre Folgen nicht eindringlich genug davor gewarnt werden, die Bedeutung jener überdies veralteten Gesetzesvorschrift weit über die ursprüngliche Absicht des Gesetzgebers hinaus nochmals künstlich aufzubauschen. Wenigstens in der energischen Abwehr solcher Versuche sollten alle, denen eine gründliche Sanierung der Reichsfinanzen am Herzen liegt, sich einig fühlen.

Für alle Zeit aber möge der § 6 des Flottengesetzes von 1900 eine ernste Mahnung sein, die parlamentarische Macht niemals zu gesetzgeberischen Experimenten zu mißbrauchen, die, je tiefer sie in die steuerpolitische Bewegungsfreiheit eingreifen, um so sicherer früher oder später den Finanzen des Reichs und damit dem Reich selbst zu unberechenbarem Schaden gereichen müßten.

Einige Gedanken über die notwendige Stärke unsrer Flotte und die Abrüstungsfrage

Von

R. Siegel, Vizeadmiral z. D.

In der letzten Zeit bringt die Presse wieder einmal Nachrichten über angebliche Versuche, die Frage der maritimen Rüstungen der Seemächte international in einem solchen Sinne zu regeln, daß der Vermehrung der schwimmenden Streitkräfte ein Ende gemacht und ein bestimmtes Kräfteverhältnis eingehalten wird, an dem die Staaten festzuhalten haben.

Inwieweit diese Nachrichten auf sicherer Grundlage beruhen, soll hier nicht erörtert werden, aber es scheint angebracht solchen Stimmen gegenüber, die trotz aller bisherigen Mißerfolge es immer wieder unternehmen, die Abrüstungsfrage zum Gegenstande ihrer Betrachtungen zu machen, noch einmal festzustellen, welchen Standpunkt Deutschland in dieser Angelegenheit einnehmen muß. Im besondern ist Klarheit notwendig über die Frage, welche Grundsätze bei der Festsetzung unsrer Seekraft maßgebend sein müssen und inwieweit die Bestimmung über das Maß unsrer maritimen Rüstungen von unserm eignen Ermessen oder von äußeren Umständen abhängt.

Die guten oder korrekten Beziehungen der Nationen zueinander, also solche, die einen friedlichen Wettbewerb im Kreise der Völker und eine ungestörte Arbeit an den großen Kulturaufgaben der Menschheit ermöglichen, sind Wunsch und Ziel aller politischen Bestrebungen. Bei der großen Verschiedenheit der Interessen

der einzelnen Staaten ist es nicht zu vermeiden, daß Reibungen entstehen, welche die guten Beziehungen stören können. Trotz aller völkerrechtlichen Grundsätze ist auch noch heute nicht das absolute Recht maßgebend, sondern das, was der einzelne Staat für sein Recht hält oder dafür erklärt. In letzter Hinsicht entscheidet dann die Gewalt, wenn die diplomatischen Verhandlungen oder die internationalen Abmachungen und Schiedsgerichte versagen. Zur Gewalt wird aber der Staat nur dann schreiten, wenn er glaubt, daß er genügend stark sei, um sein vermeintliches Recht zu erzwingen, im andern Falle wird er es bei Erklärungen und Protesten bewenden lassen, namentlich auch dann, wenn es sich um einen Streitpunkt zwischen einer Großmacht und einem Mittel- oder Kleinstaat handelt und wenn eine Rechtserzwingung den Eindruck einer Vergewaltigung machen könnte. Der Hauptsache nach handelt es sich immer nur um das Verhältnis der Großmächte zueinander und um die Frage, ob eine Interessenverschiedenheit die Beziehungen derartig verschlechtern kann, daß ein Bruch zu befürchten ist.

Wenn man die gegenwärtigen Stärkeverhältnisse der Großmächte des europäischen Festlandes, ohne Rücksicht auf etwaige Bündnisse, betrachtet, so sieht man, daß unter ihnen eine fast vollkommene Gleichheit besteht. Die Armeen von Deutschland, Oesterreich, Italien, Rußland und Frankreich sind einander an Stärke so gleich, daß keiner dieser Staaten im Falle eines Krieges mit Sicherheit vorhersagen kann, ob er der Gewinner sein wird. Die Kräfte sind im großen und ganzen dermaßen ausgeglichen, daß der Ausgang des Streites zweifelhaft bleiben muß. Durch dieses Gleichgewicht der militärischen Kräfte ist ein Zustand gegenseitiger Rücksichtnahme entstanden, der die beste Gewähr für den Frieden geworden ist. Keine Macht hat ein solches Uebergewicht über die andern, daß sie es wagen könnte, dies Gleichgewicht zu stören, wenn sie sich nicht den größten Gefahren aussetzen will. Die mittleren und kleinen Staaten befinden sich durch den Ausgleich der Kräfte der Großmächte in völliger Sicherheit und sind selbst schon deswegen friedliebend, weil sie im Falle eines Krieges gegen eine Großmacht keine Aussicht auf Gewinn haben, ein Krieg gegen ihresgleichen aber von den Großmächten verhindert oder möglichst bald beigelegt werden würde. Sie kommen daher auch kaum in die Lage, eine internationale Verantwortung auf sich nehmen zu müssen.

Dies ist der jetzige Zustand auf dem Kontinent, an dem die Bündnisse gewisser Staaten miteinander bisher nichts geändert, sondern welchen sie eher befestigt haben. Während sich nun die Armeen durch die Gleichheit ihrer Stärke in Schach halten und das Gleichgewicht unter den einzelnen Mächten als stabil angesehen werden kann, ist dieser Zustand der Gleichheit auf dem Wasser nicht vorhanden. Hier herrscht England dermaßen vor, daß sich keine andre Macht der Welt damit messen kann. Diese Ueberlegenheit ist nicht nur in der Zahl und Stärke der einzelnen Schiffe begründet, die an Menge und Gefechtswert alles übertreffen, was England je besessen hat, sondern auch in einer vorzüglichen Organisation und Gefechtsbereitschaft und in der großen Anzahl befestigter Flotten-

stützpunkte, welche die ganze Welt wie ein eiserner Gürtel umgeben. Englands Uebermacht auf der See ist so groß, daß es alle andern Marinen vom Meere wegfegen kann, ohne daß diese Aussicht hätten, standhalten zu können, und ohne daß England selbst dabei ein besonderes Wagnis übernähme. Da außer den Vereinigten Staaten von Amerika keine Nation reich genug ist, um sich eine Marine zu schaffen, die der englischen das Gegengewicht halten könnte, so wird dieser Mangel eines Gleichgewichts auf der See für Europa nicht geändert werden können. Der Gedanke, daß es auf Erden eine Macht gibt, die jederzeit in der Lage ist, irgendeine andre Marine zu vernichten und damit das betreffende Land von der See abzuschließen, hat etwas Beängstigendes. Man denke sich einmal den Fall, daß eine europäische Festlandsmacht ein stehendes Heer besäße, das dieselbe Stärke im Verhältnis zu den Armeen der andern Staaten hätte, wie sie Englands Flotte zu denen der übrigen Länder hat, und man erhält sofort ein Bild von dem Alp, der auf dem Kontinente ruhen würde. So wie die Dinge liegen, hängt die Seefreiheit der europäischen Staaten davon ab, daß die Friedensliebe des englischen Volks und die Weisheit seiner Regierung stark genug sind, um einen Mißbrauch ihrer maritimen Stärke und eine Vergewaltigung der andern Seestaaten zu vermeiden. Dieser Gesichtspunkt nämlich, daß Englands übermächtige Marine wie ein schweres Gewicht auf allen Seestaaten lastet und eine Beunruhigung für die andern Nationen bildet, ist scheinbar noch nicht genug gewürdigt worden, wobei es für die Beurteilung dieses Zustandes gleichgültig ist, daß er sich geschichtlich entwickelt hat und aus erklärlichen und gerechtfertigten Ursachen entstanden ist.

Jeder Staat hat das unbestreitbare Recht, selbständig darüber zu entscheiden, welche Stärke seiner Kriegsmittel er für notwendig hält. Wenn England der Ansicht ist, daß seine Marine so stark sein müsse wie die von zwei oder drei der stärksten übrigen Marinen zusammengenommen, so ist das eine Sache, über die es allein zu bestimmen hat. Man könnte diese Ansicht für übertrieben halten und meinen, daß weder der Kolonialbesitz noch die Furcht vor einer Landung eine Marine von der Größe, wie England sie besitzt, nötig machen. Kein europäischer Staat kann auf den Gedanken kommen, Australien, Kanada oder das Kapland angreifen zu wollen, diese großen Kolonien sind außerdem so stark, daß sie sich selber schützen können, während eine Landung in England zum Zwecke der Kriegsführung im Lande selbst, also eine Landung im allergrößten Stile, zu den Phantasiegebilden gehört, wie sie nur Leute erdenken können, die über die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens nicht genügend unterrichtet sind. Indien ist nur zu Lande angreifbar und die kleinen Kolonien haben für niemand Wert als für England allein. Man könnte also bezweifeln, ob die riesenhafte maritime Rüstung, welche die Engländer unterhalten, wirklich notwendig ist. Aber dagegen kann England mit Recht sagen, daß seine gewaltige Handelsflotte, die ebenso groß ist wie die aller übrigen Seestaaten zusammengenommen, und der ungeheure Umfang seines Seehandels, dessen ungestörter Betrieb eine Lebensfrage für das Land ist, gegen jede mögliche Gefahr gesichert werden müssen. Es kann darauf

hinweisen, daß eine Unterbrechung der Zufuhren, die nur über See geschehen können, Folgen haben können, die das Land bis ins innerste Mark treffen würden und denen unter allen Umständen vorgebeugt werden müsse. Wenn England überzeugt ist, daß es dazu der enormen Seemacht bedarf, die das Land unterhält, so steht ihm allein die Entscheidung darüber zu. Wie man auch darüber denken mag, England besitzt nun einmal diese Macht und dadurch in seiner Flotte ein Kriegsmittel von so gewaltiger Stärke, daß alle Staaten der Erde, besonders aber die Kontinentalstaaten gezwungen sind, unter einem beständigen Drucke zu leben.

Wenn man von Amerika und Japan absieht, deren augenblickliche maritime Unterlegenheit gegenüber der englischen Seemacht zwar ebenso besteht wie für das Festland von Europa, die aber ihrer geographischen Lage und ihrer Sonderverhältnisse wegen hier nicht berücksichtigt werden sollen, so sind es zunächst die Kontinentalstaaten, die der englischen Uebermacht zur See mehr oder weniger ausgesetzt sind. Unter den Großmächten ist es nun Deutschland, das den Gefahren, die ihm durch eine übermächtige Flotte entstehen können, in erster Linie preisgegeben ist. Seine geographische Lage gegenüber der Englands, das beide Verbindungen der Nordsee mit dem freien Weltmeer beherrscht, ist strategisch ungünstig. Ferner besitzt Deutschland sehr verwundbare Punkte in seinem ausgebreiteten Seehandel und seinen aufblühenden Kolonien und ist infolge seiner großen wirtschaftlichen Entwicklung und seiner starken, stets wachsenden Bevölkerung, mehr wie die andern Staaten, auf Zufuhren über See und eine ungestörte Handelsverbindung angewiesen. Es muß sich also die Frage vorlegen, welcher besonderen Art die Gefahren sind, die es bedrohen, und welche Maßnahmen es dagegen ergreifen muß.

Wenn in nachstehendem die Verhältnisse Deutschlands gegenüber England, wie sie infolge dessen maritimer Uebermacht bestehen, betrachtet werden, so geschieht dies selbstverständlich nicht in der Absicht, England als unsern möglichen oder gar notwendigen Feind hinzustellen, sondern lediglich um zu zeigen, daß Deutschland sich bezüglich seiner Seemacht in einer Zwangslage befindet, der es ohne eignen Willen unterliegt. Wir sind durch die Natur der Dinge in eine Verteidigungsstellung gedrängt, die um so unangenehmer ist, als keine Aussicht besteht, aus ihr herauszukommen. Dieselben Betrachtungen würden zum größten Teile auch Geltung haben, wenn eine andre Macht, z. B. Frankreich, die Uebermacht zur See hätte, die England besitzt, und England würde sich dann in einer ähnlichen Lage befinden wie Deutschland. Daß wir den Wunsch haben, uns in etwas von dem Gewichte zu befreien, das auf uns liegt, kann niemand überraschen.

Ich glaube, es herrscht in Deutschland nur eine Stimme darüber, daß es ein nationales Unglück bedeuten würde, wenn wir mit England in einen Krieg verwickelt würden. Die Engländer sind uns persönlich durchaus sympathisch und stehen uns durch Rassenverwandtschaft nahe. Wir bewundern ohne Neid ihre vielen großen Eigenschaften und ihre Erfolge in der Welt. Mit ihrem Lande

verbinden uns die wichtigsten Handelsbeziehungen, und ungezählte Deutsche haben in England und seinen Kolonien eine gesicherte Existenz gefunden. Unsre beiderseitigen Interessen laufen parallel und kreuzen sich nicht, mag sich auch manchmal ein ungerechtfertigter Handelsneid geltend machen. Wenn zwischen uns Differenzen entstehen, so werden sie hauptsächlich von außen hereingetragen, in der Absicht, durch Verdächtigungen und Intrigen einen Streit zwischen den beiden Ländern hervorzurufen, um die eignen selbstsüchtigen Zwecke dadurch zu fördern. Es gibt keinen einzigen stichhaltigen Grund, der Deutschland und England entzweien könnte, aber wir müssen die Verhältnisse nehmen wie sie liegen. England ist auf der See allmächtig, und alle Freundschaft und Friedensliebe der Völker kann durch unvorhergesehene Ereignisse gestört werden, Ereignisse, die uns hoffentlich erspart bleiben und die sicherlich nicht von deutscher Seite veranlaßt werden würden.

Um ein Urteil darüber zu gewinnen, was wir zu befürchten haben, und um daraus entnehmen zu können, welche Schutzmittel wir brauchen, um nicht wehrlos dazustehen, muß man sich klarzumachen suchen, was geschehen würde, wenn England uns angreifen sollte. Einen Angriff Deutschlands gegen England halte ich für ausgeschlossen. Es braucht dabei keine Rücksicht genommen werden auf den Einfluß, den etwaige kontinentale Bundesgenossen Englands auf die Ereignisse ausüben könnten. Gegen Angriffe zu Lande wird uns unsre Armee schützen, und es würde nur in Frage kommen, ob die Verbündeten Englands deren Seemacht verstärken können und ob wir dadurch gezwungen werden, diese Verstärkung zu berücksichtigen. Im übrigen kommt es bei der ungeheuern Uebermacht wenig darauf an, ob diese noch vermehrt wird oder nicht.

Wenn England uns mit Krieg überzieht, so wird es sein Bestreben sein, Deutschland gegenüber so bald als möglich die Seeherrschaft und sich die völlige Bewegungsfreiheit auf dem Meere zu erringen, uns aber diese Bewegungsfreiheit zu untersagen. England wird in seiner übermächtigen Flotte die Mittel suchen, um die Meere von unsern Kriegsschiffen zu säubern und letztere in unsre Häfen einzuschließen. Die Vernichtung oder Außerkraftsetzung der eignen Marine auf dem hohen Meere durch eine stärkere Seemacht würde zur Folge haben, daß der Seehandel und die unverteidigten Kolonien dem Sieger schutzlos preisgegeben werden, daß die Küsten dem Feinde offen stehen und daß der schwächere Staat von der See abgeschnitten werden kann. Welche von diesen Folgen am meisten zu fürchten ist, hängt von den besonderen Verhältnissen ab, unter denen sich der zur See schwächere Teil befindet. Was Deutschland anbetrifft, so würden durch eine völlige Niederwerfung seiner Seemacht unser großer und blühender Seehandel und unsre in guter Entwicklung begriffenen, aber verteidigungslosen Kolonien jeden Schutz verlieren, die Kolonien außerdem an der Verbindung mit der Heimat verhindert werden. Unsre Küsten ständen dem Angriff und einer Landung offen und unsre Seestädte fielen der Blockade anheim.

Wie schmerzlich und verlustreich die Vernichtung unsers überseeischen Handels auch sein würde, so ist doch zu bemerken, daß es hier mehr darauf hinauskommen

würde, die deutschen Schiffe zu verhindern, ihren bisherigen Anteil am Weltverkehr für Fracht und Personen weiter zu betätigen, als die Handelsschiffe zu nehmen. Der bei weitem größte Teil der Schiffe würde neutrale Häfen erreichen können und dort liegen bleiben, bis der Krieg beendet ist. Hierdurch würden allerdings große Kapitalsverluste und schwere Rückschläge für die heimische Kaufmannswelt entstehen, aber sie würden auf den Verlauf des Krieges keinen entscheidenden Einfluß ausüben. Aehnlich verhält es sich mit den Kolonien. Wir würden das Menschenmögliche daransetzen müssen, um diese mit deutschem Blute getränkten und mit deutschem Kapital und deutscher Arbeit entwickelten Länder gegen feindliche Angriffe zu sichern. Aber solange die Kolonien sich nicht selbständig verteidigen können, entscheidet sich ihr Schicksal in der Heimat. Gelingt es uns, den Gegner zum Frieden zu zwingen, so werden wir auch in der Lage sein, etwa verlorenen Kolonialbesitz samt dem entstandenen materiellen Schaden ersetzt zu erhalten.

Was einen Angriff gegen unsre Küsten und die Besorgnis vor einer Landung betrifft, so könnte sich ersterer in einer Beschießung der Küstenstädte und in einem gewaltsamen Vorgehen gegen unsre Kriegshäfen äußern. Eine Landung aber könnte versucht werden, um auf dem Kriegsschauplatze oder anderswo zugunsten einer uns gegenüberstehenden Kontinentalmacht eine Diversion zu bewerkstelligen. Daß dies von englischer Seite unternommen werden sollte, braucht man nicht anzunehmen. Wenn die deutsche Armee durch festländische Bundesgenossen Englands derartig niedergekämpft sein sollte, daß sie selbst die verhältnismäßig geringen Streitmittel, die England für einen Landkrieg an unsrer Küste verfügbar hat, nicht mehr zurückweisen kann, dann ist unser Schicksal schon vorher entschieden, ehe die englischen Truppen ausgeschifft sind, und es hat für den endgültigen Ausfall des Krieges nichts mehr zu bedeuten, daß ein englisches Korps dem Feinde zu Hilfe kommen will. Immerhin ist der Fall vorzusehen, daß die feindliche Flotte, der die unsrige aus irgendeinem Grunde nicht entgegentreten kann, nahe genug an unsre Küste herankommt, um sie durch Beschießung oder eine Landung zu bedrohen, wodurch eine Gefahr entstehen könnte, der wir uns nicht aussetzen dürfen.

Es bleibt die letzte der drohenden Möglichkeiten ins Auge zu fassen, die völlige Absperrung unsrer Küste von der freien See, die Blockade. Für unser wirtschaftliches Leben ist die Freiheit der überseeischen Verbindungen nicht zu entbehren. Eine Blockade bedeutet für Deutschland das Aufhören aller Zufuhren auf dem Seewege mit allen den verderblichen Folgen, die zu bekannt sind, als daß es nötig wäre, sie hier des breiteren auseinanderzusetzen. Bei der unsicheren Auslegung der internationalen Rechtsgrundsätze über die Konterbande und angesichts des von England angenommenen Prinzips der „voyage continu" können wir auch nicht darauf rechnen, daß die uns nötigen Zufuhren über die Häfen der neutralen Nachbarstaaten gehen werden. England würde Mittel und Wege finden, um die kleinen Seestaaten einzuschüchtern, und auch den größeren, soweit es nicht unangenehme Verwicklungen befürchtet, den Handelsverkehr erschweren.

Wir können uns in einem solchen Falle nur auf uns selbst verlassen. Obgleich uns England auch durch eine streng durchgeführte Blockade nicht niederkämpfen und zur Nachgiebigkeit zwingen kann, weil die notwendigen Transporte auch über unsre Landesgrenzen kommen können, wenn die Seegrenzen gesperrt sind, so würde doch durch die Unterbrechung der Seeinfuhr ein solcher Stillstand im Handel und Gewerbe stattfinden, eine solche Verschiebung im Warenverkehr und eine solche Verteuerung aller Bedürfnisse, daß wir den schwersten Schaden erleiden würden und unser Nationalwohlstand unermeßliche Verluste zu gewärtigen hätte. Daß England durch den unterbrochenen Verkehr mit Deutschland gleichfalls großen Nachteil erleiden würde, ist klar. Aber wir haben nur zu berücksichtigen, welche Nachteile wir selbst im Falle einer Blockade erleiden würden, und die wären unberechenbar.

Gegen die Möglichkeit des Stillstandes unsers gewerblichen Lebens, gegen das Aushungern und langsame Entkräften muß Deutschland sich durchaus schützen, eine Blockade muß auf jeden Fall verhindert werden. Es muß gelingen, die feindlichen Schiffe so weit von unsrer Küste abzuhalten, daß eine effektive Blockade von den neutralen Staaten nicht mehr anerkannt zu werden braucht und daß neutrale und vielleicht eigne Schiffe frei von und nach unsern Häfen verkehren können. Sind wir dazu imstande, so sind wir vor den schlimmsten Folgen, die der Verlust der Seeherrschaft mit sich bringt, bewahrt.

Deutschlands Bestreben muß also dahin gehen, eine Flotte zu besitzen, die mächtig genug ist, um auch der stärksten fremden Marine eine Blockade unsrer Küsten unmöglich zu machen, womit zugleich die Gefahr vor einer Beunruhigung der Küstenstädte und vor einer Landung beseitigt sein würde. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Stärke unsrer Seemacht zu bestimmen, dieser Zweck muß dem Ausbau der Flotte zugrunde gelegt werden. Der Schutz des auswärtigen Seehandels und der Kolonien kommt erst in zweiter Linie. Besitzen wir eine Flotte, die stark genug ist, um uns gegen eine Blockade durch England zu schützen, so ist sie auch stark genug, um uns gegen die andern Seemächte zu verteidigen und unsre sonstigen überseeischen Interessen, falls England uns nicht feindlich gegenübersteht, zu sichern. Mit der Forderung, daß unsre Flotte uns vor einer Blockade durch die englische Flotte genügenden Schutz verleiht, ist natürlich nicht gesagt, daß unsre Seemacht mit der englischen rivalisieren soll. Das ist weder nötig noch überhaupt möglich. Unsre Streitmittel müssen aber so hoch bemessen werden, daß sie ihrer Aufgabe genügen können. Daß hierzu die Möglichkeit einer kräftigen Offensive unbedingt erforderlich ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Nur eine energische, rücksichtslose Kriegsführung, zu der alle erlaubten Mittel gebraucht werden und die dem Angreifer die Folgen seiner Handlungsweise in ihrer ganzen Schwere fühlbar macht, kann bei einem Kriege zu Ziele führen, der uns aufgezwungen würde und der den wirtschaftlichen Ruin unsers Landes und das Elend unsers Volkes zum Zwecke hat.

Welche Zahlen von Schiffen der verschiedenen Klassen hierzu nötig sind, kann nur die Marineverwaltung, die vom Kaiser eingesetzte und verantwortliche

Stelle, bestimmen. Sie allein ist in der Lage, festzusetzen, wie viele Geschwader von Linienschiffen, wie viele Kreuzer, Torpedobootsdivisionen und andre Fahrzeuge wir zur völligen Freihaltung unsrer Küsten bedürfen, und sie hat die Mittel dafür vom Reichstage zu erwirken. Sie vermag an der Hand des ihr zur Verfügung stehenden Materials zu übersehen, wie die Küstenbefestigungen beschaffen und wie unsre Stützpunkte eingerichtet sein müssen, um den schwimmenden Streitkräften den nötigen Rückhalt zu geben. Gegenüber den Vorwürfen, daß die Marineverwaltung ein zu langsames Tempo bezüglich der Schiffsvermehrung einschlage, ist es nur billig, auf die geradezu erstaunlichen Fortschritte hinzuweisen, welche die deutsche Marine in den letzten zehn Jahren gemacht hat. Um die Leistungen zu würdigen, braucht man nur den Flottenbestand vom Jahre 1898 mit dem von 1908 zu vergleichen und die Entwicklung zu betrachten, welche die Organisation der Marine im allgemeinen in diesem Zeitraum durchlaufen hat, und man wird zugeben müssen, daß die Marineverwaltung ein gutes Recht auf Anerkennung und völliges Vertrauen hat. Schließlich, und zwar leider, sprechen bei der Gestaltung unsrer Seemacht noch andre Rücksichten mit als selbst gerechtfertigte Wünsche und Bedürfnisse.

Erst dann, wenn unsre eigne Flotte so weit entwickelt ist, daß sie jede Blockade erfolgreich verhindern kann, können wir aufatmen und sagen, daß unsre Seemacht unsern Bedürfnissen entspricht. Bis dahin haben wir unsre Flotte auszubauen und dürfen die Opfer nicht scheuen, die uns das Mißverhältnis zwischen den Seestreitkräften der verschiedenen Staaten auferlegt.

Wenn wir also fortfahren, unsre Marine weiter zu organisieren, so geschieht dies nicht aus Ehrgeiz oder Angriffslust, sondern weil unsre nationalen Interessen und die Sicherstellung unsers wirtschaftlichen Lebens dies gebieterisch erfordern. Es hängt nicht von uns ab, ob wir unsre Seemacht vermehren müssen oder nicht, sondern von der Stärke der Flotten, die uns umgeben. Wir müssen uns bei der Feststellung unsrer Seestreitkräfte nach andern Nationen richten. Wir erkennen England, wie auch jedem andern Staat, durchaus das Recht zu, ihre Flotten so stark zu machen, wie es ihnen beliebt, aber wir nehmen auch für uns das Recht in Anspruch, nach unsern eignen Interessen zu bestimmen, und wir werden niemand deswegen befragen, wie stark unsre eigne Seemacht sein muß. Diese Stärke muß unsrer politischen Unabhängigkeit wegen und um die ungestörte Entwicklung unsers wirtschaftlichen Lebens und die Erfüllung unsrer kulturellen Aufgaben zu gewährleisten, so beschaffen sein, daß uns kein Staat der Erde ungestraft und ohne große Gefahr für ihn selbst angreifen kann.

Aus diesen Gesichtspunkten ist auch die Frage der maritimen Abrüstung zu betrachten. Sollte man ein Mittel finden, um den berechtigten Ansprüchen der Seestaaten gerecht zu werden und dabei die Stärke der Flotten ein für allemal auf ein Höchstmaß festzusetzen, so wäre dies zweifellos wünschenswert. Aber dies scheint ein schöner Traum, solange die stärkste Seemacht nicht eine sichere Gewähr dafür gibt, daß sie von ihrer Uebermacht den schwächeren Seestaaten gegenüber keinen nachteiligen Gebrauch machen will. Kann sie diese Garantie

geben, so läßt sich über die Sache sprechen, eher nicht. Da unsre und Englands Interessen fast nach jeder Richtung hin zusammenlaufen, so sollte es eigentlich möglich sein, eine Verständigung zu finden, welche jede Kriegsgefahr zwischen beiden Ländern beseitigt und sie in den Stand setzt, ohne Besorgnis vor etwaigen bösen Absichten der andern das Maß ihrer maritimen Rüstung nach Bedürfnis festzustellen.

Eine Erinnerung an Fürst Bismarck

Von

Dr. R. Koch,

Wirklichem Geheimem Rat, Reichsbankpräsidenten a. D. (Charlottenburg)

Durch die öffentlichen Blätter geht der Bericht über eine Unterredung, die Fürst (damals Graf) Bismarck anfangs 1868 in seinem Hause mit dem amerikanischen Politiker Karl Schurz gehabt hat. Ich kann dieses Beisammensein der voneinander so verschiedenen Staatsmänner aus eigner Wahrnehmung bestätigen.

Die Kommission des Norddeutschen Bundes zur Ausarbeitung des Entwurfs einer Zivilprozeßordnung, welche bis zum Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges und nach dessen Beendigung noch weitergetagt hat, nachdem sich aus ihr fast eine Art ständiger allgemeiner Gesetzkommission des Bundes entwickelt hatte,[1]) war soeben zusammengetreten. Den Vorsitz führte der preußische Justizminister Dr. Leonhardt, und als dessen Vertreter meist der preußische Obertribunalsvizepräsident Dr. Grimm; als Mitglieder nahmen noch zehn hervorragende Juristen der einzelnen Bundesstaaten teil, aus Preußen der nachmalige Präsident des Bundesoberhandelsgerichts Dr. Pape und der Obertribunalsrat Dr. Löwenberg. Bei meiner Betätigung (ich war der Kommission nebst dem späteren Wirklichen Geheimen Rat Dr. Droop als Protokollführer beigeordnet) fand die erste Sitzung am 3. Januar 1868 im jetzigen Dienstgebäude des Reichsamts des Innern statt. Bei allgemeiner Aufmerksamkeit betrat der Bundeskanzler in der bekannten Kürassieruniform den Saal. Hochaufgerichtet begrüßte er die Kommission in markiger Ansprache. An ihr Zusammentreten — bemerkte er — knüpften sich die Erwartungen eines hochwichtigen nationalen Werks. In der Zusammensetzung der Kommission liege eine Bürgschaft des Gelingens. Im Gegensatz zu den Wegen des früheren Bundestags müsse die durch die jetzige Bundesverfassung erleichterte Schöpfung eines einheitlichen Gesetzes erstrebt werden, welches den Gesetzgebungen der einzelnen Staaten nicht allzuviel überlasse. Wenn so ein in sich vollendetes

---

[1]) Sie beriet u. a. über die von ihr ausgearbeiteten Entwürfe eines Gesetzes betr. die Beschlagnahme von Arbeits- und Dienstlöhnen (vom 21. Juni 1869, noch jetzt in Geltung, vgl. ZPO. § 850 Nr. 1) und des Gesetzes über die Gewährung der Rechtshilfe innerhalb des Bundesgebiets (von demselben Tage — vgl. GVG. § 157 ff.).

Werk geschaffen werde, so würden sich hoffentlich die süddeutschen Staaten das Werk der Kommission aneignen, damit ein Prozeßgesetz für ganz Deutschland zustande komme. Auch eine gewisse Beschleunigung glaube er, schloß der Kanzler seine Rede, empfehlen zu müssen, dergestalt, daß das Werk vielleicht schon dem nächsten Reichstag unterbreitet werden könne.

In diesen von nationalem Tatendrang zeugenden Worten erkennt man die Rolle, welche Bismarck bei der Gründung des Deutschen Reichs zu spielen bald berufen war. Die Hoffnung auf schleuniges Zustandekommen einer deutschen Zivilprozeßordnung, damals auf wenige Monate bemessen, hat sich freilich erst viel später erfüllt. Das Auftreten der großen Persönlichkeit Bismarcks in kleinem, von Begeisterung erfülltem Kreise (ich hatte ihn bisher nur gelegentlich in den Parlamenten gesehen und gehört) machte auf mich wie auf die ganze Versammlung einen gewaltigen Eindruck.

An demselben Tage empfingen wir eine Tischeinladung zum Bundeskanzler. Nicht ohne Befangenheit betrat ich das Palais (es ist noch das jetzige, wenngleich vielfach verändert) und wurde, wie die andern Erschienenen (darunter auch der spätere Appellationsgerichtspräsident Hartmann, mein Lehrer in der juristischen Praxis, und der Obertribunalsrat Professor von Daniels), von dem Grafen und seiner Gemahlin durch Händedruck und freundliche Worte begrüßt. Nachher bei Tisch fand sich neben mir anfänglich ein leerer Platz, auf dem sich später ein ziemlich dunkelhaariger Herr mittleren Alters mit Vollbart einfand. Seinen Namen, mit dem er sich vorstellte, verstand ich als „Schulz aus Nordamerika" und achtete, durch andre Unterhaltungen gefesselt, zuerst nicht eben viel auf ihn. Bald aber fiel mir seine umfassende und genaue Kenntnis vieler europäischen und transatlantischen Verhältnisse auf, und als er gelegentlich die Worte einfließen ließ „als ich noch Gesandter in Madrid war", wurde es mir klar, daß ich den in Amerika allmählich zu großer Bedeutung gelangten bekannten Befreier Kinkels, Karl Schurz, vor mir hatte. Mein Nachbar zeigte viel Interesse an den Formen unsrer Rechtspflege und legte auch hinsichtlich der parallelen Rechtszustände in seinem Adoptivvaterlande gründliche Kenntnisse an den Tag. Ich hatte den Eindruck eines bedeutenden Mannes. Nach Tisch klopfte ihm der Kanzler vertraulich auf die Schulter mit der Frage: „Nun, Schurz, wie haben Sie sich mit den Juristen amüsiert?" Ich bemerkte dann, wie er seinen Gast in eine längere Unterhaltung zog, deren Inhalt mir freilich unbekannt blieb. Die Anwesenheit von Schurz, der sich aus einem deutschen Studenten von bewegter Vergangenheit in einen amerikanischen Gesandten und General, jetzt in den Herausgeber einer großen Zeitung verwandelt hatte, verbreitete sich inzwischen unter den Gästen. Man erzählte sich, daß gegen ihn noch ein Todesurteil in Preußen schwebe, und daß gleichwohl ihm auf seine Bitte mit Rücksicht auf seine kranke Mutter dort, selbst in Berlin der vorübergehende Aufenthalt gestattet worden sei. Nun sei er gar zum Bundeskanzler eingeladen! Dies war allerdings bei Graf Bismarck nicht besonders befremdlich. Denn der „eiserne" Kanzler liebte es von jeher, mit Personen der abweichendsten Richtungen und der verschiedensten

Vergangenheit zu verkehren. Schurz reiste bald darauf ab und ist mir nicht wieder zu Gesicht gekommen. Mit desto größerem Interesse habe ich später seine „Denkwürdigkeiten“, besonders die Geschichte seiner kühnen Unternehmung zur Befreiung Kinkels gelesen, wovon ich schon in Halberstadt von dem in den Justizdienst wieder aufgenommenen (in Görlitz als Justizrat verstorbenen) Dr. Dreyer, einem näheren Bekannten von Schurz, mündlich manches aus eigner Wahrnehmung gehört hatte.

Mit dem Kanzler trat die Kommission später nicht mehr in unmittelbare Berührung. Je mehr sich deren Beratungen in deutscher Gründlichkeit bei stetem Aufeinanderplatzen der Grundsätze der verschiedenen Prozeßsysteme hinzogen, desto mehr schwand anscheinend das Interesse des den juristischen Streitigkeiten von jeher abgeneigten Staatsmannes. Nur zuweilen schritt der Gewaltige zu Sitzungen des Staatsministeriums mit den übrigen Ministern an uns vorüber in das anstoßende Zimmer. Präsident Pape, den ich öfter auf den Wegen zur und von der Sitzung begleitete, erzählte dann und wann voll Bewunderung von den Vorträgen, die er Bismarck gehalten, von seiner großen Findigkeit in Gesetzgebungsfragen, praktischen Umsicht und politischen Klugheit, aber auch von seinen raschen, mitunter bedenklichen Entschlüssen. Zu Hofe wurden wir zuweilen eingeladen und sahen dann wohl die gewichtige Gestalt Bismarcks neben dem großen Kaiser. Noch mehr sah und hörte ich von ihm auf seinen bekannten Bierabenden im Reichskanzlerpalais, deren oft spannender Verlauf von andrer Seite anschaulich geschildert worden ist.

Seit dem Jahre 1871 war ich in die Bankverwaltung getreten. Der Fürst hatte, namentlich seitdem er Chef der Reichsbank war, viel Interesse an den mit der Währungsfrage eng zusammenhängenden großen Angelegenheiten der Bank, wie er auch in den ersten Jahren den regelmäßigen vierteljährlichen Sitzungen des Kuratoriums zu präsidieren pflegte. Aber als einfaches Mitglied des Direktoriums hatte ich doch keine Gelegenheit zu unmittelbarer Fühlung mit ihm und begnügte mich, von ferne zu bewundern, wie er großen und kleinen Dingen seine Aufmerksamkeit schenkte. In wirtschaftlichen Fragen war bekanntlich der Präsident des Reichskanzleramts, Staatsminister Delbrück, sein hauptsächlichster Berater. Auch meinen Amtsvorgänger, den Präsidenten von Dechend, pflegte er wenigstens eine Zeitlang gern zu hören und zu Rate zu ziehen.[1]) Aber zu den leitenden Gedanken der Münzgesetze und des Bankgesetzes hat der Fürst mindestens seine bereitwillige Zustimmung erteilt. Er war nicht der Mann, grundlegende Gesetze ohne grundsätzliche Uebereinstimmung in die Welt gehen zu lassen. So darf ich ihn, wie ich aus vielen Erzählungen zuverlässiger Gewährsmänner bestätigen kann, trotz mancher späteren Aeußerungen seinerseits den Anhängern der Goldwährung zurechnen, die inzwischen

---

[1]) Dieser war niemals Bimetallist, wie mitunter fälschlich behauptet worden ist. Nur an der richtigen Wahl des Zeitpunkts für die Einführung der Goldwährung hegte er zuweilen Zweifel. Vgl. Helfferich, Geschichte der deutschen Geldreform I, S. 450 ff.

ihren Siegeslauf über die ganze Erde fast vollendet hat. Daß es sich, wenngleich vielleicht mit dieser, doch keinesfalls mit dem Bankgesetze vertrug, als nach einer Idee seines Sohnes von der Reichsbank der Deutsch-Asiatischen Bank zwanzig Millionen Mark in Talern leihweise gegen das Versprechen der Rückerstattung in Gold binnen einer Reihe von Jahren hergegeben werden sollten, erkannte der Kanzler (wie der Chef der Reichskanzlei Dr. von Rottenburg) bald und verhinderte die Ausführung des Projekts. Zum letztenmal als Kanzler glaube ich ihn bei der ersten Eröffnung des Reichstags durch Seine Majestät den jetzigen Kaiser inmitten einer glänzenden Versammlung der Bundesfürsten gesehen zu haben.

Dem Fürsten Bismarck verdanke ich noch meine Ernennung zum Vizepräsidenten des Reichsbankdirektoriums (nach vorangegangener Etatisierung dieser Stelle) auf Vorschlag von Dechends im Jahre 1887. Bei derjenigen zum Nachfolger des letzteren im Mai 1890 hat er nicht mehr mitgewirkt.

Wird die Cholera in diesem oder im nächsten Jahr nach Deutschland kommen?

Von

Dr. Rudolf Emmerich, Professor an der Universität München

Wiederum nähert sich die Cholera unheildrohend Deutschlands Grenzen. Schon bis Ende August hat sie in den Gouvernements Saratow, Astrachan, Nischni Nowgorod, Samara und im Donschen Kosakengebiet mehr als 1000 Opfer gefordert, und in St. Petersburg erliegen gegenwärtig (Ende September) täglich 150 bis 200 Menschen der gefährlichen Seuche. Wird die Cholera in diesem oder im nächsten Jahre auch zu uns nach Deutschland kommen und unsre Städte und Dörfer verheeren wie in früheren Jahren? Diese Frage wird gegenwärtig oft an mich gestellt — nicht bloß von ängstlichen Leuten, sondern auch von Aerzten und Männern, welche die volkswirtschaftliche Bedeutung des Unglücks einer Pandemie in Erwägung ziehen.

Der erste Medizinalbeamte des Reichs hat nach Zeitungsberichten die Beantwortung dieser Frage mit dem Bemerken abgelehnt, daß er kein Prophet sei. Aber damit ist niemand gedient! Man muß vielmehr versuchen, die Frage so gut als möglich zu beantworten, und zu diesem Zweck untersuchen, wie sich die Cholera bei ihren früheren Einbrüchen in Deutschland verhalten habe.

Da ergibt sich nun zunächst, daß die Seuche schon wiederholt ihren Weg nach dem Osten Norddeutschlands von Rußland, Polen und Galizien her genommen hat. Eine andre wichtige Tatsache ist die, daß die Cholera verhältnismäßig langsam wandert und daß die Beschleunigung des Verkehrs (durch Eisenbahnen u. s. w.) in dieser Beziehung in Indien und in Europa nichts geändert hat.

Als das indische Eisenbahnnetz entstand, erwartete man, daß nun auch die Cholera ihre alten Wege verlassen, neue einschlagen, schneller wandern und daß sie sich namentlich längs der Eisenbahnen festsetzen und ausbreiten werde, aber alle dahinzielenden Untersuchungen haben ein negatives Resultat ergeben, und ebenso war es in Europa.

In Deutschland ist kein Bundesstaat so dicht bevölkert und von so viel Eisenbahnen durchzogen wie das Königreich Sachsen. Nach Sachsen kam seit 1836 die Cholera in elf verschiedenen Jahren (1836, 1848, 1849, 1850, 1854, 1865, 1866, 1867, 1872, 1873 und 1874), aber ihre Ausbreitung im Lande richtete sich nie im geringsten nach der jeweiligen Entwicklung des Eisenbahnnetzes. 1848 hatte Sachsen noch nicht viel Eisenbahnen, aber auch nicht wesentlich weniger als 1849 und 1850, und doch starben 1848 an Cholera nur 61, 1849 aber 488 und 1850 sogar 1551 Personen. Bis zum Jahre 1866 hatte sich das Eisenbahnnetz Sachsens bedeutend vergrößert, und da zeigte sich nun nach der Meinung der Kontagionisten [1]) plötzlich ein mächtiger Einfluß, denn es starben in diesem Jahre 6731 Personen an Cholera, also fünfmal mehr als 1850.

Als die Cholera 1872/73 wieder nach Sachsen kam, wo sich das Eisenbahnnetz noch viel mehr vergrößert hatte, da vermochte in den beiden Jahren die Cholera nur mehr 369 Menschen hinwegzuraffen, also nur mehr den achtzehnten Teil vom Jahre 1866 und selbst vom Jahre 1850, wo es noch so wenig Eisenbahnen gab, nur den vierten Teil.

Sachsen hatte während der elf Cholerajahre durchschnittlich 2 116 600 Einwohner, von denen 9811 an Cholera starben.

Vergleicht man damit einen verhältnismäßig verkehrsarmen und dünnbevölkerten, von wenig Eisenbahnen durchzogenen Distrikt, z. B. den Regierungsbezirk Oppeln in Oberschlesien, so ergibt sich nach Pistor, daß dieser Bezirk 1831, 1832, 1836, 1837, 1848, 1849, 1851, 1852, 1853, 1855, 1856, 1866, 1867, 1872, 1873 und 1874, also in sechzehn Jahren Cholera hatte, während sie in Sachsen nur in elf Jahren war. Der Regierungsbezirk Oppeln hatte durchschnittlich 1 077 600 Einwohner, also etwa halb soviel als Sachsen. In Sachsen kommen auf eine Quadratmeile 7751, im Regierungsbezirk Oppeln nur 4433 Menschen. Somit hatte die Cholera im Regierungsbezirk Oppeln zu ihrer Verbreitung viel längere Wege zu machen, auf welchen sie verhältnismäßig viel weniger Menschen antraf als in Sachsen. Aber es war gerade das Gegenteil von dem der Fall, was man kontagionistisch erwarten sollte: es starben in diesen Cholerajahren in Oppeln 21 332 Menschen, mithin mehr als zweimal soviel als im Königreich Sachsen, wo in elf Cholerajahren nur 9811 starben. Rechnet

---

[1]) Die Kontagionisten mit Robert Koch an der Spitze vertreten die Ansicht, daß sich die Cholera von Person zu Person durch direkte oder indirekte (durch Nahrungsmittel u. s. w. vermittelte) Uebertragung der Cholerabazillen verbreite, während nach der lokatistischen Lehre Max von Pettenkofers nur dann Choleraepidemien entstehen können, wenn die im Menschendarm abgeschwächten Cholerabazillen auf einem porösen, verunreinigten und in geeigneter Weise durchfeuchteten Boden ihr Giftbildungsvermögen wiedererlangen.

man, wieviel Choleratodesfälle auf je ein Cholerajahr und auf 10000 Einwohner treffen, so tritt der Unterschied noch deutlicher hervor, denn es treffen

auf den Regierungsbezirk Oppeln 12,3,
„ das Königreich Sachsen . . 4,2,

mithin auf Oppeln, das sich wegen seiner beschränkten Verkehrsverhältnisse und seiner mehr zerstreuten Bevölkerung günstiger verhalten sollte, dreimal mehr.

Armut, Unreinlichkeit u. s. w. der Bevölkerung können hierfür nicht verantwortlich gemacht werden; denn auch in Sachsen hat der Notstand unter den zahlreichen Fabrikarbeitern, armen Webern u. s. w. und dem landwirtschaftlichen Proletariat oft schon gewaltige Höhen erreicht und mußte im Laufe der Zeit sogar das Militärmaß für einige Weber- und Bergwerksbezirke herabgesetzt werden.[1])

Es ist also nicht nur der Verkehr, welcher die Choleraverbreitung regelt, sondern es tritt noch eine andre mächtige Ursache in Wirksamkeit, welche sich auch darin so augenfällig bekundet, daß stets nur gewisse Gegenden von Sachsen und Oppeln und überhaupt von allen Ländern der Schauplatz der Epidemien waren, während andre trotz ihrer Eisenbahnen und ihres großen Verkehrs stets verschont blieben. So kam zum Beispiel die Cholera noch nie in Freiberg oder in Krimmitschau in Sachsen zu epidemischer Entwicklung, während gewisse Strecken des Mulde-, Elster- und Pleißetales, z. B. Zwickau und Leipzig, so regelmäßig heimgesucht wurden. Noch nie hatten die Städte Rosenberg und Lublinitz im Regierungsbezirk Oppeln eine Choleraepidemie, obgleich dieselbe in nächster Umgebung oft heftig wütete. Als choleraimmune Städte sind ferner berühmt: Stuttgart, Frankfurt a. M., Rouen, Versailles, Lyon, Sedan, Cheltenham, Birmingham u. s. w.

All diese Städte haben einen natürlichen Schutz gegen Cholera in ihrer Bodenbeschaffenheit. Die oberste Bodenschichte dieser Städte besteht ganz oder zum großen Teil aus Fels, Ton, Lehm oder aus anderm Material, auf welchem, wie ich gezeigt habe, Cholerabazillen sich nicht vermehren können. Der Ton oder Lehm dieser choleraimmunen Städte tötet vielmehr Cholerabazillen in wenig Stunden ab, er wirkt, wenn ein Cholerastuhl darauf kommt, wie ein Desinfektionsmittel, während auf dem porösen Sand- oder Kiesboden disponierter Städte wie Berlin, München u. s. w. die Cholerabazillen sich vermehren oder monatelang lebend bleiben. Man kann also nicht sagen, daß die Cholera mit Vorliebe entlang den Eisenbahnen, den Hauptadern des Verkehrs, sich verbreite. Der Einbruch der Cholera erfolgt nur, wenn die Cholerabazillen eingeschleppt werden, in solchen Städten und Ortschaften, in denen die Bodenbeschaffenheit geeignet und die Bedingungen der zeitlichen Disposition erfüllt sind.

Unter den letzteren spielt der Regen die Hauptrolle, und es ist unmöglich,

---

[1]) Cf. das vortreffliche Werk Max von Pettenkofers: Zum gegenwärtigen Stand der Cholerafrage. München 1887, R. Oldenbourg, S. 153.

daß die Cholera in einer Gegend haftet und Verbreitung findet, in der es zur Zeit der Einschleppung anhaltend regnet.

Sehr geeignet für die Verbreitung der Seuche sind trockene Jahre, und nach mehrmonatiger Trockenheit sind die günstigsten Bedingungen für die Verbreitung der Seuche gegeben, weil alsdann die Wasserbewegung im Boden nicht (wie bei Regen) nach abwärts zum Grundwasser, sondern infolge von Kapillarröhrenwirkung nach aufwärts zur Bodenoberfläche gerichtet ist, an welcher alsdann durch die Verdunstung des kapillar gehobenen Wassers die aus der Tiefe des Bodens gelösten Bakteriennährstoffe angehäuft werden und die Vermehrung der Cholerabazillen ermöglichen.

Zu denjenigen Momenten, welche wir beachten müssen, wenn wir die Gefahr der Choleraeinschleppung von Rußland her und die Gefahr der Verbreitung bei uns beurteilen wollen, gehört namentlich auch das jahreszeitliche Verhalten der Cholera, wie dasselbe aus den folgenden Zahlen ersichtlich ist:

Zahl der monatlichen Cholerafälle in Preußen 1848 bis 1859:

April 181, Mai 842, Juni 8713, Juli 16972, August 63628, September 102810, Oktober 65777, November 32836, Dezember 13765, Januar 4576, Februar 1596, März 340.

Als Illustration für das bisher Mitgeteilte führen wir den Choleraausbruch im Jahre 1873 in Deutschland an.

Die Cholera hatte im Jahre 1872 in den östlichen Grenzländern, in Rußland, Polen und Galizien, überwintert, und in den ersten Monaten des Jahres 1873 trat sie daselbst wieder epidemisch auf. Die Aufmerksamkeit der preußischen Behörden war daher auf diese Einfallspforten der Krankheit fortdauernd gerichtet. Allein trotz des offenen Verkehrs mit der infizierten Nachbarschaft zeigte sich in Deutschland innerhalb der ersten vier Monate keine Spur der Krankheit. Am 13. April aber brach dieselbe an einem Punkte aus, an welchem man sie weder erwartet hatte noch zu erwarten berechtigt war, nämlich in der Stadt Magdeburg, in welcher bis Mitte Oktober zirka 3000 Choleraerkrankungen vorkamen. Erst am 19. Mai trat die Seuche in der Provinz Posen, in den letzten Tagen desselben Monats in dem polnisch-preußischen Grenzgebiet an der Weichsel (Regierungsbezirke Bromberg und Marienwerder) und im Juli auch in dem im Stromgebiet der Memel gelegenen russisch-preußischen Grenzlande des Regierungsbezirkes Gumbinnen auf. Von diesen Ausgangspunkten aus, in die sie (Magdeburg ausgenommen) hauptsächlich durch russische Holzflößer eingeschleppt wurde, verbreitete sie sich im Sommer und Herbst über Deutschland.

Obgleich also die Cholera durch den Verkehr verbreitet wird, so erfolgt ihre Verbreitung, wie man auch aus diesem Beispiel ersieht, unabhängig von den Verkehrslinien, weil die einzelnen Gegenden und Ortschaften die örtlich-zeitliche Disposition für Cholera zu verschiedenen Zeiten erlangen.

Wie langsam die Cholera wandert, ist aus dem Choleraeinbruch im Jahre 1905 in Preußen zu ersehen. Im Sommer und Herbst 1904 hatte sich die Cholera in Transkaspien, Westsibirien, Transkaukasien, Astrachan, Samara,

Saratow und Zarizyn verbreitet, und in den letztgenannten Gouvernements überwinterte sie. Im Frühjahr 1905 kamen in Rußland nur wenige Cholerafälle vor, und seitens der russischen Behörden wurde die Cholera zu Anfang April für erloschen erklärt, so daß es schien, „als wenn der Wanderzug der Cholera beendigt sei".[1]) Da ereignete sich plötzlich am 17. August ein Choleratodesfall auf einem Weichselfloß bei Kulm, und wenige Tage darauf kamen vereinzelte Cholerafälle in den Flußgebieten der Weichsel, Netze, Brahe, Warthe, Oder u. s. w. vor. Infolge des anhaltenden Regens kam es jedoch nirgends zur Epidemie, wohl aber zum raschen Erlöschen der sporadischen Seucheherde, so daß sich in ganz Preußen im Jahre 1905 nur 212 Erkrankungen und 85 Todesfälle an Cholera ereigneten.

Während man vergeblich längs der Eisenbahnen und längs der Landstraßen nach zusammenhängenden Gruppen von Ortsepidemien sucht, ergibt sich ein Zusammenhang, wenn man die epidemisch ergriffenen Orte in den einzelnen Flußtälern mit Berücksichtigung der Bodenbeschaffenheit und der Terrainformation vergleicht. Die Cholera verbreitet sich, wie Pettenkofer schon im Jahre 1854 festgestellt hat, mit Vorliebe in Flußtälern und hauptsächlich in von Hügeln oder Bergen begrenzten Erweiterungen der Täler, weil hier die alluviale, poröse Bodenbeschaffenheit und die Art der Wasserbewegung im Boden die Vermehrung oder Konservierung der Cholerabazillen ermöglicht. Dies ist der wahre Grund für diese gesetzmäßige Erscheinung. Unrichtig aber ist die Meinung, es sei dies dadurch zu erklären, daß die Cholerabazillen im Flusse von oben nach unten schwimmen; denn die Cholera verbreitet sich ebenso oft flußaufwärts als flußabwärts, und gewisse Orte mit für Cholera ungünstiger Bodenbeschaffenheit an Flüssen werden stets verschont, wie zum Beispiel Kulm an der Weichsel, welches trotz seiner gefährdeten Lage stets nur einige Fälle hatte.

Nachdem diese Tatsachen längst feststehen, erscheint es unbegreiflich und bedenklich, daß sogar hervorragende Hygieniker meinen, je mehr Kranke, desto eher sei die Möglichkeit gegeben, daß die Choleravibrionen in einen Flußlauf gelangen, in welchem sie sich ausbreiten können, „so daß man schon heute das Wasser solcher Flußläufe, die russisches Gebiet passieren, als möglicherweise infiziert ansehen müsse". Das sind trügerische Phantasien, die durch keine Tatsache gestützt werden können. Im Flußwasser werden die Cholerabazillen rasch durch Protozoen (namentlich Flagellaten) aufgefressen und vernichtet (verdaut).

Die aus Rußland kommenden Wasserläufe selbst haben also keine Bedeutung als „Keimverschlepper", sondern nur die auf ihnen verkehrenden Personen (Flößer und Schiffer) und die für die Vermehrung der Cholerabazillen meist sehr geeignete Beschaffenheit des Bodens der am Ufer gelegenen Ortschaften.

Eine weitere notwendige Ursache der Choleraverbreitung ist ein gewisser Grad von Bodenverunreinigung in den Städten und Ortschaften. Die Cholera

[1]) Cf. Die Cholera des Jahres 1905 in Preußen von Professor Dr. M. Kirchner. Klin. Jahrbuch Bd. XVI S. 4.

versteht es, gerade diejenigen der letzteren heimzusuchen, in denen die Bodenbeschaffenheit von Natur aus günstig ist (Kies-, Sandboden u. s. w.) und in denen die Entfernung der Abwässer, Exkremente u. s. w. im Argen liegt. In dieser Beziehung ist es aber im Laufe der letzten Dezennien in Deutschland viel besser geworden, so daß die Choleraheimsuchung im nächsten Jahre eine viel mildere selbst dann sein wird, wenn die Regenverhältnisse des Jahres 1909 der Choleraverbreitung günstig sein sollten.

Die folgende, von Professor Dr. Flügge (Breslau) entworfene Tabelle läßt erkennen, in wie verschiedenem Grade, entsprechend der natürlichen Bodenbeschaffenheit, die einzelnen Teile Deutschlands bei früheren Epidemien ergriffen wurden. In analoger Weise werden sich dieselben im Falle der Choleraeinschleppung auch im nächsten Jahr verhalten.

Von 10 000 Bewohnern starben an Cholera:

Königreich Preußen Mittel von 13 Epidemiejahren 1831—1873		Königreich Bayern Mittel aus 4 Epidemiejahren 1836—1874		Königreich Sachsen Mittel aus 6 Epidemiejahren 1836—1873	
Provinz Preußen . .	40,7	Reg.-Bez. Oberbayern	25,9	Reg.-Bez. Dresden . .	2,8
„ Brandenburg	21,9	„ Niederbayern	1,7	„ Leipzig . .	15,6
„ Pommern .	26,7	„ Rheinpfalz .	1,7	„ Zwickau . .	6,1
„ Posen . . .	56,0	„ Oberpfalz .	0,3	„ Bautzen . .	5,5
„ Schlesien . .	23,3	„ Oberfranken	0,4		
„ Sachsen . .	28,1	„ Mittelfranken	2,2		
„ Westfalen .	6,0	„ Unterfranken	3,3		
„ Rheinland .	12,8	„ Schwaben .	9,0		

Nach den obigen Ausführungen können wir die eingangs gestellte Frage: „Wird die Cholera in diesem oder im nächsten Jahre zu uns nach Deutschland kommen und unsre Städte und Dörfer verheeren?“ dahin beantworten, daß dank der späten Jahreszeit ein epidemisches Auftreten der Cholera in diesem Jahre in Deutschland kaum mehr zu fürchten ist. Dagegen liegt diese Gefahr, da die Cholera in Rußland überwintern wird, für das nächste Jahr besonders dann nahe, wenn die Regenmengen unter dem Mittel bleiben und namentlich, wenn sie im Vorfrühling sowie im Juli bis Oktober sehr gering sind. Ist dies der Fall, dann werden hauptsächlich Städte und Ortschaften mit schlimmen hygienischen Verhältnissen, mit mangelnder Kanalisation und Wasserversorgung u. s. w., schwer heimgesucht werden.

Man sollte die noch zur Verfügung stehende Spanne Zeit ausnutzen, um diese hygienischen Mißstände in der Fortschaffung der Abwässer und Exkremente in den Städten möglichst zu beseitigen.

Nächst der Ausführung der Kanalisation und der Wasserversorgung ist die Reinhaltung der Straßen und Höfe sowie die Pflasterung oder (besser) Asphaltierung derselben von größtem Wert.

Bricht irgendwo die Cholera aus, dann muß man durch reichliche Massen

Wassers die Höfe und Straßen in der Umgebung der ergriffenen und benachbarten Häuser unter Heranziehung der Feuerwehr gründlich abspülen und zeitweise überfluten, entsprechend der Erfahrung, daß reichliche Regen Choleraepidemien zu verhüten oder schon ausgebrochene zu mildern oder zu unterdrücken vermögen.

Der einzelne kann sich gegen Cholera dadurch zu schützen suchen, daß er *nur kurz vorher gekochte Speisen* genießt und es namentlich vermeidet, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, welche zwar gekocht, aber nachher stundenlang bei gewöhnlicher Temperatur aufbewahrt wurden. Die von Robert Koch entdeckten Cholerabazillen gehen bei der Erhitzung auf 60 bis 70 Grad Celsius nach wenig Minuten zugrunde.

Da die Cholerabazillen dadurch giftig wirken, daß sie die in der Nahrung enthaltenen salpetersauern Salze in giftige salpetrige Salze überführen, so wird man salpeterhaltige Nahrungsmittel (Rettiche, Rüben, Weißkraut, Rotkraut, Kohlraben, Kartoffeln u. s. w.) in Cholerazeiten nur in sehr geringer Menge genießen; denn ein einziger großer Rettich enthält oft eine so große Menge Salpetersäure (in Form von Salpeter), daß dieselbe nach der Reduktion zu salpetriger Säure genügt, um einen erwachsenen Menschen zu töten. Aus den durch die Cholerabazillen gebildeten salpetrigsauern Salzen wird durch die aus Kohlehydraten im Darm gebildete Milchsäure die salpetrige Säure in Freiheit gesetzt, die nun das Darmepithel abtötet, welches infolge davon oft sehr reichlich im Cholerastuhl (oft in Form großer Fetzen) vorhanden ist.

Größte Reinlichkeit bei allen Verrichtungen, Verhütung von Indigestionen und Erkältungen, kurz vernünftige Lebensweise sind weitere selbstverständliche Schutzmaßregeln des einzelnen in Cholerazeiten.

Kinkel im Gefängnisse zu Spandau

Aus Professor Ernst aus'm Weerths ungedruckten Lebenserinnerungen

Der Zeitpunkt, an welchem vor kurzem fünfzig Jahre seit Kinkels Befreiung durch seinen Schüler und Freund Karl Schurz in Spandau verflossen waren, hatte in den Zeitungen mancherlei Unrichtiges und Unvollständiges zu lesen gegeben. Dies gibt mir nach fünfzigjährigem Schweigen Veranlassung, auch meinen Anteil bekanntzugeben, welchen ich zur Linderung von Kinkels hartem Schicksal bezeigte.

Ich sehe dabei von der Kritik dessen ab, was andre geschrieben,[1]) nur meine persönlichen Erlebnisse will ich bekanntgeben.

---

[1]) Kinkel ist dem Schicksal sich an ihn herandrängender Tagesschriftsteller nicht entgangen, die weder seine Person noch seine Verhältnisse hinreichend kannten, aber dadurch sich zunächst selbst bekannt machten.

Da Kinkels erste Frau als Gesanglehrerin meiner Schwester in meinem Elternhause verkehrte, auch ihre Vogelkantate in einem besonderen Konzert bei uns aufführte, so ergaben sich mannigfache Beziehungen von selbst. Gottfried Kinkel war von meinem ersten Studiensemester im Sommer 1848 in Bonn bis zu meiner Uebersiedlung im Herbste 1849 nach Berlin mein eindrucksvollster, ein hinreißender Lehrer, mit dem ich in wissenschaftlichen wie in politischen Dingen, in letzteren ihm allerdings widerstreitend, indem der Sprung aus der historischen Entwicklung in die rote Republik mir unnatürlich erschien, in stetem Verkehr blieb.

Als ich als Student mich im April 1848 bei Kinkel zu seinen Vorlesungen anmeldete, entspann sich gleich ein politisches Gespräch mit gegensätzlicher Auffassung der Persönlichkeit Friedrich Wilhelm IV.

Ich hielt daran fest, daß der König vom edelsten Idealismus beseelt sei und niemals ein Volksfeind werden könne.

Kinkel lächelte ironisch mir zu und verwies auf das unglückliche Schießen aus dem Berliner Schlosse am 18. März 1848. — Eine Würdigung von Kinkels akademischer Tätigkeit wäre an sich schon angezeigt durch den Umstand, daß er der erste für moderne Kunstgeschichte und Literatur angestellte Dozent der Bonner Universität war.

Außer der klassischen Altertumskunde, die bahnbrechend F. G. Welcker vertrat, hatten über mittelalterliche Kunst nur beiläufig A. W. von Schlegel und Laurenz Lersch geredet, aber Kinkel eröffnete an der rheinischen Universität erst die durchdachte Disziplin der modernen Kunstgeschichte.

Irrigerweise wurde von den Anhängern Anton Springers bei dessen Abgang von Bonn behauptet, die kunsthistorische Disziplin sei von diesem erst an der Bonner Universität geschaffen worden. Ueber Kinkels geistvolles, auf größerem Umfang angelegtes, aber im ersten Bande leider steckengebliebenes Buch: „Kunstgeschichte der Christlichen Völker“, das schon 1846 erschien, ging als Leitfaden für die Vorlesungen das kaum noch gekannte kleine Tafelwerk voraus: 24 Tafeln architektonischer Zeichnungen zu Vorträgen über die Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern. Zusammengestellt und kurz erläutert von Gottfried Kinkel. Bonn 1844, Selbstverlag.

Ich hörte im Sommer 1848 in meinem ersten Semester neue Literatur und im Winter Kunstgeschichte.

Kinkels bedächtiger, aber hinreißender Vortrag erreichte den höchsten Zweck akademischer Vorlesungen, indem er für das vorgetragene Fach begeisterte und mitten in dasselbe verständigend einführte.

Seine politischen Reden litten dagegen für ruhige, nicht vom Zeitgeiste unbesonnen fortgerissene Geister an den die praktische Möglichkeit überspringenden, die historische Entwicklung unberücksichtigt lassenden demokratisch-sozialistischen Doktrinen von Marx und Genossen.

Unvergeßlich bleibt mir die letzte Vorlesung, die Kinkel am 17. Februar 1849 in dem kleinen japanischen Kabinett im Parterre der Hofgartenseite der Universität,

das gleichzeitig dem Pharmazeuten Ernst Bischof diente und aus dessen Medizinalschrank man stets einen aromatischen Geruch empfing, über Justinians Wunderbau, die Hagia Sofia, hielt.

Meine Nachbarn auf der ersten Bank waren A. Strodtmann, der sich stets eines Hörrohrs bedienen mußte, und Friedrich Althaus.

Es war die Stunde, wo auf den Hilferuf des Oberbürgermeisters Oppenhoff ein Bataillon 25er zum Schutze der Stadt gegen die von Kinkel geleitete demokratische Bewegung einrückte.

Wir hörten den Trommelschlag! Kinkel mußte sich bewußt sein, daß er vielleicht an diesem Abend noch verhaftet würde und sich schwarze Wolken um seine Zukunft türmten.

Aber sein Verhalten in dieser, sein akademisches Leben abschließenden Stunde bekundete keine Spur von Erregung oder gar Besorgnis.

In klassischer Ruhe und gedehnter Sprache führte er uns Justinian und seinen Wunderbau in einer so historischen, vertieften und so klaren Weise vor, als erfülle ihn kein andrer Gedanke, keine andre Anschauung als die byzantinische des siebenten Jahrhunderts.

Kinkel verließ so gelassen und ruhig das Quadrum der Universität, wie wir, erregt auf die Straße stürzend, in Furcht der Dinge, die im Schoß der demokratischen Partei der Bürger Kamm, Gerhards, Hittorf, Hersch, Pappenheim und Konsorten sprühten und glühten.

Wie traf mich nach diesen Erinnerungen, im Sommer 1850 das qualvolle Schicksal des Gefangenen in der Zelle zu Spandau mit der ganzen Furchtbarkeit, die einen idealen Jüngling und dankbaren Schüler für seinen geliebten Lehrer erfassen mußte. Es lag in meiner Erziehung und Eigenart, mich nicht mit abenteuerlichen Plänen zu befassen, sondern ich wählte den Weg geradezu, nämlich zu dem damals in der Reaktionszeit allmächtigen Otto von Manteuffel, Minister des Innern.

Dorthin ging ich beschwerdeführend!

Es ist die unvergeßlichste Audienz, die ich seitdem, bei so vielen Ministern vorsprechend, jemals hatte.

Manteuffel stand im Audienzzimmer abends bei Lampenlicht hinter einem in der Mitte des Zimmers stehenden grün behangenen Tisch und sah mit seinen bebrillten Augen auf ein in der Hand haltendes Aktenstück, während ich ihm ungefähr folgendes vortrug:

„Wenn Exzellenz jemals dankbare Empfindungen für einen Ihrer Lehrer hegten, so werden Sie es einem dankbaren und begeisterten Schüler Gottfried Kinkels verzeihen, für die entsetzliche Lage des Lehrers an dieser machtvollen Stelle einige Bitten zur Linderung vorzutragen. Und diese gehen lediglich dahin, dem Gefangenen zu gestatten, seine wissenschaftlichen Arbeiten, vor allem seine Kunstgeschichte, deren erster Band nur erschienen ist, fortzusetzen und mir zu erlauben, dem Gefangenen dafür das wissenschaftliche Material zuzustellen. Eure Exzellenz werden nicht verkennen können, daß es über das Maß der Verurteilung,

welche Kinkel der Freiheit beraubt, wahrlich hinausgeht, denselben zur Arbeit des Spinnens herabzuwürdigen."

Der Minister widersprach entschieden meiner Auffassung, denn es liege außerhalb einer gerechten Staatsräson, einen hochgebildeten Verbrecher anders zu behandeln als den verführten armen Landwehrmann, der Frau und Kinder verlassen habe: „Gleiche Tat, gleiches Recht."

Ich darauf: „Wenn gleiche Tat gleiches Recht verlange, und somit der arme Landwehrmann im Gefängnis weiterhantiert als Schuster, Schneider oder Weber, wie er es bisher tat, dann hat der Gefangene Kinkel ebenso weiterzuhantieren mit Büchern und Wissenschaft.

Die Herabwürdigung zum Spinnen ist demnach das ungleiche Recht, die qualvolle Erniedrigung.

Ich glaube nicht, Exzellenz, daß Majestät unser hochsinniger König mit Hilfe der Inquisition ein Philipp II. sein will."

„Und ich kein ‚Alba'," fügte Manteuffel energisch hinzu. „Ich vermag Ihnen, gegenüber den bestehenden Vorschriften nur anheimzugeben, sich auf dem Beschwerdewege an den Anstaltsdirektor in Spandau zu wenden und den Instanzenweg an die Regierung zu Potsdam zu beschreiten. Erst wenn Sie diese beiden Instanzen durchschritten haben, können Gesuche an mich gerichtet werden."

Zum Schlusse glaubte ich im Hinblick der wahrscheinlichen Erkundigungen nach meiner Person bemerken zu sollen, in welcher angesehenen Stellung mein Vater sich befand und daß mein Onkel, der Bischof Roß, mein Pate, Graf Ernst Beust, wie Hofprediger Friedr. Wilh. Krummacher, alle drei in Berlin, in der Lage sein dürften, Auskunft über meine Person zu geben.

Es lag mir nun ob, mich nach Spandau zu dem Direktor der dortigen Strafanstalt zu begeben. Derselbe empfing mich am 20. Juni 1850 mit weihevoller Frömmigkeit, ohne Beamtenhochmut, und ließ bei mir den Gedanken zurück, daß er nicht abgeneigt sei, Milderungen eintreten zu lassen, soweit er dies könne. Ich hatte bereits den ersten Band von Gervinus' „Shakespeare", einem damals aufsehenerregenden Werke, mitgenommen.

Darauf bezieht sich das nachstehende Schreiben:

Spandau, den 4. Juli 1850.

Ew. Hochwohlgeboren

benachrichtige ich mit Bezugnahme auf die zwischen Ihnen und mir am 20. v. M. hier stattgehabte Unterredung sowie mit Beziehung auf die an den hiesigen Gefangenen Kinkel gerichteten Zeilen vom selbigen Tage ergebenst, daß Ihr Antrag wegen Fortsetzung der Kunstgeschichte von Kinkel durch denselben während seiner hiesigen Haft in einer vor einigen Tagen stattgefundenen Beamtenkonferenz zur näheren Beratung gekommen, in derselben aber einstimmig beschlossen worden ist, daß diesem Antrage aus Rücksicht auf die bestehenden Hausgesetze durchaus nicht gewillfahrt werden könne. Es bedarf sonach nun auch nicht der Uebersendung von Material Ihrerseits zu dem fraglichen Behuf. Dagegen läßt der pp. Kinkel Sie durch mich ergebenst bitten um gefällige Uebersendung des zweiten Teiles

des „Shakespeare" von Gervinus in einigen Wochen. Den ersten Teil hat der pp. Kinkel gelesen, daher solcher mit Dank zurückerfolgt.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Der Anstaltsdirektor
Jeserich.

Da mir natürlich dieser Erfolg nicht genügte, so wandte ich mich sofort im Anschluß an die gehabte Audienz abermals an Manteuffel und empfing vom 12. August dessen auf den Instanzenweg verweisendes Schreiben:

„Beschwerden über die Direktionen der Strafanstalten sowie Gesuche um Bewilligung von Vergünstigungen für Gefangene, welche von den Direktionen abgelehnt worden, müssen ressortmäßig zunächst bei den Königlichen Regierungen angebracht werden. Demgemäß kann Ihnen in Erwiderung auf Ihre Eingabe vom 25. v. M. hinsichtlich der Behandlung des Strafgefangenen Kinkel nur überlassen werden, wenn Sie sich veranlaßt oder ermächtigt halten sollten, in dieser Hinsicht Anträge zu stellen, den bezeichneten Weg einzuschlagen und sich demzufolge an die Königliche Regierung zu Potsdam zu wenden.

Die Anlage Ihrer Vorstellung erfolgt anbei zurück.

Berlin, den 12. August 1850.

Der Minister des Innern
Manteuffel."

Dieses Schreiben führte zu dem Erfolg, daß die Regierung zu Potsdam unter dem 31. August die Ablehnung des Herrn Jeserich, Kinkel die Fortarbeit seiner Kunstgeschichte zu gestatten, als den für die Strafanstalten gegebenen Instruktionen zuwiderlaufend, auch ihrerseits wiederholte:

„Das in Ew. Hochwohlgeboren Vorstellung vom 20. v. Mts. vorgetragene Gesuch: dem Strafgefangenen früheren Professor Kinkel in der Strafanstalt zu Spandau die Fortarbeit seines begonnenen Werkes ‚Kunstgeschichte der christlichen Völker' und Ihnen die Lieferung der dazu nötigen Hilfsmittel zu gestatten, muß, als der für die Strafanstalten gegebenen Instruktion zuwider, hiermit zurückgewiesen werden.

Potsdam, den 31. August 1850.

Kgl. Regierung
Abteilung des Innern
Troschel."

Es blieb mir nunmehr kein andrer Weg, als einflußreiche Personen für Kinkel zu erwärmen und mich mit Herrn Jeserich so freundlich als möglich zu stellen, damit wenigstens andre Buchsendungen an Kinkel geschehen konnten. Diese bezogen sich hauptsächlich auf Rankes „Geschichte der Reformation", ein Buch, das der pietistische Kerkermeister gerne durchließ.

Von meinen Besuchen bei Ranke und Bettina von Arnim, Fürstin Lieven, Professor von Helwig und dem damals mächtigen Agenten Ryno Quehl, späteren Generalkonsul in Kopenhagen, will ich nur der Begegnung mit Bettina zwei

Worte widmen. Ich habe mich nämlich bei meinem Besuch mit ihr unterhalten, ohne sie zu sehen.

In einen Salon geführt, aus dem eine offene Tür in ein zweites Zimmer führte, fragte mich eine Frauenstimme nach meinem Begehr, den ich ihr in Rede und Gegenrede darlegte. Wir verabschiedeten uns in höflichster Weise, ohne uns gesehen zu haben.

Durch Ryno Quehl wurden mir Hoffnungen aus Manteuffels hingeworfenen Bemerkungen über mein Eintreten für Kinkel erweckt, welche auch bei meinem zweiten Besuche in Spandau Jeserich bestätigte. Darauf bezieht sich der nachfolgende Brief an mich von Johanna Kinkel am 31. Juli:

Geehrter Herr!

Längst hätte ich Ihnen für Ihre Bemühungen um meinen unglücklichen Mann danken sollen, und daß ich es unterließ, war nicht Mangel an Anerkennung, sondern nur Mangel an Zeit. Die Arbeitslast erdrückt mich fast, und dennoch muß ich mir Geschäfte ohne Maß aufladen, um nicht im Kummer zu versinken. Mein Mann hat Ihre Treue sehr empfunden und liest mit Interesse das Buch über Shakespeare, das Sie ihm liehen. Könnten Sie Ihren Plan ausführen, Kinkel zuweilen zu besuchen, so würde mir dies eine große Beruhigung sein.

Er leidet furchtbar durch die Isolierhaft, und so wie ich sein liebebedürftiges Gemüt kenne, ist diese es mehr als alles andre, was ihn völlig geknickt hat. Ihr Brief enthielt viel Tröstliches, nur muß ich leider fürchten, daß man Sie getäuscht hat; wenigstens widerspricht die Behandlung, die mein Mann erduldet, ganz und gar den Worten, mit denen Herr von Manteuffel und Herr Jeserich Ihr übervolles Herz beschwichtigt haben. Oft steigt mir ein Zweifel auf, ob Herr von Manteuffel wirklich jene entsetzlichen Maßregeln angeordnet hat und ob er nicht etwa selbst der Hintergangene sei. So viel ist gewiß, daß eine Partei hinter seinem Rücken in dieser Sache intrigiert und die Verantwortlichkeit auf ihn abwälzt.

Ich habe ebensowenig als Sie bei meinem Manne in Spandau Zutritt erhalten können; es wurde mir sogar die Ausweisung in Aussicht gestellt. Ich habe eigenhändige Briefe einer hohen Person vorgezeigt erhalten, welche mir einen ganz neuen Aufschluß über die unerhörte Lage Kinkels gaben und von deren Existenz schwerlich ein Minister etwas weiß. Oft gehe ich mit mir zu Rate, ob ich diese Dinge veröffentlichen soll, aber die Angst vor der Rache einer Partei, in deren Gewalt Kinkel ist und die mächtiger als das Ministerium zu sein scheint, hält mich ab.

Ich fürchte, es ist nichts zu tun; weder Bitten noch vernünftige Vorstellungen helfen etwas, selbst das Nützlichkeitsprinzip, das vielleicht einen Verstandsmenschen (wie der Ruf den Minister Manteuffel bezeichnet) bestimmen könnte, der öffentlichen Meinung zuliebe Kinkels Begnadigung vorzuschlagen, prallt ab an der übermächtigen Partei des orthodoxen Fanatismus, die an meinem armen Manne ihre Rachsucht gar nicht ersättigen kann.

Wir, die wir sein Leben fristen möchten, bis die Zeit eine andre geworden, eine mildere und vernünftigere, können uns nur noch auf Palliative beschränken. Wenn Sie durch Bitten oder durch den Einfluß mächtiger Freunde einstweilen nur erreichen könnten, daß Kinkel geeignete Nahrung, Luftgenuß, wöchentlich einmal die Erlaubnis, an mich zu schreiben, und hier und da einen Freundesbesuch erlaubt erhielte, so wollte ich Ihnen ewig dankbar sein. Sobald sich der günstige Moment zeigt, werde ich persönlich um Auswanderungserlaubnis petitionieren.

Ich wiederhole Ihnen meinen herzlichen Dank für Ihre Güte.

Johanna Kinkel.

Eine der Bekanntmachung werte literarische Gefängnisarbeit ist die briefliche Auslassung über Rankes Reformationsgeschichte an seine Frau, die ich deshalb folgen lasse.

4. August 1850.

„Meine erhebenste Erquickung war seither Rankes wunderbar unparteiisches Werk über die Geschichte der Reformation. Ich lese es abends nach dem Schluß, zwar kürzen die Tage schon merklich, aber bis gegen 8 Uhr fällt doch noch notdürftiges Licht durch das Fenster. Zuerst begegnet und befremdet uns in dieser großartigen Geschichte die Menge von Vorspielen, welche dem eigentlichen Lehrstreit voraufgeht. Die Reichsverfassungsfragen, die Opposition der weltlichen Literatur gegen Papsttum und Klerus, die Bewegung in der ästhetischen, der Sieg Reuchlins, hervorgerufen durch das inquisitorische Attentat der Dominikaner auf die Juden. Eine Zeit allgemeinen Kampfes, Landfriedensbruch, Fürsten- und Städtefehde, ritterlicher Raub auf offener Straße. Auch große europäische Kriege, Valois und Burgund sind im steten Streit, und seit das deutsche Kaiserhaus durch Max die Verbindung mit Burgund geschlossen hat, findet es sich überall jenes Haus gegenüber. So erscheint doch das egoistische politische Interesse als das erste, das religiöse, wenigstens bei den meisten Beteiligten, ist das zweite. Alle bösen Schicksale der großgedachten Reformation stammen einzig davon. Der große Kampf regt alle Kräfte auf, jeder nimmt persönlich Partei und nicht wie in den Gegensätzen unsrer Tage, die in den Massen verlaufen, ist das Individuum bloß eine willenlose Nummer. Nacheinander treten alle deutschen Stände den Kampf für die neuen Ideen an. Jeder freilich auf seine Weise. Die Ritter unter Sickingen, die Bauern, die Schweizerstädte unter Zwingli, die demokratischen Handwerker der norddeutschen Städte, zuletzt die Fürsten, die, nachdem sie jene vertilgen helfen, doch zuletzt in den Waffenkampf treten müssen im Jahre 1546 oder eigentlich schon 1542. Denn die Opposition der Fürsten ist unter den niedergeworfenen schon die fünfte. Und trotz diesen politischen Niederlagen, in denen sich die Staatskraft der Evangelischen bricht, öffnet sich ihrer Lehre eine immer weitere Tür. Im Ueberzeugungskampf und so auch im Fortschritt durch die Welt, bleiben die Unterwundenen stets Meister, denn was vermögen Luthers feurig volkstümlicher Kraft gegenüber die scholastischen Distinktionen oder schrift-

liche Widerlegung vom Tetzel, vom Wimpum, vom Eck. Diese Namen sind der Nemesis verfallen, und so laut jetzt katholische Erudition das Lob derselben ausposaunt, sie rehabilitiert sie in der öffentlichen Meinung nicht wieder. Furchtbar ist der Anblick, wie die Protestanten von ihren Glaubensgenossen selbst im Entscheidungskampf nicht allein im Stich gelassen, sondern im Rücken angefallen werden, denn dies und nichts andres tat seinem Vetter und seinem Schwiegervater der Kurfürst Moritz. Jener hatte ihm, als er in den Krieg zog, scheidend noch Land und Leute, sein Haus und seine Lieben befohlen. Aber das geheime Bündnis mit dem Kaiser und der Kurhut überwog die Ehre, und so ist seine Tat ganz so eigennützig, so tückisch und ehrlos, wie ein nächtlicher Raub auf der Gasse. Zwischen allen diesen Kämpfen steht dann die dämonische Politik Karls V., der, um das Reich und die große Gewissensfrage doch eigentlich unbekümmert, stets nur an seine Familiengröße, an das kombinierte Haus Oesterreich-Burgund-Spanien denkt, und wirklich nur dieses Haus hat — in seinen beiden Linien, denn nach Karl V. teilt es sich ja in Philipp und Ferdinand, in zwei — in dem ganzen Streite wirkliche Vorteile gewonnen. Karl fand es, um im Bilde zu bleiben, durch seine beiderseitigen Vorfahren gleichsam gezimmert und aufgemauert und brachte es nur glänzend unter Dach. Er stattete es mit dem Silber und Gold beider Indien aus und gab ihm Tür und Fenster. Besonders lehrreich ist dabei, wie er trotz diesem Uebergewicht über den alten Feind, über Franz von Frankreich nichts vermag, weil dieser Staat schon zentralisiert und hier die Monarchie der modernen Zeit sich schon festgestellt hat, wozu freilich auch die schwankende Stellung des Papstes vieles beiträgt, denn die Päpste stehen diesen beiden gerade in der Mitte gegenüber: sobald Franz in die Enge gerät, treten sie auf dessen Seiten und empören Italien so, daß nie an ein Ende zu kommen ist. Unter allen Mächten jener Zeit hat gewiß die Kurie die mindeste Ehrenhaftigkeit bewährt. Dieser stete Wechsel, durch welchen denn freilich die Protestanten immer Luft bekommen, hat nicht bloß etwas Unbesonnenes, sondern vielmehr etwas Geheimes. Dieses Verhältnis entwickelte sich erst vollständig unter Heinrich IV. von Frankreich und warf ein großes Gewicht in die Wage der Weltgeschicke in den späteren französisch-spanischen Konflikten, allein es zeigt sich auch schon damals deutlich genug im ersten. Der Bann hat freilich keine Kraft mehr; er ist ein erlahmtes Geschoß: aber statt des Bannes dient den Päpsten der Kirchenstaat und ihr mächtiger Einfluß auf Italien, denn dessen nationale Selbständigkeitswünsche verstärken diesen Einfluß und steigern ihn aufs höchste. Man merkt ihn am kräftigsten gleich nach der für Frankreich so verhängnisvollen Schlacht bei Pavia vom Jahre 1525. Karls glänzender Sieg, ja die Gefangennahme des Feindes nutzt jenem doch nichts, denn Clemens VII. tritt zu Franz in Verschwägerung und Bund, macht die mailändische Eroberung unsicher und hemmt mitten im Fortschritt des Kaisers siegreichen Fuß. Das gibt den Protestanten die Möglichkeit, sich gewaltig auszubreiten, und ebendies ist in allen Wechselfällen jenes Weltkampfes das schönste und sittlich erhebendste Schauspiel, wie gerade durch die eigennützigen Fehler der Feinde der junge Gedanke immer

Hilfe bekommt, wenn schon diese Hilfe nicht direkt vom Himmel stammt, sondern meist sehr von der Erde.

Wie aber ist das alles nun auch dargestellt. Fürwahr, nie ist Geschichte in dieser Meisterschaft geschrieben worden, nur Tacitus, der ebenfalls nach Urkunden arbeitete, bietet etwas Aehnliches. Ueberall strömt hier eine klare, durchsichtige Flut, abgeleitet aus der nächsten Quellentiefe bei den Ereignissen, alles, was Ueberlieferung und Parteisucht von Schlamm aufgewühlt haben, sinkt in dieser Flut zu Boden. Wir sehen, indem der Geschichtschreiber uns die Briefe aufrollt, die mitten im Handeln seine Menschen schrieben, oder die Worte wiederholt, die im Moment des Scheiterns oder Siegens aus ihrem Munde kamen, wir sehen in ihre innerste Herzenstiefe. Wir vermögen keinen zu hassen, denn in jedem sehen wir vielleicht niedrige unedle, aber immerhin menschliche Motive. Rankes Wissen geht über alle Begriffe, wie wohl tut es, hier einmal einen Geist zu finden, dessen Ueberlegenheit man freudig anerkennt. Denn fürwahr, man muß selbst Historiker sein, um ganz zu erfassen, wie tief und wie breit zugleich die Kenntnis dieses unvergleichlichen Menschen sich ausdehnt. Es gehört unter die wenigen Geweihten bekannten Wahrheiten, daß es eine sehr bedeutende westfälische Malerschule gab. Ranke wirft bei der Geschichte der Wiedertäufer nur ganz spielend hin, daß der münstersche Fanatismus uns in ihr eine Rivalin der kölnischen Schule zerstört hat, und der Kunstkenner fragt sich staunend: Woher weiß der Mann nun auch das wieder? So ist es auch (jetzt wieder) etwa mit einer Note über den jetzigen Stand der Literatur im Reiche des Dalai-Lama, in der er mit zehn Worten Klaproths Ansicht darüber abfertigt. Es liegt etwas Furchtbares in dieser Allwissenheit Naturen wie Karl V. gegenüber, deren geheimste Untreue nun aus ihren Archiven sonnenklar zutage liegt, sie hat etwas vom Eindruck eines Weltgerichtes: die Toten stehen vor dem kleinen Berliner Professor auf und beichten mit blassen Lippen ihre tiefvergrabene Heuchelei, ihre schleichende Hinterlist. Ebendas gemahnt mich an Tacitus und seine wunderbaren Kaiserporträte, aber Ranke als Christ und als Moderner, zugleich als Darsteller einer noch fortschreitenden, nicht wie der Römer, einer sinkenden Volksepoche, ist heller, heiterer in seiner Weltanschauung, ein wenig parteiisch finde ich ihn für Brandenburg, so daß er den Erdgeschmack nicht vollkommen verleugnet, aber das verschwindet doch ganz in der sonst das ganze Werk durchwaltenden Parteilosigkeit. Herrlich ist die Gruppierung, durch welche er dem ganzen Drama eine wahrhaft theatralische Spannung gibt, und die Ausführung des Details von der innersten Charakterzeichnung bis zum Kostüm und der Waffenrüstung, namentlich die Schilderung einzelner Schlachten, nächtlicher Kriegsunternehmungen oder festlichen Gepränges geben ihm den vollen Reiz eines hochpoetischen Epos. Es gibt wohl keine stärkere Mahnung zur Tugend und Wahrhaftigkeit und zu ehrenhaftem Handeln als das Gefühl, daß eine Oeffentlichkeit wie diese, einst auch unsre Zeit mit ihrem Mittagsglanz umfluten und auch unser Geschlecht und vielleicht unsre eignen Personen vor ihr furchtbares Forum stellen wird! Es gibt Stellen im Buche, die mir helle Tränen ausgepreßt haben; der Tod des edeln Zwingli,

die Gefangennahme des beständigen Johann Friedrich bleiben wohl jedem unvergeßlich.

Ich weiß nicht auszudrücken, wieviel Erhebung, Belehrung und Tröstung dies wundersame Buch mir gebracht hat."

Inzwischen war man (wahrscheinlich die Geheimpolizei) nicht untätig, durch eine mir ganz unbekannte Person, den Konditor B. aus Spandau, auszukundschaften, wieweit mein Bemühen für die Linderung von Kinkels schmachvoller Lage etwa mit einer Verschwörung zur Befreiung zusammenhänge. B., in dessen Konditorei in Spandau ich zweimal eine Tasse Schokolade getrunken, erschien nämlich im August in meiner Studentenwohnung Nauerstraße 60, angeblich als geheimer Vertrauter Kinkels, um mich zu befragen, inwieweit ich geneigt sei, mich an Kinkels Befreiung zu beteiligen.

Da dieser Mann mir weder vertrauenswürdig noch irgendwie legitimiert erschien, so gab ich ihm die Antwort: Da er als von Kinkel beauftragt erschiene, müsse er mir doch zunächst unzweideutige Beweise von dessen Wünschen und Willen geben, ehe ich mich äußern könne. Einen zweiten Besuch B. wies ich kurz ab. Bald darauf, am 1. Oktober, fragte mich Frau Kinkel, ob ich ihrem Manne Zeitungen und noch einen Gegenstand zuzustellen versucht habe, es sei dadurch großes Unheil angerichtet worden, und man könne nicht herausbringen, wer es begangen habe. Der darauf bezügliche Brief lautet:

Bonn, 1. Oktober 1850.

Geehrter Herr!

Meinen Dank für die treue Sorgfalt, die Sie dem Los meines Mannes widmen. Sie fragen an, ob Sie meinen Brief in Ihrer Eingabe an den Minister benutzen dürften. Sie meinen doch wohl denjenigen, den ich Ihnen nach Berlin schrieb. Ich weiß nicht mehr genau, was darin steht, und muß es also Ihrer Verantwortlichkeit überlassen. Insofern Ihre Berufung auf meine Worte nicht Veranlassung werden kann, daß meinem Manne die Korrespondenz mit mir geschmälert wird, habe ich nichts dawider. Diese ist jetzt die einzige Rücksicht, die ich zu nehmen habe, denn Sie wissen, daß es mir verboten ist, etwas aus Kinkels Briefen zu veröffentlichen.

Versäumen Sie ja nicht, an Ranke zu schreiben. Ich setze einige Hoffnung auf seine Teilnahme. Daß Sie an Kinkel über den Stand der jetzigen Kunst und Wissenschaft schreiben wollen, verpflichtet mich Ihnen aufs höchste. Er wird sich unsäglich daran erquicken, und Sie ergänzen damit die Lücke meiner Mitteilungen, die mehr auf dem bloß gemütlichen Gebiet der Familiennachrichten bleiben.

Nun eine Frage. Haben Sie in Spandau einen Versuch gemacht, meinem Manne Zeitungen und noch einen Gegenstand zuzustellen? Es ist durch diesen Versuch ein Unheil angerichtet worden, und wir können denjenigen nicht herausbringen, der ihn begangen. Oder wüßten Sie eine Spur? Soll es eine Polizeiintrige sein?

Wissen Sie darum, so geben Sie mir es auf irgendeine Weise zu verstehen; Vielleicht läßt sich der Schaden auch vertuschen. Jedenfalls bitte ich Sie, nie etwas derartiges zu unternehmen, bevor Sie mich gefragt haben. Eine nähere Erklärung darf ich dem Brief nicht anvertrauen.

Die Beweise Ihrer Teilnahme auch für mein persönliches Leiden haben mir wohlgetan. Man behauptet zwar, die Jugend sehe zu rosig, doch habe ich stets einen Glauben an den ungetrübten Blick der Jugend, der noch nicht durch eine dicke Wolke von Vorurteilen die Dinge und die Menschen schaut. Bei meinen Kindern ist Ihr Andenken unsterblich durch das Füllen vom trojanischen Pferd, bei dem das kleine Hermännchen[1]) unaufhörlich ausruft:

„Hat We-Weerth mitebach!"

Leben Sie wohl; ich möchte, es gäbe häufiger solche Abende wie jener, wo Sie Ihren trefflichen Freund aus Bensberg[2]) bei mir einführten.

Herzlichen Gruß

von

Johanna Kinkel.

An

Herrn Ernst aus'm Weerth

Haus Loo bei Grünthal und Wesel.

Gleichzeitig erschien in der „Kölner Zeitung" ein Artikel, der mit unwahren Zusätzen den obenangeführten Erlaß der Potsdamer Regierung mitteilte, offenbar um mich zu kompromittieren. Es erfolgte dann auch während meines Ferienaufenthaltes in Bonn meine Vorladung vor den damaligen Oberprokurator, der mir vorhielt, es sei erwiesen, daß ich mich eines gewissen B. in Spandau als Mittelsmann bedient habe, um an Kinkels Befreiung teilzunehmen.

Unschwer vermochte ich diesen Schwindel eines elenden Spitzels oder was er sonst war, zu entkräftigen, und weitere Folge hatte deshalb diese gerichtliche Requisition auch nicht, ich glaube infolge von Manteuffels Weisung. Wie sehr dieses Treiben gegen alle auf Kinkel bezüglichen legalen Bestrebungen zur Erleichterung seiner Lage hindernd einwirkten, bezeigt das folgende Schreiben von Johanna Kinkel vom 21. Oktober 1850.

Bonn, 21. Oktober 1850.

Geehrter Herr Weerth!

Die Redaktion der „Kölner Zeitung" gibt an, sie habe den fraglichen Artikel aus Osnabrück erhalten. Ich kenne niemand daselbst, kann also auch nicht erfahren, woher das Osnabrücker Blatt oder der Korrespondent der „Kölner

[1]) Gemeint ist der älteste Sohn Kinkels mit Johanna: Dr. Hermann Kinkel, der als Dozent der klassischen Philologie sich an der Universität in Zürich habilitierte, aber nach dem Tode des Vaters nach Bonn übersiedelte, wo er, krank wie er war, bald aus dem Leben schied. Er verkehrte gern in meinem Hause, vertraute mir sein Leid und beschäftigte sich literarisch mit Schilderungen aus dem Leben seines Vaters in Zeitschriften, besonders wohl der „Gartenlaube". Die Schwester des Verstorbenen aus Kinkels Ehe mit Johanna, Frau Witwe Adelheid von Asten, lebt als angesehene und beliebte Musiklehrerin in Barmen.

[2]) Friedensrichter Peter Fischbach.

Zeitung" jenen Artikel geschöpft hat. Wenn Sie mit Wahrheit versichern können, daß Sie sonst niemand das Aktenstück der Potsdamer Regierung mitgeteilt haben, so dünkt mir, daß Sie einer öffentlichen Verwahrung gegen die „Kölner Zeitung" nicht bedürfen, um so weniger, da Ihr Name gar nicht genannt wurde. Sie brauchen einfach, wenn Sie befragt werden, zu versichern, daß Ihnen der Artikel fremd ist. Es ist allerdings sehr fatal, daß ein einziger unwahrer Zusatz dazu gemacht worden ist, denn dies gibt der Regierung Gelegenheit, die ganze Anklage der Presse als unwahr zurückzuweisen.

Halten Sie es nicht für möglich, daß von Subalternen der Regierung selbst jene Veröffentlichung ausgegangen ist und daß brieflich und gesprächsweise gemachte Aeußerungen Unterrichteter die Zusammenstellung des Ganzen veranlaßt haben? Ich könnte Ihnen einen Brief aus Potsdam mitteilen, wenn Sie hier wären, den ich aber der Post nicht anvertrauen darf, um den Schreiber nicht zu kompromittieren. Dieser bezieht sich auf eine ganze Reihe amtlicher Lügen, sogenannter Berichtigungen, angeblich aus dem Munde hoher Behörden, welche geradezu Kinkels eigne Briefe (die vom Zuchthausdirektor vor dem Absenden kontrolliert und versiegelt waren) Lügen strafen. Auch mir wurde vorgeworfen, ich übertriebe in der Schilderung von Kinkels Lage. Die 13 Stunden Spulen und so vieles andre, das Kinkel mir selbst geschrieben, wurden keck als Unwahrheit bezeichnet. Sie wissen, ich bin wehrlos, da ich aus Kinkels Briefen bei Verlust der Korrespondenz nichts veröffentlichen darf. Da man mich nun von allen Seiten mündlich und schriftlich oft auf unhöfliche Weise versichert, daß Kinkel an der Kunstgeschichte arbeite, so habe ich mir allerdings erlaubt, in Privatbriefen und Gesprächen diese ewige Beschuldigung durch Ihre Mitteilung zu widerlegen, was Sie mir nicht verdenken werden. Wer nun einen weiteren Gebrauch davon gemacht hat und von wem der unwahre Zusatz am Schluß herrührt, weiß ich nicht. Uebrigens brauchen Sie sich gar nicht durch eine voreilige Verwahrung dem Verdacht bloßzustellen, als hätten Sie einen Anteil an jener Veröffentlichung, denn die Potsdamer Regierung ist gar nicht so übertrieben verschwiegen, wie ich Ihnen gelegentlich aus einer auf anderm Wege an mich gelangten Mitteilung beweisen kann, wenn Sie wieder hierherkommen.

Nun aber eine ernstere Gefahr. Ich weiß aus genauer Quelle, daß der Konditor B., von dem Sie mir erzählten, vor dem Untersuchungsrichter gestanden hat. Mein Berichterstatter schreibt: „Es ist erwiesen, daß B. der Mittelmann des Herrn Ernst aus'm Weerth war." Dieser Herr kennt Sie persönlich gar nicht, weiß nicht einmal von Ihnen etwas Genaueres. Da Sie mir entschieden Ihre Verbindung mit jenem B. geleugnet haben, so wäre es unrecht, Sie nochmals deshalb zu befragen. Auch die Fürstin L., an die ich schrieb, versichert mich, daß sie nichts von jenem B. wisse, nie seinen Namen gehört habe. Die Sache scheint eine Falle zu sein, die man Ihnen legen wollte. Haben Sie wirklich das Bewußtsein, keine andern Schritte getan zu haben als die Sie mir mitteilten, und die ich nicht anders als sehr verständig anerkennen konnte, so gehen Sie ruhig Ihren Weg fort und entschuldigen nichts, dessen Sie

niemand beschuldigt. Diese preußische Bureaukratie scheint ja ein wahrer Rattenkönig zu sein!

Der letzte Brief, den ich von Kinkel vor wenig Tagen erhielt, ist furchtbar niederdrückend. Man hat ihm zwar jetzt eine wollene Jacke gestattet, aber ihm den viertelstündigen Sonntagsabendspaziergang (den einzigen im Freien) wieder geraubt. Man wird nun berichtigen: „Es ist Verleumdung, daß Kinkel wärmere Kleider abgeschlagen wären." Hätte nun ein andrer Freund die Indiskretion, zu veröffentlichen: „Man hat Kinkel die Luft nun ganz entzogen," so braucht der Direktor ihn ja nur einmal durch den Regen laufen zu lassen, um der Regierung Gelegenheit zu der Berichtigung zu geben: „Auch diese Verleumdung unsers humanen Systems ist falsch, denn noch gestern ward Kinkel im Hofe spazierend gesehen."

Lassen Sie uns ruhig verzweifeln. Johanna Kinkel.

Ob eine nochmalige Vorstellung, die ich dem Minister Manteuffel schriftlich unterbreitete und für deren Befürwortung ich mich der Hilfe von Manteuffels politischen Agenten Ryno Quehl (starb als Generalkonsul in Kopenhagen) versicherte, Erfolg gehabt haben würde, läßt sich nicht entscheiden, da inzwischen durch die unerschrockene Hingebung von Karl Schurz dem Gefangenen in dunkler Nacht die Freiheit wiedergegeben war und somit meine Freundesbemühungen gegenstandslos wurden.

Zur Vorgeschichte von Schurz' mutvoller Tat darf ich als Augenzeuge noch folgenden Vorgang erzählen. Es war im Anfang November 1850, als die erste Vorstellung des „Propheten" im Opernhause zu Berlin stattfand.

Meyerbeer hatte bekanntlich die Rolle der Fides für die durch ihre Gesangskunst und dramatische Begabung unvergleichliche Pauline Viardot-Garzia geschaffen. Sie bildete daher, neben der Oper selbst, eine geradezu magische Anziehungskraft für die musikalische Welt. Alles drängte sich zu den ersten Vorstellungen, und das Parterre glich einem studentischen Auditorium. Ich stand mit meinem Freunde Friedrich Althaus an der Brüstung zwischen Parkett und Parterre und sah dort zufällig vor mir in ersterem Kinkels bittersten Feind aus der Bonner Demokratenzeit, den zur tollsten Reaktion übergegangenen Hermann Hersch.

Friedrich Althaus, ein geborener Detmolder, hatte mit mir bereits in Bonn studiert, war ein geistig angeregter Idealist und wie ich Kinkels Schüler.

Hersch ist der spätere Dichter der „Lorle" und „Sophonisbe". Damals war er der Hauptdemokratenriecher der „Neuen Preußischen Zeitung" und Redakteur des „Zuschauers".[1])

Diese Wahrnehmung mußte sofort zu einem erschütternden Schrecken führen,

---

[1]) Herm. Hersch war in Bonn der Mitarbeiter der am 1. Januar 1849 von Kinkel im Verlag von W. Sulzbach in Bonn gegründeten „Neuen Bonner Zeitung", die am 1. Oktober 1849 wieder einging.

indem mein Freund Althaus, mich anstoßend, meinen Blick auf eine hinter uns stehende Person lenkte, in welcher ich sofort Karl Schurz erkannte. Schurz, der in Baden zum Tode Verurteilte, hatte sich also ohne jede Furcht nach Berlin und in eine Theatervorstellung begeben, in deren Parterre Althaus und ich gewiß nicht die einzigen seiner alten Bonner Bekannten waren. Hersch, sein gefährlicher Feind, brauchte nur den Kopf rückwärts zu wenden, um ihn zu erkennen und dann sicher der Polizei zu überliefern. Althaus verständigte Schurz so schnell als tunlich im ersten Zwischenakt von der drohenden Gefahr. Schurz verschwand glücklicherweise ganz unbemerkt und beeilte nun sein Befreiungswerk so schleunig, daß er in wenigen Tagen mit Kinkel die preußische Grenze in Mecklenburg überschreiten konnte.

Die näheren Umstände von Kinkels Flucht sind wiederholt bekanntgegeben worden, und da ich dabei persönlich keinerlei Anteil hatte, kann ich darüber hinweggehen. Althaus ist seit einigen Jahren in London verstorben, und so will ich zur Charakteristik dieses edeln philosophischen Kopfes nachstehenden Brief vom 1. Dezember 1850 folgen lassen.

Lieber Weerth!

Ich freue mich, Sie nach Ueberwindung so vieler Hindernisse auf Ihrem Wege endlich in der Stille begrüßen zu können. Ruhig ist es in Ihnen freilich immer noch nicht. Sie leiden noch von dem Nachfalle; dem Ende der Tätigkeit folgt die in ihr herrschende niederdrückende Stimmung, die für Sie ebensowenig eine freudige sein kann als Ihre Erfolge. Doch ist es immer noch besser, als wenn ich von Ihnen aus dem Lager irgendwelchen königlich preußischen Quartiers die erste Nachricht bekommen hätte. Diese Mobilmachung, der Sie sich glücklich entzogen haben, muß für den selbst Mobilgemachten erstens widerwärtig sein. Ihre Familienangelegenheiten sind aber zu einem Abschlusse gebracht. Ueber den dadurch veranlaßten Aufenthalt in Bonn, mit seinen Unannehmlichkeiten, mußte es Ihnen wohltun, für den befreiten Kinkel einen dichterischen Triumph zu bereiten und Ihre Freude über die Wendung seines Schicksals so zu betätigen, daß auch Kinkels ungläubige Frau gewiß endlich genötigt wurde, Ihre Aufrichtigkeit nicht mehr zu bezweifeln. Freuen wir uns, daß diese kräftige Natur nicht mehr zum Vegetieren verdammt, daß sie zwar geschwächt, aber keineswegs verblüht und entwurzelt ist. Ich habe Briefe von Schurz voll Glück, Heiterkeit, Hoffnung. Sie wissen ja, warum er in Berlin war und was er getan hat.

Während dieser ganzen Zeit hat sich in meinem tief-ruhigen Leben äußerlich wenig geändert. Ich werde hier gezwungen, in den Geist einzukehren, in der Natur ist es winterlich, Menschen, mit denen man leben könnte, sind nicht da — man hat nur zu wählen zwischen der Abspannung des sog. gesellschaftlichen Zusammenseins und der ersten, einsamen Arbeit. Was dann noch Schicksal an solchem Leben ist, ist die Notwendigkeit, überhaupt hier zu sein. Man erhält sich wenigstens frei, wenn es auch eine traurige Freiheit ist. Aber ich habe die Lebensaufgabe in dieser Periode tiefer als anfangs für mich begriffen. Vielleicht

war es notwendig, gerade jetzt diese völlige Einsamkeit durchzukosten. Das Leben in einer größeren Welt ist äußerlich anregender, fordert mehr, kritisiert uns schärfer mit allen seinen Verhältnissen, macht die Selbsterkenntnis leichter. Doch zerstreut es auch und beunruhigt. Endlich wird es selbst das Gewöhnliche.

Hier weist jeder Tag mit seiner Gewöhnlichkeit auf das hin, was derselben nicht unterworfen ist. Wenn ich nicht verkommen will, muß ich voran, muß das Beste in mir durch seine Bewegung frisch halten, neues Land in mir und dem Reiche des Geistes aufsuchen. Ich entbehre die unmittelbare Anschauung, was man von dem Vergnügen in der Welt hört, worüber wir jetzt wie über ein Possenspiel die Achseln zucken, und was man einst Geschichte nennen wird, nun, das scheint hier aber auch wie ein weit von uns aufgeführtes Spiel — hier, wo so wenig von bewegtem Leben zu sehen ist, scheint oft die große Welt selbst nichts als eine Bühne. Aber das, was unser eigentliches Heiligtum ist, unser innerstes Sehnen, erscheint das überhaupt in der großen Welt? Vielleicht ist ihm nach den Stürmen der letzten Jahre diese läuternde Stille sehr heilsam. In sich klarer, frischer, vom Staube der Heerstraße unberührter, wird es den Menschen fähiger machen, wieder ins bewegte Leben einzutreten. Und je tiefer wir in schmerzlichem Entbehren die Notwendigkeit seiner Herrschaft erkennen, um so mehr wird es aufhören, ein Jenseits für uns zu sein, während der alte Weltzustand so durchaus dualistisch ist. Die Erkenntnis der Lüge dieses Dualismus, die größte Erkenntnis unsrer Revolution, sie weiter zu erkennen an der Unzulänglichkeit des von ihr beherrschten Lebens, es läßt ein volles Leben leichter entbehren. Denn diese Erkenntnis ist am Baume des Lebens gewachsen und hängt unauflöslich mit unsrer ganzen Weltanschauung zusammen, in deren geschichtliches Schicksal wir verflochten sind.

Ich fühle außerdem, daß meine speziellen Studien hier durchschnittlich besser von statten gehen, als es anderswo gewesen sein würde. Es sind noch so viele Lücken, so viel leerer Raum im Geiste zu füllen. Ich werde bei voller Muße durch nichts Aeußerliches gestört. Bei dem sehr gleich fortfließenden Leben reiht sich eins ins andre und die verschiedensten Sachen kommen, wie in einem Kreislauf der Stimmung, während einer gewissen Zeit vor. Hauptsächlich sind es: Allgemeine Geschichte, Geschichte der Philosophie, alte Historiker, Voltaire, juristische Enzyklopädie. Was den Voltaire angeht, so habe ich an ihm endlich, nach Verwerfung mancher andern, die Aufgabe einer größeren Arbeit erkannt; ich will ihn in seiner Bedeutung für die Geschichtschreibung darzustellen suchen. Er ist der Mann, der die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts am umfassendsten beherrscht; ein großer Wendepunkt für das Bewußtsein der Zeit über das Weltleben, seine materielle Unterlage, seine Entwicklung, seine sittliche Bedeutung. Gewaltig hat er den Boden von Schutt gereinigt, die ewigen Formen der großen Naturgesetze von den widerwärtigen Verhüllungen der Orthodoxie entkleidet, Sinn geweckt für die Realität, vorgearbeitet für die Revolution und die Philosophie des Idealismus, welcher, wie der Geist aus der Natur, aus der materialistischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangen ist.

Die Vorarbeiten habe ich seit etwa sechs Wochen begonnen. Es kommt dabei natürlich auf die Erfassung des großen welthistorischen Standpunktes Voltaires an. Man hat ihn früher, besonders mit seiner Geschichtschreibung, sehr allgemein abgefertigt. Es liegt aber doch etwas mehr in ihr.

Wenn ich vorhin von dem Dualismus sprach, so dachte ich dabei auch an Sie, lieber Weerth. Sie haben mir Ihre Stimmung sehr nahe gebracht durch einen Satz, in dem Sie meinten: „die Zeit sei nicht fern von der Ewigkeit." Für Ihr Gefühl in dem Augenblick mochte das das Richtige sein. Nicht das Richtige und deshalb durch die Erkenntnis zu überwinden, ist es aber vor dem Geiste, der das Leben erfaßt. Zeit und Ewigkeit so gleichsam räumlich trennen, das heißt dem Dualismus das Wort reden, den wir aber zerstören müssen. Der Unterschied der alten und neuen Religion ist aber der: die alte Religion hat den Menschen über sein diesseitiges Leben in ein fabelhaftes Jenseits hinausgewiesen, hat seine Identität mit sich selbst geleugnet; die neue Religion sagt: Hier ist dein ewiger Boden; dein zeitliches, einmaliges Sein ist dein ewiges Sein, diese Geschichte der Zeit, die du erlebst, es ist die Geschichte der Ewigkeit, die Betätigung der ewigen Gesetze an dem vergänglichen Stoff. Und wenn der Mensch glücklich und unglücklich ist, so erlebt er diese Identität. Wie ewig lang ist die Zeit! Wie unendlich eine vom Geist, vom Schmerz erfüllte Stunde! — Das Jenseits für uns bleibt die noch nicht erfüllte Identität unsers Wesens. Daran sollen wir aber arbeiten. Oder kann das Ewige von außen geholt werden? Ja: doch nur wieder aus dem Innern des Aeußern, der Erkenntnis von Geschichte und Welt. Diese aber sind eben die Offenbarungen des Ewigen; es gibt für das Ewige keine andre Offenbarung. Auf dieser Wahrheit erbaut sich die neue Weltreligion, und die starken Menschen, in denen und für welche sie kommt, müssen ihre Schmerzen leiden und ihre Aufgabe zu vollenden streben.

Ich glaube, daß Sie auf dem Wege zu dieser Religion sind, und mein Wunsch ist, daß Ihnen das Emporraffen aus dem Schmerz, der Sie jetzt noch gefesselt hält, so gelingen möchte, daß Ihnen das anspornende Element des Schmerzes nicht verloren geht, Sie aber nicht mehr die Ewigkeit abseits von der Zeit suchen.

Möchten Sie mir aber auch bald aus Ihrem Leben etwas Erfreuliches, Bestimmtes mitzuteilen haben. Welche Menschen Sie sehen, wie Sie Ihren Tag verbringen, was Ihre Arbeitspläne für den Winter sind. Schreiben Sie auch bei Gelegenheit, was Neuhäuser treibt, und grüßen Sie ihn von mir. — Sehr interessant wird es mir sein, wenn Sie mir Kinkels Kritik über Ranke mitteilen. Ich habe mich gleichfalls in der letzten Zeit mehrfach mit diesem merkwürdigen Menschen beschäftigt.

Bitte, vergessen Sie's nicht. Es grüßt Ihr Fr. Althaus.

Das Zuverlässigste, was damals in der Presse über Kinkel erschien von einem unbekannt gebliebenen Verfasser, ist das kleine Buch: „König und Dichter". Stimmen aus der Zeit. Ein Kinkel-Album. Stuttgart und Wien bei G. A. Sonnental. 1851.

Während der langen Jahre, die Kinkel mit seiner Familie in England als Lehrer und Literat verbrachte, habe ich Beziehungen zu ihm außer gelegentlichen Grüßen nicht unterhalten.

Erst als die Erfolge von 1866 ihn für die Auferstehung Deutschlands begeisterten, ein tragisches Schicksal ihn von seiner treuen Johanna trennte, dessen inneres Gewebe in dem Werke der Verstorbenen „Hans Ibeles" Einsichtige erkennen wollten, und er eine neue Ehe mit der vortrefflichen Minna Werner eingegangen war, leitete ihn wohl hauptsächlich das nie verlassene Heimatgefühl nach der Schweiz, wo er in Zürich bis zu seinem Tode im November 1882 die Professur der Kunstgeschichte an dem dortigen Polytechnikum bekleidete.

In der Ambrosianischen Galerie in Mailand sahen wir uns zuerst in zufälliger Begegnung im Jahre 1873 wieder und ich besuchte den verehrten Lehrer dann in Zürich 1876.

Herzlichst von ihm und seiner Familie empfangen, verlebten wir zwei heitere Tage, die natürlich ausgefüllt wurden mit dem Austausch heimatlicher Erinnerungen, politischer und sozialer Betrachtungen. Unvergeßlich bleibt mir eine Kahnfahrt auf dem Züricher See mit den drei Söhnen. Kinkel war und blieb Idealist, und zu seinen sozialen Ansichten konnte ich mich so wenig hier wie in Mailand bekennen, wohl zu den Idealen. Allein mit wehmutsvollem Verständnis gewahrte ich das durchblickende Heimweh zur rheinischen Heimat und gelobte, wenn irgend möglich, demselben abzuhelfen. Dazu bot das am 9. Dezember 1876 stattfindende Winckelmannsfest des Vereins von Altertumsfreunden in Bonn, dessen tätiges Mitglied Kinkel gewesen war, eine schickliche Gelegenheit. Als Präsident des Vereins veranlaßte ich, Kinkel als Festredner einzuladen. Daß er kam, mit welchem Jubel man ihn empfing, besagten die öffentlichen Blätter („Bonner Zeitung" vom 11. Dezember 1876).

Kinkels Rede, anschließend an eine Figurenreihe im Dome zu Konstanz, galt den kirchlichen Theaterspielen des Mittelalters. (Jahrb. des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande LX, 121 ff.)

Bei dem festlichen, die Feier abschließenden Mahle lag es mir ob, unsern Ehrengast zu feiern. Es geschah mit folgenden Worten:

„Der Schritt der Geschichte geht unendlich ungleich. Oft scheint die Bewegung stille zu stehen, oft stürmt dieselbe so eilend voran, daß der Inhalt weniger Jahre dem eines Jahrhunderts gleichzukommen scheint: In einer solchen Zeit leben wir. Alles, was seit lange die Geister erfüllte, ist in Fluß. Die Sehnsucht des deutschen Volkes nach Einheit ist erfüllt: Die Raben fliegen nicht mehr um den Kyffhäuser!

Eisenbahn und Telegraph heben Raum und Zeit auf, es ist ein Jagen und Rennen, treibend und getrieben ist jeder, auf allen Gebieten spitzt es sich zu in eine angespannte, aufreibende Betätigung des Pflichtbewußtseins. Das Behagen hat keinen Raum mehr.

In einer solchen Zeit tut es not, sich die idealen Güter als ein schützendes Palladium zu bewahren, und ein solches ideales Gut ist die Pflege des Bewußt-

seins der großen Vergangenheit unsers Rheinstroms von den Alpen bis zum Meere. Denn das Bewußtsein einer großen Vergangenheit fesselt an die Scholle und spornt zur Nacheiferung, macht ideal und patriotisch! Und diesem Ideal entspricht es, wenn vom Fuße der Alpen in der Winterkälte unser Freund den Stecken ergreift, hier stille zu halten, um am Postament der Gestalt Winckelmanns sein lang entbehrtes Wort hören zu lassen.

Gestatten Sie, geehrte Freunde, daß der Träger des Amtes zugleich zum Herzenskündiger wird, daß ich ausspreche, wie sehr Gottfried Kinkel als Lehrer der Jugend die Ideale in die Herzen seiner Schüler so tief versenkte wie Hagen den Hort der Nibelungen in die Fluten des Rheins, wie Kinkel seinen Idealen alles, alles opferte, was ihm das Leben bot! Das weiß vor allem die traute Heimat zu würdigen. Ganz gewiß, der heimatliche Boden strömt seine Kraft in die Füße seiner Geborenen und drängt seine Wärme zum Herzen, dringt in die Herzen derjenigen, die als seine Landsleute die Seinigen sind!

Da bist du! Hier sind wir! Reich uns die Hand, denn uns umschlingen die Ideale und die Heimatliebe. In ihrem Namen rufen wir alle dir Heil und treue Liebe zu!"

Kinkels — im Glücksgefühl auf heimatlichem Boden, aus dem Kreise seiner bedeutungsvollen akademischen Vergangenheit so enthusiastisch sich umringt zu sehen — begeistert gesprochene Dankesworte endeten mit allseitigen persönlichen Begrüßungen, Austausch von Erinnerungen und mir gegenüber in einem Bruderkuß und Schmollis! Hieran knüpft folgender Brief an:

Brief von Gottfried Kinkel.

239 Unterstraß bei Zürich, 26. Januar 1877.

Lieber Freund!

Smollis verwixt, zweimal, in zwei Briefen, das kostet Dich zwei Flaschen Rheinwein, wenn wir wo und wie uns wieder treffen! Denn bei jenem frohen Abend in der Lese fielst Du mir um den Hals und ich küßte Dich, und den ganzen Abend haben wir uns dann Du genannt. Seit mehr als zehn Jahren bin ich alter Mensch mit niemand mehr auf Du und Du gekommen — und jetzt werde ich mir das Vergnügen nicht nehmen lassen, mit einem soviel Jüngeren das Du beizubehalten.

Nun höre: Vor der Suite nach Bonn hatte ich die Expertise wegen der Baseler Brücke zu besorgen und den Rapport zu arbeiten. Von Euch heimkehrend, fand ich Berge Arbeit, besonders auch Korrespondenz. Dann ward uns das jüngste Kind krank, einmal lagen drei Patienten (Magen- und Darmkatarrhe), der Kleinste war vor acht Tagen sehr krank. — Dazwischen, weil's versprochen war, mußte ich wieder hinaus zu Vorträgen in Baden, Ulm, Augsburg, Lindau. Zuletzt in dieser Woche Ausfertigung von Inventarien, Jahresrechnung, offiziellem Jahresbericht über die drei Kunstsammlungen im Polytechnikum, denen ich vorstehe. Das alles ist nun fertig, der Kleine scheint außer Gefahr und heiter in der Genesung — und jetzt schreibe ich an Dich.

Also zuerst: Herzlichen Dank für Deine Liebe, für die Güte Deiner verehrten Frau, für die lebhafte Konversation Deiner Tochter — mit eins für das glückliche rheinische Diner bei Dir! Wo hätte der erste Empfang auf jenem Boden herzlicher sein können! Mein Herz war sehr schwer, als ich Bonn wieder betrat, Ihr habt mit jenen zwei frohen Schmaus-, Trink- und Gesprächsstunden den Druck auf dem Herzen in wahre Heitere verwandelt. Daß ich keinen Extrakt meines Vortrages schicken konnte, wirst Du nach vorstehendem begreifen. Der Auszug in der „Bonner Zeitung" [1]) war ja auch ganz vortrefflich, was wollte man mehr?

Uebrigens sollen die Deutschen endlich sich gewöhnen, einem Redner von Gottes und seines Fleißes Gnaden auch noch die Qual einer nachträglichen Quintessenzierung zu ersparen; wofür hat man denn Stenographie und Reporters wie in England?

Den Brief vom Herrn Landrat [2]) also hier wieder zurück. Ich zweifle ebenfalls nicht, daß die Sache harmlos und im wesentlichen so war, wie sie hernach dargestellt worden ist. Hier waren die kleinen Leute schon ganz besorgt um mich; eines Abends schlich einer mir nach und sagte:

„Sind Sie's, um Vergebung, Herr Professor? Meine Frau war sehr in Sorgen um Sie, weil Sie in Deutschland verhaftet worden u. s. w." Ich habe hier (und in Augsburg) ganz frank erklärt, daß ich die Sache für harmlos halte und an Kommandiertheit der Leute nicht glaube, damit also — Requiescat!

Ich habe nicht vergessen, daß ich Deiner lieben Frau „meinen Führer durchs Leben" versprochen habe, hatte aber diese Woche nicht die Zeit, ihr das Exemplar (das letzte) auf dem Polytechnikum, wo es inter munter alia (und dubter alia) liegt, herauszukramen. Sie soll's aber sicher haben, nur noch ein wenig Zeit. Sonst bei mir nichts Neues.

Sage mir doch in Deiner Antwort auf diesen Brief:

1) Habt Ihr in Bonn eine Akademische Kupferstichsammlung?

2) Was ist aus Dr. Wolffs berühmter Sammlung der van Dyckschen Icones geworden?

3) Sammelt Heimsoeth noch und welche Meister?

Herzlichen Gruß an Frau und Tochter.

Von ganzem Herzen dankbar und freundschaftlich

Dein

G. Kinkel.

Unsre Beziehungen blieben bis zu Kinkels Tode die freundschaftlichsten. Im September 1877 verlebte ich in seinem Züricher Heim inmitten der Familie zwei genußreiche Tage, und mit Frau Minna Kinkel bin ich bis heute in freundlichem

[1]) „Bonner Zeitung" 1876, Nr. 335: Gottfried Kinkel als Gast auf der Winckelmannsfeier.

[2]) Infolge des Erscheinens eines Gendarmen in der Festversammlung entstand das Gerücht polizeilicher Ueberwachung, welches besagter Brief widerlegte.

Verkehr geblieben. Daß Frau Minna Kinkel meine Darstellung als der vollen Wahrheit entsprechend fand, was aus folgendem Briefe hervorgeht, erfreut mich besonders.

Schöneberg, 2. Juli 1906.

Aus einem Briefe von Frau Professor Minna Kinkel.

... Die mir anvertraute Schrift habe ich mit dem größten Interesse gelesen und manches daraus ersehen, was mir nicht bekannt war. Mein Mann sprach nur sehr selten von jener Zeit, und ich forderte ihn nie dazu auf, da die Wunden nie heilen konnten, die man ihm damals geschlagen hat. Karl Schurz hat in seinen Memoiren ja alles enthüllt, in denen er ganz übereinstimmend mit meinem Manne die Rettung beschreibt. Schurz hat diese Heldentat ganz allein ausgeführt, und nur das Geld zur Bestechung erhielt er von auswärts. Niemand kannte seinen Plan, den er wiederholt ändern mußte.

Ich bin keine Schriftstellerin und muß in aller Bescheidenheit ablehnen, ein Urteil über Ihre Schrift zu fällen. Wiederholt habe ich sie gelesen und denke mir, daß das, was mich so fesselte, auch von allen Lesern mit gleichem Interesse aufgenommen werden sollte, um so mehr, da es der vollen Wahrheit entspricht. — Ihnen, hochgeehrter Herr, nochmals für Ihre gütige Zusendung dankend, bleibe ich und meine Kinder mit herzlichen Grüßen in vorzüglicher Hochachtung

Minna Kinkel.

Ein paar Worte über England und Deutschland

Ein Brief an den Herausgeber der „Deutschen Revue"

Von

Sir Henry Roscoe (London)

„Denn ich bin ein Mensch gewesen" — dieser wohlbekannte Ausspruch Goethes, den er am Ende seines Lebens tat, gehört zu denen, die ich beherzige. Denn ein Mensch zu sein, ein menschliches Wesen, ein Bürger, sei es eines Landes oder der ganzen Welt, im höchsten und edelsten Sinn, ist das, was das Leben am meisten lebenswert macht. Deshalb muß ich sagen, daß ich, wenn ich auch glücklich bin, zu der kleinen Schar der Männer der Wissenschaft zu gehören, den Titel „Mensch" noch höher schätze. Diese etwas alltäglichen Bemerkungen, verehrter Herr, kommen mir in den Sinn, weil ich, nachdem ich dank Ihrer Liebenswürdigkeit in Ihrer geschätzten Zeitschrift über die Friedensmission der Naturwissenschaft habe sprechen dürfen, Sie jetzt bitten möchte, mir zu erlauben, daß ich einiges über England und Deutschland vom Standpunkt eines Mannes aus sage, der ein englischer Bürger ist, aber in seiner Bewunderung und Liebe für Deutschland keinem Menschen nachsteht.

Also meiner Ansicht nach ist all das Reden über die Möglichkeit eines Krieges zwischen den beiden Nationen einfach verabscheuungswürdig.

Dieser Meinung werden, wie ich anzunehmen wage, alle Leute von gesundem Menschenverstand in beiden Ländern beistimmen. Wir müssen uns jedoch daran erinnern, daß der gesunde Menschenverstand eine seltene Ware ist; daß nach den Worten Thomas Carlyles der größere Teil der Menschheit aus Toren besteht, so daß die Gefahr, daß irgendein törichter Schritt unternommen wird, weit davon entfernt ist, undenkbar zu sein.

Um so mehr ist es Sache derer, die „die Schmeichelsalb' auf ihre Seelen legen" können,[1]) daß sie die obenerwähnte seltene Ware besitzen, zu tun, was ihnen möglich ist, um die Torheit und Verderblichkeit dieser Kriegsangst darzutun. Dies geschieht jetzt Gott sei Dank auf beiden Seiten des Kanals.

Wollen wir vor allem „préciser nos idées". Ist es nicht in erster Linie mit den Nationen wie mit den Individuen, daß zwei dazu gehören, um einen Streit anzufangen? Und muß nicht zweitens etwas vorhanden sein, um das gestritten wird?

Was die erste Frage betrifft, so ist meine Antwort die, daß die große Masse des Volkes bei beiden Nationen gar nicht an einen Streit denkt; was die zweite betrifft, so kann ich nichts entdecken, um das zu streiten für vernünftige Menschen auf einer der beiden Seiten der Mühe wert wäre.

Es gibt allerdings nicht nur Leute, die berufsmäßig Angst und Schrecken zu erregen suchen, sondern auch furchtsame und leichtgläubige Menschen, sowohl in England wie in Deutschland. Von diesen sind die ersteren, die Lärmmacher, die schlimmsten und die gefährlichsten, weil ihr Ziel ist, für ihre eignen niedrigen und selbstsüchtigen Zwecke böses Blut zu machen und andre Leute anzustecken. Die furchtsamen und leichtgläubigen Leute in beiden Ländern erinnern mich an Viola und den Junker Christoph von Bleichenwang in Shakespeares „Was Ihr wollt" (III. Akt, 4. und 5. Szene), die von Junker Tobias gegeneinander gehetzt werden und denen beiden er eine so gewaltige Meinung von der „Wut, Geschicklichkeit und Hitze" ihres Gegners beibringt, daß sie im Begriffe sind, „einander wie Basilisken mit den Augen umzubringen".

Wir in England sind an Kriegspaniken gewöhnt, wir wissen, was wir von den Klopffechtern zu halten haben, die alle möglichen Arten von falschen Alarmnachrichten erfinden, um Sensation zu erregen und um ihre Waren zu verkaufen. Wir erinnern uns noch, wie nach dem Zwischenfall von Faschoda die Jingos die Absicht aussprachen, „Frankreich in Blut und Kot zu wälzen", und wie die französische gelbe Presse in derselben Art antwortete. Ebenso erinnern wir uns, wie nach dem Gefecht bei Pendschdeh ähnliche Drohungen ausgesprochen wurden, um uns mit Rußland in Konflikt zu bringen. „Nous avons changé tout cela," und wir haben wie vernünftige Leute einander die Hände gedrückt. Man braucht nur zwei der jüngsten Fälle, in denen eine derartige Kriegspanik entstand, zu erwähnen, um ihre Absurdität zu erkennen. Bei uns kam die Fabel von den 200000 deutschen Soldaten auf, die in aller Eile auf Transportschiffe (oder

---

[1]) Shakespeares Hamlet, Akt III, Szene 4.

war es nur ein einziges?) gesetzt und dann eiligst wieder ausgeschifft worden sein sollten — eine unzweifelhafte Probe zu einer Invasion Englands! Die Leichtgläubigkeit des deutschen Volkes ist nicht geringer als unsre eigne. Die englischen Flottenmanöver, die vor einiger Zeit in der Nordsee abgehalten wurden (ich finde diese auf unsern Karten als „The German Ocean“ bezeichnet!), wurden in manchen Gegenden Deutschlands als ein unanfechtbarer Beweis dafür angesehen, daß England im gegenwärtigen Augenblick sich darauf vorbereite, ohne Veranlassung über Deutschland herzufallen, um womöglich die deutsche Flotte zu zerstören. Auf welcher andern Flotte Zerstörung als der deutschen könnte England in der Nordsee sich auch einüben?

Das alles ist natürlich einfacher Unsinn — aber es ist unheilvoller Unsinn, denn „wo Schmutz hingeworfen wird, bleibt sicher etwas hängen“.

Sehen wir nun zu, was geschieht, um diesem verderblichem Geschwätz entgegenzuarbeiten, und fragen wir, was die leitenden Persönlichkeiten der öffentlichen Meinung auf beiden Seiten über die Sache sagen.

Zuerst und vor allem wissen wir, daß unsre beiden Herrscher Anwälte des Friedens sind. Der Kaiser sowohl mit dem Wort wie mit der Tat; denn hat er nicht seinem Land den Frieden erhalten, als Englands Hände in Südafrika gebunden und als Rußlands Heere in der Mandschurei in Anspruch genommen waren? Was unsern König betrifft, so ist er als „Eduard der Friedenstifter“ begrüßt worden. Außerdem sind die Zusammenkunft in Cronberg und der bevorstehende offizielle Besuch in Berlin Zeichen für ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den Monarchen und lassen für die künftigen Beziehungen der beiden Länder Gutes vorhersehen.

Unsre leitenden Staatsmänner, besonders Sir Edward Grey, unser bewährter Staatssekretär des Auswärtigen, haben sich mit voller Entschiedenheit ausgesprochen. Während sie auf der einen Seite jeden Gedanken an eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Deutschlands oder selbst irgendwelche Meinungsäußerung über seine Handlungen von sich weisen, betonen sie, daß England niemals einen Gedanken daran, Deutschland mit Krieg zu überziehen, gehegt habe oder hegen könne. Für uns sind solche Worte einfache Selbstverständlichkeiten, denn es gibt, von Verrückten und den Mitarbeitern einiger rückständiger Jingo-Revuen abgesehen, keine 10000 Menschen in England, die nicht einsehen, daß ein Krieg für beide Länder den Ruin bedeutet und daß das Bestreben, ihn herbeizuführen, — um mit Winston Churchill zu reden — ein teuflisches und ruchloses Verbrechen ist. Trotzdem ist es gut, diese Ansichten nachdrücklich und sogar wiederholt auszusprechen zu dem Zweck, den Blitz der Jingos ohne Schaden in die Erde zu leiten und den Nervösen und Aengstlichen die irrige Meinung zu nehmen, daß eine Katastrophe bevorstehe.

Der „Anglophobe“, der vor einigen Jahren, besonders während unsers Krieges in Südafrika, ein in Deutschland sehr häufig vorkommendes Geschöpf war, ist jetzt dort eine rara avis. Unser Schatzkanzler ist vor kurzem in Deutschland von allen, mit denen er auf seiner Informationsreise zusammenkam, mit

offenen Armen empfangen worden. Eine Anzahl von Mitgliedern des englischen Parlaments und andern hervorragenden Persönlichkeiten ist im Begriffe, Berlin zu besuchen, und ohne Zweifel wird auch ihnen ein sehr herzlicher deutscher Willkomm bereitet werden. Ebenso haben die Besuche, die vor einiger Zeit viele städtische und sonstige Abordnungen der beiden Länder ausgetauscht haben, einen beiderseits höchst befriedigenden Verlauf genommen. Andre bemerkenswerte Anzeichen dafür, daß auf beiden Seiten des Meeres eine freundliche Gesinnung und das Verlangen nach intimeren Beziehungen bestehen, machen sich gegenwärtig bemerkbar. Unsre liberalen Zeitungen veröffentlichen täglich Briefe von einer großen Anzahl von Staatsmännern, Kaufleuten und andern angesehenen Männern, die mit Entschiedenheit jeden Gedanken an einen Krieg von sich weisen. Viele deutsche Zeitungen sprechen ähnliche Ansichten aus. Besonders energisch tut dies die „Vossische Zeitung", und sie trifft den Nagel auf den Kopf, wenn sie im Hinblick auf die Ausgaben für die Rüstungen zur See fragt, ob es notwendig ist für zwei benachbarte Nationen, solche riesige Flotten zu bauen. Diese Frage geht der Sache auf den Grund und ist bedeutungsvoll und nützlich, weil, wenn die Menschen sich solche Fragen zu stellen beginnen, bald eine Antwort zutage kommen kann. Und diese kann nur von einer Art sein, d. h. sie kann nur dahin lauten, daß bei gegenseitigem Wohlwollen und gutem Einvernehmen zwischen den Parteien eine solche Ausgabe unnötig ist und sich nicht rechtfertigen läßt.

Und hier kommt einem die noch gewichtigere Frage in den Sinn: Ist nicht die Last von 400 000 000 Pfund Sterling (= 8 Milliarden Mark), die jetzt jährlich von den Nationen ausgegeben werden, um Heere und Flotten zu unterhalten, zu schwer, um dauernd getragen zu werden, und muß nicht ihr Fortbestehen mit einem nationalen Bankrott enden? Wenn die Dinge so stehen, verdienen die Bestrebungen jener, die „Halt" rufen und das Tempo zu mäßigen suchen, daß die Menschheit sie mit allen guten Wünschen begleitet. Indessen muß jedes Land sein eigner und einziger Richter sein über seine nationalen Bedürfnisse, und keines wird eine Einmischung von seiten irgendeines Außenstehenden dulden, so daß irgendeine Aenderung in der gegenwärtigen Lage der Dinge nur durch gegenseitiges Vertrauen und gemeinsame Verständigung erzielt werden kann.

Ueber viele Punkte befinden sich die öffentliche Meinung und die Ansichten der einzelnen in beiden Ländern im Einklang miteinander. So lese ich zum Beispiel, daß Dr. Barth im „Berliner Tageblatt" die Notwendigkeit für England anerkennt, seine Suprematie zur See aufrechtzuerhalten. Er erkennt so deutlich wie wir, daß der Verlust dieser Suprematie für England die Gefahr, wenn nicht gar die Gewißheit des politischen Niedergangs mit sich bringen würde. Unsre Flotte ist eine nationale Lebensversicherung, und er gibt zu, daß unser Entschluß, unsre Seeherrschaft selbst unter Hintansetzung andrer wichtiger Dinge aufrechtzuerhalten, berechtigt ist. Dr. Barth macht sich lustig über die in Deutschland nicht nur von den alldeutschen Agitatoren, sondern auch noch von manchen andern Leuten kolportierten Idee, daß England früher oder später über Deutschland herzufallen und sich des ganzen Welthandels zu bemächtigen beabsichtige. Diese

Vorstellung ist völlig absurd, ein solcher Plan würde nationalökonomisch ganz verfehlt sein, denn mit wem könnte England noch Handel treiben, wenn es den ganzen Welthandel an sich gerissen hätte? Wenn die andern Nationen weder Industrien noch einen Handel hätten, wo würde es dann seine Kunden hernehmen? Professor Schulze-Gaevernitz scheint in seinem Buche „England und Deutschland; eine nationalökonomische Studie,“ wenn er auch im allgemeinen über die englischen Einrichtungen günstig urteilt, vom Freihandel, wie so manche andre Leute, falsche Vorstellungen zu haben. Er weist darauf hin, daß die Schule von Manchester, die durch Cobden und Bright vertreten wird, den Freihandel als ein Mittel betrachtete, im Handel und in der Politik die englische Oberherrschaft über die ganze Welt zu erreichen. Ein solcher Gedanke ist von Cobden und Bright niemals ausgesprochen worden und ist ihnen niemals in den Sinn gekommen. Im Gegenteil, die Ansicht, die sie vertreten und die wir noch heute vertreten, ist die, daß, je reicher unsre Nachbarn werden, um so größer ihre Kaufkraft ist und um so mehr sie imstande sind, von andern Produzenten zu kaufen. Infolgedessen heißen die Freihändler, statt den wunderbaren Aufschwung der Industrie übel aufzunehmen, ihn als einen Segen für die übrige Welt willkommen. Was Cobden und Bright glaubten und lehrten, war, daß die offizielle Einführung des Freihandels unter den Nationen ein solcher Ansporn für den kommerziellen Erfolg und Fortschritt sei, daß, sobald England den Freihandel habe, alle andern Nationen auf einmal nachfolgen würden. Darin natürlich haben sie sich geirrt. Aber es ist erst noch abzuwarten, ob nicht am Ende ihre Ansichten noch gerechtfertigt werden können.

Was die Rüstungsfrage betrifft, so freue ich mich zu sehen, daß Schulze-Gaevernitz, wenn er auch die Notwendigkeit einer starken deutschen Flotte anerkennt, Angriffsgedanken von sich weist und glaubt, daß eine Verständigung zwischen den beiden Nationen ganz gut erreichbar ist. Hoffen wir, daß die vereinigten Bemühungen unsrer Monarchen und aller vernünftigen Leute unter den „Lords und Gemeinen“ diese Verständigung rasch herbeiführen werden. Meiner Ansicht nach wird die Stimme des Volkes, besonders der Arbeiter, die einstmals als „der große Ungewaschene“ bezeichnet wurden, schließlich die Frage lösen.

Nicht nur in unserm Lande, sondern auch in Deutschland haben die Arbeiter sich rückhaltlos ausgesprochen. Sie erkennen klar, daß nicht nur ihre Klasse die persönlichen Leiden der Kriegsschrecken zu ertragen hat, sondern daß der Krieg ihnen und ihren Familien auch Armut und Elend bringt.

Während des Deutsch-Französischen Krieges im Jahre 1870 half ein deutscher Soldat einem französischen Bauern seine Ernte einzubringen; als er darüber zur Rede gestellt wurde, antwortete er:

„Der Krieg ist ganz recht für die großen Herren, aber wir armen Leute müssen einander helfen!“ —

Wollen Sie mir zum Schluß dieser kurzen Bemerkungen erlauben, meine persönlichen Ansichten über die Zukunft Deutschlands auszusprechen?

Seitdem ich Deutschland vor einem halben Jahrhundert zum erstenmal

kennen lernte, hat es zwanzig Millionen Menschen mehr zu ernähren. Dennoch ist die Bevölkerung nicht annähernd so dicht wie bei uns. Deutschland hat nur 290 Köpfe auf den englischen Morgen im Gegensatze zu 570 in England und Wales. Doch werden die Nahrungsmittel in Deutschland teurer; die Kosten für den Lebensunterhalt sind sicherlich um 50 Prozent höher, als sie es waren zur Zeit, da ich in Heidelberg studierte; wir aßen damals im „Ritter" für 28 Kreuzer — Wein inbegriffen — gut zu Mittag.

Aus dieser Schwierigkeit sehe ich nur drei Auswege.

Entweder muß Deutschland seiner Bevölkerung Lebensmittel aus überseeischen Ländern schaffen, was ein allmähliches Zusammenbrechen seiner Schutzzollpolitik bedeutet; oder es muß sich seines Bevölkerungsüberschusses durch Auswanderung entledigen; oder es muß hoffen, die Zunahme seiner Bevölkerung sich verringern oder womöglich diese auf dem Punkt stehenbleiben zu sehen, auf dem sie noch durch die inländische Produktion ernährt werden kann. In unserm viel dichter bevölkerten Land sind wir für unser tägliches Brot auf überseeische Quellen angewiesen, und der Versuch, die Freiheit der Einfuhr zu durchbrechen, würde unzweifelhaft großes Unheil herbeiführen.

Der Maiaufstand in Dresden 1849

Aus den „Lebenserinnerungen" des Königlich Sächsischen Generalleutnants G. von Schubert

Vorbemerkung. Das folgende Stück ist der Selbstbiographie des am 3. September des vorigen Jahres gestorbenen Generals von Schubert entnommen, die demnächst im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinen wird. General von Schubert, der im Jahre 1885 als Kommandeur der sächsischen Artillerie den Dienst verließ, gehörte den größten Teil seiner Dienstzeit hindurch dem sächsischen Generalstabe an und nahm an den wichtigsten militärischen Ereignissen des neunzehnten Jahrhunderts aktiven Anteil, 1866 als Chef des sächsischen Nachrichtenwesens und sodann als Souschef des Generalstabes, 1870/71 als Generalstabschef der 23. Division und später des sächsischen Armeekorps. Zugleich hat er sich als Militärschriftsteller einen sehr geachteten Namen gemacht und speziell als Verfasser der offiziellen und offiziösen Werke über die Beteiligung der sächsischen Armee an den Feldzügen 1866 und 1870/71 sich anerkannte Verdienste erworben. In diesen Erinnerungen, die auf den Wunsch des Verstorbenen sein Sohn, Geheimer Kirchenrat Professor Dr. von Schubert in Heidelberg, herausgibt, ist das Persönliche in den Vordergrund gestellt, doch durchweg verwoben mit der militärischen und politischen Entwicklung des engeren und weiteren Vaterlandes. Wir empfangen nicht nur einen Einblick in ein auch an andern als militärischen Beziehungen reiches, außerordentlich sympathisches Menschen-

leben, in den Entwicklungsgang einer ideal gerichteten Soldatennatur, in den Werdeprozeß der sächsischen Armee, sondern auch in eine Menge politisch-militärischer Verhältnisse und Vorgänge von allgemeinstem Interesse.

*

Gleich nach meiner Rückkehr ward ich vom Dienste sehr in Anspruch genommen, denn nach dem Abgange zweier Batterien nach Holstein und nach dem Uebertritt vieler bejahrter Offiziere in den Ruhestand, zu denen auch mein alter verehrter Oberstleutnant Weise gehörte, machte sich ein empfindlicher Offiziersmangel geltend. Vom 1. April an war ich wieder zu einem Laborierkursus befehligt, der mich täglich während der Vormittagsstunden in das Laboratorium bei Friedrichstadt führte. Des Nachmittags gab es Fußdienst und des Abends häufig stundenlange Bereitschaften auf dem Kasernenhofe oder Verstärkung der Zeughauswache bis Mitternacht. Die Anzeichen eines bevorstehenden Konfliktes häuften sich von Tag zu Tag. Zum Glück war die Haltung der Truppen fest, vor allem die des 1. Linienregiments Prinz Albert, das sich aus der Lausitz rekrutierte; sein ehrenfester Oberst von Friederici hielt die Fahne der Loyalität besonders hoch. Das Regiment bildete den Kern der Garnison. Im Gegensatz dazu war die Dresdner Kommunalgarde nicht mehr die alte, gutgesinnte. Sie, die berufen war, eine Hüterin der öffentlichen Ordnung zu sein, begann zu demonstrieren, Versammlungen abzuhalten und richtete schließlich am 2. Mai eine politische Adresse an den König Friedrich August, in der er zur Annahme der Reichsverfassung aufgefordert wurde. Am selben Tag ward beschlossen, sich am nächsten Morgen bewaffnet zu versammeln, vor das Schloß zu rücken und hier die Antwort des Königs abzuwarten. Damit war die Bahn der Revolution betreten, obgleich nur wenige Bürger der aufrührerischen Stadt ahnten, daß ihr Verlangen nach Anerkennung der Reichsverfassung bloß das Aushängeschild für die von den Führern der Demokratie längst geplante Bewegung war und daß diese auf die Ausrufung der Republik hinauslief.

Am 3. Mai, einem Donnerstag, war vom Stadtkommando in Erwartung der angekündigten Massenkundgebung der Kommunalgarde für das Zeughaus eine Verstärkung der Artilleriewache um 80 Mann unter Hauptmann Herold befehligt worden, wozu auch ich gehören sollte. Da ich aber meinen Laborierkursus nicht gern unterbrechen wollte, so bewog ich meinen Freund Kritz, diesen Dienst für mich zu übernehmen, falls die Wachtverstärkung vor meiner Rückkehr ausrücken sollte. Dies war wirklich der Fall, denn als ich mittags 1 Uhr mit meinen 30 Laboranten, von Friedrichstadt kommend, die Augustusbrücke passierte, begegnete mir jenes Kommando und dabei mein lieber Kritz, der nicht ahnte, daß er dem Tode entgegenging, so wenig wie ich, daß mir in dem bevorstehenden Kampfe ein besonders günstiges Los zuteil werden sollte.

Früh 6 Uhr beim Ausrücken hatte ich die Straßen der Alt- und Friedrichstadt noch menschenleer getroffen, jetzt, bei meiner Rückkehr, herrschte auf ihnen ein düsteres, unheimliches Treiben. An den Ecken klebten Aufrufe des Vaterlands-

vereins sowie rote Zettel mit der Ueberschrift „Feuer“, verdächtige Gestalten in sog. Heckerhüten und Turner eilten geschäftig umher; zwischendurch begegneten wir Trupps von bewaffneten Kommunalgardisten. Denn obwohl der König am Vormittage, getreu dem mit Preußen getroffenen Abkommen, die von der Kommunalgarde an ihn abgesendete Deputation abschlägig beschieden hatte, war von jener doch beschlossen worden, sich mittags 1 Uhr auf Appell zu versammeln und vors Schloß zu ziehen. Zwar hatte der Kommandant, Kaufmann Lenz, hierzu seine Genehmigung nicht erteilt und abgedankt — auch waren die einsichtigeren Kommunalgardisten, zu denen u. a. mein höchst loyaler Vater gehörte, der Lärmtrommel nicht gefolgt und zu Hause geblieben, aber mehrere Bataillone, deren Führer Demokraten waren, eilten doch ziemlich vollzählig nach ihren Sammelplätzen.

Auch beim Militär auf der Neustädter Seite herrschte starke Bewegung, denn die Truppen bezogen soeben ihre Alarmstellungen. Leider war es ja nur eine Handvoll, die zur Verfügung stand, denn das halbe sächsische Bundeskontingent war Ende März nach Schleswig-Holstein abgerückt, und von den zurückgebliebenen Truppen befanden sich die meisten in den Schönburgschen Herrschaften, im Voigtland und Chemnitz, wo man einen Aufstand viel eher als in Dresden vermutet hatte. Hier befanden sich nur: 1300 Mann Infanterie (das 1. Linienregiment Prinz Albert), 430 Mann Kavallerie (das 1. und die Depotschwadron des Garde-Reiterregiments), 260 Mann Fußartillerie, 30 Mann Pioniere, zusammen etwa 2000 Mann. Acht Kompagnien Infanterie unter ihrem bewährten Oberst besetzten das Königliche Schloß mit seinen Anbauten (Prinzenpalais), zwei Kompagnien, die auf Wache standen, räumten diese und verstärkten die Besatzung des Schlosses, das gleichsam den Brückenkopf für die Neustadt bildete, welche man festhielt, während die Altstadt größtenteils preisgegeben werden mußte. Die beiden letzten Kompagnien unter Oberstleutnant von Polenz besetzten das Zeughaus in der Altstadt, einen isolierten Posten ohne Verbindung mit dem Schlosse. Von der Artillerie ward eine bespannte Batterie von vier 6 Pfündern unter dem Hauptmann von Grünenwald in der Reiterkaserne (Jägerhof) bereitgehalten; 80 Mann rückten, wie erwähnt, ins Zeughaus und besetzten dort neun unbespannte Geschütze. Der Rest von 80 Mann unter Hauptmann Weigel bildete die Besatzung der Neustädter Hauptwache. Zu diesen gehörte auch ich mit meinen 30 Laboranten. Das 1. Reiterregiment ritt die der Neustadt zuführenden Straßen ab, um Zuzug abzuhalten; die Rekruten der Gardereiter hielten die vor der Friedrichstadt gelegenen Pulvermagazine besetzt. Das militärische Hauptquartier befand sich im Blockhause an der Brücke, woselbst sich in der zweiten Etage der Kriegsminister, in der ersten der Stadtkommandant, Generalmajor von Schulz, aufhielt; im Erdgeschosse befand sich schon damals, wie heute noch, die obenerwähnte Neustädter Hauptwache.

Eine schwüle und zugleich aufgeregte Stimmung lag über der ganzen unheimlich bewegten Stadt. Von wohlgesinnten Zivilpersonen, die aus der Altstadt kamen, erhielten wir allerhand oft übertriebene Mitteilungen über den Stand der

Dinge drüben. Verschiedene Deputationen, die sich den Weg bis zum König gebahnt hatten, waren von ihm mit ihren Zumutungen, nachzugeben, einfach und würdig zurückgewiesen worden. Jetzt kam die Nachricht, daß die Kommunalgarde ihrem Kommandanten, Kaufmann Lenz, den Gehorsam verweigert habe, als er sie aufgefordert, das Volk zu zerstreuen, worauf ihm die Fenster seiner am Altmarkt gelegenen Wohnung eingeworfen worden seien. An seiner Stelle sollte der mir wohlbekannte, in Dresden lebende, verabschiedete griechische Oberstleutnant Heinze das Kommando übernommen haben, was sich auch bestätigte. Zugleich vernahm man, daß der als Demokrat bekannte Königliche Musikdirektor Röckel nebst seinem Anhange in den Straßen, die auf den Altmarkt münden, anfange Barrikaden zu errichten und das Volk zum Aufruhr anstifte. Darüber war es 4 Uhr geworden. Plötzlich hallte aus der Altstadt der Donner eines Kanonenschusses, der, wie wir uns sofort sagten, mit dem Angriffe auf das Zeughaus zusammenhängen mußte. So war es auch. Schon um 3 Uhr hatte ein Volkshaufen, an der Spitze Turner und Kommunalgardisten, versucht, vom Zeughausplatz her in den Hof des Zeughauses einzudringen. Die darinstehende Infanteriekompagnie hatte Feuer gegeben und vier Leute niedergestreckt, worauf die Turner das Feuer erwidert und den Leutnant Krug von Nidda erschossen hatten. Die Besatzung hatte sich danach ins Innere des Zeughauses zurückgezogen und war darangegangen, die Tore zu verrammeln. Mittlerweile war die Leiche eines der gebliebenen Aufrührer, auf einen Handwagen gelegt, durch die Straßen gefahren worden. Das hatte die Aufregung aufs höchste gesteigert. Dann war der Zug mit der Leiche durch die tumultuarische Volksmenge, deren Geschrei man in Neustadt deutlich vernahm, auf den Schloßplatz gezogen und hatte hier mit Knüppeln die Fenster des Königlichen Schlosses eingeworfen. Von da nach dem Zeughause sich zurückwälzend, hatte der Haufe den Eintritt ins Zeughaus begehrt, um sich mit Waffen, besonders Geschützen, zu versehen, und, da ihm dieser nicht gewährt ward, versucht, das dem Kurländer Palais gegenüber gelegene Haupttor mit einer Wagendeichsel einzurennen. Aber im Augenblick, da dies gelang, hatte ein im Innern aufgestelltes, mit Kartätschen geladenes Geschütz einen Schuß abgegeben, der sofort 20 Personen, teils tot, teils verwundet, aufs Pflaster streckte. Ein Kanonier der 2. Kompagnie namens Richter hatte, ohne das Kommando zum Feuern abzuwarten, das Geschütz selbständig abgefeuert und damit für den Thron, das Vaterland und die Armee die entscheidende Tat vollbracht.

Der Volkshaufe ließ fürs erste das Zeughaus in Ruhe; zwei Schwadronen des 1. Reiterregiments, denen die Batterie Grünenwald folgte, säuberten den Schloßplatz. Um 5 Uhr traf die reitende Artillerie aus Radeberg ein, von welcher zwei Geschütze sogleich nach der Altstadt rückten, zwei andre am Blockhause auffuhren, um die Neustädter Hauptstraße zu bestreichen, wobei ihr die zwei andern Schwadronen jenes Reiterregiments zur Deckung dienten. Die Augustus-, damals die einzige Elbbrücke, ward jetzt vom Militär für jeden Verkehr gesperrt, indem auf der Neustädter Seite 40 Kanoniere, auf der Altstädter Infanterie von der Schloßbesatzung einen Riegel zogen. Ich selbst war bei diesem Polizeidienst mehrere

Stunden beschäftigt und erlebte die peinlichsten wie lächerlichsten Szenen. So flehte mich der Hofschauspieler Räder, dessen Komik mich so oft ergötzt hatte, tränenden Auges an, ihn zu seiner Frau nach der Altstadt hindurchzulassen. Aber ich blieb hart und verwies ihn auf die Fischerkähne, welche den Austausch der Passanten von einem Ufer zum andern vermittelten. Nur die von der Altstadt rückkehrenden Kommunalgardisten wurden unbehindert über die Brücke gelassen. Unter dem Geheul der Sturmglocke des Kreuzturms kehrten die meisten bleich und schlotternd von ihrer mißlungenen Demonstration an den häuslichen Herd zurück. Mancher mochte wohl zur Einsicht in die Torheit seines Beginnens gekommen sein. Dieser 3. Mai ward der Sterbetag der Dresdner Kommunalgarde, jener zwitterhaften Einrichtung, die sich für den Ernst als unzureichend, für ein Spielwerk aber als zu ernst erwiesen hatte.

In Neustadt blieb die Ruhe ungestört, obgleich der Markt und die Hauptstraße wegen des bevorstehenden Jahrmarktes dicht mit Buden bedeckt waren, was den Ueberblick sehr erschwerte und Gelegenheit zum Verkehr zwischen der Bevölkerung und den Truppen gab. Einige verdächtige Personen, die aufzuwiegeln suchten, wurden rasch verscheucht. Dagegen kam aus der Altstadt am Abend die Kunde, daß sich laut Anschlag ein Sicherheitsausschuß auf dem Rathause gebildet hätte und daß die Straßen mit einem Netz von Barrikaden überzogen würden, deren bedeutendste die Schloßstraße bei „Stadt Gotha" sperrte und, aus Trottoirplatten errichtet, bis zum zweiten Stockwerke reichte. Wie man später vernahm, war ihr Erbauer der berühmte Architekt Gottfried Semper, der Schöpfer unsers 1869 abgebrannten Hoftheaters. Dann und wann hörte man in der Altstadt einzelne Schüsse fallen, im übrigen rüstete man sich auf beiden Seiten zum Kampfe. Unsre Stellung beschränkte sich auf den Besitz von Schloß, Zeughaus, Brücke und Blockhaus als der Hauptpunkte, eine Offensive war aber ohne Verstärkungen kaum möglich, weshalb die Schützen in Leipzig und das Leibregiment im Erzgebirge Weisung erhalten hatten, nach Dresden zu eilen; auch nach Preußen, nach Berlin und Liegnitz, waren Rufe um militärische Hilfe ergangen.

Eine wonnevolle Mondnacht beschloß diesen bewegten Tag. Von Neugierde getrieben, eine Barrikade zu sehen, bat ich meinen Hauptmann um eine halbe Stunde Urlaub nach der Altstadt, besuchte die auf dem Schloßplatze und im Stallhofe an der Augustusstraße lagernden Reserven, ging dann durch die linke Halle des Georgentores bei der heutigen Hofapotheke vorüber bis zur Ecke des Kanzleigäßchens im Schutze eines schmalen Schattenkegels der Häuser zu meiner Linken und sah nun die imposante Barrikade bei „Stadt Gotha", auf der eine mächtige schwarzrotgoldene Fahne wehte. Wahrscheinlich war ich ein wenig aus meiner Deckung hervorgetreten und vom Gegner bemerkt worden, obgleich ich Mantel und überkappten Tschako trug, kurz, es fiel aus einem Erker des Gasthofs ein Schuß, dessen Blei über mir in die Wand schlug. Das war der erste ernstgemeinte Gruß in meiner Soldatenlaufbahn. Ich war hiermit einstweilen zufrieden und bezog mein erstes Biwak auf der Neustädter Hauptwache, indem ich

mich auf ein Budenbrett lagerte, das ich auf die Böschung des Waffenplatzes nach dem Blockhausgäßchen zu legen ließ, und unter das Haupt als Kopfkissen ein Kommißbrot schob, denn in der Offizierswachtstube nächtigte der hohe Stab.

Meine Nachtruhe war nicht besonders schön gewesen. Schon früh 4 Uhr am 4. Mai war ich auf den Beinen und sah zu dieser Stunde zu meinem höchsten Erstaunen unsern edeln König, seine Gemahlin am Arm, begleitet von einem kleinen Gefolge und den Ministern Zschinsky, Beust und Rabenhorst, über die Brücke kommen und in die Große Klostergasse einbiegen. Am Kadettengarten lag ein Dampfschiff, auf welchem sich die hohen Herrschaften unter Bedeckung einer Kompagnie Infanterie nach Königstein einschifften.[1]) Die Gefahren, welche dem Schlosse und der Person des Herrschers drohten, hatten die Minister bewogen, vor allem auf Seiner Majestät Sicherung bedacht zu sein.

Man erfuhr nun auch Wichtiges über die Ereignisse des vorigen Abends bei den Aufständischen. Um 7 Uhr hatte Advokat Tzschirner vom Balkon des Rathauses aus die versammelte Menge angeredet, den Stadtrat für abgesetzt und sich zum Präsidenten eines Verteidigungsausschusses erklärt. Der Bau von Barrikaden war die Nacht hindurch fortgesetzt worden, zahlreicher Zuzug aus der Provinz eingetroffen, ein eigentlicher Angriff auf die Truppen aber nicht erfolgt. Nur gelegentlich waren am Schlosse und Zeughause einzelne Schüsse gefallen.

Der Verlauf des 4. Mai gestaltete sich überaus kritisch. Die Abreise des Königs und die Abwesenheit der Minister ermutigte die Führer des Aufstandes, ihre Zwecke energisch weiterzuverfolgen, wozu vor allem die Lahmlegung des militärischen Widerstandes gehörte. Sie begaben sich deshalb am Vormittage in Begleitung einer Deputation des Rats und des Oberstleutnants Heinze zu dem Stadtkommandanten, Generalmajor von Schulz, der den Oberbefehl führte, um mit ihm Verhandlungen über den Abschluß eines Waffenstillstandes anzuknüpfen. Jedenfalls übersah General von Schulz nicht die Tragweite seines Entschlusses, als er dazu seine Einwilligung gab; denn es wurde hierdurch nicht allein der moralische Halt der Truppen und ihr Selbstvertrauen erschüttert, sondern auch die strategische Lage noch schlechter, da der Schloßplatz für neutral erklärt und so unsre Verbindung mit dem Zeughause unterbrochen wurde. Die Offiziere betrachteten es geradezu als schimpflich, daß durch die Gewährung eines Waffenstillstandes die Aufrührer gewissermaßen als gleichberechtigte feindliche Macht anerkannt wurden. Zur Entschuldigung des energielosen und kurzsichtigen Verhaltens des Generals von Schulz mag dienen, daß die Instruktionen des Kriegsministers Rabenhorst, als er Dresden mit dem König verließ, versehentlich im Schlosse liegen geblieben waren, so daß sie nicht an ihre Adresse gelangten.

Für uns Offiziere, die wir in großer Anzahl vor dem Blockhause verweilten, gestalteten sich die Eindrücke des Tages höchst wechselvoll. Früh $^{1}/_{2}$5 Uhr, gleich nach der Abreise des Königs, begann auf der Schloßstraße ein heftiges Feuern

[1]) Die Eisenbahn über Königstein nach Böhmen war damals noch im Bau begriffen.

gegen das Königliche Schloß, der Generalmarsch der Kommunalgarde ertönte in der Altstadt, und der Kreuzturm ließ von neuem sein nervenerregendes Sturmläuten erschallen. Nach einiger Zeit trat Ruhe ein. In den Frühstunden erschien im Blockhause die obenerwähnte Deputation der Aufständischen, und bald nachher ward den Truppen der Abschluß des Waffenstillstandes bekanntgegeben. Die nachteiligen Folgen dieser Maßregel zeigten sich sofort. Zu allem andern kam noch, daß ein jetzt nicht mehr zu hindernder Verkehr mit den Bürgern eintrat, welche nicht unterließen, auf die Truppen einzuwirken, sie mit Lebensmitteln zu beschenken und zu sich herüberzuziehen. Die Schwierigkeiten der Verpflegung brachten es mit sich, daß die in der Nähe des Blockhauses gelegenen Gasthöfe und Schenkstätten und die Hauswirte der Nachbarschaft aufgefordert wurden, für die Truppen, die auf den Straßen lagerten, zu kochen. Das gab Anlaß zu allerhand Unordnung und Bestechungsversuchen.

Um 10 Uhr hieß es am Blockhause, es sei von der Hauptstraße her ein Angriff auf die Stellung der Truppen an der Brücke zu erwarten. Sogleich wurden die Fenster des Blockhauses und der Nachbargebäude von Artilleristen besetzt; ich selbst erhielt mit 20 Mann die Absperrung des Blockhausgäßchens und des hinteren Eingangs zum Hofe des Blockhauses übertragen. Hier stand ich bis nachmittags 2 Uhr, ohne daß ein Angriff erfolgt wäre. Dagegen trafen zu dieser Zeit auf dem Neustädter Markt die aus Leipzig längst erwarteten sechs Kompagnien Schützen unter dem Major Freiherrn von Reitzenstein ein (die andre Hälfte der damaligen Halbbrigade leichter Infanterie befand sich mit in Holstein). Eine Kompagnie schwärmte sofort auf den Elbwiesen aus, und es fehlte nicht viel, so hätten die braven „Schwarzen", mit deren Erscheinen neue Zuversicht bei uns einzog, trotz des Waffenstillstandes ihr Feuer auf die Calberlaschen Häuser (jetzt Hotel Bellevue) eröffnet. Wenigstens lagen sie sofort gut gedeckt hinter den Budenbrettern, die vom Markte ans Elbufer geschafft worden waren.

Die Ankunft der Schützen hatte für die Truppen doch nur ein Aufflackern der Stimmung bewirkt. Es verbreitete sich alsbald die Nachricht, daß auf dem Altstädter Rathause unter Beseitigung des Sicherheitsausschusses eine provisorische Regierung unter Tzschirner, Todt und Heubner eingesetzt worden sei. Das Ungewisse unsrer Lage fing an, immer drückender und abspannender zu wirken und selbst die Hoffnung der Besten herabzustimmen. Gegen $^1/_2$4 Uhr kam die erschütternde, glücklicherweise übertriebene Kunde, daß die Besatzung des Zeughauses kapituliert und der Kommunalgarde seine Besetzung eingeräumt habe. Einige ihrer Offiziere, darunter mein Freund Kritz, erschienen am Blockhause und meldeten, daß auf ihre Truppen allerdings kein Verlaß mehr sei. Die Sache schien nicht ganz unglaublich, zumal auch in der Neustadt die Soldaten vom Volke unverhohlen aufgefordert wurden, mit ihm gemeinsame Sache zu machen und zu ihm „überzugehen". Wir Offiziere waren der Meinung, daß wir am besten täten, die Stadt mit den Truppen zu verlassen, um sie in der Hand zu behalten, dann Verstärkungen heranzuziehen und Dresden zu stürmen.

Als wir abends 6 Uhr, ich möchte sagen, auf dem Gipfel banger Sorge

und Erwartung angelangt waren, fuhr von der Hauptstraße her eine Extrapost am Blockhause vor, der die Minister Rabenhorst und Beust entstiegen. Finstere Entschlossenheit spiegelte sich in den Zügen des ersteren. Die Ankunft dieses von uns Offizieren bewunderten und hochverehrten Mannes, in dessen Energie wir das vollste Vertrauen setzten, nahm mit einem Male den Alp von unsrer Brust. Vom Königstein, wohin er den König in Sicherheit gebracht, sofort zurückgeeilt, erschien er uns als der rettende Engel, der die gesunkene Zuversicht neu belebte. Zum Glück traf in der Nacht und am nächsten Morgen auch das Leibregiment in Dresden ein, womit alle verfügbaren Kräfte, etwa 4000 Mann, beisammen waren. Das 2. Reiterregiment war mit einem Gewaltmarsch von Grimma ebenfalls herbeigekommen, blieb aber auf dem linken Elbufer außerhalb der Stadt, um etwaige Zuzüge abzuhalten.

Ein weiteres günstiges Ereignis war, daß sich die Besatzung des Zeughauses nach einem Augenblick der Schwäche wieder ermannt hatte, so daß sein Kommandant, der Artillerieoberst Dietrich, in der Nacht melden konnte, seine Truppen seien wieder ganz zuverlässig und harrten nur auf Entsatz. Die Vorgänge am letzten kritischen Nachmittag hatten sich dort in folgender Weise abgespielt. Der Oberst war so unvorsichtig gewesen, eine Deputation der Kommunalgarde unter dem Schutze des Waffenstillstandes in das Innere des Zeughauses einzulassen. Ihr Führer, der Advokat Marschall von Bieberstein, hatte durch seine Beredsamkeit die Besatzung wirklich zu einem Hoch auf die Reichsverfassung hingerissen, worauf ein gewisser Akt der Verbrüderung stattgefunden hatte. Der Zufall wollte es, daß sich unter den im Zeughause befehligenden Offizieren kein besonders entschlossener Mann befand, der sich solchen außergewöhnlichen Vorkommnissen gewachsen gezeigt hätte; außerdem war die Besatzung den Tag über ohne Nachrichten, selbst ohne ausreichende Verpflegung gelassen worden und dadurch demoralisiert. Ein schwerer Mißgriff des Obersten Dietrich war es endlich, daß er zwei Schützenkompagnien, die ihm nachmittags 3 Uhr über die Brühlsche Terrasse zur Verstärkung zugeschickt wurden, auf Grund des Waffenstillstandes nicht eintreten ließ, sondern zurückschickte. Einige Soldaten der Zeughausbesatzung hatten sich am Abend verleiten lassen, mit den Bürgern in der Stadt umherzuziehen, selbst zwei Offiziere, Hauptmann von Rohrscheidt vom 5. Infanterieregiment und Oberleutnant Schreiber vom Zeughauspersonal, hatten sich so weit vergessen, ein gleiches zu tun und die weiße Binde anzulegen. Erst als die gedruckte Proklamation verteilt wurde, welche die Einsetzung einer provisorischen Regierung verkündigte, erkannten die Befehlshaber und die Mehrzahl ihrer Untergebenen, worauf die Aufständischen zielten. Man ließ deshalb keinen Unberufenen mehr ins Zeughaus, erlaubte der Kommunalgarde einzig und allein, daß sie die im Zeughofe gelegene Wache besetze, und verweigerte die immer wieder verlangte Herausgabe von Geschützen und Gewehren; auch hatten sich die Ausgelaufenen sämtlich wieder eingefunden. Als die Truppen am andern Mittag wirklich entsetzt wurden, begrüßten sie mit Jubel ihre Erlösung. Sie bezeugten durch ihre wackere Teilnahme am späteren Kampfe, daß sie im Herzen ihrem Könige und ihrem Eide treu geblieben waren.

So befriedigend dieser Gang der Dinge war, so kostete er doch meinem braven Freunde Kritz das Leben: wäre die Truppe wirklich übergegangen, hätte er gerechtfertigt dagestanden. Wie immer etwas überschwenglich in seinen Anschauungen und übereilt in seinen Handlungen, dabei Hypochonder und Pessimist, hatte er den Moment der Verbrüderung der Soldaten und der Kommunalgardisten ernster genommen, als er verdiente, seine Truppe gegen den ausdrücklichen Befehl des Hauptmanns Herold verlassen, um, wie er meinte, seine militärische Ehre zu retten, und sich nach der Neustadt begeben. Hier verbrachte er die Nacht an meiner Seite in der Vorhalle der Hauptwache auf hartem Strohlager. Als die Nachricht von dem letzten Umschwung der Dinge im Zeughause eintraf, mochte ihm klar werden, wie vorschnell er gehandelt und wie schwer er sich gegen die Disziplin vergangen hatte.

Als die Artilleriemannschaft der Hauptwache am Morgen des 5. Mai truppweise in die Kaserne geschickt wurde, um ihr Gepäck zu holen (wir alle glaubten an ein Verlassen der Stadt), traf ich meinen Freund Kritz, wie er seine Tagebücher — seinen größten Schatz auf Erden — verbrannte. Leutnant Hoch, dessen Pistolen er sich borgen wollte, verweigerte sie ihm. Er begleitete sodann freiwillig die Sturmkolonne, welche das Zeughaus entsetzte, und zeigte ihrer Spitze den Weg über die Brühlsche Terrasse durch die Gießerei. Als er sich bei seinem Hauptmann eingetroffen meldete, ließ ihn dieser hart an, weshalb er nicht auf seinem Posten geblieben sei, und bedeutete ihm zugleich, daß er ihm ein Kommando nicht wieder übergeben könne. Diese Aufnahme und die Wahrnehmung, daß ihn selbst seine Leute unfreundlich ansahen, reiften in ihm den Entschluß, den großen Irrtum, dem er unterlegen, und die Schädigung seiner militärischen Ehre mit dem Leben zu sühnen. Als das Gefecht um 2 Uhr begann, eilte er mit zwei Soldaten vom Leibregiment in eine Kasematte, nahm das Gewehr des einen, um, wie er vorgab, einen Insurgenten wegzuschießen, und jagte sich eine Kugel durch den Kopf. Alle, die sein edles, vortreffliches Herz kannten, beurteilten ihn milder als er sich selbst; es folgte ihm die aufrichtigste Teilnahme seiner Vorgesetzten, Untergebenen, Freunde und Kameraden. So schied in tieftragischer Weise der erste aus unserm kleinen Kreise der Fünfe, die wir zusammen erzogen worden waren. Ein Denkmal auf dem Neustädter Friedhofe, das wir ihm setzen ließen, bezeichnet seine letzte Ruhestätte.

Ehe ich am Morgen dieses Tages in der Kaserne gewesen, war ich auf eine Stunde in meine Wohnung beurlaubt und hatte hier im Hinblicke auf die Möglichkeit, daß ich im Kampfe fallen könne, meine Angelegenheiten geordnet. Meine liebe kleine Frau ließ ich in großen Aengsten zurück. Unsre Nachbarn, besonders die Lehrer der nahegelegenen Bürgerschule, hatten allerlei unliebsame Reden gegen den König und das Militär verlauten lassen und ihr zu hören gegeben. Getrennt von meinen Eltern, die in der Altstadt wohnten, und noch ganz fremd in Dresden, hatte sie schwere Tage zu überstehen.

Auf die Blockhauswache zurückgekehrt, fand ich einen bemerkenswerten Umschwung in der Stimmung, da alle Anstalten, die Offensive zu ergreifen, getroffen

wurden. Früh 7 Uhr langte das letzte Bataillon des Leibregiments in Dresden an, und um 10 Uhr ward ein Tagesbefehl des Kriegsministers verlesen, wonach dem Generalleutnant von Schirnding der Oberbefehl über sämtliche Truppen übertragen ward. Zur gleichen Zeit sah ich auch meinen Freund Abendroth, der seit dem 1. April als Hilfsarbeiter ins Kriegsministerium befehligt war, von geheimer Sendung aus Schlesien kommen, woselbst er in Liegnitz und Görlitz preußische Hilfe requiriert hatte. Alle diese Maßregeln ließen die Umsicht und Energie des Kriegsministers erkennen. Sie waren aber auch notwendig, denn die letzten 48 Stunden, während welcher die Truppen ermüdet und abgespannt auf dem Pflaster herumgelegen oder Gewaltmärsche ausgeführt hatten, waren von den Empörern trefflich für ihre Zwecke ausgenutzt worden. Ein Netz von Barrikaden — es wurden deren später 108 gezählt — überzog die Altstadt. Zahlreiche Zuzüge, besonders aus dem Plauenschen Grunde, Freiberg, Chemnitz und Zwickau, hatten die Zahl der Aufständischen auf 4- bis 5000 Mann gebracht; Turner und Freischärler aller Art bildeten das Hauptkontingent, die Kommunalgarde verschwand immer mehr.

Das Bedeutungsvollste aber war, daß am 4. Mai in Dresden ein politischer Abenteurer, Michael Bakunin, ein geborener Russe, eingetroffen war und unter Beiseiteschiebung der provisorischen Regierung die Zügel des Aufstandes ergriffen hatte. Es enthüllte sich damit in Dresden jene geheime internationale Macht, welche seit Jahren die Auflehnung gegen die bestehende Ordnung vorbereitet hatte und die nun, sei es durch Zufall oder nach einem alten Plan, die sächsische Hauptstadt zum Schauplatz ihres verbrecherischen Treibens unter offenem Hervortreten ihrer Zwecke auserkor.

Gegen Mittag rückten die sechs Kompagnien Schützen, ein Bataillon des Leibregiments und die bespannte Batterie Grünenwald unter allgemeinem Jubel und unter unserm freudigen Zuruf über die Brücke zum Kampfe nach der Altstadt ab. Bald ertönte ihr Gewehrfeuer, beantwortet vom Feuer der Aufständischen, deren Mut durch die Töne der Sturmglocke angefeuert werden sollte. Nachmittags gegen 5 Uhr ward ein Geschütz unter den rechten Arkadenausgang des Georgentors gebracht und daraus eine Anzahl Schüsse gegen die große Barrikade bei der „Stadt Gotha“ abgegeben. Die materielle Wirkung war zwar gleich Null, um so gewaltiger aber der Eindruck auf beide Teile. Der Kanonendonner bekundete den Truppen wie den Aufständischen, daß die Zeit des Schwankens und Zweifelns vorüber sei. Sämtliche Fenster des Königlichen Schlosses auf der Schloßgasse waren zersprungen, die Kalkverkleidung im Georgentore abgefallen. Der erste Vorteil, den wir errangen, bestand darin, daß die Verbindung zwischen Schloß und Zeughaus hergestellt ward, indem wir die Augustusstraße, die Bildergalerie (das jetzige Johanneum) und die Töpfergasse besetzten. Auf der andern Seite des Schloßplatzes, dem rechten Flügel, hatte sich das Leibregiment in den Besitz des Zwingerwalls gesetzt, wo es sich aber nur schwer behauptete. Auf der Neustädter Seite war ein Bataillon des Leibregiments um das Blockhaus gruppiert mit einem detachierten Posten auf dem Bautzener Platz

(dem jetzigen Albertplatz) zum Schutz der Kasernen. Starke Patrouillen durchzogen die Straßen.

Die auf der Neustädter Hauptwache befindliche Artilleriemannschaft war eben unter meiner Leitung damit beschäftigt, die auf dem Marktplatz noch herumstehenden Buden wegzuräumen und an die Elbe überzuführen, als abends um 6 Uhr Militärmusik ertönte und durch die Große Meißner Gasse das Füsilierbataillon des preußischen Kaiser-Alexander-Grenadierregiments heranrückte, befehligt vom Major Graf von Rödern und begleitet vom Regimentskommandeur Oberst Graf Waldersee. Gemäß eines mit der Krone Preußen getroffenen Abkommens, in der Reichsverfassungsangelegenheit Hand in Hand zu gehen und nötigenfalls die preußische Hilfe anzurufen, war mein Freund Funcke am 3. Mai abends nach Berlin entsendet worden. Er hatte jenes Bataillon nach Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten von Berlin nach Dresden geleitet. Es marschierte auf dem Markte auf und wurde von unsern Truppen mit lautem Hurra begrüßt. Die Preußen machten durch ihre stattliche Erscheinung und soldatische Haltung und ihre Bewaffnung mit dem uns noch unbekannten Zündnadelgewehr einen erhebenden Eindruck auf das Soldatenherz, aber es krampfte sich doch zusammen bei dem Gedanken, daß man die fremde Hilfe ins Land hatte rufen müssen. Mancher Mißtrauische äußerte: „Herein haben wir nun die Preußen; wann werden sie wieder abziehen?"

Am Abend kam noch die Kunde aus der Altstadt, daß die Aufständischen auf der Kleinen Brüdergasse die ans Prinzenpalais stoßenden Häuser anzuzünden versucht hätten, um dadurch das Feuer auf das Schloß zu übertragen, auch wollten sie, wie es hieß, durch die Schleusen unter das Schloß gelangen, um es in die Luft zu sprengen.

Ich verbrachte die Nacht bei meinen Leuten biwakierend im ersten Rundteil rechts auf der Augustusbrücke.

Am Sonntag den 6. Mai erneuerte sich der Kampf schon am frühen Morgen. Durch gefangene Aufständische erfuhr man, daß Bakunin auf dem Rathause ein Schreckensregiment führe und Pechkränze fertigen lasse, um die Stadt anzuzünden. Leider bestätigte sich diese Nachricht, denn früh 7 Uhr wälzten sich dicke Rauchwolken über die Altstadt empor. Die Aufständischen hatten das zwischen dem Zwinger und Silberhammer gelegene alte Opernhaus und von neuem die obenerwähnten Häuser auf der Kleinen Brüdergasse anzuzünden versucht, diesmal teilweise mit Erfolg. Das alte Opernhaus, ein hölzernes, baufälliges Gebäude aus der Glanzzeit Augusts des Starken, wurde vollständig vom Feuer verzehrt. Sein Schwanengesang war am letztvergangenen Palmsonntag die Neunte Sinfonie von Beethoven gewesen, die auch ich mit angehört hatte. Das Feuer teilte sich bald dem angrenzenden Teile des Zwingers mit, so daß die Truppen hier die schwere Aufgabe hatten, gleichzeitig zu löschen und zu kämpfen. Die Aufständischen hielten mit ihren besten Schützen die beherrschenden Punkte der Umgegend besetzt: das Dach der Sophienkirche, die Spiegelfabrik (später Waldschlößchen-Stadtrestaurant) und das Turmhaus an der Zwingerstraße (jetzt Webers Hotel). Vormittags

9 Uhr ward eine Kompagnie Preußen vom Schloßplatz nach dem Zwingerwall entsendet, deren Zündnadelgewehre allerdings weit größere Schußweiten, Treffsicherheit und Feuergeschwindigkeit aufwiesen als unsre glatten Infanteriegewehre. Dennoch vermochten auch sie nicht den Gegner zu vertreiben, daher ein Zug der Batterie Grünenwald auf den Zwingerwall gezogen ward. Dieser beschoß das Turmhaus eine Stunde lang mit Vollkugeln und brachte den Turm mittels einer Bresche im dritten Stockwerk dem Einsturz nahe. Mit grimmigem Humor bemerkte dabei der alte Grünenwald, daß in diesem Stockwerk seine Schwiegermutter wohne. Auch in der Mitte unsrer Stellung kam die Artillerie ins Gefecht. Um Mittag ward ein Geschütz der reitenden Artillerie unter Befehl des Leutnants Oertel abermals unter das Georgentor gebracht und die Schloßstraße wiederum ohne Erfolg beschossen. Oberleutnant Bernhardt, der, was gar nicht nötig war, das Geschütz richtete, erhielt dabei zwei Streifschüsse an Arm und Hand. Später ward ein andres Geschütz der reitenden Artillerie unter dem Jubel der Kanoniere die Terrassentreppe hinaufgeschafft und neben der Kunstakademie aufgestellt, von wo es die Münzgasse entlang die große Barrikade am Ausgang der mittleren Frauengasse auf den Neumarkt und die Häuser beiderseits derselben beschoß, die hier die Stützpunkte der feindlichen Stellung bildeten, zusammen mit den Hotels de Saxe und Stadt Rom an der Ecke der Moritzstraße. Gegen sie wirkte auch ein Zug der Batterie Grünenwald auf der Töpfergasse und je ein Geschütz der Zeughausbesatzung rechts und links der Frauenkirche, welche man ebenso wie das Coselsche Palais (später Polizeigebäude) am Vormittage besetzt hatte. Zwei auf der Augustusstraße aus Sachsen und Preußen gebildete Sturmkolonnen unternahmen nach der Vorbereitung durch dieses Artilleriefeuer, quer über den Neumarkt laufend, den Sturm gegen die beiden Hotels, und zwar ohne großen Verlust zu erleiden. Vom Zeughause her waren inzwischen die sächsischen Schützen und preußischen Füsiliere, die Mauern durchschlagend, in den Besitz der Rampischen Gasse, der Landhausstraße und Kleinen Schießgasse gelangt, wobei viele Gefangene gemacht wurden.

Während so der Kampf tobte, Gewehr- und Geschützfeuer mächtig hallte und Rauchsäulen aufstiegen, hatte ich auf der Neustädter Hauptwache das profane Geschäft, die von den Truppen gemachten Gefangenen zu verhören, zu entwaffnen, zu untersuchen und sie in eine Liste einzutragen, worauf sie an die im Jägerhof befindlichen Militärarrestzellen abgeliefert wurden. Es kam da eine seltsame Gesellschaft zusammen, viel Strolche und Proletarier der gemeinsten Sorte, die Taschen voll Geld und mit der verschiedenartigsten Bewaffnung versehen: Scheibenbüchsen, Vogelflinten, Karabinern, Pistolen, Sensen, Kavalleriesäbeln; ein Kerl trug sogar einen Kammerherrndegen an seiner Seite. Mitten in dieser mir wenig zusagenden Beschäftigung erhielt ich den mir daher doppelt willkommenen Befehl, um 3 Uhr nachmittags vom Kadettengarten aus mit dem Dampfschiff „Friedrich August“ nach Königstein zu fahren und von der Festung Munition nach Dresden heranzuführen. Bei der gefährdeten Lage unsrer Pulvermagazine vor der Stadt hielt man es für möglich, daß der Ersatz der Munition Unterbrechungen erleiden

könne, und aus diesem Grunde wurde die Herbeischaffung derselben von der Festung Königstein angeordnet. Es gewann fast den Anschein, als sei die Munition bestimmt, in meinem Leben eine besonders wichtige Rolle zu spielen.

Ich hatte nur Zeit, meiner Frau eine kurze Notiz zuzuschicken, formierte dann meine Begleitmannschaft und rückte eben von der Wache ab, als man auf einer Tragbahre meinen Regimentskommandanten Generalmajor Homilius tödlich verwundet vorbeitrug. Er hatte mit mehreren Offizieren am Altstädter Ausgange der Brücke gestanden, als ein Geschoß durch das Georgentor geflogen kam, das ihm den linken Oberschenkel zerschmetterte. Die Aufständischen aus Burgk im Plauenschen Grunde hatten mehrere kleine Kanonen nach Dresden mitgebracht und sie in Ermanglung von Kaliberkugeln mit Eisenzylindern geladen, die aus zerschnittenen Stangen hergestellt worden waren. Der General starb noch in der folgenden Nacht. Mit ihm verlor die sächsische Armee, besonders die Artillerie, einen ausgezeichneten, hochgebildeten und um seine Waffe verdienten Offizier. Mir selbst war er, obgleich ich ihn von jeher mehr fürchtete als liebte, ein gütiger und wohlwollender Vorgesetzter, gewissermaßen die Zentralsonne gewesen, um die sich, wie ich meinte, meine dienstlichen Geschicke drehten; sein Lob oder Tadel war immer von nachhaltigem Einfluß auf mich gewesen. Sein Schicksal erschütterte mich deshalb aufs tiefste. Rechnet man zu diesem mich ergreifenden Gefühl noch die Eindrücke bei meiner Abfahrt — die preußischen Füsiliere hatten eben die Kuppel der Frauenkirche besetzt und hüllten sie in Pulverdampf —, so wird man den Zwiespalt meiner Empfindungen begreifen, als ich mich auf meiner Elbfahrt von der Stätte entfesselter menschlicher Leidenschaften in die Reize und den stillen Frieden eines holden Frühlingstages versetzt sah. Ich hätte an innerer Ruhe gewonnen, wenn mir das Tönen der Sturmglocke nicht dauernd in den Ohren gegellt hätte, so daß ich durch diese Sinnestäuschung immer wieder an den furchtbaren Ernst der Lage erinnert wurde.

Fürs erste hatte ich Zeit, die Genossen, die „in meines Glückes Schiff mit mir gestiegen waren“, prüfend zu betrachten. Es waren dies zunächst zehn Mann Schiffsvolk. Der Schiffskapitän ließ sich unterwegs vorgeblich wegen Krankheit ans Ufer setzen. An seine Stelle trat der erste Steuermann, namens Petzoldt, ein sehr ruhiger, überlegter und dabei energischer Mann, mit dem ich mich schnell verständigte. Meine Marinetruppen bestanden aus 11 Artilleristen und 13 Infanteristen von der 8. Kompagnie des Leibregiments, erstere vom Korporal Behrisch,[1]) letztere vom Korporal Reif befehligt. Außerdem befanden sich an Bord noch drei dienstbare Geister, darunter ein weiblicher, sowie als Reisende der Oberst Reichard, Adjutant des Königs, mit Depeschen des Kriegsministers, sowie seine Gemahlin mit ihren Kindern, die Zuflucht auf der Festung suchen wollten.

Meine Fahrt von Dresden nach Königstein verlief von 3 bis 8 Uhr nach-

---

[1]) Ward 1849 Offizier beim 2. Schützenbataillon, trat 1858 in den Staatsdienst über und war zuletzt als Geheimer Regierungsrat Direktor des Zuchthauses in Waldheim; er lebt noch jetzt in der Lößnitz bei Dresden.

mittags ohne besondere Ereignisse; nur Pirna bot einiges Interesse. Die Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrtsgesellschaft besaß zu jener Zeit etwa sechs Dampfer, von denen zwei, „Königin Maria" und „Germania", bei Ausbruch der Dresdner Unruhen in Pirna gewaltsam zurückgehalten worden waren. In dem sonst so loyalen und friedlichen Städtchen hatte ein Advokat, Dr. Haußner,[1]) die Bevölkerung aufgewiegelt. Sie stand in Masse auf und neben den genannten beiden Dampfern und stieß Schimpfreden und Drohungen gegen mein Schiff aus, als wir vorbeifuhren, was uns natürlich sehr kalt ließ. Ich erkannte sehr bald, daß unter meinen Mannen der beste Geist herrschte, und daß ich mich auf sie verlassen konnte.

Auf der Festung hatte niemand die Ankunft eines Schiffes erwartet, es dauerte daher beinahe die ganze Nacht, ehe die verlangte Munition, durch den Leutnant Albanus geleitet, an Bord kam. Zum Glück begünstigte heller Mondschein die Arbeit. Am Ufer fand ich ein Mehlschiff liegen, das schon früh von Dresden mit einem Sergeanten und 24 Mann Bedeckung abgegangen war. Ich nahm sie sogleich unter meinen Befehl und ließ sie die Gegend abpatrouillieren, um nicht etwa bei der Verladung der Munition gestört zu werden. Diese selbst wurde in der ersten Kajüte untergebracht und bestand aus gefüllten Artillerie- und Infanterieschußkasten und einigen Zentnern losen Pulvers. Als ich um $^1/_2$3 Uhr nachts den letzten Transport von der Festung erhielt, erschien ein von dem Dampfschiff „Germania" in Pirna entflohener Steuermann, Feilitsch, und berichtete, daß man mein Schiff auf der Rückfahrt in Pirna anhalten und in die Luft sprengen wollte. Ein vom Major von Prenzel, Adjutanten des Prinzen Johann, aus Weesenstein entsandter Bote brachte die gleiche Kunde und fügte bei, daß die dortigen Schiffe geheizt vor Anker lägen, an den Ufern Barrikaden errichtet und kleine Kanonen aufgefahren wären, um mich abzufangen. Es stand also eine Seeschlacht in optima forma bevor, was meine Leute mit Jubel erfüllte, als ich sie darauf vorbereitete.

Am 7. Mai früh 4 Uhr trat ich die Rückfahrt an, um unter dem Schutze des Morgennebels bei Pirna besser vorbeizukommen. Das Schiff war bereits in der Höhe der Elbleithner Sandsteinbrüche, als ich am Ufer einen Dresdner Chaisenträger laufen sah, der dem Schiffe zuwinkte und einen Zettel hochhielt. Ich ließ daher stoppen und den Mann an Bord nehmen, war mir doch bekannt, daß die Vertreter dieser ehrenwerten Körperschaft wegen ihrer Verläßlichkeit und Verschwiegenheit in Liebes- wie Staatsaffären gern zu vertrauten Botendiensten verwendet wurden. Dieser, am Abend von Schloß Pillnitz aus auf Kundschaft nach Pirna entsendete Mann überreichte mir einen in französischer Sprache geschriebenen Zettel des Inhalts, daß ich mich auf seine Aussagen verlassen dürfe; er teilte mir dann mit, daß in Pirna die Elbe mit Flößen und

---

[1]) Dieser Haußner wurde am 8. Mai beim Dresdner Straßenkampf gefangengenommen, entriß sich aber beim Transport über die Elbbrücke seinen Begleitern, sprang übers Geländer in die Elbe und suchte sich durch Schwimmen zu retten. Die sichere Kugel eines Schützen traf ihn in den Kopf und bereitete ihm den Tod in den Wellen.

einer Kette gesperrt und eine Durchfahrt unmöglich sei. In Wirklichkeit war es aber nur bei den durch den dortigen Fährmeister vorgenommenen Anfängen solcher Vorkehrungen geblieben; die Vollendung hatte mein Berichterstatter nicht abgewartet. Da mein Steuermann Petzoldt nunmehr erklärte, daß ein Erzwingen der Durchfahrt unter solchen Umständen unmöglich sei, gab ich Befehl, das Schiff nach Königstein zurückzufahren, doch ließ ich vorher den mitgeführten Steuermann der „Germania" ans Ufer setzen, damit er sich in Pirna umsehe und mir dann erneute Kunde über den wahren Stand der Dinge bringe. Dem Festungskommandanten, Generalmajor Birnbaum, ließ ich Meldung erstatten. Im Städtchen Königstein sah es mir nicht ganz geheuer aus. Die 700 Arbeiter, die am Bau der sächsisch-böhmischen Eisenbahn beschäftigt waren, und die Stimmung eines Teils der Einwohner des Städtchens flößten mir Bedenken ein. Es schlichen verdächtige Gestalten umher und fielen aufreizende Redensarten. Um dem ein Ende zu machen, ließ ich den Bürgermeister aufs Schiff bescheiden und machte ihm unter ernsten Drohungen begreiflich, daß er für die Ruhe der Stadt einzustehen habe, daß ich bei einem Angriffe auf das Schiff dasselbe in die Luft sprengen und die halbe Stadt dahin mitnehmen werde. Auch sagte ich ihm der Wahrheit gemäß, daß ich in voriger Nacht mit dem Festungsadjutanten, Oberleutnant von Brochowski, ein Signal von drei Flintenschüssen verabredet habe und daraufhin die Festung das Städtchen in Grund und Boden schießen werde.[1]) Das wirkte. Ich ließ mein Schiff in die Mitte des Stromes legen und blieb unbelästigt, hatte aber das Mißgeschick, daß mir zwei Bootsleute von der Schiffsmannschaft desertierten.

Am Nachmittag kam der Kundschafter Feilitsch aus Pirna zurück und berichtete, daß die Lage dort noch unverändert, die Elbe selbst aber frei und nicht gesperrt sei. Mein Entschluß, abzufahren, stand nun fest. Ich ließ dies dem Festungskommandanten melden, worauf mir von neuem Depeschen für den Kriegsminister behändigt wurden. Sie enthielten u. a. die Verhängung des Belagerungszustandes über Dresden. Seine Majestät der König ließ mir sagen, daß er mir alles Glück zu meiner Fahrt wünsche, daß er es aber meinem Ermessen überlasse, ob ich sie antreten wolle. Ich hatte inzwischen das Schiff in Verteidigungszustand setzen, die Bordwände bis zur Kniehöhe mit Brettern verschlagen, die Fenster der Pulverkajüte mit Matratzen verstellen, die übrigen mit den Tornistern blenden lassen. Ueberall standen gefüllte Wassergefäße. Für den freistehenden Steuermann ward ein hölzernes Schilderhaus gebaut und für ihn selbst eine Art Burnus aus einer Ochsenhaut, wie sie beim Mörserwerfen benutzt wurden, zugeschnitten. An Stelle der entschlüpften Bootsleute nahm ich die Schiffer des Mehlschiffs und außerdem zwölf Mann von dessen Bedeckung mit. Ich verteilte meine Mannschaften so, daß Korporal Behrisch und Oberkanonier Hähnisch von meiner Kompagnie in der Pulverkajüte, Korporal Reif mit 18 Mann in der zweiten

[1]) Die Festung liegt bekanntlich auf einem isolierten Felsen 246 Meter über dem Elbspiegel und dem Städtchen.

Kajüte waren, sechs Mann auf der Treppe zum Ausfall bereit standen und die übrigen auf dem Verdeck neben den Löschgerätschaften lagen. Der zweite Steuermann, Bernhardt, stand am Steuer, der erste, Petzoldt, dirigierte das Schiff, neben mir zwischen den Radkasten stehend. Ich war entschlossen, mich nicht zu ergeben und das Schiff nötigenfalls in die Luft zu sprengen, wozu ich ein Pulverfaß hatte öffnen lassen, neben dem Korporal Behrisch mit geladenem Gewehr stand; ich hatte für den entscheidenden Moment ein bestimmtes Signal verabredet. Meine Mannschaften waren, nachdem ich sie angefeuert, ihre Pflicht bis zum äußersten zu tun, mit einer eventuellen Reise in die Luft vollkommen einverstanden.

Ungefähr $^1/_2$8 Uhr abends fuhr das Schiff unter den Augen der von den Wällen uns zuwinkenden Besatzung des Königsteins ab. Seiner Majestät dem Könige wurde als Antwort ein dreimaliges Hoch ausgebracht. Jeder von uns war auf einen harten Strauß gefaßt, zumal die Abfahrt des Schiffes durch drei Schüsse vom Liliensteine signalisiert und dieses Zeichen stromab weitergegeben wurde. Der erste Teil der Fahrt ging ruhig vonstatten, bis das Schiff hinter Wehlen vom linken Ufer aus den ersten Schuß erhielt. Bald folgten mehrere, die von meinen Leuten nur auf gut Glück erwidert werden konnten, da die Schützen sich versteckt hielten.

So war das Schiff ungefähr noch eine Viertelstunde Fahrzeit von Pirna entfernt, als ich den zweiten Steuermann plötzlich rufen hörte, daß er verwundet sei. In der Tat hatte ihm eine Kugel die linke Hand durchbohrt. Umsonst bat ich ihn, sich ablösen zu lassen, und zu meinem Schrecken bemerkte ich jetzt, daß er sich Mut getrunken hatte und begann, durch heftiges Drehen des Steuers das Schiff von einem Ufer zum andern zu lenken. Zum Glück war hoher Wasserstand, was das Schiff vor dem Auflaufen rettete. Nachdem ich mit dem Steuermann Petzoldt den Widerstrebenden gewaltsam an den Beinen aus dem Schilderhaus gezogen hatte, übernahm Petzoldt das Steuer. Den Lauf des Schiffes überließen wir unserm guten Stern. Bernhardt ward in die kleine Kapitänskajüte gebracht, doch war dort kaum Licht angezündet worden, als durch das Fenster eine Kugel dicht bei seinem Gesicht vorüberflog. Das Schiff war mittlerweile bis kurz vor Pirna gelangt. Ich erteilte deshalb dem Maschinisten Befehl, vollste Kraft zu geben, und da ich gewahrte, daß die vor Pirna liegenden Dampfer dicht mit Menschen bedeckt waren, so kommandierte ich mit vollster Kraft meiner Lungen: „Zu beiden Seiten legt — an!“ Das Blinken der Gewehre mochte meinen Feinden den Mut genommen haben, denn sie ließen das Schiff ungehindert vorüberfahren und sandten ihm als Abschiedsgruß nur eine Anzahl Schüsse nach. Wie ich später vernahm, hatte der Bürgermeister Ritterstädt den Aufständischen versichert, daß das Pulverschiff heute nicht mehr kommen werde, daher sich der Haupttrupp zu meinem Glück in die Schenken begeben hatte. Aus Erkenntlichkeit wurden dem Herrn Bürgermeister am selben Abend noch die Fenster eingeworfen.

Es dunkelte, als das Schiff Pillnitz passierte. Zwar warf man noch mit Steinen und Knüppeln nach ihm, aber ein ernster Angriff erfolgte nicht. In der

Gegend des Linkeschen Bades ward es von einer Kavalleriefeldwache angerufen und mit Schüssen bedroht, bis sein Charakter erkannt wurde. Ich legte am Kadettengarten an und überbrachte dann bei strömendem Regen dem Kriegsminister Rabenhorst meine Depeschen. Er eröffnete mir, daß er eben ein Detachement von einer Kompagnie, einer Schwadron und zwei reitenden Geschützen nach Pirna habe abgehen lassen wollen, um mir den Weg frei zu machen. Die Nacht verbrachte ich in wohltuendem Schlummer inmitten meiner Pulverfässer und Munitionskisten auf dem „Friedrich August", dessen Name mir ein gutes Vorzeichen gewesen war.

Am Morgen des 8. Mai ging ich daran, das Schiff auszuladen. Die Munition ward in Munitionswagen nach der Reitbahn der Kavalleriekaserne im Jägerhof gebracht, woselbst mein Freund Richter ein Magazin errichtet hatte und verwaltete. Sehr unerwarteterweise wurde ich bei diesem Geschäft vom andern Elbufer mit Kugeln begrüßt. Es ist nie aufgeklärt worden, ob sie von Aufständischen oder von einer Schützenpatrouille herrührten, die in der Morgendämmerung das Schiff zum Ziel nahm in der Meinung, es gehöre dem Feinde. Das Feuer hatte glücklicherweise keinen weiteren Erfolg, als daß einem Fahrer des Trains ein Sporn weggerissen wurde. Einem am Ufer beschäftigten Pionierunteroffizier Leonhardt setzte eine Kugel auf der Achselklappe auf und rikoschettierte weiter, ohne mehr als eine Quetschung zu erzeugen.

Um 9 Uhr war ich mit meinem Geschäft zu Ende. Ich dankte meinen Gefährten für ihr gutes Verhalten und entließ sie zu ihren Truppenteilen, nicht ohne das freudige Gefühl, mit ihnen meinen ersten Waffengang ehrenvoll erledigt zu haben. Die Mannschaft brachte mir beim Verlassen des Schiffs ein dreimaliges „Hurra". Es war das erstemal, daß ich die in meinen Feldzügen später oft beobachtete Erfahrung machte, wie im Ernstfalle die gemeinsam bestandene Gefahr ein ganz andres Band der Anhänglichkeit um Offizier und Soldat schlingt, als man im Frieden gewahr wird und für möglich hält.

Den Rest des Tages brachte ich wie früher auf der Blockhauswache zu, und zwar an der Seite des Obersten Schmidt, Kommandanten der Trainbrigade, der als ältester Stabsoffizier an Stelle des Generals Homilius das Kommando der Artillerie übernommen hatte und mich als zweiten Adjutanten verwendete. Ich wurde von ihm verschiedene Male mit Aufträgen nach der Altstadt entsendet, ohne ins Feuer zu kommen, fand dabei aber Gelegenheit, mich über die Fortschritte zu unterrichten, welche die Truppen während meiner Abwesenheit im Straßenkampfe gemacht hatten. Da erfuhr ich denn allerhand Interessantes. In der Nacht zum siebenten war der Kommandant der Kommunalgarden, Oberstleutnant Heinze, gefangen worden und die Leitung des Kampfes auf Seite der Aufständischen immer mehr in die Hände des Russen Bakunin übergegangen. Am 7. Mai früh war auch das 1. Bataillon des preußischen Kaiser-Alexander-Grenadierregiments in Dresden eingetroffen, die Ausdehnung und Erbitterung des Kampfes waren immer größer geworden. Auch meinen Freund Derló hatte sein Geschick ereilt. Er hatte sich freiwillig zum Dienst im Zeughaus gemeldet,

da seine Regimentsschule während des Aufstandes geschlossen war, und begann am sechsten nachmittags mit zwei Geschützen, die zwischen der Töpfergasse und Frauenkirche aufgefahren waren, wie schon erwähnt, die gegenüberliegenden Häuser des Neumarkts mit Kartätschen zu beschießen. Dabei wurde ihm durch eine Flintenkugel das eine Bein zerschmettert. Von den acht Bedienungsmannschaften des einen Geschützes waren fünf und außerdem der Geschützkommandant Korporal Hönisch selber verwundet worden. Auf der andern Seite der Frauenkirche befand sich Leutnant Keyßelitz I mit zwei Geschützen und beschoß zuerst die große Barrikade am Ausgang der Frauengasse und sodann die Türmerwohnung auf der Kreuzkirche, von welcher die Aufständischen die Umgegend unter Feuer hielten. Eine durch das Schalloch gehende Kanonenkugel fand das Ende ihrer Flugbahn auf der böhmischen Eisenbahn beim heutigen Bismarckplatz. Der alte tapfere Grünenwald hatte am 7. früh von der Ostraallee aus, da wo heute das Gewerbehaus steht, den Postplatz und die Spiegelfabrik erfolgreich beschossen; dieses Gebäude, das Turmhaus und die Sophienkirche waren in die Hände der Truppen gefallen. Auf dem andern Flügel der Gefechtslinie hatten die preußischen Füsiliere und unsre Schützen sich längs der Moritzstraße bis zur alten reformierten Kirche durchgearbeitet und hier das Gewandhaus als wichtigen Stützpunkt gewonnen.

Die Folgen der nun schon drei Tage anhaltenden Kämpfe machten sich in der Erschöpfung und Abspannung der Truppen recht bemerkbar. Zum Glück war am Morgen des 8. Mai das Füsilierbataillon des preußischen 24. Infanterieregiments aus Berlin in Dresden eingetroffen. Diese ganz frische und tatendurstige Truppe ward sogleich in die vorderste Gefechtslinie gezogen, im übrigen aber die weitere Offensive vorläufig untersagt, um den Leuten einige Ruhe zu gewähren. Da den ganzen Tag Regen fiel, so war der Aufenthalt auf den Straßen auch nicht sehr erquicklich.

Gegen Abend entbrannte das Gefecht, zum Teil durch die Wut der Truppen veranlaßt, von neuem. Ich war selbst Zeuge, wie die Leiche eines Schützen ins Zeughaus gebracht wurde und die Kameraden sich zu blutigster Rache hoch und teuer verschworen. Der alte Grünenwald hatte im Laufe des Tages seine 6- gegen 12 Pfünder vertauscht, rückte auf der Ostraallee bis an das Turmhaus vor und beschoß von da die große Barrikade am Eingang der Wallstraße sowie das Postgebäude mit Vollkugeln und Kartätschen. Der Kampf der Infanterie, besonders von den Vierundzwanzigern, währte die ganze Nacht hindurch.

Der 9. Mai sollte das Ende des Kampfes bringen. Schon am Morgen waren die Truppen auf allen Seiten im entschiedensten Vorgehen; sie hatten bei Tagesgrauen die Post und den Eingang der Wilsdruffergasse sowie die dortige Hauptbarrikade genommen und arbeiteten sich unter Durchschlagung der Wände bis zum Altmarkt vor. Auf dem linken Flügel geschah das gleiche vom Gewandhaus her längs der Kreuzgasse in der Richtung gegen die Seestraße. Es fehlten nur noch wenige Stunden, und die Truppen hätten sich am

Altstädter Rathaus, dem Brennpunkte des Aufstandes, die Hand gereicht. Die Aufständischen sahen dies voraus und hatten schon am Abend vorher bis auf eine Zahl der Exaltiertesten in hellen Haufen den Rückzug über Plauen, Tharandt nach Freiberg und Chemnitz angetreten. Leider hatte die Reiterei, welche ihnen den Rückzug verlegen sollte, dabei wenig Erfolge. Früh um 9 Uhr sah man vom Kreuzturme eine weiße Flagge wehen, das Zeichen der Ergebung der Zurückgebliebenen.

Alles atmete auf, zumal man die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Aufstand wirklich erloschen sei. Da um Mittag noch drei preußische Bataillone unter General von Holleben aus Schlesien eintrafen, so glich die Stadt bald einem Heerlager; auf allen Plätzen und Straßen lagen Truppen umher, aber es fiel keinem Zivilisten mehr ein, auch nur zu murren; er wäre unfehlbar niedergemacht worden. Ich benutzte eine Sendung ins Zeughaus zu einem Blick in die Frauenkirche, in welcher die nach Hunderten zählenden Gefangenen eingesperrt waren. Merkwürdiger Anblick dieses sonst so weihevoll stimmenden Gotteshauses! Auf dem Altarplatz und der Kanzel standen als Wachen preußische Füsiliere, bereit, jeden niederzuschießen, der sich ohne Erlaubnis entfernen wollte. Ebenso waren die Eingänge besetzt. Die Gefangenen saßen stumm in langen Reihen in den Kirchenstühlen, jeder mit einem Kommißbrot und einem Wasserkrug vor sich, Leute des verschiedensten Alters und Berufs, viel fremdes Gesindel und Bergleute, doch auch Bessergekleidete, einige Forststudenten, von mir Bekannten der französische Sprachlehrer Professor Charlier.

Als ich ins Blockhaus zurückkehrte, ward ich zum Kriegsminister gerufen und beauftragt, nochmals nach Königstein zu fahren und dem Könige die Depeschen über die Unterwerfung der Stadt zu bringen. Ich erhielt diesmal sogar zwei Dampfschiffe zur Verfügung, war also vom Kapitän bereits zum Admiral aufgerückt, hißte meine Flagge aber wieder auf dem „Friedrich August“, während Oberleutnant von Schweinitz[1]) vom Leibregiment mit einem Peloton das andre Schiff besetzte.

Um 12 Uhr mittags fuhren wir ab und gelangten ohne jede Behinderung am Nachmittag nach Königstein, von wo ich mich mit einer kleinen Bedeckung auf die Festung begab. Auf der neuen Schenke kam mir Seine Königliche Hoheit der Prinz Johann mit seinem Sohne, dem Prinzen Georg, und dem Prinzen Ludwig von Bayern entgegen, um Neues zu hören, und begleitete mich auf die Festung. Hier fand ich bei Seiner Majestät dem Könige einen höchst gnädigen Empfang. Nachdem er die Depeschen durchgelesen, holte er seine Gemahlin, die Königin Marie, herbei, und nun mußte ich wohl eine halbe Stunde lang über den Straßenkampf und die letzten Vorgänge berichten. War ich doch der erste Offizier aus der Reihe der Truppen, den er sprach. Die Majestäten nahmen an den Einzelheiten meiner Erzählungen den regsten Anteil, namentlich sprach

---

[1]) Fiel am 18. August 1870 bei St. Privat als Oberst und Kommandeur des 8. Infanterieregiments Nr. 107.

sich der König über die Treue und Hingebung der Truppen in den wärmsten Worten aus, beklagte auch tief den Tod des Generals Homilius. Ich muß gestehen, daß ich in gutem Glauben auch manche unwahre Kunde überbrachte. So erzählte ich, daß der loyale Kaufmann Jordan und der Schornsteinfegermeister Anger von den Aufständischen aufgehängt worden wären, was dem König beinahe Tränen entlockte. Sehr huldvoll erzählte Seine Majestät, daß er meiner Fahrt am 7. mit der größten Teilnahme gefolgt sei und so lange auf dem Walle verweilt habe, bis der Feuerschein des Dampfschiffs auf dem Elbspiegel bei Pillnitz, also jenseit Pirna, zu bemerken gewesen sei. Die Stunde, in der ich einen so tiefen Einblick in das edle und gütige Herz meines Königs und Kriegsherrn tun durfte, ist mir unvergeßlich geblieben.

Als die Flottille gegen Abend nach Dresden zurückfuhr, herrschte an den Elbufern die tiefste Ruhe, und niemand krümmte mir ein Härchen. Ich war von den Anstrengungen der letzten Tage so ermüdet, daß ich von Pirna bis Dresden auf dem Verdeck liegend ruhig schlief. Nachdem ich meine Depeschen an den Kriegsminister abgeliefert, eilte ich nach Hause. Neben der Freude des Wiedersehens mit meiner jungen Frau erfüllte mein Herz das Dankgefühl gegen Gott, der mich durch alle Fährnisse treu geleitet hatte. Aber ich empfand auch — und fand es bestätigt, als ich später Feldzüge hinter mir hatte —, daß das schwerste Los, welches den pflichtgetreuen und dabei fühlenden Soldaten treffen kann, doch der Bürgerkrieg ist, der Kampf gegen die irregeleiteten Mitbürger, weil er nicht nur unheimlichen Haß erweckt, sondern auch Gefechts- und Kampfformen herbeiführt, die dem militärischen Sinn widerstreben, ja ihn anwidern. Es fehlt dem Soldaten der rechtschaffene Feind, der ehrliche Kampf, die Innerlichkeit des Streitens. Dennoch ist es begreiflich, daß der Offizier als Berufssoldat nach solchen Erfolgen aufatmete und sich gehoben fühlte, seinen Wert für die bürgerliche Gesellschaft und den Staat betätigt zu haben und die Bedeutung seines Berufs überall anerkannt zu sehen.

Auch höchsten Ortes wurden die Retter des Thrones geehrt und ausgezeichnet und ihr so lange niedergehaltenes Standesbewußtsein wieder aufgerichtet. Seine Majestät der König verlieh zahlreiche Orden. Auch meiner Fahrt war gedacht: Korporal Behrisch empfing die silberne Heinrichsmedaille, die beiden Steuerleute Petzoldt und der verwundete Bernhardt sowie der Maschinenmeister Thomas die silberne Zivilverdienstmedaille, ich selbst das Ritterkreuz des Militär-St.-Heinrichsordens. Wie ich später erfuhr, verdankte ich die Verleihung dem eignen Antriebe des Königs, der Zeuge meiner kritischen Lage gewesen war und recht wohl wußte, daß ich meinen Entschluß selbständig gefaßt hatte; sie war mir daher doppelt wertvoll. Daß ich mich hochbeglückt fühlte, das höchste militärische Ehrenzeichen als Leutnant von fünfundzwanzig Jahren errungen zu haben, wird dem ehrgeizigen jungen Offizier niemand verdenken. Er hatte aber nie die Anmaßung zu glauben, mehr als seine Schuldigkeit getan und besser als irgendein andrer in gleicher Lage gehandelt zu haben.

Einen besonderen Reiz verlieh jenen Tagen das hohe kameradschaftliche

Gefühl, das uns nach der schlecht verhehlten Abneigung in früherer Zeit jetzt mit den gleichgestimmten und gleichbewährten preußischen Offizieren im täglichen Verkehr verband, bis unsre Mitkämpfer am 15. Juli in ihre Garnison Berlin zurückkehrten. Die schlesischen Truppen waren beinahe ohne Aufenthalt in Dresden nach Baden weitergezogen. Die Dresdener Maitage hatten 37 Sachsen und Preußen das Leben gekostet und 96 Kämpfern Wunden geschlagen; von den Aufständischen waren, soviel sich feststellen ließ, 178 gefallen.

Am 10. Juli fand in Pillnitz eine Parade der noch in Dresden befindlichen Truppen statt. Dabei waren in der Maillebahn aufgestellt: das preußische Füsilierbataillon des Kaiser-Alexander-Grenadierregiments, unser Regiment Prinz Albert, die Depotschwadron der Gardereiter und eine Schwadron des 1. Reiterregiments, die 6pfündige Batterie Grünenwald und die Pioniere. Seine Majestät ließ sich die neuen Ordensritter vorstellen und war so gnädig, auch mir nochmals Anerkennendes über meine Fahrt auszusprechen. Bei der sich anschließenden festlichen Bewirtung der Truppen herrschte zwischen den preußischen und sächsischen Kameraden das herzlichste Einvernehmen, so daß das Fest einen wirklich erhebenden Eindruck machte und den schönsten Abschluß des nun hinter uns liegenden großen Zeitabschnitts bildete.

In vergrößertem Maßstabe wiederholte sich das in Dresden abgeschlossene Drama wenige Wochen nachher in der Pfalz und in Baden bei dem vom Polen Mieroslawski geleiteten Aufstande, um in gleicher Weise zu enden. Dieser Ausgang des Kampfes zeitigte trotz allem Traurigen, was ihm anhaftete, doch auch sehr wohltätige Folgen für das Vaterland. Die politische Atmosphäre war von den häßlichen Miasmen gereinigt, die sie im letzten Jahre erfüllt hatten; der drohende Umsturz der Monarchien war allerorten siegreich abgewehrt. Was aber unter den Trümmern der deutschen Bewegung nicht begraben wurde, das war der Drang nach engerem Zusammenschluß der deutschen Stämme und nationaler Selbständigkeit, die, von den Fürsten wie vom Volke als Notwendigkeit empfunden, fortan nach den verschiedensten Richtungen angestrebt wurden. Daß das Sturmjahr 1848/49 nicht imstande gewesen war, dieses Streben zu ersticken, und daß im Jahre 1870 nach mannigfachen Wirren und Irren jene Ideale verwirklicht wurden, das ist mir immer ein Zeichen gewesen, wie eine höhere Macht mit großen, völkerbewegenden Gedanken die Geister der Menschen erfüllt, bis diese die Lösung erzwungen haben und andre Aufgaben der Weltregierung an sie herantreten.

Physiologische und psychologische Bemerkungen über das Lesen

Von

Professor Dr. Ludwig Laqueur (Straßburg)

Das Lesen, eines der wichtigsten, wenn nicht das wichtigste Mittel zur Verbreitung der Kultur, scheint den meisten eine äußerst einfache Tätigkeit zu sein. Wir können sie stundenlang ausüben, ohne eine Spur von Ermüdung zu empfinden; die Lektüre gewährt uns vielmehr oft eine Erholung. Und doch lehrt schon eine kurze Betrachtung, daß diese scheinbar so einfache Tätigkeit in Wirklichkeit eine aus mehrfachen Vorgängen zusammengesetzte sein muß. Es genügt ja nicht, die Schriftzeichen wahrzunehmen und sie mit größter Geschwindigkeit zu Silben und Wörtern zusammenzuordnen, es kommt doch vor allem darauf an, ihren Sinn zu verstehen, die Wörter als Begriffe, die Sätze als Urteile aufzufassen. Ist ersteres eine Funktion unsrer Augen und als solche ein Objekt der Physiologie, so ist das zweite ein Produkt unsrer Geistestätigkeit, dessen Studium in das Gebiet der Psychologie fällt.

Die Physiologie hat sich seit lange bemüht, die Bedingungen zu erforschen, unter welchen die Wahrnehmung der Schriftzeichen am leichtesten und sichersten erfolgt, und festzustellen, welche Erscheinungen am Auge und eventuell anderwärts beim Lesen beobachtet werden. Namentlich E. Javal und H. Cohn haben sich um die Erkenntnis der Bedingungen, unter denen das Lesen mit dem Mindestmaß von Anstrengung und unter Vermeidung von Schädigungen des Sehorgans vor sich gehen kann, hochverdient gemacht. Eine ganze Literatur ist über diese, die Hygiene des Auges betreffenden Fragen entstanden, auf die indessen hier, als außer dem Rahmen unsrer Aufgabe liegend, nicht eingegangen werden soll. Das Studium der psychologischen Vorgänge, naturgemäß der schwierigere Teil des Problems, ist neueren Datums; es knüpft an die Namen Cattell, Wundt, Erdmann, Dodge und einiger andrer amerikanischer Forscher an, denen es gelungen ist, die komplizierten psychischen Prozesse in Teilvorgänge aufzulösen und diese nach streng exakter Methode der Messung und Zählung zu unterwerfen. Sie haben nicht versucht, in das unserm Intellekt unzugängliche, wohl für immer geheimnisvolle Wesen des psychischen Geschehens einzudringen; wohl aber haben sie eine Reihe von Erscheinungen, die dem psychischen Akte vorausgehen oder ihn begleiten, festgestellt und überaus wertvolle Anfänge einer experimentalen Psychologie geschaffen, für welche wir an einigen Universitäten eigne Seminare besitzen.

I

Betrachten wir zuvörderst die leicht zu beobachtenden Erscheinungen beim Lesen, und nehmen wir an, daß es sich um eine erwachsene, gebildete und im Lesen sehr geübte Person und um einen muttersprachlichen Text handelt, der dem Verständnis

keine Schwierigkeit entgegenstellt. Dem unbefangenen Beobachter muß zunächst die ungeheure Geschwindigkeit des Leseaktes imponieren. In einer Minute werden bequem 500, von sehr Geübten sogar 800 Wörter oder 60 Zeilen von mittlerer Länge gelesen. Es gibt natürlich ziemlich große individuelle Verschiedenheiten, deren Ursachen, wie wir sehen werden, zum Teil bekannt sind. Sie sind aber nicht so groß wie die Differenzen im Sprechen; denn ein langsamer Redner spricht in der Minute ungefähr 100 Wörter, ein schnell Sprechender kann es auf die doppelte Anzahl bringen. — Berechnen wir aus obigen Daten die Zeit, die beim Lesen auf den einzelnen Buchstaben kommt, so ergibt sich für denselben der Wert von 0,03 Sekunde und bei dem sehr schnellen Leser sogar nur von 0,02 Sekunde. Es ist offenbar, daß dieses kleine Zeitteilchen nicht hinreicht, um uns die Einzelheiten der Form eines Buchstabens erkennen zu lassen — kommt es uns darauf an, wie zum Beispiel beim Korrekturlesen, beim Fahnden auf Druckfehler, so bedürfen wir dazu der doppelten bis dreifachen Zeit und geschärfter Aufmerksamkeit. Beim gewöhnlichen raschen Lesen kann es sich also nicht um ein deutliches Sehen jedes Buchstabens handeln, sondern teilweise um ein Erraten oder ein Erkennen aus gewissen einfachen Merkmalen.

Vorbedingung eines jeden mühelosen Lesens ist aber eine nicht nur genügende, sondern im Ueberfluß vorhandene Sehschärfe; wenn wir, wie gewöhnlich, in der Entfernung von $^1/_3$ Meter lesen, so muß unsre Sehschärfe so gut sein, daß wir die nämliche Schrift noch auf 1 Meter Entfernung lesen könnten; wir dürfen von unsrer Sehschärfe nicht mehr als den dritten Teil verbrauchen, sonst ermüden wir schnell. Die Buchstabengröße, die Zeilenlänge, die Beschaffenheit des Papiers und alles, was bei dem Druck sonst noch in Betracht kommt, muß so gewählt sein, daß auch Personen mit herabgesetzter Sehschärfe immer noch mühelos lesen können; denn gerade unter ihnen finden sich nicht wenige, die gern und viel lesen — ein gewisser „Luxus der Ausstattung" ist daher unentbehrlich.

Sehr feine Gegenstände können wir nur mit dem kleinen zentralen Teil der Netzhaut, der Netzhautgrube, erkennen. Da nur die Bilder der ersten Buchstaben einer Zeile auf die Netzhautgrube fallen, so muß unsre Gesichtslinie sich notwendig vom linken Zeilenende zum rechten hinbewegen, wie man meinen sollte, in einer die Buchstaben in der Höhe halbierenden, horizontalen Linie und mit gleichmäßiger Geschwindigkeit. Beides ist aber nicht der Fall. Wie wenig gleichmäßig die Geschwindigkeit ist, wird des genaueren weiter unten dargelegt werden; und daß die Gesichtslinien sich nicht in der Mitte der Höhe der nicht überragenden Buchstaben, sondern näher dem oberen Ende derselben bewegt, kann durch einen Versuch gezeigt werden, den E. Javal angegeben hat, und den jeder mit Leichtigkeit wiederholen kann. Verdeckt man nämlich von einer Zeile mittelgroßen Textes die obere Hälfte, so ist die untere nahezu unlesbar; verdeckt man dagegen die untere Hälfte, so ist die Schrift beinahe ebensogut lesbar, wie wenn sie ganz unbedeckt geblieben wäre. Hieraus geht hervor, daß es die obere Hälfte der Buchstaben ist, welche die für das Erkennen wichtigen charakteristischen Merkmale

trägt, und daß der Blick sich unbewußt der oberen Hälfte zuwendet. Dies geschieht aber einmal, weil die Diphthongenzeichen und Akzente oberhalb der Zeile angebracht sind, sodann weil die die Zeilen nach oben überragenden Buchstaben in der Antiqua und in der Fraktur viel häufiger vorkommen als die Buchstaben, welche Anhänge nach unten tragen. In der Antiqua ist das Verhältnis der „überzeiligen" zu den „unterzeiligen" wie 85 : 15, in der Fraktur gar wie 90 : 10. Kein Wunder also, daß der Blick, der die charakteristischen Zeichen oberhalb findet, diese zu erhaschen sucht und den Weg einschlägt, der am schnellsten zum Erkennen führt.

Die genauere Analyse der Augenbewegungen beim Lesen hat zu höchst überraschenden Resultaten geführt, die sich in folgenden Sätzen zusammenfassen lassen:

1. Die Bewegungen der Augen beim Lesen einer Zeile von links nach rechts erfolgen nicht kontinuierlich, sondern ruckweise, bei mittlerer Zeilenlänge in drei bis sechs, zuweilen in mehr Stößen oder Sakkaden, zwischen denen Ruhepausen stattfinden. Stöße und Ruhepausen wechseln regelmäßig miteinander ab.

2. Die Zeitdauer der Ruhepausen übertrifft die Zeitdauer der Stoßbewegungen um das hohe Vielfache: beim gewöhnlichen, verständnisvollen Lesen um das 12- bis 20fache, bei ungeläufigem Texte um das 25fache, beim Korrekturlesen um mehr als das 100fache.

3. Das Sehen findet nur in den Ruhepausen, gar nicht während der Bewegung statt.

4. Außer den Augenbewegungen spielen auch die Kopfbewegungen beim Lesen eine nicht geringe Rolle.

Daß uns diese Tatsachen lange unbekannt geblieben sind, daß sie sogar dem Scharfblick eines Helmholtz und Donders entgehen konnten, liegt zum Teil daran, daß wir von den Bewegungen unsrer Augen keine Empfindung haben. Wir nehmen sie nur durch ihre Wirkung wahr, nämlich dadurch, daß immer neue Gegenstände in den Bereich des deutlichen Sehens kommen, nicht aber durch das Muskelgefühl, wie es bei andern Bewegungen der Fall ist. Wir fühlen also die kleinen Stöße oder ruckweisen Bewegungen beim Lesen innerhalb der Zeile nicht; wir empfinden nicht einmal das Ueberspringen vom rechten Zeilenrand zum linken Ende der nächsten Zeile, obwohl diese Bewegung doch eine ansehnliche Muskelaktion verlangt und von einer andern Person mit Leichtigkeit direkt wahrgenommen werden kann.

Auf welchem Wege ist man aber zur Erkenntnis der eigentümlichen kleinen, ruckweisen Bewegungen der Augen beim Lesen gekommen? An den eignen Augen kann man sie nicht beobachten; denn im Spiegel sehen wir von ihnen nichts, nicht weil die Bewegung zu klein ist, sondern weil das Auge während der Bewegung buchstäblich nichts sieht; wir mögen vor dem Spiegel unsre Augen rollen, soviel wir nur mögen, wir sehen sie immer nur im Ruhezustande.

Anders dagegen die aufmerksame Betrachtung einer andern lesenden Person; hier sehen wir, namentlich wenn sie etwas vorstehende Augen hat, das Oberlid

an der Stelle der Hornhaut etwas stärker gewölbt und können zuweilen beobachten, wie die Hervorwölbung sich nicht kontinuierlich, sondern ruckweise nach rechts schiebt, und die Stöße zählen. Besser noch sind die Bewegungen durch das Tastgefühl zu erkennen. Da sich stets beide Augen gleichzeitig nach rechts und beide gleichzeitig nach links bewegen, so kann man die Horizontalbewegung eines Auges dadurch nachweisen, daß man die Wanderung der Hornhaut des einen Auges durch das gesenkte Oberlid hindurch mittels des leise aufgelegten Fingers fühlt, während die Versuchsperson mit dem andern Auge liest. Durch einige Uebung gelangt man dahin, die Stöße sogar zählen zu können. Aber noch viel überzeugender ist ein Versuch, den Lamare, der die ruckweisen Bewegungen beim Lesen entdeckt hat, mittels eines Mikrophons anstellte. Ein stumpfer, feiner Stift wurde auf das Oberlid der Versuchsperson befestigt; derselbe machte alle Bewegungen des Lides mit und setzte ein Mikrophon in Tätigkeit, dessen Ton durch eine Kautschukröhre in das Ohr des Beobachters geleitet wurde. Jede Sakkade verriet sich durch ein kurzes Geräusch, während das Ueberspringen auf die nächste Zeile einen längeren Ton vernehmen ließ; so konnte man die einzelnen Stoßbewegungen hören und zählen. Zu seiner großen Verwunderung konnte Lamare feststellen, daß die Zahl der Stöße nur von der Länge der Zeile abhing und gänzlich unabhängig war von der Entfernung, in welcher die Schrift gehalten wurde; sie blieb die gleiche, mochte das Buch sich in 33 Zentimeter oder in 1 Meter Entfernung befinden.

Die ruckweisen Bewegungen des Auges beim Lesen können auch direkt graphisch dargestellt werden. Einem amerikanischen Forscher Delabarre ist es gelungen, sie sich mittels einer feinen Sonde auf ein berußtes Papier aufzeichnen zu lassen. Das Auge wird durch einen Tropfen Cocain unempfindlich gemacht, und auf den vorderen Teil des Augapfels wird eine hohle Halbkugel aus Stuck, die in der Mitte vor der Pupille eine kreisrunde Oeffnung hat, also das Lesen nicht verhindert, aufgesetzt; auf dieser Hohlschale wird eine Aluminiumsonde befestigt, die alle Bewegungen der Schale und des Augapfels mitmacht und auf das berußte Papier aufzeichnet. Auch nach dieser Methode konnte Delabarre die ruckweisen Bewegungen nachweisen und ihre Zahl bestimmen. Die Methode ist aber nicht einwandfrei; denn es könnte sein, daß die Natur der Bewegungen, ihre Zahl und ihre Geschwindigkeit durch das Gewicht der Schale verändert wird. Deshalb ist eine andere, von Dodge und Cline ersonnene, von Dearborn und Howe vervollkommnete Methode, die photographische Registrierung der Augenbewegungen, zuverlässiger und die vollkommenste, die wir besitzen. Durch diese ist es nicht nur möglich, die Bewegungen und ihren Rhythmus nachzuweisen, sondern ihre Zeitdauer und die der Ruhepausen genau zu bestimmen. Es hat sich herausgestellt, daß die einzelne Sakkade eine Zeitdauer von noch nicht ganz $^1/_{50}$ Sekunde in Anspruch nimmt.

Wir dürfen demnach behaupten, daß wir die sprunghaften Bewegungen des Auges, welche den Bewegungen des springenden Sekundenzeigers der Uhr vergleichbar sind, durch die verschiedensten Mittel nachzuweisen vermögen; wir können

sie sehen, wir können sie fühlen, wir können hören und sie sogar sich automatisch aufzeichnen lassen — an ihrer Realität darf also nicht der geringste Zweifel aufkommen.

Ueber Zahl, Art und Dauer der rhythmischen Bewegungen liegt eine Menge zuverlässiger Beobachtungen vor, die im großen und ganzen gut untereinander übereinstimmen. Die Zahl der Stöße innerhalb einer Zeile hängt in erster Linie von der Zeilenlänge, in zweiter Linie von der Individualität des Lesers ab — die Entfernung der Schrift vom Auge ist, wie schon oben bemerkt wurde, seltsamerweise ohne Einfluß. Lamare zählte bei einer schmalen Zeile 3 Stöße; von Erdmann und Dodge wurden bei einer Zeilenlänge von 8,3 Zentimeter und bei 47 Buchstaben in der Zeile 5 Ruhepausen, bei einer Länge von 12,2 Zentimeter und bei 63 Buchstaben in der Zeile 7 Ruhepausen verzeichnet. Ebensoviele Ruhepausen werden die meisten Leser in jeder Zeile der vorliegenden Zeitschrift machen.

Interessant ist, daß die Zahl der Sakkaden und der Ruhepausen bei dem nämlichen Individuum nahezu konstant ist. Der Leser erlangt eine gewisse Gewohnheit, Bewegungen und Ruhepausen in bestimmtem Rhythmus sich abwechseln zu lassen, und jeder behält sie bei, wenn nicht Störungen und Hindernisse eintreten, wie jeder einen gewissen Schritt beim Gehen hat, der ihm bequem ist und den er nicht ohne zwingenden Grund aufgibt.

Schwierigkeiten im Erkennen führen zur Vermehrung der Bewegungen und der Ruhepausen; daher finden sich mehr Pausen bei fremdsprachlichem Text als bei muttersprachlichem, mehr bei schwierigen, ungeläufigen als bei gewöhnlichen, leichtverständlichen Wörtern, mehr bei Kindern als bei geübten Erwachsenen. Die Zahl der Ruhepausen ist selbstverständlich konstanter beim Lesen von Prosa als beim Lesen von Versen, deren Zeilen eine ungleiche Länge haben. — Der Bogen, um welchen die Sehlinie beim geläufigen Lesen in einer Sakkade nach rechts bewegt wird, beträgt 4 bis 5 Grad.

Auch die Zeitdauer der Ruhepausen und der Bewegungen, die wir mit Dearborn als Fixationen und Interfixationen bezeichnen können, ist uns durch verschiedenartige Untersuchungen gut bekannt geworden; als mittlere Zeitdauer einer Fixation dürfen wir $^1/_5$ bis $^1/_4$ Sekunde, als Dauer einer Interfixationsbewegung $^1/_{25}$ bis $^1/_{20}$ Sekunde, nach andern gar nur $^1/_{60}$ bis $^1/_{30}$, annehmen, und auf Grund spezieller ad hoc angestellter Versuche dürfen wir behaupten, daß die verschiedenen Interfixationen innerhalb der Zeile alle mit gleicher Geschwindigkeit vor sich gehen. Diese ist aber zu groß, um ein Erkennen von Buchstaben möglich zu machen; eine Buchstabenreihe, die sich mit der Geschwindigkeit der Interfixationsbewegung vor unsern Augen in horizontaler Richtung bewegt, erscheint uns als ein Band, in dem die schwarzen Striche der Buchstaben und die weißen Intervalle zwischen ihnen zu einem grauen Streifen zusammenfließen und ein Erkennen von Formen unmöglich ist. Es ist daher sicher, daß das Lesen nur in den Ruhepausen und gar nicht während der Bewegung stattfindet.

Aus dem vorstehenden folgt, daß das gewöhnliche Lesen in folgender

Weise mit Augenbewegungen verknüpft ist. Die ersten Buchstaben der Zeile werden fixiert, eine Gruppe von Buchstaben, die rechts von den fixierten sich befindet, wird im indirekten Sehen wahrgenommen, aber nicht erkannt; sofort wird durch eine schnelle Seitenbewegung von 4 bis 5 Grad die Sehlinie auf diesen Buchstabenkomplex eingestellt und dieser direkt und deutlich gesehen; das Spiel wiederholt sich je nach der Zeilenlänge und der Individualität des Lesers vier- bis siebenmal, und zwar so, daß die letzte sprunghafte Bewegung vor dem letzten Buchstaben der Zeile endet. Dann folgt die große Rückbewegung nach links, um die Sehlinie auf den zweiten oder dritten Buchstaben der folgenden Zeile einzustellen.

Die Bewegung der Augen in Sprüngen ist übrigens nicht bloß beim Lesen nachweisbar. Landolt hat gefunden, daß sie auch dann stattfindet, wenn das Auge einer geraden Linie folgt, die nicht unterbrochen ist — auch dann gleitet die Sehlinie nicht kontinuierlich in einem Bogen wie unsre Hand, wenn sie durch die Luft fährt, sondern macht nach je 8 Grad einen kurzen Halt.

Die Treffsicherheit, mit der diese vielen Bewegungen in der Regel ausgeführt werden, ist bewundernswert, ist aber nicht bei allen, auch nicht bei allen geübten Lesern vollkommen. In einer nicht ganz kleinen Quote von Fällen wird die Präzision der Einstellung der Sehlinien vermißt — die Bewegung schießt über das Ziel hinaus, durchschnittlich um 2 bis 3 Grad, und der Fehler muß sofort korrigiert werden, bei den Interfixationen durch eine Bewegung nach links, bei der großen Rückwärtsbewegung zur Erreichung der folgenden Zeile durch eine korrigierende Bewegung nach rechts. Dearborn, der diese Korrektionsbewegungen entdeckt hat, bezeichnet sie als Refixationen und führt sie auf eine falsche Schätzung der Distanz zurück, die eine ungenaue Innervation der Augenmuskeln zur Folge haben muß. — Die Refixationen werden am häufigsten beim Beginn des Lesens, und zwar bei der ersten Zeile angetroffen; doch werden sie schon in den folgenden Zeilen viel seltener, weil man schnell das Maß motorischer Innervation zu dosieren lernt. Die Refixation muß notwendig eine Verzögerung des Leseaktes herbeiführen und ist neben der zu großen Zahl der Ruhepausen eine der Ursachen, weshalb manche Personen trotz aller Uebung es nicht zu der Schnelligkeit im Lesen bringen können, deren sich andre erfreuen.

Es kommen bei einzelnen Personen auch ungenaue Einstellungen in senkrechter Richtung vor, die ebenfalls korrektive Refixationen notwendig machen; sie sind aber unbedeutenden Grades und stören wenig. — Alle diese subtilen Untersuchungen hat Dearborn mittels der photographischen Methode durch Einwirkung des von der Hornhaut gespiegelten Flammenbildes auf das präparierte Papier ausführen können.

Mit den angegebenen mannigfachen Bewegungen sind aber die mit dem Lesen verbundenen motorischen Akte noch nicht erschöpft. Wir haben noch die Bewegungen des Kopfes zu betrachten. Schon im gewöhnlichen Leben spielen sie für den Sehakt eine große Rolle; sie kombinieren sich in mannigfachster

Weise mit den Bewegungen der Augen; ja sie können sie bis zu einem gewissen Grade ersetzen und entbehrlich machen — kaum die kleinste Seitenwendung des Blickes wird ausgeführt, ohne daß sie sich an der Bewegung beteiligen. Bei größeren Wendungen der Blicklinien zwecks Fixierung eines exzentrisch gelegenen Gegenstandes pflegen wir die grobe Einstellung mit dem Kopfe, die feinere mit den Augenmuskeln vorzunehmen, ähnlich wie bei optischen Präzisionsinstrumenten, die eine gröbere Stellschraube und eine feine Mikrometerschraube besitzen.

Wir könnten beim Lesen die Augenmuskeln gänzlich im Zustande der Ruhe belassen und alle Bewegungen mit dem Kopfe ausführen, so daß wir alle Buchstaben der Zeile im zentralen Sehen wahrnehmen. Wir tun es aber nicht, weil es unnatürlich und gezwungen wäre. Vielmehr beteiligen sich beide, Kopfmuskeln und Augenmuskeln, an den erforderlichen motorischen Akten, und zwar in verschiedenem Maße. Je größer der Winkel ist, um den wir die Sehlinien wenden müßten, um das Objekt fixieren zu können, um so größer ist im allgemeinen der Anteil der Kopfdrehung. Auch die Richtung hat insofern einen Einfluß, als beim Blick nach unten stets die stärkste Augenbewegung und die geringste Kopfbewegung gemacht wird. Das kommt daher, daß uns die Senkung der Blickebene etwas Altgewohntes ist; müssen wir doch für alles, was wir mit den Händen verrichten, die Augen nach unten gewendet halten. Aber auch für den Blick nach unten wird die Senkung des Kopfes bei ungezwungener Haltung in Anspruch genommen; wir neigen ihn um einen Winkel, der bei den meisten Personen beim Lesen zwischen 15 und 20 Grad schwankt und beim unteren Teil der Seite noch um einige Grade zunimmt. Jeder Leser verteilt Augen- und Kopfbewegung instinktiv so, daß er dabei das Minimum von Anstrengung empfindet.

Das Lesen, wie das genaue Sehen überhaupt, mit nicht gesenkter Blickebene ist überaus ermüdend, und das Sehen mit gehobenem Blick ist es erst recht. Das zeigt uns die Anstrengung, welche das Lesen von Plakaten, die über Augenhöhe befestigt sind, verursacht. Darum ist auch das Betrachten von hoch aufgehängten Gemälden in Bildergalerien so ermüdend; aus demselben Grunde ist das Lesen im Bett für viele Menschen anstrengend, weil sie in liegender Stellung meist das gewohnte richtige Verhältnis zwischen Augen- und Kopfbewegungen nicht herstellen können. Nur unter besonderen Verhältnissen schaltet der Leser die Augenbewegungen gänzlich aus und vollführt die gesamte erforderliche Wendung des Blickes nur mit dem Kopfe. Dies geschieht bei sehr hastigem Lesen und bei leidenschaftlicher Aufregung der lesenden Person. Wir alle haben dies oft im Theater beobachtet: es erhält jemand einen Brief, auf dessen Inhalt er sehr gespannt ist. Er öffnet ihn und möchte, wie man sagt, den Inhalt verschlingen; der Schauspieler drückt seine Ungeduld dadurch aus, daß er den Brief nahe vor sich hält und kolossale Seitenbewegungen mit dem Kopfe nach rechts und nach links ausführt, während die Augen unbeweglich bleiben — das ist eine Geste, die jedermann leichtverständlich ist. Dem ruhigen Leser ist aber diese Ausschaltung der Augenbewegungen fremd; je ruhiger das Temperament der lesenden Person ist, desto mehr treten die Kopfbewegungen zurück, ohne indes je ganz zu unter-

bleiben. Der Leser ist sich der Bewegungen des Kopfes, namentlich der ausgedehnteren, durch das Muskelgefühl bewußt, während die Augenbewegungen, wie schon bemerkt, erfolgen, ohne daß wir uns ihrer bewußt sind, und uns nur durch ihre Wirkung auf das Sehfeld bemerkbar werden.

So sehen wir, daß das gewöhnliche leise Lesen von verschiedenen recht lebhaften motorischen Aktionen begleitet ist. Der mit dem Buche in der Hand still dasitzende Leser bietet das Bild vollkommener Ruhe und tiefsten Friedens dar. Und doch wissen wir jetzt, daß diese Ruhe nur scheinbar ist, daß unter der Decke sich zum Teil stürmische Bewegungen vollziehen, indem der Muskelapparat der Augen in energischer Tätigkeit begriffen ist. Der Blick stürzt sich auf die Anfangsbuchstaben der Zeile, packt mit festem Griffe einen Komplex der benachbarten, undeutlich gesehenen Buchstaben, führt blitzschnell in einem Bogen von zirka 5 Grad die Gesichtslinie nach rechts, um den Komplex zentral zu sehen, ruht $1/5$ bis $1/4$ Sekunde aus, springt auf den nächsten rechtsstehenden Komplex und wiederholt dieses Spiel je nach der Länge der Zeile vier- bis siebenmal, bis er in die Nähe des Zeilenendes gekommen ist. Hier macht er plötzlich kehrt, um nach dem Anfang der nächsten Zeile zu fliegen, und wiederholt diese Manöver von der obersten bis zur untersten Zeile, wenn nötig stundenlang, und zwar in der nämlichen Weise und mit der nämlichen Verteilung von rhythmischen Pausen und Bewegungen, auch mit nahezu konstanten Kopfbewegungen. Man könnte eine lange Zeile, die 60 Buchstaben enthält, durch senkrechte Striche in Unterabteilungen zerlegen, die der Zahl der Bewegungen und der Ruhepausen entsprechen: Anfang und Ende der Zeile würden nur 2 bis 3 Buchstaben enthalten, die andern Striche würden die größeren Komplexe von 8 bis 10 Buchstaben in der Reihe einschließen, und die Zeile würde dann einem lateinischen Hexameter ähnlich sehen, den man durch Striche skandiert hat.

II

Bisher ist nur von den das Lesen begleitenden Bewegungen der Augen und des Kopfes die Rede gewesen. Es ist nun die Frage zu beantworten, auf welchem Wege wir dazu gelangen, die Schriftzeichen mit der angegebenen erstaunlichen Geschwindigkeit wahrzunehmen und aufzufassen. Geschieht dies nur durch direkte Fixierung oder zum Teil auch durch indirekte Wahrnehmung mittels der exzentrischen Teile der Netzhaut? Lesen wir wie die Kinder, die zu lesen anfangen, indem wir uns Buchstaben für Buchstaben genau ansehen und zu Silben und Wörtern verbinden — nur natürlich in stark beschleunigtem Tempo —, oder bedienen wir uns andrer Mittel wie die Abcschützen?

Hier ist zunächst zu untersuchen, wieviel Buchstaben einer mittleren Druckschrift wir im strengen Sinne des Wortes gleichzeitig, simultan, wahrzunehmen vermögen. In größter Schärfe sehen wir nur die Objekte, die sich auf dem mittleren Teil des gelben Fleckes, der Netzhautgrube, abbilden. Diesem entspricht im Gesichtsfeld ein kleiner Kreis von noch nicht 1 Grad im Durchmesser. Und nur die Buchstaben innerhalb dieses Kreises, sollte man meinen, können voll-

kommen deutlich gesehen werden. Außerhalb dieses fast punktförmigen Kreises nimmt die Sehschärfe rapid ab: 5 Grad von ihm entfernt beträgt sie nur noch ein Viertel, in 10 Grad Entfernung gar nur noch ein Fünfzehntel der normalen.

Um experimentell zu prüfen, ob ein Objekt mit einem Blick, also simultan, oder mit Hilfe von Augenbewegungen wahrgenommen wird, ist es unerläßlich, Methoden anzuwenden, die jede Augenbewegung absolut ausschließen; das ist der Fall bei der Beleuchtung durch den elektrischen Funken, der nur eine Dauer von einigen Zehntausendsteln einer Sekunde hat, und bei dem von Volkmann angegebenen Tachistoskop, einem Apparat, in dem die Versuchsperson durch Oeffnungen blickt, die durch einen fallenden Schieber für einen kleinen Bruchteil einer Sekunde freigelegt werden, und der auf diese Weise eine minimale Expositionszeit ermöglicht. Was unter diesen Bedingungen erkannt wird, ist sicherlich simultan perzipiert.

Die Versuche älterer und neuerer Forscher haben nun übereinstimmend ergeben, daß wir tatsächlich vier Buchstaben einer gewöhnlichen mittelgroßen Druckschrift nebeneinander simultan, ohne Abstufung der Deutlichkeit, zu sehen vermögen. Da diese einen etwa viermal so großen Bezirk einnehmen als der Projektion der Netzhautgrube auf dem Papier entspricht, so folgt hieraus, daß auch die ihr benachbarte Zone der Netzhaut noch hinreichend empfindlich ist, um ein zentrales Sehen zu vermitteln. Wir nehmen also durch direkte Fixation einen erheblich größeren Bezirk wahr, als man erwarten sollte.

Die nach oben und nach unten gelegenen Buchstaben werden ebenfalls perzipiert, kommen aber für das Lesen nicht in Betracht, weil sie vernachlässigt werden; es würde uns aber stören und befremden, wenn uns an ihrer Stelle eine Lücke, ein weißer Raum oder ein grauer Fleck erschiene.

Der Anfang der Zeile, d. h. die ersten 3 bis 4 Buchstaben, werden also sicher fixierend perzipiert; nun macht das Auge seine Seitenbewegung nach rechts, und es präsentiert sich ihm ein Klumpen von vielen Buchstaben, wohl 8 bis 10 neben- und vielleicht 3 bis 4 übereinander. Sieht nun das Auge die nebeneinander stehenden sukzessive an und liest es das Wort buchstabierend, wohlgemerkt in der $^1/_5$ bis $^1/_4$ Sekunde, die ihm bis zum nächsten Sprunge zu Gebote steht? Das ist unmöglich; Erdmann und Dodge haben bei Versuchen, den Umfang des simultan gesehenen Lesefeldes zu bestimmen, die Expositionszeit bis auf 0,1 Sekunde herabgesetzt (eine Zeitdauer, welche die Augenbewegung ausschließt) und dennoch größere Buchstabengruppen sicher erkannt. Da bleibt denn absolut nichts andres übrig, als anzunehmen, daß wir nicht die Buchstaben, sondern die Wörter selbst als optische Ganze erkennen und auffassen — mit andern Worten, daß wir in Wortbildern und nicht buchstabierend lesen.

Wir sind dazu imstande, weil wir im Gehirn ein sogenanntes Zentrum für die optischen Erinnerungsbilder besitzen, d. h. eine Region, an deren Integrität die Reproduktion der Bilder der durch den Gesichtssinn wahrgenommenen Objekte gebunden ist. Klinische Tatsachen in Verbindung mit anatomischen Untersuchungen zwingen uns, ein solches Zentrum anzunehmen und es in den Hinter-

hauptslappen in die Nähe, aber doch getrennt von dem Zentrum des bewußten Sehens zu verlegen. Wir können uns ja mit geschlossenen Augen zahlreiche Objekte, die wir gesehen haben, vorstellen, und im Traume sehen wir bekanntlich Dinge und Personen mit wunderbarer Klarheit; es muß also ein Bild von ihnen in uns zurückgeblieben sein. So sind auch die Bilder, die wir von gedruckten oder geschriebenen Wörtern tausendmal gesehen haben, nicht spurlos vorübergegangen, sondern haben ein Erinnerungsbild zurückgelassen; dieses erkennen wir wieder, wenn es uns geläufig ist, und zwar nicht an den einzelnen Buchstaben, sondern an seiner Gesamtform. Dies geht aus folgenden Tatsachen hervor:

1. Die Wörter müssen uns bekannt und sogar geläufig sein. Daher stört uns ein Wort, welches wir nicht erwarten, ein Name, den wir nicht kennen, eine sinnlose Folge von Buchstaben, eine Reihe von Zahlen. Hier müssen wir, wie beim Korrekturlesen, Buchstaben für Buchstaben zentral fixieren.

2. Wenn wir die Buchstaben sukzessive wahrnähmen, so müßte doch ein langes Wort von acht bis zehn Buchstaben eine erheblich längere Zeit zu seiner Perzeption erfordern, als ein kurzes von drei Buchstaben; das ist aber nicht der Fall; die nötige Expositionszeit ist für lange Wörter kaum länger als für ganz kurze.

3. Es kommt sehr auf die Form an, unter der sich das Wort uns darstellt. Ist sie eine sehr gleichmäßige, besteht das Wort aus lauter kurzen, die Zeile nicht überragenden Buchstaben, so ist es schwerer lesbar als ein Wort, dessen Form durch Abwechslung kurzer und langer Buchstaben belebt ist. So ist zum Beispiel das Wort „ernennen" schwerer erkennbar als das Wort „wissenschaftlich". Ganz besonders erschwerend wirkt eine Folge von kurzen einsilbigen Wörtern, die aus nicht überzeiligen Buchstaben bestehen und überdies den Leser nötigen, eine große Menge von Fixationen zu machen. Daher ist ein Satz, in dem die Worte „um nun ein von mir u. s. w." aufeinander folgen, nicht nur stilistisch geschmacklos, sondern auch schwer lesbar.

4. Untersuchungen von Erdmann und Dodge können als direkte Beweise für das Lesen in Wortbildern angeführt werden. Diese Forscher stellten die größte Entfernung fest, in welcher Buchstaben von einer gewissen Größe und Form noch richtig gelesen werden konnten. Nunmehr wurden bei kurzer, jede Augenbewegung ausschließender Expositionszeit dem Auge größere Wörter, die aus gleichgroßen Buchstaben gleicher Form gebildet waren, dargeboten. Es ergab sich das merkwürdige Resultat, daß in der Hälfte der Fälle die Wörter richtig gelesen wurden in einer größeren Entfernung als die für die Buchstaben ermittelte. Danach ist nicht zu bezweifeln, daß sie lediglich an ihrer optischen Gesamtform und nicht sukzessive durch Buchstabieren erkannt oder vielmehr wiedererkannt wurden, ganz so, wie wir eine menschliche Physiognomie durch den Gesamteindruck augenblicklich erkennen und nicht dadurch, daß wir unsern Blick sukzessive über Stirn, Augen, Nase und Mund wandern lassen.

Nicht nur ein einzelnes Wort, sondern unter Umständen mehrere Wörter,

ja selbst ein kurzer Satz kann durch das Wortbild gelesen werden. Cattell vermochte bei einer Expositionszeit von $^1/_{100}$ Sekunde mehrere Wörter zugleich zu erfassen und Meßmer sogar während $^1/_{500}$ Sekunde siebenbuchstabige Wörter richtig zu lesen; allerdings spielt im Wortbilde, wie schon vorher bemerkt wurde, die Form eine nicht unwichtige Rolle. Goldscheider und R. F. Müller unterscheiden im Wortbilde determinierende und indifferente Buchstaben. Zu den ersteren gehören die großen Anfangsbuchstaben und die überzeiligen und unterzeiligen, weil diese sich in dem undeutlichen Bilde vor den kleinen Lettern der Zeile auszeichnen, also bemerkt werden müssen. Diese greife der Blick aus dem Komplex heraus und ergänze die übrigen durch Erraten oder dem Sinne nach. Besonders häufig werden die Endsilben erraten. Bei der Form der Buchstaben ist die Höhe wichtiger als die Breite. Daher sind „n" und „m" schwerer unterscheidbar als „l" und „t". Auch die runden Teile der Buchstaben wirken kräftiger als die senkrechten Strichelemente; sie beleben die Starrheit der parallelen senkrechten Striche durch Abwechslung mit gebogenen Zeichen; denn nach Meßmer zählt man unter 1000 Buchstaben nahezu 500, die nur aus senkrechten Strichen bestehen. Dies gilt von der Antiqua, der sog. lateinischen, wie von der Fraktur, der sog. deutschen Druckschrift; nur trägt die Fraktur einen besonderen Charakter: die kleinen eckigen Erweiterungen am oberen und unteren Rande vereinigen sich im Gesamtbilde zu einer Art, wie Meßmer sich treffend ausdrückt, von „dekorativer Bordüre", daher man bei sehr kurzer Exposition den Typus der Schrift gut erkennen kann, ohne daß ein Wort gelesen wird.

So beschreiten wir beim Lesen verschiedene Wege, um rasch zum Erkennen zu gelangen: die zentrale Fixation, das Wortbild, die dominierenden Buchstaben, das Erraten, alles wird herangezogen, um auf das schnellste zum Ziele zu kommen.

III

Auch das Gehörorgan ist beim Lesen, selbst bei dem stillen Fürsichlesen, in nicht unwichtiger Weise beteiligt und zwar durch das Klangbild des Wortes. Wir hören nämlich das gelesene Wort gleichsam innerlich in uns erklingen, wie wenn es laut gesprochen würde, freilich ohne uns dessen voll bewußt zu werden. Aber ganz unterhalb der Schwelle des Bewußtseins steht das Klangbild nicht; wie könnte uns sonst beim stillen Lesen von Versen die Schönheit des Rhythmus und der Wohllaut des Reimes erfreuen? Wir besitzen im Gehirn ein Zentrum für die Hörerinnerungsbilder, wie wir ein solches für die optischen Erinnerungsbilder haben. Was wir durch das Gehör apperzipiert haben, ist ebensowenig spurlos verloren gegangen wie das mit Bewußtsein und Aufmerksamkeit Gesehene; es schlummert in unserm Inneren und kann oft durch einen leichten Anstoß, eine lockere Assoziation oder selbst willkürlich geweckt werden; denken wir nur an die vielen Melodien, die wir in jedem Augenblicke reproduzieren können.

Das Zentrum der Hörerinnerungen ist mit dem optischen Erinnerungszentrum auf das engste assoziiert, obwohl beide im Gehirn räumlich weit aus-

einander liegen. Während das optische in der Rinde beider Hinterhauptslappen gelegen ist, haben wir gewichtige Gründe, das akustische Zentrum in den Schläfenlappen zu lokalisieren. Wenn wir ein Wortbild sehen, haben wir einen Drang, es auszusprechen; Kinder und manche im Lesen wenig geübte Personen tun es tatsächlich, wie manche Menschen nicht gut anders denken können, wie wenn sie laut sprechen und, ohne sich dessen bewußt zu werden, laute Monologe halten. Das Klangbild unterscheidet sich aber von dem optischen Wortbild dadurch, daß es naturgemäß nicht simultan, sondern sukzessive, wenn auch in sehr schneller Folge, apperzipiert wird; es ist ja unmöglich, mehrere Silben zu gleicher Zeit zu hören. Noch ein andrer wesentlicher Unterschied ist zu bemerken. Während im optischen Wortbilde die großen Anfangsbuchstaben und die determinierenden überragenden Konsonanten die Wiedererkennung erleichtern, sind es bei dem Klangbilde die Vokale und der tonische Akzent, welche die charakteristischen Merkmale liefern: jedes Wort hat sozusagen seine eigne Melodie. Erinnern wir uns daran, was wir empfinden, wenn uns ein Name, den wir gekannt haben, entfallen ist und wir uns auf ihn besinnen. Meist wissen wir, daß ein gewisser Vokal in ihm vorkommt, wir wissen auch wohl, daß er einen bestimmten Konsonanten und vielleicht auch wie viel Silben er enthält. Durch Probieren versuchen wir an den für sicher angenommenen Vokal verschiedene Konsonanten anzuhaken und zu Silben zu verbinden; stoßen wir zufällig auf ein dem richtigen Worte ähnliches, so wird der richtige Name plötzlich gefunden. In dem Vokale und der Silbenzahl werden wir uns selten täuschen.

Noch enger als mit dem Wortbildzentrum ist das Klangbildzentrum mit einem dritten, nämlich dem motorischen Sprachzentrum, assoziiert. Dieses ist das am längsten bekannte, von Broca 1861 entdeckte und am sichersten lokalisierte unter allen Zentren, die wir annehmen müssen; es liegt bei rechtshändigen Menschen, also der ungeheuern Mehrzahl aller Individuen, in der linken Hemisphäre des Gehirns und zwar im hintersten Teil der untersten Stirnwindung. Es beherrscht nur die Sprachbewegungen und ist verschieden von denjenigen Hirnbezirken, die den groben Bewegungen der Lippen, der Zunge und des weichen Gaumens vorstehen. Das Klangbildzentrum ist dem Brocaschen Zentrum so innig assoziiert, daß, wie oben bemerkt, viele Menschen Mühe haben, das Klangbild von den Sprechbewegungen loszulösen und gar nicht anders lesen können, als indem sie fortwährend Lippen und Zunge bewegen; manche Personen flüstern hierbei, manche bleiben ganz stumm. — Dieser äußerst innigen Assoziation ist es auch zu danken, daß wir beim Lautlesen und Vorlesen kaum eine größere Anstrengung verspüren als beim stummen Lesen; was uns bei längerem Lautlesen ermüdet, ist die angestrengte Tätigkeit der Atemmuskeln und der Sprechorgane; wir werden heiser, aber nicht geistig abgespannt.

IV

Wir haben in dem Vorstehenden die mannigfachen, beim Lesen in Betracht kommenden Vorgänge auseinanderzusetzen versucht, die Hauptsache aber, das Verständnis des Gelesenen, noch nicht berührt. Soweit es sich um die Er-

klärung des rein psychischen Prozesses handelt, müssen wir auf sie verzichten und uns bescheiden zu dem Duboisschen „Ignorabimus“ bekennen. Aber die Wege, auf denen wir zum letzten Ziele, dem verständnisvollen Auffassen der Schrift, gelangen, können wir verfolgen, und sie sind uns zum Teil bekannt.

Um uns eine Vorstellung von diesen Wegen machen zu können, müssen wir außer den genannten Hirnzentren noch ein wichtiges Zentrum hypothetisch annehmen, ein Zentrum der Vorstellungen der Gegenstände, welches sowohl mit dem Wortbild- wie mit dem Klangbildzentrum eng assoziiert ist. Die Lautworte und die Schriftworte sind ja nur Symbole der Objekte und an und für sich leerer Schall; eine Bedeutung gewinnen sie erst, wenn sie Inhalt unsers Bewußtseins geworden sind, d. h. die ihnen zugeordnete Objektsvorstellung ausgelöst haben.

Dies vorausgeschickt, können wir uns (nach Ziehen) die Vorgänge beim Lesen in folgender Reihenfolge denken:

Die Schrift erregt die Netzhaut des Auges; diese Erregung wird fortgeleitet zum Zentrum des bewußten Sehens, welches, wie wir sicher wissen, in der Rinde beider Hinterhauptslappen gelegen ist. Das Zentrum des deutlichen, zentralen Sehens, welches hauptsächlich hier in Betracht kommt, liegt, wie der Verfasser in Gemeinschaft mit M. B. Schmidt nachweisen konnte, ganz nahe der Spitze der Hinterhauptslappen.

Die Erregung dieses Zentrums wird fortgeleitet zu dem Zentrum der optischen Erinnerungsbilder (der Naunynschen Region), welches wahrscheinlich in der linken Hirnhemisphäre zu lokalisieren ist; das gesehene Wortbild wird mit dem Erinnerungsbild verglichen und als bekannt wiedererkannt. Hiermit ist aber das Verständnis noch nicht gegeben, es fehlt noch die Weiterleitung der Erregung zur Sphäre der Klangbilder und (entweder von diesem aus oder direkt vom Wortbildzentrum) zu dem Zentrum der Objektsvorstellungen, welches mit beiden so eng assoziiert ist, daß ein kleinster Anstoß die Vorstellung des ganzen Objekts hervorruft. Erst hiermit wird der Sinn und die Bedeutung gegeben und wird durch weitere Kombination der Wortbedeutungen der Satz der Ausdruck eines logischen Gedankens. Für diesen Akt ist eine besondere Anspannung der Aufmerksamkeit unerläßlich.

Beim Lautlesen und Vorlesen ist nun außerdem noch eine Abzweigung von dem optischen und akustischen Wortbildzentrum nach dem Brocaschen Sprachzentrum anzunehmen; von ihm aus werden die Nerven für die Sprechmuskeln und diese selbst in Tätigkeit versetzt.

Die Annahme so vieler Hirnzentren mag manchem recht gezwungen erscheinen; wir sind aber durch pathologische Tatsachen sie anzunehmen genötigt. Es gibt Krankheitszustände, bei denen nur die eine oder die andre der oben angegebenen Leitungen unterbrochen ist, während alle andern normal funktionieren. Es kommt vor, daß gedruckte Wörter vom Kranken deutlich gesehen und richtig ausgesprochen, aber nicht erkannt werden, weil ihm die Erinnerung an das Wortbild abhanden gekommen ist. Es kommt anderseits vor, daß der

Patient das Wort richtig liest, auch wiedererkennt, aber mit ihm keinen Sinn verbindet, weil es keine Objektvorstellung auslöst. Solch isolierte Störungen der Gehirntätigkeit sind füglich nicht wohl anders zu erklären als durch Erkrankungen gewisser Hirnteile, die mit bestimmten Funktionen ausgestattet sind; und für einige Störungen dieser Art ist es bereits gelungen, eine konstante anatomische Veränderung des Gehirns nachzuweisen.

Die „Lebenskraft“ in der modernen Biologie

Von

Dr. Braeunig (Rostock)

„Entwicklung“ heißt eines der am meisten gebrauchten Schlagworte unsrer an Schlagworten so reichen Zeit. Und mit dem Worte Entwicklung verbinden wir die Vorstellung einer aufsteigenden Linie, des Sichemporringens zu höheren Daseinsformen, des Sichherausarbeitens aus dem Irrtum zur Erkenntnis, des Vorwärtskommens, des Fortschritts.

Aber in der Wirklichkeit gibt es kein solches ununterbrochenes Aufsteigen von Stufe zu Stufe. Jedes Wesen muß, wie uns die Biologie lehrt, den Entwicklungsgang, den seine Art viele Generationen hindurch im Laufe von Jahrtausenden zurückgelegt hat, abgekürzt wiederholen; jede Familie, die sich aus der Masse zu der Menschheit Höhen hinaufarbeitet, muß, lernend und verstehend, die Geschichte ihres Volkes noch einmal durchleben; jedes Volk, das neu auf den Plan der Weltgeschichte tritt, muß den Entwicklungsgang vom primitiven Naturvolk zur Kulturnation durchmachen, sich aneignend und verwertend, was andre Völker vor ihm geschaffen. Jede solche Einheit muß zu der Höhe ihrer Vorgänger mühsam emporklimmen, um alsdann selbst weitersteigen und für die Allgemeinheit neuen Fortschritt anbahnen, neue Möglichkeiten erschließen zu können.

Aber wenn wirklich jede neue Generation neuen Fortschritt mit sich heraufführte, so gäbe es schließlich doch ein Emporsteigen von Stufe zu Stufe. Also nicht das ist gemeint, wenn Skeptiker der stolzen Entwicklungszuversicht unsrer Zeit so oft das resignierte Wort entgegenhalten: „Es gibt ja keine Entwicklung!“, sondern in dem Sinne etwa ist dies zu verstehen, wie der alte Philosoph sein berühmteres Wort meinte: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne.“

Oft wird in unsern Tagen der Gang einer Entwicklung mit einer Wellenlinie verglichen; es ist ein Hinauf, Hinab, ein Schwanken von einem Extrem ins andre. Was heute gilt, wird morgen verworfen, um übermorgen wieder hervorgeholt zu werden. Trotz aller Fortschritte im einzelnen werden wir im allgemeinen nicht glücklicher, nicht besser, nicht klüger. Ja, nicht einmal klüger! Denn so viel auch unser Wissen an Breite zugenommen hat, so wenig hat es an Tiefe gewonnen. Ueber die letzten Fragen nach dem Wesen der Dinge wissen

wir nichts Befriedigenderes auszusagen, als was die großen Lehrer aus sagenumwobener Urzeit des Menschengeschlechtes in tiefgeschauten Bildern erzählten und was Demokrit oder Plato in ihrer Sprache wissensdurstigen Schülern verkündeten. Es sind dieselben Probleme in andrer, aber kaum tieferer Fassung, die heute der Streit der Meinungen umwogt, und es sind dieselben Gegensätze, die heute die Parteien trennen. Von der Geschichte einer jeden Wissenschaft gilt, was einst ein Kluger der Medizin ins Stammbuch schrieb, sie ist eine Geschichte menschlicher Irrtümer.

Es gilt auch von der Wissenschaft, von der aus das Schlagwort „Entwicklung“ seinen Siegeszug vor nunmehr fünfzig Jahren begann, von der Biologie. Sie zeigt in unsern Tagen recht in die Augen fallend dies Schwanken von einem Extrem ins andre. Und durch diesen Kampf der Meinungen, der allgemach aus den Hörsälen der Universitäten und aus der Fachliteratur in die Versammlungslokale und in die Tageszeitungen übergreift, der durch die bekannte Herrenhausrede des Kieler Botanikers Johannes Reinke wider den Monismus sogar vor das Forum der politischen Parteien in unsern Parlamenten getragen worden ist, ist neuerdings wieder die allgemeine Aufmerksamkeit den letzten Fragen der Biologie zugewandt worden, so daß es nicht unberechtigt erscheinen mag, an dieser Stelle ein paar orientierende Worte über den Entwicklungsgang dieser Wissenschaft während der letzten Jahre zu sagen, die zum Verständnis der Anschauungsweise und der Problemstellung, der Parteiungen und Kämpfe der Gegenwart dienen mögen. Eine ausführlichere Darstellung dieses Entwicklungsganges findet, wer sich für diese Fragen interessiert, in einer kleinen Schrift des Verfassers: Mechanismus und Vitalismus in der Biologie des neunzehnten Jahrhunderts. Ein geschichtlicher Versuch. Leipzig 1907, 111 S. 2,40 Mk.

Zwei Anschauungen über das Wesen des Lebens stehen sich unvermittelt und unversöhnt von jeher gegenüber. Die eine, ursprünglichere und dem ersten Blick natürlicher erscheinende, nimmt an, das Leben sei etwas Geheimnisvolles, von der unbelebten Natur durch eine unüberbrückbare Kluft Getrenntes, die Wirkung einer besonderen Kraft, die von den übrigen Naturkräften ihrem Wesen nach unterschieden sei. „Entelechie“ nannte Aristoteles dieses Besondere, Unerforschliche, das in den lebenden Organismen wirke. Vom „Bildungstrieb“ sprachen Goethe und seine Zeitgenossen, und Alexander von Humboldt entwirft in den „Ansichten der Natur“ ein Bild von dem harmonisch zweckmäßigen Walten der „Lebenskraft“. Als „Vitalismus“ bezeichnet man heutzutage diese Lehre von einer besonderen Lebenskraft, im Gegensatz zu jener andern, als „Mechanismus“ charakterisierten Auffassung, welche die Lebenserscheinungen restlos auf die physikalischen und chemischen Kräfte der Materie zurückzuführen unternimmt. „Eine Materie sollte sein, von Ewigkeit und von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten ohne weiteres die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen.“ So kennzeichnet Goethe nicht ohne Ironie diese Anschauungsweise, wie sie im Frankreich des Aufklärungszeitalters zur herrschenden geworden war.

Mechanismus und Vitalismus sind auch in unsern Tagen wieder zu Schlagworten zweier sich bekämpfender Richtungen in der Biologie geworden, und „Neovitalisten“ nennen sich diejenigen unter den Neueren, die, im Gegensatz zu der seit fast fünfundzwanzig Jahren die wissenschaftliche Biologie beherrschenden mechanistischen Anschauungsweise, heutzutage die alte, anscheinend endgültig überwundene Lehre von einer besonderen Lebenskraft wieder zu erwecken versuchen.

Sie greifen auf jene älteren vitalistischen Lehren aus dem Zeitalter der Naturphilosophie und Romantik, auf Schellings und Okens Gedankengänge zurück. Die vitalistische Deutung der Lebensvorgänge hing aber aufs innigste mit der gesamten Denkweise und der wissenschaftlichen Methode jener Zeit zusammen.

Denn die Naturphilosophie Schellings und seiner Schule herrschte auch in der Biologie und Medizin. Deduktiv war ihre Denkweise und spekulativ ihre Methode, d. h. man suchte nicht von den Tatsachen der Erfahrung aus zu ihrer Deutung zu gelangen, man schritt nicht von beobachteten oder experimentell erforschten Einzelheiten zu zusammenfassenden Gesichtspunkten, zu allgemeinen Gesetzen fort, sondern man machte den umgekehrten Weg vom Allgemeinen zum Besonderen; man wollte von einer a priori gefaßten Idee aus die Wirklichkeit mit all ihren einzelnen Erscheinungen, mit allen Tatsachen der Erfahrung konstruieren. Und dem Schema der philosophischen Konstruktion mußte sich auch die Deutung der Lebensvorgänge einfügen. Nun war es aber, wie Schelling sich ausdrückt, „erstes Prinzip einer philosophischen Naturlehre, in der ganzen Natur auf Polarität und Dualismus auszugehen“. Als polare Gegensätze also wurden das Reich des Lebens und die unbelebte Natur, das Reich der Organischen, in welchem die Lebenskraft zweckmäßig und harmonisch schaffend waltete, und das Reich des Anorganischen, in welchem blinde Naturkräfte der ehernen Notwendigkeit unabänderlicher Gesetze gehorchten, einander gegenübergestellt.

Gegen diese deduktive Methode, die den Tatsachen Gewalt antat, dem spekulativen Schema zuliebe, wandten sich schon seit den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts Männer wie Liebig, Baer und Müller. Sie gingen von den Tatsachen der Erfahrung aus; die Beobachtung und das Experiment waren die Quellen, aus denen sie ihre Naturerkenntnis schöpften; und von diesem sicheren Grunde wohlerforschter Tatsachen aus suchten sie sich zu allgemeinen Gesetzen, zu einheitlicher Naturanschauung zu erheben. Die Forschungsergebnisse aber, die mit Hilfe dieser neuen, induktiven Methode gewonnen wurden, führten nun zu einem völligen Wandel in der Auffassung vom Wesen der Lebensvorgänge. Die Vorkämpfer der neuen Methode, Liebig, Baer, Müller, selbst waren zwar noch Vitalisten; aber ihre Methode führte mit Notwendigkeit jenen Umschwung herbei, und ihre Schüler, Helmholtz, du Bois-Reymond, Brücke, zogen dann die letzten Konsequenzen und wurden die Begründer jener mechanistischen Biologie, die heute — trotz des Neovitalismus — wohl noch als die herrschende Richtung angesehen werden darf. Die Grundlagen der mechanischen Theorie der Lebensvorgänge aber waren und sind die beiden großen,

letzten und allgemeinsten Ergebnisse des induktiven Verfahrens, der modernen exakt naturwissenschaftlichen Methode: das Substanzgesetz und die Entwicklungslehre.

Unter dem Namen „Substanzgesetz“ faßt man nach Ernst Haeckels Vorgang die beiden bekannten Gesetze von der Erhaltung des Stoffes und von der Erhaltung der Kraft zusammen. Weder Materie noch Kraft kann aus dem Nichts entstehen oder zu nichts wiederum werden. Nur andre Verbindungen eingehen können die Elemente, nur in andre Energieformen umgesetzt werden können die Kräfte der Natur. Und dieselben Elemente, die in den anorganischen Verbindungen vorkommen, sind auch die Bausteine des lebenden Organismus. Im Stoffwechsel der Tiere und Pflanzen enthüllte sich dem Blicke der Forscher ein ewiger Kreislauf des Stoffes, der, aus dem Reiche des Anorganischen kommend, auf kurze Zeit Bestandteil der Lebewelt wird, um bald darauf wieder zurückzusinken und aufzugehen in der Masse der unbelebten Materie. Und der Umsatz der Energie, der mit diesem Stoffumsatz verbunden war, stimmte überein mit den Gesetzen der Wechselwirkung von Kräften der unbelebten Natur. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie bewährte seine Geltung auch für die Erscheinungen des tierischen und pflanzlichen Lebens. Naturnotwendigkeit, Ursache und Wirkung, nicht eine nach Zwecken frei waltende „Lebenskraft“ schien auch die Lebensfunktionen der Organismen zu beherrschen.

Aber noch standen dem kausalen Verständnis der Lebenserscheinungen als unüberwindliche Schwierigkeit die mit der Entstehung des Lebens zusammenhängenden Probleme entgegen. Konnte man vielleicht auch den Lebensprozeß als solchen für mechanisch begreiflich halten, so war doch immer noch nicht einzusehen, wie das erste Lebewesen aus der toten, trägen Materie entstanden sein sollte. Und wiederum, konnte man sich vielleicht vorstellen, daß einfachste und kleinste Lebewesen aus dem Unbelebten entstanden seien, so war damit noch nichts für eine Erklärung der unendlichen Mannigfaltigkeit der Lebensformen, der Verschiedenheit der zahllosen Gattungen und Arten des Tier- und Pflanzenreiches gewonnen. Es galt damals noch das Dogma von der Konstanz der Arten: es gebe keine Veränderungen in der Organisation einer Art. Zwar hatte die eben erst gemachte Entdeckung, daß alle Organismen, Tiere sowohl wie Pflanzen, aus Zellen aufgebaut seien, zwar hatten die Tatsachen der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte die Erkenntnis gereift, daß es wohl einen inneren Zusammenhang gemeinsamer Abstammung zwischen allen Lebensformen geben müsse; aber von der Art eines solchen Zusammenhanges ein anschauliches Bild zu gewinnen, schien völlig unmöglich. Einen wohlvorbereiteten Boden also fand die Lehre Darwins von der Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein, als sie im Jahre 1858 zuerst veröffentlicht wurde. Aber nun entschied sie auch alsbald den Sieg der mechanischen Richtung, der sie den Schlüssel zu einer rein kausal-mechanischen Erklärung der Lebensvorgänge, die Auflösung aller jener großen Probleme der Entstehung höher organisierter, komplizierterer Lebewesen, der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Arten

und ihrer Organisation, der Zweckmäßigkeit der Formen und Funktionen der Organismen darzubieten schien.

Die Grundlagen der mechanischen Naturbetrachtung, das Substanzgesetz und die darwinistische Entwicklungslehre wurden nun aber vielfach zum Prinzip einer materialistischen Weltanschauung gemacht. Vergessen waren die kritischen Untersuchungen Kants; und die erkenntnistheoretischen Betrachtungen der Zeitgenossen, wie Helmholtz' und du Bois-Reymonds, wurden nicht beachtet oder leidenschaftlich bekämpft. Der schmerzlichen Einsicht, daß es Grenzen des Naturerkennens gibt, daß alle Erfahrung uns nicht über die Erscheinung der Dinge hinausführt und uns niemals deren Wesen zu enthüllen vermag, daß es nicht Aufgabe der mechanischen Auffassung der Naturerscheinungen sein kann, seelische oder geistige Vorgänge aus ihren materiellen Bedingungen zu erklären, dieser schmerzlichen Einsicht verschloß sich die materialistische Richtung in der modernen Naturwissenschaft. Alle Erscheinungen, die der anorganischen Natur, die des Lebens, und selbst die Bewußtseinsvorgänge sollten aus den rein mechanischen Kräften der Materie erklärt werden, deren Wesen durch die Atomtheorie in befriedigender Weise dargestellt sein sollte.

Gegen diesen wissensstolzen, herrschbegierigen, materialistischen Dogmatismus wendet sich der Neovitalismus in erster Linie. Aber in einem über das Ziel hinausschießenden reaktionären Kampfeseifer verwirft er nun zusammen mit dem Materialismus auch die mechanisch-kausale Auffassung der Lebensvorgänge.

Mit Schwierigkeiten genug hatte ja auch diese „physikalische Richtung", wie Johannes Müller sie nannte, von Anfang an zu kämpfen; und so einfach, wie man es zuerst sich gedacht hatte, waren diese Schwierigkeiten nicht zu überwinden. Ja, heutigestags steht die Biologie wieder zweifelnd und ohne Lösung, zwischen den verschiedenartigsten Hypothesen schwankend, zahlreichen Problemen gegenüber, die in der glanzvollen Blütezeit der Naturwissenschaften, die auf die Mitte des letzten Jahrhunderts folgte, dem damaligen Stande des Wissens entsprechend, schon für einwandfrei gelöst galten. Die Erscheinungen der Atmung, der Verdauung, der Nerven- und Muskeltätigkeit stellen den Forscher heute vor neue, in ihrer Kompliziertheit früher gar nicht erkannte Aufgaben, und vor allem sind es wiederum jene uralten Geheimnisse: die erste Entstehung des Lebens, die Einzel- und Stammesentwicklung und die Zweckmäßigkeit der Lebensformen, die heute Gegenstand erneuter Untersuchungen, Objekte des Streites zwischen Mechanismus und Vitalismus sind.

Die Entwicklungslehre auf der Basis der Darwinschen Theorie vom Kampf ums Dasein sollte ja freilich die Lösung jener Probleme bringen. Aber von Anfang an erschienen alle diese Hypothesen, welche es unternahmen, die Entstehung des Lebendigen aus dem Leblosen, die Entwicklung und die Zweckmäßigkeit der Organismen als ein Produkt aus dem Zusammenwirken des blinden Zufalles und der blinden Notwendigkeit eherner Naturgesetze zu erklären, vielen als gar zu gewagt, als ein Spiel mit Worten. Und heute nimmt die Mehrzahl der Biologen ein inneres Entwicklungsprinzip zur Erklärung der organischen

Entwicklung in Anspruch, vielfach ohne sich dessen bewußt zu werden, daß sie damit schon dem Vitalismus Zugeständnisse machen. Diejenigen, die sich selber Vitalisten nennen, sind bis jetzt wohl noch in der Minderzahl.

Rudolf Virchow war der erste, der dem darwinistisch gefärbten, siegesgewissen Materialismus immer wieder die Forderung seiner nüchternen Kritik entgegenhielt, nicht der Grenze zu vergessen, wo das tatsächlich Gewußte aufhört und die Hypothese anfängt. Wenn der Materialismus „Urzeugung" als unumgänglichen Bestandteil seines Weltbildes postulierte, so hielt er ihm die nackte Tatsache entgegen, daß wir derartiges nie beobachtet haben; wenn der Darwinismus als sicher annahm, daß alle Lebensformen Glieder eines gemeinsamen großen Stammbaumes seien, so verlangte er Beweise, die schwer zu liefern waren, und verhielt sich vorläufig skeptisch, wenn nicht ablehnend. Und am Ende seines Lebens faßte er seine Auffassung vom Wesen der Lebensvorgänge in dem resignierten Ausspruch zusammen: „Wie die Materie es macht zu leben, das können wir nicht wissen; so müssen wir uns damit begnügen, zu erfahren, was sie dabei macht." Er, der zu Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn als Mitbegründer der Zellenlehre ganz besonders dazu beigetragen hatte, die Grundlagen für eine kausale Auffassung der Lebenserscheinungen zu schaffen, und selbst ein Vorkämpfer der mechanischen Auffassung der Lebenserscheinungen war, hält zuletzt die Frage nach dem Wesen des Lebens doch für ein unlösbares Problem und findet es nicht so unberechtigt, dieses letzte Unbekannte darin „mit dem alten Namen der Lebenskraft zu bezeichnen".

So haben die modernen Vitalisten ein gewisses Recht, sich auf Rudolf Virchows Autorität zu berufen, wenn sie gegen den hergebrachten, schulmäßigen Mechanismus zu Felde ziehen. Aber ihre Argumente sind wie ihre Methode recht wesentlich verschieden von der Art Virchows. Es ist nicht kritischer Skeptizismus, der sie an der Möglichkeit einer befriedigenden mechanischen Theorie des Lebens und der Entwicklung zweifeln läßt; sondern es ist ein allgemeiner Zug der neuesten Zeit ins Mystische, Romantische, Uebernatürliche, der auch die Biologie unsrer Tage einer das Gefühl mehr als den Verstand befriedigenden, in naturphilosophischer Weise auf Harmonie und Zweckmäßigkeit ausgehenden Auffassung in die Arme treibt. Wir können in Literatur und Kunst ganz analoge Vorgänge beobachten. Die Blütezeit des Realismus der achtziger und neunziger Jahre liegt hinter uns, und stimmungsreiche Phantasien sprechen zu uns aus Dichtungen und Bildern. Nach einer Epoche größter religiöser und philosophischer Indifferenz werden heute wieder Ewigkeitsfragen von allen Seiten gestellt und in mancherlei Sinn beantwortet. Solche Stimmung einer Zeit ist kein guter Nährboden für eine Biologie, die alle Erscheinungen des Lebens auf die Wirkung blinder Naturkräfte und die eherne Notwendigkeit gesetzmäßigen Geschehens zurückführt, die keinen Raum hat für das harmonische Walten frei schaffender, zweckmäßig gestaltender Kräfte.

Aber des Glaubens an Harmonie und Freiheit scheint unsre Zeit nach jener Epoche des erkältenden und oberflächlichen Materialismus besonders zu bedürfen;

und so fehlt es denn in unsern Tagen nicht an Versuchen, die Ergebnisse exakt-naturwissenschaftlicher Forschung mit der Hoffnung und der Sehnsucht des religiösen Gemütes in Einklang zu setzen ...

Johannes Reinke in Kiel ist der am meisten genannte Verfechter dieser neuesten Richtung. Mystische, dem Gesetz von der Erhaltung der Energie nicht unterworfene Kräfte läßt er in den Ablauf des gesetzmäßigen, physikalisch-chemischen Geschehens innerhalb der lebenden Organismen eingreifen. „Dominanten“ nennt er diese hypothetischen Kräfte. Sie beherrschen nach seiner Auffassung ordnend und leitend die Formgestaltung während der Entwicklung des sich bildenden Organismus. Durch ihre Tätigkeit kommt die Zweckmäßigkeit aller seiner Teile zustande. Sie beherrschen aber auch während des späteren Lebens alle Funktionen der Organe ordnend und leitend, und ihnen verdankt das Individuum ihr zweckmäßiges Ineinandergreifen, ihnen verdankt es die Anpassungsfähigkeit an die mannigfach wechselnden Anforderungen des Kampfes ums Dasein. Reinke erblickt in der Entstehung des Lebens einen göttlichen Schöpfungsakt, in seiner Entwicklung auf Erden die Verwirklichung eines Schöpfungsplanes, eines höchsten Zweckes, Führung einem gottgewollten Ziele entgegen.

Der Zweckgedanke also beherrscht die gesamte Denkweise dieser neuesten Richtung in der Biologie. Bisher waren wir durch die exakte Methode des klassischen Zeitalters unsrer Naturwissenschaft daran gewöhnt, jeden Naturvorgang nur dann für wissenschaftlich erklärt anzusehen, wenn es gelungen war, die Ursachen, durch die er zustande kommt, zu erkennen, ihn zu verstehen als die notwendige Folge gesetzmäßig wirkender Kräfte. Der Zweck als wirkende Ursache im körperlichen Geschehen war uns eine unmögliche Vorstellung. Nur im Bereiche seelischer und geistiger Vorgänge kannten wir die Zweckvorstellung als Ursache bewußter Handlungen. Diese aber zu erklären, konnte nicht als Aufgabe der mechanischen Naturerklärung empfunden werden, sofern diese sich der Grenzen ihrer Methode bewußt blieb. Im Reiche des Sichtbaren herrschte für unser Denken ausnahmslos und uneingeschränkt das Naturgesetz. Das galt uns als ein aus wissenschaftlicher Erfahrung gewonnener, durch tausendfältige Erfahrung bestätigter Satz. Heute aber soll bei lebenden Wesen, im Gegensatz zur gesamten übrigen Natur, der Zweck an sich zur wirkenden Ursache werden können; der Zweck eines Organes soll die Ursache seiner Entstehung und Formbildung, soll ihre hinreichende Erklärung sein. Die Zweckmäßigkeit einer Reaktion oder eines Anpassungsvorganges soll allein für ihr Zustandekommen genügen. Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit, Kausalität und Teleologie treten so als völlig gleichberechtigte Prinzipien der Naturerklärung nebeneinander. Sie sind den modernen Naturphilosophen, gerade so wie den verflossenen aus der Zeit der Romantik, nicht Ergebnisse der Erfahrung, sondern im Wesen des menschlichen Erkenntnisvermögens begründete, aprioristische Denkformen. Nach ihnen sollen wir unsre Naturauffassung konstruieren, welche dann, Gesetz und Freiheit, Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit zu voller Harmonie verschmelzend, die Welt als Tat eines vollkommenen göttlichen Schöpfers erscheinen läßt.

So hat denn die Reaktion gegen den Materialismus fast wieder zu der Methode, der Denkweise und den Anschauungen der Naturphilosophie hingeführt. Aber der Kampf zwischen Mechanismus und Vitalismus ist auch heute noch nicht entschieden. Gegen den „Monistenbund“ derer, die sich um Haeckel scharen und in seinen „Welträtseln“ ihr Evangelium zu haben meinen, hat sich unter der Aegide Reinkes der „Keplerbund“ aufgetan, dessen Bestreben darauf gerichtet ist, unsre Naturauffassung mit idealistischen und religiösen Vorstellungen zu durchdringen und sie dadurch zu reformieren. Die beiden Bünde repräsentieren die gegensätzlichen Pole im wissenschaftlichen Leben unsrer Zeit; und schwer ist es für den Fachmann, schwerer noch für den für diese Fragen interessierten Laien, in solchem Streit um die tiefsten Probleme sich ein eignes Urteil, eine selbständige Meinung zu erringen.

Manches Mißverständnis, mancher Gegensatz wäre auszugleichen, wenn nicht stets Mechanismus und Materialismus sowie Vitalismus und Idealismus als gleichbedeutend, als untrennbar verbunden angesehen würden. „Ernste, aufrichtige und bewußte Zurückhaltung gegenüber dem Unerforschlichen und unverdrossene Arbeit in der Erforschung und Benutzung dessen, was wir messen und wägen können!“ Dies Wort eines Neovitalisten wäre wohl eine gute Richtschnur für jeden, der an der Deutung des Lebensrätsels, sei es auch nur an seinem bescheidenen und bescheidensten Teile, mitarbeitet; es könnte wohl zu einer Basis der gegenseitigen Verständigung dienen.

Der Bereich dessen, was wir messen und wägen können, ist nun aber die gesamte Welt des sinnlich wahrnehmbaren, materiellen Geschehens. Und die Vorgänge des physischen Lebens gehören doch zweifellos dieser Welt der Erscheinungen an, können also nicht anders als nach den Gesetzen dieser Welt beurteilt, nicht anders als mechanisch erklärt werden. Eine nicht energetische Lebenskraft ihnen zugrunde legen, das hieße auf ein Verständnis der Lebenserscheinungen im Sinne der exakten Naturwissenschaft überhaupt verzichten.

Auf diesem Standpunkt „unverdrossener Arbeit in der Erforschung und Benutzung dessen, was wir messen und wägen können“, darf die Biologie mit um so größerer Gewißheit beharren, je klarer sie sich der Grenzen ihrer Methode bewußt bleibt, wie sie ihr am eindrucksvollsten von du Bois-Reymond in seiner berühmten Rede über die Grenzen des Naturerkennens vor Augen geführt worden sind. Das Wesen der Dinge muß ewig hinter ihrer Erscheinung verborgen bleiben. Die seelischen Vorgänge aus materiellen Ursachen erklären zu wollen, wird stets ein vergebliches Unternehmen sein. Und da an diesen beiden grundlegenden Problemen die mechanische Theorie scheitert, ist sie zum Prinzip einer einheitlichen Weltanschauung nicht geeignet. Man kann aus ihr weder Gegenbeweise gegen den philosophischen Idealismus herleiten noch auf ihrem Grunde dem religiösen Empfinden, das sich an den Vater über den Sternen droben wendet, seine Berechtigung absprechen. Die mechanische Naturauffassung ist ein Grundprinzip naturwissenschaftlicher For-

schung, wohlgeeignet, die sichtbare Welt mit all ihren Erscheinungen dem theoretischen Denken untertan zu machen; aber über die Welt des Sichtbaren hinaus vermag sie nicht zu tragen. Wenn aber die Naturwissenschaft sich dieser Grenzen ihres Vermögens bewußt bleibt, so erfüllt sie auch die andre Forderung, „ernste, aufrichtige und bewußte Zurückhaltung vor dem Unerforschlichen" zu bewahren. Auf dieser Grundlage möchte wohl ein Ausgleich zwischen mechanischer Naturauffassung und philosophischem Idealismus möglich sein; und in solchem Ausgleich der Gegensätze wäre wohl eine wirklicher „Fortschritt", eine „Entwicklung" unsrer Anschauungen zu erblicken und zu begrüßen.

Großbritannien jenseits des Ozeans

Reisebilder aus Kanada

Von

Msgr. Graf Vay von Vaya und zu Luskod, apostolischem Protonotar

I

Der erste Tag

Die Sonne brach plötzlich aus einem kalten und winterlichen Gewölk hervor, als unser Zug sich an der Grenze von Kanada die Abhänge der Adirondacks hinaufwand. Es war ein klarer, heller Morgen in der ersten Zeit des Frühjahrs, die in dieser Gegend der Erde noch von winterlichem Charakter ist.

Das Land war mit Schnee bedeckt und die Zweige der Bäume glitzerten im Frost; die Gipfel der fernen Gebirgsketten waren in einen fleckenlosen weißen Mantel gehüllt.

Es ist ein herrliches Stück Erde, dieses Grenzland der Vereinigten Staaten, das so oft geschildert worden ist und doch durch seine Großartigkeit jedesmal von neuem einen tiefen Eindruck auf uns macht!

Eine scharfe Wendung der Bahn brachte das Tal des St. Lorenzstroms in Sicht. Der breite, majestätische Fluß rollte wie ein silberner Streifen dahin, und an seinen Ufern wurde nach und nach Montreal sichtbar.

Diese berühmte Stadt trägt nicht ohne volle Berechtigung ihren stolzen Namen Mont-Réal! Doch aus der Vogelperspektive kann man einer Landschaft niemals gerecht werden, denn alle Gegenstände werden flach und die ganze feine Färbung geht verloren.

Nach einer Fahrt von einigen Minuten rasselten wir unter die weiten Bogen der Bahnhofshalle, und ich stieg auf der großen, von Menschen wimmelnden Plattform aus. Ich war auf kanadischem Boden.

Ich hatte über dieses neue und reiche Land viel gelesen und noch mehr gehört. Ich versuchte mir alle meine früheren Vorstellungen davon ins Ge-

dächtnis zurückzurufen, aber umsonst! Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie jedes vorher entworfene Phantasiebild von einer Gegend vollständig verschwindet beim Anblick der Wirklichkeit.

Die ersten Eindrücke sind selten vorteilhaft. Unsre Einbildungskraft setzt immer mehr voraus als die Wirklichkeit bietet. So ging es auch mir bis zu einem gewissen Grade mit Montreal. Was mir zuerst auffiel, waren mehr die Schattenseiten der Stadt als ihre Vorzüge. Mehr das, was ihr noch fehlt, als das, was bereits vorhanden ist.

Der primitive Charakter der Holzbauten in der Umgebung zog das Auge mehr an als die großartige Architektur des Bahnhofsgebäudes selbst. Der trostlose Zustand der Straßen fesselte die Aufmerksamkeit mehr als die Schönheit der angrenzenden Gärten.

Aber bei näherer Bekanntschaft verschwinden alle diese Eindrücke und das ganze Bild scheint seinen Charakter zu ändern.

Je länger man an einem Orte wohnt, eine um so größere Anhänglichkeit pflegt man für ihn zu bekommen. Neue Bande knüpfen sich jeden Tag, und wenn man zurückblickt, so sieht man, daß dieselbe Stätte einem durch sich selbst liebgeworden ist.

Wenn ich heute an Montreal zurückdenke, so nimmt diese Stadt bei mir ihren wohlverdienten Ehrenplatz ein. In der Tat bekommt dann das ganze Land Kanada auf einmal seinen malerischen, großartigen Charakter, von dem ich erst nach und nach erfüllt wurde.

Bei dieser ersten Gelegenheit hielt ich mich nur einen Vormittag in der Stadt auf, kehrte aber mehreremal im Laufe des Frühlings, den ich in dem Lande verbrachte, dorthin zurück. Doch selbst diese wenigen Stunden gaben mir reichliche Gelegenheit, ihre hauptsächlichen interessanten Punkte zu sehen und mit vielen ihrer leitenden Persönlichkeiten in Berührung zu kommen.

Wenn ich von meinen ersten, rasch aufgenommenen Eindrücken einen besonders hervorheben soll, so muß ich vor allem erwähnen, wie sehr es mir auffiel, daß die Atmosphäre der Stadt eine völlig andre ist als die der Städte der Vereinigten Staaten, von denen ich soeben gekommen war. Es war, als hätte ich nicht nur die Grenze überschritten, sondern als hätte ich mich wieder Europa genähert. Der Verkehr und das tätige Leben, die mich umgaben, waren weniger hastig. Die Menschen gehen hier langsamer, sie sprechen ruhiger und sie lassen sich bei allem, was sie tun, mehr Zeit. In der Tat ist das ganze Leben der Stadt behaglicher. Es gleicht im ganzen für den, der sich an das Getriebe der Fifth Avenue und der Wall Street gewöhnt hat, mehr einem Feiertag als einem Werktag. Die Umgangssprache ist fein und gebildet wie die längstvergangener Zeiten, und die Umgangsformen sind so vollendet und leicht wie die des ancien régime.

Mein erster Besuch galt dem erzbischöflichen Palais. Hier findet man ein Stück Altfrankreich. Das Gebäude mit seinen grauen Steinmauern und den von Balustraden eingefaßten Eingangstreppen hat sein eignes charakteristisches Ge-

präge. Dieses springt im Innern noch mehr ins Auge. Das Palais ist mit der Strenge und dem Ernst eingerichtet, die man an den französischen geistlichen Gebäuden findet.

Die Kathedrale, die den großen Platz beherrscht, ist ein riesiges Gebäude im Stile des Petersdoms in Rom. Wenn auch der Stil nicht ganz rein ist und die Einzelheiten viel zu wünschen übriglassen, so ist sie doch im ganzen mit ihrer glänzenden Kuppel ein imposantes Gebäude.

Doch der Stolz von Montreal ist wegen ihrer reichen Architektur die vom Sulpizianerorden errichtete alte Pfarrkirche. Sie steht in ihrem gegenwärtigen Zustand viele Jahrzehnte, seit den Tagen, da der Orden der alleinige Herrscher der Stadt war. Sie hat zwei turmartige Spitzen, und das Innere ist mit üppigem Schnitzwerk und schönen Statuen überreich geschmückt.

Die Sulpizianer besitzen noch den größten Teil der Stadt und verpachten manches von ihrem Besitz. Dieses Viertel mit seiner „Notre Dame“ genannten Hauptstraße ist teilweise noch altmodisch und ganz von französischem Charakter; er führt zu dem alten Schlosse Ramesy, wo ehemals die königlichen Gouverneure residierten.

Das Gebäude ist so erhalten, wie es in alten Tagen war, mit seinen Empfangsräumen, seinen Gobelins und seinen Wappenschildern, alles Reliquien alter Zeiten.

Welch ein Unterschied zwischen diesem Stadtteil und dem neuen Viertel am Hügel! Dieses bietet einen vollständig andern Anblick. Es ist zur Hälfte unvollendet. Man kann hier noch leere Plätze finden. Einige Straßen sind nur teilweise ausgebaut, wiewohl die Häuser, die schon fertig dastehen, alle technischen Verbesserungen der neuesten Zeit aufweisen und den Anforderungen von heutzutage entsprechend eingerichtet sind.

In dieser Gegend finden wir die berühmten neuen Anstalten, die durch die Freigebigkeit von Kanadas erfolgreichen Kaufleuten und Industriellen mit großem Aufwand errichtet worden sind.

Eine der bedeutendsten ist die Magill University für höhere Bildung. Sie ist mit allen modernen Einrichtungen ausgestattet und in einem imposanten Gebäude untergebracht, das aus mehreren schöngebauten Ziegel- und Steinhäusern besteht. Besonders ihre Bibliothek ist sehr reichhaltig. Doch einen noch stärkeren Eindruck macht die technische Abteilung.

Beim Eintritt glaubt man sich in eine Fabrik versetzt, so viele Räder drehen sich und so viele Maschinen sind in Bewegung.

Die Umgebung der Universität ist höchst anziehend. Grüne Rasenflächen wechseln mit schattigen Avenuen und Spielplätzen. Und wenn die Klassen voll sind, so sind es nicht weniger die Kricket- und Tennisplätze. Das ganze Bild versetzt einen zurück nach den anmutigen Gestaden Albions.

Nicht weit davon steht die andre große Sehenswürdigkeit und der Stolz Montreals, das Viktoriahospital. Es ist ein wahrhaft prächtiges Gebäude und verfügt über die neuesten Einrichtungen und Verbesserungen auf dem medizinischen

und chirurgischen Gebiet. Das Hospital ist der Stadt von einem andern hochherzigen Sohn des Landes geschenkt worden. Er kam in seiner Jugend als einfacher Arbeiter dorthin und errichtete, als er reich geworden war, dieses großartige Institut.

In diesem hoch gelegenen Stadtteil, der entschieden der schönste ist, finden wir alle Privathäuser des reichen Handelsstandes. Während der tieferliegende Teil der Stadt das französische Element repräsentiert, sind die Abhänge der Anhöhe von dem angelsächsischen Bürgertum bevölkert.

Man findet hier Besitzer der großen Handelsfirmen, Eigentümer der berühmten kanadischen Zuckerraffinerien und Faktoreien, Mitglieder von Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften. Alle diese Leute haben ihre Wohnungen in dieser Gegend. Ihre Häuser sind durchweg sehr schön, doch sind sie weder palastähnlich noch haben sie etwas Prunkvolles an sich.

Am meisten aber fällt in diesem Teile der Stadt der gemütliche, anheimelnde Charakter der Wohnungen auf und die außerordentliche Reinlichkeit, die überall herrscht. Wenn man Einlaß begehrt, öffnet die Tür statt des förmlich dreinblickenden Dieners im Mutterlande ein nett aussehendes Mädchen. Das Mobiliar ist in gutem Stand. Es ist behaglich und hübsch und weniger darauf berechnet, die Räume glänzend, als sie gemütlich zu machen.

Die Einwohner, Franzosen oder Engländer, je nachdem, haben ihren europäischen Typus behalten und sind vollständig verschieden von den Bürgern der Vereinigten Staaten. Ihr Wesen entspricht mehr dem der Völker der Alten Welt, und in ihrer Art zu sprechen und zu handeln bekunden sie die Gemächlichkeit und Ruhe ihrer Vorfahren.

Ich nahm in St. Mary's College am Frühstück teil. Es ist eine sehr große Anstalt mit Tages- und Kostschulen, außerdem enthält sie eine schöne Lesehalle und ein damit verbundenes Museum, ferner gehört dazu eine der größten Kirchen in der Stadt.

Es ist ein überraschend schönes Institut. Ich hätte kaum eine bessere Gelegenheit finden können, einen Blick auf Montreals heranwachsende Generation zu werfen. Die jungen Leute sehen außerordentlich kräftig und gesund aus, und schließlich ist die physische Gesundheit doch von höchstem Wert. Sie schienen alle sehr gut geartet, glücklich und heiter zu sein und verkehrten mit ihren Professoren ganz wie mit Freunden.

Das etwa sind die charakteristischen Eigentümlichkeiten, die mir in der Stadt während der paar Stunden meines ersten Aufenthaltes auffielen. Es waren natürlich nur die Aeußerlichkeiten, die ich bemerkte, ich konnte nur wahrnehmen, was sichtbar war, da ich die Verhältnisse noch nicht kannte.

Um 1½ Uhr setzte ich meine Reise nach der Hauptstadt Ottawa fort. Es war eine Fahrt von einigen Stunden, mit welcher der Nachmittag hinging. Der Zug fuhr durch ausgedehnte Vorstädte, bis wir das offene Land erreichten. Doch es war noch zu früh in der Jahreszeit und das Grün noch zu jung, als daß es möglich gewesen wäre, dem malerischen Charakter der umgebenden Landschaft gerecht zu werden.

II

Von Montreal nach Ottawa

Die Züge nach dem Westen gehen von der Windsor-Street-Station ab und fahren ohne Wagenwechsel zur Pazifikküste. Die Bahn folgt zuerst dem Tal des St. Lorenzstroms und hat ungefähr hundert Meilen bis Ottawa zurückzulegen.

Ich finde eine klare Beschreibung des Weges im Waggon und lese mit Interesse, daß die Eisenbahnlinien durch die Stadt auf einem hohen Steinviadukt erbaut sind und von da an auf einem Damm laufen, bis Montreal Junction erreicht ist, wo die Linien nach Neuyork, Boston und andern größeren Städten von Neuengland und nach den Seeprovinzen auf der über den Fluß führenden Brücke abzweigen, und von wo man dann in westlicher Richtung durch einen schönen und hochkultivierten Landstrich hinab zum St. Lorenzstrom fährt, an dessen Ufer entlang sich ein beinahe ununterbrochenes Dorf von Western Junction bis Sainte-Anne hinzieht.

Tausende von Einwohnern Montreals leben hier im Sommer. Etwas oberhalb von Montreal Junction wird das alte Dorf Lachine am Lake St. Louis, einer Erweiterung des St. Lorenzstromes, zur Linken sichtbar, und über den Bäumen weiter links hat man eine schöne Aussicht auf die große Stahlbrücke, die von der Canadian Pacific Railway Company über den majestätischen Strom gebaut worden ist. Lachine war lange Zeit der Ausgangspunkt der militärischen Handelsexpeditionen, die zur Erschließung des Landes unternommen wurden, und von hier brach Duquesne im Jahre 1754 auf, um sich des Ohiotales zu bemächtigen, eine Expedition, deren Gipfelpunkt die Niederlage des Generals Braddock bedeutete.

Ueber eine der fünf Mündungen des Ottawaflusses führt bei Sainte-Anne, an der oberen Spitze der Insel von Montreal, eine schöne Stahlbrücke. Direkt unter der Brücke befinden sich die Schleusen, mittels deren die Dampfer, die nach Ottawa hinauffahren, hier über die Stromschnellen gehoben werden.

Sainte-Anne war einstmals der Wohnort des Dichters Moore und ist der Schauplatz seines wohlbekannten kanadischen Schifferliedes.

Von der Insel Perrot, zu der die erwähnte Stahlbrücke hinüberführt, gelangt man über einen andern, gleichfalls überbrückten Arm des Ottawa nach Vaudreuil, einer alten französischen Stadt, deren zerstörte Windmühle an die ersten Zeiten der Kolonisierung des Landes erinnert.

Von Vaudreuil ab zieht sich die transkontinentale Linie mehr als zehn Meilen weit an der Südseite des reizenden Lake of the Two Mountains hin, an dessen Ufern die fashionabeln Sommerfrischen Como und Hudson Heights liegen.

Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Sees ist das berühmte Trappistenkloster errichtet, dessen schweigsame Bewohner in großem Maßstab Ackerbau und Milchwirtschaft betreiben.

Bei Rigaud, auf der linken Seite, sieht man Rigaud-Mountain. Nicht weit von dem Gipfel dieses Berges befindet sich eine merkwürdige Ablagerung von

Steinen, ein kahler, trauriger, verödeter Platz, um den herum eine üppige Vegetation herrscht. Es geht davon die gewöhnliche Sage, daß es der Spielplatz des Teufels sei.

Fünf und eine halbe Meile oberhalb Rigaud betritt man die Provinz Ontario. St. Eugène, eine sehr blühende französisch-kanadische Stadt, ist die erste Station, die man in Ontario passiert, und elf Meilen oberhalb liegt Vankleek Hill, eine aufblühende englisch-kanadische Stadt.

Caledonia Springs ist ein wegen der heilkräftigen Eigenschaften seines Wassers sehr beliebter Kurort, weswegen die Canadian Pacific Railway Company hier eine ihrer großartigen Reihen von Hotels errichtet hat. Oberhalb dieses Ortes befinden sich mehrere erst in neuerer Zeit entstandene Dörfer, die durch den Bau dieser Strecke der Canadian Pacific Railway ins Leben gerufen worden sind. Ehe man Ottawa erreicht, überschreitet man den Rideau River, der den Ontariosee bei Kingston mit der politischen Hauptstadt verbindet, und fährt an den Ufern des Rideaukanals entlang bis zum Hauptbahnhof im Herzen der Stadt.

Was kann ich noch über die malerische Schönheit des Landes sagen, was über seinen Reiz?

Als ich hier durchfuhr, war sein Aussehen etwas melancholisch. Der Boden hatte kaum angefangen aufzutauen nach einem langen und strengen Winter. Die noch ihrer Blätter beraubten Bäume in den großartigen Wäldern und die bebauten Felder gaben nichtsdestoweniger eine Vorstellung von dem natürlichen Reichtum, der dem Lande verliehen ist. Man ist mehr über die augenscheinlichen Produktionsmöglichkeiten erstaunt als über die Schönheit der Landschaft.

Indes verfolgt der Zug seinen Weg an den Ufern friedlicher Seen entlang, die von anmutigen Wohnhäusern umgeben sind. Er eilt durch von Strömen durchzogene Ebenen, und da und dort sieht man in der Ferne Ketten von blaugrauen Bergen.

Die Fahrt von Montreal nach Ottawa kann in Wahrheit nicht als monoton bezeichnet werden, obwohl unsre Aufmerksamkeit ganz durch die landwirtschaftlichen Ausblicke gefesselt wird. Selbst Leute, die nur sehr unvollkommene Kenntnisse auf dem Gebiet der Landwirtschaft besitzen, müssen einen starken Eindruck von den außerordentlichen Anzeichen einer aussichtsreichen Zukunft, die einem hier in die Augen fallen, erhalten.

Das Land zu beiden Seiten der Linie ist angebaut. Ohne Unterbrechung folgt eine gut gehaltene und vor allem reich mit Vieh bestandene Farm der andern. Von einem Ende zum andern weist das Land dieselbe Wohlhabenheit auf, vielleicht mit der einzigen Ausnahme der unfruchtbaren und felsigen Gebirge. Diese jedoch halten ihren Reichtum — die mineralischen Schätze — nur verborgen und sind von nicht geringerer Bedeutung.

Was für eine Zukunft erwartet diesen ungeheuern Kontinent, der sich zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean ausbreitet!

Wenn einmal alles kulturfähige Land nutzbar gemacht ist, wird seine Produktion unermeßlich sein. Abgesehen davon, daß es imstande sein wird, ungefähr

hundert Millionen Einwohner zu ernähren, wird es auch noch in großem Maßstab nach Europa zu exportieren vermögen, sogar noch mehr als heutigestags. Und dabei dürfen wir nicht vergessen, daß das kanadische Getreide bereits den englischen Markt beherrscht. Wir können deshalb zuversichtlich erwarten, daß Kanada unbedingt die Kornkammer der Welt werden wird.

Diese gewaltige Produktionskraft machte einen großen Eindruck auf mich, als ich durch die Fenster meines Wagens hinaussah. Die Fruchtbarkeit ist der charakteristischste Zug des Landes. Die umgebende Landschaft, ob flach oder hüglig, abwechslungsreich oder einförmig, verliert alle Bedeutung und ist nur ein äußerlicher Zug im Vergleich mit dem eigentlichen Charakteristikum des Landes. Man vergißt seine Schönheit und schenkt seiner Reizlosigkeit wenig Beachtung, denn seine Kraft und die unschätzbaren Reichtümer, die es birgt, überwiegen alles.

Die Sonne war vor einiger Zeit untergegangen und nur ein blasser, gelblicher Schimmer — ein goldenes Band — war am Horizont zu sehen, gegen den sich die dunkeln, aber majestätischen Umrisse der Hauptstadt nur schwach abhoben. So von der Ebene aus gesehen, erhebt sich Ottawa stolz mit seinen spitzigen Dächern, seinen unzähligen massigen und schlanken Türmen. Aber über alles hinaus ragt die imposante Gruppe, welche die Regierungsgebäude bilden, auf dem Gipfel des Hügels, von dem aus sich die Stadt ausbreitet, durchzogen von sanften Abhängen und dem Rideaufluß, der auf seinem Laufe zahlreiche Wasserfälle bildet.

Der Bahnhof, in dem ich ausstieg und der wahrscheinlich nur ein provisorischer ist, war über und über voll von Gerümpel und Gütern aller Art. Alles war frisch verschneit, und die weiße Hülle, welche die Dächer und die Straßen bedeckte, verlieh dem sonst sehr gewöhnlich aussehenden Stadtteil eine gewisse Schönheit.

Am Ausgang des Bahnhofs wartete die tadellose Equipage des Gouverneurs auf mich. Die Pferde stampften ungeduldig den Boden und traten den Schnee mit ihren Hufen nieder. In meiner Eigenschaft als bescheidener Missionar war ich fast verlegen bei dem Gedanken, daß ich in einen so eleganten Wagen steigen sollte. Ich war ohne Sekretär und ohne Diener, denn mein Weg sollte mich in das Innere des Landes führen, und ich beabsichtigte, in die Prärien der fernen Provinzen Manitoba, Saskatchewan, Assiniboia, Alberta, den Rocky Mountains und British Columbia vorzudringen.

Ich war auf dem Wege zu diesen ungeheuern Gebieten, die noch unlängst als unbewohnt galten und die heutigestags mit einem Strom von Menschen aus der alten Welt bevölkert werden. Das rasche Aufblühen neuentdeckten Landes ist eine der merkwürdigsten Eigentümlichkeiten unsers Zeitalters. Ganze Kontinente wie Amerika und Australien sind umgestaltet worden. Die ausgedehnten, bisher unkultivierten Wüsteneien sind vom Pfluge durchfurcht. Kolonien von Pionieren haben sich überall angesiedelt, sogar in Gegenden, wo der Boden als vollkommen unfruchtbar und das Klima als unerträglich galt.

In diesem Rufe stand auch der nordwestliche Teil von Kanada. Ich kann

mich recht gut erinnern, daß noch vor gar nicht sehr langer Zeit die Bevölkerung äußerst spärlich war und daß der größte Teil des kolossalen Gebietes, das sich von den Seen bis zum Stillen Ozean hinzieht, beinahe unbewohnt und unbebaut war.

Kanada hat gerade wie Sibirien außerordentlich unter dem falschen Ruf gelitten, daß es ewigen Winter habe, und beide Länder wurden für die ganze Welt geradezu neu entdeckt, als die erste Eisenbahn eröffnet wurde, die es ermöglichte, in ihr Inneres einzudringen.

Die kanadische Pazifikeisenbahn ist nicht nur die Erforscherin, sondern bis zu einem gewissen Grad die Entdeckerin des wirklichen Landes und jedenfalls seiner verborgenen Reichtümer gewesen.

In demselben Maße als die Lokomotive vorzudringen vermochte, drangen auch die Einwanderer ins Innere ein. Farmen wurden errichtet und Dörfer schossen auf. So nahm zu beiden Seiten dieser großen Eisenbahnlinie die Bodenkultur zu und legte rings um das Land gleichsam einen Vegetationsgürtel.

Und dieser Gürtel wird rasch breiter. Gegen Norden in der Richtung der Hudsonbai und auf der andern Seite gegen das Eismeer zu dehnen sich mit jedem Jahr die Ansiedlungen weiter und weiter aus. Die Regierung fördert diese Entwicklung nachdrücklich, indem sie jedem Ansiedler 160 Morgen Landes gibt, auf denen er sich niederlassen und nach besten Kräften und Fähigkeiten arbeiten kann.

Verloren in den Ebenen von Saskatchewan und weiter im Westen von Alberta, gerade dort, wo die Rocky Mountains aufsteigen, sind einige ungarische Ansiedlungen zu finden. Dorthin beabsichtigte ich meinen Weg zu nehmen. Die genaue Zahl dieser isolierten Niederlassungen war unbekannt, und noch unbestimmter lauteten die Nachrichten über die Zahl der ursprünglichen Ackerbauer und Arbeiter.

Selbst über die Lage konnte ich keine genauen Angaben erlangen, denn sie wechselten beständig durch das Eintreffen neuer Ankömmlinge aus der alten Heimat. Alles, was mir bestimmt gesagt wurde, war, daß, wenn ich die Richtung nach Nordwesten verfolgte, ich auf eine größere Anzahl stoßen würde als ich vermutete, und daß die ersten ungarischen Ansiedlungen vor mehr als zehn Jahren errichtet worden und seit dieser Zeit unaufhörlich weiter angewachsen seien.

Bei meiner Ankunft nahm ich dies selbst wahr. Verloren in dieser großen und unbekannten Gegend, vom Morgen bis zum Abend immer nur arbeitend, aller Hilfsmittel für ihr moralisches Gedeihen bar, mußten sie ganz im materiellen Leben aufgehen und trotz ihres Wohlstandes oft auf eine niedrigere Stufe hinabgedrückt werden.

Das ist eine Gefahr, der alle diese Pioniere der Arbeit in solchen wilden Gegenden ausgesetzt sind, wo im Anfang keine Schulen und kaum je eine Kirche zu finden sind.

Ich hatte mich entschlossen, die Fastenzeit und Ostern in diesem fernen Lande zuzubringen und jenen Menschen geistlichen Trost zu bringen, die seiner so notwendig bedurften.

Ich nahm zuerst Aufenthalt in Ottawa, wo ich alle Unterstützung zu erhalten erwartete, denn die Hauptstadt mußte unbedingt gut genug unterrichtet sein, um mir nützliche Information und die Hilfe zu gewähren, deren ich bedurfte, um meine Mission zu einem guten Ende zu führen.

Der Palast des Gouverneurs, Rideau Hall, ist zwei Meilen vom Bahnhofe entfernt. Unser Weg führte uns durch das Zentrum der Stadt, über das nichts Besonderes zu sagen ist.

Nachdem wir einige Zeit an einem kleinen Wald entlang gefahren waren, gelangten wir zu einem Tor, durch das wir in die zum Government House, dem Regierungspalast, gehörigen Anlagen einfuhren.

Als ich den großen Saal des Palastes betrat, wurde ich vom Generalgouverneur empfangen und mit jener Liebenswürdigkeit und Ungezwungenheit bewillkommt, die den Neuankommenden sich sofort völlig zu Hause fühlen läßt. Im Empfangssalon wurde ich den Mitgliedern der Hausgesellschaft vorgestellt.

Es war eine große Anzahl von Gästen da, Leute von verschiedenen Berufsarten, einige von ihren Sekretären oder Adjutanten begleitet. Die Gesellschaft war aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Eigentlich läßt sich das Wort „Gesellschaft“ gar nicht recht anwenden, das Wort „Familie“ würde viel besser passen. Denn die Häuslichkeit des Generalgouverneurs hat nichts von dem Zeremoniellen an sich, das man in den Palästen der Staatsoberhäupter in den europäischen Ländern meistens findet. Es ist nicht der äußere Glanz, der einem hier so sehr auffällt, sondern der anheimelnde Charakter und die Atmosphäre feiner Bildung, die vorherrschen.

Als ich mich abends zurückzog und über meine Reise nachdachte, die in den Vereinigten Staaten begonnen hatte und in Montreal endete, fand ich es beinahe unmöglich, mich aller Erlebnisse zu erinnern, die sich, begleitet von verschiedenen Unternehmungen und belustigenden Zwischenfällen, in diesen ersten in Kanada verbrachten Tagen zusammenzudrängen schienen.

Seitdem ich in diese Gegend des Erdballs gekommen war, fing ich an, den wahren Wert von vierundzwanzig Stunden zu begreifen. Man kann während dieser Zeit so viel tun und braucht doch nicht ungebührlich zu hasten. Das wahre Geheimnis ist, niemals einen der kostbaren Augenblicke unbenutzt zu lassen, sondern jeden einzelnen möglichst auszunutzen, denn diesem System ist der Aufschwung dieses großen Landes zu verdanken, und nur dank seiner Anwendung ist es erfolgreich gewesen.

Die Luft von Amerika scheint wahrhaft durchtränkt zu sein von diesem rastlosen Schaffensdrang, und dieser überträgt sich auf jeden einzelnen.

Energie und Schaffenslust sind die zwei Charakteristika oder, sollten wir lieber sagen, die beiden Triebkräfte des emporstrebenden Landes, und diese sind die sichersten Garantien für die Zukunft Kanadas. (Schluß folgt)

Das Werden und die Bewohnbarkeit der Welten[1]

Von

Professor Dr. W. J. van Bebber, Geheimer Regierungsrat

Die gewaltigen Katastrophen, welche in neuester Zeit die blühenden Gegenden um den Vesuv sowie in Kalifornien heimgesucht haben, waren ganz geeignet, die Aufmerksamkeit der Forscher auf die großartigen Kräfte hinzulenken, welche den vulkanischen Ausbrüchen und Erdbeben zugrunde liegen, um so mehr, als die gewaltigen Ausbrüche des Krakatoa kaum sechzehn Jahre zurückliegen. Ein andres schweres Erdbeben erfolgte hundert Jahre früher, 1783 in Kalabrien, bei welchem die wichtige Stadt Messina zerstört und etwa 100 000 Menschenleben umkamen. Zum Studium dieser Erscheinungen wählte man meistens den Vesuv, den man auch am besten kannte.

Der Vesuv war vor Christi Geburt ganz ruhig und friedlich. Aber 79 nach Christi Geburt trat ein verwüstender Ausbruch ein, der auch Herkulanum und Pompeji verheerte, wobei der Vulkankegel seinen Ort verlegte. Nach dem Jahre 79 sind noch folgende Ausbrüche zu verzeichnen: 203, 472, 512, 685, 993, 1036, 1139, 1500, 1631 und 1660; die Zeitintervallen sind also ganz unregelmäßig. Zu erwähnen sind noch die besonders heftigen Ausbrüche 1794, 1822, 1872 und 1906. Auch der Stromboli entwickelte im Sommer 1906 eine ungewöhnlich heftige Tätigkeit.

Außer Wasserdampf werden auch noch andre Gase ausgeworfen, so insbesondere Kohlensäure, dann noch Schwefeldampf, Schwefelwasserstoff, Chlorwasserstoff und Salmiak. Von den Luftströmungen wird die Vulkanasche häufig sehr weit fortgeführt, so von der Westküste Südamerikas nach den Antillen, von Island nach Norwegen und Schweden, vom Vesuv nach Norddeutschland (1906). Beim Ausbruch des Krakatoa wurde die Asche etwa 30 Kilometer emporgeschleudert und durch die Winde nach allen Teilen unsrer Erde getragen, in den nächsten beiden Jahren die prachtvollen Dämmerungserscheinungen (roten Schein) erzeugend. Mit dem Staub des Krakatoa stehen auch die leuchtenden Nachtwolken in Zusammenhang, die in etwa 8 Kilometer Höhe erschienen.

Lavaströme können von sehr großen Verwüstungen begleitet sein, obgleich sie sich nur langsam fortbewegen, wenn sie über bewohnte Gegenden sich ergießen; sie veranlassen nur geringe Verluste an Menschenleben. Mit dem Nachlassen oder Aufhören der vulkanischen Tätigkeit bleiben gewöhnlich Spuren zurück (Geiser auf Island, Yellowstonepark und Neuseeland, die warmen Quellen in Böhmen [Karlsbader Strudel], die Fumarolen in Italien und Griechenland, die Mofetten im Eifelgebiet, in der Nähe des Rheines, in der Hundsgrotte bei

[1] Vgl. Sv. Arrhenius, Das Werden der Welten. Leipzig 1908, Akademische Verlagsgesellschaft.

Neapel, im Tal des Todes auf Java, die Solfataren, Schlammvulkane zum Beispiel bei Parma und Modena in Italien und Siebenbürgen).

Die Verteilung der Vulkane auf die Erdoberfläche zeigt insofern eine Uebereinstimmung, als fast alle Vulkane in der Nähe des Meeres liegen oder doch an großen Seen. Anderseits fehlen Vulkane an manchen ausgebreiteten Meeresküsten (Australien, Nördliches Eismeer). Sie kommen dort vor, wo sich große Spalten in der Erdrinde längs der Küste finden. Fehlen diese Spalten, wie beispielsweise bei den österreichischen Alpen, da fehlen die Vulkane, wenn auch Erdbeben häufiger sind.

Nach der gewöhnlichen Annahme steigt die Temperatur mit zunehmender Tiefe nach dem Innern zu um etwa 30 Grad auf 1 Kilometer, so daß bei einer Tiefe von etwa 50 Kilometern alle gewöhnlichen Gesteinsarten schmelzen müssen. Der geschmolzene Teil, das Magma, ist als eine sehr zähe, dem Asphalt ähnliche Flüssigkeit zu denken mit sehr geringer Beweglichkeit. Sobald das in die Erde eindringende Wasser zum Magma gelangt, wird es von diesem in hohem Grade absorbiert: das Magma schwillt an und übt einen hohen Druck aus, welcher Tausende von Atmosphären erreichen kann, so daß es durch die Vulkanröhre emporgehoben werden kann. Die Fähigkeit des Magma, Wasser festzuhalten, wird geringer, das Wasser entweicht unter starken Siedeerscheinungen, reißt größere Massen von Lava mit sich, die dann als Asche oder Bimsstein niederfallen.

In 300 bis 400 Kilometer Tiefe muß die Temperatur des Erdinnern so hoch liegen, daß weiter nach dem Innern hin kein Stoff anders als in Gasform existieren kann.

Was die Erdbeben betrifft, so kann man wohl sagen, daß kein Land unsrer Erde von Erdbeben verschont geblieben ist. In unsern Gegenden, wo die Erdrinde längere Zeit ruhig liegen geblieben und nicht gespalten ist, sind die Erdbeben nur in ungefährlicher Form aufgetreten. Nichtsdestoweniger waren im Vogtlande i. S. und in den mittleren Rheingegenden Erdbeben nicht gerade selten. In Europa werden Spanien, Italien, die Balkanhalbinsel sowie die österreichischen Karstländer verhältnismäßig oft von Erdbeben heimgesucht.

Nach den Berichten der British Association wurden in Hinterindien, auf den Sundainseln, Neuguinea und Nordaustralien 1899 bis 1904 nicht weniger als 249 Erdbeben beobachtet. Von dem japanischen Gebiete gingen 189 Erdbeben aus. Ein Distrikt verbindet die Falten in der Rinde der Alten Welt mit Bergketten von den Alpen bis zum Himalaja, dadurch interessant, daß er trotz der großen Erdbebenzahl ganz auf dem Lande liegt. Das Erdbeben zu San Franzisko fing am 18. April 1906 um 5 Uhr 12 Minuten 6 Sekunden vormittags (paz. Zeit) an und schloß um 12 Uhr 13 Minuten 11 Sekunden. Große Spalten im Boden zeigten sich an mehreren Stellen.

Nach dem Erdbeben erleidet die Erdoberfläche oft Verschiebungen und nimmt eine mehr oder weniger wellenartige Form an, Flüsse verändern sich, versiegen oder bilden sich neu, wobei ausgedehnte Ueberschwemmungen nicht selten sind.

Außerordentlich großen Schaden richten dabei die gewaltigen Meereswogen an (so 1755 Flutwelle bei Lissabon, 1510 bei Konstantinopel, 1896 auf Nippon, 1882 am Krakatoa). Am häufigsten sind die Erdbeben wohl in Zentralamerika, so daß man einem Teil desselben (Salvador) den Namen „Schaukelmatte" gab; sonst oft heimgesucht sind Japan und die Kurilen und die ostindischen Inseln.

Wegen der großen praktischen Bedeutung der Erdbeben hat man in der neuesten Zeit vielerorts seismologische Stationen eingerichtet, wo die Erdbeben durch Pendel registriert werden. Finden keine Erdstöße statt, so ist die Zeichnung der Linie eine gerade, während sie bei Erderschütterungen in eine Wellenlinie übergeht. Durch ein genaueres Studium der Seismogramme dürfen wir hoffen, „etwas mehr von den allerinnersten Teilen der Erde zu erfahren, von denen wir bei flüchtigerer Betrachtung leicht glauben könnten, daß sie der wissenschaftlichen Forschung ganz unzugänglich seien". —

Wenn wir in einer klaren Nacht unsre Blicke hinausschweifen lassen in das unermeßliche mit Sternen übersäte Himmelsgewölbe, dann drängt sich uns unmittelbar die Frage auf, ob nicht auch unter den Sternen sich Himmelskörper befinden, die unsrer Erde gleichen, oder ob unsre Erde immer dieses organische Leben zeigte, ob sie früher wüste und leer war und wie und durch wen sie Leben erhielt. Wahrscheinlich ist unsre Erde ein Gasball, welcher von einer äußerlich festen, nach innen zu zähflüssigen Hülle umgeben ist, welcher ursprünglich von der Sonne abgesondert war. Durch Abkühlung bildete sich um ihn eine feste Rinde. Etwa hundert Jahre dauerte es, bis die Temperatur der Erdkruste auf 100 Grad herabsank, die weitere Abkühlung bis zu 55 Grad, bei welcher Temperatur der größte Teil der Erdoberfläche lebende Wesen tragen kann, erfolgte nun sehr rasch, so daß nur wenige Jahrtausende hinreichten, um eine Abkühlung der festen Erdkruste bis auf eine zur Erhaltung des Lebens günstigere Temperatur hervorzubringen. Die Abkühlung geht nun nicht weiter, da die verlorengegangene Wärme durch die Einstrahlung fast vollständig wieder ersetzt wird. Während einer ungeheuer langen Epoche von etwa hundert bis zweitausend Millionen Jahren haben im Meere und auf der Erdoberfläche Organismen existiert, welche sich von den jetzt lebenden wenig unterscheiden, so daß wir annehmen müssen, daß Ein- und Ausstrahlung sich wenigstens nahezu das Gleichgewicht hielten. Durch diese fast vollständige Deckung der Sonnenstrahlung und der Ausstrahlung erscheint die unbegreiflich lange Vegetationsperiode erklärlich. Man kann wohl annehmen, daß bedeutende Strecken auf der Venus dem organischen Leben günstig sind und daß ebenso auf dem Mars organisches Leben gedeiht.

Eine andre wichtige Frage ist die, inwiefern die Stellung der Erde innerhalb des Sonnensystems gesichert sei, ob der Abstand der Erde von der Sonne sich vergrößere oder verkleinere, oder daß die Drehung um ihre Achse aufhörte. Würde unser Sonnensystem sich nur aus Erde und Sonne zusammensetzen, so wäre seine Dauer auf unendliche Zeit gesichert; die übrigen Planeten üben nur eine sehr geringe Einwirkung auf die Bewegung der Erde aus, welche Störungen

periodisch sind, und zwar in Perioden von 50000 bis 200000 Jahren, also eine unbedeutende Schwankung der Planetenbahnen um eine Mittellage.

Die Zusammenstöße zwischen Erde und Kometen zeigten sich, entgegen den Ansichten des vorigen Jahrhunderts, ohne jegliche ernstere Folgen. 1819 und 1861 ging die Erde durch Kometenschweife ohne merkliche Störung.

Auch die Drehung der Erde um ihre Achse hat sich nicht geändert, da Laplace nachwies, daß sich die Länge des Tages seit 729 vor Christi Geburt nicht um 0,01 Sekunde geändert hat. In mechanischer Beziehung ist es mit unsrer Erde sehr wohl gestellt, nur in neuester Zeit ist Zweifel erhoben worden, ob nicht der Kraftvorrat der Sonne, der nicht bloß den Planeten, sondern auch dem ganzen Weltenraum zugeht, einmal ein Ende nehme. Die Sonne müßte dann in historischer Zeit erkaltet sein. Das ist aber nicht der Fall, wie alle Dokumente aus dem alten Babylonien und Aegypten es nachweisen. Dazu kommt noch die außerordentliche chemische Energie der Sonne, wodurch die Wärmeverluste der Sonne wahrscheinlich gedeckt werden.

Wir wissen, daß die Sonne jährlich eine enorme Wärme verschwendet, aber einen so großen Wärmevorrat besitzt, daß es noch Billionen von Jahren andauern wird, bis daß dieses Spiel aufhört, allein schließlich muß doch der Zeitpunkt kommen, wo die Sonne erkaltet und sich mit einer festen Rinde überzieht, wie es die Planeten bereits früher taten. Schon lange vorher wird dann die Erde und damit auch das organische Leben aus Mangel an Licht und Wärme erstorben sein. Die Sonne wird sich dann weiterentwickeln, wie früher unsre Erde, aber ohne eine licht- und lebenspendende Wärmequelle. Die Temperatur sinkt rasch auf der erlöschenden Sonne, Weltmeere bilden sich und überziehen sich mit einer Eiskruste.

Es entsteht jetzt die Frage, ob ein Himmelskörper sich mit Leben bedecken kann, wenn dieser günstige Umstände zu seiner Entwicklung und Ausbreitung findet. Wir bemerken, daß alle lebende Wesen erzeugt werden und nach kürzerer oder längerer Zeit sterben, daß ferner Organismen der einen Art nur solche derselben Art hervorbringen können, so daß also die Arten unveränderlich sind. Jedenfalls müssen wir von der Ansicht ausgehen, daß alle Arten ursprünglich durch einen Schöpfer gegeben worden sind. Soviel verschiedene Arten gibt es, als das unendliche Wesen ursprünglich verschiedene Formen gebildet hat. Diese Formen haben nachher nach den Gesetzen der Vererbung weitere Wesen erzeugt, die ihnen immer glichen, so daß wir gegenwärtig nicht mehr Arten besitzen, als es von Anfang an gab (Linné, Genera plantarum, 5. Auflage). Indessen verursachten die Arbeiten von Charles Darwin eine völlige Umgestaltung der damaligen Anschauungen. Nach diesem passen sich die Arten im Laufe der Zeit den äußeren Umständen an, die Aenderungen wurden teilweise so groß, daß man annahm, eine neue Art sei aus der alten entstanden (Mutationstheorie). Nach Darwins Ansicht können alle jetzt lebenden Organismen möglicherweise von einem einzigen und einfachen Wesen abstammen. Aber bewiesen ist dieses noch lange nicht.

Früher meinte man, daß sich niedere Organismen auch ohne Samen entwickeln können (generatio spontanea). Dieses nachzuweisen hat man sich sehr viele Mühe gegeben, allein bis jetzt ist es nicht gelungen, einen solchen Nachweis zu erbringen. Wir müssen also annehmen, daß ein höheres Wesen diese Samen geschaffen und der Erde mitgeteilt habe; ferner nehmen wir als wahrscheinlich an, daß Samen der niedrigsten Organismen fortwährend von der Erde und andern von ihnen bewohnten Planeten in den Weltenraum hinausgestreut werden, wo sie denn meistens wegen der großen Kälte zugrunde gehen. Nur eine kleine Anzahl fällt auf andre Himmelskörper nieder, Leben verbreitend, wenn sich hierzu günstige Verhältnisse vorfinden. Die Zeitdauer fällt hierbei gar nicht in Betracht. Während so der Same im Weltenraume sich bewegt, trifft er die Planetenbahnen in verhältnismäßig kurzer Zeit. So kann seit ewigen Zeiten das Leben von Planet zu Planet und von Sonnensystem zu Sonnensystem getragen worden sein. Nach dieser Auffassung sind die Organismen im ganzen Weltall miteinander verwandt aufgebaut auf Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Sauerstoff- und Stickstoffverbindungen. So dürfen wir annehmen, daß das Leben auf andern bewohnten Welten sich in Formen bewegt, die denen auf der Erde befindlichen sehr nahe verwandt sind.

Ob auch solcherlei Ansichten die richtigen sind, dürfte auch in Zukunft wohl kaum bewiesen werden können; denn wahrscheinlich sind die Keime aus andern Welten außerordentlich spärlich, und außerdem gleichen sie den irdischen Keimen, so daß sie als „himmlische" wohl nicht nachgewiesen werden können.

Während in früheren Zeiten die christliche Weltanschauung die herrschende war, sind gegenwärtig mehrere andre Weltanschauungen an ihre Stelle getreten, welche mit mehr oder weniger Glück sich um die Gunst des großen Publikums bewerben. Hier möchte ich nur eine hervorheben, welche die heiligsten Güter des Menschenlebens, wie Gott, Seele, Unsterblichkeit und freien Willen, beiseiteschiebt; es ist der atheistische Monismus, der für unser Volksleben von verhängnisvoller Bedeutung werden kann,[1]) um so mehr, als alles unter dem Scheine strenger Wissenschaftlichkeit betrieben wird.

Dennert unterscheidet drei Gruppen von Menschen, welche dieser Auffassungsweise verfallen sind:

1. Solche, welche durch ihre an sich schon laxe Ethik für diese Welt- und Lebensauffassung bereits prädestiniert sind. Sie gehören zu den Bildungsphilistern, die sich dann obendrein noch gewaltig gehoben fühlen in dem Bewußtsein, Anhänger einer so wunderbaren und gewaltigen Philosophie zu sein, wie sie Haeckels Monismus darstellt.

2. Eine andre weitverbreitete Gruppe von Anhängern fanden Haeckels „Welträtsel" auch besonders unter den Arbeitern. Die Betreffenden haben gewiß vielfach noch eine ganz gesunde Ethik, und sie werden auch nicht von der ethischen

[1]) Vgl. die kleine Broschüre: E. Dennert, Die Naturwissenschaft und der Kampf um die Weltanschauung. Keplerbund, Frankfurt a. M., Schlößmans Verlag Hamburg.

Seite her gefangen; aber an ihnen hat die Marxistische Propaganda schon seit langem im verborgenen gearbeitet, und unter ihrem Einfluß ist im Volke eine Sehnsucht nach einer eignen Weltanschauung geweckt worden, nachdem sie zunächst langsam, aber sicher gegen das Christentum Mißtrauen in die Seelen gesät hatte. Nun kommt der Haeckelsche Monismus mit seinem anscheinend wissenschaftlichen Blendwerk und bietet sich als völlig sicher stehende, naturwissenschaftlich begründete Weltanschauung dar, und mit Gier greifen Tausende nach ihr als Ersatz des verlorenen Christentums. Freilich, es liegt der bittere Hohn der Ironie in dieser Annahme des atheistischen Monismus seitens der sozialdemokratischen Massen: sie erkennen gar nicht, daß jener Haeckelsche Monismus sich auf dem Darwinismus aufbaut, und daß dieser mit seinem Kampf ums Dasein und seinem in ihm triumphierenden Recht des Stärkeren ein absolut aristokratisches Prinzip ist, das dem Sozialismus ins Gesicht schlägt.

Eine dritte Gruppe von begeisterten Anhängern der Welträtsel und des Haeckelschen Monismus sind jene zahlreichen jungen Leute aus höheren und niederen Kreisen, welche an sie ohne Kritik herantreten, weil ihnen die dazu nötigen naturwissenschaftlichen und philosophischen Kenntnisse fehlen. Gerade deshalb werden sie gefangen, und sie dem Christentum zu entfremden, gelingt um so leichter, wenn dasselbe ihnen noch nicht liebevoll nahegetreten ist. Es ist ja wunderbar: das Christentum legen sie schnellstens ab, weil ihnen die für dasselbe nötige Erfahrung fehlt, und den Monismus nehmen sie ebenso schnell an, weil ihnen darin jede Erfahrung fehlt. Lebenserfahrungen, welche allein die christliche Weltanschauung festigen, sind ja allerdings nicht von heute auf morgen zu machen, und wenn solche jugendliche Draufgänger nicht von Hause aus eine ernstere und tiefere Grundlage erhalten haben, dann werfen sie den kaum verstandenen Glauben schnell über Bord.[1])

Diese drei Gruppen von Anhängern des Haeckelschen Monismus, die ethischen, die politischen und jugendlichen, sind die wichtigsten; ihnen lassen sich fast alle einordnen, mögen sie immer auf der Bierbank oder auf der Schulbank, im Salon oder sonstwo sitzen. So löst sich das psychologische Rätsel, das darin liegt, daß ein so oberflächliches Buch, wie die „Welträtsel“, in unserm Volk eine fast beispiellos dastehende Verbreitung gefunden hat.

Gegen solcherlei Uebel, welche die an und für sich schon Schwachen leicht irreführen und auch die Festerstehenden bedenklich beunruhigen können, gilt es jetzt den Kampf aufzunehmen, um so mehr, als man diesen Kampf als den wichtigsten der Gegenwart ansehen muß. Diese Erkenntnis ist aber wertlos, wenn wir keine weitere Kenntnis haben, wie dieser Kampf aufgenommen und durchgeführt werden soll.

In neuester Zeit ist gegen den Haeckelschen Monismus eine Vereinigung

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Wir behalten uns vor, über den Monismus eine besondere Abhandlung zu veröffentlichen und können nicht in allen Punkten die Ansichten des Verfassers hierüber teilen.

ins Leben gerufen worden, der Keplerbund, ein ganz allgemeines, für ganz Deutschland arbeitendes Institut, dessen Satzungen im Auszuge folgende sind:

Zweck des Vereins ist:

Die Förderung der Naturerkenntnis in der Gesamtheit unsers Volkes bei vorurteilsfreier Erforschung der Natur und ihrer Gesetze und unter Festhaltung der sittlichen Kräfte des Christentums, wie beides in der Person Keplers vereinigt ist, nach dessen Name sich der Bund nennt.

Mittel zum Zweck sind:

Literarische Veröffentlichungen und Büchervertrieb,

Veranstaltung von Lehrkursen, Vorlesungen und Vorträgen,

Darbietung von Lehrmitteln (Sammlungen, Büchereien, Lichtbilder, Apparate),

Unterstützung der Forschung durch Stipendien und Preisausschreiben, sowie zur tatkräftigen Ausführung der genannten Arbeiten

Berufung von Männern der Wissenschaft und eventuell

Schaffung einer Zentralstelle für die Arbeit des Bundes.

Aus § 3. Mitglieder des Vereins können sein: Einzelpersonen, Vereine und Korporationen. Jedes Mitglied hat einen jährlichen Beitrag von mindestens 3 Mark zu zahlen.

Ob der Verein trotz seiner hohen pekuniären Anforderungen sein Ziel auch wirklich erreicht, unserm Volke eine echte und vertiefte naturwissenschaftliche Bildung zu verleihen, lassen wir dahingestellt sein, wenigstens geben wir ihm die herzlichsten Wünsche mit auf den Weg und wünschen, daß es ihm gelingen wird, die Vorurteile und den Aberglauben in der Naturerkenntnis zu bannen oder doch möglichst zu beschränken.

Literarische Berichte

Memoiren von Bertha von Suttner. Mit 3 Bildnissen der Verfasserin. Geheftet M. 10.—, gebunden M. 12.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bertha von Suttner hat — das können auch ihre Gegner nicht bestreiten — in der Friedensbewegung eine hervorragende und bedeutungsvolle Stellung und mit ihrem Roman „Die Waffen nieder!" einen Erfolg errungen, dem in der Geschichte der neueren Literatur wenig an die Seite gesetzt werden kann. Mag auch die Majorität der politisch erfahrenen Geister vorläufig die Erreichbarkeit des Zieles der Pazifisten noch leugnen, so muß es doch unter allen Umständen als ein großes Verdienst der Friedensbewegung anerkannt werden, daß sie in der ganzen zivilisierten Welt den Abscheu vor dem Kriege genährt und weiter ausgebreitet hat, und es bleibt erst noch abzuwarten, ob die wachsende Antipathie der Völker gegen das blutige Austragen ihrer Differenzen nicht doch früher oder später eine ausschlaggebende, heilsame Bedeutung gewinnt. Wer dem Pazifismus bis jetzt noch fern gestanden hat und von seinen Bestrebungen ein genaues Bild bekommen will, dem kann man keinen besseren Rat geben, als die soeben erschienenen Memoiren der Frau von Suttner zu lesen, denn die ereignisreiche Lebensgeschichte der Verfasserin ist zugleich eine fast vollständige Geschichte und ein praktischer, der suggestiven Kraft nicht entbehrender Leitfaden der modernen Friedensbewegung. Mit überaus sympathischer Offenheit erzählt uns Frau von Suttner, wie sie nach einer in ziemlich oberflächlichem Welttreiben verbrachten Jugend allmählich den Ernst des Lebens

erkennen und verstehen lernte und wie sie durch ein merkwürdiges Ineinandergreifen zufälliger Erlebnisse allmählich für die Friedensbewegung gewonnen wurde, in der ihr fast gegen ihren Willen schließlich eine der ersten Rollen zufiel und die ihr ein auf alle Fälle hoch ideales Lebensziel bot. Hatte sie schon in ihrer Jugend durch ihre aristokratische Geburt vielfach Gelegenheit, Persönlichkeiten von Rang und Bedeutung kennen zu lernen, so ist sie später durch ihr Wirken im Dienste des Pazifismus vollends zu zahlreichen interessanten Beziehungen gelangt und weiß darüber viel Lesenswertes und Fesselndes zu berichten. Auch das rein Persönliche in dem Buch ist ungemein anziehend, vor allem die fast romanhafte und doch völlig wahrheitsgetreu erzählte Geschichte ihrer Ehe, in der sie ein volles und reines Glück genoß, bis ihr der unerbittliche Tod den über alles geliebten Gatten raubte. Die Lebenserinnerungen der Baronin von Suttner werden allen ihren zahllosen Verehrern und Anhängern eine hochwillkommene Gabe sein, sie werden aber auch manchen, der bisher skeptisch über sie dachte, für die Persönlichkeit der geistig regen, unermüdlich tätigen Frau gewinnen und ihm Hochachtung vor ihrem idealen Streben abnötigen. B—r.

Konrad von Studt, ein preußischer Kultusminister. Darstellung seines Lebens und Wirkens. Zu seinem 70. Geburtstage am 5. Oktober 1908. Von E. Landsmann. Berlin 1908, Carl Heymanns Verlag.

Der Charakter der kleinen Schrift als Geburtstagsgabe hat wohl den stark panegyrischen Ton bedingt, in dem sie gehalten ist. Der Verfasser entwirft in kurzen Zügen ein sehr sympathisch berührendes Bild des gewesenen preußischen Kultusministers und weiß dessen Persönlichkeit und Wirken überall die beste Seite abzugewinnen. Er verzichtet dabei allerdings nicht nur auf jede eigne Kritik, sondern weist auch die zahlreichen Angriffe, die sich Studt sowohl durch seine starr orthodoxe Haltung im allgemeinen wie durch viele seiner doch recht anfechtbaren Maßnahmen zugezogen hat, als unberechtigt zurück. Das wichtigste Gesetz, das unter Studt zur Verabschiedung gelangte, ist das Schulunterhaltungsgesetz, das neben manchen annehmbaren Bestimmungen leider auch die gesetzliche Festlegung des konfessionellen Charakters der preußischen Volksschule und die Beibehaltung der geistlichen Schulaufsicht brachte; auf dem Gebiete des höheren Schulwesens wurde das Prinzip der Gleichberechtigung des Realgymnasiums und der Oberrealschule mit dem humanistischen Gymnasium durchgeführt und auch die Reform des höheren Mädchenschulwesens soweit gefördert, daß sie durch Kabinettsorder vom 15. August 1908 eingeführt werden konnte. Ferner wurde unter ihm die Vereinheitlichung der Rechtschreibung durchgeführt und ein neues Seuchengesetz erlassen. Von größeren öffentlichen, in das Ressort des Kultusministeriums während der Amtszeit Studts (1899—1907) fallenden Arbeiten sind zu erwähnen der Umbau und die Erweiterung der Berliner Museen sowie der Neubau der Königlichen Bibliothek in Berlin. Am Schlusse seiner Arbeit gibt Landsmann einige ziffernmäßige Nachweise über die vom Staate und den unterhaltungspflichtigen Schulverbänden (Gemeinden, Gutsbezirken u.s.w) jährlich aufgewendeten Summen zu Beginn und am Ende von Studts Ministertätigkeit und weist auf deren bedeutende Steigerung hin. Beigegeben sind der kleinen Schrift zwei Porträts des Ministers und eins seiner Gattin.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Gottes Schwert. Bilder aus der Zeit Savonarolas nach alten Aufzeichnungen von Adolf Wiedemann. Straßburg 1907, J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel). — **Aus dem Leben einer Florentinerin des sechzehnten Jahrhunderts.** Von Adolf Wiedemann. Ebenda.

Zwei kostbare Quellensammlungen zur florentinischen Geschichte und Kulturgeschichte werden hier in künstlerisch anmutiger Form geboten. In dem ersten Werk handelt es sich um das im Staatsarchiv zu Florenz aufbewahrte Tagebuch des Notars Zanobi, der, ein fesselnder Erzähler, von den Ereignissen in seinem Familienleben und von den größeren Begebenheiten seines Vaterlandes berichtet. Den wichtigsten Abschnitt bildet die Darstellung der Novembertage 1494, die Florenz in entsetzlicher Bedrängnis durch den in die Stadt einrückenden französischen König Karl VIII. sahen. Wo das an vielen Stellen beschädigte Tagebuch versagt, hilft der Herausgeber dem Verständnis durch knappe, anschauliche Erzählung nach. Gut wäre es gewesen, wenn er nicht sozusagen gleich mitten in die Sache getreten wäre, sondern zunächst solche Leser, die mit der florentinischen Geschichte weniger vertraut sind, durch eine weiter ausholende Einführung unterrichtet hätte. — Dies ist ausreichend und anregend in dem zweiten Werke geschehen, das die bunten und traurigen Schicksale der Maria Salviati, der Gattin des berühmten Bandenführers und Abenteurers Giovanni de' Medici, behandelt. Die Grundlage der Darstellung bilden hier in erster Linie Briefe jener Zeit, vorwiegend die der unglücklichen Maria und ihres treuen Sekretärs und Beraters Riccio. Br.

Coranna. Eine Indianergeschichte. Zeichnungen von Max Slevogt zu einer Erzählung von W. Claire. Berlin 1908, Cassierer.

Seit fünfundzwanzig Jahren hatte ich keine Indianergeschichte mehr gelesen; gestern raffte ich mich dazu auf, denn ich versprach mir etwas von dem Text, der Slevogt zu Siouxindianern begeistert hatte. Aber es war nichts; eine öde und unechte Prairieaffäre mit all der äußerlichen Indianerromantik, von der wir nichts wissen wollen. Für Anspruchsvolle kommt zwar eine umständliche Folterung vor; aber auch hier fehlt die besondere Note. Offen gesagt, ich zerbreche mir den Kopf, warum Slevogt diese Räubergeschichte illustrieren mußte. Seine Zeichnungen sind gewiß nicht konventionell und bedeutend besser als die üblichen Buntdrucke aus dem Lederstrumpf. Es ist viel von Daumiers Art darin, nur alles sehr zerrissen und unruhig. Außerdem herrscht ein Widerspruch zwischen der scharfen Beobachtung des Zeichners und dem Stil des Rhapsoden. Natürlich bleiben Slevogts Zeichnungen auch trotz aller Klapperschlangen interessant. Wir sind den Butzenscheibenton in den Kinderbüchern noch immer nicht los; hier finden wir wenigstens davon das heilsame Gegenteil. P. S.

Hundert klassische Männerbildnisse. Eine Auswahl aus den Meisterwerken der Porträtkunst. Mit einer Einleitung von Gustav Keyßner. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 4.50.

Hundert klassische Frauenbildnisse. Eine Auswahl aus den Meisterwerken der Porträtkunst. Mit einer Einleitung von Gustav Keyßner. Ebenda. Geb. M. 4.50.

Die Bildniskunst nimmt innerhalb der Malerei insofern eine besondere Stellung ein, als sie dem Künstler durch die natürliche Forderung, daß er nicht bloß ein an sich gutes Bild, sondern zugleich das leicht erkennbare, charakteristische Abbild eines bestimmten Menschen schaffe, Beschränkungen auferlegt, welche die Lösung des künstlerischen Problems wesentlich erschweren. Gerade wegen dieser Schwierigkeiten aber ist ein wirklich gutes Werk der Bildniskunst doppelt hoch einzuschätzen, und überdies liegt in dem Umstand, daß Porträts neben dem rein malerischen zugleich ein starkes menschliches Interesse zu wecken vermögen, für den, der sein Verständnis und seine Liebe für künstlerische Schöpfungen vertiefen will, ein besonders anregendes, sozusagen erzieherisches Moment. Eine Reihe von Bildnissen, wie sie ihm in den beiden vorliegenden Bändchen dargeboten wird, gibt ihm Gelegenheit, den Blick zu üben sowohl für das Eindringen in ein einzelnes Meisterwerk wie für das Verständnis der verschiedenartigsten künstlerischen Auffassungen und Ausdrucksweisen. In zwangloser Auswahl sind hier Bildnisse vereinigt von dem am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts entstandenen Papstbilde Giottos, das als ein ehrwürdiges und in seinen noch befangenen Ausdrucksmitteln schon beredtes und fesselndes Werk an der Schwelle der modernen Bildniskunst steht, bis zu den Werken von Graff, Goya, Angelika Kauffmann, Raeburn, Romney und Elisabeth Vigée-Lebrun, deren Schaffen bis ins neunzehnte Jahrhundert hineinreicht. Die Schulen und Epochen, die in diesem langen Zeitraum an der Kunstentwicklung wesentlich beteiligt waren, sind, soweit es der Rahmen erlaubte, wenigstens mit je einer Stichprobe vertreten, in reicherer Auslese aber die großen Klassiker, vor allem Raffael, Rembrandt, Rubens, Dürer, Tizian, Velazquez und Van Dyck. Um auch äußerlich den zwanglosen Charakter dieser kleinen Anthologien der Bildniskunst zum Ausdruck zu bringen, die nicht kunstgeschichtlich belehren, sondern einfach zu Kunstbetrachtung und -genuß anregen wollen, sind die Bilder nicht nach systematischen oder chronologischen Gesichtspunkten, sondern nach der alphabetischen Reihenfolge der Künstlernamen geordnet. Gerade in solch bunter Reihe wird dem Betrachter der Reichtum an Kunstformen und Lebensinhalten, der in den Werken steckt, besonders anschaulich. Die schön ausgestatteten Bändchen werden jedem Kunstfreund, der sie sich anschafft, rasch ein lieber Besitz werden. R. D.

Handbuch der allgemeinen Geschichte. Von Dr. Wilh. Assmann. Zweiter Teil. Geschichte des Mittelalters. Dritte Abteilung. Dritte neubearbeitete Auflage. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn. 1906. Auch unter dem Titel:

Wilh. Assmanns Geschichte des Mittelalters von 375 bis 1517. Dritte, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Professor Dr. L. Viereck. Dritte Abteilung. Die letzten beiden Jahrhunderte des Mittelalters: Deutschland, die Schweiz und Italien von Professor Dr. R. Fischer, Professor Dr. R. Scheppig und Professor Dr. L. Viereck. (Zweite Lieferung).

Die vorliegende Lieferung des vortrefflichen Handbuchs, das sich von andern universalgeschichtlichen Werken hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß es seine Darstellung auf eine fortlaufende Angabe der Quellen stützt und somit jedermann die selbständige Prüfung des Gesagten ermöglicht, behandelt die Geschichte der Schweiz vom zwölften Jahrhundert ab bis zur Trennung der Eidgenossenschaft vom Reiche und sodann die Italiens hauptsächlich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, und zwar getrennt nach den einzelnen Staaten. Ein Kapitel über den Bildungszustand Italiens seit dem dreizehnten Jahrhundert bildet den Schluß.

Das Buch ist mit großer Sorgfalt und Umsicht gearbeitet und kann jedem empfohlen werden, dem es um ein tieferes Verständnis der geschichtlichen Vorgänge zu tun ist. Angefügt sind ein ausführliches Literatur- und ein Namen- und Sachverzeichnis.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Der deutsche Volks- und Stammescharakter im Lichte der Vergangenheit. Reise- und Kulturbilder von Georg Grupp. Stuttgart 1906, Verlag von Strecker & Schröder.

Unkultur. Vier Kapitel Deutschtum. Von Curt Wigand. Berlin und Leipzig 1907, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Die beiden Bücher berühren sich inhaltlich, so stark sie in der Richtung auseinander gehen, und das mag ihre Zusammenstellung rechtfertigen. Was Grupp bietet, ist im wesentlichen durch die Hälfte des Untertitels gekennzeichnet: Reiseeindrücke unter dem Gesichtspunkt der Verallgemeinerung von Zügen der Volks- und Stammesart. Der erste Abschnitt, „Das deutsche Volkstum", greift einzelnes heraus, die deutsche Zersplitterung, das deutsche Gemüt, deutsche Religiosität, deutsche Häuslichkeit, deutsche Roheit, das deutsche Heer- und Beamtentum, deutschen Erwerbssinn; daß der deutsche Volkscharakter schon viel tiefer eindringende Darstellungen erfahren hat, läßt der Verfasser unbeachtet. In den andern drei Abschnitten: Norddeutschland, Süddeutschland, Oesterreich ist eine Menge von Themen und Gedanken gestreift und geschichtliches Material herbeigebracht. Daß der — zum Beispiel bei der Schilderung Wittenbergs herausgekehrte — Standpunkt des katholischen Geistlichen gerade der richtige sei, um mit so großer Sicherheit Vergangenheit und Gegenwart zu meistern, ist kaum erhärtet. Subjektiv urteilt auch der Freiburger Pfarrherr Hansjakob, aber er will auch zunächst Persönlichkeit sein, nicht Kritiker. Hingegen gibt sich Curt Wigand wieder nur als Kritiker, und er wirkt durch Rücksichtslosigkeit und Grobheit geradezu erfrischend, wenn er den deutschen Britenkoller abkanzelt, der Selbstbespiegelung deutscher Eigenart und Unart die Leviten liest, die deutschen Oesterreicher als „impulsive Schwafler auf Grund physischer Degeneration" zeichnet, mit all dem Kleinlichen, Albernen, Zopfigen und vornehmtuenden Wesen des deutschen Gesellschaftslebens abrechnet. Boshaft, ungerecht, aber nicht ohne einen Kern von Wahrheit. Es steckt etwas von der Simplizissimusstimmung in dem Buche, aber es unterscheidet doch stets zwischen dem Tadel, der bessern will, und dem bloßen Witz, der nur lächerlich machen will. Es ist wirklich zu empfehlen, die beiden Schriften nebeneinander zu lesen, sie ergänzen sich gegenseitig. —ß.

Die Lösung der Judenfrage. Eine Rundfrage, veranstaltet von Dr. Julius Moses. Berlin-Leipzig 1907, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Eine große Zahl von Männern und Frauen, deren Namen durchweg literarischen Klang haben, meldet sich in diesem Buche zum Wort über die Judenfrage und deren mögliche Lösung. Da der Herausgeber es jedem überlassen hat, zu bestimmen, was er überhaupt unter dieser Frage verstehen will, so ist die Buntschedigkeit der Antworten noch größer, als es sonst bei derartigen Veranstaltungen der Fall zu sein pflegt. Immerhin mag das Buch, in dem Freunde und Gegner, Semiten, Philosemiten, Antisemiten, Zionisten ihre Stimmen hören lassen, zur Klärung beitragen. Schließlich klingt uns doch aus dem ganzen Buche der Satz entgegen, den Johannes Trojan als Antwort beigesteuert hat:

> **Was diese Frage zu lösen verspricht,**
> **Gern sagt' ich es, aber ich weiß es nicht.**

Br.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Antipatentgesetz und Erfindernotwehr. Eine Denkschrift zur Patentreform. Herausgegeben vom Allgemeinen Erfinderverband. Berlin-Schöneberg, Verlag von „Kapital und Erfindung". M. 1.80.

Barr, Amelia E., Der Teufelsgroschen. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Alfred Peuker. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 4.—.

Bernhardt, Claire, Allsiegerin Venus. Novellen. Dresden-A., H. L. Diegmann.

Bradke, M. von, Gedichte. München, Ernst Reinhardt. M. 3.—.

Bülow, Hans von, Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie von Bülow. 7. Band. Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 6.—.

Die Ueberwinder des Todes. Berlin, John Schwerins Verlag.

Foerster, Fr. W., Christentum und Klassenkampf. Sozialethische und sozialpädagogische Betrachtungen. Zürich, Schultheß & Co. M. 4.—.

Fried, Alfred H., Die Grundlagen des revolutionären Pacifismus. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 1.—.

Geiger, Ludwig, Goethe und die Seinen.

Quellenmäßige Darstellungen über Goethes Haus. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Geb. M. 6.—.

Hoffmann, B. A., Grundlinien einer sozialen Bank. München, Max Steinebach. M. 1.—.

Hohoff, Wilhelm, Die Bedeutung der Marxschen Kapitalkritik. Paderborn, Verlag der Bonifacius-Druckerei. M. 4.50.

Hohoff, W., Hermann Schell über die soziale Frage. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 50 Pf.

Hoppe, Hermann, Gundermann. Eine Erzählung aus dem Riesengebirge. Jauer i. Schl., Oskar Hellmann. M. 3.—.

Jagdordnung, Die neue preußische, vom 15. Juli 1907, nebst Ausführungsbestimmungen. Amtliche Fassung. Berlin, L. Schwarz & Co. M. 1.—.

Joël, Karl, Der freie Wille. Eine Entwicklung in Gesprächen. München, F. Bruckmann A. G. Gebunden M. 11.—.

Kahlenberg, Hans von, Häusliches Glück. Variationen von einem Glücklichen. 4. Auflage. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—.

Kapp, W., Das elsässische Bürgertum. Eine kulturpsychologische Studie. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. 80 Pf.

Kienzl, Dr. Wilhelm, Im Konzert. Von Tonwerken und nachschaffenden Tonkünstlern empfangene Eindrücke. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. M. 5.—.

Kraze, Friede H., Heim Neuland. Ein Roman von der Wasserkante und aus Deutsch-Südwest. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4.—; gebunden M. 5.—.

v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Der Japanisch-Russische Krieg. I. Teil: Die Vorereignisse und der Krieg bis zur Landung der II. japanischen Armee Anfang Mai 1904. Mit kriegsgeschichtlichen Vergleichen und Betrachtung über den Krieg. Mit Illustrationen und Karten. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 3.—.

v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Die Nordamerikanische Großmacht, geschichtlich, kommerziell und politisch. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 6.—.

Lomer, Georg, Vineta. Eine Geschichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.

Pantenius, Th. H., Geschichte Rußlands von der Entstehung des russischen Reiches bis zur Gegenwart. Mit einer Karte. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. M. 7.—.

Poninski, Graf Stanislaus, Einsamkeit. Aphorismen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—.

Ponten, Josef, Siebenquellen. Ein Landschaftsroman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5.—; gebunden M. 6.—.

Reitzenstein, Ferd. Frhr. v., Die Entwicklungsgeschichte der Liebe. Mit zahlreichen Abbildungen. Dritte Auflage. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. M. 1.—.

Reuß, F., Ein Vorspiel. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Robertus, Gerda von, Vom Baum des Lebens. Gedichte. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. M. 3.—.

Schleicher, Iwan, Professor Süterlin. — Der Zoologische Garten. Novellen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—.

Schmidt, Alfred, Jugendwirren. Gedichte (1905—1908). Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. M. 2.50.

Schnee, Dr. Heinrich, Unsere Kolonien. Bd. 57 von „Wissenschaft und Bildung". Leipzig, Quelle & Meyer. Gebunden M. 1.25.

Seeberg, D., Der Sang von der Ruhr. Ein Gedicht von Erde und Mensch. Berlin, Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. M. 2.50.

Siegfried, Paul Rudolf, Mein Herz. Gedichte. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Spalteholtz-Wagner, Georg, Horridoh. Schauspiel in drei Akten. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Sperl, August, Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechtes. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 8.50; gebunden M. 10.—.

Streuvels, Stijn, Frühling. Novellen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Vlämischen von Martha Sommer. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.25.

Süsserotts illustrierter Kolonial-Kalender für 1909. Herausgegeben von Hubert Henoch. Berlin, Wilhelm Süsserott. M. 1.—.

Suttner, Bertha von, Memoiren. Mit drei Bildnissen der Verfasserin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 10.—; gebunden M. 12.—.

Templeton, H. S., Anleitung zur Oelmalerei. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von O. Straßner. 2. Auflage. Eßlingen a. N., Paul Neff Verlag (Max Schreiber). M. 1.20.

Unterbeck, M., Ronald. Ein Sang aus dem Schwedenkriege. Epische Dichtung nach einem Prosamotiv Adalbert Stifters. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Wereschtschagin, W., Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Krieg. Vierte Auflage. Stuttgart, Robert Lutz. M. 5.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen über den Dänischen Feldzug von 1864

(Schluß)

Die vorstehenden Darlegungen sollten in chronologischer Anordnung der Ereignisse einen Ueberblick über die Entwicklung und das schließliche Scheitern des Projekts von Ballegaard geben und die Handlungsweise des Prinzen auf Grund geschichtlich feststehender Tatsachen klarlegen. Aber das entscheidende psychologische Moment kommt doch erst zu seiner vollen Geltung, wenn wir den körperlichen und Nervenzustand des Feldherrn in jener Kriegsperiode gebührend in Rechnung stellen. Auch darüber gibt er selbst ebenso offenherzige wie bedeutsame Aufschlüsse.

Er schreibt:

„Zu Pferde hatte man fast täglich Wind und Sturm auszuhalten, bekam kalte Füße und einen heißen Kopf, mußte in der Nässe oft stundenlang stehen — ich spreche hier von der ganzen Winterkampagne —, konnte gar nicht oder nur unregelmäßig gehen, was für meine Gesundheit notwendig ist, während Reiten mir selten zuträglich, und kam wegen Mangels an Zeit auch manchen Tag gar nicht an die Luft. Mittags gab es wöchentlich zwei- bis dreimal saure Gemüse (Bohnen, Linsen, auch Kartoffeln), die ich gern aß, die mir aber nicht bekamen. In Karlsburg und Glücksburg lag ich in kalten Schloßräumlichkeiten. In Gravenstein hatte ich freilich ein größeres Zimmer, aber nur dies eine für alles. Es war zwar ein Ofen darin, aber keine Ofenklappen, und es gab nur frisches Holz, das nach Bedürfnis gefällt wurde. Um eine leidliche Temperatur zu erzielen, mußte den ganzen Tag geheizt werden und ich, ganz gegen meine Gewohnheit, in der warmen Stube schlafen, die natürlich abends am wärmsten war. Mit jeder neuen Verkältung kam ich in schlimmeren Zustand. Erst Mitte und Ende April mit Eintritt des milderen Frühjahrs verschwand die Verkältung. Ich war recht krank am 2. Februar, dem Tag von Missunde, am 5. und in der Nacht zum 6. in Karlsburg, vom 16. bis 19. in Gravenstein. Ferner war ich sehr krank am 2. April, wo ich von den Höhen von Düntḥ aus mehrere Stunden hindurch dem Frontalfeuer gegen die Schanzen und der Beschießung Sonderburgs zusah, besonders aber am 3., wo der Uebergang bei Ballegaard stattfinden sollte.

Ich blieb zu Bette und wollte nur unter der Bedingung erscheinen, daß der Uebergang wirklich unternommen wurde.

Zu diesem Leiden gesellte sich nach und nach ein zweites, die krankhafte Ueberreizung meiner Nerven. Was aber stürmte auch alles auf mich ein! Die Verantwortung, die ich so weit trieb, daß ich der mir unterstellten Truppe jede, auch die kleinste Schlappe ersparen wollte, ein Zweck, den ich ja auch vollständig und buchstäblich erreicht habe. Häufig weckte mich auch des Nachts vor Düppel das dänische Kanonenfeuer, das sich deutlich von dem unsrigen unterscheiden ließ. War das Feuer stärker als gewöhnlich, so regte mich das auf und verbannte den Schlaf. Ich hatte Angst um meine Soldaten, Besorgnis um vielerlei, wo ich entschieden auf Glück rechnen mußte.

Noch ein andrer Umstand wirkte auf meine Nerven dadurch, daß er mir Schlaflosigkeit verursachte. Es ist eine meiner körperlichen Schwächen, daß ich selten einschlafen kann, wenn ich höre, daß andre Personen vor mir eingeschlafen sind. Ich werde dann immer auf Stunden ganz wach. Nun hatte es ein unglücklicher lokaler Zufall, der nicht zu beseitigen war, gefügt, daß der dicke Leibjäger N. N. meines Vetters Albrecht nur durch eine Papierwand von mir getrennt schlief. Das war sehr störend, aber schlimmer noch, daß er mit dem Moment des Einschlafens furchtbar zu schnarchen anfing. Er schnarchte die Tonleiter nicht bloß herauf, sondern auch wieder herunter. Dieses Konzert habe ich alle Nacht gehabt vom 11. Februar bis Ende April, wo der junge Prinz die Armee verließ.[1])

In große innere Erregung geriet ich immer bei Bestätigung von Todesurteilen über Spione...

In Berlin hatte sich nicht de jure, aber de facto eine Art Hofkriegsrat gebildet, der mir Vorschriften gab, Bedingungen, Erwartungen aussprach, drängte und dabei eben nicht die Dinge richtig ansah resp. die Friktionen dieses Kriegsschauplatzes nicht kannte. Kränkungen wurden mir nicht erspart. Es war unmöglich, sich von diesen Einflüssen zu befreien. Sie wirkten lähmend auf mich, und das erregte mich. Meine eigenhändigen Briefe an den König gingen stets in andre Hände und fanden ihre Kritiker und Widersacher, besonders im Kriegsministerium. Beantragte ich Dinge direkt beim König mit Umgehung des Instanzenweges, der im Kriege wegen Entfernung des Großen Hauptquartiers oder wegen nicht günstiger Stimmung dort oder im Kriegsministerium gerechtfertigt schien, so erlangte ich allerdings immer meinen Zweck, mußte aber eine Menge Unannehmlichkeiten mit in Kauf nehmen, die das Kriegsministerium mir machte (Sendung des

---

[1]) Hierin liegt die Erklärung für die in Manteuffels Brief vom 10. Mai berührte Bemerkung, der Prinz sei erst spät am Tage zugänglich gewesen. Daß er übrigens in Friedenszeiten, wenn kein Zwang vorlag, einen langen Schlaf pflegte, räumt er selbst in einem Briefe an einen Freund ein (20. Juli 1877): „Mein Schlaf ist beinahe eine Schlafsucht zu betiteln, und das Verlassen des Bettes, wenn nichts Bestimmtes vorliegt, meist eine schwierige Operation. Sie wissen ja, daß es eigentlich eine Passion von mir ist, früh, sehr früh auf zu sein, wenn nur ein Zweck dabei ist."

Obersten Colomier). Es ist mir einmal von der Natur nicht gegeben, mich über dergleichen leicht hinwegzusetzen; diese Dinge waren vielmehr von so einschneidendem Einfluß auf meine Stimmung, daß sie meine Spannkraft lähmten, mir die Lust und Freude nahmen. Wenn ich aber meine Nervosität mit der andrer Leute, wie Blumenthal, General Raven, Major Jena und Hauptmann Spieß 35. Regiments, verglich, so konnte ich noch zufrieden sein. Erklärte mir doch selbst der Hauptmann von Leszczynski[1]) 60. Regiments, der Nerven wie Stricke hatte, nach dem Sturm, länger wie acht Tage hätte er es auch nicht mehr aushalten können, so sei er heruntergekommen.

Es traten ferner gewisse Trübungen, Störungen des guten Verhältnisses, zum Teil entschiedene Zerwürfnisse ein mit Wrangel, Hindersin, Mülbe, besonders Anfang April mit Blumenthal. Letzteres drohte die ganze Kriegführung lahmzulegen. Das genügte, mir jegliche Freudigkeit zu nehmen, und meine Verantwortlichkeit wuchs nur um so mehr."

Der Prinz geht nun im einzelnen auf seine Zerwürfnisse mit General von der Mülbe und Oberst von Blumenthal ein. Es erscheint als ein Gebot der historischen Gerechtigkeit, bei diesen der Nachwelt bisher nur in einseitiger Beleuchtung bekannten Dingen auch den so häufig angegriffenen und getadelten Prinzen zu hören.

Ueber die gespannten Beziehungen zum Kommandeur der Ende März mit vor Düppel herangezogenen Garden schreibt der Prinz:

„General von der Mülbe meldete sich bei mir am 28. März als in Apenrade mit neun Bataillonen in zwei Gewaltmärschen aus Jütland angekommen. Ich empfing ihn in Gegenwart des Prinzen Albrecht (Sohn) und des Obersten Blumenthal sehr zuvorkommend und teilte ihm mit, daß es meine Absicht sei, ihn mit sechs Bataillonen Garde mit nach Alsen zu nehmen, weil es der Wunsch des Königs sei, daß die Garde tüchtig gebraucht werde; die übrigen drei Bataillone sollten mit andern Truppen vor Düppel verbleiben. Mülbe wehrte sich hiergegen aus persönlichen Gründen und ließ seiner ganzen, bei ihm auch vom Kronprinzen während des Feldzuges wahrgenommenen Verstimmung freien Lauf.[2]) Jetzt habe er von seinen zwölf Bataillonen nur neun, und auch diese sollte er nun nicht einmal behalten u. s. w. Ich gab sofort nach und sagte, daß ich ihn alsdann ganz vor Düppel belassen und andre Truppen, was mir persönlich besser passe, nach Alsen mitnehmen werde.

Ich hatte mit der Garde die besten Absichten, und kein andres Gefühl als das der Freude über ihr Erscheinen vor Düppel waltete bei mir ob. Mehrere Stunden ritt ich hin und her, um die Garde ankommen zu sehen am 29., aber ich sah nur das 3. Garderegiment und ein Bataillon des 4. Garderegiments.

---

[1]) von Leszczynski, 1870/71 der hervorragende Stabschef Werders, zuletzt (bis 1891) kommandierender General des IX. Armeekorps, ein vom Prinzen hochgeachteter, ihm sehr nahestehender Offizier.

[2]) An sich war diese Verstimmung wohl begreiflich, da General von der Mülbes Wirksamkeit als Truppenführer durch die Zerreißung seiner Verbände aufgehoben war.

Die übrigen waren schon auseinander gegangen. Sie an andern Tagen zu sehen, mich ihnen zu zeigen, war eine Sache, die bei dieser Kriegführung, den Terrain- und Kantonnementsverhältnissen rein dem Zufall überlassen bleiben mußte, wollte ich die angestrengte Truppe, die für jetzt dem Feinde zunächst den Dienst übernahm, nicht bloß ad hoc ausrücken lassen. Das unterließ ich, wie ich es bei den Westfalen unterlassen hatte. Es war dies einer der Punkte, dessentwegen die Gardeoffiziere gegen mich verstimmt waren ... Eine andre Ursache war, daß die Verpflegung der Garde, die in Jütland von Requisitionen hatte leben können, für sie sehr empfindlicherweise auf die (große) Verpflegungsportion herabgesetzt werden mußte, die alle Truppen vor Düppel gleichmäßig erhielten. Mehr Dienst und Arbeit und dabei weniger zu essen, als man seit Wochen gewohnt war, das ist freilich kein Grund zur Freude. Diese Unannehmlichkeit konnte weder der Feldmarschall noch ich der Gerechtigkeit gegen alle Soldaten meines Korps und des Geldpunktes wegen der Garde ersparen. Es hieß mit Recht, entweder auch die Linientruppen oder auch die Garde nicht ... Ich wußte sehr wohl, daß die Stimmung der Garde über mich seinerzeit maßgebend sein würde für diejenige in vielen militärischen Kreisen Berlins, Potsdams und auch in den Provinzen. Bei bestem Willen hatte ich wissentlich nichts versäumt. Um so mehr drückte mich die klare Erkenntnis der Sachlage und der Anschauungsweise, die vom General Mülbe ausging und von ihm zu meinen Gunsten hätte geändert werden können."

Von tiefgreifender Wirkung auf den Gang der kriegerischen Begebenheiten wurde das Zerwürfnis mit Blumenthal.[1]) Hierüber äußert sich der Prinz wie folgt:

„Die reiche militärische Begabung des Obersten von Blumenthal, seine hohen Fähigkeiten und Leistungen als Generalstabsoffizier setze ich als bekannt voraus und bestätige sie nur einfach. Er besaß Einheit und Kühnheit im Entwurf, Mut in der Ausführung. Seine Gesundheit war immer schwach. Er bedurfte stets besonderer Schonung und vieler Erholung, die ich ihm im Frieden vielfach, im Kriege nach Möglichkeit zuteil werden ließ. Alle Offiziere des Stabes hatten ihn in gleicher Weise wie ich sehr lieb und nahmen ihm stets gern Arbeiten, namentlich das rein Geschäftliche, ab ... Seine ganze, sehr große Arbeitskraft verwandte er nur auf den operativen Teil der Geschäfte und auf die hiermit

---

[1]) Am 7. April schreibt Goeben seiner Gattin: „... Blumenthals Stellung ist unendlich schwierig. Ruhige, eindringliche Ueberlegung, darauf begründetes festes Beschließen und dann konsequentes Durchführen, ohne nach rechts und nach links zu sehen — das alles muß ein Feldherr haben. Der Prinz hat manch gute, hat blendende Eigenschaften; aber er ist, wie sich mehr und mehr herausstellt, schwankend, schwer zu einem definitiven Entschluß zu bringen, dabei auf diesen, jenen und den dritten hörend. Blumenthal hat sehr heftige Szenen mit ihm gehabt, wird augenblicklich in nichts gehört. Ich bewundere seine Ruhe und Ausdauer. Er hat nach Berlin geschrieben, dringt darauf, daß jemand herkomme, den Prinzen ‚zurechtzusetzen' u. s. w." Aehnlich äußert er sich in einem Briefe vom 15. April. Vgl. Zernin, Goeben, Bd. I S. 313 ff.

zusammenhängenden Verpflegungsangelegenheiten. Dennoch waren bereits in den ersten Tagen seine Nerven sehr überreizt. Im Kriege traten beim Obersten Blumenthal wie bei manchem Menschen Eigenschaften zutage, die im Frieden verborgen waren. Eine gewisse Eitelkeit, von der er niemals ganz frei war, artete in krankhaften Ehrgeiz und Ruhmsucht aus ... Blumenthal war in dieser Beziehung offenbar, wie man dies bei begabteren und selbstbewußten Naturen öfters findet, mehr für eine erste Stelle als für eine zweite geeignet, mehr zum kommandierenden General als zum Chef.[1]) Auch unter dem General von Herwarth verfuhr er so eigenmächtig, schob den General ganz beiseite ... Er kommandierte, denn er traf zeitweise Anordnungen, von denen ich keine Ahnung hatte oder die meiner Sanktion erst dann unterbreitet wurden, als ohne üble Folgen nichts mehr daran geändert werden konnte. Als ich meine Befehle wegen Arnis diktiert hatte, oder während ich dies noch tat, stellte er mich zur Rede. Ich griffe in seine Gerechtsame ein, ihm und seinen Organen habe ich das Rekognoszieren zu überlassen, mich desselben zu enthalten und mich auf ihn zu verlassen, ihm die Anfertigung der Dispositionen u. s. w. zu überlassen, ich habe seine Vorschläge abzuwarten resp. mich vertrauensvoll in sie zu fügen u. s. w., sonst lege ich ihn lahm und er habe nichts zu tun ... Wiewohl ich fühlte, daß ich zu weit ging, so räumte ich ihm doch das von ihm Gewünschte, ihm zu Gefallen und um ihn in guter Stimmung zu erhalten, im allgemeinen ein und versprach, mich künftig danach zu richten. (Hierdurch ist auch zum größten Teil erklärt, warum ich in der Tat vor Düppel wenig persönlich rekognosziert habe, und daß ich keine Detailanordnungen traf, liegt an der Art und Weise, wie ich auch im Frieden den Dienst zu handhaben gewohnt bin.) So ging das Verhältnis wochenlang ganz gut.[2]) Eine kleine persönliche Gereiztheit war auf seiner Seite schon in Berlin ... entstanden ... Dazu kam nun nach und nach eine derartige Ueberreizung der Nerven, daß er daran wirklich krank wurde. Dies hatte seinen höchsten Grad erreicht, als das Projekt von Ballegaard, bekanntlich mein und Blumenthals Lieblingsprojekt, zur Reife der Ausführung gelangte. Als er mich in den Tagen davor nicht gleich entschlossen fand und ich namentlich über das mir nicht wahrscheinliche Andauern des stillen Wetters besorgt war, überflutete er mich mit Reden und Ausdrücken ... Dasselbe wiederholte sich am 3. morgens, als das Unternehmen an Wind und Wetter gescheitert war und ich ihm sagte, ich habe das vorausgesehen und bedaure, ihm nachgegeben zu haben ... Dies und ähnliches konnte ich mir denn doch nicht gefallen lassen, und es kam zu sehr deutlichen Auseinandersetzungen. Es war ihm verletzend, daß ich ihm einwarf, nicht er, ich trage die Verantwortung ... So kam es zum Bruch ... Wenn mein Herz nicht an ihm hing, wenn ich nicht Mitleid mit seinem Nervenzustande, der noch

---

[1]) Stosch schreibt im Feldzuge 1866 in einem Briefe über Blumenthal: „Er ist entschieden viel besserer General wie Chef des Generalstabs." Stosch, Denkwürdigkeiten, S. 107.

[2]) Blumenthal an Moltke am 4. März: „Seine Königliche Hoheit ist jetzt immer so gnädig, mir sehr freie Hand zu lassen, und wenn es so bleibt, soll wenigstens nichts planlos geschehen."

schlimmer als der meinige war, gehabt, so hätte ich ihn zurückschicken mögen ... Es gab aber, nächst meinem Adjutanten Witzendorff, der den eigentlichen Geschäften doch nicht sehr nahe stand, auch keinen Stabsoffizier in meinem Korps, der die Fähigkeit gehabt, den alle Fäden in der Hand haltenden Blumenthal sofort zu ersetzen. In den Tagen nach Ballegaard steigerte sich der nervöse Zustand Blumenthals noch mehr ... Seine Gespräche, und jetzt sprach ich mit ihm nur noch vor Zeugen, blieben nie mehr bei der Sache, sondern wurden persönlich. Es riß ihn fort ... Hier ist keine Spur von Uebertreibung, sondern nackte Wahrheit. Er könne und wolle nichts mehr mit Alsen zu tun haben, hatte er schon am 3. April nach dem Scheitern des Projekts von Ballegaard gegen mich ausgesprochen, als ich zu behaupten wagte, ein Punkt im Alsensunde würde einem in der Alsener Förde vorzuziehen sein, weil man unabhängiger von Wind und Wetter sei. Es sei hierbei bemerkt, daß diese Ansicht schon früher, besonders an Witzendorff, ihre Vertreter gefunden, und daß ich bis zum 3. April, Blumenthals Wunsche folgend (!), nicht persönlich die Ufer rekognosziert hatte. Einmal zwar, am 17. März, war ich auf dem Ritt nach Ballegaard, um es zu tun, als jenes denkwürdige Gefecht von Oster-Düppel meine Anwesenheit erheischte ... Es ist hier am Orte, zu erwähnen, daß ich Blumenthal im Herzen lange vergeben habe, daß es ihn aber aus Anlaß der Geburt meines Sohnes (14. November 1865) gedrängt hat, mich schriftlich und in aller Form um Verzeihung zu bitten. Ich lud ihn danach zur Taufe ein." [1])

---

[1]) Der Brief Blumenthals vom 15. November 1865 hat im wesentlichen folgenden Wortlaut: „Je mehr ich hier in einer gewissen Einsamkeit die vergangene ereignisreiche Zeit durchdenke, desto öfter mache ich mir bittere Vorwürfe, Euer Königlichen Hoheit gegenüber nicht immer so gewesen zu sein, wie ich es hätte sein müssen und wie Sie es nach so vielen Gnadenbezeigungen von mir erwarten durften. Sie haben mir zwar erlaubt, mich gegen Sie auszusprechen, Sie haben mir die Hand gereicht und mir vergeben, aber ich fühle doch noch den dringenden Wunsch und das Bedürfnis, es noch einmal zu hören, daß alles vergessen ist, und daß Sie mir erlauben, mich in Zukunft Ihnen wieder mit derselben Offenheit und dem Freimut zu nähern, den Sie mir in früheren schönen Tagen jahrelang gestattet haben ... Können Euer Königliche Hoheit mich daher mit ein paar gnädigen Zeilen erfreuen und mir die Hoffnung geben, daß Sie mir auch jetzt noch und ganz verziehen haben, so werden Sie mich nicht nur sehr glücklich machen, sondern auch mit einem Wort die trüben Gedanken aus der Erinnerung des schönen und leider zu kurzen Feldzugs entfernen. Ich werde dann diejenige Freudigkeit in der Erinnerung wiedergewinnen, die ich durch meine eigne Schuld verloren habe ..." In seinem Dankschreiben auf die Antwort des Prinzen, welche die Einladung zur Taufe seines Sohnes enthielt, sagt Blumenthal am 8. Dezember 1865: „Euer Königliche Hoheit haben mich durch Ihr überaus gnädiges Schreiben, für das ich meinen untertänigsten Dank sage, sehr glücklich gemacht. Ich werde fortan bei dem alljährlich wiederkehrenden Geburtstagsfeste des Königlichen Prinzen die schöne Erinnerung haben, daß Euer Königliche Hoheit mich nicht nur als einen treuen Diener des Königlichen Hauses, sondern als jemand betrachten, der Ihnen persönlich treu ergeben ist und der trotz widriger Winde, die seine schwache Gestalt hin und her bogen, doch an der Wurzel festblieb und bleiben wird." Als Blumenthal im Jahre 1877 sein fünfzigjähriges Militärdienstjubiläum feierte, sandte ihm Prinz Friedrich Karl ein in warmen Worten gehaltenes Glückwunschschreiben. Blumenthal erwiderte aus Quellendorf am 3. August 1877: „Es ist der

Aber noch ein andres Moment rein privater Natur trug dazu bei, die Stimmung des Prinzen in jenen Tagen zu verdüstern und seine Spannkraft zu lähmen. Es war das Verhältnis zu seinem Vater, dem Prinzen Karl, der als Zuschauer sich in seinem Hauptquartier aufhielt.

„Mein Vater hatte den Krieg nie gesehen, und deshalb gab ich die erste Veranlassung zu einem Besuche der Armee. Er kam mit der Absicht, acht bis zehn Tage zu bleiben, Ende Februar in mein Hauptquartier und machte in dieser Zeit einen Abstecher zur Armee nach Kolding. Die Gelegenheit, einem Gefecht beizuwohnen, die wir beide wünschten, fand sich in dieser Zeit nicht, und so ward der Aufenthalt verlängert, wozu ich abermals gern die Hand bot, da er sich sichtlich in unserm Kreise gefiel und sehr liebenswürdig war. Ueber gewisse Genen für mich, die aus dem Verhältnis zwischen Vater und Sohn entsprangen, sah ich gern hinweg. So erregte ich zum Beispiel stets seinen Unwillen, wenn ich nicht pünktlich zu Tisch erschien, was doch absolut unmöglich war. Mitte März erschien das schwere Geschütz und trat zunächst bei Gammelmark in Wirksamkeit. Mein Vater war hier zum ersten Male im Feuer, und ich hatte beim Diner hierauf die Artigkeit, eine dieser Batterien die ‚Feldzeugmeister-Batterie‘ zu taufen, welcher Name dann historisch geworden ist. Ich hatte keine Ahnung, daß ich vielleicht hierdurch meinem Vater die Veranlassung gab, sich von jetzt ab auch als Feldzeugmeister zu gerieren. Der überhaupt üble Einfluß seines Adjutanten, Baron H.. P.., hat auch das seinige hierzu beigetragen. Die veränderte Situation kennzeichnete sich durch eigenmächtiges Eingreifen in die Wirksamkeit der Artillerie. So wurde ein oder das andre Mal das Feuer gegen meinen Willen eröffnet ... Das Gewicht, das diese Anwesenheit auf mich ausübte, ward immer größer, je unfreundlicher die Laune ward ... Ich wurde meines Daseins nicht mehr froh. Trug ich doch als kommandierender General im Namen des Königs die Verantwortung und mußte der Erste sein überall und den Generalen und der Truppe gegenüber und war es doch nicht, durfte es nicht sein. Ich fühlte den Schaden. Sehr fatal war es, wenn der Sohn ins Gebet genommen wurde und gestehen mußte, welche militärischen Maßnahmen in der Luft schwebten. Häufig setzte sich mein Vater

---

gnädige Ton Ihres Schreibens, der mich an alte schöne Zeiten erinnert, in denen es mir vergönnt war, in Krieg und Frieden Ihnen näherzustehen. Wenn diese Zeiten auch durch meine Schuld und durch meine von Arbeit und Sorgen überreizten Nerven mitunter getrübt waren, so sind doch diese Wolken längst zerstreut und sehe ich nur ein ungetrübtes Bild einer schönen Vergangenheit vor mir. Könnte ich sie noch einmal durchleben, so würde sie vielleicht besser, aber gewiß nicht schöner werden.“ Der Prinz reihte diese Briefe „wegen des darin enthaltenen Eingeständnisses“ seinen Feldzugsakten über 1864 ein. — Auch in einem Briefe an Moltke vom 25. Oktober 1865 räumt Blumenthal ein: „Ich mache mir noch oft Vorwürfe, daß ich gewiß viel durch meine leidenschaftliche Art und Weise, mit der ich oft die Dinge erfasse, verdorben und meine Stellung selbst erschwert habe.“ Muß man demnach die Form seines Auftretens auch verurteilen, so darf anderseits nicht vergessen werden, daß er in der Sache, die er verfocht, im Recht war, und daß der Prinz selbst von sich eingesteht (s. „Deutsche Revue“ November-Heft, S. 145), es habe ihm an Entschluß gemangelt.

zu unsern geheimen Konferenzen. Fehlte ich doch gegen den Vater, wenn ich hemmend eingetreten wäre und Geheimnisse bewahren wollte. Das war schwer ... Dieses Verhältnis war für mich eine Prüfung eigentümlicher Art.

Zum Schluß will ich aber auch einiges erwähnen, was in der Kampagne beruhigend, belebend und erhebend auf mich wirkte. In erster Linie stehen da die feierlichen Gottesdienste. Demnächst war es General von Manteuffel, der, wie bereits erwähnt, mich stärkte ...[1]) Die Nähe meines Vetters Albrecht hatte für mich etwas Beruhigendes und Wohltuendes, ja in gewisser Art etwas Erhebendes. Ich konnte mich mit ihm aussprechen, fragte zuweilen nach seinem Rat, denn er hat Takt und feinen Verstand. Er zeigte Interesse zur Sache, war bei allen geheimen Besprechungen gegenwärtig und von mir in jedes Geheimnis eingeweiht. Er verdiente vollkommen mein ganzes Vertrauen ...

In Augenblicken des Zweifels habe ich mich nicht selten gestärkt durch das Gespräch mit der Truppe oder mit einzelnen Soldaten, wo es die zufällige Begegnung auf meinen Ritten so mit sich brachte. Mut, Zuversicht, Ergebung, Lust, mit dem Feinde anzubinden, und am Wagnis, das Gefühl der Ueberlegenheit, das heißt der intellektuellen und moralischen, über den Gegner trat überall hervor, und immer gewann ich gerade in den Momenten, wo mein Herz zaghaft wurde, von neuem die gewisse Ueberzeugung: ‚Mit diesen Soldaten machst du alles.‘ In erster Linie galt dies allerdings von meinen Brandenburgern, die mich auf Händen trugen, aber doch auch von den Westfalen. Ich besinne mich auf einige kernige, prächtige Antworten, die sie mir am 4. April bei Satrup-Holz gaben (15. Inf.-Rgt.). Und wo der Soldat nicht mit dem Munde sprach, da sprachen seine Augen mit ihrem treuen und hingebungsvollen Ausdruck zu meinem Herzen ... Niemand gewiß kann die Verluste, die unvermeidlich waren, mehr beklagen, als ich es tue. Das schließt aber nicht aus, daß es oft und gewöhnlich erhebend für mich war, in den Lazaretten meine treuen Soldaten in dieser freudigen, religiösen, gehobenen und resignierten Stimmung zu finden, die mir so zum Herzen sprach. Ein Blick von mir, ein Händedruck oder Streicheln der Wange oder Stirn, ein Wort der Anerkennung und des Dankes, und diese Leute waren strahlend vor Wonne und glücklich. Es war unmöglich, daß dergleichen ohne günstige Rückwirkung auf mein Gemüt blieb."

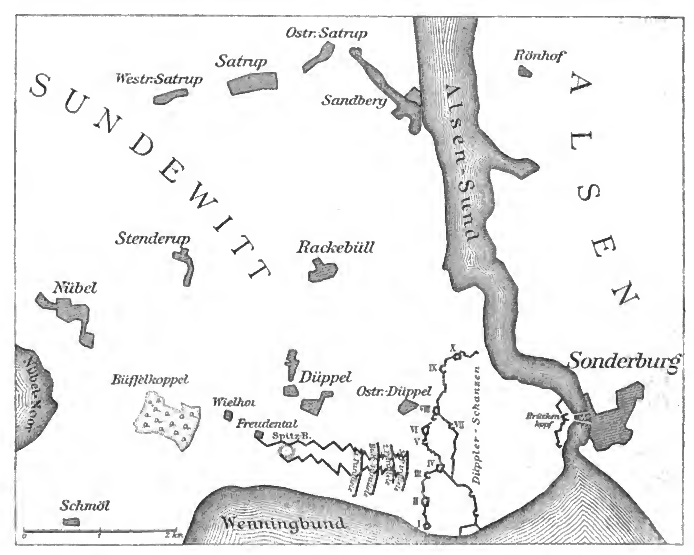
*

Nach dem Scheitern des Projekts von Ballegaard trat die regelrechte Belagerung der Düppler Schanzen als Hauptaufgabe in den Vordergrund.

---

[1]) Der Prinz zählte also Manteuffel nicht zu den Männern des Hofkriegsrats, wohl weil er seinen abweichenden Auffassungen stets in Worten Ausdruck verlieh, die an das moralische Element der Kriegführung appellierten. In Wahrheit aber gehörte gerade Manteuffel in den Tagen vor Düppel zu den schärfsten Kritikern des Prinzen. Vgl. Roons Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 210 ff. und 229. Trotzdem trug gerade der Dänische Feldzug wesentlich dazu bei, das ehemals gespannte persönliche Verhältnis beider zu einem guten, schließlich sogar sehr freundschaftlichen zu gestalten.

Schon am 3. April erhielt Oberst Colomier die freie Verfügung über die gesamten artilleristischen Streitmittel des Belagerungskorps und legte am 5. April im Verein mit Oberst von Mertens, der an Stelle des erkrankten Oberstleutnants von Kriegsheim mit der Leitung der Ingenieurarbeiten beauftragt wurde, einen Entwurf für den weiteren Fortgang des Angriffs vor, demzufolge der Sturm nach mehrtägiger Beschießung aus sämtlichen Batterien aus einer neuen Parallele — später „Halbparallele" genannt — auf eine Entfernung von 650 bis 700 Metern



von den Schanzen erfolgen sollte. „In den ersten Tagen des April war man besorgt, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen werden könnte, bevor unsre Truppen Gelegenheit zu einem entscheidenden Siege gehabt hätten. Der Kronprinz und der Feldmarschall verlangten daher bis zum 10. April um jeden Preis entweder den Uebergang nach Alsen oder die Erstürmung der Schanzen, und ich war ausdrücklich beauftragt, dies Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Karl am 4. April vorzutragen," sagt Oberst von Mertens in einem später dem Prinzen eingereichten Bericht. „Damals war von einem Vorgehen mit den Laufgräben so weit, wie dies später geschah, keine Rede, und man erwartete in Flensburg den Sturm schon aus der Halbparallele. In einem ‚vertraulichst auf Befehl' an mich gerichteten Schreiben des Oberstleutnants von Stiehle [1]) vom

[1]) Stiehle war Generalstabsoffizier Wrangels.

6. April heißt es: ‚daß man die Entfernung der Infanterielogements wegen der vortrefflichen Lage der Enfilierbatterien für weniger erheblich halte, und vor allem die wichtigsten politischen Gründe uns zur Eile drängten‘."

Auch ein Brief des Königs vom 7. April an den Prinzen sprach sich in diesem Sinne aus. „Was ich vorhersah, ist leider eingetroffen. Der Uebergang nach Alsen hing von zu vielen zusammenwirkensollenden Umständen ab, als daß er nicht an dem Fehlen eines Faktors scheitern sollte. Nichtsdestoweniger muß ich nach Prinz Hohenlohes Meldung der Anordnung und Vorbereitung zu dieser immer sehr gewagten Operation meine volle Anerkennung zollen und Dir und den Beteiligten meine ganze Zufriedenheit aussprechen. Wille, Umsicht, Einsicht, Präzision der Einteilung zur Ausführung hat sich wie in diesem ganzen Feldzuge als ein Glanzpunkt meiner Armee dargestellt ... Wenn nun also die Alsener Operation, die Du bisher Deiner Meldung nach als die in erster Linie stehende bezeichnet hast, von nun an nur in zweiter Linie stehen darf, so verlange ich, daß von nun an der regelrechte Angriff der Schanzen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln mit aller Energie und ohne Zeitverlust ergriffen werde ... Auf große Verluste bin ich gefaßt. Indessen es gilt jetzt die Ehre meiner Waffen und die Sache, für die wir fechten, mit eklatantem Siege zu endigen. Also: Mit Gott vorwärts!"

Aber auch jetzt machte sich wieder „ein Dualismus in der Einleitung der ferneren Operationen, der nur von Nachteil war," geltend. Der Prinz sagt darüber: „Blumenthal wollte mit Alsen nichts mehr zu tun haben. Ich war töricht, dies zuzugeben ... Die Operation gegen Düppel war allerdings entschieden in den Vordergrund getreten, aber die Operation nach Alsen blieb als Diversion, als Verfolgung und zur gänzlichen Vernichtung des Feindes in meinen Augen bestehen. Für sie fehlte mir nun die Stütze an Blumenthal. Statt seiner wurde für diese Operation Witzendorff substituiert. Blumenthal versprach zwar, ihm allen möglichen Vorschub zu leisten. Aber ich entbehrte doch zunächst infolge dessen, was mit Ballegaard zusammenhing, des alle Fäden gleichmäßig in der Hand haltenden Chefs des Stabes."

Ein vom Major von Witzendorff verfaßtes Memoire schlug den Uebergang nach Alsen bei Satrup-Holz vor an derselben Stelle, wo er später, am 29. Juni, tatsächlich und mit glänzendem Erfolge ausgeführt worden ist. Blumenthal verwarf den Gedanken vollkommen. Er schreibt darüber an Moltke am 4. April: „Meiner Ansicht nach war es ein durchaus unhaltbarer Vorschlag, da man mit Ausnahme der halben Breite des Sundes und des geringeren Wellenschlags dieselben Schwierigkeiten wie bei Ballegaard hat, sechs bis sieben mit schwerem Geschütz armierte Schanzen und Batterien bekämpfen und dann nach dem Uebersetzen noch den größten Teil (?) der dänischen Armee konzentriert vor sich hat. Ein Festsetzen auf dem jenseitigen Terrain würde sehr schwierig und ein Brückenschlag unausführbar sein, da wenigstens vier Pontontrains erforderlich sein würden. Das Uebersetzen in Pontons und Booten würde auf so große Schwierigkeiten stoßen, da es an der Anfahrt fehlt und auch hier ‚Rolf Krake‘ seine

Schuldigkeit tun kann, ebenso wie bei Ballegaard." Moltke hielt das Projekt im Gegensatz hierzu unter gewissen Vorbedingungen für ausführbar:[1] „Der Uebergang über den Sund würde wohl davon abhängen, daß durch unsre qualitativ so überlegene Artillerie eine Stellung eingenommen wird, durch welche der Aufenthalt auf der Halbinsel Arnkiel und der Zugang zu derselben unmöglich gemacht würde." Oberstleutnant von Doering, der die Stelle mit dem Hauptmann von Bronsart vom Generalstabe erkundete, fand „manche günstige Chance für einen Uebergang, aber sehr gewagt, weil der Feind seine Hauptkräfte in der Nähe hat".[2])

Wie sich der Prinz, der jetzt selbst eingehende Erkundungen des Ufergeländes mit Witzendorff und seinen Generalstabsoffizieren vornahm, die Operation nach Alsen dachte, erhellt aus seinem eigenhändigen Bericht an den König vom 9. April: „Nachdem das Ballegaarder Projekt ganz fallen gelassen, bleibt nur das des Uebergangs über den Alsener Sund. Im allgemeinen ist es nur ausführbar unmittelbar vor oder unmittelbar nach dem Sturm, während die Aufmerksamkeit des Feindes und seine Streitkräfte noch geteilt sind. Im Speziellen hängt der Zeitpunkt des Unternehmens aber ab von dem frühen oder späten Gelingen, die feindliche Artillerie jenseits des Sundes zum Schweigen zu bringen. Unmittelbar vor dem Sturm unternommen, zieht es vielleicht den ‚Rolf Krake', der den Truppen in den Trancheen und beim Sturm sehr übel mitspielen könnte, ab, oder wenn er nicht in den Sund einläuft, so fällt hiermit das Haupthindernis für meinen Uebergang weg. Nach dem Sturm, das heißt mindestens vierundzwanzig Stunden, kann ich sehr überlegene Artillerie an den Sund bringen, finde aber weiter rückwärts die ganze dänische Armee, vielleicht freilich demoralisiert, jedenfalls aber vorbereitet. Nach dem Sturm würde ich den Uebergang nur etwa als eine Art Verfolgungsoperation unternehmen, und in diesem Falle empfiehlt sich vielleicht der Zeitpunkt, wo die Dänen sich einzuschiffen begonnen haben würden."

Moltke erreichte es, daß die Operation dem Prinzen von Berlin aus nicht untersagt wurde. Er wich nur insofern von dessen Ansicht ab, als er die Landung auf dem nördlichen Teil der Insel gegenüber Ballegaard für vorteilhafter und die Mitwirkung der Flotte noch mehr als früher für notwendig hielt. Der König selbst erklärte sich in seinem Antwortschreiben an den Prinzen vom 11. April „außerstande, ein Urteil darüber zu fällen, weil zu diesem zweiten Projekte genaue Kenntnis des Terrains und der feindlichen Anlagen gehöre". Wenn auch schließlich das kühne Unternehmen aus Gründen, die wir noch kennen lernen werden, nicht verwirklicht worden ist, so wird eine gerechte Beurteilung dem Prinzen ihre Anerkennung nicht versagen dürfen für die konsequente Energie, mit der er an seinem Plane unter schwierigen Verhältnissen festhielt.

---

[1]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864, S. 131.

[2]) Dr. Krieg, General von Doering, 1898.

Die Belagerungsarbeiten nahmen inzwischen unter mehrfachen Vorposten-scharmützeln ihren Fortgang. Seit dem 2. April wurde die Beschießung der Schanzen und Sonderburgs fortgesetzt, in der Nacht vom 7. zum 8. April die Halbparallele ausgehoben, in der Nacht zum 10. die neueingetroffenen Mörser-Batterien ausgerüstet. Am 8. April traf auch der durch Allerhöchste Kabinetts-order mit der gesamten technischen Leitung des Angriffs beauftragte General-leutnant Hindersin im Hauptquartier des Prinzen ein. Dieser empfing den neuen Ankömmling, in dem er einen Abgesandten des Berliner Hofkriegsrats witterte, nicht gerade entgegenkommend. In der Nacht vom 10. zum 11. April wurde 250 Meter vorwärts der Halbparallele die zweite Parallele angelegt. Ueber die weiteren Absichten sagt der Prinz:

„In einer Konferenz zu Gravenstein am 11. April abends, zu der ich die ersten Offiziere der beiden technischen Waffen zuzog und an der auch der General Hindersin, der inzwischen vom Könige geschickt war, teilnahm, wurde die Instruktion zum Sturm nach einem Entwurf des Obersten Mertens vom 7. April festgestellt, ebenso alles übrige, was auf denselben Bezug hatte. Mit Ausnahme des Obersten Mertens erklärten alle Anwesenden [1]) den Sturm auf diese Entfernung für ein äußerst gewagtes Unternehmen, welches mißlingen könne. Die militärischen Gründe leuchteten mir vollkommen ein, und ich war von ihrer Richtigkeit durchdrungen, dennoch konnte ich damals diesen Ratschlägen, die darauf hinausgingen, sich noch näher an den Feind heranzubauen — Hindersin wollte sogar einen ganz neuen Angriff gegen die noch nicht angegriffenen Werke —, nicht nachgeben. Meine Gründe waren nur politischer Natur. Ich sprach das aus und befahl den Sturm zum 14. April.“

Da traf in der Nacht zum 13. April ein Flügeladjutant des Königs, Oberstleutnant von Strubberg, mit folgendem Allerhöchsten Handschreiben beim Prinzen ein:

„Daß Du den Sturm schon auf den 14. oder 15. festsetzest, hat mich insofern überrascht, als ich aus der Entfernung, in welcher die dritte Parallele [2]) angelegt ist, dies nicht annehmen konnte. Der Sinn der letzten Parallele ist doch der, womöglich Bresche zu legen oder doch die Pallisaden und Sturmpfähle niederzulegen. Dies kann aber auf 500 Meter nicht geschehen, da man auf solche Distanz wenigstens den Erfolg nicht sicher beurteilen kann, also auch nicht den richtigen Moment zum Sturm ersehen kann. Daher glaubte ich, es würde noch eine vierte Parallele nötig werden, was freilich gegen den Sprachgebrauch ist. Wenn aber einmal die erste zu entfernt angelegt war, so muß man aus der Not eine Tugend machen. Den Raum von 500 Metern im freien Terrain bis zu den

---

[1]) Nach dem Generalstabswerk (Bd. II, S. 489) sprachen sich nur General Hindersin und Oberst Blumenthal gegen, die größere Anzahl der Anwesenden hingegen für den Sturm aus der zweiten Parallele aus. Augenscheinlich irrt sich daher der Prinz in seinen „Erinnerungen“.

[2]) Der König bezeichnet hier die zweite Parallele unter Hinzurechnung der „Halbparallele“, als dritte Parallele.

Graben- und Glacishindernissen zu durchlaufen, ist in dem alsdann eintretenden Kartätschenfeuer sehr weit. Ich spreche freilich nur nach der Theorie und weiß nicht, welche Gründe obwalten mögen, den Sturm auf solche Distanz anzusetzen... Wellington hat mir öfters die Regel zitiert, die er sich aus seiner Erfahrung in Spanien gemacht hatte, nämlich die Sturmkolonnen sehr stark zu machen... Dies rate ich Dir also auch zu tun, und darum halte ich die Bataillone für zu schwach... Meine Bemerkung ging immer nur dahin, daß die durch das Alsener Projekt verlorene Zeit so energisch wie möglich eingebracht werden müsse, und ich überzeuge mich, daß dies jetzt vollkommen geschieht."

„Niemand war froher als ich," schreibt Prinz Friedrich Karl in seinen „Erinnerungen u. s. w.", „daß auf die Art meine politischen Bedenken in nichts zerfielen und daß allein die militärischen Rücksichten entscheidend sein sollten. Die Freude, daß noch eine dritte Parallele erbaut würde, war bei den Truppen und selbst bei meinen ‚Heißspornen' General Manstein, Oberst Hartmann und Major Krohn eine so große, daß sie ihr mündlich Ausdruck verliehen, nachdem sie vorher nicht ohne Bedenken für das Gelingen des Sturmes gewesen waren." Sofort sandte er am Morgen des 13. das folgende Telegramm an den König: „Schwierigkeit und Gefahr auf 500 Meter zu stürmen, wird hier allgemein gewürdigt, doch glaubte ich wegen Konferenz es tun zu müssen. Infolge von Brief und da Befehle nicht ausgegeben, habe weitere Annäherung angeordnet, wodurch Sturm drei bis vier Tage später. Wellingtons Erfahrung war mir nicht bekannt, werde sie benutzen, sofern Platz zur verdeckten Aufstellung ist."

Ein vom 16. datiertes Schreiben, in dem der Prinz nochmals seinem Dank für die Ratschläge des Königs Ausdruck gab, besagte in dem gleichen Sinne: „In militärischer Hinsicht war es unbedingt richtig, vorher noch die jetzt nahezu vollendete und auf zwanzig Fuß Breite erweiterte dritte Parallele zu bauen. Meine Gründe, früher zu stürmen, waren nur politischer Natur, indem ich glaubte, vor Eröffnung der Konferenzen müsse schnell derartiges ausgeführt werden. Es freut mich, daß ich im Irrtum mich befand... Die Erfahrung des Herzogs von Wellington in bezug auf den Wert starker Sturmkolonnen war mir fremd. Ich danke Eurer Majestät für deren Mitteilung. Demzufolge habe ich alle Kolonnen verstärkt... Statt zweiunddreißig werden sechsundvierzig Kompagnien zum Sturm bestimmt."

In der Nacht vom 14. zum 15. April wurde die dritte Parallele in einer Entfernung von 220 bis 300 Metern von den Schanzen ausgehoben und bis zum 17. zu großer Breite ausgebaut. Der Prinz setzte am 16. den Sturm auf den 18. April 10 Uhr vormittags fest, nachdem bereits am 15. eine eingehende Instruktion für den Sturm ausgearbeitet worden war. Die am 17. erlassene Disposition regelte die Tätigkeit aller einzelnen Truppenverbände, während der Prinz in einer an demselben Tage mittags beim Kruge von Wielhoi abgehaltenen Besprechung, zu der die Generale, die Kommandeure der Sturmkolonnen und mehrere Artillerie- und Ingenieuroffiziere versammelt wurden, noch ver-

schiedene mündliche Weisungen für das Verhalten der Truppen während des Sturmes gab.[1])

Der Sturm war in der Weise geplant, daß nach sechsstündigem lebhaftem Geschützfeuer um 10 Uhr vormittags die sechs Sturmkolonnen unter der Leitung des Generals von Manstein aus der dritten Parallele gegen die Schanzen I bis VI vorbrechen sollten, während von der Hauptreserve gleichzeitig die Brigade Canstein aus der Halbparallele in die dritte Parallele, die Brigade Raven von der Büffelkoppel bis in Höhe der zweiten Parallele vorzurücken und vier Feldbatterien schon vor Tagesanbruch gedeckt in der Nähe des Spitzberges bereitzustehen hatten. Von den übrigen Truppen war der Brigade Roeder Nübel, der Gardedivision Wester-Satrup, der Brigade Schmid Rackebüll als Sammelpunkt angewiesen. Der Brigade Goeben, die am Großen Holz mit sämtlichen verfügbaren Pontons und Booten bereitgestellt wurde, war freie Hand gelassen, den Uebergang nach Alsen auszuführen oder dort nur zu demonstrieren. Die Landung erschien, zumal das Hauptmoment des Gelingens, die Ueberraschung des Gegners, am hellen Tage fehlte, zu gewagt, als daß sie unter allen Umständen befohlen werden durfte. Von dem bewährten Unternehmungsgeiste und der kaltblütigen Ruhe des Generals von Goeben, die er bei jedem Gefecht gezeigt hatte, ließ sich erwarten, daß er keine plötzlich eintretende günstige Chance ungenutzt vorübergehen lassen, aber auch keinen übereilten und unbegründeten Versuch machen würde.

Nach der Ausgabe seiner letzten mündlichen Weisungen am 17. April begab sich Prinz Friedrich Karl auf den Spitzberg, „um dort noch einmal, das Auge auf die Schanzen und deren Vorterrain gerichtet, seine Disposition genau durchzudenken". „Ich kam mir vor," schreibt er, „wie jener König, der mit vergnügten Sinnen auf das beherrschte Samos blickte. Ich war schon etwas gehärtet durch die bisherigen Erfahrungen. Die Besorgnis über meine Freunde in den Sturmkolonnen und wegen der Verluste überhaupt war nicht das vorherrschende Gefühl

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein bemerkenswerter Zwischenfall, der durch die Feder eines Augenzeugen vor der Vergessenheit bewahrt worden ist und hier wiedergegeben sein möge: „Hiernach — nach Ausgabe der mündlichen Disposition — frug der Prinz, ob einer der anwesenden Herren noch eine Frage habe. Alles schwieg. Plötzlich sagte eine Stimme im Kreise der den Prinzen Umstehenden und zwar mit einem Ton, so ruhig und geschäftsmäßig, als handle es sich um eine Frage nach der Aufnahme der Richtung: ‚Wenn die vorderste Kompagnie stutzt, Königliche Hoheit, so darf doch von hinten auf sie geschossen werden?' Alles sah nach dem Sprecher hin, einem langen, hageren General mit eigentümlich spitzem Kopf, einer Brille auf der Nase und dem Habitus eines Schulmeisters. Es war Goeben. Der Prinz selbst schien einen Augenblick betroffen, doch bald erwiderte er: ‚Das wird nicht vorkommen!' und gleich darauf nochmals mit einer Handbewegung: ‚Das wird nicht vorkommen!' Der alte Karlistenchef verneigte sich und schwieg. Hatte er an seine Jugend gedacht und an die einstige Praxis in den baskischen Bergen? Der Prinz behielt recht, sie stutzten nicht. Aber die Erinnerung an diesen Zwischenfall ist mir geblieben, und stets, wenn ich den General später wiedersah, stand jene Szene in der Büffelkoppel vor meiner Seele. Sie war eine soldatische Illustration der Lehre des Seneca: ‚Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat, quod ferrum non sanat, ignis sanat.'"

in meiner Brust. Konnte mich doch kaum ein zweiter Verlust so schmerzlich berühren als der des Majors von Jena, der tags zuvor seinen Geist ausgehaucht hatte. Ich war ruhig und in keiner Weise erregt oder zaghaft. Ich erwartete mit Bestimmtheit den Erfolg und bedauerte nur, daß er ein beschränkterer sein mußte als jener, den ich Anfang des Monats auf Alsen hatte erringen wollen. Was morgen geleistet werden würde, sagte ich mir, wäre das, was von uns erwartet, seit lange sogar erwartet würde, und nicht mehr ... Speziell also erwartete ich das Gelingen des Sturmes gegen alle sechs Schanzen ... ferner die Wegnahme der zweiten Linie und auch von Schanze VII. Wegen Schanze VIII, IX und X, die von Artillerie verhältnismäßig wenig angegriffen waren und die ich mir intakt dachte, glaubte ich, daß sie sich am Tage des Sturmes ergeben oder daß ihre Besatzung, halb abgeschnitten, den Versuch machen würde, sich über den Alsensund zu retten ... Daß meine Infanterie die Kühnheit haben werde, wie es nachher geschah, Schanze VIII und IX mit stürmender Hand zu nehmen, erwartete ich nicht. Was den Brückenkopf betrifft, so hatte diesen niemand gesehen. Wir wußten, daß er sturmfrei, mit Artillerie armiert und ausgedehnt sei. Ich war nicht der Meinung, daß er gestürmt werden könne, wie es denn auch nicht geschah, aber auch nicht des Glaubens, daß die Dänen ihn freiwillig verlassen würden, wie es sich zutrug. Es war kein Grund, anzunehmen, daß sie ohne Not den letzten festen Fuß im Sundewitt zurückziehen würden. Ich dachte vielmehr, daß es zu einer Beschießung des Brückenkopfes aus über Nacht zu erbauenden und zu armierenden Batterien kommen müsse, daß dieser Kampf aber ein kurzer, wenn auch vielleicht mehrtägiger sein werde. Andre Ansichten als die von mir hier niedergelegten habe ich von keiner Seite vernommen. Sanguinischer wenigstens war keine ausgesprochene Meinung, wohl aber habe ich von Stabsoffizieren der Kolonne IV einige Zweifel an dem Gelingen ihres Auftrages ausdrücken hören."

Es liegt außerhalb des Zweckes dieser Blätter, den Verlauf der glänzenden Waffentat des 18. April im einzelnen zu schildern. Hier sollen nur die seelischen Empfindungen des verantwortlichen Führers wiedergegeben werden, die ihn während des Kampfes erfüllten. Der Prinz schreibt:

„Unsre Kolonnen eilten nicht, liefen nicht, sie rasten vorwärts. Es zeigte sich hier zuerst und bei dem weiteren Verlauf der Kämpfe immer von neuem ein Eifer im Angriff, ein Elan, wie er nie schöner gewesen sein kann, wie er wahrscheinlich vorher nie dagewesen ist. Mehr wie dies kann nicht von Soldaten geleistet werden ... Die Eile war so groß, daß die älteren Hauptleute von ihren Soldaten teilweise überholt wurden, daß die Stabsoffiziere unmöglich unter den Ersten sich halten konnten ... Heute sah ich mit Genugtuung, was mir schon Episoden am 17. März gezeigt hatten, allgemein, daß meine Erziehungsprinzipien sich glänzend bewährten, das Streben, den gemeinen Mann durch Erweckung des Ehrgefühls und Selbstvertrauens zu einem so vollendeten Krieger zu machen, daß er des Beispiels seiner Offiziere in minderem Maße bedarf als früher. Um so besser, wenn das Beispiel noch dazukommt, aber der Soldat

muß sich darum wie ein Held schlagen, weil es ihn von innen heraus so treibt, daß er nicht anders kann. Das war und ist mein Streben. Hier sah ich die Frucht, auf Alsen sah ich sie wieder. Mehr als dieses Bewußtseins bedarf es nicht zu meinem Lohne ... ‚Nous avons pris un Malakoff, vous en avez pris dix!‘ waren die Gratulationsworte des französischen Chef d'escad. d'état-major Grafen von Clermont-Tonnère an mich, als mein Sieg vollständig war. Dabei lief ein Strom von Tränen über seine Wangen. Er war ein Krimsoldat, aber für unsre Armee sehr eingenommen. So erschüttert war er von dem, was er gesehen."

Schon um 12 Uhr 40 Minuten konnte der Prinz dem Könige die telegraphische Meldung nach Berlin senden: „Ich lege zehn Schanzen Euer Majestät zu Füßen," und um 2 Uhr nachmittags: „Brückenkopf genommen."

Als Antwort erhielt er sogleich das nachfolgende Telegramm:

„Nächst dem Herrn der Heerscharen verdanke ich Meiner herrlichen Armee und Deiner Führung den glorreichen Sieg des heutigen Tages. Sprich den Truppen Meine höchste Anerkennung und Meinen Königlichen Dank aus für ihre Leistungen."

Und doch, der schöne Erfolg befriedigte den Prinzen nicht voll. „Der Feldmarschall sagte zu mir im Laufe des Nachmittags auf dem Spitzberg: ‚Jeder jubelt über den Sieg, nur nicht mein Prinz?‘ Der alte Herr, der das menschliche Herz kennt, hatte recht. Er hatte mich durchschaut. Ich verglich den gegenwärtigen Sieg mit dem, den ich auf Alsen hatte erfechten wollen, und war nicht zufrieden. Auch heute waren meine Gedanken auf Alsen gerichtet gewesen und waren es noch. Ich war unzufrieden mit mir selbst und auch mit andern," so heißt es in des Prinzen „Erinnerungen u. s. w.". Die nähere Aufklärung darüber gibt uns eine am 11. Mai 1864 — also noch während des Feldzuges — niedergeschriebene Bleistiftnotiz:

„Am Nachmittag des 18. April hatte ich wiederholte Gespräche mit dem Kronprinzen, der es wünschte, daß ich zur Ausbeutung des Sieges nach Alsen gehen möchte. Auf meinen Wunsch telegraphierte er an den Ministerpräsidenten, der antwortete, daß der Besitz von Alsen keinen politischen Wert für uns habe, wohingegen die Fortsetzung des Erfolges vom 18. auf Alsen von mir als militärisch sehr wünschenswert betrachtet wurde, wenn diese Operation am 18. oder 19. stattfinden konnte ... Nach dem ersten Gespräch mit dem Kronprinzen sprach der Generalstabschef des Feldmarschalls, Generalleutnant Vogel von Falckenstein, auf der Chaussee bei Freudental mit mir in Gegenwart des Obersten von Blumenthal, der ihm beistimmte. Er suchte mir auszureden, nach Alsen zu gehen, und stellte mir vor, der König wolle, daß jetzt so schnell als möglich der größte Teil Jütlands okkupiert werde, weshalb die neun Gardebataillone und das 18. Regiment in etwa zwei Tagen abrücken müßten ... Falckenstein meinte ferner, daß ich den schönen Sieg, dessen Tragweite ich damals sehr unterschätzte, durch eine Operation von immerhin zweifelhaftem Erfolge nicht in Frage stellen möchte. Ich hatte die Schwäche, nachzugeben. Für mich wirkte entscheidend:

erstens, daß Goeben, mein bester und unternehmendster General, und der Major von Witzendorff auch wohl, das Uebersetzen bei Satrup-Holz für sehr mißlich und nicht wünschenswert erklärte — er würde nur in dem Falle über den Sund gegangen sein, wenn der Sturm abgeschlagen worden wäre — und zweitens, daß ich wußte, daß dem König, der mir darüber öfter geschrieben, sehr wenig an der Operation nach Alsen, alles hingegen an der Wegnahme der Schanzen gelegen sei.“ [1])

Goeben selbst urteilt über den Akt der Entsagung, den er übte: [2]) „Ich bin vollständig klar und mit mir einig, daß ich richtig gehandelt habe; ich freue mich dessen, und ich würde es auch jetzt noch ebenso machen.“

Die Unzufriedenheit des Prinzen mit sich und andern ist menschlich erklärlich — und doch dürfte es außer Zweifel stehen, daß die Unterlassung des Uebergangsversuchs unter den obwaltenden Umständen gut gewesen ist. Der Gegner war auf das Unternehmen gefaßt, die Vorbereitung dazu nicht so hinreichend getroffen wie später am 29. Juni. Die Größe der Opfer und die Möglichkeit einer Niederlage hätte der Versuch nicht gerechtfertigt.

Die Aufzeichnungen des Prinzen endigen mit dem Sturm auf die Düppler Schanzen. Wir glauben sie nicht besser abschließen zu können als mit dem edeln und freimütigen Selbstbekenntnis, das er, anscheinend als Nachwort, in einer Bleistiftnotiz niedergeschrieben hat:

„Wenn ich dem Leser dieser Aufsätze kleiner erscheine als mein Ruf und als er sich mich gedacht, so spricht das für die Offenherzigkeit der Darstellung. Sei er dann aber billig und sage sich, daß, wenn Nimbus und Schleier fortgenommen, auch andre Persönlichkeiten viel von dem einbüßen müßten, als was sie uns jetzt in der Geschichte erscheinen. Aber Wahrheit vor allem für den, der lehren will im Interesse des Lernenden! Ich gebe mich preis für das Beste des Vaterlandes. Dies ist auch ein Ruhm und edle Absicht. Möge sie erreicht sein! In magnis et voluisse sat est. Man sei nachsichtig, wenn ich nicht immer Energie zeigte, und vergegenwärtige sich, wie schwer es war, immer den Kopf oben zu behalten bei der Menge eigentümlicher Schwierigkeiten. Anders ein Oberkommandierender als ein nicht verantwortlicher Zuschauer. Sicheres Urteil hat nur der, der ähnliches wie ich bereits durchgemacht. Im ganzen ist doch viel geleistet und keine Schlappe!“

W. F.

---

[1]) Dies bestätigen Goebens Feldbriefe vom 21. und 29. April. Zernin, Goeben, Bd. I S. 330 und 336.

[2]) Ebenda, S. 336.

Ein englischer General über das Kaiser-Interview [1])

Von

Sir Alfred Turner, Generalmajor

In the good old times of Alexander the Great, the cynic philosopher Diogenes wandered about one sunny day with a lamp and when asked why he needed artificial light in broad day light, he replied, "I am looking for a wise man". Recent events in connection with the interview accorded by the German Emperor to a person, whose identity is unknown, appear to indicate that the search of Diogenes, notwithstanding all the progress, which has been made since his day in education, science, art and literature, would have been attended with little more success at the present time, than it was two thousand years ago.

Last November the Kaiser and the Kaiserin were throughout their visit to England, received with unaffectedly cordial greetings often accompanied with rapturous applause; this took place not merely because they are the relations and were the guests of King Edward, but because the Kaiser was known to be inspired with kindly feelings towards Great Britain, to which feelings he gave utterance on several occasions during his visit and notably at the Guildhall, where he said that the maintenance of good relations between Germany and the British Empire was essential for the preservation of the peace of the world. Yet shortly after this, one of the comparatively few but noisy and irreconciliable anti-Teutons in London, who to judge from their writings of utterances are not conspicuous for those qualities, of the possession of which Britons were once so proud, good sense and calm courage, asserted that the British people had been lulled to sleep by the wishes of the Charmer, who in the form of the Kaiser, was preparing with diabolical ingenuity and Machiavellian skill, plans for their destruction. That people can be found so simple and so bereft of intelligence to give ear to such utter trash, is astonishing, but this is unfortunately true; it is still more surprising that the report of the Kaiser's interview, which was never intended to appear in the press as a whole, and which was full of expressions of attachment towards England, and of surprise and regret, that he should have been so misunderstood by its people, should have evoked such a "storm in a teacup". This is but one more proof of the power of the Press for evil and the want of common sense of a vast number of its readers. One can understand that the plumes of the small portion of the German people, who detest John Bull, or profess to do so, were ruffled, one can comprehend that France, the partner in the present *Entente cordiale,* or Russia, should have felt annoyance that their hostility to

[1]) Anmerkung der Redaktion. Wir geben diesen Artikel absichtlich im Original wieder, damit nicht durch Rückübersetzungen in der englischen Presse Irrtümer entstehen.

England, to which, at a time when she was in sore straits, they were so anxious to give practical effect, should be laid bare, in such a startling manner, more than eight years later; but that England, who owed it to the German Emperor that in the time of her sorest necessity, a powerful, an irresistible European coalition was not formed against her, beats the wit of man to discover, or rather would do so, were it not a fact, that the masses of the English public have become somewhat hysterical and excitable under the influence of a portion of the press, by which they are guided for the moment; but after this transitory stage, they fortunately recover the possession of their characteristic common sense, through the exercise of which they pause and hold back when it comes to action. Witness in proof of this the shooting of some fishermen in the North-Sea, by the Russian Fleet, who took their poor little fishing smacks for Destroyers; large portion of the British public shrieked for war with Russia, urged on by certain organs of the press. Fortunately a foreign minister, Lord Lansdowne, who possessed all the qualities necessary for his post, met the storm of Jingoism unruffled. In this he was loyally supported by the government, war was averted, and the storm of popular furor died away before the reawakening of good sense, almost as rapidly as it had risen.

Let us for a moment consider what the attitude of the Kaiser has been towards the British in regard to the Boers. When that most monstrous act of illegality, the Jameson raid, was carried out, all Europe was horrified, and no one supposed that any portion of the British public was in sympathy with the raiders or especially sensitive on their account. The Kaiser sent the renowned telegram to President Krueger, to congratulate him upon his success in repelling the attack on his country. Incited by the anti-german organs of the press, the same offenders as to-day, the public furiously raged for a short period against the Kaiser and his people. Then came the Boer war, which was loudly condemned, not only by the whole civilized world, including the United States of America, but by a large portion of the British people themselves. Defeat after defeat, disaster after disaster attended the British arms and the world rejoiced. Then it was that the delegates of the Boers made their visit to many countries, and met with the most cordial reception from rulers and people except in Germany, where the Emperor would not receive the envoys of a nation at war with Great Britain. Surely this is one of the strongest proofs of friendship, that history has recorded; for no one can doubt that if Germany had thrown in her lot with Russia and France, a coalition would have been formed, which would have shaken the British Empire to its very foundations, for it must be remembered that the whole of the available British army was in South Africa, England was destitute of regular troops, and if ever there was a favourable opportunity of attacking England with success it was then.

Therefore all reasonable people whose eyes are not jaundiced by the bile of the yellow press and whose heads are not swelled by the disease of Jingoism, which is open to no argument or persuasion, must allow that the British Nation owes a deep debt of gratitude to the German Emperor who, when all looked black with her, and when, to use the words of the Psalmist, 'the waters had come in to her soul', refused to join in a step to humiliate her, and to render her already great embarassment intolerable.

With regard to the plan of campaign which, the Kaiser relates, he sent to Queen Victoria, the matter is of altogether secondary importance. The German general staff, and probably those of other countries, work out plans at the outset of all important campaigns; the one in question was the obvious one that any skilful general unhampered by the civil power, after he had stepped into the arena of war, would have adopted. General Buller conceived the same plan, but he was hampered by political considerations, and was therefore defeated; being compelled to disperse an insufficient force on a front of many hundred miles! With modification rendered necessary by the events of the war, Lord Roberts carried out much the same plan in principle and gained the first success in the war. The good will of the Kaiser in communicating a plan to the late Queen is apparent, and the British are certainly not the people who should carp at him for such. The storm which was raised in England by the Kaiser's assertions and proofs that he has been and is a firm friend of Great Britain, is not at all intelligible, and that the Kaiser should thereupon be denounced by the British Press, is indeed a sorry sign of the times. That there is a party in Germany hostile to Great Britain, is unfortunately indubitable, but it is a small section, and by no means represents the German people at large, who, like the Emperor himself, will not permit Germany to be dragged into a criminal and fratricidal war with Great Britain. Germans and Britains have ever fought side by side for the freedom of Europe against a common enemy, and they will never allow themselves to be pitted one against the other through the machinations of mischiefmakers or the ink of the *Zeitungsschreiber*. Had the Emperor been a weak instead of a strong monarch, he would not have been not only mortified and irritated at the manner in which his assurances of attachment to England were received there, but as the well known writer Mr. Harold Spender wrote in a letter to the 'Times' of November 2nd, he would naturally have been driven into the arms of the war party, and cured of his desire to be guided in his policy by his long and steady friendship towards the British nation and the British people.

'Honour to whom honour is due.'

Eduard Zeller und der Wunderglaube

Von

E. Hermann, Professor a. D. †

Nicht allen Schülern von D. F. Strauß ist es im Leben so übel ergangen wie dem Meister oder auch wie Märklin und Rapp.[1]) Da war zum Beispiel Eduard Zeller, das Musterbild des unermüdlichen Forschers, dem es nur um die Wahrheit zu tun ist. Zwar fand auch er in Württemberg die Anerkennung nicht, die ihm gebührte. Dreizehn Semester dozierte er in Tübingen bei vollen Hörsälen, ohne die verdiente Anstellung an der Universität zu bekommen. Eine bescheidene Professur in Bern konnte auch nur als Notbehelf ausreichen. Die Stelle in Marburg war nicht viel besser, aber sie öffnete ihm wieder den Weg nach Deutschland, freilich um den Preis, daß er das theologische Lehramt mit dem philosophischen vertauschen mußte. Nun aber fand er in Heidelberg und dann vor allem in Berlin den rechten Boden für seine Wirksamkeit. Als er in seinem achtzigsten Lebensjahr in die Heimat zurückkehrte, war er Königlich Preußischer Wirklicher Geheimrat mit dem Prädikat Exzellenz, Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften, Doktor sämtlicher Fakultäten; die höchsten Orden (Pour le mérite zum Beispiel) schmückten seine Brust, die besten Bildhauer und Maler suchten die feinen Züge seines klassischen Kopfes festzuhalten. In harmonischer Ehe war er mit Baurs trefflicher Tochter vereint und durfte sich des seltenen Glücks der goldenen Hochzeit erfreuen. Als er am 19. März d. J., vierundneunzig Jahre alt, die müden Augen schloß, wurde ihm von allen Seiten wie einem Fürsten im Reich der Wissenschaft gehuldigt. Der Deutsche Kaiser schrieb an den Sohn des Verstorbenen:

„Mit der ganzen gebildeten Welt vereinige ich mich im Geiste an der Bahre des großen Philosophen in treuer Dankbarkeit für die hervorragenden Dienste, die der Verewigte der Wissenschaft und besonders dem deutschen Geistesleben geleistet hat. Der Name Eduard Zeller ist in die Reihe der edelsten Söhne des deutschen Volkes eingetragen und wird stets nur mit Stolz und Bewunderung genannt werden."

Freilich ist bei all diesen ehrenden Anerkennungen überwiegend von Zeller, dem Philosophen, die Rede. Wie man bei D. F. Strauß zuerst an sein Leben Jesu denkt, so bei Eduard Zeller an die Geschichte der griechischen Philosophie; mit diesem Meisterwerk ist Zellers Name in der Wissenschaft untrennbar verknüpft. Aber es soll dabei doch nicht vergessen werden, daß er von Hause aus Theologe war und daß er zu dieser seiner ersten Liebe immer gern zurückkehrte. Als Theologe aber stand er an der Seite von Strauß; ihm galten seine ersten wie seine letzten Arbeiten, und er wußte sich in allen Hauptpunkten mit ihm einig.

---

[1]) Vgl. Februar- und September-Heft der „Deutschen Revue".

Goethe sagt einmal von der Freundschaft, sie könne sich bloß praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen. „Neigung, ja sogar Liebe, hilft alles nichts zur Freundschaft. Die wahre, die tätige, produktive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß er meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unsrer Denk- und Lebensweise sein möge."

Für diese Art tätiger, produktiver Freundschaft gibt es in der neueren Literatur kaum ein vorzüglicheres Beispiel als das Band zwischen Strauß und Zeller. Sie kannten beide als Historiker kein höheres Ziel als die Feststellung der geschichtlichen Wahrheit, mochte es sich um die Geschichte der Theologie oder Philosophie oder das Wissen der Gegenwart handeln. Sie förderten sich bei jedem Schritt in ihren literarischen Leistungen, wie wir's sonst nur noch bei Goethe und Schiller finden; sie waren sich, wenn auch nicht die nächsten, so doch die höchsten Freunde, d. h. die am höchsten geehrten. Zeller schämte sich seiner Zugehörigkeit zu Strauß nicht nur nicht, sondern trat bei jeder Gelegenheit für ihn ein. Mit seiner Philosophie vertrug sich der Wunderglaube ebensowenig als mit der Theologie von Strauß. Wie sich die Geschichtsforschung dem Wunder gegenüber zu verhalten habe, darüber spricht sich Zeller (unter anderm im achten Band der Historischen Zeitschrift von Sybel) nicht minder klar und offen aus als Strauß. Das Ergebnis seiner eingehenden Untersuchung ist kurz folgendes:

Unter Wundern versteht man Vorgänge, die nicht durch natürliche Ursache bewirkt sind, die vielmehr den Naturgesetzen widersprechen. Was aber den Naturgesetzen widerspricht, ist der heutigen Wissenschaft undenkbar. Was undenkbar ist, ist im Gebiet der Wissenschaft unmöglich, da die Denkbarkeit das einzige Merkmal der Möglichkeit ist. Demnach sind Erzählungen, die uns von Wundern berichten, falsch. Entweder ist das Erzählte überhaupt nicht geschehen oder es hat, soweit es geschehen ist, seine natürlichen Ursachen gehabt, gleichviel ob der Erzähler diese gekannt hat oder nicht. Der Geschichtsforscher kann nie in den Fall kommen, die Geschichtlichkeit eines Wunders zuzugeben; es ist für ihn unmöglich, weil es undenkbar ist. Daß Wunder erzählt, die Erzählungen aufgeschrieben, für wahr gehalten sind, beweist nichts für ihre Geschichtlichkeit. Die Unrichtigkeit des Wunderberichts ist jedenfalls ungleich wahrscheinlicher als ein Vorgang, der aller Erfahrung widerstreiten würde.

Wenn vom heiligen Dionys berichtet wird, er habe sich nach seiner Enthauptung in Paris wieder aufgerichtet, den abgeschlagenen Kopf in die Hände genommen und unter Engelgesang zweihundert Schritt weit bis zu dem nach ihm genannten St. Denis getragen, so wird kein wissenschaftlicher Historiker diesen Wunderbericht für geschichtliche Tatsache halten. Mögen noch so viele Zeugen für die Glaubwürdigkeit des Berichts aufgeboten werden, er widerstreitet allen Naturgesetzen, ist undenkbar und darum unmöglich.

Anders steht's mit solchen Vorgängen, die zwar den Berichterstattern als Wunder erschienen, die sich aber aus natürlichen Ursachen erklären lassen und

damit glaubhaft werden. Daß durch Christus und die Apostel Nervenkranke, Lahme, Irrsinnige geheilt worden, steht mit der Wissenschaft nicht in unlösbarem Widerspruch, wird vielmehr auch durch die heutige Erfahrung als möglich erwiesen.

Wohin gehören nun die Berichte über die Auferstehung Jesu? Zeller hat sich darüber (zwölfter Band der Sybelschen Historischen Zeitschrift) in einer Abhandlung über das Leben Jesu von Renan und die Neubearbeitung des Jugendwerkes von Strauß ausgesprochen.

Das Osterwunder kann so, wie es die Evangelien berichten, nicht geschehen sein. Daß ein wirklich toter Mensch wieder lebendig geworden, widerstreitet aller Erfahrung, widerstreitet den Naturgesetzen, der Vernunft und ist somit unmöglich. Die Wirklichkeit eines solchen Vorgangs könnte vor der historischen Kritik selbst dann nicht bestehen, wenn sie aufs beste bezeugt wäre. Für die Auferstehung Jesu aber liegen nur Zeugnisse aus zweiter und dritter Hand vor, die sich noch dazu in sehr vielen Einzelheiten widersprechen.

Anders steht's mit den Berichten über den natürlichen Ausgang des Lebens Jesu. Sie lauten einstimmig dahin, daß Jesus nach schwerer Mißhandlung ans Kreuz geschlagen, einige Stunden daran gehangen, mit den Zeichen des Todes abgenommen und in einer Grabhöhle untergebracht sei. Das schließt nun allerdings die Wiederbelebung nicht so unbedingt aus, wie es bei einer Enthauptung oder Verbrennung der Fall gewesen sein würde. Aber wie unwahrscheinlich und widerspruchsvoll sind die Berichte über die Erscheinungen des Neubelebten! Nach dem einen Evangelisten erscheint Jesus am Auferstehungstag seinen Jüngern in Jerusalem, nach dem andern längere Zeit nachher in Galiläa. Ja derselbe Evangelist (Lukas) verlegt in seinem Evangelium die letzte Erscheinung auf den ersten Tag nach der Auferstehung, in der Apostelgeschichte auf den vierzigsten. Und welch ein Bild soll man sich von dem Auferstandenen machen! Wie läßt sich sein geisterhaftes plötzliches Kommen und Verschwinden, sein Eintritt bei verschlossenen Türen mit dem betastbaren Körper, mit dem Verlangen nach Speise und Trank vereinigen! Fühlte er sich durch das direkte Eingreifen Gottes dem Tode entrissen, warum kehrte er nicht mit unwiderstehlichem Zeugenmut zu seiner prophetischen Wirksamkeit zurück? Fand er's aber für nötig, sich vor seinen Feinden zu verbergen, wie konnte er seinen Jüngern als der Sieger über Tod und Hölle erscheinen! Und wie soll man sich den Ausgang des Auferstandenen denken! Wenn er infolge der erlittenen Mißhandlungen vielleicht nach kurzer Zeit in der Verborgenheit starb, wie konnten ihn seine Jünger als den gen Himmel gefahrenen und zur Rechten Gottes sitzenden Weltrichter verkündigen? War der Kreuzestod Jesu nur Scheintod, so bleibt seine weitere Geschichte und sein wirkliches Lebensende völlig dunkel.

Ist aber Jesus am Kreuz gestorben und dann begraben worden, wie erklärt sich's, daß so viele seiner Jünger glaubten, ihn wieder gesehen zu haben? Dieser Glaube ist nicht nur durch die Evangelien, sondern auch durch den Bericht eines älteren Zeugen, des Apostels Paulus, bezeugt. Er wird auch durch

die Tatsache bestätigt, daß die dumpfe Hoffnungslosigkeit der Jünger beim Tode Jesu in kurzer Zeit dem unerschütterlichen Glauben an sein Fortleben weichen mußte. Zur Erklärung dieser geschichtlichen Tatsache gibt uns das Selbstzeugnis des Apostels Paulus über die Christuserscheinung, die er gehabt, eine zuverlässige Auskunft. Bei Paulus ist an eine persönliche Begegnung mit dem Gekreuzigten nicht zu denken. Wir haben's hier mit einem Phantasiebild, einer Vision zu tun, einem Träumen mit offenen Augen. Während die Phantasie des gesunden wachenden Menschen unter der Obhut der Sinne und des Verstandes steht, vermag der Visionär die Erzeugnisse seiner Einbildungskraft von der Wirklichkeit nicht zu unterscheiden. Die Anlage zu visionären Zuständen war aber für die Jünger Jesu nach seinem Tode am Kreuz ganz gewiß vorhanden.

„Wissen wir doch selber," schreibt Zeller, der bei der Abfassung des Artikels ein zärtlich geliebtes Kind verloren hatte, „wie schwer das menschliche Herz sich gewöhnt, selbst das Augenfällige zu glauben, wenn es mit seinen Bedürfnissen und Wünschen im Widerspruch steht! Wie wir beim Tode von Angehörigen und nahen Freunden, auch wenn wir selbst ihnen die Augen zugedrückt und sie zu Grabe geleitet haben, uns doch immer wieder des Gedankens nicht erwehren können, alles, was wir erlebt haben, sei nur ein schwerer Traum gewesen, das Entsetzliche sei nicht geschehen, weil es nicht geschehen konnte und durfte." [1])

Wenn irgendwo in der Geschichte die Vorbedingungen zu visionären Zuständen gegeben waren, so war's in der frühesten Christengemeinde. Die Orientalen sind an sich schon zu einer scharfen Unterscheidung innerer und äußerer Erlebnisse wenig geneigt; sie bleiben in dieser Beziehung mehr Kinder als wir. Für die Jünger Jesu aber handelte es sich nach dem Tode des Meisters nicht bloß um ihren persönlichen Verlust, sondern auch um ihre nationalen Hoffnungen. Für sie war es Herzensbedürfnis und Glaubenssache, die Wiederkunft des Meisters zu erwarten. Die Angst um den Verlust ihrer seligsten Empfindungen gab der Phantasie eine ungeahnte Spannkraft. Einige von ihnen mochten auch körperlich zum visionären Schauen veranlagt sein, so Maria von Magdala, die Jesus von dämonischem Irrsinn befreit, so Paulus, der seine Ekstasen selbst mit der Schwäche seines Fleisches in enge Verbindung setzt. Für ein frommes Gemüt wird die Vision dann die göttliche Bestätigung des Glaubens. Sie bedeutet für Paulus wie für Mohammed oder die Jungfrau von Orleans die jeden Zweifel ausschließende göttliche Berufung zu ihrer Lebensaufgabe.

So wichtig indessen die Vision für den Schauenden und durch ihn für seine Umgebung werden kann, ein objektiver Wert ist ihr nicht beizumessen. Die Vision ist die vorübergehende Begleiterscheinung eines erhöhten Gemütszustandes.

---

[1]) „Beim Lesen Deines Artikels in der Sybelschen Zeitschrift," schreibt Strauß (23. September 1864) an Zeller, „hat mich der Gedanke, unter welchen Schmerzen Du einen Teil davon geschrieben, nicht verlassen; besonders ist mir die (oben zitierte) Stelle rührend gewesen. Möge den beiden übriggebliebenen Kindern an Gesundheit und Lebensdauer zugelegt sein, was dem Dahingegangenen entzogen ward!"

Sie tritt nicht ein, ohne daß ihr der Glaube vorangegangen ist und ist im Grunde nur das Ergebnis früherer Seelenkämpfe. Christus wäre seinen Jüngern nach dem Tode nicht erschienen, hätte er ihnen nicht bei Lebzeiten den Eindruck einer unzerstörbaren Persönlichkeit gemacht. Was Paulus von ihm erfuhr, von seinen Jüngern sah, ließ einen Stachel in ihm zurück, gegen den er vergebens ausschlug. Die erste christliche Gemeinde beruht zwar auf dem Glauben an Jesu Auferstehung; der innerste Grund dieses Glaubens aber ist der Eindruck, den Jesus durch seine Lehre und seine ganze Persönlichkeit in den Gemütern der Seinigen hinterlassen hat.

Nicht nur in der Behandlung der Auferstehungsgeschichte, sondern in der Leben-Jesu-Frage überhaupt steht Zeller durchaus auf dem Standpunkt von Strauß. Nur dessen Werk ist es, das nach Zeller dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Evangelienkritik völlig entspricht. Genau nach denselben Grundsätzen hat nun auch Zeller das Werk von Strauß fortgesetzt. Seine Abhandlung über die Apostelgeschichte (Theologische Jahrbücher, Tübingen 1849) kann die hier erzählten Wunder ebensowenig als die der Evangelien gelten lassen. „Die Unmöglichkeit und Unglaublichkeit des Wunders gehört gerade ebensogut zu den Voraussetzungen jeder historischen Kritik, wie alle andern inneren Merkmale, nach denen sich diese bei der Entscheidung über den Tatbestand zu richten hat, z. B. die Unmöglichkeit, daß widersprechende Nachrichten zugleich wahr sein können. Auf jedem andern Gebiete der Geschichtsforschung wird dies auch unbedenklich zugegeben; warum es auf dem der biblischen Geschichte anders sein sollte, läßt sich nicht absehen." Der gefeierte Kirchenhistoriker Neander freilich, die Leuchte der Berliner Theologischen Fakultät, sonst so milde in seinem Urteil und arglos wie ein Kind der Außenwelt gegenüber, sah in solcher Kritik einen Herz und Geist zerstörenden Verstandesfanatismus; alles in der Tiefe wurzelnde Leben, alles in die Höhe gerichtete Streben werde dadurch vernichtet und der Mensch, von dessen wahrem Wesen das Verlangen nach dem Uebernatürlichen und Ueberweltlichen unzertrennlich sei, zu einer verständigen Bestie herabgewürdigt. Zeller ließ sich durch solche Angriffe nicht irremachen; er erinnerte mit gutem Humor daran, daß schon ganz andre Leute als er, Luther zum Beispiel, durch den Kardinal Cajetan, für intelligente Bestien erklärt worden seien, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen. (Nolo amplius colloqui cum hac bestia, habet enim profundos oculos et mirabiles speculationes in capite suo.)

Wie kam's aber, daß im Jahre 1872 die ältere von diesen überklugen Bestien, D. F. Strauß, müde, vereinsamt, krank in die stille Vaterstadt Ludwigsburg zurückkehrte, um hier nicht lange nachher die trüben Augen zu schließen, während der jüngere Freund, Zeller, in eben diesem Jahr als ordentlicher Professor der Philosophie nach Berlin berufen wurde, wo er, wie wir gesehen haben, zu den höchsten Ehren emporstieg, und als er im fünfundneunzigsten Lebensjahre starb, wie ein Fürst und Held im Reich der Wissenschaft gefeiert wurde?

Strauß war nach seiner Anlage vorzugsweise zum Universitätslehrer geeignet. „Hätte man mich," so sagt er in den Literarischen Denkwürdigkeiten,

„in meinem theologischen Beruf gelassen, so glaube ich sicher, daß es mir gelungen wäre, nach und nach alle Quelladern meines Talents in jenes Bette zu leiten, auch die ästhetisch-poetischen Seiten meiner Natur für die akademische Tätigkeit fruchtbar zu machen. Nun aber stieß man mich aus dieser Laufbahn und benahm mir bald jede Hoffnung, in dieselbe zurückzukehren.“ Strauß war eine Künstlernatur, er war in seinem Schaffen von Stimmungen abhängig, während wir in Zeller das lebendige Musterbild des echten ganzen Gelehrten vor Augen haben, des rein wissenschaftlichen Denkers, der der wechselnden Laune keinen Einfluß auf seine Forschungen gestattet. Es wurde Zeller nicht schwer, von der Theologie zur Philosophie überzugehen, und ihm konnte Strauß selbst die Annahme des Berufs nach Berlin entschieden empfehlen.

Mit seiner eminenten, allzeit schlagfertigen Gelehrsamkeit, seinem treffenden und doch nicht verletzenden Witz, seinen bei aller Ueberzeugungstreue versöhnlichen Formen gewann Zeller in Berlin wie in seinen früheren Stellungen die allgemeinste Verehrung, obwohl er aus seiner intimen Freundschaft und Uebereinstimmung mit Strauß niemals ein Hehl machte. Strauß aber konnte sich von der Theologie nicht trennen; bei allem, was er sonst schuf, wie wohl ihm auch der Beifall tun mochte, mit dem die Schriften über Hutten und Voltaire, die Briefe an Renan aufgenommen wurden, hörte er immer die Stimme des Merck, den er in sich trug: „Solchen Quark mußt du nicht mehr machen, das können die andern auch.“ Strauß ist nicht Universitätslehrer geworden, weil die Theologie einen Kritiker seiner Art nicht brauchen konnte.

Sonderbar: alle Fakultäten außer der Theologie finden den Wunderglauben mit der wissenschaftlichen Behandlung ihrer Disziplin unverträglich. Kein Jurist, kein Mediziner, kein Philosoph, kein Naturforscher, kein Historiker hat, wenn er auf der Höhe der modernen Forschung steht, in seinem System einen Platz für das Wunder. Die theologische Fakultät aber darf nicht vergessen, daß sie Geistliche für die Gemeinde auszubilden hat. Die festen Stützen, die lebendigen Mitglieder der Gemeinde sind gerade die, die am Wunderglauben festhalten. In den Bekenntnissen, in den Kultusformen, im Festzyklus u. s. w. ist der Wunderglaube das Fundament, auf dem alles ruht. Hätten wir im Deutschen Reich eine Theistenkirche, so würde man bei der Anstellung eines Professors der Theologie nicht mehr nach seinem Wunderglauben fragen; da hätte Strauß seinen Platz gefunden und Zeller hätte nicht umsatteln brauchen. Als oberster Grundsatz würde auch in den theologischen Fakultäten das schöne Wort gelten, mit welchem Friedrich der Große einst die Rückberufung des Philosophen Chr. Wolff begründete: „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft wertgehalten werden.“

Türken und Araber

Eine historische Skizze

Von

Dr. E. Graf von Mülinen

I

Durch den sich vor unsern Augen vollziehenden Abbröckelungsprozeß gingen dem türkischen Reiche bisher nur peripherisch belegene, dem Wesen nach nicht assimilierte Teile verloren. Sein Kern wird dadurch heute noch ebensowenig betroffen, als sein Bestand in Frage gestellt.

Der osmanische Staat ist, wie sein Name besagt, eine Schöpfung des Hauses Osman, bei der als materielle Kraft die lange Zeit hindurch musterhaft geführte Armee, als geistige Potenz der islamische Fanatismus verwendet wurden. Bezeichnend für den Charakter dieser Dynastie ist schon ihr erstes Auftreten in der Geschichte, das in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts fällt. Als ihr Ahnherr Ertoghrul, so wird erzählt, an der Spitze seines Stammes Kleinasien durchstreifte, stand er eines Morgens unvermutet zwei zur Schlacht gerüsteten Heeren gegenüber. Das eine derselben, wohldisziplimiert, aber klein an Zahl, nahm unter der Führung des Seldschukensultans Ala eddin von Ikonium das Verzweiflungsringen mit übermächtigen heidnischen Mongolenhaufen auf, wie sie damals verderbenbringend Vorderasien überschwemmten. In ritterlichem Wagemut stellte sich Ertoghrul der schwächeren Partei zur Seite, durch seine plötzliche Hilfe den Sieg entscheidend. Zum Danke belieh ihn Ala eddin mit der Gegend um Eskischehir, die bis auf unsre Zeit nach ihm den Namen Ertoghrul trägt.

Von hier aus organisierten er und nach ihm sein Sohn Osman den Kampf gegen die Byzantiner; durch glückliche Fehden wurde das Stammgebiet erweitert, bis die Erbschaft des zerfallenden Seldschukenreiches angetreten werden konnte. Die junge, mit so viel Energie geleitete Macht erwuchs bald aus den kleinen Anfängen zu einer Bedeutung, der es nicht an Anziehungskraft fehlte. Verwegene Männer aller Nationen, wie der tüchtige Grieche Evrenos, schlossen sich ihr an, und die Sage meldet den Fall mancher christlichen Veste, welche durch die in heimlicher Liebe zum Befehlshaber des türkischen Belagerungsheeres erglühende Tochter des Kommandanten verraten wurde. Allen voran leuchtete das Beispiel der tapferen Osmanenfürsten, die, ohne sich selbst zu schonen, ihre Diener zu den kühnsten Taten anzuspornen und Fremde in ihren Bannkreis zu ziehen wußten. Von Vater auf Sohn folgten sich ausgezeichnete Herrscher in dem raschen und glänzenden Siegeslaufe; durch Bayezid Yildirims Niederlage gegen Timur nur zeitweilig unterbrochen, unter Murad II. von neuem beginnend, durchmaß derselbe schon den Balkan. Nach der Eroberung Konstantinopels wurde das östliche Kleinasien, nach den unteren Donauländern die Gebiete von Syrien und Aegypten bezwungen; ihnen schlossen sich Mesopotamien und der arabische

Küstensaum des Roten Meeres an. Nach zweiundeinhalb Jahrhunderten standen die Türken, welche die Madscharenebene eingenommen, vor Wien, gleichzeitig besetzten sie die Kaukasusländer und große Strecken Polens, während anderseits Nordafrika bis Algier auf das Machtwort des Padischah hörte.

II

Die Sultane konnten nicht daran denken, die vielen Nationen, welche in so kurzer Frist ihrem Reiche einverleibt wurden, mit demselben auch organisch zu verbinden. Den Grundstock der regierenden Rasse bildeten naturgemäß die Osmanen, zu denen auch die übrigen Türkenstämme des ehemaligen Seldschukenstaates in Anatolien gezählt wurden. Für die fremden Völker mußte es genügen, wenn sie zum Gehorsam, sei es zum Tribut oder zur Heeresfolge, genötigt waren. So zogen die christlichen Albanesen unter ihrem Kreuzesbanner im Gefolge des führenden Halbmondes zu Felde, und in Bayezids Heere finden wir 1402 serbische Kriegsvölker, die freilich während der Schlacht von Angora verräterischerweise zu Timur übergingen. Aus berechtigtem Mißtrauen wurden daher später die christlichen Rajahs, abgesehen von dem Blutzins der Janitschareaushebung, zum Kriegsdienst nicht verwendet. Einzig zur Leistung von Kopf- und Grundsteuer, die unter schimpflichen Formen eingetrieben wurden, zog man sie heran; als Unterworfene waren sie Staatsbürger niedrigerer Ordnung, die in ihrer Stellung keine Gefahr für das Reich bildeten. Bevorzugten Rang und Teilnahme an der Herrschaft konnten die Christen nur durch den Uebertritt zum Islam erlangen, der zur Blütezeit des Osmanenstaats so häufig war, daß nach einem berühmt gewordenen Ausspruche „in dem Reiche große Karriere nur machen konnte, wer selbst Renegat oder doch Sohn eines Renegaten war“. In den europäischen Provinzen bekannten sich daher nicht nur viele griechische Städter, sondern auch ein namhafter Teil der Großgrundbesitzer zur herrschenden Religion; von letzteren stammen die zahlreichen slawischen oder albanesischen Mohammedaner ab.

In den asiatischen und afrikanischen Wilajets hingegen, also in den Ländern, welche türkisch unter den Begriffen Kurdistan, Arabistan und Misr zusammengefaßt werden, war die herrschende Rasse auch den mohammedanischen Elementen den Zutritt zur Staatsgewalt zu gewähren nicht gewillt. Diese hatten zwar ihre lokale Bedeutung und standen höher als die Christen, aber die Regierungsstellen wurden von Stambul aus besetzt. Die freilich widerwillige Unterordnung der islamischen Araber war dadurch gewährleistet, daß sich Sultan Selim I. bei der Eroberung Aegyptens vom letzten Nachkömmling der Abbasidenkalifen, die am Hofe der Mameluckensultane eine Honorarrolle gespielt hatten, vertragsmäßig die Würde des Kalifates, d. h. der Nachfolge des Propheten in der geistlichen und irdischen Weltbeherrschung, übertragen ließ.

Als Kalife erhebt der Türkensultan den unter den mächtigeren sunnitisch-islamischen Fürsten allein von den Idrisiden Marokkos und nur zaghaft bestrittenen Anspruch, das Oberhaupt des Islams zu sein, und von Algier an bis

nach China, Indien und dem malaiischen Archipel, vom Innern des schwarzen Erdteils bis zu den Ufern des Jenissei und der Lena fühlen sich sämtliche Sunniten im Gewissen ihm zur Treue verpflichtet. So wie von reichen Indern und Aegyptern große Summen zur Herstellung der Mekkabahn freiwillig dargeboten wurden, so dürften, wenn einmal der Kalife die Glaubensfahne zum heiligen Kriege entrollt, Scharen begeisterter Mitstreiter sich um ihn sammeln. Welche moralische Gewalt in einem solchen Appelle ruht, erhellt aus der mir bekannten Tatsache, daß im Jahre 1897 während des Thessalischen Krieges einige Tataren, die friedlich in Bukarest lebten, unschlüssig waren, ob sie nicht, im Falle der Entfaltung des grünen Banners gegen die Griechen, mordend über ihre an der Sache ganz unbeteiligte rumänische Umgebung herfallen sollten. Der heilige Krieg ist übrigens seit mehreren Generationen nicht mehr gepredigt worden, weil die Türkensultane voraussahen, daß dadurch eine in ihren Folgen unberechenbare Wildheit entfesselt werden würde. Das Prestige des Kalifen war bisher so groß, daß er, ohne sich in den Augen der Moslems herabzusetzen, in vielen Fällen eine weitgehende Nachgiebigkeit gegenüber den europäischen Mächten zeigen konnte.

Religiös betrachten sich als dieser Autorität nicht unterstellt nur die Schiiten, die in Persien einen eignen Staat bilden, sowie einige schiitische oder auf schiitischem Boden erwachsene Sekten, wie die Metawile, die Ismailier, Drusen, Nosairier und Qizilbasch, sowie die Geheimreligionen der Yeziden, Tahtadschi und Schabbach. Sie stellen aber auf türkischem Gebiete nur kleine Enklaven dar und kommen deshalb wenig in Betracht, solange der sunnitische Islam der Staatsglaube ist. Da letzterer von fremden Religionsangehörigen nur die „Besitzer einer geschriebenen Offenbarung", also Christen, Juden und Mandäer, als existenzberechtigt toleriert, werden die Sekten und Geheimreligionen nicht anerkannt, und deren Anhänger müssen gleich den Sunniten der Militärpflicht genügen. Seit der Gründung des türkischen Staates sind sie übrigens geschichtlich kaum hervorgetreten, noch weniger haben sie der Machtentfaltung der Osmanen zu trotzen gewagt. Mehr zu schaffen machten diesen die fanatisch puritanischen Wahhabiten des arabischen Nedschd und ferner gewisse Scherifenfamilien in Yemen, welche als direkte Nachkömmlinge des Propheten Mohammed dem Padischah die Botmäßigkeit verweigern, indem sie den Vertrag des Sultans Selim I. als erzwungen bezeichnen und für ungültig erklären.

III

Aus der Masse seiner disparaten Bestandteile entstand dem türkischen Reiche kein beträchtlicher Schaden, solange der Halbmond im Aufsteigen war. Aber der Entsatz Wiens 1683 ist der Wendepunkt, von dem an das Symbol der osmanischen Macht sich zum Sinken neigte. Mit der Mißwirtschaft am Hofe des Sultans und der Aussaugung der Provinzen durch gewalttätige, oft rebellische Paschas verbanden sich religiöse Gleichgültigkeit und die Zuchtlosigkeit im Heere, namentlich unter der Kerntruppe der Janitscharen, um den Staat von innen zu unterminieren. Doch der schwankende Koloß war nicht so bald zum Sturze zu

bringen; lange Zeit noch hielt er sich lediglich durch seine eigne Schwere, obschon es auch von außen nicht an Anstrengungen fehlte, ihn ins Rollen zu bringen. Die europäischen Mächte waren unterdessen kulturell und militärisch erstarkt, und ihnen wandten sich naturgemäß die Sympathien der unterjochten christlichen Völker zu, welche nun eine Abschüttlung der mohammedanischen Herrschaft erhoffen konnten. Oesterreich entriß den Türken die mittlere Donauebene, Rußland die Krim und Teile des Kaukasus; 1806 erhoben sich die mit dem schon unabhängigen Montenegro verbündeten Serben, kurz nachdem sich der geniale Mehemet Ali zum faktisch selbständigen Statthalter des von Bonaparte evakuierten Nillandes aufgeworfen hatte. Um das Reich vor dem drohenden Verderben zu bewahren, leitete der gewaltige Sultan Mahmud II. durch Neuschaffung einer modernen Armee die Reformen ein, und diese wurden unter seinen Söhnen Abdulmedschid und Abdulaziz auch auf das Gebiet der Verwaltung ausgedehnt, wobei angeblich den Rajahs die Gleichstellung mit den mohammedanischen Untertanen gewährt werden sollte. Solche Versuche einer Regeneration blieben aber nur Palliative. Schon nach dem Russisch-Türkischen Kriege von 1828/29 trat Rumänien unter russischen Schutz, Griechenland machte sich frei, Samos ward eine privilegierte Provinz und die Barbareskenstaaten gelangten unter französischen Einfluß. Auch der Krimkrieg war nicht imstande, das Reich vor den äußeren und inneren Feinden dauernd zu schirmen; nach den Christenmassakers von 1860 mußte dem Libanon ebenfalls eine privilegierte Stellung unter einem christlichen Gouverneur eingeräumt werden. Die Ereignisse seit den siebziger Jahren sind in so frischem Gedächtnis, daß hier von einer Aufzählung derselben abgesehen werden kann.

Seitens der europäischen Regierungen, welche die Türkei „wie eine Artischocke, Blatt um Blatt" zerpflückten, wurden dabei die Grundsätze der Nichtintervention und der Unverletzlichkeit des osmanischen Reiches abwechselnd aufgestellt und beiseitegeschoben. Stillschweigend einigte man sich nur darüber, daß kein Gebietsteil, der vom Türkenstaate abgetrennt wurde, ihm je wieder angegliedert werden soll.

IV

Bis zu diesem Sommer hielt die Autorität des Sultankalifen trotzdem das Ganze noch zusammen. Die unaufhörlichen Zetteleien in Mazedonien brachten jedoch die entscheidende Krise. Nach der Zusammenkunft von Reval, die eine fernere Schwächung des Staates befürchten ließ, reifte in den patriotischen, streng nationalistisch-osmanischen Kreisen der jüngeren Offiziere der Entschluß, durch selbständige Uebernahme der Macht den Nachgiebigkeiten gegen die Reichsfeinde ein Ende zu machen. Um ihren Idealen eine Form zu geben, bekannten sie sich, zumal sie unter der Günstlingswirtschaft des Palais längst schon gelitten, teils aus ehrlicher Ueberzeugung, teils in der Absicht der Gewinnung eines großen Anhanges, zum Verfassungsstaate, zu dessen Proklamation der Sultan am 24. Juni veranlaßt ward. Heute ist der Sultan nur noch nominell der

Inhaber der Staatsgewalt, tatsächlich wird diese durch das Komitee Ittihad u Teqaddum (Einigkeit und Fortschritt) ausgeübt.

Nun zeigte sich, wie mißliebig das frühere Regime gewesen; die Veröffentlichung der Konstitution löste im ersten Augenblick einen überwältigenden Jubelsturm aus. Nicht nur die gesamte liberale Presse Europas jauchzte ihr zu, auch im Innern des Reiches träumte man, wie einst in Frankreich beim Beginne der ersten Revolution, vom Anbruch einer neuen Zeit. Unter dem Rufe „hurriet“ (Freiheit) gab man sich, zuerst in den Städten, dann auch auf dem platten Lande, einem allgemeinen Freudentaumel hin. Der Molla und der christliche Papas sanken sich gerührt in die Arme, vor der Oeffentlichkeit den Bruderkuß tauschend; sogar die mazedonischen Bandenführer gelobten Besserung und lieferten freiwillig ihre Waffen ab. Von dem Zusammentritt des Parlamentes erhoffte man die Herrschaft von Frieden und Gerechtigkeit auf Erden, die Einkehr des wahren Glückes für jeden einzelnen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Männer, welche diesen Umschwung herbeiführten, hinsichtlich ihres guten Willens, ihres Charakters und ihrer Tüchtigkeit unsre Sympathie verdienen. Mit anerkennenswertem Geschick und aufopferndem Mute, in der Absicht, fest zusammenzustehen und keine Eifersucht aufkommen zu lassen, taten sie den großen Schlag. Die Schmarotzer- und Giftpflanzen, welche das Palais umrankten, wurden entfernt; Blutvergießen war nicht beabsichtigt. Seit die Weltgeschichte zu berichten weiß, ist noch nie eine Revolution so zielbewußt und doch mit so viel Mäßigung ins Werk gesetzt worden. Die Besetzung der Offizier- und Beamtenstellen hängt nun wirklich von der Würdigkeit der Kandidaten ab, und die Leitung der Staatsangelegenheiten wird mit Ernst und nötigenfalls mit Strenge ausgeübt. Einen Beweis politischer Reife erbrachte das neue Regiment auch dadurch, daß es den Sultan nicht beseitigte, vielmehr gegen ihn gerichtete Majestätsbeleidigungen ahndete.

Das Komitee schien daher mit vollem Rechte auf seinen raschen Erfolg stolz sein zu dürfen. Auf eine übermäßige Freude folgt jedoch gemeiniglich ein Rückschlag, und die zurzeit führenden Männer in Stambul und Salonik werden sich jetzt schon fragen, ob ihr Unternehmen, das dem Vaterlande zum Heil gereichen sollte, nicht ein zu großes Wagnis war. Nach Montesquieus bewährtem Worte kann ein Staat nicht länger bestehen, wenn die bei seiner Gründung vorwaltenden Prinzipien sich ändern. Die Unterlage des Osmanenreichs ist das islamische Türkentum, das seinem Wesen nach im Sultankalifen eine absolutistische Spitze trägt. Zwar kann nach vollständiger Rasierung der Basis auf dem ehemaligen Boden ein neues Staatsgebäude errichtet werden; dazu bedarf es aber, wie nach der Abschaffung des alten Regimes in Frankreich durch die Revolution, eines gigantischen Genies gleich Napoleon. Ob ohne eine solche Gestalt, wie sie die Menschheit doch nur selten hervorbringt, die Türkei in ihrer bisherigen Größe sich halten kann, erscheint mehr als fraglich. Frische Gebilde mögen entstehen, das alte Osmanenreich, das zu retten das Ziel der neuen Männer war, ist es nicht mehr. Hierbei ist besonders zu beachten, daß es stets die Politik der Sultane war, alle

selbständigen Provinzialgewalten, z. B. alle Dere-Beis (Talfürsten, d. h. mächtige Grundbesitzerfamilien), zu vernichten. Alle Türken — von den in Unterwerfung gehaltenen Rassen glaubte man absehen zu können — sollten, wie die einzelnen Menschen vor Gott, gleichmäßig unbedeutende Einheiten darstellen, über denen sich nur der „Schatten Gottes auf Erden" wohltatspendend erhebt. Für den Fall einer Neubildung des türkischen Reiches dürfte sich aber der Mangel solcher kleinerer Gewalten, welche der übrigen amorphen Masse als Kristallisationspunkte dienen könnten, empfindlich bemerkbar machen.

V

Die ersten Schwierigkeiten des neuen Regiments kamen von auswärts, und zwar war es die nationalistische, allen nachgiebigen Konzessionen abholde Stimmung des Komitees selbst, die den Anlaß schuf. In Würdigung der faktischen Selbständigkeit des Fürstentums Bulgarien hatte der Sultan bisher zu den Empfängen der Vertreter der fremden Mächte auch den Agenten dieses Landes zugezogen; nunmehr wurde letzterem, wenn auch in ausgesucht höflicher Form, bedeutet, daß er als Repräsentant eines Vasallenstaates zum diplomatischen Korps nicht gehöre. Bulgarien beantwortete diese Zurücksetzung mit der Abberufung des Agenten und darauf, weil kriegerische Komplikationen vorauszusehen waren, mit der Wegnahme der rumelischen Eisenbahn in seinem Gebiete, die sich als offenbarer Rechtsbruch charakterisiert.

Es lag nahe, daß die Bulgaren behufs der Erreichung der schon längst erstrebten Unabhängigkeit die Gelegenheit wahrnahmen, wo sich der Osmanenstaat infolge der inneren Umwälzung in unsicheren Verhältnissen befand. Fürst Ferdinand zauderte daher auch nicht länger, sich zum Zaren des souveränen Bulgarien zu proklamieren. Solange dies Land allein feindlich gegenüberstand, konnten die Türken hoffen, mit ihm fertig zu werden; doch hatte man auch dann noch mit Vorsicht vorzugehen und womöglich einen Krieg zu vermeiden. Dies verlangte schon die Rücksicht auf die unsichere Stimmung der türkischen Truppen, von denen nicht alle dem Komitee zugetan sind.

Wie zerschmetternde Schläge mußte es aber das neue Regiment empfinden, als fast gleichzeitig Oesterreich-Ungarn die Annexion Bosniens, Kreta seinen Anschluß an Griechenland vornahm, das kleine Montenegro sich für Abschaffung des § 29 des Berliner Vertragsinstrumentes erklärte und Rußland die freie Durchfahrt durch die Dardanellen beanspruchte.

Gegen eine solche Uebermacht konnte das Komitee nicht ankämpfen. Im Widerspruche zu seinen nationalistischen Tendenzen mußte es sich in Geduld fassen, da es trotz der fortgesetzten bulgarischen Provokationen, die sich auch im Wiederauftauchen des mazedonischen Bandenwesens bemerkbar machten, auf gütliche Verhandlungen angewiesen ist. Es hat vielmehr nur zu befürchten, daß noch von andrer Seite Wünsche nach Kompensationen erhoben werden. Von einer europäischen Konferenz wird es höchstens finanzielle Entschädigungen, nicht aber Genugtuung für die geschädigte Ehre oder gar eine Kräftigung des von

ihm geleiteten Reiches erlangen. Die Hilfe, die es dem Vaterlande bringen wollte, schlug in ihr Gegenteil um. Allerdings tritt unter diesen Umständen an die führenden Offiziere, falls sie weiter gereizt werden sollten, die Verlockung heran, die zuerst geübte Mäßigung beiseitezuschieben und aus Verzweiflung blind loszuschlagen. Die in Form des Boykotts zutage getretene Antipathie gegen Oesterreich und andre Anzeichen von Christenfeindschaft beweisen, daß weite Kreise im Lande mit einem solchen Vorgehen einverstanden wären; Europa müßte alsdann ein Schauspiel wildester Leidenschaften erleben, wie es die letzten Kriege zum Glücke nicht mehr boten. Immerhin dürften die neuesten diplomatischen Verhandlungen mit Bulgarien und Oesterreich die Hoffnung befestigen, daß es nicht zum Aeußersten kommen wird.

Durch die bisherigen Einbußen nach außen wurde indessen nur ein schon andauernder Tatbestand sanktioniert. Unverhältnismäßig größere Gefahren birgt die Zukunft hinsichtlich der inneren Verhältnisse, wo unter der heute noch anscheinend ruhigen Oberfläche die verschiedensten Strömungen rege sind. Keine Schmälerung zwar brächte wahrscheinlich der Existenz des Reiches in seiner früheren Machtfülle, deren Erhaltung den Osmanen am meisten am Herzen gelegen ist, die von den Alttürken erwünschte Rückkehr zur Herrschaft des Sultans. Ein solches Revirement ist jedoch vielleicht im Augenblick nicht zu erwarten, da die Idee eines modernen Staates mit einem die Gleichberechtigung aller Rassen versinnbildlichenden Parlamente die überwiegende Zahl führender Elemente im ganzen Lande beherrscht. Der Zauber dieses Gedankens ist vielmehr zurzeit so stark, daß er über die Grenzen der Türkei hinausreicht und beispielsweise schon in Aegypten zu wirken beginnt. Wie ihm in dem neu zu organisierenden Bosnien seitens der österreichischen Regierung Rechnung getragen werden soll, dürfte er bald auch in andern mohammedanischen Besitzungen europäischer Mächte nach Verwirklichung ringen.

Allerdings sind die damit zusammenhängenden Anschauungen im Türkenreiche noch recht wenig geklärt. Der Ruf „hurriet" schallt durch das ganze weite Gebiet, aber über die Freiheit macht sich jeder seine eignen Begriffe. Zuerst rührten sich die Eisenbahnarbeiter und verursachten eine den Verkehr lahmlegende Streikbewegung; diese wurde zwar von der Regierung beruhigt, hatte aber immerhin den Bulgaren den Vorwand zur Wegnahme der rumelischen Linie abgegeben. Einem mir jüngst aus Palästina zugegangenen Briefe ist zu entnehmen, daß „jeder, der es vermag, das weißrote Abzeichen der ‚Turkiya fatati' (Jungmannschaft der Türkei) an der Brust trägt und der ʿattāl (Lastträger) sich gleichwertig fühlt mit dem ṣadr aʿzam (Großwesier)". Im allgemeinen glaubt man, daß der bisherige Untertan nun den Herrn spielen und sein Verhalten nach eignem Gutdünken ohne Rücksicht auf die Staatsgewalt einrichten könne; an einzelnen Orten verweigerten die Bauern die Entrichtung der Steuern. Das neue Regiment war daher behufs Unterdrückung solcher Ausschreitungen zur Verhängung der schwersten Strafen gezwungen; „grünturbanige Scheiche, ein Qaimmaqam (Landrat), Offiziere werden wegen geringer Vergehen in das Ge-

fängnis gesteckt". So drakonisch brauchte der Sultan nicht zu verfahren; auch in dieser Rücksicht erntet das Komitee, das nach innen wie außen eine Stärkung der Türkei erstrebte, andre Früchte, als es erhoffte.

Ein hierbei zutage tretendes besonderes Merkmal ist die dem Fremden gegenüber offen zur Schau getragene Abneigung. Der Durchschnittsmohammedaner verachtete in seinem Herzen zwar von jeher den Ungläubigen; im neunzehnten Jahrhundert hatte er jedoch gelernt, dies Gefühl für sich zu behalten und dem Europäer aus Furcht vorsichtig zu begegnen. Jetzt legt er sich keinen Zwang mehr an; „wir Europäer," heißt es in dem mehrfach angeführten Briefe, „müssen uns ducken, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, schwer mißhandelt zu werden. Ich hege große Besorgnisse wegen der Zukunft." Ein Ausdruck dieser Stimmung ist das in der Türkei immer lauter erhobene Verlangen nach Abschaffung der Kapitulationen und der fremden Postämter.

VI

Die hauptsächlichsten Hoffnungen des Komitees sowohl als der Provinzbewohner knüpften sich an den bevorstehenden Zusammentritt des Parlamentes, von dem man eine ganz andre Wirksamkeit erwartet, als es diejenige seines kurzlebigen Vorgängers im Jahre 1876 war. Dasselbe wird zusammengesetzt sein aus Vertretern aller Rassen und der anerkannten Religionen, die gemeinsam über das Wohl des Reiches beraten und vor allem dem eingetretenen Umschwung durch Ausarbeitung einer neuen Verfassung gesetzliche Anerkennung verschaffen sollen. Es ist jedoch schwer vorauszusehen, wie diese disparaten Elemente sich zu einem nützlichen Zusammenarbeiten vereinigen können. Zwar die formelle Schwierigkeit, die in der Verständigung der Angehörigen so vieler verschiedener Zungen liegt, wurde kurzerhand durch die Bestimmung behoben, daß als Verhandlungssprache einzig das Türkische gelten wird. Den Knoten der Verwicklung schürzen aber die entgegengesetzten Aspirationen, von denen die Abgeordneten im Interesse der von ihnen vertretenen Stämme geleitet werden müssen. Das Komitee wird als Ausschuß der führenden Rasse, seinem nationalistischen Wesen gemäß, nach der Uebernahme der Leitung trachten, während die bis heute in Unterwerfung gehaltenen Völkerschaften nicht nur Berücksichtigung ihrer Eigentümlichkeiten, sondern auch Teilnahme an der Herrschaft zu erringen suchen.

An Anzeichen der drohenden Kämpfe fehlt es schon heute nicht. So haben die Bewohner des Libanon, die im Besitze einer Art ständischer Verfassung sind, beschlossen, das Reichsparlament überhaupt nicht zu beschicken; sie gingen dabei von der Erwägung aus, daß der kommende Verfassungsstaat ihre bestehende Autonomie nur gefährden oder doch beschränken dürfte. Auch die Beduinen Palästinas entziehen sich der Eintragung in die Wählerlisten, weil sie in ihr ein staatliches Mittel zur Kontrolle der militärischen Gestellungspflicht zu erkennen glauben. Anderseits petitionierten namhafte Kreise der mohammedanischen Araber Syriens darum, daß in ihrem Land künftighin nicht mehr türkische, sondern

allein arabische Beamte angestellt werden. „Seit dem Eintritt in den Wahlkampf," wird mir aus Beirut gemeldet, „werden die Araber immer anspruchsvoller." In Konstantinopel führten die Volksversammlungen zu Ruhestörungen in dem griechischen Quartier Tatavla, und in Mazedonien entwickeln die Griechen eine eifrige, derjenigen der türkischen Elemente überlegene Tätigkeit. Auch die Armenier treiben eine Propaganda, die auf Errichtung einer Autonomie der von ihnen bewohnten Provinzen abzielt.

Unter diesen Umständen kann man sich vorstellen, daß die in der Kammer aufeinander prallenden Gegensätze prachtvolle Bilder von Redeschlachten aufrollen mögen; ein auf das allgemeine Wohl hinführendes Parallelogramm der Kräfte wird sich aus den divergierenden Absichten jedoch kaum konstruieren lassen. Wenn der moderne Türkenstaat ein dauerndes Gebilde darstellen soll, muß zuerst entschieden sein, welche der Richtungen den Sieg erringt. Bei der Gruppierung der Parteien aber dürfte, nach den großenteils noch mittelalterlichen Zuständen der Provinzen zu schließen, trotz dem gegenwärtigen Anschein nicht so sehr das politische Credo bezüglich Absolutismus oder Konstitution den Ausschlag geben als die Glaubens- und Rassenangehörigkeit.

VII

Welche Kluft die verschiedenen religiösen Gemeinschaften trennt, wurde oben schon angedeutet und soll später noch berührt werden. Hier möge hingegen zur Orientierung über die sich zum Streite rüstenden Kräfte eine kurze Uebersicht der im Osmanenreiche vereinten Völker Platz finden.

Von einzelnen kleinen Stämmen wie den Zeibeks bei Smyrna sowie von den meisten der bereits früher genannten Sekten und Geheimreligionen, die ihrerseits auch ethnisch abgeschlossene Gemeinwesen bilden, kann allerdings in diesem Zusammenhang abgesehen werden, da die Zahl ihrer Angehörigen nicht bedeutend genug ist, um im Parlament eine Rolle zu spielen.

In der europäischen Türkei (Rumeli) sind in erster Linie die osmanischen Türken mit den Nachkommen der zum Islam übergetretenen und im Türkentum aufgegangenen Griechen, Bulgaren und Serben zu nennen. Sie bilden den Kern der führenden Rasse, und auf sie wird nachher zurückzukommen sein. Ferner treffen wir auf Griechen, Bulgaren, Serben, Kutzowalachen sowie auf die Albanesen und die in Salonik etwa 100 000 Seelen zählenden spanischen Juden. Die christlichen Bulgaren, Serben und Walachen haben ihren nationalen Schwerpunkt außerhalb des heutigen Türkenreiches und können mit Bezug auf das letztere nicht als staatserhaltende Elemente angesehen werden. Aehnlich verhält es sich mit den Griechen; immerhin besteht bei ihnen der Unterschied, daß die Griechen von Stambul, die sog. Fanarioten, welche lange Zeit auch unter der türkischen Herrschaft einen bedeutenden Einfluß ausübten und bis jetzt die Spitzen der Hierarchie der im Osmanenreiche weitverbreiteten orthodoxen Kirche besetzen, etwas scheel auf die Hellenen des Königreichs sehen. Sie betrachten letztere als Emporkömmlinge, wobei sie sich selbst für die Zukunft die Wiedererrichtung des

glorreichen byzantinischen Reiches vindizieren. Wenn auch solche Träume heute wenig Aussicht auf Erfüllung haben, sind die Fanarioten doch nicht zu den Stützen des Türkenreiches zu zählen.

Eine scharf abgegrenzte Gruppe bilden die Albanesen; sie zerfallen zwar der Religion nach in Mohammedaner, Griechischorthodoxe und Katholiken, haben aber das in der Geschichte des Orients einzig dastehende Beispiel gegeben, die religiösen Unterschiede hinter der Stammesgemeinschaft zurücktreten zu lassen. Letztere wird bei ihnen so lebendig empfunden, daß sie auch die mohammedanischen Albanesen öfter in kriegerischen Gegensatz gegen die Türken brachte. Der Anschluß an ein auswärtiges Reich wird allerdings von ihnen perhorresziert, und falls ein solcher ihnen drohte, würden sie dagegen gemeinsam an der Seite der Osmanen stehen; ihren intimsten Wünschen entspräche freilich die Bildung eines selbständigen Staates.

In Rumeli sehen wir also den Staatsgedanken des Osmanentums eigentlich nur durch die Türken vertreten; weniger schlimm steht es um diesen im westlichen und mittleren Kleinasien, in Anatolien. In dieser ihrer alten Heimat überwiegen die osmanischen Türken mit ihren aus dem seldschukischen Sultanat stammenden Brüdern und ihren nomadischen Vettern, den Yürüken und Turkmenen. Griechen wohnen teils auf den Inseln und in den Hafenstädten des Festlandes, teils auch im Innern. In den vom Meere abgeschlossenen Provinzen haben sie jedoch ihre Muttersprache eingebüßt und das Türkische angenommen, so daß sie nur durch den kirchlichen Verband noch zu den übrigen Griechen zählen; hier waren sie auch politisch bisher nicht von Bedeutung. Im Osten leben die Lazen, die sich seit alters ebenso dem Türkentum anschlossen als die aus dem Kaukasus eingewanderten Tscherkessen. Letztere sind kriegerisch veranlagt und daher in militärischer Hinsicht hoch zu bewerten; außerdem zeichnen sie sich trotz ihres oft gewalttätigen Charakters durch vornehme ritterliche Gesinnung aus, die, richtig geleitet, zum Nutzen des Staates verwendet werden kann.

Das Taurusgebirge, welches im Süden und Osten Anatolien umrandet, ist hauptsächlich von Kurden bewohnt, weshalb die von ihm durchzogenen Gebiete von den Türken Kurdistan genannt werden. Die Kurden, zwar arischen Stammes, aber dem Bekenntnis nach Moslems, gelten als eines der wildesten und räuberischsten Völker der ganzen Monarchie; bis heute ist es nicht gelungen, ihre Gelüste durch staatliche Zucht zu zähmen, und die Hamidieregimenter, die unter dem bekannten Häuptling Ibrahim Pascha standen, erwiesen sich als bloße organisierte Wegelagererbanden. Jedem Reichsorganismus werden die Kurden nur ein Pfahl im Fleische sein. Neben ihnen leben die eine eigne christliche Sekte bildenden Nestorianer großenteils als nomadische Hirten, die eine staatliche Bedeutung nicht beanspruchen. Nördlich grenzt das unglückliche, von den Kurden oft heimgesuchte Volk der meistens gregorianischen Armenier an, dessen Gebiet zwischen der Türkei, Rußland und Persien geteilt ist. Obwohl es kaum Aussicht auf eine eigne nationale Zukunft hat, dürften ihm doch die in aller Erinnerung unverwischbaren schrecklichen Massakers, denen es ausgesetzt war, einen inneren

Anschluß an das Türkentum unmöglich machen. Wie schon berührt, gehen die Aspirationen der Armenier auf Autonomie aus.

In Syrien reichen die Kurden, Türken und Turkmenen vom Taurus an südlich bis gegen Aleppo, wo Arabistan, das Land der Araber, beginnt. Als aulād el-'arab, Araberföhne, bezeichnen sich nicht nur die Nachkommen der aus dem eigentlichen Arabien eingewanderten Wüstensöhne, sondern auch die durch Annahme der arabischen Sprache und Kultur mit diesen verbundenen Enkel der alten Syrer und Palästinenser, eingeschlossen die Christen. Sie alle fühlen sich als eine Einheit und hassen den herrschenden Türken, dessen Joch sie nur ungeduldig ertragen. Wenn diese Antipathie bei den Christen aus der Unterwürfigkeit zu erklären ist, in welcher sie als Teile einer tributpflichtigen und nur tolerierten Religionsgemeinde gehalten wurden, so entspringt sie bei den mohammedanischen Arabern aus ihrem auf den Ursprung des Islam zurückreichenden, seit vier Jahrhunderten aber durch die Osmanen gebeugten Nationalstolz. Denn ihrer Rasse, angeblich der ersten der Welt, entstammte der Prophet Mohammed der Auserwählte, „welchem zuliebe Gott die Welten erschuf". Im Arabischen, der umm el-lisān (Mutter der Sprachen), ist der heilige Koran geoffenbart worden, den zu übersetzen eine Sünde ist. Die auf den Islam basierte Kultur, mit welcher sich die arabische Schrift von Marokko bis Indien verbreitet hat, gilt ihnen als das Werk der Araber und ward ja auch von den Türken angenommen. Der Araber, der in der Erinnerung an die großen Zeiten der ommayadischen und abbasidischen Kalifen schwelgt, kann es nicht verwinden, daß der in seinen Augen rohe und ungebildete Türke durch brutale Gewalt ihn zum Sklaven gemacht hat, und obwohl der Türke in Wirklichkeit ein aufrichtigerer Moslem ist als er selbst, zweifelt er dessen Rechtgläubigkeit an. So nennt er nicht nur den Türken, sondern sogar den Schwarzen, der nach langer Anstellung im großherrlichen Palais nach Mekka gesandt wurde, um dort sein Leben im Dienste der Kaaba zu beschließen, voll Verachtung 'abd er-Rūm (Byzantinerknecht), während er für sich selbst den Ehrentitel eines 'abd Allāh (Gottesknecht) in Anspruch nimmt. Alles weist nach seinen Gefühlen darauf hin, daß ihm die Weltherrschaft gebührt, während diese durch das Kalifat jetzt von dem Türken ausgeübt wird.

Einzelne Striche Syriens und Palästinas werden von den nomadischen Beduinen, den eigentlichen 'arab, durchzogen. Diese freien Söhne der Natur, die seit Jahrtausenden von ihren überlieferten Lebensbedingungen nicht lassen, sind in Stämme unter erblichen führenden Geschlechtern gegliedert. Für die Einrichtungen eines geordneten Staatswesens mangelt den syrischen Beduinen jedes Verständnis, und die türkischen Beamten haben mit ihnen so große Mühe, daß man gezwungen war, die Aushebung zum Militärdienste nicht auf sie zu erstrecken. Zur Sommerszeit überschwemmen sie von der Wüste her das Orontestal in so gewaltigen Scharen, daß ihnen die Felder zur Weide ihrer Kamel- und Kleinviehherden preisgegeben werden müssen.

Außer den sunnitischen Mohammedanern existieren dort Christen der ortho-

doxen Kirche, welche in Rußland ihre Vormacht erblicken, und ferner noch kleinere Gemeinschaften, die jedoch ebenfalls nicht türkenfreundlich gesinnt sind. Die christlichen Maroniten des Libanon halten in alter Tradition treu zu Frankreich, das ihnen häufig Unterstützung zuteil werden ließ, wie die Drusen zu England. Die in den letzten Jahren von der Hohen Pforte zur Vermehrung ihres Anhanges angesiedelten Tscherkessen und mohammedanischen Bosniaken haben ebensoviel von dem ungewohnten Klima als von den Angriffen der Beduinen zu leiden und sind am Aussterben. Die Israeliten, welche sich in jüngster Zeit in bedeutender Zahl in Palästina niederlassen, genießen in der großen Mehrzahl noch fremden Schutz; sie können daher als nichtottomanische Staatsangehörige hier auch nicht in Frage kommen.

Aehnlich wie in Syrien liegen die Verhältnisse in Mesopotamien, wo jedoch die Beduinen eine weit wirksamere Gewalt ausüben. Sie tragen die Schuld, daß ausgedehnte Strecken dieser einst hochkultivierten Länder heute den Anblick einer trostlosen Wüstenei darbieten, und es wird jede Regierung bei der Anlage und dem Betriebe der Bagdadbahn viel mit ihnen zu schaffen haben. An den heiligen Gräbern der Imame sowie in Bagdad und den übrigen größeren Städten sammeln sich zahlreiche Schiiten teilweise persischer Provenienz, die naturgemäß keine Vorliebe für das sunnitische Türkenreich hegen. Von andern Gemeinschaften sind zu nennen die christlichen Jakobiten und Chaldäer und die wenig zahlreichen Mandäer, welche doch wohl als die Ueberreste der aus dem Neuen Testamente bekannten Johanneschristen zu betrachten sind. Im Sindschargebirge und bei Mosul wohnen die Yeziden als kleiner Staat im Staate, ihren religiösen Oberhäuptern blind gehorchend. Bei den Mohammedanern sind sie als Teufelsanbeter verrufen; vor etwa fünfzehn Jahren wurde vom Generalgouverneur von Mosul der vergebliche Versuch ihrer faktischen Unterwerfung und gewaltsamen Bekehrung zum Islam unternommen.

In Syrien und Mesopotamien herrschen somit die separatistischen Tendenzen unter der Bevölkerung weit vor. Viel ausgesprochener noch sind diese jedoch in Arabien, wo namhafte Gebiete teils den Gehorsam verweigern, teils überhaupt nie der Monarchie angehört haben. Zwar das Hedschaz mit den heiligen Städten Mekka und Medina und der Küstensaum des Roten Meeres bis gegen Yemen hin sowie das osmanische Sandschak Nedschd am Persischen Meerbusen mit den beiden Distrikten Ḥasā und Qaṭīf müssen das Gebot des Padischah anerkennen. Auch der Emir der Schammarbeduinen aus der Dynastie des Ibn Reschīd gilt als Vorkämpfer des Reichsgedankens, und die Beduinen der nördlichen Wüste wagten es bisher nicht, zur offenen Auflehnung zu schreiten.

Das Kernland Arabiens jedoch, das fruchtbare Plateau des Nedschd, beherrscht unumschränkt der Emir der Wahhabiten, ʿAbd el-ʿazīz ibn Saʿūd, von seiner Hauptstadt Riāḍ aus. Ihm schloß sich, auf englischen Schutz vertrauend, der Scheich von Quweit an, und im Osten besteht schon lange das unabhängige Sultanat des Imams von Masqat. In Asir südlich von Mekka hausen wilde Gebirgsstämme in voller Ungebundenheit, während das „glückliche Arabien“

Yemen sich der Freiheit unter mehreren kleinen, teilweise von Scherifen abstammenden Dynastien erfreut. Den Schlüssel des Roten Meeres, Aden, besitzt England, das nicht nur seine Sphäre erfolgreich gegen Yemen ausdehnt, sondern auch mehrere unbedeutende Sultanate am südöstlichen Meeressaume unter sein Protektorat gestellt hat. Die übrigen Teile der Halbinsel sind mit Ausnahme des Strandes meist noch unerforscht.

Seit mehr als zwanzig Jahren ist der Padischah bemüht, Arabien unter seine Botmäßigkeit zu bringen, und lange Zeit hindurch schien er auf Erfolg rechnen zu dürfen. Zu dem Zwecke wurde die Dynastie des Ibn Reschīd tätig unterstützt; außerdem sollte Arabien durch zwei Schienenstränge eingeschlossen werden, durch die Bagdadbahn im Osten und die Hedschazbahn im Westen, deren Anlage ebensosehr politischen als religiösen Motiven entspricht. Die Gleise der Hedschazbahn sind allerdings am 1. September d. J. bis nach Medina geführt worden, doch ergaben sich beim Bau schon große Schwierigkeiten, die sich beim Betriebe noch mehren werden. Die das Land durchstreifenden Beduinen fürchten nämlich ebenso für ihre Freiheit als für den Wegfall des Geleitzolles der Pilgerkarawanen. Eine Lebensfrage für sie bildet ferner das Verhalten der Bahnverwaltung bezüglich der großen, noch von den Römern angelegten Teiche im südlichen Ostjordanlande und dem sog. steinigen Arabien. Diese Wassersammelstellen dienten seit unvordenklicher Zeit als Tränke für die Kamelherden in der heißen Sommerszeit, wenn die Wüste das zur Existenz erforderliche Naß nicht mehr bieten kann. Die Bahnverwaltung hat sie jedoch mit Beschlag belegt und benutzt sie für den eignen Gebrauch, so daß die Beduinen samt ihren Herden dem Verdursten ausgesetzt sind. Zu begreifen ist daher die gegen die Bahn genährte Erbitterung der Nomaden, wenn diese auch bis heute noch im Zaume gehalten werden konnten.

In den letzten Jahren häufen sich die Anzeichen des Mißlingens der großherrlichen Politik. Zuerst erwarb der Scheich von Quweit das Wohlwollen der englisch-indischen Regierung. Im Spätherbste 1905 entsandte die Pforte einen General, um das Land Qasīm zwischen dem Gebiete der Schammar und dem wahhabitischen Nedschd zum türkischen Sandschak (Regierungsbezirk) umzugestalten; dies Land zerfällt in die beiden Kreise der Städte ʿAneze, wo Ibn Suleim herrscht, und Brēde, wo Ibn Muhannā regiert. Die Aufgabe war an und für sich keine leichte und konnte nur mit bedeutenden finanziellen und militärischen Mitteln gelöst werden. Allein von einem Militärarzte und zwei jüngeren Offizieren begleitet und ohne jede Hilfe gelassen, mußte der tüchtige General Sami Pascha nach viele Monate langem Harren unverrichteter Dinge aus Medina zurückkehren. Ferner wurde im Frühjahr 1906 der osmanenfreundliche Emir ʿAbd el-ʿazīz ibn Mutāʿib ibn Reschīd von dem Wahhabitenemir ʿAbd el-ʿazīz ibn Saʿūd überfallen und getötet. Auch die darauffolgende Expedition der Türken nach dem Yemen hat mit einer empfindlichen Schlappe geendet; die osmanischen Truppen wurden in Ṣanʿā zur Uebergabe gezwungen. In diesem Zusammenhange verdient schließlich das Mißgeschick von Akaba erwähnt zu werden, wo der Sultan vor England zurückweichen mußte. Heute hat das

Projekt der Unterwerfung Arabiens wohl weniger als je Aussicht auf Verwirklichung. Die Rückwirkung auf die übrigen Bewohner Arabistans blieb nicht aus; heute benutzen, nach soeben aus Dschedda eingetroffenen Depeschen, die Beduinen die gegenwärtige Lage zu neuen Wirren.

VIII

Aus dem vorstehenden Ueberblick über das bunte Gewimmel der Völker im osmanischen Reiche erhellt, daß sich diese in der Hauptsache in drei größere Gruppen zusammenstellen lassen.

In der europäischen Türkei stehen den Osmanen die christlichen Griechen, Bulgaren, Serben und Walachen sowie die Albanesen gegenüber. Diese letzteren Völker sind mit einziger Ausnahme der Bulgaren, welche hunnisch-finnischen Ursprungs sind, sämtlich Arier, und auch die Bulgaren sind durch ihre Bekehrung zum Christentum und durch ihre Slawisierung im europäischen Volkstum aufgegangen. Während die Albanesen in staatlicher Beziehung eigentlich separatistischen Tendenzen huldigen, neigen die übrigen nichtmohammedanischen Balkanstämme direkt zum Anschluß an das Ausland.

Kleinasien birgt vorwiegend türkische Völker der tatarisch-mongolischen Menschenrasse, denen im Verein mit den übrigen befreundeten islamischen Stämmen bisher die Führung in der Monarchie zustand. Die arischen Kurden kommen wegen ihres unbotmäßigen Charakters kaum in Betracht, wenigstens dürften sie in der nächsten Zukunft hinsichtlich der großen Reichsfragen keine Rolle spielen. Die ebenfalls arischen Armenier hegen gleich den christlichen Balkanvölkern autonomistische Aspirationen, deren Geltendmachung allerdings ungleich größere Schwierigkeiten entgegenstehen.

In Arabistan herrschen die semitischen Araber vor, in der großen Mehrheit Mohammedaner, die sich als Ziel ein zwar islamisches, aber nationalarabisches Reich gesteckt haben.

Teile aller drei größeren Gruppen, Arier, Türken und Semiten, haben in der Geschichte ihre Fähigkeit zur Staatenbildung erwiesen, wenn sie auch hierbei ihr staatliches Ideal in verschiedener Weise verwirklichten.

Während früher die heterogenen Elemente durch den eisernen Reif des absolutistischen Sultanats zusammengeschlossen waren, liegt es in der Natur der neuen parlamentarischen Verhältnisse, daß ihre größtenteils zentrifugalen Tendenzen zum Ausdrucke kommen und in Widerstreit geraten müssen. Die unionistisch gesinnten Türken werden dabei einen um so schwereren Stand haben, als ihnen ihre Gegner zwar nicht an politischer Begabung, wohl aber durchschnittlich an Redegewandtheit und ebenso an Zahl überlegen sind. Die Bedeutung dieser Momente ist nicht mit dem Hinweis auf die Wohlfahrt der modernen konstitutionellen oder republikanischen Großmächte zu entkräften. Denn letztere sind ihrem Begriffe nach Nationalstaaten, die um so besser gedeihen, je weniger andersartige Bestandteile sie beherbergen, obschon auch diese bei uns durch das gemeinsame Band arischer Abstammung und christlicher Kultur umschlungen werden. In der

Levante hingegen sind die Völker sämtlich teils durch Rasse, teils durch Religion, teils aber durch Kultur voneinander getrennt.

Nach den neuesten Berichten verschiebt das Komitee in Erkenntnis der drohenden Gefahr die Einberufung des Parlaments; möglicherweise denkt es sogar daran, ohne Parlament weiterzuregieren. Es ist zu spät. Der schon lange schwankende Koloß ist ins Rollen gebracht.

Die Gruppe der Balkanvölker kann die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche nur in Verbindung mit auswärtigen Mächten herbeiführen. Wir dürfen deshalb die Betrachtung dieses Punktes ausscheiden, da die äußere Politik naturgemäß nicht in den Rahmen dieser Skizze einzubeziehen ist. Für den inneren Bestand des osmanischen Reiches ist jedoch von vornehmlichster Bedeutung der Gegensatz der Türken und Araber; es sei daher noch in wenigen Zügen eine Charakterisierung der beiden Rassen versucht.

IX

Als Repräsentanten des türkischen Volkstums kann man nicht den Bewohner Konstantinopels ansehen; dieser ist vielmehr durch lange und häufige Mischung mit fremdem Blute so modifiziert worden, daß schon sein Aeußeres keinen ausgeprägten Typus darstellt. Die wahren Züge des Osmanen, wie wir sie auf alten Schlachtenbildern aus den Türkenkriegen finden, sind dagegen in seiner Heimat, der Gegend von Eskischehir und Brussa, wiederzuerkennen, wo er auch seine Intellektualität unverändert bewahrt hat.

Der Türke ist vor allem Krieger. Als Soldat wird er von allen Kennern gerühmt, und bei guter Schulung und Ausbildung bringt er es auch wieder zum befähigten Offizier und Feldherrn, wie in früheren Zeiten. Von seiner ehemaligen nomadischen Lebensweise sind ihm noch einzelne staatliche Einrichtungen und manche private Lebensgewohnheiten eigen, obwohl er in der großen Mehrzahl längst zum Ackerbau übergegangen ist und sich demselben mit Liebe und Erfolg hingibt. In Wissenschaft, außer der Geschichte, und in Kunst und Literatur hat er nie Hervorragendes geleistet, doch zog er fremde Talente dieser Kulturzweige gerne in seinen Dienst. Speziell in der Poesie ahmt er meist andre Vorbilder nach, heute die Franzosen wie früher die Perser. Dabei versteht er jedoch nicht Maß zu halten, so daß uns seine Dichtungen überladen und geschmacklos erscheinen; zum Herzen sprechen allein die türkischen Volkslieder in ihrer schlichten Weise. Für den Handel hat er nicht viel Geschick, wie er überhaupt mit dem Gelde nicht sparsam umzugehen weiß; daher sind in den von Türken bewohnten Provinzen alle Banken in den Händen von Europäern, Griechen, Juden oder Armeniern.

Hingegen ist durch die lange Gewohnheit des Herrschens sein politischer Sinn geschärft worden. Die Sultane haben es meisterhaft verstanden, das alte Cäsarenwort: Divide et impera zu befolgen, und die Masse ist von der Notwendigkeit des Gehorsams gegenüber der staatlichen Autorität durchdrungen. Als Zivilbeamter zeigt er sogar Verständnis für den Bureaukratismus. In religiöser

Beziehung zeichnet ihn durchschnittlich noch eine aufrichtige, oft inbrünstige Frömmigkeit aus. Von Naturell eher ernst, ist er seinem Charakter nach einfach, wahrheitsliebend und rechtlich. Letzteren Eigenschaften kann man nicht die aus dem Byzantinerreiche übernommene Bestechlichkeit mancher Beamten entgegenhalten, denn viele der Funktionäre, die in ihrer offiziellen Stellung die Annahme eines Bachschisch nicht scheuen, sind in ihrem Privatleben absolut integer. Vielmehr hat das Türkenvolk zum ethischen Ideal Treue und Ehrlichkeit, wenn es auch mit deren Umsetzung in die Praxis manchmal nicht anders steht als in Europa. Dagegen legt er beizeiten Zeugnis eines etwas rauhen und rücksichtslosen Wesens ab. Man kann den Türken kurz mit einem modernen Wort als Herrennatur bezeichnen.

Der Araber der türkischen Provinzen seinerseits ist ein Kulturmensch, der durch jahrhundertelange Unterwerfung die Herrschaftsübung eingebüßt hat. Uebrigens waren schon zur Zeit der Abbasiden die Reichsheere meist aus türkischen Söldnern oder angekauften Sklaven zusammengesetzt, und seither hat sich der Araber immer mehr vom Kriegshandwerk abgewendet. Mit Vorliebe treibt er Handel, für den er große Befähigung zeigt. Sein Stolz sind, außer der Rassenzugehörigkeit zum Propheten Mohammed, die in arabischer Sprache niedergeschriebene Wissenschaft und seine Poesie, die auch wir zu bewundern vermögen, obschon ihre Schönheit mehr in der Ausmalung der Detailbilder als in der Harmonie des Ganzen zu finden ist; gern berauscht er sich am Wohlklange eigner und fremder Rede. In der Religion sucht er eher Logik und Tiefe als warmes Gefühl. Beim Verhalten zum Mitmenschen schätzt er hauptsächlich Schlauheit, und vor die Wahl zwischen Anwendung von Gewalt und List gestellt, wird er sich leicht für letztere entscheiden. Hingegen wird trotz seiner angeborenen Sparsamkeit Freigebigkeit hochgepriesen und von den Dichtern besungen, weshalb er sie schon aus Eitelkeit häufig betätigt. Von Temperament ist er eher sanguinisch; eine Scherzwort findet bei ihm stets eine gute Statt, wiewohl er vor Fremden seine Würde zu wahren weiß.

Wie allen Rassen einer größeren Vergangenheit schwebt den Arabern das Bild einer Zukunft vor, in der sie den Ruhm der Vorfahren erreichen oder sogar übertreffen. Sie rechnen dabei, halb unbewußt, auf den Zauber, den der Koran noch heute auf alle Moslems ausübt, und erhoffen den Anschluß der stolzen Brüder in der freien Wüste und der Bewohner Nordafrikas; dort haben ja die Ichuān (Brüderschaften), eine geheimbündlerische Ausgestaltung der Derwischorden, das Terrain für die Propaganda vorbereitet. Der Araber heißerstrebtes Ziel ist, das heutige verweltlichte Kalifat der Türken durch ein nationalarabisches religiöses Kalifat zu ersetzen. Es ist leicht vorauszusehen, daß solche Tendenzen eine panislamische Form annehmen und die mohammedanischen Bewohner europäischer Besitzungen ergreifen können. Die Folgen einer derartigen Bewegung wären unübersehbar; als ihre Begleiterscheinnngen müßte man entsetzliche Ausbrüche des Hasses gegen die Andersgläubigen gewärtigen.

Was die Stärkeverhältnisse der beiden Parteien betrifft, so mögen die Araber numerisch das Uebergewicht haben; doch ist zu bedenken, daß in der Geschichte

des Orients die Massen stets nur ein Spielball in der Hand einzelner oder aber zielbewußter Minoritäten waren. Kriegerisch ist der Türke bevorzugt, aber der Araber ist seiner erregbaren Natur nach fähig, durch Begeisterung und Fanatismus zum Helden zu werden.

Zu dem bevorstehenden Ringen werden die europäischen Staaten Stellung zu nehmen, eventuell in dasselbe mit ihren Machtmitteln einzugreifen haben.

Man müßte daher eine prophetische Gabe besitzen, um die Frage entscheiden zu können: wer wird, wenn das neue Regiment weiterbesteht, im vorderen Orient die Hegemonie ausüben, die Türken oder die Araber?

Die ersten Sternwarten in germanischen Ländern

Von

Andreas Galle

Die Betrachtung des Werdeganges der astronomischen wie auch mancher andern Wissenschaft erweckt bisweilen den Eindruck in uns, daß sich ihre Entwicklung in besserer und einfacherer Weise vollzogen hätte, wenn die Entdeckungen und Erfindungen zu andrer Zeit stattgefunden hätten oder wenn sie in andrer Reihe einander gefolgt wären.

Zwei Beispiele aus dem Gebiete der Astronomie mögen die Stelle vieler vertreten. Die Araber haben die Lehre von der Dreieckberechnung auf der Kugelfläche als einen für die Mathematik und Astronomie gleich wichtigen Wissenszweig ausgebildet. Eine einschlägige Aufgabe trat ihnen zum Beispiel entgegen, wenn sie auf einer horizontalen Sonnenuhr einen Zeiger in der Richtung nach Mekka anbringen wollten. Dies geschah, damit der Gebetsausrufer an jedem hellen Tage verkündigen konnte, in welchem Augenblicke jeder Schatten die Richtung nach der heiligen Stadt anzeigte und die Gläubigen sich mit dem Antlitz dahin gewendet zum Gebete niederwarfen. Vor allen schufen Albategnius und sein Nachfolger jene Disziplin, die besonders in einer Epoche zur Anwendung kam, in der die vorhandenen Hilfsmittel die Messung der Bogenabstände der Sterne als geeignete Methode zur Bestimmung ihrer gegenseitigen Stellungen anwiesen. Es lag dann die Aufgabe vor, daraus den Ort eines Sternes durch Angabe seiner Abweichung vom Aequator oder seiner Höhe über dem Horizont und seines Abstandes von einem Meridian zu berechnen. Dergleichen Rechnungen machten aber zu jener Zeit einen außerordentlichen Arbeitsaufwand nötig, weil man noch nicht die Logarithmen kannte, die erst im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in England und Holland aufkamen.

Mindestens ebenso beklagenswert kann es erscheinen, daß die Erfindung des Fernrohrs erst sieben Jahre nach Tycho Brahes Tod geschah und daß diesem großen Beobachter noch auch nicht die Pendeluhr zur Verfügung

stand, deren Erfindung erst Huyghens 1656, also ein halbes Jahrhundert später, gelang.

Solche Ueberlegungen können überflüssig erscheinen. Indes soll die Geschichte Lehrmeisterin sein, und so kann sie auch hier in verschiedener Weise wirken. Sie läßt uns vom erreichten höheren Standpunkte auf die Wege, die eingeschlagen wurden, zurückblicken und zeigt die Pfade, die leichter und schneller zum Ziele geführt hätten. Zum andern wird scheinbar nebensächlicher Arbeit (wie der Rechnungserleichterung durch die Logarithmen), die den großen Fortschritten die Bahn ebnet, ihr Recht und ihre Bedeutung zugewiesen, und endlich schätzen wir die Leistungen der Helden der Wissenschaft, die wir leicht an dem Maßstab des heutigen Wissens messen, richtiger und höher ein. Wir erkennen dann deutlicher, daß die Geschichte der Wissenschaft wie die Weltgeschichte das Werk von einzelnen ist.

Freilich haben jene großen Männer im Volkstum ihre Kraft empfangen, die Heimat ist die Muttererde, auf der sie erwachsen sind. So sehen wir die Völker der Reihe nach die Führung in der Wissenschaft übernehmen.

Es ergibt sich ein eigenartiger Streifen auf der Erdoberfläche, wenn wir den Siegeslauf der Astronomie etwa auf einer Karte uns vergegenwärtigen. Vielleicht nicht zusammenhängend, sondern verschiedentlich unterbrochen, beginnt er in China, das zwei Blütezeiten gesehen hat, geht über Indien, Chaldäa, überschreitet den Hellespont (vielleicht im Gefolge von Xerxes) und betritt in Griechenland europäischen Boden. Etwa mit Stützpunkten in Samos und Rhodus springt er nach Alexandrien über in die alte Heimat ägyptischer Sternweisheit. Eine Weile erloschen, leuchtet dann in Arabien die Liebe zur Astronomie auf und läuft wie an einer Zündschnur von Bagdad bis an die Säulen des Herkules, um hier zum zweitenmal in Spanien Europa zu erreichen. Bald verbreitet sich das Feuer quer durch Deutschland über Nürnberg bis in die Nordostecke nach Thorn. Dänemark und Böhmen ziehen die Augen der ganzen Welt auf sich, und allmählich findet die Astronomie Pflegestätten auf dem ganzen Erdball.

Bis zum Eintritt Deutschlands in die Mitarbeit liegt das ganze Gebiet etwa zwischen dem 20. oder, wenn wir die uns unbekannte siamesische Astronomie mitrechnen, zwischen dem 15. Parallel und der Breite von Samarkand, wo eine prächtige Sternwarte als späteste Blüte arabischer Himmelsforschung von einem Tatarenfürsten erbaut wurde. Zufälligerweise liegen fast genau in derselben Breite, nämlich auf dem 39. Breitenkreise, die sechs internationalen Stationen, die jetzt seit mehreren Jahren für die Ermittlung der Schwankungen der Erdachse tätig sind. Und in Nordamerika hat 1900 die große Längengradmessung in 39 Grad Breite ihren Abschluß gefunden, die fast 50 Längengrade überspannt.

Es ist kein Zufall, daß jene durch den Himmel begünstigte Erdzone ihre Bewohner zur Betrachtung und Erforschung der Sterne besonders einlud. Aber um so merkwürdiger erscheint es, daß mit dem Betreten germanischen Bodens der bedeutendste Abschnitt in der Geschichte der Sternkunde beginnt. Nicht etwa, daß das in den reineren Zonen gesammelte Beobachtungsmaterial dazu diente, die

Theorien der Planetenbewegungen darauf aufzubauen, nein, es mußte auch erst eine sichere Grundlage durch bessere Beobachtungen geschaffen werden, und so entstanden auch in diesen Gegenden die ersten Sternwarten.

Die ersten Wahrnehmungen am Sternenhimmel waren nicht an die Betrachtung von einem bestimmten Standpunkte aus gebunden. Der Zyklus der Finsternisse und die Feststellung ihrer verschieden langen Dauer, die Perioden der Stillstände und Rückläufe der Planeten, die Ungleichheiten der Mondbewegung u. a. konnten dem aufmerksamen Auge ohne weiteres auffallen, aber doch entstand zu sehr früher Zeit bei allen jenen an dem Fortschritte der Wissenschaft beteiligten Völkern das Bedürfnis der Messung.

Das älteste Instrument war eine senkrecht stehende Säule, ein Gnomon, wie man es nannte, deren Schatten auf einer horizontalen Ebene beobachtet und gemessen wurde. Man erhielt damit die Zeit des wahren Mittags, wenn der Schatten am kürzesten war. Und bestimmte man die Sonnenhöhe am kürzesten und längsten Tage, zur Zeit der beiden Sonnenwenden, so fand man die Neigung der Sonnenbahn gegen den Aequator als halben Unterschied, die geographische Breite des Ortes aus dem Mittel der beiden Bestimmungen.

Aber obwohl man große Bauten für diesen Zweck errichtete, so waren es doch keine eigentlichen Sternwarten, hat man doch später auch in Kirchen, z. B. noch 1786 im Mailänder Dom, zu demselben Zwecke kleine Oeffnungen möglichst hoch in einer nach Süden gelegenen Wand angebracht und durch farbige, im Steinfußboden eingelegte Streifen die Mittagslinie dargestellt, auf die im Augenblick des Mittags das Sonnenbildchen fiel.

Eher können schon die Armillen zu den eigentlichen Meßinstrumenten gerechnet werden, die bereits 220 v. Chr. in Alexandrien benutzt wurden. Diese Instrumente, die wie ein Gerippe eines Globus aussahen, bestanden mindestens aus drei Kreisen, deren einer den Aequator darstellte und ihm parallel gestellt wurde, während der dazu senkrechte Kreis in die Ebene des Meridians eingerichtet wurde, so daß er als Durchmesser die Richtung nach dem Himmelspol enthielt. Um diese Polarachse als Durchmesser konnte nun der dritte Kreis gedreht werden, der also auch immer senkrecht zum Aequatorkreise blieb. Eine Zielvorrichtung an diesem beweglichen Meridiankreise, die durch den Mittelpunkt des Globus ging, diente zur Einstellung des Sternes, dessen Abweichung vom Aequator man an einer Teilung des beweglichen Kreises ablesen konnte, während die Stellung dieses Kreises auf dem ebenfalls geteilten Aequator erkannt wurde. Man konnte auch auf einfache Weise sehen, wenn die Sonne im Aequator stand, also im Frühling oder Herbst die Tag- und Nachtgleiche stattfand, indem dann der Schatten der einen Hälfte des Aequatorkreises auf die Innenseite der andern Hälfte fiel.

Diese Instrumente kann man in gewisser Weise als die Vorläufer der Aequatoreale auf unsern modernen Sternwarten betrachten. Freilich fallen hier dem Auge des Laien kaum die daran befindlichen Kreise auf, nur die nach dem Pole gerichtete, schief stehende Achse und das mächtige Fernrohr pflegen seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Der Anblick der Sternwarten mit den eine feste Aufstellung erheischenden Armillen und andern zum Teil einfacheren Instrumenten war noch recht verschieden von demjenigen, den die späteren Observatorien bieten. Man wird sich von der Zeit des durch den Boxeraufstand veranlaßten Feldzugs (1900 bis 1901) des Bildes der Pekinger Sternwarte erinnern, wo auf einer Terrasse mit weitem Ausblick die sämtlichen Instrumente im Freien aufgestellt waren. Etwas ähnlich ist die jetzige Anordnung der von dort nach Sanssouci übergeführten Instrumente auf der Terrasse des Orangeriegebäudes, die übrigens mit Ausnahme des chinesischen Globus den Charakter der in Europa vorhandenen Instrumente haben und daher ein besonderes Interesse nicht bieten können.

Die Genauigkeit der Ablesungen wächst nun mit der Größe der Kreise, auf denen die Teilungen angebracht sind. Aber zugleich nimmt die Schwierigkeit der Herstellung und die Unbequemlichkeit der Handhabung zu. Infolgedessen konstruierte man Viertel, Sechstel oder Achtel von Vollkreisen, die man in größeren Dimensionen ausführen konnte. Solche Instrumente verwendete man insbesondere, um die Gestirnshöhen zur Zeit ihrer Kulmination, also im Meridian zu beobachten. Zum Zwecke der festen Aufstellung in der Meridianrichtung wurden bereits von Ptolemäus, insbesondere aber von den Arabern sogenannte Mauerquadranten benutzt, d. h. Viertelkreise, die an einer von Nord nach Süd gerichteten Wand befestigt waren. Auch eine andre arabische Meßeinrichtung, der von den späteren gleichbenannten sehr verschiedene Sextant, die im Prinzip ein Lochgnomon (wie der beim Mailänder Dom erwähnte) von großen Dimensionen war und zu Höhenbestimmungen diente, erforderte die Errichtung eines aus zwei parallelen meridionalen Wänden bestehenden Mauerwerkes. Das durch eine kreisrunde Oeffnung fallende Sonnenbild rückte auf einem horizontalen breiten Kreisbogen von 60 Grad weiter. Wir wissen freilich nicht, wo und ob überhaupt ein solcher Sextant wirklich ausgeführt worden ist. Immerhin entstand auf diese Weise zuerst das Bedürfnis eines Gebäudes, das zugleich zum Schutze gegen Wind und gegen die Unbilden der Witterung errichtet und später mit abnehmbarem Dache versehen wurde.

In deutschen Landen erwuchs, beeinflußt durch die humanistische Bewegung in Italien, die erste mathematische Schule an der Wiener Universität. Johann von Gmünd, ein Schwabe von Geburt, war hier noch 1400 als hervorragender Lehrer tätig, und, wenn vielleicht nicht eigentlich sein Schüler, so doch sein Werk fortsetzend, hat der Oberösterreicher Georg von Peurbach, den Bailly den ersten Astronomen in Europa genannt hat, die astronomischen Kenntnisse der griechischen und arabischen Zeit gesammelt und eine ausgebreitete schriftstellerische Tätigkeit entfaltet. In einem Leben von nur achtunddreißig Jahren brachte er, ein vielseitiger und selbstdenkender Gelehrter, Leistungen von dauerndem Werte hervor. Allein sein Hauptverdienst war es, daß er seinem Schüler Johannes Müller, der nach seiner Heimatstadt Königsberg in Franken Regiomontanus genannt und unter diesem Namen berühmt geworden ist, den Weg geebnet hat. Auf Reisen durch

Italien, wo sich die Ueberreste griechischer Wissenschaft erhalten hatten, sammelte dieser einen Schatz von Handschriften und war dann an verschiedenen Orten tätig, u. a. in Ofen, wohin ihn König Matthias von Ungarn als Bibliothekar berufen hatte und wo er sein wichtigstes astronomisches Werk vollendete. Hier interessiert uns noch mehr, daß er infolge seiner Uebersiedlung nach Nürnberg im Jahre 1471 und durch die Freigebigkeit des dortigen angesehenen Bürgers Bernhard Walther in den Stand gesetzt wurde, die erste deutsche Sternwarte auf dessen Hause in der Rosengasse einzurichten, mit der eine mechanische Werkstätte und eine Druckerei verbunden war. Regiomontan hat ein schon im Altertum verwendetes Instrument, den Jakobsstab, von neuem eingeführt, das sich für Beobachtungen auf See besonders eignete und durch seinen Schüler Behaim in der portugiesischen Marine verbreitet wurde. Es besteht aus einem längeren Stab, an dem sich ein kürzerer, rechtwinklig dazu stehender Querstab meßbar verschieben läßt. Um den Abstand zweier Sterne oder dergleichen zu messen, visiert man vom Ende des langen Stabes nach den Enden des Querstabes, den man so lange verschiebt, bis er von dem einen bis zum andern Sterne reicht. Man kann dann leicht den Winkel am Auge zwischen den Richtungen nach beiden Sternen aus den Abmessungen am Instrument berechnen. Aber für die Sternwarte hat Regiomontan auch verschiedene größere Instrumente mit geschickter Hand verfertigt, die zum Teil in seinen Schriften abgebildet und in Repsolds kürzlich erschienener „Geschichte der astronomischen Meßwerkzeuge" (Leipzig 1908) vortrefflich dargestellt sind. Ein großes Quadrat-nach Peurbach, bei dem die Teilungen statt auf einem Kreise auf den Seiten des Quadrates geradlinig und deshalb leichter hergestellt werden konnten, sowie ein Astrolabium, im einfachsten Falle ein an einem Ringe gehaltener geteilter Kreis mit einer Absehensvorrichtung, die sich im Germanischen Nationalmuseum befinden, werden für Erzeugnisse aus Regiomontans Werkstatt gehalten. Auch Regiomontan starb jung im vierzigsten Lebensjahre, ein dauerndes und allen bekanntes Denkmal hat er sich durch die Einführung der arabischen Ziffern gesetzt.

Nach seinem Tode hat Walther noch die astronomischen Beobachtungen auf der Sternwarte fortgesetzt und dabei Gewichtsuhren zur Zeitmessung verwendet, deren Einrichtung zwar nicht genau bekannt ist, die aber bei dem hochentwickelten Stande der Sackuhren in Nürnberg jedenfalls in irgendwelcher Weise mit Regulatoren versehen waren, die das Ablaufen des Gewichtes regelten. Auch Behaim, der berühmte Geograph und Freund des Kolumbus, dessen Erdglobus eine Zierde der Nürnberger Sammlung bildet, hat neben andern Schülern die Beobachtungen auf der Sternwarte fortgeführt.

Regiomontans fleißige Beobachtungen, insbesondere die des Planeten Merkur, den Kopernikus nie gesehen haben soll, sind diesem Reformator der Sternkunde bei der Ausarbeitung seines Weltsystems von großem Nutzen gewesen. Ueber die jedenfalls geringen Hilfsmittel, deren sich Kopernikus selbst beim Beobachten bedient hat, sind wir sehr wenig unterrichtet.

Einen besseren Einblick haben wir in die Tätigkeit des Landgrafen Wilhelm IV.

von Hessen, des Sohnes Philipps des Großmütigen. Er erbaute sich 1561 eine noch jetzt vorhandene Sternwarte auf dem Zwehrener Tor in Kassel, dessen Turm damals mit einem drehbaren Dache versehen wurde. Dieser Fürst, der die von Regierungssorgen freie Zeit seines Lebens der Sternkunde widmete, war vermutlich ein Anhänger der kopernikanischen Lehre, wie sein späterer Gehilfe Rothmann. Mit sicherem Blicke erkannte er, daß ohne bessere Kenntnis der Sternpositionen nicht an eine richtige Bestimmung der Planetenörter zu denken sei. Als Ergebnis seiner fleißigen Arbeit, bei der ihn später der genannte Rothmann und der Hofuhrmacher Bürgi unterstützten, hinterließ er einen Katalog von 900 Sternen, der allerdings unbearbeitet mit dem Kasseler Archiv nach Marburg gebracht worden ist. Von Bürgi nimmt man an, daß er bereits Logarithmen benutzt habe, ja einige meinen, daß der nach dem Zeugnis des Landgrafen an Genialität dem Archimedes verwandte, aber allzu bescheidene, geschickte Verfertiger astronomischer und andrer Werkzeuge bereits die erste Pendeluhr konstruiert habe. So ist von der Wirksamkeit auf der Kasseler Sternwarte der Nachwelt wenig erhalten geblieben, von den dort noch erhaltenen Instrumenten ist es nicht ganz entschieden, ob der Azimutalquadrant, d. i. ein auf einer senkrechten, drehbaren Säule angebrachter Quadrant, vom Landgrafen herrührt.

Aber einen großen Dienst hat noch der fürstliche Astronom der Wissenschaft erwiesen. Denn seiner Empfehlung ist es zu verdanken, daß König Friedrich II. von Dänemark Tyge Brahe aus Knudstrup im südlichen Schweden mit den Mitteln ausrüstete, ganz der astronomischen Wissenschaft zu leben.

Ueber Tycho, wie wir ihn mit seinem latinisierten Namen nennen, hat mancher Geschichtschreiber den Stab gebrochen, der seine anmaßende Rücksichtslosigkeit verurteilt, über Tycho hat mancher Astronom verächtlich geurteilt, weil er der Astrologie huldigte und der Lehre des Kopernikus ein System totgeborener Ideen gegenüberstellte. Und doch durfte ihn Bessel einen König unter den Astronomen nennen. Mag sein Charakter uns vielfach abstoßen, seine Schwächen waren die Wildlinge, die aus den Wurzeln seiner Kraft wuchsen, seine Sterndeuterei, die immerhin vorsichtiger und kritischer als die Anschauungen seiner Zeit sich äußerte, war für ihn der Ansporn gerade zur folgenreichsten Arbeit, sein Verhalten gegenüber der Weltanschauung des Frauenburger Kanonikus, das nicht einmal völlig aufgeklärt ist, hat ihn jedenfalls nicht an einer außerordentlichen Hochachtung vor Kopernikus gehindert. Alle Fehler treten aber zurück vor der heiligen Begeisterung für die Sternkunde, vor seiner unermüdlichen Arbeit und staunenswerten Tatkraft, vor der Klarheit der Probleme, die er sich stellte, vor dem Umfang seines Wissens und seiner vornehmen Gesinnung, die sich in dem Wahlspruch spiegelt: „Non haberi, sed esse“, der auch seine Büste im Garten der Sternwarte in Lund ziert.

Wenn man in 70 Meter Höhe auf dem alten Turm Kärnan in Helsingborg steht, wo einst sein Vater Gouverneur des Schlosses war, so blickt man über den hier 5 Kilometer breiten Sund nach der dänischen Küste hinüber, wo das malerische Schloß Kronborg mit seinen grünen Zinnen und den Erinnerungen

an Hamlet herübergrüßt. Durch den täglichen Verkehr von etwa 200 Segeln, von denen manche den Umweg um Jütland der Schleppschiffahrt durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal vorziehen, ist das Wasser immer belebt. Und abends, wenn die Lichter von Marialyst herüberglitzern, dann blitzt zur Rechten das Kullenfeuer auf, das einst auch Tychos Aufsicht unterstellt war, und zur Linken wechseln die beiden Leuchttürme der kleinen Insel Hven miteinander ab. Wir gedenken daran, daß der Einzug des lutherischen Bekenntnisses, dem auch Tycho angehörte, in Dänemark diesen Schutz der Schiffahrt als Gebot der Nächstenliebe einführte und den Grund zum heutigen Rettungswesen legte. Hven, das im Frieden von Roeskilde 1658 mit dem südlichen Schweden aus dänischem in schwedischen Besitz übergegangen ist, läßt jetzt nicht ahnen, welch reiches Leben sich auf diesem Eiland vor dreiundeinhalb Jahrhunderten entfaltete. Nur spärliche Ueberreste bezeichnen die Stelle, wo sich in gotischem Renaissancestil, der etwas Neues in der nordischen Baukunst war, der rote Backsteinbau der Uraniborg erhob. Ein Architekt aus Emden hatte das stolze Gebäude mit seinen Sandsteinornamenten und seinen symmetrisch angebrachten Beobachtungstürmen und Galerien aufgeführt, das in der Längsrichtung 30 Meter maß und dessen Mittelturm, von einer goldenen Windfahne in Gestalt eines Pegasus gekrönt, sich zu 19 Meter Höhe erhob. Um 1580 war es vollendet, aber bald reichten bei der wachsenden Zahl von Besuchern und Studierenden, von denen etwa 40 Namen uns erhalten sind, die Räume nicht mehr aus, und es entstand acht Jahre später ungefähr 30 Meter südlich die Stjerneborg, die mit ihren zum Schutz gegen den Wind fast unterirdisch angelegten Beobachtungsräumen, deren Kuppeln nur hervorragten, einen eigentümlichen Eindruck gemacht haben mag. Noch erkennt man den kreisförmigen Raum, in dem eine große Armille stand, mit treppenartigen Stufen, auf denen der Beobachter je nach der Höhe des Sternes seine Stellung einnahm. Aber nur wenig ist noch zu sehen, nur ein Stein, der an der Eingangspforte angebracht war, wird im Museum in Lund aufbewahrt, auf dem man nicht ohne Bewegung die Worte liest, die auch an Tychos Grabmal in der Teynkirche in Prag wiederholt sind: Non fasces, nec opes, sola artis sceptra perennant. Nicht wie er es gedacht, aber in wunderbarerer Weise sollten sie zur Wahrheit werden.

Tycho hat dreimal Reisen nach Deutschland unternommen, wo er seine in Kopenhagen begonnenen Studien fortsetzte und mit den berühmtesten Mathematikern und Astronomen in Beziehung trat. In Rostock hat er bereits als Student die ersten Beobachtungen an einem einfachen selbstverfertigten Instrumente angestellt. In Augsburg trat er mit zwei Brüdern Heinzel in Beziehung und konstruierte für eine Sternwarte in ihrem Garten im nahegelegenen Göppingen einen Quadranten und einen großen Himmelsglobus. Entscheidend wurde sein Besuch in Kassel im Jahre 1575 für sein Schicksal, wo er in wissenschaftlichen Unterredungen und gemeinsamen Beobachtungen dauernde Beziehungen mit dem Landgrafen anknüpfte, die auch nach der Trennung der beiden in ihren Ansichten übereinstimmenden Männer, die sich nicht mehr wiedergesehen haben, in brieflicher

Mitteilung der Beobachtungsergebnisse ihre Fortsetzung fanden. Eine gerade nach Dänemark abgehende Gesandtschaft überbrachte Christian II. jenen Brief, der, wie schon erwähnt, die Belehnung Tychos mit der Insel Hven und die Bereitstellung der Mittel für den Bau und die Unterhaltung der Sternwarte zur Folge hatten. Hierdurch wurde Tycho veranlaßt, seine Absicht, in Basel sich niederzulassen, aufzugeben und in seine Heimat zurückzukehren.

In einem zwanzigjährigen Zeitraum entwickelte er eine vielseitige Beobachtungstätigkeit, bei der er alle Grundbestimmungen ausführte und die Koordinaten von etwa 800 Fixsternen festlegte. Durch Planetenbeobachtungen, wozu ihn hauptsächlich die Stellung von Horoskopen veranlaßt haben dürfte, schuf er die Grundlage für Keplers unsterbliche Arbeit. Die Genauigkeit seiner Messungen war eine bis dahin unerreichte und berücksichtigte auch zuerst den Einfluß der Strahlenbrechung in der Luft. Ferner hat er die als Variation bekannte halbmonatliche und die jährliche Ungleichheit der Mondbewegung entdeckt u. a. m.

Die Anzahl der größeren Instrumente hat über 20 betragen, von denen ein großer Teil in Metall ausgeführt war. Der große Augsburger Globus von fast 2 Meter Durchmesser war nach Hven gebracht und in der Mitte des Bibliothekraumes aufgestellt worden. Der innere Raum des großen Mauerquadranten von 2 Meter Halbmesser war mit einem durch Reproduktionen sehr verbreiteten Wandgemälde ausgefüllt, das Tycho selbst in seiner Beobachtungstätigkeit darstellte. Zu seinen Füßen liegt ein Hund als Sinnbild der Weisheit und Treue. Während ein Gehilfe die Beobachtungen niederschreibt, ist ein andrer an den beiden Uhren aufgestellt, die sich in diesem Raume befanden. Mit diesen Zeitmessern hatte er vielfach Schwierigkeiten gehabt, so daß er zu andern Hilfsmitteln griff und nach dem Prinzip der Wasseruhren die aus einer kleinen Oeffnung eines Gefäßes ausfließende Quecksilbermenge als Maß der Zeitdauer zwischen zwei Beobachtungen benutzte. Auch mit verschiedenen Chemikalien machte er Versuche, die er in einem besonderen Laboratorium ausführte.

Man kann sich ohne Abbildungen von Tychos Instrumenten schwer eine Vorstellung machen, im allgemeinen lehnten sie sich an bekannte Typen an, zeichneten sich aber durch große Dimensionen und elegante Ausführung aus. Den Sextanten kann man wohl als seine eigne Erfindung bezeichnen, eine sehr eigenartige, wenn auch nicht sonderlich praktische Konstruktion eines solchen war für die gleichzeitige Benutzung durch zwei Beobachter eingerichtet.

Ein neuer König kam in Dänemark, und nicht ohne Tychos Schuld wich Fürstengunst von ihm. Non fasces perennant, seine Herrschaft auf der Insel Hven erreichte 1597 ihr Ende, und mit Zurücklassung der großen Instrumente ging Tycho in das Ausland, um 1600 bei Kaiser Rudolf in Prag Zuflucht zu finden. Non opes perennant, die großartigen Bauten boten bald ein Bild der Zerstörung, und wenn auch noch in Prag die Beobachtungen fortgesetzt wurden, so kann man doch begreifen, daß der sterbende Tycho den bangen Ausruf tat: „Ne frustra vixisse videar."

Er hatte nicht vergebens gelebt. Ein merkwürdiges Geschick ließ Kepler,

den geborenen Württemberger, um seines Glaubens willen aus Graz flüchten und führte ihn zu Tycho nach Prag. Als Tycho 1601 starb, fielen seine Beobachtungen in die Hände des größeren Schülers, der sein berühmtes Werk über den Planeten Mars darauf baute und der in der Einleitung zu den Rudolfinischen Tafeln die Verdienste Tychos nochmals hervorhob. Auf Keplers Schultern stand dann wieder Newton, der durch das Gravitationsgesetz das Gebäude der Wissenschaft krönte.

Die ältere Beobachtungskunst hat noch in Hevel in Danzig einen glänzenden Vertreter gefunden, der aber auf den Gang der Astronomie keinen entscheidenden Einfluß ausgeübt hat. Auch legte er keinen Wert darauf, Schüler auszubilden, nur einer, Gottfried Kirch, ist als der erste Berliner Astronom bekannt geworden.

Das Aussehen und die Einrichtung der Sternwarten hat sich insbesondere im Laufe des letzten Jahrhunderts vollständig verwandelt. Besondere Werkstätten hervorragender Künstler teilen sich in die Verfertigung der Instrumente oder ihrer einzelnen Teile. Staatliche Mittel haben die Errichtung zweckentsprechender großartiger Bauten ermöglicht. Die Methoden der Beobachtung haben sich verändert und auch im Sinne eines Ersatzes menschlicher Sinnestätigkeit durch instrumentelle Hilfsmittel entwickelt. Die Zählung der Sekundenschläge der Uhr übernimmt der Farbschreiber, das Auge wird durch die photographische Platte verdrängt, elektrische oder mechanische Kraft an Stelle des menschlichen Armes führt das Fernrohr in die Sternrichtung. Die Aufgaben sind gewachsen und überschreiten vielfach die Kräfte des einzelnen, eine Arbeitsteilung vereinigt mehrere Sternwarten zu gemeinsamen Aufgaben und läßt die einzelnen wie die Räder einer Maschine zusammenarbeiten. Neue und große dadurch erreichbare Ziele zeigen sich und erwecken zu begeisterter Arbeit. Aber in stillen Stunden tritt das Bild einer jener ersten Sternwarten in die Erinnerung, und ganz im Innern blicken wir nicht mit stolzer Ueberhebung, sondern mit Sehnsucht zurück auf den Astronomen, der selbst seine Instrumente fertigte, selbst die Aufgaben stellte und löste, und der, mit einem Wort, weniger ein Teil einer Maschine, sondern eine Persönlichkeit war.

Elektrizitätssteuer und Arbeitgebersteuer

Von

Dr.-Ing. Wilhelm von Siemens, Geh. Regierungsrat

Zu einer gesunden Volkswirtschaft gehört außer Fleiß, Tüchtigkeit und Initiative auch die Kunst sparsamer Verwaltung. Man findet die Betätigung dieser Eigenschaften in der Regel bei Wahrnehmung persönlicher Interessen. Viel seltener findet sie sich bei Verwaltung nichteigner Interessen. In dieser Hinsicht sind zum Beispiel kleine wirtschaftliche Unternehmungen, wo der Inhaber sich persönlich noch um alles bekümmern kann, den großen Unternehmungen weit

überlegen. Die Neigung, aus einem großen allgemeinen Topfe verschwenderisch zu wirtschaften, bildet sogar eine Gefahr ausgedehnter Wirtschaftsbetriebe. Befindet sich ein Land, wie Deutschland, in einer Periode glänzender wirtschaftlicher Vorwärtsentwicklung, so geht damit Hand in Hand in den öffentlichen Verwaltungen, in den Kommunen, in den Staaten, in dem Reiche der Sinn für übertriebene Aufwendungen und zur Ueberschreitung der durch wirtschaftliche Einsicht gebotenen Grenzen. Der sozialen Richtung der Zeit entsprechend, ist außerdem die Neigung ganz außerordentlich gewachsen und zu einem Teil auch die Notwendigkeit dazu, den öffentlichen Verwaltungen neue Aufgaben zuzuweisen, und in schneller Folge stellen sich immer neue Bedürfnisse ein. Die aus öffentlichen Mitteln zu befriedigenden Bedürfnisse sind aber in der Regel die teuersten.

Eine natürliche Ergänzung findet die aufsteigende Linie in der Steigerung der persönlichen Bedürfnisse und Aufwendungen. Als ungünstiges Moment in gleichem Sinne wirken die Maßregeln der Abwehr gegen das billiger produzierende Ausland, welche zur Verteuerung des Lebens beigetragen haben.

Demgegenüber muß die Volkswirtschaft zu einer erhöhten Leistungsfähigkeit geführt werden. Aus ihrem Ertrag allein können die großen Aufwendungen bestritten werden. Nun zehren an dem Marke der Volkswirtschaft tausend Gegnerschaften. Die größte ist die Meinungsverschiedenheit über ihre richtige Organisation, welche hauptsächlich auf dem Gegensatze der Klassen und Massen und ihrer verschiedenen Interessen beruht. Es ist richtig, daß diese Organisation dem von einer Zeitperiode erreichten Kulturzustand entsprechen muß. Aber gerade in dieser Beziehung treten, der Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur entsprechend, Divergenzen auf. Da sind die Gegensätze zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Industrie und Handwerk, Großindustrie und Kleinindustrie, überhaupt zwischen groß und klein, stark und schwach, zwischen Industrie und Landwirtschaft, Handel und Produktion, Produzenten und Konsumenten u. a. m.

Da gibt es nun viele Rezepte, um zwischen den Gegensätzen einen gerechten Ausgleich zu schaffen. Neben den egoistischen Trieben sind hier auch die nichtegoistischen tätig, und die heutige Zeit, welche so große Erfolge auf dem Gebiete der volkswirtschaftlichen Arbeit sieht, ist nicht minder bemüht, in die Speichen dieser Räder zu greifen, um hier Kräfte zu hemmen, dort anzufeuern, den Schwachen zu fördern, dem Starken Halt zu gebieten, um das freie Spiel der Kräfte im Sinne sozialer Gerechtigkeit und Fürsorge zu regeln.

Dabei wird aber, in unsrer sozial gerichteten Zeit mehr als je, übersehen, daß die Volkswirtschaft, daß der gesamte Wirtschaftskörper eines großen Volkes keine mechanische Konstruktion ist, die man ohne weiteres so oder anders machen kann, sondern ein lebendiger und allmählich gewachsener Organismus, dessen Ergründung und volles Verständnis ebenso schwierig ist als das Verständnis der Natur der in einem Lebewesen tätigen Kräfte. Es ist leichter, den Gang der Gestirne zu berechnen als den Gang der Volkswirtschaft, weil für jene Aufgaben wissenschaftliche Methoden ausgearbeitet und angewandt werden können, während

die in der Volkswirtschaft tätigen Kräfte sich der Messung und Berechnung entziehen, ebenso wie die zukünftigen Handlungen eines Menschen nicht berechenbar sind.

Wie viele Schäden und Ungerechtigkeiten mit der gegenwärtigen Organisation der Volkswirtschaft auch verbunden sein mögen, so sollte doch der eine Gesichtspunkt dabei nicht übersehen werden, daß sie es ist, unter deren Wirksamkeit der heutige hochentwickelte Wirtschaftsbetrieb sich vollzieht und in verhältnismäßig kurzer Frist zu einer Vervielfältigung des Arbeitsproduktes des Volkes geführt hat, wie es in keiner früheren Zeitperiode auch nur annähernd der Fall war. Die Kultur kann nicht mehr zurück, und ihre Trägerin, die Volkswirtschaft, darf es auch nicht. Die Volkswirtschaft hat daher die Verpflichtung, eine ganz bestimmte Anzahl von Ertragseinheiten aus ihrer Wirksamkeit aufzubringen, und das kann nur geschehen, wenn eine entsprechend große Anzahl Arbeitseinheiten geleistet werden, aber nicht blind, sondern auf Basis der besten Einrichtungen, der fruchtbarsten Methoden, des tätigsten Fleißes und Fortschrittes. Was war der Grund des im Vergleich zur heutigen Zeit so auffallend langsamen Fortschrittes früherer Jahrhunderte? Daß die Kontinuität und die kaum gewonnenen Anfänge immer wieder zerstört wurden durch Kriege, Wirrungen und Ablenkung der Geister von fruchtbarer Wirksamkeit. Es muß vermieden werden, daß es nun Kämpfe um die Organisation des Wirtschaftskörpers werden, welche die zerstörende Rolle der alten Feinde übernehmen und fortsetzen.

Wer das im Auge behält, wird bei allen Fragen, welche mit einem Eingriffe in den Organismus der Volkswirtschaft verbunden sind, in erster Linie zu erwägen haben, inwieweit ihre Leistungsfähigkeit, ihr Ertrag, das Quantum und das Quale des erzeugten Arbeitsproduktes dadurch berührt werden. Er wird sich darüber klar sein, daß dieses die Frage erster Ordnung ist, der die übrigen Fragen an Rang und an Bedeutung nachstehen. Auch wenn es sich um eine so tiefgreifende Frage handelt wie die, daß für die öffentlichen Institutionen, für die Bedürfnisse der Reichs- und Staatsverwaltungen neue Mittel von erheblichem Umfange aus dem Ertrage der Volkswirtschaft herbeigeschafft werden sollen, so wird man zunächst zu fragen haben, wie es mit dem Gedeihen der Volkswirtschaft dabei steht. Es würde doch verkehrt sein, fruchtbare und ergiebige Quellen dabei in weniger ergiebige zu verwandeln und sie bei dieser Gelegenheit womöglich zu verschütten. Ein solcher Fehler würde auch dann nicht gerechtfertigt sein, wenn man sich darauf berufen könnte, daß man vom Standpunkte sozialer Fürsorge aus eine gerechtere Verteilung der Kräfte und Lebensbedingungen herbeigeführt hätte. Die Beschäftigung mit dieser Aufgabe ist gewiß sehr lobenswert, aber sie ist gleichzeitig sehr schwer und erfordert, wie allem Organischen gegenüber, viel Künstlerschaft und eine noch größere Widerstandskraft gegen die Leidenschaften des Tages und den dunkeln Drang der Massen. Selbstverständlich müssen die Stellen des Wirtschaftskörpers, auf welche die neuen Lasten am zweckmäßigsten aufgelegt werden, auch von diesem Gesichtspunkte aus sorgfältig erwogen werden. Aber die Hauptsache bleibt doch die, daß das Gesamtfunktionieren

der Volkswirtschaft möglichst wenig benachteiligt wird. Denn was hilft auch die gerechteste Verteilung, wenn das Verteilungsobjekt bei dieser Operation geschädigt wird und an Wert verliert?

Steuern und Abgaben müssen ihrer Natur nach die Volkswirtschaft als solche nachteilig belasten und sind ihr jedenfalls nicht nützlich. Das hat damit nichts zu tun, daß die Reichs-, Staats- und Kommunalaufgaben ebenso nötig erfüllt werden müssen wie alle andern. Die Volkswirtschaft hat selbstverständlich zur Voraussetzung, daß sie über ein festgefügtes Haus verfügt und daß sie dafür die nötigen Aufwendungen macht. Diese Aufwendungen entziehen aber dem produktiven Wirtschaftskörper einen Teil seines Blutes und nehmen eine bedeutende Quote des jährlichen Arbeitsertrages in Anspruch, wenn auch viel davon wieder in die Kanäle des Gesamtbetriebes zurückfließt. Jedenfalls aber kann man nicht sagen, daß durch Steuern und Abgaben der Jahresertrag der volkswirtschaftlichen Gesamtarbeit vergrößert wird. Bleiben demgemäß die Einnahmen bestenfalls konstant, und will man an einer Stelle, z. B. für die Reichsbedürfnisse, die Ausgaben erheblich vermehren, so kann das nur auf die Weise geschehen, daß an andern Stellen die Ausgaben entsprechend vermindert und eingeschränkt werden. Die Frage ist die, wo das am zweckmäßigsten zu geschehen hat. Am besten offenbar da, wo es am wenigsten schadet, wo damit am wenigsten eine Verminderung der Einnahmen verbunden ist.

In diesem Zusammenhange stößt man oft auf die Auffassung, daß die Einnahmen der einzelnen Personen als etwas lediglich Individuelles anzusehen und dementsprechend zu behandeln sind, während sie in Wirklichkeit die Elemente der Einnahmen der Gesamtvolkswirtschaft darstellen. Handelt es sich um die Ueberdurchschnittseinkommen, die größeren und großen Einkommen, so schwebt dem weniger nachdenklichen Teile der Staatsbürger dabei in erster Linie die Vorstellung von dem Wohlleben und der Befriedigungsmöglichkeit übertriebener persönlicher Bedürfnisse derjenigen vor, welche ein derartiges Einkommen besitzen, was bis zu einem gewissen Grade auch richtig ist. Es ist daher eine Lieblingsidee vieler Steuersucher, diese Einnahmequellen für die öffentlichen Bedürfnisse in möglichst weitgehender Weise heranzuziehen und schließlich bis zu einer Konfiskation der überflüssig großen Einkommen vorzudringen. Es wird dabei übersehen, daß diese Einkommen nicht im wesentlichen in Speise, Trank und andre Artikel des Wohllebens umgesetzt werden. Ihre volkswirtschaftliche Bedeutung liegt vielmehr darin, daß sie in erster Linie die liquiden Mittel darstellen, über welche die Volkswirtschaft verfügt, und daß aus denselben die Neuinvestitionen bestritten werden müssen, welche für den weiteren Aufbau des gesamten Wirtschaftskörpers, namentlich in einem so aufstrebenden und sich schnell vermehrenden Lande wie Deutschland, in sehr großem Umfange erforderlich sind. Der persönliche Besitztitel dieser Mittel verleiht dieser Entwicklung außerdem das unentbehrliche Moment der persönlichen Initiative, des Wagemutes und der Verantwortlichkeit.

Also hier kann die Hand des Steuerfiskus zwar eingreifen, und sie hat es bereits in den Einzelstaaten in wirkungsvoller Weise getan, aber eine wesentliche

Ueberschreitung gewisser Grenzen muß zu einer Schädigung unsrer heutigen Volkswirtschaft führen.

Ebenso darf auch das Instrument einer Erbschafts- und Nachlaßsteuer nicht überspannt werden, obwohl hier noch eine erhebliche Weiterentwicklung angängig erscheinen sollte. Bei einer Ueberspannung hätte man mit der Gefahr zu rechnen, daß die von einer Generation auf die nachfolgende übergehenden wirtschaftlichen Betriebe auf dem Gebiete der Industrie, der Landwirtschaft, des Handels, der Gewerbe und des Handwerkes gerade im ungünstigsten Augenblicke einen Teil ihrer liquiden Mittel einbüßten und daß auf diese Weise ihre Kontinuität in Frage gestellt werden kann. Hierdurch erwüchse der Allgemeinheit ein Nachteil, welcher durch den Vorteil der auf solche Weise gewonnenen Staatsmittel nicht kompensiert würde.

Ein ebenfalls sehr beliebtes Gebiet steuertechnischen Bemühens wird durch gewisse Konsum- und Verbrauchsartikel dargestellt, z. B. Tabak und alkoholische Getränke. Neuerdings sind noch Elektrizität und Gas in Vorschlag gekommen. Es muß daher erwogen werden, ob sich Einschränkungen auf diesen Gebieten empfehlen und inwieweit sie schädlich sind für die Allgemeinheit und besonders für die Volkswirtschaft. Auch die Frage der Gerechtigkeit darf dabei nicht übersehen werden, da der Wohlhabende hier relativ weniger getroffen wird als der Nichtwohlhabende.

Die Steuer auf die erwähnten Genußmittel hat volkswirtschaftlich nur dann einen Sinn, wenn sie tatsächlich zu einer entsprechenden Einschränkung des Konsums führt. Es liegt dann so, daß das Volk die gleiche Summe, wie bisher, für Tabak und Alkohol bezahlt, aber dafür eine geringere Gegenleistung erhält, während die Differenz an die Reichskasse geht. Dadurch würde das volkswirtschaftliche Gleichgewicht erhalten bleiben. Die steuertechnischen Grundlagen sind, abgesehen von der Rückwirkung auf das Gewerbe selbst, an sich recht glücklich. Der Konsum ist groß und allgemein, es kommt also viel dabei heraus; es fehlt durchaus der Charakter der Kleinlichkeit und Unzulänglichkeit. Der eigentliche Träger der Steuer merkt direkt von ihr nichts; es gibt keine Steuerrechnungen. Es ist jeder in der Lage, mit seinem Ausgabeetat sich einzurichten.

Hygienisch ist die Einschränkung von Vorteil, denn es wird zuviel getrunken und zuviel geraucht. In dieser Beziehung brauchen wir in Deutschland nicht an der Spitze zu sein. Auch vom volkswirtschaftlichen produktiven Standpunkte aus ist die Steuer vertretbar, da Tabak und Alkohol die Eigenart besitzen, daß ihre Aufgabe zugleich mit ihrem Konsum erledigt ist, nachdem sie dem konsumierenden Menschenkörper die betreffenden Anregungen und Schädlichkeiten erwiesen haben. Beide sind keine Bausteine für das wirtschaftliche Leben. Der Gerechtigkeitsausgleich muß dabei in der Linie gesucht werden, daß die wohlhabenderen Bevölkerungsbestandteile an andern Stellen ihren relativ größeren Anteil an den öffentlichen Aufwendungen zu übernehmen haben, was ja in vieler Beziehung bereits der Fall ist. Bedenklich würde es sein, wenn diese Steuer

nicht die Wirkung der Konsumeinschränkung ausübte, d. h. wenn in gleichem Umfange weitergeraucht und -getrunken würde. Dann wäre die Steuerauflage gewissermaßen nur äußerlich mit dem Verbrauch dieser Genußmittel verbunden. Die Mehraufwendung des Reichs würde durch entsprechende Einschränkungen an dieser Stelle nicht kompensiert werden. Die Einschränkung würde sich notwendigerweise auf eine andre Stelle verschieben, was sich wahrscheinlich und hauptsächlich in der Weise vollziehen müßte, daß das Gros jener Konsumenten durch Erhöhung ihrer Gehälter und Löhne für die ihnen auferlegte Steuer entschädigt wird. Die Ausgabeneinschränkung erfolgt in diesem Falle dort, wo Löhne und Gehälter gezahlt werden, im wesentlichen also an den Stellen der volkswirtschaftlichen Produktion. Auch an diesem Vorgang läßt sich erkennen, daß eine Steuer nicht immer allein den Untergrund belastet, auf welchen sie aufgelegt wird. Der Druck pflanzt sich vielmehr nach allen Seiten fort und verteilt sich über die gesamte Volkswirtschaft, wenn es auch in sehr ungleichmäßiger Weise geschehen kann.

So geeignet richtig ausgewählte Konsumartikel oder Verbrauchsgegenstände für die Auflage einer Steuer auch sein mögen, so muß doch bei der Auswahl derselben auf ihre größere oder geringere volkswirtschaftliche Nützlichkeit Bedacht genommen werden. Würde man zum Beispiel Roheisen mit einer Steuer belegen, so besteht der Unterschied von einer Steuer auf Genußmittel hauptsächlich darin, daß Roheisen eine viel vernünftigere und dauerhaftere Aufgabe hat: seine Nützlichkeit beginnt erst, nachdem es konsumiert ist, und in seinen unzähligen Verwendungen bleibt es fruchtbar und produktiv fortwirkend. Eine Konsumeinschränkung durch eine an dieser Stelle aufgelegte Steuer würde nachteilig sein und die Unterlassung vieler nützlicher Dinge zur Folge haben. Der Schaden würde also in keinem richtigen Verhältnis zum erzielten Steuernutzen sein. Die Ausgabenbeschränkung an dieser Stelle führt hier zu einer Einnahmebeschränkung der Volkswirtschaft.

Nicht viel anders liegen die Verhältnisse bei einer Besteuerung des Konsums von mechanischer Energie. Dieselbe erfüllt allerdings eine der wichtigsten an ein Steuerobjekt zu stellenden Anforderungen, nämlich: sie wird in großen Mengen gebraucht und findet sich an allen Stellen des gewerblichen Lebens in reichlicher Weise vor. Sie gewährt auch die sichere Aussicht auf fortschreitende Entwicklung. Aber anderseits ist es gerade die vielseitige und außerordentlich ausgedehnte Anwendung der mechanischen Energie, welche in erster Linie unsern ganzen gegen die frühere Zeit so fortgeschrittenen und überlegenen wirtschaftlichen Organismus entwickelt hat. Auf ihr beruhen die großen Verkehrsfortschritte zu Wasser und zu Lande, sie hat zu einer Vervielfältigung der arbeitenden Kräfte und Produktionsmittel geführt, zu einer weitgehenden Verbilligung zahlloser wichtiger Gebrauchsgegenstände und dadurch zu einer gewaltig gesteigerten Verwendung derselben. Die weitere Ausbreitung einer so nützlichen Kraft sollte man also auf alle Weise unterstützen und alles unterlassen, was mit Notwendigkeit zur Verlangsamung der Fortentwicklung der wirtschaftlichen Potenz führen muß.

Auch der Gedanke an eine Elektrizitätssteuer besitzt offenbar, namentlich beim ersten Anblick, für den Steuertechniker manches Verlockende. Der elektrische Strom ist auch etwas, was überall vorkommt und eingedrungen ist bereits in die feinsten Verzweigungen des wirtschaftlichen Lebens. Man ist außerdem daran gewöhnt, mit dem Begriff der Elektrizität den Begriff der Annehmlichkeit und des Luxus zu verbinden. Es haftet ihm ein gewisser Hauch von Wohlhabenheit an. Mode und Reklame wirken auch dabei mit, und man kann es verstehen, daß die steuersuchende Gerechtigkeit hier die richtige Stelle gefunden zu haben glaubt. Dann gewährt der elektrische Strom noch den Vorteil, daß sehr gute und verläßliche Meßinstrumente vorhanden sind, so daß auch die ausführende Steuertechnik ganz befriedigt sein kann.

Die Meßinstrumente sind da, und der Strom läßt sich gut messen. Aber etwas andres, sehr Wichtiges ist nicht da: die Größe des konsumierten Stromes gewährt keinen Anhalt für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und Bedeutung der Betriebe, für welche die Verwendung der Elektrizität charakteristisch ist. Eine telephonische Zentralstation, eine elektrische Steuer- und Signaleinrichtung von großen Schiffen, die elektrischen Blockeinrichtungen und Weichenstellungen für den Eisenbahnbetrieb, die elektrische Förderanlage einer Kohlenmine, eine elektrische Hoch- und Untergrundbahn, die Beleuchtungsanlage einer Stadt, die elektrische Energieverteilung einer Wasserkraft über große Gebiete, die Verwertung billiger Kräfte für die elektrochemische Herstellung von Salpeter, Kalkstickstoff oder Aluminium, eine elektrische Walzen- und Reversierstraße, der Elektrostahlofen sind doch ganz grundverschiedene Dinge von sehr verschiedener wirtschaftlicher Bedeutung. Für diese letztere, auf die es bei Steuerfragen wesentlich ankommt, ist das gemeinsame Band, wie es durch die Verwendung von Elektrizität dargestellt wird, etwas Zufälliges und Nebensächliches. Es fehlt daher durchaus an einem einheitlichen Maßstabe, um in einigermaßen logischer Weise diese grundverschiedenen Anwendungsformen von Elektrizität steuertechnisch zu behandeln. Bei einer Telephonzentrale, die wirtschaftlich eine recht bedeutende Einheit von großer finanzieller Leistungsfähigkeit darstellt, spielen die Kosten des elektrischen Stromes eine ganz nebensächliche Rolle, während beispielsweise für große elektrochemische Betriebe der elektrische Strom die Hauptrolle spielt und seine Herstellungskosten für die Lebensfähigkeit und Durchführbarkeit des Betriebes von ausschlaggebender Bedeutung sind.

Der Entwurf der verbündeten Regierungen ist dieser Schwierigkeit dadurch aus dem Wege gegangen, daß nicht die Verwendung der Elektrizität überhaupt, sondern daß sie nur insoweit zum Objekte der Steuer gemacht wird, als es sich dabei lediglich um den Konsum von elektrischer Energie handelt. Nur die Größe des Konsums ohne Rücksicht auf ihre Verwendungsart soll gemessen werden, und der Steuerbetrag richtet sich ausschließlich nach diesem Messungsergebnis. Es ist also nicht die allgemeine Flagge der Elektrizität, welche über der Elektrizitätssteuer weht, sondern nur eine Distriktsflagge. Dieser Distrikt ist allerdings bedeutend genug, um eine reichlich fließende Steuerquelle erschließen zu können,

bei der ein Versiegen nicht zu befürchten ist, wo man im Gegenteil den mächtigen Strom bereits vor Augen sieht, der sich mit der Zeit entwickeln soll. Im wesentlichen kommen hier also nur die sog. Starkstromanlagen in Betracht, bei denen es sich im allgemeinen um Umformung mechanischer Energie, wie sie von einer Wasserkraft, einer Dampfmaschinenanlage, einem Gas-, Benzin- oder Spiritusmotor geboten wird, in die Form von elektrischer Energie handelt, welche entweder elektrisches Licht produziert oder in elektrische Motoren geleitet wird, welche die empfangene elektrische Energie wieder in mechanische Energie zurückverwandeln. Als drittes kommt die elektrochemische Verwertung hinzu.

Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß die Elektrizität als solche nur bei der elektrischen Beleuchtung und der Elektrochemie eine spezifische Wirkung ausübt. Soweit sie aber mechanische Energie liefert, und hierin besteht ihre bei weitem umfangreichste Rolle, so stellt sie hier nichts Selbständiges, nichts Primäres dar, sondern übt nur die Aufgabe eines Umformungs- und Verteilungsapparates aus, sie ist nichts weiter als eine Transmission.

Ist nun die Besteuerung einer solchen Transmission der mechanischen Energie zu empfehlen, wenn die Besteuerung der mechanischen Energie selbst zu verwerfen ist? Die vom Steuerfiskus hierfür ins Feld zu führenden Gründe können nur negativer Natur sein. Denn vernünftigerweise wird er seine Steuer lieber von der gesamten im Lande verkauften mechanischen Energie erheben wollen, als nur von einem Teil derselben. Es ist allerdings wahrscheinlich, daß bis zu einem gewissen Grade die suggestive Gewalt des Wortes Elektrizität dabei mitwirkt. Es ist schon erwähnt worden, wie alle möglichen steuermodernen Empfindungen durch den Klang dieses Wortes ausgelöst werden. Der Hauptgrund für die Enthaltsamkeit wird aber wohl der sein, daß eine Steuer auf einen für den Fortschritt und die Prosperität der Volkswirtschaft so grundlegend wichtigen Konsumartikel, wie er durch die mechanische Energie dargestellt wird, von vornherein zu wenig Aussicht auf Annahme bietet. Außerdem würde sie steuertechnisch nur recht schwierig zu behandeln sein, da es an ausreichend einfachen Methoden fehlt, den Verbrauch von mechanischer Energie, sobald sie nicht in ihrer elektrischen Form auftritt, zu messen. Hat man es mit elektrischer Energie zu tun, so findet die Steuererhebung hier die Erleichterung, daß mehr und mehr, auch bei Privatanlagen, zentralisierte Betriebe auftreten, von welchen aus die Energie durch Leitungen und Motoren den auseinander liegenden Konsumstellen zugeführt wird. Es ist also verhältnismäßig einfach, in solchen Fällen die Feststellung des Verbrauchs an einer zentralen Stelle vorzunehmen. Aber sehr mühsam und kostspielig müßte es sein, den unzähligen Einzelaufstellungen von Dampfmaschinen, Gasmotoren, Petroleum-, Spiritus-, Benzinmotoren steuertechnisch nachzugehen. Und wenn man zu ihnen gedrungen ist, dann kann man wohl ermitteln, welche Leistungsfähigkeit sie besitzen, aber nur mit ziemlichen und schwer zu kontrollierenden Weiterungen, wieviel Energie, wieviel Energiestunden sie in ihrem Dienste geleistet haben.

Man könnte auf den Gedanken kommen, hier eine indirekte Meßmethode

anzuwenden: die Dampferzeugung der Kesselanlage oder den Kohlenkonsum derselben zu messen, und auf dieser Grundlage die Steuer zu erheben, aber von der Szylla käme man sogleich in die Charybdis. Die Kessel liefern gleichzeitig auch den Dampf für Heizzwecke aller Art. Auch für die eigentliche Produktion selbst ist Heizdampf nötig, häufig viel mehr als für die Erzeugung der mechanischen Energie. Ferner wird Dampf auch in ausgedehnter Weise zur Erwärmung der Arbeitsräume verwendet. Der durch die Steuer hervorgerufene Ansporn zur Konsumeinschränkung würde also in diesem Falle eine hygienisch bedenkliche Richtung einschlagen. In unzähligen kleineren Betrieben wird auch zwischen Privatheizung und Betriebsheizung nicht zu unterscheiden sein, was besonders ins Gewicht fiele, wenn die Steuer der Einfachheit halber auf Grund der konsumierten Kohle erfolgte, wo wiederum die Feststellung des verschiedenen Brennwertes zu unendlichen Weitläufigkeiten führt. Will man den Kohlenverbrauch besteuern, was steuertechnisch das Einfachste und allein Durchführbare wäre, so könnte das nur an den Stätten der Kohlenproduktion selbst und an den Grenzen geschehen, und das hätte zur Folge, daß der gesamte Aufwand des Volkes für Erwärmung und Heizung mit einer Steuer belegt würde, was gewiß von niemand befürwortet werden wird.

Es folgt aber hieraus, daß eine Besteuerung der mechanischen Energie praktisch schwer ausführbar ist und lediglich die elektrische Energieform eine Besteuerung steuertechnisch zuläßt. Aber da entsteht nun aufs neue die Frage, ob es wirtschaftlich vertretbar ist, der Hauptsache nach aus diesem Grunde die elektrische Form der mechanischen Energie, welche nur die Rolle eines bestimmten neben andern vorhandenen Transmissionsmechanismus der mechanischen Energie spielt, mit einer Sondersteuer zu belegen. Sondersteuern dieser Art sind bereits ihrer Natur nach ein Verlegenheitsprodukt. Man kann jedenfalls nicht irgend jemand nur deswegen mit einer Sondersteuer belegen, weil der Steuerfiskus leichtere Arbeit an ihm hat als an andern. Sobald es sich jedoch um die Elektrizität handelt, da wird sogleich gesagt, daß sie die Starke und Siegreiche ist und daß ihr Gang nach vorwärts durch so kleine Beschwerungen gar nicht nennenswert aufgehalten wird. Es würde natürlich ein Fehler sein, wenn man sagen wollte, daß die elektrische Kraftübertragung infolge ihrer Besteuerung nicht weiter fortschreiten würde. Das wird selbstverständlich schon wegen der ihr eigentümlichen Eigenschaften der Fall sein. Auch die ganze deutsche Industrie ist trotz ihrer recht bedeutenden Belastungen fortgeschritten. Wenn sich kein andrer praktischer Weg finden ließe, für die Reichsbedürfnisse das Nötige zusammenzubringen, so wird man auch die Sonderbesteuerung der elektrischen Energie mit in den Kauf nehmen, und eine Katastrophe wird auch gewiß nicht eintreten. Hier handelt es sich nur darum, zu zeigen, daß diese Sondersteuer nicht praktisch ist und daß dadurch ein gewisser volkswirtschaftlicher Schaden und eine volkswirtschaftliche Ungerechtigkeit angerichtet wird. An späterer Stelle soll außerdem versucht werden, zu zeigen, daß es auch anders und wirksamer gemacht werden kann. Eine Steuer soll doch unter keinen Umständen die Wir-

kung haben, daß ein nützlicher, für den Weiteraufbau der Volkswirtschaft bedeutungsvoller Konsumartikel in seiner Verwendung eingeschränkt wird. Die Sondersteuer auf elektrische Energie muß aber diese Wirkung in gewissem Umfange ausüben. Beweisen kann man das auf dem Papier natürlich schwer. Aber es ist schon deshalb sehr wahrscheinlich, weil die elektrische Energie nur eine Sonderform der mechanischen Energie ist, die nur durch einen langen, mühsamen Entwicklungsgang sich gegenüber den andern Formen der mechanischen Energie zur teilweisen Geltung gebracht hat. Dieser Kampf ist noch in vollem Gange. Die Hauptentscheidungen sind noch gar nicht gefallen. Da ist doch zu erwarten, daß durch die Sondersteuer in diesem Entwicklungskampf nicht unerheblich eingegriffen wird und man häufig genug in Zukunft sich mit der Verwendung des alten Bestehenden begnügen wird, um so mehr, als es sowieso schon immer die hohen Kosten der elektrischen Anwendung gewesen sind, welche ihr die Haupthindernisse bereitet haben. Was also immer das eigentliche Uebel gewesen ist, das soll nun noch vergrößert werden. Aber selbst wenn jemand die konsumeinschränkende Wirkung der Steuer in diesem Falle trotzdem leugnen oder als zu unerheblich bezeichnen würde, was er allerdings noch weniger beweisen könnte, so geriete er in einen volkswirtschaftlichen Widerspruch. Der Mehraufwand für das Reich würde dann gar nicht durch einen Minderaufwand an dieser Stelle kompensiert werden. Dann hätte die elektrische Sondersteuer überhaupt keine rechte wirtschaftliche Berechtigung. Das käme praktisch darauf hinaus, daß Leuten, welche Elektrizität konsumieren, eine Sondersteuer auferlegt wird, ohne daß man zu begreifen vermag, was die zufällige Verbindung dieser Leute mit der Elektrizität damit eigentlich zu tun hat. Wahrscheinlich muß man dann die Elektrizität als eine Art Sieb auffassen, welches die Reichen von den Armen, die leistungsfähigen von den nichtleistungsfähigen Steuerzahlern zu unterscheiden gestattet.

Bei der elektrischen Beleuchtung mag das ja früher einmal so gelegen haben, obwohl inzwischen die Verhältnisse auch in dieser Beziehung wesentlich weiter entwickelt sind. Aber die Anwendung des elektrischen Motors hat wohl mit Hygiene etwas zu tun, jedoch nichts mit Luxus. Dieser Motor ist für kleine Gewerbe nicht unwichtiger als für die Großindustrie, er ist für die ganze arbeitende Welt einer der nützlichsten und förderndsten Versorger von mechanischer Energie.

Die Fördermaschine in Kohlenminen ist ein Beispiel von der Rivalität zwischen dem vordringenden elektrischen Antrieb und dem bisherigen direkten Dampfmaschinenantrieb. Wäre es nicht der so gewichtige Kostenpunkt, so wäre der elektrische Antrieb auf der ganzen Linie entschieden. Hindern schon die mit dem elektrischen Betrieb stets verbundenen relativ sehr hohen Anlagekosten, so wird bereits durch die große Amortisationsquote die Betriebsrechnung stark belastet. Wo Hochofengase überschüssig zur Verfügung stehen, da bessert sich wieder der finanzielle Anblick. Aber offenbar ist es unrichtig, nun noch eine finanzielle Mehrbelastung auf die schon so stark belastete Seite der Wage zu legen. Es sind der Hauptsache nach nicht direkt errechenbare Vorteile, welche die elektrische Förder-

maschine gewährt. Unter anderm kommt hier der schnellere und sicherere Transport der Belegschaft an und von Ort und Stelle in Betracht. Aehnlich liegt es beim elektrischen Antrieb von Walzenstraßen und Reversierwerken, ein Gebiet, das sich in der ersten Entwicklung befindet. Auch hier spielen verbesserte Hygiene und vergrößerte Betriebssicherheit eine nicht unerhebliche Rolle.

Jedem steht das Zukunftsbild späterer elektrischer Energieverteilung im Reich vor Augen, wo von verhältnismäßig wenig zentralen Stellen aus durch überallhin verzweigte Leitungsnetze jedermann auch in den entlegeneren, wirtschaftlich schwach entwickelten Gebieten billige mechanische Energie in einer möglichst brauchbaren Form zur Verfügung stehen soll. Das kann sich alles aber nur sehr allmählich herauswachsen, und Maß und Tempo der Entwicklung wird vollständig von der Frage der Rentabilität beherrscht. Die Ausgangspunkte werden immer die leistungsfähigen und bereits wirtschaftlich gut entwickelten Gebiete bilden. Die Elektrizität wird das Ferment darstellen, das zur allmählichen Durchdringung des Gesamtkörpers mittels eines einheitlichen Systemes führt, so daß die schwachen Teile durch die starken gestützt werden und sich auf diese Weise besser entwickeln können. Aber diese Bewegung wird aufgehalten, wenn gerade in den wirtschaftlich nur wenig leistungsfähigen Gebieten es noch mehr erschwert wird, gegen mäßigen Aufwand an den Vorteilen billiger mechanischer Energie teilzunehmen. Auch die Elektrizitätssteuer hat das Schicksal, daß man bei ihr an die Fonds denkt, welche man unbeschadet den Wohlhabenden und wirtschaftlich Starken für das allgemeine Beste abnehmen kann. Man denkt aber nicht genug daran, daß den mit der Sache verbundenen Schaden hauptsächlich die weniger Leistungsfähigen zu tragen haben.

Nicht anders ist die Wirkung der Steuer auf die Verhältnisse der elektrischen Straßenbahnen zu beurteilen. Wie weit wir in Deutschland hier noch zurück sind, namentlich Amerika gegenüber, bedarf keiner Ausführung. Man muß sich nicht täuschen lassen durch die Verhältnisse in großen Städten. Wie unendlich viele Bahnen sollten noch gebaut werden und für wie viele wird ein dringendes Bedürfnis empfunden! Ganz in den Anfängen befindet sich noch der Ausbau von Verbindungswegen innerhalb einer nachbarlich zusammengehörigen Gruppe von Städten und Ortschaften. Es hängt das alles von der Rentabilität ab. Nur die großen Einheiten haben niedrige Selbstkosten und gestatten niedrige Tarife. Je schwächer und extensiver ein Gebiet ist, um so schwerer durchführbar wird eine solche Unternehmung. Es kommt dazu, daß die Tarife ihrer absoluten Kleinheit entsprechend nicht genügend abstufbar sind, so daß dann nur die Alternative zwischen ungenügendem Verkehr oder ungenügender Rentabilität übrigbleibt.

Es empfiehlt sich vielleicht, noch kurz das Gebiet der Vollbahnen zu berühren, um auf die Nachteile hinzuweisen, welche die Sonderbesteuerung der elektrischen Energie gegenüber der Nichtbesteuerung der in andrer Form gelieferten mechanischen Energie mit sich bringt. Das Streben der Elektrotechnik geht offenkundig dahin, die Dampflokomotive einmal vollständig durch die elektrische

Lokomotive zu ersetzen. Die nötige Technik dazu ist bereits vorhanden und in ihrer Grundlage erprobt. Nun aber handelt es sich um die große wirtschaftliche Austragung des in den Anfängen befindlichen Kampfes. Die elektrische Lokomotive kann in diesem Kampfe nur obsiegen, wenn nachgewiesen werden kann, daß sie nicht nur mehr und Besseres leistet, sondern auch ökonomischer arbeitet. Das kann auch vorausgesehen werden, wenn erst in größerem Umfange Vergleichsbetriebe vorhanden sind. Aber bis es dahin kommt, wird jeder Pfennig auf die Wagschale gelegt, und bei der für die Dezimale veranlagten Gewissenhaftigkeit des wissenschaftlich gebildeten Deutschen wird die elektrische Lokomotive, solange sie nur vereinzelt auftreten kann und nicht in einem großen organischen Betriebe, einen nicht leichten Stand haben. Eine große Umwälzung stößt auf viele Bedenken und Gegnerschaften, gerechte und ungerechte. In diesem Falle handelt es sich noch dazu um eine höchst verantwortungsvolle Angelegenheit. Nun soll es gerade die so schwer ringende elektrische Lokomotive sein, die einen so großen Fortschritt herbeiführen möchte, welcher durch die Elektrizitätssteuer in den Rücken gefallen wird. Auf die Energiekosten kommt es ja bei den Vergleichen in erster Linie an. Sie geben wahrscheinlich zunächst den Ausschlag für die Entscheidung. In diesen Kampf zwischen dem Rückständigen und Veralteten und dem Vollkommeneren und Nützlicheren sollte steuertechnisch nicht eingegriffen werden zum Nachteil des Fortschrittes. Für absehbare Zeit ist diese ganze Frage für den Steuerfiskus sowieso ohne praktische Bedeutung. Hier steht dem Schaden nicht einmal ein greifbares Steueräquivalent gegenüber, welches vielmehr lediglich Zukunftsmusik ist.

Noch ein paar andre Momente mögen die Bedenken gegen eine Sonderbesteuerung der elektrischen Energie illustrieren. Einen großen natürlichen wirtschaftlichen Vorteil besitzen die den Kohlenminen nahegelegenen Gebiete. Nur zum kleinen Teil wird die in jenen Kohlen enthaltene Energie elektrifiziert. Jene großen Industriegebiete verdanken ihre Blüte ihrer billigen Energie. Wenn nun andern Landesteilen an Stelle der Kohlenminen der Vorteil leistungsfähiger Wasserkräfte zugefallen ist, welche jetzt dank der Elektrizität fruchtbar gemacht werden können, so ist es offenbar eine Ungerechtigkeit, die eine Energiequelle mit einer Steuer zu belegen, die andre aber freizulassen, was um so mehr ins Gewicht fällt, als es sich in dem letzteren Falle um altes Industrieland handelt, während im ersteren Falle erst neues geschaffen werden muß. Die Elektrizitätsenergiesteuer ist eben nicht imstande, Licht und Schatten in gerechter und volkswirtschaftlich nützlicher Weise zu verteilen, weil sie den Charakter einer aus ihrem inneren Wesen nicht zu begründenden Sondersteuer besitzt.

Auch eine auf elektrisches Licht beschränkte Elektrizitätssteuer würde ebenfalls den Charakter einer hemmenden Sondersteuer haben, wenn sie nicht, wie es auch beabsichtigt wird, ergänzt wird durch eine entsprechende Besteuerung des Gases. Die Gassteuer ist nun aber ebenfalls nur zum Teil als eine Lichtsteuer, zum andern Teil als eine mechanische Energiesteuer gedacht. Gegen diesen zweiten Teil sind im großen ganzen die gleichen Gegengründe anzuführen, wie es gegen-

über der elektrischen Energiesteuer auseinandergesetzt worden ist. Außerdem kann es auch nicht einleuchtend gemacht werden, daß gerade die viele Vorzüge bietende Gasheizung, die mit andern Heizungsarten konkurrieren muß, in ihrer Weiterentwicklung durch eine Extrabesteuerung behindert werden soll. Viel weniger Gewicht würden dagegen die Einwendungen besitzen, welche sich gegen eine reine Lichtsteuer wenden, und zwar gegen eine kombinierte elektrische und Gaslichtsteuer. Hier würde die nötige und gewiß auch eintretende Einschränkung des Konsums wirtschaftlich von durchaus geringeren Uebelständen begleitet sein, als es bei der Energiesteuer der Fall ist. Freilich ist auch das Licht kein Luxus, wenn auch vielfach unnötiger Luxus damit getrieben wird, und die Verwöhnung in dieser Beziehung täglich steigt. Auf der andern Seite ist aber für unser arbeitsames Volk das künstliche Licht ein wesentlicher Mitträger der geistigen und hygienischen Kultur. Wie wichtig ist zum Beispiel in letzterer Beziehung eine gute Beleuchtung der Arbeitsstätten! In dieser Beziehung bleibt noch sehr viel zu tun übrig, und die unvermeidliche Einschränkung der dahin gerichteten Bestrebungen muß gewiß als ein Uebelstand angesehen werden.

Für eine Besteuerung des Gaslichtes und des elektrischen Lichtes spricht wiederum das Bedürfnis nach einem gewissen gerechten Ausgleich für das mit hohem Zoll belastete Petroleumlicht, das bevorzugte Licht der ärmeren Bevölkerungsklassen. Diese haben jedoch direkt keinen Vorteil davon, wenn ihnen künstlich die fortgeschritteneren Beleuchtungsarten nun noch unzugänglicher gemacht werden. Und dann ist es auch noch eine offene Frage, ob der Petroleumzoll nicht hauptsächlich vom Auslande getragen wird. Es ist jedenfalls recht unsicher, ob das Petroleum durch Abschaffung des Zolles verbilligt werden würde.

Gegen die meisten der vorgebrachten Gegenargumente ließe sich erwidern, daß die befürchteten Nachteile durch verhältnismäßig niedrigere Steuersätze gegenstandslos gemacht werden können. In vielen Fällen wird man die in dem Entwurf vorgesehene Energieverteuerung von 5 Prozent als eine nur mäßige anzusehen haben. In vielen andern Fällen wird die Wirkung sich lebhafter äußern. Volkswirtschaftliche Wirkungen dieser Art sind nie bestimmt vorauszusehen. So sicher aber der Vorteil der Steuer darin besteht, daß sie den Faktor der Entwicklungsfähigkeit mit der Zeit enthält, so ist doch auch anderseits die Gefahr nicht zu übersehen, daß durch diese Steuer ein volkswirtschaftlich im Prinzip verkehrter und schädlicher Weg freigelegt wird. Solche Wege pflegen in ihren Anfängen oft sogar ziemlich harmlos auszusehen, aber im weiteren Verlauf werden die Windungen einen recht bedenklichen Charakter bekommen können und die Sorgfalt einsichtiger Konstruktion vermissen lassen. Man muß auch mit der menschlichen Natur des Deutschen einer derartigen Steuer gegenüber rechnen. Es ist nicht das objektive kühle Rechnungsergebnis allein, welches hier den Ausschlag gibt. Hat er in dem einen Falle eine Steuer zu zahlen, im andern Falle nicht, so wird dieses Moment oft genug den Ausschlag geben, wenn sowieso bereits die Wahl der Entscheidung zwischen zwei betreibaren Wegen eine schwierige ist. Und

schließlich wird auch der Gedanke an die Ausführung des Gesetzes und an die später folgenden Ausführungsbestimmungen für viele ein recht unerfreulicher sein und sie der Verwendung von elektrischer Energie abgeneigt machen. Eine Fülle unfruchtbarer Arbeit und Kosten wird zu leisten sein, um die Tausende von großen, kleinen und kleinsten Betrieben für die steuertechnische Behandlung geeignet zu machen. Es muß ein Heer von zunächst ungeschulten Beamten aufgeboten und herangebildet werden, und sie werden unwillkommene Gäste sein. Verfügungen, Vorschriften, Bestimmungen und zeitraubende Genehmigungen, auch für das Unerheblichste, werden diese Steuererhebung zu einer lästigen und kostspieligen machen.

Aber wenn man auch einer Elektrizitäts- und Gasenergiesteuer nicht zustimmen kann, weil sie den Konsum wirtschaftlich besonders wertvoller und nützlicher Dinge durch Verteuerung einzuschränken bestimmt ist, weil sie den Nachteil einer Licht und Schatten im schweren Konkurrenzkampfe ungerecht verteilenden Sonderbesteuerung besitzt, und weil ihre Erhebung kostspielig und mit Belästigungen verbunden ist, so darf auch auf der andern Seite nicht verkannt werden, daß dem ganzen Grundgedanken doch eine gewisse Berechtigung zugesprochen werden muß: d. h. wenn man den Grundgedanken in der Richtung sieht, daß durch die sonstigen wirtschaftlich vertretbaren direkten und indirekten Steuern ohne ihre wesentliche Ueberspannung der Bedarf nicht gedeckt werden kann und deshalb nach etwas neuem Steuerbaren gesucht werden muß, was gleichzeitig einträglich und entwicklungsfähig ist, aber auf der andern Seite auch relativ sozial gerecht und volkswirtschaftlich nicht hemmend wirkt.

Möge man es zu diesem Zwecke nun auch anstellen, wie man wolle, im Grunde genommen ist es doch die Volkswirtschaft, sind es die wirtschaftlich produktiven Stätten, sind es Industrie und Gewerbe, der Handel, ist es die Landwirtschaft, sind es alle Erwerbsstände, welche den Steuerertrag durch den Ertrag ihrer Arbeit aufzubringen haben und auf welche derselbe in seiner Endwirkung zurückfällt. In der Volkswirtschaft ist aber eine ungeheuer breite Basis vorhanden, welche, richtig und einheitlich benutzt, einen sehr leistungsfähigen Steueraufbau zu tragen vermag, auch wenn das einzelne Element dieser Basis nur schwach belastet wird. Demgegenüber sind es die öffentlichen Institutionen, in erster Linie Reich und Staaten, welche die Voraussetzung für die Wirksamkeit der Volkswirtschaft bilden. Um ihretwegen sind diese Institutionen in erster Linie da. Es ist daher nur in der Natur der Sache liegend, wenn das Reich sich auf den Standpunkt stellt, von der Volkswirtschaft als solcher für die geleisteten Dienste eine spezifische Gegenleistung zu verlangen, und zwar unter Verteilung dieser Gegenleistung auf die einzelnen Glieder der Volkswirtschaft nach Maßgabe ihrer Bedeutung. Die Musterung der verschiedenen Anhaltspunkte für die Feststellung dieser Bedeutung führt zu der Erkenntnis, daß hierfür die Lohn- und Gehaltssumme, welche ein Betrieb an die in ihm angestellten Personen leistet, das am meisten charakteristische Moment ist. Denn diese Summe ist der zuverlässigste Wertmesser für den eigentlichen Wert des Arbeitsproduktes, während der

Wert des Arbeitsproduktes selbst die Bedeutung des betreffenden Betriebes für die Volkswirtschaft und für die Allgemeinheit feststellt. Es ist richtig, daß die Selbstkostenaufstellung eines Produktes neben den Gehältern und Löhnen noch andre Summanden von ähnlichem Gewicht enthält: das verwendete Material und die aufgewendeten Unkosten. Diese Dreiteilung besteht aber nur für den einzelnen Betrieb. Für die gesamte Volkswirtschaft lösen sich die Summanden Material und Unkosten im allgemeinen ebenfalls in Gehälter und Löhne auf, da jedes Ding nur einen wirtschaftlichen Wert erhält durch die an ihm geleistete geistige und physische Arbeit. Eine Ausnahme bildet das vom Auslande bezogene Material, was aber hier nicht von entscheidender Bedeutung ist. Im allgemeinen läßt sich jedenfalls sagen, daß für die gesamte Volkswirtschaft der Wert ihres Produktes durch die Summe der aufgewendeten Gehälter und Löhne gemessen werden kann.

Wenn man nun die von der Volkswirtschaft als Gegenleistung an das Reich zu leistende Abgabe auf die Summe der gezahlten Gehälter und Löhne basiert, so würde der einzelne Wirtschaftsbetrieb in ziemlich getreuer Weise gemäß seines Beitrages an dem Gesamtergebnis der Volkswirtschaft herangezogen werden. Diese Steuer würde von den Betrieben selbst erhoben werden, während die darin tätigen Personen ganz unberührt bleiben, denn es handelt sich nicht um eine Steuer auf das Einkommen der Beamten und Arbeiter, sondern um die Besteuerung des Lohnaufwandes von seiten dessen, welcher den Lohn bezahlt. Man kann deshalb diese Steuer als eine Arbeitgebersteuer bezeichnen.

Bei der verwickelten Verflechtung aller volkswirtschaftlichen Dinge und bei der Mannigfaltigkeit der Möglichkeiten, diese Zusammenhänge zu betrachten, ist natürlich auch dieses Steuerinstrument von Unvollkommenheiten nicht frei. Aber jedenfalls hat es den großen Vorzug, daß eine verhältnismäßig nur wenig fühlbare Belastung für den einzelnen Betrieb zu einem demgegenüber sehr großen Gesamtergebnis führt, welches vor allen Dingen organisch weiter entwicklungsfähig ist. Der Grund ist darin zu suchen, daß hier sämtliche vorhandenen Quellen, die großen, mittleren und kleinen, gleichmäßig erfaßt und aufgeschlossen werden. Es wird ganze Arbeit gemacht auf einem Gebiete, wo nur die große gesamte Masse zu einem großen Resultat zu führen vermag. Hier werden nicht willkürlich einige verhältnismäßig kleine Gebiete aus dem großen Zusammenhange herausgerissen und wesentlich unter dem Drucke sozialer oder wirtschaftspolitischer Prinzipien einer schließlich nur wenig ergiebigen, aber den einzelnen oft empfindlich belastenden Sonderbesteuerung unterworfen. In der Tat erweisen sich die Befürchtungen, welche die eigentliche Veranlassung zu jener volkswirtschaftlichen Parzellenbesteuerung bilden, in diesem Falle als nicht stichhaltig.

Dagegen spricht in erster Linie die verhältnismäßig geringe Einzelbelastung durch die Arbeitgebersteuer. Wird beispielsweise der für die vorliegenden Bedürfnisse schon recht hohe Steuersatz von 1 Prozent auf die Gehalts- und Lohnsumme angenommen, so führt derselbe bereits zu einem Gesamtergebnis in der

Größenordnung von wohl 150 Millionen Mark. Wenn nun unter Zugrundelegung einer für viele Fälle ungefähr zutreffenden Wald- und Wiesenrechnung angenommen wird, daß die Summe der Gehälter und Löhne, welche ein Einzelbetrieb aufzuwenden hat für einen Artikel, zirka ein Viertel bis ein Drittel des Wertes desselben darstellt, so ergibt sich bei einer einprozentigen Steuer eine Verteuerung des Artikels um etwa $^1/_3$ Prozent. Auch bei den schlechtesten Konjunkturen ist eine so geringfügige Verteuerung auch von den weniger günstig arbeitenden Betrieben sehr wohl zu tragen. Diese kleine Größe verschwindet geradezu unter den großen Schwankungen, welchen Handel und Gewerbe aus andern Ursachen ausgesetzt sind und welche die Preise sehr erheblich beeinflussen.

Es ist außerdem zu würdigen, daß diese Steuer nicht lediglich nimmt, sondern vor andern Besteuerungsarten die Möglichkeit und sogar den Ansporn gewährt, den Ausfall wieder einzubringen. Eine Elektrizitätsenergiesteuer muß der Gewerbetreibende einfach tragen. Hier wird er in Versuchung geführt, gerade an dem zu sparen, was für den Fortschritt seines Betriebes und die Hygiene der Angestellten nützlich ist. Eine direkte Kompensationsmöglichkeit liegt nicht vor. Die Bürde kann nur lediglich auf sich genommen werden. Steuer auf den Arbeitslohnaufwand regt dagegen zu Fortschritten an. Ueberall ist noch ein Spielraum vorhanden, durch bessere Organisation und bessere Arbeitsmethoden den Betrieb sparsamer und effektiver zu gestalten. Wenn dem Chef eines Betriebes lediglich eine gewisse Geldsumme genommen wird, so merkt er es nur allein, und das wirkt im allgemeinen in keiner Weise anregend auf die Angestellten, kompensierend tätig zu sein. Wird die Steuer dagegen mit Gehältern und Löhnen verbunden, so tritt dieser Faktor in die Selbstkostenberechnung mit ein und wird an allen Stellen, welche für die Leistungsfähigkeit des Betriebes mit in Betracht kommen, sichtbar und anregend. Unsre ganze wirtschaftliche Vorwärtsbewegung verdanken wir doch hauptsächlich der planmäßig eindringenden und erfinderischen Tätigkeit auf dem Gebiete der Technik, der Arbeitsmethoden und der Organisation. Das hat auch zu der ununterbrochen aufsteigenden Linie der Gehälter und Löhne geführt und zu einer stets zunehmenden Arbeitsgelegenheit, welche nur den Schwankungen der Konjunktur unterworfen ist.

Diese Schwankungen bringen es mit sich, daß in schlechten Zeiten die Zahl der Unbeschäftigten und Arbeitslosen wächst. Aber die Schwankungen sind doch anderseits nicht so groß, daß der Ertrag der Arbeitgebersteuer wesentlich davon berührt wird. Alle andern Steuerquellen versiegen in schlechten Zeiten in viel höherem Grade, während im Interesse der Bestreitung der Reichsausgaben Konstanz gerade das Wünschenswerte und Nötige ist. Mit Sicherheit wird dieser Steuer wegen kein Mann weniger beschäftigt werden, als es ohne dieselbe der Fall wäre. Sie vermindert deshalb auch nicht das Arbeitsprodukt der Volkswirtschaft.

Bei der Kritik der Arbeitgebersteuer muß nicht der Fehler gemacht werden, sie isoliert zu betrachten. Diese Steuer ist keine Einkommensteuer, welche von einem ganz andern Gesichtspunkte aus zwischen Leistungsfähigen und Nicht-

leistungsfähigen unterscheidet. Sie hat neben der Einkommensteuer zu bestehen und ergänzt sie in gewissem Sinne. Die Praxis hat bereits gezeigt, daß der Entwicklung der Einkommensteuer gewisse Grenzen gesteckt sind und daß dieselbe gar nicht imstande sein würde, ohne zu einer bedenklichen und schädlichen Ausartung zu kommen, ein zusätzliches Resultat von der Höhe zu liefern, wie es die Arbeitgebersteuer auch bei den bescheidensten Anfängen zu tun vermag. Die Einkommensteuer belastet bereits jetzt den kleinen Gewerbetreibenden, den Handwerker, viel ungünstiger, weil es eigentlich sein Umsatz ist, welcher als Einkommen behandelt wird. Gerechterweise müßten, bevor von Einkommen die Rede sein kann, die Unkosten seiner eignen normalen Lebensführung abgezogen werden. Man könnte auf den Gedanken einer Extraeinkommensteuer für alle Wirtschaftsbetriebe kommen in Konkurrenz zur Arbeitgebersteuer, aber das ist praktisch nur in sehr unvollkommener Weise durchführbar, würde zu übertriebenen Belastungen an einigen Stellen führen und die große Masse der zur Verfügung stehenden Quellen unberührt lassen. Nur wer das Ganze im Auge hat, wird etwas Ganzes erreichen. Aber auch bei ganz rigorosen Sätzen wird eine solche Extraeinkommensteuer kein genügendes Ergebnis haben.

Ein weiterer Vorstoß in dieser Richtung ist neuerdings in Preußen gemacht worden mit dem Vorschlage der Gesellschaftssteuer, die wiederum den Charakter einer willkürlichen Sonderbesteuerung besitzt, wobei Licht und Schatten nicht nur unter den Gewerbetreibenden des engeren Landes, sondern auch zwischen gleichartigen Gewerbetreibenden in den verschiedenen Staaten des gleichen Reiches ungleich verteilt werden. Die Einführung der Gesellschaftssteuer würde um so bedauerlicher sein, als dadurch jede organische und einheitliche Heranziehung der gesamten Volkswirtschaft für die Bedürfnisse des Reiches ziemlich unmöglich gemacht wird. Hier wird die ganze Gefahr offenbar, welche durch halbe Maßregeln gegeben wird, da, wo nur ganze am Platze sind, sowie durch einseitiges Herausreißen von Parzellen aus ihrem großen Zusammenhange, so daß nichts Einheitliches und Ganzes mehr zustande kommen kann.

Die Arbeitgebersteuer bietet nach manchen Richtungen hin Ausgleichsmöglichkeiten, falls hier und da trotz der relativen Geringfügigkeit der Steuersätze ein schädlicher Druck sich einstellen sollte. Es könnte eine Depression eintreten in den Fällen, wo es sich um nur geringen Lohnaufwand handelt. Sodann ist bereits von selbst ein gewisser Ausgleich dadurch gegeben, daß die wirtschaftlich stärkeren Gebiete im allgemeinen mit höheren Lohn- und Gehaltssätzen zu rechnen haben. Die Landwirtschaft und das Handwerk pflegen ferner einen nicht unbedeutenden Teil der Bezahlung der Angestellten durch Naturalien, freie Wohnung u. dgl. zu bewirken, welche von der Wirkung der Steuer befreit bleiben sollten. Dasselbe würde mit den Dienstboten der Fall sein, deren Arbeitsverhältnis dafür spricht, daß die Arbeitgebersteuer auch auf diese Kategorie ausgedehnt wird, wobei die Haushaltungen, welche nicht mehr als einen Dienstboten beanspruchen, befreit bleiben können. Der Zuwachs am Steuerertrag würde erheblich sein, und man kann den Satz vertreten, daß jeder, der einen andern gegen Gehalt

oder Lohn beschäftigt, hierfür seinen bescheidenen Obolus an das Reich zu entrichten in der Lage ist. Auch darüber hinaus kann noch ein Ausgleich dadurch geschaffen werden, daß ein Teil des ergiebigen Steuerertrages dazu benutzt wird, die wirtschaftlichen Bedingungen für die wirtschaftlich schwächeren Elemente günstiger zu gestalten. Schließlich ist es auch nicht ausgeschlossen, daß ein Teil des Steuerertrages, namentlich bei weiterem Ausbau der Steuer, vom Reiche an die Einzelstaaten überwiesen werden kann.

Die Technik der Steuererhebung wird verhältnismäßig einfach sein. Es ist nicht zu befürchten, daß ein neuer kostspieliger Apparat beschafft werden muß, welcher in lästiger und umständlicher Weise in die steuerpflichtigen Betriebe eindringt. Hierdurch unterscheidet sich die Arbeitgebersteuer vorteilhaft von der Elektrizitätssteuer, welche eine scharfe Kontrolle zur Verhütung von Umgehungen nötig machen wird. Beispielsweise geben die bereits vorhandenen Listen für die Unfallversicherung exakten Aufschluß über das Gros des in Frage stehenden Lohnaufwandes. Für den hier noch fehlenden Teil der Handwerker sowie für die Haushaltungen wird sich ein einfaches Verfahren finden lassen, vielleicht auf dem Wege einer jährlichen Pauschalabfindung. Der für die Gehälter über 5000 Mark gemachte Aufwand wird aus jährlich von den Aufwendenden aufgestellten Listen zu ersehen sein.

Der Vorzug der Arbeitgebersteuer besteht in ihrem allumfassenden Charakter. Wie der Reichstag alle Berufsstände umfaßt, so erstreckt sich auch der Bereich dieser Steuer auf alle Berufsstände. In diesem Umstande liegt ein nicht zu unterschätzendes Sicherheitsventil für die richtige Bemessung der Steuerhöhe. Es werden hierdurch die Gefahren vermieden, welche mit allen Sonderbesteuerungen bestimmter Berufskategorien verbunden sind.[1])

Drei Jahrhundertfeiern in Sicht

Von

Karl Reinecke

Das kommende Jahr bringt uns drei Erinnerungstage an ruhmreiche Komponisten: an Joseph Haydn, Felix Mendelssohn Bartholdy und Friedrich Chopin. Ersterer starb am 31. Mai 1809, Mendelssohn ward am 3. Februar, Chopin am 1. März desselben Jahres geboren. Der Zweck dieser Zeilen ist, auf die beiden erstgenannten Meister, die der Gegenwart leider schon etwas entrückt zu sein scheinen, einmal wieder recht nachdrücklich hinzuweisen. Chopin, dieses musikalische Glückskind, der Stolz seines Vaterlandes, geliebt und gepriesen

---

[1]) Obige Skizze verdankt mancherlei Anregung Besprechungen mit Herrn Regierungsbaumeister a. D. Pfeil, Direktor der Siemens & Halske-Aktiengesellschaft.

allüberall, wo seine Schöpfungen hingedrungen, im hohen Norden sowohl wie im heißen Süden, in der Hütte wie im Palast, im großen Konzertsaal wie im bescheidenen Stübchen, dieser Liebling aller, bedarf eines solchen Hinweises nicht. Er, der im kleinen groß war wie wenige, der mit geringen Ausnahmen lediglich für sein Klavier geschaffen hat, verlangt vom Hörer nur ein liebevolles Empfangen und Nachempfinden, nicht ein tieferes Verständnis, wie es die Schöpfer großer Instrumental- und Vokalwerke beanspruchen dürfen, und darum seien die folgenden Betrachtungen nur den beiden andern Meistern gewidmet.

Es ist höchst merkwürdig, daß sich, wenn man dem Wirken und Schaffen dieser beiden Männer nachspürt, gar manche Parallelen hinsichtlich ihres Strebens und ihrer Erfolge finden, obgleich sie in fast entgegengesetzten Lebensverhältnissen geboren und aufgewachsen sind, in ganz verschiedenem Zeitalter gewirkt und geschaffen haben, und obgleich der eine als Greis gestorben, der andre aber im kräftigsten Mannesalter von hinnen scheiden mußte. Beide waren die Söhne von Männern, die sich als Musiker nicht betätigt haben: Haydns Vater war ein armer Wagenschmied, der jedoch am Feierabend gerne die Volkslieder seiner Heimat sang und auf seiner primitiven Hakenharfe zu begleiten wußte; da auch die Mutter stimmbegabt war, so ertönten am Abend in der Wohnung der Eltern oft zweistimmige Lieder, die den kleinen Joseph entzückten. Mendelssohns Vater, ein reicher Kaufherr, war ein verständnisvoller Freund und Verehrer von Kunst und Wissenschaft, deren Vertreter in seinem gastlichen Hause hochwillkommene Gäste waren, doch hat man nie erfahren, daß er irgendwie musikalisch begabt gewesen sei. Haydns Jugendzeit, die er vom sechsten Lebensjahre an bei fremden Menschen verleben mußte, war eine trübe, von wenigen Lichtblicken erhellte; einmal, kaum dem Knabenalter entwachsen, war er ein Obdachloser, der eine kalte Nacht im Freien hätte verbringen müssen, wenn ihn nicht ein Bekannter (der Tenorist Spangler), der selbst mit Not und Entbehrung zu kämpfen hatte, gefunden und in seiner Dachstube beherbergt hätte. Mendelssohn verlebte seine Jugend im Elternhause, zwar nicht in Luxus, aber in den behaglichen Verhältnissen, die ein wohlgeordnetes Patrizierhaus jener Zeit bot, umgeben von liebenden und geliebten Eltern, Geschwistern und Freunden des Hauses. In dem Alter, da Haydn obdachlos in den Straßen Wiens umherirrte, war Mendelssohn Goethes Gast, der ihn zärtlich liebte und an dessen Mutter die folgenden Worte schrieb: „Es ist ein himmlischer, kostbarer Knabe! Schicken Sie mir ihn recht bald wieder, daß ich mich an ihm erquicke.“ Welch ein Kontrast! Wenn beide später eine hohe Stufe der Meisterschaft erklommen, so ist es gleichsehr bewundernswert, wenn der eine dies trotz Armut und Entbehrungen aller Art erreichte, während der andre den Wohlstand im elterlichen Hause niemals mißbrauchte, sondern lediglich genoß und ausnutzte, um mit eisernem Fleiße an seiner Ausbildung nach jeder Seite hin, vor allem in der Musik, arbeiten zu können. Schon in seinem neunten Jahre trat er öffentlich als Klavierspieler auf, mit zwölf Jahren hatte er schon drei Opern, eine Kantate, einen Psalm mit einer großen Doppelfuge, sechs Klavierfugen, ein Klavierquartett, mehrere Sonaten

und kleinere Stücke geschrieben, Werke, die zwar tüchtig gemacht waren, aber selbstverständlich hinsichtlich der Erfindung nicht über das hinausgingen, was ein Kind zu geben vermag. Doch schon als sechzehnjähriger Jüngling schuf er sein später so berühmt gewordenes Oktett für Streichinstrumente, welches den vollständig ausgereiften Künstler bekundete und die ganze Eigenart seines Schöpfers offenbarte. Zwei Jahre später entstand die Ouvertüre zu Shakespeares „Sommernachtstraum", die noch heute ein Unikum dieser Gattung ist und ihren Siegeslauf, den sie vor mehr als siebzig Jahren antrat, noch lange fortsetzen wird. So sehen wir, daß beide die Früchte ihres nie rastenden Strebens ernteten: Haydn war in seinem Mannesalter fast in ganz Europa eine Berühmtheit und in musikalischen Dingen die größte Autorität; Mendelssohn, kaum den Jünglingsjahren entwachsen, galt schon allgemein als hervorragender Musiker, der sich, abgesehen von den eignen Leistungen als Spieler und Komponist, das unsterbliche Verdienst erworben hatte, die Bachsche Matthäuspassion, die länger als ein Jahrhundert geschlummert hatte und beinahe vergessen war, der musikalischen Welt zurückzugewinnen, und zwar im Alter von zwanzig Jahren.

Ein seltsames Zusammentreffen beider Meister ist, daß Haydn, indem er seine „Schöpfung" schrieb, der erste war, der seit Händels Oratorien wieder ein unsterbliches Werk dieser Gattung schuf, während Mendelssohn wiederum der erste war, der nach Händel und Haydn zwei Oratorien von dauernder Bedeutung hervorbrachte, und zwar den „Paulus" im Alter von vierundzwanzig Jahren und den „Elias" zwei Jahre vor seinem frühen Tode. Ein andres Zusammentreffen eigner Art ist, daß beide melodienreichen Meister die Schöpfer wahrhafter Volkslieder sind. Oesterreich verdankt Haydn seinen Nationalhymnus: „Gott erhalte Franz den Kaiser" (welcher übrigens in ganz Deutschland auf Hoffmann von Fallerslebens „Deutschland, Deutschland über alles" gesungen wird) und Mendelssohn schuf das in allen Weltteilen gesungene: „Wer hat dich, du schöner Wald" und das rührend schöne Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rat", das schon vielen Tausenden an der Gruft gesungen worden ist. Zwar hat schon mancher wenig hervorragende Komponist auf diesem Felde glückliche Würfe getan, aber — seltsam genug — sind diejenigen, welche allerdings gute Musiker waren, sonst aber nicht über dem Niveau der breiten Volksschicht standen, glücklicher im Erfinden derartiger Weisen gewesen als die Größten, voran Bach und Beethoven. Ueberdies ist ein gewaltiger Unterschied zwischen solchen Weisen, die auch als Kunstlieder den höchsten Ansprüchen genügen, und solchen, die lediglich ihrer leichten Faßlichkeit halber große Verbreitung fanden; man denke an das Lied: „Freut euch des Lebens" von dem Schweizer Gesanglehrer Nägeli, desselben Mannes, der sich gestattete, in seine Ausgabe der Beethovenschen Sonate Op. 31 Nr. 1 vier Takte hineinzukomponieren und in seinen „Vorlesungen über Musik" den Schlußsatz der Mozartschen sog. Jupitersymphonie (eines der größten musikalischen Meisterwerke) in philisterhafter Weise zu bemängeln. Vollends verdienen solche Melodien, die dem Gassenhauer bedenklich nahe stehn, nicht als Volkslieder bezeichnet zu werden. Sie bringen nur längst Bekanntes

in etwas andrer Fassung, so daß man deren Ursprung häufig Takt für Takt nachweisen kann, sie werden zwar zeitweise allerorten auf der Gasse gesungen und gepfiffen, verirren sich auch wohl einmal in einen Salon, aber bald verschwinden sie wieder und fallen dann völliger Vergessenheit anheim. Haydns Nationalhymne hat ein Jahrhundert überdauert, und die erwähnten Mendelssohnschen Weisen singt man seit etwa siebzig Jahren. Kehren wir nach dieser Abschweifung zurück zu unsern Meistern, die sich beide in hohem Grade als Verehrer und Vertreter der schön gestalteten, sich logisch entwickelnden Form auszeichnen. Unbestreitbar bedarf die Musik, wie jede andre Kunst, der Gesetze und Regeln, aber während beispielsweise der bildende Künstler seine Vorbilder in der Natur findet und somit die Gesetze daraus herleiten kann, bietet die Natur dem Tondichter kaum irgend etwas Vorbildliches, und während demgemäß die bildende Kunst (namentlich Skulptur und Architektur) schon im grauen Altertum in hoher Blüte stand, stak zu gleicher Zeit die Musik noch in den Kinderschuhen, und es bedurfte jahrhundertelangen Tastens, Suchens und Versuchens, bis die Gesetze für die Musik gefunden waren, vor allem für die absolute, nicht an Worte oder Handlungen gebundene: also für die reine Instrumentalmusik. Es hat sich daher auch die Vokalmusik, die sich an dem Dichterwort emporrankt, weit früher entwickeln können als jene. Derjenige Meister nun, welcher — sich stützend auf Karl Phil. Emanuel Bachs Vorarbeit — den edelsten Gattungen der Instrumentalmusik schließlich die Wege gewiesen hat und durch eigne Werke glänzende Muster- und Meisterwerke lieferte, ist unser Joseph Haydn. Hat doch ein Mozart gestanden, daß er von ihm erst gelernt habe, wie man Streichquartette schreiben müsse. Solche Aufgabe konnte Haydn allerdings erst lösen, nachdem er durch das Studium des strengen Satzes (etwa der Lehre von der Prosodie vergleichbar) vollkommen erstarkt war. Aeußerst charakteristisch für Haydn ist sein goldiger, nie versagender Humor, der gar häufig in liebenswürdigster, schalkhafter, zuweilen auch drastischer Weise hervortritt und wohl die Ursache sein mag, daß gar manche in ihm vorzugsweise einen musikalischen Spaßmacher erblicken wollen, sehr mit Unrecht; denn Haydn schuf in seinen Quartetten und Symphonien Sätze von der Tiefe und Innigkeit eines Beethoven, bewegte Sätze voller Kraft und Leidenschaft und strenge Sätze, die von meisterhafter Beherrschung des kunstvollsten Kontrapunktes Zeugnis geben.

Mendelssohn ward wenige Monate früher geboren, als Haydn starb, und ihm fiel es daher nicht zu, bahnbrechend zu wirken wie jener, aber er folgte treu den Spuren der großen Klassiker, ohne jedoch jener unverkennbaren Originalität, jener „persönlichen Note" zu ermangeln, die es ihm ermöglichte, Werke von ganz eigentümlichem Kolorit zu schaffen, deren Neuheit zurzeit gleich sehr frappierte wie entzückte und die jüngeren Komponisten zur Nachahmung reizte. Er war es, der, abgesehen von Franz Schubert, alle die trefflichen älteren Zeitgenossen, wie Hummel, Moscheles, Lachner, Kalliwoda, Lindpaintner und so manche andre, als Komponisten weit übertraf, bis endlich Robert Schumann sich durchgerungen und sich ihm ebenbürtig an die Seite stellte. Aber immerhin war es Mendelssohn,

der zunächst die gepriesenen Klavierkonzerte von Hummel, Moscheles, Ries, Field u. s. w. mit den seinigen in den Schatten stellte, der ein Violinkonzert schuf, wie man seit dem Beethovenschen keins gehört hatte, der die Gattung der Männerchöre hoch über das bisher Geschaffene emporhob und mit seinen Liedern für gemischten Chor, gleichwie mit seinen Liedern ohne Worte fast eine ganz neue Gattung geschaffen hatte. Wenn man sich ferner vergegenwärtigt, daß Mendelssohn ein ausgezeichneter Klavier- und Orgelspieler sowie ein geradezu genialer Dirigent war, so muß ein jeder Vorurteilsfreie eingestehen, daß er ein ganzer Mann war, der wohl verdient, daß sein Gedächtnis in hohen Ehren gehalten wird, wenngleich es ihm nicht beschieden worden, einer der Allergrößesten im Reiche der Töne zu sein.

Wenn nun, wie eingangs schon angedeutet, Haydn sowohl wie Mendelssohn nicht mehr so fleißig kultiviert werden, wie wohl wünschenswert, so ist die Schuld daran nicht ohne weiteres den maßgebenden Persönlichkeiten und Korporationen aufzubürden: tempora mutantur, und mit ihnen haben sich die früheren, bescheidenen, für wenige hundert Zuhörer berechneten Konzertsäle in große Konzerthäuser verwandelt, die nicht selten Raum für Tausende bieten. Wenn für jene also ein mäßig besetztes Orchester genügte (Haydn hatte tatsächlich als Esterhazyscher Kapellmeister anfangs nur über sechzehn, später über dreißig Kapellisten zu verfügen), so verlangen die jetzigen Räume, schlecht gerechnet, ein bloßes Streichorchester von fünfzig Personen, eine entsprechende Bläserschar, mindestens eine Harfe und eine kleine Phalanx von Lärminstrumenten, deren in einzelnen modernen Partituren zwölf verlangt werden. Die modernen Komponisten sind fast ausnahmslos wahre Virtuosen der Orchestrierung, und somit ist der Konzertbesucher von heute an ungeheure Massenwirkungen und Klangeffekte aller Art gewöhnt, so daß die bescheidene Einkleidung, welche die Klassiker und ihre nächsten Nachfolger ihren Werken zuteil werden ließen, dem modernen Ohre fast dürftig erscheint. Es kommt aber hinzu, daß ein gewaltiges Mißverhältnis zwischen dem großen Streichorchester und den wenigen Bläsern entsteht und dazu beiträgt, jene früheren Werke geradezu zu entstellen, nicht zu vergessen, daß der überkünstelte Vortrag, dem man jetzt häufig begegnet: das Uebertriebene alles Dynamischen, das auch am verkehrten Orte beliebte „elastische Tempo“ u. a., solchen Werken gegenüber ganz stilwidrig ist. Es wird schwer sein, in all diesem Wandel zu schaffen, aber die Betreffenden werden sich ein hohes Verdienst erwerben, wenn es ihnen gelingen sollte. Hat man doch in München schon die schönsten Erfolge errungen, indem man die Mozartschen Opern mit einem kleinen, der damaligen Zeit und diesen Meisterwerken entsprechenden Orchester im kleinen Residenztheater aufführt.

Haydn sowohl wie Mendelssohn verdienen, daß man auch ihnen gerecht werde. Das augenblickliche Ueberhandnehmen einer Richtung, welche dem Geiste dieser Meister diametral entgegenläuft und sie zu verdrängen sucht, beweist noch nicht, daß diese Richtung in der Tat ein Fortschritt ist, das soll sich erst ausweisen. Es hat sich aber schon erwiesen, daß gar manche Werke unsrer beiden

Meister teils ein Jahrhundert, teils mehr als ein halbes Jahrhundert überdauert haben. So wollen wir denn Grab wie Geburtsstätte mit Lorbeeren bestreuen, getreu dem Worte Goethes:

„Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen;
Verziertes aber spricht der Menge zu.“

Diplomatie und Völkerrecht

Von

Professor Otfried Nippold

Das Völkerrecht wird das Recht des zwanzigsten Jahrhunderts sein. Ueber diese Tatsache kann man nicht wohl im Zweifel sein, wenn man sich die neueste Kulturentwicklung einerseits vergegenwärtigt und anderseits sich von der neuesten Entwicklung auf rechtlichem Gebiete Rechenschaft abzulegen sucht. Während das neunzehnte Jahrhundert auf diesem letzteren Gebiete namentlich durch die Arbeit an den großen nationalen Kodifikationswerken ausgezeichnet war — eine Arbeit übrigens, die noch keineswegs überall und in allen Teilen zum Abschluß gebracht ist —, beginnt in den letzten Jahrzehnten daneben, noch vielfach unbeachtet, der Entwicklungsgang des internationalen Rechtes mehr und mehr einen ungeahnten Aufschwung zu nehmen,[1]) und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß dieser Aufschwung in seinen weiteren Entwicklungsphasen der Rechtsarbeit des zwanzigsten Jahrhunderts geradezu den Stempel seines Charakters aufprägen werde.

Im umgekehrten Verhältnis zu dieser vor unsern Augen sich vollziehenden Entwicklung, zu dieser, man möchte beinahe sagen täglich zunehmenden Bedeutung des Völkerrechts steht nun die Aufmerksamkeit, die man, namentlich in Deutschland, diesem Rechtsgebiete zu schenken gewohnt ist. Und zwar nicht etwa nur von seiten des Publikums im allgemeinen und der Studierenden im besonderen, sondern nicht minder von seiten des Staates und der staatlichen Behörden. Es ist eine oft beklagte Tatsache, daß es an den deutschen Universitäten keine besonderen Lehrstühle für internationales Recht gibt, im Gegensatz zum Beispiel zu Frankreich, wo sogar an manchen Fakultäten mehrere Vertreter der internationalrechtlichen Disziplinen vorhanden sind. An den deutschen Hochschulen ist das Völkerrecht für die dasselbe lehrenden Professoren nur eines unter den von ihnen vertretenen Fächern. Und wie viele von ihnen betrachten es wohl dabei als das Nebenfach? Es kann vorkommen, daß semesterlang an deutschen Universitäten überhaupt nicht über internationales Recht gelesen wird. Ist es da ein Wunder, daß die Studenten das Völkerrecht als ein Nebenfach betrachten,

---

[1]) Niemeyer vergleicht diesen Aufschwung mit dem Wachstum einer Frühlingsnacht.

um so mehr, da sie wissen, daß dasselbe im Examen keine große Rolle zu spielen pflegt?[1]) Wie sollten sie angesichts dieser Verhältnisse wohl dazu kommen, diesem Rechtsgebiet ein irgendwie größeres Interesse entgegenzubringen?

Mag nun aber diese mangelhafte Wertschätzung für die große Mehrzahl der Studierenden sich im späteren Leben auch nicht fühlbar machen, so gewinnt doch das angedeutete Mißverhältnis eine erhöhte Bedeutung, wenn wir uns die Frage vorlegen, wie es denn in dieser Beziehung wohl bei denen steht, die von Amts wegen dazu berufen sind, das Völkerrecht nicht nur praktisch anzuwenden, sondern auch für seine Fortbildung tätig zu sein. Wie ist es wohl bei den Diplomaten mit der Kenntnis des Völkerrechts bestellt?

Suchen wir diese Frage speziell auf Grund der deutschen Zustände zu beantworten — es bedarf keiner Darlegung, daß nicht nur die Bildungsverhältnisse an den Hochschulen, sondern auch die Vorbedingungen für den Eintritt in die diplomatische Laufbahn in den einzelnen Ländern zu verschiedenartige sind, als daß wir auf unsre Frage eine allgemeingültige Antwort zu geben suchen könnten —, so werden wir leider nicht zu einem Ergebnis gelangen, das von der oben angedeuteten allgemeinen Sachlage gerade stark abweichend wäre. Was von den Studenten im allgemeinen gilt, das gilt im ganzen auch von den künftigen deutschen Diplomaten. Es wäre ja gewiß schön, wenn man aus der Tatsache, daß Deutschland wohl nicht mit Unrecht als ein Land gepriesen wird, wo die Wissenschaften besonders gepflegt werden, den Schluß ziehen dürfte, daß die deutschen Diplomaten auch diejenigen seien, die sich durch besondere Vertrautheit mit dem Völkerrecht auszeichnen. Wenn dem in Wirklichkeit nicht so ist, so trifft die Schuld daran aber weniger die einzelnen Persönlichkeiten, als vielmehr die Zustände an den deutschen Universitäten und daneben nicht minder die in Deutschland herrschenden bureaukratischen Anschauungen, die eine besondere Fachkenntnis für die große Mehrzahl der künftigen Völkerrechtspraktiker eigentlich grundsätzlich auszuschließen scheinen.

Wir müssen natürlich, das sei vorausgeschickt, wenn wir von „Diplomaten“ in dem hier zu erörternden Sinne sprechen, dieses Wort in seiner weiteren Bedeutung fassen, wonach alle zum Ressort des Berliner Auswärtigen Amtes gehörenden Beamten unter diesen Begriff fallen, also neben den „Diplomaten“ im engeren Sinn auch die Assessoren, die später entweder im Konsulats- oder Kolonialdienst tätig sind oder in Stellungen mit diplomatischem Charakter einrücken oder als Vortragende Räte der Zentralbehörde angehören.

Was zunächst die an erster Stelle genannten Diplomaten im engeren Sinne anlangt, so wird üblicherweise das wissenschaftliche Bildungsmoment bei ihnen keineswegs in den Vordergrund gestellt.[2]) Brauchen sie doch nicht einmal not-

---

[1]) Kebedgy bringt neuerdings in der „Revue de droit international“ unter dem Titel „L'enseignement du droit international et son caractère obligatoire“ eine Vergleichung zwischen den Rechtszuständen der verschiedenen Länder in dieser Frage.

[2]) Man vergleiche dazu den Aufsatz „Ueber die Anforderungen an die moderne Diplomatie, von einem Diplomaten“, in der „Deutschen Revue“, April 1907.

wendigerweise Akademiker zu sein, so daß wir unter ihnen auch verhältnismäßig vielen Autodidakten auf völkerrechtlichem Gebiet begegnen. Es erscheint fraglich, ob durch das kürzlich aufgestellte neue Regulativ in dieser Beziehung gerade eine wesentliche Aenderung herbeigeführt werden wird. Von einer zielbewußten, irgendwie tiefergehenden Ausbildung speziell auf völkerrechtlichem Gebiet kann also bei dieser Gruppe von Diplomaten offenbar von vornherein nicht die Rede sein. Im Gegenteil wird man wohl eher annehmen dürfen, daß die überwiegende Mehrzahl derselben in ihrem Beruf mit einer mehr oder weniger großen Unterschätzung der Bedeutung der rechtlichen Faktoren im Völkerverkehr und Völkerleben aufwächst. Wo die Sachlage eine andre ist, beruht dies auf einem rein persönlichen Verdienst der Betreffenden, keinesfalls aber auf dem herrschenden System.

Größere Erwartungen wird man nach dieser Richtung hin nun aber wohl hinsichtlich der zweiten Gruppe von Diplomaten hegen, die, im Besitze der vollen juristischen Qualifikation, oft zu einem maßgebenden Einfluß in staatlichen Angelegenheiten gelangen. Und in der Tat wäre es an sich auch sehr wohl denkbar, daß diese Erwartung zutreffend wäre, wenn nicht leider neben den oben geschilderten Universitätsverhältnissen die bureaukratische Schablone hier einen Strich durch die Rechnung machte. Diese letztere läßt es nämlich nicht zu, daß die Juristen, die sich dem Ressort des Auswärtigen zuzuwenden gedenken, etwa auf Grund einer besonderen Vorbildung und besonderer fachlicher Vorkenntnisse zugelassen werden; denn daraus könnten unter Umständen unerwünschte Ansprüche auf Anstellung hergeleitet werden. Man verlangt von ihnen vielmehr lediglich die allgemeine juristische Durchschnittsbildung, und da den jungen Assessoren im übrigen auch keinerlei Garantien dafür geboten sind, daß sie im auswärtigen Dienst auch wirklich Zulassung finden werden, so kann man sich in der Tat nicht darüber wundern, daß auch bei ihnen auf völkerrechtlichem Gebiet keine speziellen Vorkenntnisse vorhanden zu sein pflegen.

Die Folge dieser Verhältnisse ist nun ganz naturgemäß die, daß die Diplomaten an die Behandlung völkerrechtlicher Fragen im allgemeinen lediglich mit einer von Fall zu Fall erworbenen Sachkenntnis herantreten, ohne eine allgemeine wissenschaftliche Grundlage für dieses Rechtsgebiet zu besitzen. Sie bearbeiten, mit andern Worten, diese Fragen nach einer Methode, die ich im Gegensatz zu der wissenschaftlichen als die bureaukratische Methode bezeichnen möchte.[1]) Es mag eine solche Methode sich für die Durchschnittsfragen des täglichen Diplomatenlebens im allgemeinen vielleicht auch bewähren. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, welche rasch wachsende Bedeutung das Völkerrecht in der neuesten Zeit erlangt hat und in der Zukunft noch zu erlangen verspricht, dann wird man doch nicht umhin können, sich ernsthaft mit der Frage zu beschäftigen, ob eine solche Methode auch in Zukunft allen an die Diplomaten herantretenden

---

[1]) Vgl. dazu auch mein soeben bei Duncker & Humblot erscheinendes Buch „Die zweite Haager Friedenskonferenz, Erster Teil, Das Prozeßrecht", insbesondere auf S. 210.

Anforderungen gegenüber standzuhalten vermag. Ich möchte bei Beantwortung dieser Frage hier nur an ein Wort erinnern, das kürzlich der amerikanische Botschafter in Berlin Hill geschrieben hat:[1] „Das neunzehnte Jahrhundert hat die Wahrheit offenbart, daß die modernen Staaten aufeinander angewiesen und voneinander abhängig sind. Diese Wahrheit in die greifbare Wirklichkeit zu übersetzen, wird die große Aufgabe des zwanzigsten Jahrhunderts sein. Die Lösung dieser Aufgabe wird im weitesten Sinne der Diplomatie zufallen, die ihr nur mit einem großen Maß wirtschaftlicher Einsicht gerecht werden kann." [2])

Wird angesichts der in Deutschland herrschenden Methode und bei der dort üblichen Schablone die Diplomatie dieser Aufgabe gewachsen sein? Wird es auf die Länge ausreichen, wenn man sich die für die diplomatische Praxis notwendigen völkerrechtlichen Kenntnisse erst im Drang der Geschäfte anzueignen sucht, ohne tiefer in das System in seinem Zusammenhange eingedrungen zu sein? Glaubt man wirklich, bei einem so eminent wichtigen Rechtsgebiet auf die Länge einfach über die Grundlagen hinwegsehen zu können? Und glaubt man ferner wirklich, daß die Stellungnahme der Diplomatie zu den völkerrechtlichen Fragen und Problemen der Gegenwart von dem Maße und Grade des Eingedrungenseins in die Völkerrechtswissenschaft so gar nicht beeinflußt werde?

Es wäre ein tiefbedauerlicher Irrtum, wenn man sich einem solchen Glauben hingeben, wenn man verkennen wollte, daß die angedeuteten Mängel sich nach außen hin doch heute schon fühlbar machen und sich auf die Länge in noch ganz anderm Maße fühlbar machen werden. An Gelegenheiten, wo sich dies notgedrungen erweisen muß, fehlt es heute wahrlich nicht. Ich brauche hier bloß an die Haager Friedenskonferenzen zu erinnern, die eine Gelegenheit zu völkerrechtlicher Betätigung für die Diplomatie geboten haben und weiter bieten werden, wie sie in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen ist. Das Verhalten der Diplomaten der verschiedenen Länder auf diesen Konferenzen ist wohl einigermaßen des näheren Studiums wert, und es würde sich die Frage wohl einer Untersuchung lohnen, ob nicht vielleicht die Bedenken, die gegen die im Haag erstrebten Völkerrechtsfortschritte geltend gemacht wurden, vorwiegend von solchen Ländern ausgegangen sind, in denen die Völkerrechtswissenschaft bisher weniger als in andern kultiviert worden ist. So viel steht jedenfalls fest, daß bei tieferem Eindringen in das Wesen des Völkerrechts manche der üblichen Bedenken zu schwinden pflegen. Sollten also die Möglichkeiten einer Weiterentwicklung des Völkerrechts nicht vielleicht teilweise aufs engste zusammenhängen mit dem Maße, in dem die Einsicht der maßgebenden Kreise von der Wichtigkeit eines genaueren Studiums des Völkerrechts im Zunehmen begriffen ist?

Im übrigen handelt es sich aber keineswegs nur darum, daß angesichts großer,

---

[1]) In der „Neuen Revue" vom 1. Juli 1908 unter dem Titel: „Die zeitgenössische Entwicklung der Diplomatie".

[2]) Dies betont auch mein Aufsatz „Die Diplomatie im zwanzigsten Jahrhundert" im Berner „Bund" vom 14., 15. und 16. März 1906, und schon früher mein Aufsatz über „Die Konsulatslaufbahn" im „Leipziger Tageblatt" vom 20. und 21. September 1901.

grundlegender Rechtsaufgaben die bisherige Methode zu versagen droht. Unsre Frage hat daneben doch auch eine allgemeinere Bedeutung. Es ist bekanntlich viel und oft von den Mißerfolgen der deutschen Diplomatie die Rede gewesen.[1]) Mit wieviel Recht oder Unrecht, soll hier nicht erörtert werden. Aber das verdient hier doch betont zu werden, daß, je mehr die Anschauungen auf völkerrechtlichem Gebiet in den verschiedenen Ländern sich ausgleichen, um so mehr offenbar auch manche politischen Mißverständnisse schwinden dürften. Der Vertiefung des völkerrechtlichen Studiums auf seiten der Diplomatie kommt daher auch eine eminent praktische politische Bedeutung zu. Gerade die deutsche Diplomatie dürfte hieran ein Interesse haben, da sie im Auslande oft eine falsche Beurteilung erfahren hat. Wird nicht, je mehr es gelingt, die Staaten auf eine gemeinsame völkerrechtliche Basis zu einigen, auch die politische Verständigung leichter werden und damit das Gerede von den diplomatischen Mißerfolgen notgedrungen verstummen? Die erste Voraussetzung hierfür ist aber eben eine Aenderung in dem Standpunkt, den man hergebrachtermaßen dem Völkerrecht gegenüber einnimmt.

Wie aber kann das geschehen? Doch offenbar nur, indem man die Ursachen aus dem Wege zu räumen sucht, denen an den jetzigen Zuständen die Schuld beizumessen ist. Wenn das Verhältnis der Diplomatie zum Völkerrecht nicht immer und überall ein vollkommen ideales ist, so muß man eben auf eine Besserung desselben bedacht sein. Man muß dieses Verhältnis zu einem intimeren zu gestalten suchen und ihm vor allem eine wissenschaftliche Grundlage geben. Zweifellos müßte zu diesem Behufe zunächst an den Universitäten auf eine Umgestaltung des Studiums hingearbeitet werden. Daneben aber muß man sich doch auch von der bureaukratischen Schablone, von der Idee frei zu machen suchen, als ob man mit der bisher üblichen allgemeinen juristischen Vorbildung und ein bißchen bureaukratischer Routine genug getan habe, um allen angesichts der heutigen Entfaltung des internationalen Lebens möglicherweise praktisch werdenden Anforderungen genügen zu können. Man dürfte sich dabei sicherlich in manchen Beziehungen auch andre Länder zum Muster nehmen, die schon länger Weltpolitik getrieben haben als das Deutsche Reich. Ein gesunder praktischer Blick schließt eine gute wissenschaftliche Grundlage in den fachlichen Spezialgebieten nicht nur keineswegs aus, sondern er scheint sie sogar geradezu zu fordern.

Ob die deutschen Regierungen sich in absehbarer Zeit entschließen werden,

---

[1]) Statt weiterer Ausführungen sei mir gestattet, hier nur einen Artikel in den konservativen „Basler Nachrichten" zu zitieren, der anläßlich der Tower-Hill-Affäre am 3. April 1908 erschienen ist. Es heißt darin: „Wie wenig hohe Geburt und äußere Glücksgüter mit persönlicher Befähigung Hand in Hand zu gehen brauchen, davon legen die zweifelhaften Erfolge der deutschen Diplomatie während der letzten Zeit beredtes Zeugnis ab. Oft genug sind im Reichstag diese Dinge zur Sprache gekommen, ist eine Aenderung des Systems gefordert worden und hat man darauf hingewiesen, wie oft sich die gegenwärtige Diplomatie als unzulänglich erwiesen hat, wie sich die Vertreter Deutschlands an den wichtigsten Plätzen der Welt von den Ereignissen und von der Entwicklung der Dinge schon haben überraschen lassen und wie viele Gelegenheiten verpaßt worden sind."

an ihren Hochschulen dem internationalen Recht die ihm in unserm modernen, auf allen Lebensgebieten mehr und mehr international werdenden Zeitalter[1]) gebührende Stellung zuzuerkennen, ist eine Frage, die hier dahingestellt bleiben muß. Allzuviel Hoffnung auf eine rasche Aenderung, so wie es not täte, wird man sich wohl nicht machen dürfen. Um so mehr gewinnt aber gerade für Deutschland ein Vorschlag Bedeutung, der in dieser Zeitschrift seinerzeit erörtert worden ist,[2]) der dann auf der zweiten Haager Friedenskonferenz vom Präsidenten Nelidow aufgegriffen wurde und daraufhin dem Minister Sturdza Veranlassung gab, für die Konferenz ein besonderes Projekt auszuarbeiten.[3]) Ich meine den Vorschlag auf Begründung einer Völkerrechtsakademie für angehende Diplomaten im Haag. Allem Anschein nach hat dieses internationale Projekt zurzeit mehr Aussicht auf eine rasche Realisierung, als etwaige nur einzelne Staaten betreffende Vorschläge. Und unter allen Vorarbeiten, die man für die dritte Haager Friedenskonferenz an die Hand zu nehmen gedenkt — man will ja das nächstemal beizeiten mit den Vorarbeiten beginnen —, sollte diese unbedingt die erste sein, nicht etwa nur wegen ihrer ungemein weittragenden Bedeutung, sondern schon aus dem Grunde, weil es naturgemäß eine gewisse Zeit dauern muß, bis die wohltätigen Folgen einer derartigen Institution sich fühlbar machen können, und weil ferner gerade dieser Fortschritt einmal dazu berufen sein könnte, die Grundlage für alle weiter erstrebten künftigen Fortschritte abzugeben.

Durch eine solche wissenschaftliche und außerdem noch gemeinsame Vorbildung der künftigen Diplomaten auf den verschiedenen Gebieten des internationalen Rechts dürfte in der Tat erst der rechte Boden geschaffen werden, auf dem die künftigen Erfolge der Diplomatie so recht gedeihen können. Man wird die Bedeutung eines derartigen Instituts nämlich um so weniger zu unterschätzen berechtigt sein, als seine Einwirkungen sich nicht nur in einer Erweiterung der völkerrechtlichen Kenntnisse, sondern auch in einem Ausgleich der völkerrechtlichen Anschauungen zeigen dürften. Nicht nur das Völkerrecht, sondern auch die Politik dürfte also, mit andern Worten, mit der Zeit davon beeinflußt werden. Und in der Tat wollen wir nicht vergessen, daß nicht nur die Handhabung und Entwicklung des Völkerrechts, sondern auch die politische Stellung des Deutschen Reiches in den Händen der Diplomaten liegt. Um so mehr aber ist der Wunsch berechtigt, daß diese in der Lage sein müssen, auf Grund umfassender Kenntnisse auch den höchsten an sie herantretenden Anforderungen zu entsprechen und die schwierigen Aufgaben zu lösen, die das moderne Leben an die Staatenvertreter zu stellen hat. Man spricht heute so viel von einer Hebung des deutschen Richterstandes. Sollte die hier als wünschenswert angedeutete Wandlung nicht in noch weit höherem Maße einem tatsächlichen Bedürfnisse entsprechen? —

---

[1]) Ein vortreffliches Bild hiervon gibt das soeben in der Teubnerschen Sammlung erschienene Buch von A. H. Fried: „Das internationale Leben der Gegenwart.“

[2]) Vgl. „Deutsche Revue“ vom April und Dezember 1907.

[3]) Dieses Projekt ist in dem oben zitierten Dezember-Heft mit abgedruckt.

Der Giroverkehr der Reichsbank

Von

Dr. R. Koch,

Wirklichem Geheimem Rat, Reichsbankpräsidenten a. D. (Charlottenburg-Berlin)

Das Bankgesetz vom 14. März 1875 führt unter den Geschäften, welche die Reichsbank zu betreiben befugt ist, unter § 13 Nr. 7 auch den Giroverkehr auf. Danach soll sie u. a. befugt sein, „verzinsliche und unverzinsliche Gelder im Depositengeschäft und im Giroverkehr anzunehmen". Während aber das Depositengeschäft der Reichsbank bekanntlich nur eine kümmerliche Existenz führt,[1] ist der Giroverkehr von großer Wichtigkeit. Mit dem Wechselgiro, an das man zunächst zu denken versucht sein könnte, hat er nichts zu tun. Es handelt sich um eine andre Bewegung innerhalb des Kreises („Giro") von Kunden oder Konten der Reichsbank, nämlich um die Ab- oder Zuschreibung von Guthaben in den Bankbüchern behufs der Zahlungsleistung in ökonomischem Sinne.

Ein solcher Giroverkehr findet sich bereits im Altertum. Daß in Rom die argentarii, bei welchen der größte Teil des baren Geldes hinterlegt war, die Zahlungen unter ihren Geschäftsfreunden im Wege der Umschreibung in ihren Büchern zu vermitteln pflegten, ergibt sich aus Plautus, Terenz, Cicero und andern Schriftstellern. Am Ende des Mittelalters tritt als treibender Grund die zunehmende Münzverschlechterung und allgemeine Unsicherheit hinzu. Aus den Depositen bildet sich ein eignes Bankgeld. Die Girozahlung wird in den Statuten italienischer Städte als der Barzahlung gleich wirksam anerkannt. Gegen Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entstehen die Girobanken zu Venedig, Amsterdam, Hamburg und Nürnberg. Mit der fortschreitenden Münzverbesserung wurden zwar später besondere Girobanken entbehrlich. Nur die Hamburger Girobank, deren schwerfälliges, schleppendes Verfahren noch manchen älteren Hamburgern bekannt ist, dauerte bis zur Verschmelzung mit der Reichsbank (1875) fort. Aber das Girowesen hat trotzdem infolge der modernen Ausbildung des Bankwesens eine großartige Ausdehnung erfahren. Hauptträger dieser Entwicklung ist Deutschland mit dem von Jahr zu Jahr mächtig fortschreitenden Giroverkehr der Reichsbank geworden. In der Vereinigung mehrerer Banken zu den von der Reichsbank geleiteten Abrechnungsstellen findet das System seine Krönung.

---

[1]) Am Ende des Jahres 1907 verblieben nur 811 401,59 Mark unverzinsliche Depositen im Bestande. Neu eingezahlt wurden im ganzen Laufe des Jahres 10 642 475 Mark. Im Jahre 1906 waren neu eingezahlt worden: 14 139 977 Mark; am Ende hatten noch 1 114 181,59 Mark unverzinsliche Depositen bestanden. Verzinsliche Depositen (deren Höhe überdies beschränkt sein würde — Bankgesetz § 13 Nr. 7) hat die Reichsbank seit dem 31. Mai 1879 aus allgemeinen bankpolitischen Gründen nicht mehr angenommen.

Die Vorteile dieses Verfahrens, bei welchem an die Stelle der Bewegung metallener oder papierener Umlaufsmittel die Buchung in den Bankbüchern tritt, sind klar. Zeit, Kosten und Gefahr der Aufbewahrung, der Prüfung und Beförderung des Geldes verschwinden. Die Zahlungen werden bei der Bank, welche die Buchung regelmäßig erst nach Prüfung des Guthabens oder doch auf ihre Gefahr vornimmt, sicher beurkundet. Schlechte Geschäftsgewohnheiten und Mißbräuche bei der Regulierung eingegangener Verpflichtungen werden abgestellt. Der Geschäftsmann gewöhnt sich daran, größere Kasse zu halten und per cassa zu kaufen. Der Geldverkehr im Lande gewinnt so eine solidere Grundlage. Das Land erspart Kosten von Metallgeld, da sich dessen Menge und Abnutzung verringert. Auch der Umlauf ungedeckter Banknoten ist ein geringerer, und es vermindert sich damit die Gefahr seiner übermäßigen Ausdehnung.

In der Hand der Notenbanken aber bedeutet der Girobestand zugleich ein wichtiges Mittel ihrer Politik. Da der Handelsstand und die ganze Geschäftswelt die Erleichterungen des Giroverkehrs nicht entbehren kann, kommen die Giroguthaben auch in kritischer Zeit niemals zur völligen Abhebung, obschon der Konteninhaber darüber jederzeit verfügen kann. Die „fremden Gelder“ bilden daher, ähnlich wie die Banknoten, welche ebenfalls, obwohl stets bar einlöslich, erfahrungsmäßig immer nur zum Teil präsentiert werden, einen Teil des Betriebsfonds der Notenbanken. Sie können von diesen dem freien Verkehr im Wege der Kreditgewährung wieder zur Verfügung gestellt, also produktiven Zwecken dienstbar gemacht werden, soweit sie jene Mittel nicht selbst durch Kreditgewährung schaffen. Damit bilden sie nächst den Banknoten das wichtigste Passivgeschäft der Notenbanken.

Hierauf war die Reichsbank bei ihrem Entstehen geradezu hingewiesen. Der Giroverkehr der Preußischen Bank, aus welcher sie hervorging, war fast bedeutungslos. Er beschränkte sich hauptsächlich auf Berlin; außerdem bestanden nur noch die schwach benutzten Giroanstalten in Danzig und Mülhausen i. E. Die Durchschnittsguthaben stiegen selbst im Jahre 1870 nicht viel über 4 1/2 Millionen Mark. Das Notenrecht der Reichsbank, wie es ihr durch das Bankgesetz vom 14. März 1875 zugestanden wurde, war an manche Bedingungen geknüpft. Sie durfte namentlich steuerfrei, d. i. durch den Barvorrat ungedeckt, nicht über 250 Millionen Mark (jetzt 472,829 Millionen Mark) Banknoten ausgeben. Damit konnte sie den wachsenden Bedürfnissen des Verkehrs nicht genügen. Sie mußte auf ein Mittel sinnen, Geld, seien es Banknoten oder Metall, in immer größerem Umfange an sich heranzuziehen und intensiver auszunutzen, als dies bei zerstreuten Kassen möglich ist. Dies geschah, indem der Giroverkehr auf ganz neue Grundlagen gestellt wurde. Es wurden die kostenfreien Ueberweisungen nicht nur von und auf Konten desselben Platzes, sondern auch von Platz zu Platz eingeführt. Damit ergab sich für das Publikum ein ausgezeichnet bequemes Mittel, die eigne Kassenführung mehr oder minder aufzugeben und auf die Reichsbank zu übertragen, welche nunmehr auch die größten Zahlungen bei ihren zahlreichen Filialen durch einen Federstrich vermittelt, ohne

eine Münze oder Banknote in Bewegung zu setzen. Die Reichsbank genügte dadurch aufs beste ihrer gesetzlichen Aufgabe (Bankgesetz § 12), „die Zahlungsausgleichungen zu erleichtern und für die Nutzbarmachung verfügbaren Kapitals zu sorgen".

Die Formen des Giroverkehrs, wie sie von den privaten Giroinstituten oft beinahe buchstäblich nachgeahmt sind, sind einfach. Hat der Konteninhaber zum Zeichen des Vertragsabschlusses die gedruckten „Bestimmungen" mit dem Zusatz „Kenntnis genommen" vollzogen und sind die Unterschriften bzw. Vollmachten der zu seiner Vertretung befugten Personen niedergelegt, so erhält der Kunde zwei Scheckbücher, das eine, zu Uebertragungen bestimmt, mit roten Blättern, das andre, zu baren Abhebungen, mit weißen Blättern. Auf dem beim Abreißen (durch Perforierung erleichtert) zurückbleibenden Raume pflegt man, wie der Vordruck ergibt, Summe und Datum sowie die Person des Empfängers zu vermerken. Außerdem erhält der Kunde ein „Kontogegenbuch", in welches alle für ihn eingehenden Gelder auf der Kreditseite, alle Zahlungen oder Uebertragungen für seine Rechnung auf der Debetseite einzutragen sind.

Als Guthaben ist zunächst ein Barbetrag einzulegen. Zur Gutschrift gelangen aber außer diesem und den späteren, seitens des Kunden oder für dessen Rechnung von Dritten eingehenden baren Einzahlungen alle von ihm bei der Reichsbank auf Wechsel, Lombarddarlehen oder Schecks zu erhebenden Beträge.

Die Verfügungen des Kontoinhabers geschehen in beliebigen Beträgen innerhalb des Guthabens:

1. Entweder mittels weißen Schecks

(„Die Reichsbank in ....

wolle zahlen gegen diesen Scheck aus $\frac{\text{meinem}}{\text{unserm}}$ Guthaben

an .... oder Ueberbringer

Mark ....

[Ort] ....

den ten .... 19 . [Firmastempel] Unterschrift.")

Der weiße Scheck darf auch zur Gutschrift auf ein andres Platzkonto benutzt werden. Enthält er den Zusatz „nur zur Verrechnung" quer über den Text auf der Vorderseite, so ist Zahlung verboten, und der Scheckbetrag darf nur — nach Bestimmung des Kontoinhabers — verrechnet werden.[1])

2. Oder dadurch, daß der Kunde Wechsel, welche er als Verbundener oder Domiziliat zu bezahlen hat, mit einem entsprechenden Vermerke („zahlbar bei der Reichsbank") versieht und dieser avisiert.

---

[1]) Dieser von der Reichsbank eingeführte Gebrauch (zur Sicherung des Handelsstandes) ist anerkannt und mit rechtlicher Wirksamkeit ausgestattet durch das Scheckgesetz vom 11. März 1908, § 14.

3. Oder mittels roten Schecks

(„Die Reichsbank wolle dem Konto von ....

.... in .... bei der Reichsbank in ....

Mark ....

gutschreiben und dafür belasten das Konto von ....

[Ort] ....

den ten .... 19 [Firmastempel] Unterschrift")

einer auf den Namen lautenden unübertragbaren Giroanweisung im eigentlichen Sinne, sei es zur Uebertragung auf ein Girokonto am Platze, soweit hierzu nicht ein weißer Scheck benutzt wird, oder zur Uebertragung auf das Konto eines Girokunden bei einer auswärtigen Bankanstalt. Die Einlieferung erfolgt, gleichviel durch wen, bei der Bankanstalt des Orts, welche das Konto des Ausstellers führt. Diese veranlaßt dann sofort das Nötige wegen der Gutschrift.

Wird der weiße Scheck an einem auswärtigen Platze[1]) vorgelegt, so kann die Einziehung durch die Reichsbank dennoch gegen Provision (nach Prüfung des Guthabens) erfolgen. Auch für die Einlösung von außerhalb eingehender weißer Schecks erhebt sie eine Provision. Beide Leistungen gehen über den regelmäßigen Inhalt des Girovertrages hinaus.[2])

Der Giroverkehr wuchs infolge dieser Einrichtung, welche dem Handelsstande bald unentbehrlich wurde, ganz gewaltig. Die Zahl der Girokunden, welche anfangs 1877 nur 3245 betrug, stieg bis Ende 1907 auf 23965, der Gesamtbetrag der Uebertragungen am Platze in Einnahme und Ausgabe von je 3 Milliarden im Jahre 1876 auf mehr als je 43 1/2 Milliarden Mark im Jahre 1907, der der Uebertragungen auf auswärtige Plätze während der gleichen Zeit in Einnahme (darunter die Einzahlungen der Nichtkontoinhaber, die in der Ausgabe fehlen) von 2 Milliarden auf über 38 Milliarden, in Ausgabe von noch nicht 2 Milliarden auf 36 1/2 Milliarden Mark. Dabei sind freilich auch die öffentlichen Kassen inbegriffen, welche sich erfreulicherweise in immer steigendem Maße dem Giroverkehr angeschlossen haben (zuerst die Eisenbahnen, dann auch die meisten andern Kassen). Zum Anschluß des ganzen Systems der Kassen des Reichs, einschließlich der Reichspostverwaltung und der größeren Bundesstaaten mit Elsaß-Lothringen, kam es erst von der zweiten Hälfte der neunziger Jahre ab. Bayern steht mit seinen öffentlichen Kassen dem Reichsbankgiroverkehr in der Hauptsache heute noch fern.

---

[1]) Vgl. Scheckgesetz § 5. Auf einen andern Ort als den Sitz der das Konto führenden Anstalt kann der Reichsbankscheck nicht gezogen werden. Mit dem Ausstellungsorte braucht jener Ort darum nicht identisch zu sein.

[2]) Manche privaten Banken bezeichnen allerdings (auf der Rückseite des Schecks) eine Anzahl von Orten, an denen sie die kostenfreie Einziehung des Schecks übernehmen, und zahlen auch hier und da (bewegliche) Zinsen für die Guthaben. Es ist dies eine Art Ersatz für die roten Schecks der Reichsbank.

Mit dem Giroverkehr verband sich ein ausgedehnter Scheckverkehr. Allerdings stellen die Giroüberweisungen eine höhere Stufe des Zahlungswesens dar als der bloße Scheckverkehr. In wahrhaft mustergültiger Weise ist dies in Hamburg erreicht. Bekanntlich gehen dort auch kleine Zahlungen mit Hilfe der sog. Ueberweisungszettel vor sich, die mit großer Schnelligkeit zur Ausgleichung gelangen. Von sehr sachverständiger Seite ist dies Beispiel für ganz Deutschland zur Nachahmung empfohlen, indem man dem Scheckwesen und dem neuerdings nach langjährigem Kampfe zustande gebrachten Scheckgesetze geringe Sympathien entgegenbringt. Indessen bildet es schon einen sehr wesentlichen Fortschritt, wenn man im Publikum sich nach dem Beispiel andrer wirtschaftlich entwickelter Länder mehr und mehr daran gewöhnt, nicht mit barem Gelde, sondern mit Scheck zu bezahlen. Der Scheck hat überdies den Vorteil, daß er auch dem Girokunden einer andern Bank und dem Nichtgirokunden in Zahlung gegeben werden kann, der ihn dann weiter zur Gutschrift oder zur baren Einlösung zu bringen hat. In seiner Aehnlichkeit mit der Banknote wie mit dem Wechsel stellt er ein Geldpapier dar, aus welchem der Aussteller und der spätere Nehmer dem rechtmäßigen Inhaber haftet. Die kurzen gesetzlichen Fristen[1]) sorgen dafür, daß er sich nicht zum Umlaufspapier entwickelt und den Zahlungsmittelvorrat des Volks unnötig vermehrt. In dieser Gestalt tritt er der Giroüberweisung, sei es, daß diese durch roten „Scheck" oder durch Ueberweisungszettel erfolgt, ebenbürtig zur Seite. Solange er seine Bestimmung erfüllt, ergänzt der Scheckverkehr zweckmäßig den reinen Giroverkehr. Noch mehr auf weitgehendes Vertrauen gestellt, mag sich die Giroüberweisung für den Verkehr eines kleineren hochentwickelten und bankmäßig geschulten Wirtschaftsgebiets an demselben Platze besser eignen. Aber für ganz Deutschland mit seinen wirtschaftlich sehr verschieden gestalteten Teilen wird sich ein solches Ziel, wenn überhaupt, nur sehr allmählich erreichen lassen.

Sowohl für den Scheck- als für den Giroverkehr bedeutet eine weitere, sehr erhebliche Steigerung ihrer Wirkungen die Einrichtung der Abrechnungsstellen (Clearinghäuser) nach englisch-amerikanischem Vorgang, welche die Reichsbank seit dem Jahre 1883 in die Hand genommen hat.[2]) An allen größeren Plätzen Deutschlands (jetzt 14) bestehen solche Abrechnungsstellen zur Ausgleichung der Forderungen der verschiedenen Banken untereinander im Wege der Skontration. Es genügt, an ein Mitglied der Abrechnungsstelle ein Papier zu geben, aus dem ein andres Mitglied zur Zahlung verpflichtet ist, um die Zahlung durch Ueberweisung, schließlich bei der Reichsbank herbeizuführen. Die Wirkung der Girozahlung wird hierdurch von dem Kreise der Girokunden der einen Bank auf die der andern Bank erstreckt. Den Umsätzen einer Girobank sind also, wenn man sich von ihren Leistungen einen Begriff bilden will,

---

[1]) Für im Inland ausgestellte und zahlbare Schecks zehn Tage — Scheckgesetz § 11.

[2]) Gesetzlich anerkannt durch Scheckgesetz § 12. Die Einlieferung gilt als gehörige Vorlegung zur Zahlung.

eigentlich die der Abrechnungsstellen (nicht bloß der auf das Girokonto bei der Reichsbank zu übertragende Saldo) hinzuzurechnen. Diese Umsätze betrugen im Jahre 1907 45 313 105 600 Mark, gegen Amerika und England noch verschwindend gering, aber immerhin wenigstens in den letzten fünf Jahren stetig wachsend (1903: 31 136 532 500 Mark). Das Ziel, eine Kompensation der Platzübertragungen zu bewirken, wozu freilich das Material an den Konzentrationspunkten des Handels in besonders reichem Maße vorhanden ist, ist damit nahezu erreicht.[1])

Die Vorteile des Giroverkehrs haben sich im Laufe der Jahre ungemein gesteigert. Je mehr die Vermehrung der Zweiganstalten fortschritt (Ende 1907: 456 mit Kasseneinrichtung), desto mehr wuchs die Gelegenheit zur Giroüberweisung. Häufig sind die Zweiganstalten wesentlich zu diesem Zweck errichtet. In den meisten Fällen geht die Uebertragung bei den Nebenstellen in derselben glatten Weise vor sich wie bei den Hauptanstalten. Nur bei einer geringen Zahl solcher Nebenstellen, welche nur mit einem Beamten besetzt sind, muß sie der Sicherheit wegen gewissen für die Girokunden praktisch unerheblichen Beschränkungen unterliegen (sog. beschränkter Giroverkehr). Die Masse der Ueberweisungen mit der durch die Natur der Sache gebotenen Schnelligkeit macht natürlich eine Masse von Arbeit erforderlich. Sie beschäftigt unausgesetzt eine große Zahl von Beamten, welche des Giroverkehrs wegen namentlich bei den größeren Bankanstalten fort und fort hat vermehrt werden müssen.[2]) Oft hat sie allein sogar eine räumliche Erweiterung der Banklokalitäten notwendig gemacht. Der Giroverkehr hat somit einen sehr erheblichen Anteil an den Verwaltungskosten der Reichsbank, welche im Jahre 1907 (ohne die Kosten für die Anfertigung von Banknoten) 18 762 492 Mark betrugen. Hiermit haben die finanziellen Ergebnisse für die Reichsbank nicht gleichen Schritt gehalten. Die Guthaben der Girokunden sind bei weitem nicht in demselben Maße gewachsen wie die Umsätze. Diese stiegen auf den privaten Konten fast ununterbrochen von 16 711 245 213 Mark im Jahre 1876 auf 207 179 650 496 Mark im Jahre 1907, also etwa um das Zwölffache, die Guthaben der Privaten (einschließlich der sog. schwebenden Giroübertragungen) in derselben Zeit nur von 70,6 Millionen auf 401,2 Millionen Mark, d. h. auf noch nicht das Sechsfache im Durchschnitt. Schon die Jubiläumsdenkschrift „Die Reichsbank 1876—1900" (S. 65) klagt über die langsame Zunahme dieser Guthaben. Sie hat sich inzwischen weiter vermindert trotz der Steigerung der Leistungen im Giroverkehr. Die gleiche Erscheinung zeigt sich in der Dauer der Belassung der Guthaben bei der Reichsbank. Während sie im Jahre 1900 noch 1,47 Tage betrug (statt 3 Tage im Jahre 1876), sind die vereinnahmten Beträge im Jahre 1907 durchschnittlich nur 0,99 Tage (im Jahre 1906:

[1]) An den Abrechnungsplätzen betrug der Giroumsatz im Jahre 1907 in Einnahme zusammen 86 649 105 000 Mark, in Ausgabe 86 637 613 000 Mark, bei den übrigen Reichsbankanstalten in Einnahme 43 679 575 000 Mark, in Ausgabe 43 690 558 000 Mark. Es zeigen sich somit deutlich die Wirkungen des dort mehr ausgebildeten Bankverkehrs.

[2]) Bis Ende 1907: 3224 bei ununterbrochenem Steigen.

1,03 Tage) auf den betreffenden Konten belassen worden. Die Intensität der Ausnutzung der Giroguthaben hat sich mithin erheblich gesteigert. Der gleiche Betrag des Guthabens vermittelt heute viel größere Umsätze als vor 37 Jahren. Was Wunder, daß auch die Reichsbankverwaltung nicht gleichgültig dieser Entwicklung zusah, sondern prüfte, ob die Leistungen der Girokunden noch den Gegenleistungen der Reichsbank entsprechen! Schließt doch auch der englische und amerikanische banker das Konto, wenn die Leistungen des „customer“ nicht mehr eine „good balance“ herstellen.[1])

Die Reichsbank berechnet für ihre Leistungen im Giroverkehr regelmäßig keine Provision.[2]) Abgesehen von der unentgeltlichen Verabfolgung der Formulare (Scheckbücher, Kontogegenbuch), geschehen sowohl alle Barzahlungen wie die Ueberweisungen am Platze und von Platz zu Platz durchaus unentgeltlich. Sie erblickt ihre Entschädigung lediglich darin, daß ihr die Guthaben eine Zeit lang belassen werden. Um dies zu sichern, hat sie nun von jeher darauf gehalten, daß die Guthaben eine gewisse Minimalhöhe nicht unterschritten. Der Handelsstand hat sich dem bereitwillig gefügt, weil man einsah, daß trotz der gemeinnützigen Ziele der Reichsbank[3]) diese nicht die Aufgabe hat, ihre mannigfaltigen Leistungen dem Publikum ohne jedes Entgelt darzubieten. Wird doch auch im Kreditverkehr[4]) und für die sonstigen Geschäfte der Reichsbank unweigerlich ein Entgelt gezahlt. Der Widerstand erhob sich erst, als im Jahre 1906/07 nach einer allgemeinen Anordnung des Reichsbankdirektoriums auf größere Mindestguthaben gehalten werden sollte, nachdem man bemerkt hatte, daß in einzelnen Bankbezirken die Guthaben gegenüber den großen Umsätzen im Giroverkehr verschwindend klein blieben. Für viele Firmen war die Maßregel allerdings ohne Bedeutung, weil sie tatsächlich schon ein das eventuelle Mindestguthaben weit überschreitendes Guthaben zu halten pflegten. Ein Abkommen mit ihnen über das Maximalguthaben war daher niemals getroffen worden. Aber es bestand doch allgemein die Befürchtung vor einer größeren Strenge der Reichsbank und damit vor der Erhöhung der Betriebskosten. Daß den beteiligten Firmen freigestellt wurde, statt der Erhöhung die Entschädigung der Reichsbank in der Form eines anzubahnenden oder zu steigernden Diskontverkehrs zu

---

[1]) Die Bank von England pflegt ihre Mindestguthaben unter Zugrundelegung eines Gebührensatzes von $1/2$ Schilling (50 Pfennig) für jeden von ihr eingelösten Scheck und durch Kapitalisierung des so gewonnenen Betrages zu errechnen. Siehe Hankey, Bank of England, London 1887, S. 117.

[2]) Es wäre sonst zu fürchten, daß der Girobestand nur eben so hoch gehalten würde, als er der Provision entspricht, und daß er gerade dann, wenn es der Reichsbank darauf ankommt, so namentlich an den Quartalsabschlüssen, herabsinkt. Wegen der Zahlung an einem andern Platze siehe jedoch oben S. 338.

[3]) Bankgesetz § 12: „. . . die Aufgabe — den Geldumlauf im gesamten Reichsgebiete zu regeln, die Zahlungsausgleichungen zu erleichtern und für die Nutzbarmachung verfügbaren Kapitals zu sorgen.“

[4]) Vgl. darüber meine Aufsätze in der „Deutschen Revue“ Dezember 1906 S. 257 ff.; April 1908 S. 15 ff.; Juli 1908 S. 35 ff.

gewähren, war nicht als ein Drängen zu diesem, sondern als eine erleichternde Befugnis gemeint. Bei diesem ganzen Verfahren schritt die Reichsbank, soviel bekannt, sehr vorsichtig, nur von Fall zu Fall, voran; sie verfuhr mit Schonung, gab Beschwerden nach, gewährte Erleichterungen, und die Zentralverwaltung verlangte nach einiger Zeit Berichte der Zweiganstalten, wie sich die Einrichtung bewähre. Diese Berichte liegen meines Wissens noch nicht vollständig vor. Soviel steht fest, daß die Guthaben im ganzen sich beispielsweise am 31. März 1908 auf 620 Millionen Mark (im Durchschnitt der ersten vierzehn Wochen des Jahres 1908 551 Millionen), die vereinbarten Mindestguthaben auf nur 149 Millionen beliefen, und daß diese infolge der im Jahre 1907 durchgeführten Neuordnung sich insgesamt um 38 Millionen vermehrt hatten. Zu einer Verminderung des Giroverkehrs, namentlich der Ueberweisungen, hat die Anordnung keineswegs geführt. Es ist daher die Klage auch nicht begründet, daß dadurch der Barvorrat der Reichsbank sich nicht erhöht, sondern vermindert habe. Diese wird also wohl fortfahren, das Gebaren der einzelnen Firmen, insbesondere die Art, wie sie von dem Giroverkehr Gebrauch machen, zu beobachten und danach ihr Verhalten gegenüber dem Guthaben einzurichten. Von einer planmäßigen Erhöhung wird sie nach Eingang aller Berichte schwerlich ganz absehen.

Offenbar strebt die Reichsbank dahin, das mit ihr im Geschäftsverkehr stehende Publikum mehr und mehr zu bewegen, ihre bare Kasse bei ihr zu halten und dort also alle Zahlungen zu konzentrieren, wozu ihre Einrichtungen sie vollkommen befähigen. Sie gewinnt dadurch, abgesehen von der gebotenen geschäftlichen Erleichterung, auch ein bequemes Mittel, deren geschäftliche Beziehungen zu überblicken. Sie steigert aber zugleich, wie schon angedeutet, ihre eigne Befähigung, allen berechtigten Kreditanforderungen zu genügen. Der durchschnittlich (ausschließlich der jeweilig „schwebenden", d. h. noch nicht zur Gutschrift gelangten Giroübertragungen) jährlich etwa 300 Millionen Mark betragende Bestand der privaten Guthaben [1]) ist ein wertvolles Hilfsmittel bei Festsetzung des Diskonts, insofern er dazu beiträgt, den Zinsfuß niedriger zu halten, als es sonst möglich gewesen wäre. Hierbei kommt der Reichsbank wesentlich zustatten, daß die Schwankungen des Bestandes *nicht parallel* gehen mit denen der Banknotenausgabe. Nach ihren Erfahrungen [2]) fallen vielmehr die Höchst- und Mindestbeträge der „fremden Gelder" und der Notenausgabe auf verschiedene Zeitpunkte, so daß die Bewegungen dieser beiden Passivposten untereinander sich in weitem Umfange wie ein Kompensationspendel ausgleichen. Die Spannung beider zusammen war in den fünfundzwanzig Jahren von 1876 bis 1900 mit Ausnahme eines Jahres prozentual geringer als bei dem Notenumlauf allein. Infolge dieser gegenseitigen Ausgleichung braucht die Bank für Noten und fremde Gelder zusammen nur

[1]) Durchschnittlich: 1905: 295800000 Mark; 1906: 276961000 Mark; 1907: 284458000 Mark. Die Guthaben der *öffentlichen Kassen* sind hierbei nicht in Betracht gezogen. Sie sind bekanntlich stärkeren Schwankungen ausgesetzt, weil sie einem größeren Wechsel der Bedürfnisse unterliegen.

[2]) Jubiläumsdenkschrift „Die Reichsbank 1876—1900" S. 67 ff.

einen wesentlich kleineren Bestand von Bargeld als Deckung zu halten, als sie dann halten müßte, wenn sie auf die einen oder andern Passivposten beschränkt wäre, oder mit andern Worten, als zwei getrennte Banken mit den gleichen Passiven. Ja, die Reichsbank braucht für ihre Noten und fremden Gelder kaum einen größeren Barvorrat, als sie ihn für die Noten allein nötig hätte.[1] Die dann und wann erhobene Forderung, daß die Reichsbank neben der Dritteldeckung für Noten (Bankgesetz § 17) gesetzlich verpflichtet werden müsse, einen bestimmten Prozentsatz von Bargeld als Deckung für ihre Girogelder zu halten, ist also nicht begründet. Eine solche Vorschrift würde die notwendige Elastizität der Banknotenausgabe schwer beeinträchtigen. Die Bewegung der Girogelder folgt andern Gesetzen als die der Banknoten. Es wäre daher widersinnig (wie Professor Rauchberg mit Recht bemerkt), sie nach den gleichen Gesichtspunkten zu reglmentieren.

Der große volkswirtschaftliche Nutzen des Giroverkehrs der Reichsbank ist also unverkennbar. Gerade die Kombination von Giroverkehr und Notenausgabe — „ein," wie Rauchberg sagt, „einzig dastehendes Beispiel von einer planmäßig und konsequent durchgeführten Organisation des Zahlungsprozesses eines gewaltigen Wirtschaftsgebiets" — ermöglicht nicht nur in großartigem Umfange die Erleichterung der Zahlungsausgleichungen ohne Barzahlung, sondern ist zugleich ein wichtiges Werkzeug einer gesunden Diskontpolitik und gewährt also allen Berufsständen weitgehende Vorteile. Auch in diesem Punkte hat sich die gesetzliche Verfassung der Reichsbank vollkommen bewährt.

Großbritannien jenseits des Ozeans

Reisebilder aus Kanada

Von

Msgr. Graf Bay von Baya und zu Luskod, apostolischem Protonotar

III

Ottawa

Die Stadt Ottawa liegt dort, wo die beiden Flüsse Rideau und Ottawa sich vereinigen, die ein hohes, die große Ebene beherrschendes Plateau umschließen. Es war aller Wahrscheinlichkeit nach die bevorzugte Lage dieses Hochlandes, die seinerzeit den Gedanken nahelegte, hier eine Stadt zu erbauen. Später wurden die Parlaments- und Regierungsgebäude hier errichtet; sie bilden eine Gruppe von Gebäuden im gotischen Stil, die von den Türmen der Deputiertenkammer und des Senatsgebäudes gekrönt wird. Der allgemeine Eindruck ist entschieden imposant und deutet in bezeichnender Weise auf die hohen Bestrebungen

[1] Hierauf macht Helfferich, Das Geld, Leipzig 1903, S. 435, aufmerksam.

dieses unermeßlichen Landes hin. Das Parlamentshaus und die anschließenden Gebäude gehören unzweifelhaft zu den bestgelungenen Monumentalbauten der neueren Zeit, nicht allein hinsichtlich ihres architektonischen Stils, sondern auch wegen der gewaltigen Größe ihrer Proportionen und ihres trefflichen allgemeinen Grundplans. Die reizende Lage ist in sehr glücklicher Weise ausgenutzt worden. Die bewaldete, terrassenartig gegliederte Höhe bildet ein sehr geeignetes Piedestal für diese palastartigen Bauten.

Die Stadt und die Vorstädte bedecken eine sehr weite Bodenfläche und zählen ungefähr 85000 Einwohner. Wie in fast allen angelsächsischen Städten bewohnt jede Familie ihr eignes Haus, und das Geschäftsleben ist zum größten Teil auf einige der Hauptstraßen beschränkt. Unter den öffentlichen Gebäuden ist vielleicht die katholische Kathedrale das monumentalste, und ihre beiden ansehnlichen Türme erinnern an die alten Kirchen Europas. Das Innere mit seinen Säulen und seinen darüber befindlichen, ganz aus Holz gebauten Galerien ist eminent kanadisch. Es ist ein vollkommenes Beispiel jenes jetzt veralteten Stiles, der bei den ersten französischen Kolonisten besonders beliebt war. Die katholische Universität fand ich als Ruine vor; sie war einige Monate vor meiner Ankunft niedergebrannt, wird aber gegenwärtig nach dem modernsten architektonischen Plan wieder aufgebaut.

Schulen, die zu den verschiedenen Konfessionen und Sekten gehören, sind in allen Teilen der Stadt in großer Anzahl vorhanden, einige von ihnen sind von bedeutendem Umfang. Diese Erziehungsanstalten erregten mein besonderes Staunen sowohl durch ihre äußere Erscheinung wie durch ihre musterhaften Einrichtungen. Sie legen ein beredtes Zeugnis ab von der großen Sorgfalt, die diese junge Nation auf die Erziehung der Massen verwendet. Was Ottawa besonders interessant macht, ist die Energie, die Lebenskraft des kanadischen Volkes, die sich in der Hauptstadt augenfälliger als irgend sonstwo betätigt.

Wie schön auch das Aeußere des Parlamentsgebäudes sein mag, so ist es doch vor allem das Leben, die Tätigkeit im Innern, was hauptsächlich unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, und so imposant auch die Größenverhältnisse der Kathedrale sind, so ist es doch vor allem der Daseinskampf und die unermüdliche Energie der katholischen Gemeinde, was so beredt zu unserm innern Bewußtsein spricht. Wie zahlreich und anziehend auch die Schulgebäude sind, so ist es doch die Arbeit, die unter den Kindern geleistet wird, und die auf ihre Erziehung verwendete Sorgfalt, was solche Bände zu uns spricht. Mit einem Wort, in Ottawa finden die unermeßlichen Hilfsmittel und die Kraft dieses aufblühenden Volkes ihren Ausdruck.

Ich hatte den Vorzug, in dreien der ersten Häuser der Stadt gastfreundlich aufgenommen zu werden, und dieser Umstand bot mir eine einzigartige Gelegenheit, das Leben der Metropole in seinen verschiedenen Erscheinungsformen zu sehen und zu studieren. Ich war nacheinander der Gast des Generalgouverneurs, des Erzbischofs und des Apostolischen Legaten. Ich bin meinen drei Gastgebern zu herzlichem Dank verpflichtet für die herzliche Aufnahme, die sie mir haben zu-

teil werden lassen, und die Güte, die sie mir bei der Förderung meiner Mission zu meinen etwas vernachlässigten ausgewanderten Landsleuten erwiesen haben. Ausschließlich ihrem Interesse für mein Werk verdanke ich es, daß ich imstande gewesen bin, die mir gestellte Aufgabe zu erfüllen.

Während ich ihr Gast war, hatte ich auch Gelegenheit, die Bekanntschaft der meisten hervorragenden Männer des Landes zu machen. Rideau Hall, die offizielle Residenz Seiner Exzellenz des Generalgouverneurs von Kanada, ist ein Haus von sehr großen Dimensionen. Was die Architektur betrifft, so ist sie nicht durchaus vollkommen, denn es sind von Zeit zu Zeit, je nachdem sich die Notwendigkeit ergab, Flügel und Pavillons angebaut worden. Aber dieser Mangel an Einheitlichkeit im Stil, der den äußeren Anblick etwas verdirbt, beeinträchtigt die Behaglichkeit des Innern nicht, welche die denkbar größte Vollkommenheit zeigt. Sie bekräftigt das bekannte Wort: „Ich habe in meinem Hause zu leben, nicht außerhalb desselben." Behaglichkeit ist der vorherrschende Zug in all den Einrichtungen und in der Mobiliarausstattung der verschiedenen Zimmer. Hier ist keine Spur von der steifen Pracht offizieller Prunkgemächer; alle Zimmer machen einen gemütlichen Eindruck. Rideau Hall ist in der Tat mehr ein Landhaus als eine offizielle Residenz, und darin liegt sein besonderer Reiz.

Lord Grey ist der leitende Geist des Hauses, und es sind nicht nur seine fraglos glänzenden staatsmännischen Eigenschaften, sondern vor allem seine häuslichen Tugenden und seine bezaubernden Umgangsformen, die ihn bei dem Volke so beliebt gemacht haben. Seine Popularität datiert aus der Zeit seiner südafrikanischen Laufbahn und hat niemals nachgelassen. Lord Grey ist ein Mann von mittlerem Alter, groß, stattlich und sehr energisch. Mit seinen beweglichen Zügen, seinen schwarzen Augen und seinem dunkeln Schnurrbart ist er fast ein keltischer Typus. Seine Liebenswürdigkeit und Höflichkeit kennzeichnen ihn als einen Mann der alten Schule. Er ist viel gereist, kennt fast jedes Land von Europa und besitzt einen Schatz von universalem Wissen. Eine ausgesprochene Neigung für Literatur macht seine Unterhaltung glänzend und hochinteressant, und er entzückt seine Zuhörer durch die Wärme, die er in jeden Gegenstand legt, über den er spricht. Die besondere Art, die er hat, sich in ein Gesprächsthema zu stürzen, erinnerte mich an Herrn Roosevelt, und ähnlich wie der Präsident der Vereinigten Staaten steht der Generalgouverneur von Kanada in dem Ruf, ein Enthusiast zu sein.

Im Laufe der Woche, die ich in Rideau Hall zubrachte, sprachen wir von vielen Dingen, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß selbst verhältnismäßig unbedeutende Fragen ihm nicht unwert erschienen, von ihm beachtet zu werden. Er ist stolz darauf, der Sohn eines Reiches zu sein, das den Erdball mit seinen Besitzungen umfaßt und das Schicksal von Völkern aller Rassen lenkt. Wir unterhielten uns hauptsächlich über Probleme, die in irgendeiner Weise auf die ganze Welt zurückstrahlen, und von diesem universellen Gesichtspunkte aus sprachen wir häufig über die Zukunft Kanadas, sein Aufblühen, seine politischen Möglichkeiten, seine landwirtschaftliche und industrielle Entwicklung, die

Wohlfahrt seines Volkes und die Mission, die ihm in der Weltwirtschaft vorbehalten ist.

So wenig man die Zukunft eines Staates vorhersehen oder das eventuelle Wachsen einer Nation vorzeichnen kann, so scheinen doch, wenn man das nahe unvermeidliche Uebergewicht Amerikas und der Neuen Welt im allgemeinen zum Schaden Europas ins Auge faßt, gewisse Schlußfolgerungen erlaubt. Man kann nur als sicher annehmen, daß die ungeheuern Gebiete, die unter dem Namen Kanada bekannt sind, in einer mehr oder weniger fernen Zukunft eine ebenso dichte Bevölkerung und eine ebenso stark entwickelte Lebenskraft besitzen werden, wie sich ihrer die blühendsten Provinzen der Vereinigten Staaten gegenwärtig erfreuen. Wenn wir bedenken, daß in jedem Jahr unsers gegenwärtigen Jahrhunderts mehr als 100000 neue Ankömmlinge einwandern und daß dieser jährliche Zuwachs an Einwohnern aller Wahrscheinlichkeit nach in sehr kurzer Zeit auf mehr als eine Million steigen wird, so können wir uns einen Begriff machen von dem raschen Wachsen des Landes, einem Phänomen, das nur in dem benachbarten Staate seinesgleichen findet. Tag für Tag sehen wir, wie jungfräuliche Ebenen bebautes Land werden und Gebiete, die als wild und unzugänglich verschrien sind, sich mit blühenden Farmen und Heimstätten bedecken, die aufsprießen, als wäre es unter der Einwirkung der kanadischen Sonne während der Herrschaft des kurzen, heißen Sommers. So erstehen wie durch Zauber neue Städte in öden Gegenden, die noch kurze Zeit zuvor die Zufluchtsorte umherirrender, von ein paar unerschrockenen Jägern verfolgter Büffel waren, Städte, die uns bekannt sind, wie Winnipeg, mit beinahe 100000 Einwohnern, Regina, Calgary und viele andre.

Ein Vibrieren wie im Vorfrühling scheint die Luft zu durchdringen bis zu den Ufern des Stillen Ozeans, und der solcherart aufgerüttelte Boden gewährt dem menschlichen Unternehmungsgeist reichen Ertrag. Das beschränkt sich nicht nur auf die materielle Welt, es gilt auch von der moralischen Welt.

Außer seinen landwirtschaftlichen Arbeiten läßt es sich der Ansiedler in diesen Gegenden in erster Linie angelegen sein, für die Erziehung seiner Kinder zu sorgen, Schulen und Kirchen zu gründen. Er nimmt Anteil an der Politik des Landes, kurz, indem er sein eignes Glück fördert, nutzt er seinem Adoptivvaterlande. Wir müssen bedenken, daß die angesiedelten Einwohner dieses großen Landstriches durchaus keine unzusammenhängende Menschenmasse sind, sondern daß sie im Gegenteil eine sehr wohlgeordnete Gesellschaft bilden. Ursprünglich mögen sie aus allen Teilen der Welt zusammengekommen sein und einer unbegrenzten Anzahl von verschiedenen Nationalitäten angehört haben, aber sobald sie einmal angesiedelt sind, werden sie Kanadier. Es ist fast, als ob mit dem Ueberschreiten der Grenzen neue Gedanken und neue Ideale in ihre Seelen kommen. Und kann dies seltsam erscheinen? Können wir die Begeisterung dieser Pioniere nicht verstehen, die ihr Leben der Lösung eines so ungeheuern Problems widmen? Ist es nicht genug, um jeden Menschen zu begeistern, wenn er auch nur einen unendlich kleinen Teil zu diesem erhabenen Werke beitragen kann?

Die Stellung eines Generalgouverneurs der „Dominion of Canada" ist mehr oder minder ein Titularamt. Praktisch bedeutet das Amt eines „Vertreters der britischen Krone" so gut wie nichts. Der Generalgouverneur hat keinen Sitz im Parlament, er hat keine Stimme, er steht vollständig außerhalb der Regierung. Er ist sozusagen ein konstitutioneller Herrscher unter der britischen Krone. Aber indirekt ist sein Einfluß überall fühlbar. Er führt den Vorsitz in Versammlungen und hält Ansprachen an sie, er sanktioniert allgemeine Anträge oder lehnt sie ab und wirkt auf die herrschenden Stimmungen ein. Vor allem kann er die nationale Energie und den nationalen Ehrgeiz auf hohe Ziele und Zwecke hinlenken.

Unter dem Titel „British North America Act" wurde die Verfassung des Landes im Jahre 1867 verkündet. Die gesetzgebende Gewalt liegt in den Händen des Parlaments, das sich aus einem Senat von vierundzwanzig Mitgliedern und einer Deputiertenkammer, die zum mindesten zweihundert zählt, zusammensetzt. Jede Provinz hat ihr eignes Parlament und ihren eignen Gouverneur. Das Land ist in Provinzen eingeteilt und diese wieder in Stadtgemeinden, die der Verwaltung einer Lokalbehörde unterstehen. Den Gesetzen des Landes gemäß haben alle Einwohner gleiche Rechte. Das Supreme Court of Justice, der höchste Gerichtshof, hat seinen Sitz in Ottawa; es bildet die letzte Instanz in allen Rechtsfällen. Das Exchequer Court wahrt die Rechte der Regierung. In allen bedeutenden Städten gibt es Polizeigerichte, welche die minder wichtigen Fälle aburteilen, wie Streitigkeiten zwischen Prinzipalen und Angestellten, Lohnstreitigkeiten u. s. w. Endlich gibt es noch Friedensgerichte.

Die militärische Organisation macht gegenwärtig gewisse Veränderungen durch. Im Prinzip wird die Streitmacht, die Kanada unter Waffen hat, nur auf 1000 Mann bemessen, aber jeder Bürger im Alter von achtzehn bis sechzig Jahren ist verpflichtet, im Notfall Kriegsdienste zu leisten. Abgesehen davon hat er keine militärischen Verpflichtungen, nicht einmal die, sich ausbilden zu lassen. In Kingston befindet sich ein College zur Heranbildung von Offizieren. Die Polizeitruppe wird von den Ortsverwaltungen organisiert und besoldet, dagegen unterhält der Staat die Gendarmerie, die in die „Dominion Police Force" und die „North West Mounted Police" eingeteilt wird. Diese beiden letzteren sind eine Art Kavallerie, welche die neugebildeten Distrikte nach allen Richtungen hin durchstreifen.

Die Vertreter der verschiedenen Regierungsdepartements haben ihren Sitz in Ottawa, und auch die Mitglieder der Bundesregierung halten dort ihre Zusammenkünfte ab. Alles dies macht die Stadt Ottawa, die zur Hauptstadt des Landes erwählt ist, für den Besucher zu einem der interessantesten Orte.

Beinahe jeden Tag machte ich neue und wertvolle Bekanntschaften und wurde mit Männern in Berührung gebracht, die das Geschick ihres Landes lenken. Da das Regierungssystem auf ausgesprochen demokratische Prinzipien gegründet ist, so stehen allen Männern alle Laufbahnen offen, und man findet nicht selten, daß die Söhne einfacher Eltern die höchsten Stellen erlangen. Viele

von den Distriktsgouverneuren und Staatsministern haben ihre öffentliche Laufbahn in sehr bescheidener Weise begonnen, und beinahe alle sind Schritt für Schritt emporgestiegen, bis sie die höchste Sprosse der Leiter erreicht hatten.

Die zwei reichsten Bürger, Lord Strathcona und Lord Mount-Stephen, deren Vermögen mehrere Millionen Dollar betragen, sind als einfache Arbeiter herübergekommen. Beide sind von schottischer Herkunft, und beide verdanken ihren Erfolg hauptsächlich angestrengter Arbeit und Ausdauer. Beide haben ihre kolossalen Vermögen mit der „Canadian Pacific Railway" erworben. Mit dem Wachsen der Bevölkerung machte die Eisenbahn Fortschritte, und das Land zu beiden Seiten der ihnen ursprünglich zugewiesenen Linie stieg infolgedessen im Wert und wurde mit großem Gewinn verkauft. Der Stille und der Atlantische Ozean werden jetzt durch diese gigantische Eisenbahnlinie verbunden, während derselben Gesellschaft gehörige Schiffe beide Ozeane durchkreuzen. Die wirtschaftliche — ich möchte sagen, die zivilisatorische — Bedeutung dieses Unternehmens ist außerordentlich. Die soziale Stellung der Urheber dieses Planes, die das große Werk auf seinen gegenwärtigen hohen Stand gebracht haben, ist dementsprechend gestiegen, und ihr Leben und ihre Laufbahn sind schlagende Beispiele dafür, was menschliche Energie zu vollbringen vermag.

Aber auch abgesehen von solchen außerordentlichen Erfolgen führt alle Tätigkeit in Kanada zu erfreulichen Ergebnissen. Mögen wir uns nun auf dem Gebiet des Handels, auf dem der Landwirtschaft oder auf dem politischen Gebiet umsehen, alle Berufsarten gewähren denen, die ihre Arbeit mit Energie betreiben, vollauf Befriedigung, und es bieten sich in jedem Industriezweig außerordentlich günstige Gelegenheiten zur Betätigung. Es ist erstaunlich zu sehen, wie viele Familien es hier gibt, die sich ein Vermögen gemacht haben und die jetzt nicht nur in behaglichem Wohlstand, sondern geradezu in Luxus leben, im vollen Genuß aller Vorteile, welche die moderne Kultur bietet. Und wenn auch die herrschaftlichen Privatgebäude in Ottawa und vielleicht noch mehr in Montreal oder andern kanadischen Städten nicht durch äußere Pracht ins Auge fallen, so macht doch der Komfort im Innern entschieden einen starken Eindruck. Solcher Häuser gibt es eine große Zahl. Ueberdies wird jeder Fremde, der durch die Straßen einer kanadischen Stadt geht, zugeben müssen, daß Armut in diesem Lande nicht vorhanden ist. Jedermann, der seinen eignen Lebensberuf hat, findet darin sein gutes Auskommen. Wir können noch hinzufügen, daß die sog. wohlhabende Klasse in jeder kanadischen Stadt reichlich vertreten ist.

In Rideau Hall wurde ich der Elite der Gesellschaft von Ottawa vorgestellt, Leuten von verschiedenem Gepräge, aber von gleicher sozialer Stellung. Wenn ich gefragt würde: „Welchen Eindruck haben Sie von der kanadischen Gesellschaft bekommen?" so würde ich — um von nebensächlichen Eigentümlichkeiten abzusehen — antworten, daß die kanadische Gesellschaft mir in allem Wesentlichen ein Sprößling ihres Vaters, Albions, zu sein scheint. Die Ungezwungenheit und Einfachheit, mit der diese Menschen andre Leute bei sich empfangen, sind ebenso wie ihr häusliches Leben durch dieselbe Zuvorkommenheit und weitherzige Gastfreundschaft

charakterisiert, die den Reiz des englischen gesellschaftlichen Lebens bilden. Sie haben die großen Ueberlieferungen des Mutterlandes beibehalten oder vielmehr sich gewissenhaft zu eigen gemacht.

Während meines Besuches hatte ich das Glück, verschiedenen Empfängen beizuwohnen, die den Mitgliedern der beiden Kammern gegeben wurden. Unter den Gästen waren mehrere, deren Namen einen Weltruf haben.

Es war eine unvergleichliche Gelegenheit, die Bekanntschaft von Leuten zu machen, die nicht nur hohe Stellungen einnehmen, sondern auch bis zu einem gewissen Grade die Fundatoren ihres Landes sind. Die Unterhaltung mit jedem von ihnen ist stets höchst lehrreich, und ein aufmerksamer Zuhörer kann sich so in kurzer Zeit eine richtigere und tiefere Kenntnis der Verhältnisse des Landes aneignen, als selbst das größte Maß von Lektüre zu verschaffen vermöchte. Je verschiedenartiger ihre Ansichten sind, um so besser ist man imstande, allgemeine Schlüsse zu ziehen.

Der Premierminister Sir Wilfrid Laurier ist ein Mann von stark in die Augen fallendem Aeußern. Schlank, groß und glatt rasiert, ist er der Typus eines Staatsmanns und Diplomaten der alten Schule. In seinem Gesichtsausdruck gibt sich große geistige Kraft kund, und seine gelassene Zurückhaltung, die an Wesenskälte streift, läßt ihn nur selten seine Gedanken und Gefühle verraten.

Seine vornehme äußere Erscheinung wird noch gehoben durch den großen Reiz und die Liebenswürdigkeit seiner Umgangsformen. Kein Wunder, daß die Gesellschaft des Ministerpräsidenten sehr gesucht ist und daß, wenn er irgendeine der Hauptstädte Europas in seiner offiziellen Eigenschaft als Vertreter seines Landes besucht, er überall, wo er erscheint, willkommen geheißen wird und einen ehrenvollen Empfang findet. Die politische Richtung seines Kabinetts bleibt unverändert, und selbstverständlich hat sie ihre Anhänger und ihre Gegner. Aber über seine persönlichen Verdienste, seine Fähigkeiten und seine Geschicklichkeit in der Behandlung der verwickeltsten Fragen gibt es nur eine Meinung.

Die Laufbahn Sir Wilfrid Lauriers, der Fleiß und die Strebsamkeit, die er schon in jungen Jahren an den Tag legte, die Tatkraft, die er im späteren Leben fortgesetzt bekundete, bis er die höchste Stellung im Land erreichte, beweisen zur Genüge, wie wohlverdient der Erfolg ist, der seine Bestrebungen krönt. In einem neuen Land, wie Kanada, müssen sich die meisten Männer ihren Lebensweg selber bahnen, und wenn sie tüchtig und begabt sind, kann es nicht ausbleiben, daß sie Hervorragendes leisten. Wir fühlen ihre Ueberlegenheit, so oft wir mit ihnen in Berührung kommen.

Im Laufe meines Aufenthaltes sprach ich mit den meisten hervorragenden Persönlichkeiten der Stadt, und von jeder lernte ich etwas Neues. Sie alle sind bis zu einem gewissen Grad Spezialisten, insofern als sie ihr Leben irgendeiner Sache gewidmet haben, die gründlich zu verstehen und zu entwickeln sie zu ihrem Beruf machen. Es ist diese ernste Auffassung von der Arbeit im allgemeinen, welche die Wurzel alles sozialen Erfolges ist.

Ein weiterer interessanter Zug dieser „at homes“ in Rideau Hall sind die vielen verschiedenen Elemente, denen man hier als sozial Gleichgestellten begegnet. Es waren Generäle, Künstler, Literaten und Kaufleute dort. Ich hatte das Vergnügen, unter vielen andern zwei europäischen Berühmtheiten vorgestellt zu werden, dem Schriftsteller Rider Haggard und dem General Booth Tucker von der Heilsarmee. Beide warben, besonders unter den Arbeitslosen in den großen Städten, Leute zur Auswanderung nach den unbewohnten Gegenden des Landes, um dort neue Ansiedlungen zu gründen. Beide Männer sprachen warm und beredt für ihre Sache.

Viele verschiedene Ansichten und Meinungen wurden hier ausgesprochen, alle in ihrer Weise interessant, da sie die Bestrebungen der Nation kennzeichneten, und für mich von besonderem Wert, weil ich so in den Stand gesetzt wurde, mir ein wirklich richtiges Urteil über das geistige und moralische Niveau des Landes zu bilden. Ob ich mit dem Manne, mit dem ich gerade sprach, gleicher Meinung war oder nicht, immer machte mir sein Ernst bei der Sache, sein starker Wunsch, das zu erreichen, was ihm der Mühe wert erschien, einen tiefen Eindruck. Wir müssen uns dabei vor Augen halten, daß bei einem jeden von ihnen die persönlichen Interessen dem Wohl der Allgemeinheit untergeordnet sind. Sie sind große Patrioten, diese Kanadier; in ihrem Stolz auf ihr Land erachten sie kein Opfer als zu groß, wenn es für die Entwicklung und die eventuelle Wohlfahrt der Nation gilt. Ihre Loyalität ist nicht auf Ueberlieferung oder die Erinnerung an vergangene Größe begründet, sondern auf die aufrichtige Ueberzeugung, daß sie einen Teil des größten und liberalsten Reiches bilden, das die Welt jemals gesehen hat.

*

Das erzbischöfliche Palais, das an die gotische Kathedrale stößt, ist ebenfalls im Spitzbogenstil erbaut. Es ist ein behagliches, sympathisches und bescheiden aussehendes Gebäude. Der Erzbischof ist ein Ordensmann, wie auch seine Vikare und Sekretäre es sind, und beim Eintritt in das Palais war mein erster Eindruck der herben Ernstes. Ich meine damit nicht Kälte oder Strenge im gewöhnlichen Sinne, denn das Haus spiegelt den Geist freundlichen Bewillkommnens und christlicher Nächstenliebe wieder. Seine Gnaden ist der rechte Mann für die Stellung, die zugleich eine mönchische und eine erzbischöfliche ist. Er vereinigt in bemerkenswerter Weise die Einfachheit des Mönches und die Würde des Oberhauptes der Diözese. Er ist in hervorragendem Maße ein Mann der Tat und kennt sein Wirkungsfeld genau. Mit den verschiedensten Aufgaben beschäftigt, steht er mit allen Mitgliedern seiner Gemeinde in allen Klassen der Gesellschaft in enger Verbindung. Aus allen Gegenden kommen Leute an seine Türe, die Rat oder Trost suchen, und alle ohne Ausnahme nahen sich ihm mit Vertrauen.

Es war das erstemal, daß ich mit diesem im besten Sinne des Wortes großherzigen Demokraten in Berührung kam. Seitdem habe ich auf meinen zahlreichen Reisen in das Innere des Landes ihn sogar noch mehr schätzen ge-

lernt. Erzbischöfe und Bischöfe, die beinahe alle Ordensmänner sind, bleiben bis zu einem gewissen Grade die älteren Brüder ihres Klerus, und es ist ihr Streben, diesen idealen Zustand der Brüderlichkeit aufrechtzuerhalten.

Von den verschiedenen religiösen Orden, die in Kanada das Evangelium predigen, sind die Sulpizianer die ältesten. Sie ließen sich im Jahre 1657 in Montreal nieder und sind jetzt im Besitz der Hauptseminarien, in denen beinahe dreihundert Priester ihre Erziehung erhalten. Die größten Anstalten sind in Montreal und in Quebec und blühende Universitäten stehen ebenfalls unter der Oberaufsicht dieses Ordens. Die Dominikaner haben Anstalten in Montreal, Ottawa und St. Hyacinthe. Die Franziskaner besitzen Niederlassungen in Montreal und Quebec. Die Brüder des heiligen Vinzenz haben zahlreiche Erziehungshäuser, ebenso wie die Brüder Mariä. Die Maristen sind über das ganze Land hin verstreut, wie auch die Oblaten. Die Eudisten, die Bruderschaften des heiligen Gabriel und von Ploërmel haben gleichfalls Stiftungen. Die Väter der Gesellschaft Jesu haben prächtige Häuser in Montreal und St. Boniface und mehrere Missionsstationen im höchsten Norden unter den Eskimos erbaut. Die Benediktiner erwerben nach und nach viel Land, wo sie zahlreiche Kolonien gründen. Die Basilianer haben sich in der Diözese von Toronto niedergelassen und zählen sogar den Erzbischof zu den Ihrigen. Der größere Teil dieser Orden sind Franzosen; sie sind entweder direkt von Frankreich oder von Ostkanada gekommen. Da die Auswandererbewegung sich von Osten nach Westen ausbreitet, so wird die Bevölkerung um so dünner, je weiter man nach Westen vordringt. Die Franzosen haben in der Tat nur in der Provinz Quebec eine absolute Mehrheit, so daß, während Kanada noch vor einem Jahrhundert als eine französische Kolonie galt, das angelsächsische Element jetzt von Tag zu Tag mehr die Oberhand gewinnt. In den neuen Provinzen im Nordwesten wird nur Englisch gesprochen, und von den 600000 Auswanderern, die über das ungeheure Gebiet verstreut sind, sind nur 50000 französischer Abstammung. Die übrigen, die aus verschiedenen Ländern kommen, lernen sehr bald nach ihrer Ankunft die englische Sprache reden.

Die Gesamtzahl der Franzosen in dem ganzen Gebiet der „Dominion" beträgt ungefähr 2 Millionen auf eine Bevölkerung von 6 Millionen. Die katholische Religion nimmt mit einer Gesamtzahl von 2200000 Anhängern die erste Stelle ein. Die Methodisten, die Hauptgruppe unter den protestantischen Religionsgenossenschaften, zählen ungefähr 1 Million.

Im Rekreationssaal des erzbischöflichen Palais, wohin wir nach klösterlichem Brauch uns nach dem Essen begaben, erzählten mir die in Ottawa ansässigen Väter sowie auch die Besucher viele interessante Details über die Kirche in Kanada. Sie ist vollkommen frei und selbständig. Mit Ausnahme der Provinz Quebec, wo die katholische Kirche anerkannte Rechte in dieser Hinsicht hat, sind weder Zehnte noch Kirchensteuern bekannt. Offenbar deshalb ist, wie in den Vereinigten Staaten, die Grundlage der Organisation die, daß jede Pfarrei von den freiwilligen Beiträgen ihrer eignen Mitglieder abhängt. Und zu ihrer Ehre

muß es gesagt werden, daß die Gemeindemitglieder sowohl in den alten Provinzen wie in den neugeschaffenen Distrikten sehr freigebig sind. Es ist kein einziger Fall zu verzeichnen, in dem die erforderlichen Ausgaben nicht vollständig gedeckt worden wären. Ich habe nie irgendeine ernste Klage in dieser Hinsicht gehört, auch werden die Gaben nicht auf das unbedingt Notwendige beschränkt. Freudig tragen alle dazu bei, die Kosten für solche Verbesserungen und Erneuerungsarbeiten, die zum Wohle der Allgemeinheit ratsam erscheinen können, zu decken.

Seit meiner Rückkehr bin ich oft gefragt worden: „Wie kann eine Kirche ohne Subsidien bestehen?" Und meine Antwort ist, daß eine solche nicht nur besteht, sondern sogar besser gedeiht als in manchen Ländern, in denen ihr Budget sehr hoch ist.

Die Erzählungen von einigen Priestern, die ich befragte, waren höchst instruktiv. Im wesentlichen lauteten ihre Berichte alle gleich. „Hier," d. h. in dem neuen Lande, so erzählten sie, „sind die Bischöfe nicht die reichen Prälaten, die sie in Europa so oft waren, wo die Stellung des ‚hohen Klerus' noch unlängst fast dieselbe war, wie sie im achtzehnten Jahrhundert gewesen ist, mit all ihrem veralteten Pomp und ihren konventionellen Formen, die ansehnliche Ausgaben zum Schaden des kirchlichen Wirkens mit sich bringen. In diesem Lande," so versicherten mir meine Amtsbrüder, „ist das ganz anders. Und wenn zufällig das erzbischöfliche Palais zu klösterlich bescheiden in seiner Einfachheit erscheint, so besitzen die Anstalten zur Ausbildung der Geistlichkeit alle die hygienischen und andern modernen Einrichtungen, die einem Hause dieser Art geziemen. In der Regel befinden sich bei den Seminarien große Gärten, so daß die Erholungsstunden mit gesunden körperlichen Uebungen zugebracht werden können. Die Gebäude sind ausnahmslos in großem Maßstab angelegt und die Zimmer sind hoch, gut ventiliert und gut erleuchtet. Es sind Turnhallen, Badezimmer und Schwimmbäder vorhanden, kurz, alles was dazu dienen kann, die Gesundheit sowohl des Geistes wie des Körpers zu fördern."

Jedem, der eine Mustererziehungsanstalt zu sehen wünscht, würde ich warm empfehlen, das große Seminar von Yonkers in New York zu besuchen. Es ist ein wahrhaftes Palais, das sich über einem bewaldeten Abhang erhebt und von einem großen Park umgeben ist. Abgesehen von seinem hohen Wert als Erziehungsinstitut, ist es bemerkenswert wegen seiner reizenden Lage und keiner, der es sieht, wird sich dem tiefen Eindruck entziehen können, den die Schönheit des Platzes macht. Augenscheinlich wird in der Neuen Welt nichts für wichtiger gehalten, als daß das kommende Geschlecht reichlich mit allem, was für seine Entwicklung notwendig ist, versorgt werde.

Mögen die kanadischen Anstalten auch immerhin nicht so imposant aussehen wie diejenigen der Vereinigten Staaten, so sind sie doch außerordentlich gut eingerichtet, besonders in der Erzdiözese von Toronto und an den Küsten des Pazifik. Diese priesterlichen Wohnungen haben zwei wirklich interessante Merkmale. Erstens unterscheiden sie sich sehr wenig von der bischöflichen Residenz, eine Tatsache, durch welche die bestehenden engen Beziehungen zwischen Priestern

und Bischöfen deutlich hervorgehoben werden; denn es besteht zwischen ihnen in keiner Weise jenes feudale Verhältnis von Herr und Knecht, wie es in der Zeit der Kirchenfürsten im Mittelalter der Fall war — im Gegenteil, sie leben wie Brüder miteinander, wie in den Zeiten der Apostel.

Die Priester, die von Europa herübergekommen sind, um für die geistlichen Bedürfnisse ihrer ausgewanderten Brüder zu sorgen und die in der Neuen Welt Pfarrgemeinden organisiert haben, haben mir oft gesagt, wie schwer es anfangs für sie war, unter so neuen Verhältnissen tätig zu sein, und welche Mühe es gekostet hat, ihren Pfarrkindern die Notwendigkeit ihrer freien Mitarbeiterschaft an dem Werke der Kirche begreiflich zu machen. Die Gläubigen der Gemeinde, die von Ländern kommen, wo die Geistlichkeit in gesicherten Verhältnissen lebt und wo der Pfarrgeistliche so ziemlich der bestbezahlte Beamte des Gemeindewesens ist, können nicht leicht verstehen, warum hier der Priester genötigt sein sollte, um Beiträge zu betteln. Dieser Gedanke, daß die Kirche der Gemeinde gehört, daß sie das persönliche Eigentum eines jeden Mitgliedes ist, ihre geistliche Heimat, ist ein Ansporn, wenn auch nur auf eigensüchtiger Grundlage, die Last ihrer Erhaltung auf sich zu nehmen. Er gibt auch einem Geist des Wetteifers Nahrung, denn gar mancher bietet sein Aeußerstes auf, um mehr als sein Nachbar beizusteuern.

Während meines Aufenthaltes wurde ich eingeladen, zwei neue Kirchen in erst jüngst gebildeten Pfarrgemeinden einzuweihen, die eine an den Ufern des Michigansees, die andre in Saskatchewan auf den Prärien. Die erste war für die Fabrikarbeiter in einem der großen Industriezentren bestimmt, während die andre für die Farmerbevölkerung erbaut war, die sich kurz zuvor in der großen Ebene von Saskatun angesiedelt hatte. Die Lebensverhältnisse und Bedürfnisse dieser beiden Gruppen waren durchaus verschieden. Die Fabrikarbeiter — so sagte man mir — waren allen Gefahren und Versuchungen des Lebens in einer großen Stadt ausgesetzt gewesen, während die ackerbautreibende Gemeinde sich noch immer die ursprüngliche Einfachheit ihres Geburtslandes bewahrt hatte. In beiden Fällen bat mich der amtierende Geistliche, an die Mildtätigkeit der Gemeindemitglieder zu appellieren und ihnen eindringlich vorzustellen, daß ihre Beihilfe unbedingt erforderlich sei, wenn sie gläubige Christen zu bleiben wünschten.

Der große Vorteil der Stellung der Kirche in Kanada liegt in den innigen Beziehungen, die dadurch zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde geschaffen werden. Durch die Schulen wird dieses enge Band geschlungen und erhalten, deshalb sind alle auf die Erziehung bezüglichen Fragen von höchster Bedeutung. Jede Pfarrgemeinde hat ihre Schule und die größten Ausgaben werden für Unterrichtszwecke gemacht. Die Kinder, die in diesen Anstalten aufgewachsen und erzogen worden sind, behalten ihre Schulzeit in dankbarer Erinnerung und tragen willig ihren Teil zum Unterhalt dieser Anstalten bei. Wenn sie dann ihrerseits Familienoberhäupter geworden sind, hegen sie natürlich den Wunsch, daß ihre Kinder dieselben geistigen und moralischen Vorteile genießen und denselben gediegenen und einfachen Unterricht erhalten möchten, den sie selbst in der

Pfarrschule zu erhalten das Glück gehabt haben. Das Volk ist sich — besonders in den neugeschaffenen Bezirken und den anwachsenden Städten — der großen Gefahr bewußt, der seine Kinder ausgesetzt sind, wenn sie ohne feste religiöse Grundsätze ins Leben hinausgeschickt werden. Sie wissen, daß in einem neuen Lande, wo es keine Traditionen gibt, ein moralischer Schutz sogar noch notwendiger ist, um die niedrigen Leidenschaften im Zaume zu halten und den Geist auf ein höheres Ideal hinzuführen.

*

Mein dritter Besuch in Ottawa galt der Apostolischen Legation. Sie befindet sich in einem sympathischen Gebäude, einer Villa, die auf einem Hügel im öffentlichen Park der Stadt erbaut ist. Aeußerlich besitzt sie nichts von der Feierlichkeit der alten Nunziaturen. Sie ist weder imposant noch luxuriös, sie ist tatsächlich ein ganz gewöhnliches Wohnhaus wie die Mehrzahl der Häuser in diesem Stadtteil. Aber wenn sie auch des eindrucksvollen Aeußeren der alten diplomatischen Residenzen ermangelt, so sind wir dafür überrascht von ihrem heiteren, sonnigen Aussehen. Und wenn die Türe sich aufgetan hat, so wird der neue Ankömmling mit liebenswürdigster Gastfreundschaft empfangen.

Ich war während der Tage, die ich in Ottawa verbrachte, vollauf in Anspruch genommen; ich hielt Vorträge und Vorlesungen, sammelte Informationen und Stoff für meine Studien.

Von all den vielen Gebäuden und Anstalten, die ich während meines Aufenthaltes in Ottawa besucht habe, haben die Schulen mir den tiefsten Eindruck hinterlassen. Die praktische, ernste und zu gleicher Zeit religiöse Art und Weise des Unterrichts, welcher der heranwachsenden Generation erteilt wird, spricht mein innerstes Gefühl im höchsten Grade an. Es ist eine sehr passende Vorbereitung, die Jugend für den Kampf des Lebens, für die Anforderungen der Welt auszurüsten, ohne den höheren Beruf der Menschheit aus dem Auge zu verlieren.

Als ich von meinem Gastfreund Abschied nahm, schüttelte er mir nach amerikanischer Art die Hand und sagte: „Nun, was denken Sie von der Hauptstadt Kanadas?“ Ich faßte meine Antwort in folgende paar Worte zusammen:

„Ich freue mich, zu finden, daß hier in der Schule wie in der Kirche, von Lehrern und Schülern, Priestern und Laien das schöne Wort des heiligen Benedikt so vollkommen betätigt wie gepredigt wird: ‚Ora et labora!‘“

Die Kunst der Rechtspflege und die Universitäten[1]

Von

Förtsch, Senatspräsident am Reichsgericht

Die Rechtspflege ist eine Kunst; in diesem Sinne ist richtig und zu verstehen, was Ulpian mit den Worten sagt: Jus est ars boni et aequi, zu übersetzen mit: Die Rechtspflege ist die Kunst, das, was recht und billig ist, zur Geltung zu bringen. Die Ausübung dieser Kunst fällt heute nicht mehr den Lehrern der Rechtswissenschaft zu, sie ist ausschließlich den Praktikern vorbehalten und liegt in den Händen der Richter, der Anwälte, der Staatsanwälte und der Notare.

Ohne Zweifel ist nicht jede Betätigung der Rechtspflege Ausübung jener Kunst. Ohne Fertigkeit zwar keine Kunst, aber Fertigkeit ist noch keine Kunst; das gilt auch für die der Rechtspflege, die, wie jede andre, von dem Künstler eine ideale Hingabe erfordert. Wo wird diese Kunst zurzeit gelehrt? Wird sie überhaupt gelehrt?

Niemand wird verlangen, daß auf unsern Hochschulen der technische Geschäftsbetrieb der Gerichte und der erwähnten Amtsstuben gelehrt werde. Dieser Teil der Praxis muß ohne Zweifel dem Vorbereitungsdienste überlassen werden; eine andre Frage aber ist, ob nicht die Kunst der Rechtspflege, d. h das, was der idealen Seite der genannten Berufe angehört, schon auf den Universitäten der Jugend durch Vorlesungen zu Gemüte geführt werden sollte. Daß dies auf unsern Hochschulen zurzeit nicht geschieht, darf als Tatsache gelten; die üblichen Vorlesungen haben nur die Rechtswissenschaft zum Gegenstande. Von der Kunst der Rechtspflege erfährt der junge Mann auf der Hochschule im Zusammenhange jedenfalls gar nichts, wenn auch die neuerdings eingeführten Seminarien bisweilen dazu führen mögen, diese Seite des Rechtslebens zu berühren. Oder will man behaupten, daß die geschichtlichen, philosophischen, exegetischen Vorlesungen juristischen Inhalts, welche auf deutschen Universitäten herkömmlich gehalten werden, zugleich die Grundregeln der juristischen Kunst für Richter, Anwälte und Notare entwickeln und offenbaren? Das ist meines Erachtens unbedingt zu bestreiten, und es will mir scheinen, daß diese Tatsache einen schweren Mangel bildet in der Vorbildung für die erwähnten Berufe, denen die Pflege des Rechts zufällt.

Ich höre den Einwand: Wer die Rechtswissenschaft studiert hat, sich namentlich ihr mit idealem Sinn zugewendet hat, der wird sie nach durchlaufenem Vorbereitungsdienst als Richter, Anwalt, Notar auch einfach anwenden können und auch zutreffende Urteile fällen, begründete Anträge stellen, zweckmäßige und gültige Urkunden aufnehmen. Wäre dieser Einwand zutreffend, so würde meines

---

[1] Aus einem Vortrag, gehalten in der Juristischen Gesellschaft in Leipzig.

Erachtens zugleich dargetan sein, daß es eine Kunst, das Recht zu pflegen, überhaupt nicht gibt. Daß das Gegenteil richtig ist, lehrt die tägliche Erfahrung. Mitteilungen über kriminelle und zivile Rechtsfälle füllen unausgesetzt die Tagesblätter; an ihre mehr oder minder umfangreichen Berichte schließen sich Kritiken über das Verhalten des Gerichtsvorsitzenden, des Staatsanwalts und der Anwälte, schließt sich auch eine Nachprüfung des Urteils nach Inhalt und Form. Diese Berichte und diese Kritiken, welche die Betroffenen hinnehmen müssen, mögen sie zutreffend sein oder, was recht häufig der Fall, auf mangelnder Kenntnis der Gesetze, unrichtiger Auffassung oder blinder Parteinahme oder gar Bosheit beruhen, pflegen in gewisser Beziehung immer lehrreich zu sein, sie geben jedenfalls recht oft zu gerechten Zweifeln Veranlassung, ob zur Ausübung der Rechts*pflege* schon ein jeder befähigt ist, der Rechts*wissenschaft* studiert hat oder sich einer gesunden Urteilskraft und redlichen Willens erfreut, und begründen die Ueberzeugung, daß wir es hier vielmehr mit einer Kunst zu tun haben, die, wie jede Kunst, einerseits geübt sein will, so daß erst Uebung den Meister macht, anderseits von dem sie Ausübenden nicht nur ideale Hingabe, sondern auch die Beobachtung der für sie bestehenden ästhetischen und ethischen Regeln erfordert; sie weisen also mindestens darauf hin, daß neben der juristischen *Kunst* auch ein juristisches *Banausentum* steht.

Betrachten wir in erster Linie die Tätigkeit des *Richters*. Sie besteht zunächst — wenigstens nach der landläufigen Auffassung — wesentlich in einer Verstandesoperation: Anwendung des zutreffenden Gesetzes, das er kennen muß, auf die gegebenen Tatsachen. Liegen diese Tatsachen in unbestrittener Weise vor, so wird die Auffindung der anzuwendenden Rechtssätze durch eine rechts*wissenschaftliche* Vorbildung allerdings in gewissem Maße sichergestellt; aber in den seltensten Fällen wird ja das tatsächliche Material dem Richter als ein unstreitiges, klares unterbreitet; regelmäßig erwächst ihm vielmehr die Aufgabe, aus den sich widersprechenden Behauptungen der Streitenden das Wesentliche, worauf es ankommt, herauszuschälen und dieses durch Beweisaufnahme zu ermitteln.

Für den Zivilrichter wird diese Aufgabe in den §§ 286, 287 ZPO. behandelt. Die rechts*wissenschaftliche* Ausbildung allein reicht nicht hin, dem Richter die Erfüllung dieser Aufgabe zu ermöglichen; nur durch Erfahrung und Uebung wird derjenige Grad der Gewandtheit erreicht, der den Richter in den Stand setzt, das Wesentliche aus dem Parteivorbringen alsbald herauszufinden und unnötige Beweiserhebungen zu vermeiden. Nur in beschränktem Maße — das erkenne ich an — kann theoretische Belehrung auf der Hochschule in dieser Beziehung von Wirksamkeit sein; eine gänzliche Wirkungslosigkeit vermag ich nicht anzunehmen; als Beispiel will ich nur hervorheben die Anwendung des § 287 ZPO., der bei Schädenprozessen hinsichtlich der Höhe des Schadens und des zu ersetzenden Interesses sowie hinsichtlich der Beweiserhebung dem Richter freiestes Ermessen einräumt. Die deutschen Richter gewöhnen sich nur sehr schwer an diese Machtbefugnis. Noch immer werden, um den Betrag eines Schadens zu ermitteln, die weitläufigsten, kostspieligsten Beweiserhebungen vorgenommen und

Ansprüche auf Schadenersatz wegen ungenügenden Beweises oder Schwierigkeit der Beweisführung abgewiesen, obwohl das Gericht, wenn es freies Ermessen hätte walten lassen, unter Ersparung von Kosten und Zeit den Schaden und Ersatz ohne Beweisaufnahme hätte ermessen können. Nicht eindringlich genug könnte und sollte meines Erachtens der Rechtslehrer seinen jugendlichen Hörern gerade die Durchdringung dieser Vorschrift als höchst wichtiges Element der juristischen Kunst an das Herz legen.

Auch die Ermittlung der streitigen Tatsachen, die Beweisaufnahme durch Zeugen, Sachverständige, Augenscheinseinnahme ist eine Kunst, die gelernt und geübt sein will. Vorsitzende und delegierte Richter lassen nicht selten erkennen, daß sie von dieser Kunst nicht viel verstehen. Sollte es nicht von segensreicher Wirkung sein, wenn schon auf der Universität der junge Mann darauf aufmerksam gemacht würde, daß er, um jene Aufgabe zu erfüllen, vor allen Dingen selbst über das, worauf es ankommt, gründlich unterrichtet sein müsse, und daß es Zeichen eines bedauerlichen Banausentums sei, wenn der ersuchte Richter seinen Auftrag einfach dadurch erledigt, daß er dem Zeugen die Frage vorlegt, die sich aus dem Beweisbeschlusse ergibt? Ich berühre hier einen sehr wunden Punkt unsrer Praxis. Aber auch auf die Fassung der Protokolle würde sich die Belehrung zu erstrecken haben, ohne dem Vorwurf ausgesetzt zu sein, daß sie hiermit in das Gebiet der Routine übergreife. Wie oft findet man zum Bespiel in den protokollierten Aussagen der Zeugen Ausdrücke, die der Zeuge nach seinem Bildungsstande gar nicht gebraucht haben kann, die also gewissermaßen eine Uebersetzung darstellen, ein Verfahren, das unter Umständen zu bedenklichen Mißverständnissen führen kann, namentlich wenn es sich um Fremdwörter handelt. Eine nicht geringe Bedeutung möchte ich auch einer Belehrung über den Inhalt der Parteieneide beilegen, über welchen Punkt der § 445 ZPO. nur im allgemeinen Anleitung gibt. Würde schon auf der Hochschule den Studierenden recht eindringlich zu Gemüte geführt, daß der Inhalt des Eides sich auf das Wesentliche beschränken muß, um nicht durch unwesentlichen Inhalt dem Schwurpflichtigen die Leistung unmöglich zu machen oder zu erschweren und strafrechtliche Weiterungen zu verhüten, so könnte es nicht vorkommen, wie es in einem kleinstaatlichen Bezirke recht oft geschieht, daß die Anwälte seitenlange Eideszuschiebungen machen, während der erhebliche Kern ein recht einfacher ist und auf wenige Zeilen zu beschränken wäre, und daß die Gerichte hierauf eingehen. Den Universitäten würde hier zugleich die dankenswerte Aufgabe zufallen, gewisse Nachteile unsrer staatlichen Zersplitterung zu beseitigen.

Wir gehen zu einer andern Seite der richterlichen Tätigkeit über, zu dem Verhalten des Vorsitzenden und der Beisitzer in den Gerichtsverhandlungen, mögen diese öffentliche sein oder nicht. Was zunächst die Beisitzer betrifft, so versteht sich freilich deren Pflicht, der Verhandlung ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zu schenken, von selbst, aber ich frage, sollte es nicht sehr heilsam und zweckmäßig sein, wenn schon auf der Hochschule der Rechtsbeflissene darauf hingewiesen wird,

daß die Würde des Gerichts auch die äußere Betätigung solcher Aufmerksamkeit erfordert, also die Beschäftigung mit andern Dingen verbietet?

Die Kunst des Vorsitzes ist eine besonders schwierige; sie erfordert Beherrschung der Sache, Umsicht und Ruhe, aber auch Energie und vor allen Dingen Unbefangenheit. Charaktereigenschaften spielen hier eine große Rolle; um so mehr ist Uebung, die Selbstbeherrschung gewährt, vonnöten. Aber auch hierauf wird der junge Mann schon auf der Hochschule mit Vorteil hingewiesen werden können. Der Lehrer kann natürlich die Uebung nicht geben, er mag in seinen Vorträgen hauptsächlich die ideale Seite der richterlichen Aufgabe ins Auge fassen, wird aber doch auch manchen praktischen Wink geben können, der sich in dem Gemüte des jugendlichen Hörers festsetzt und ihm später zur Richtschnur dient. Es läßt sich doch gar nicht leugnen, daß in den zahlreichen Sensationsprozessen — wozu übrigens mancher erst künstlich gemacht wird —, welche die Tagespresse aus allen Teilen des Reichs zusammenträgt, das Verhalten des Vorsitzenden vielfach auch bei denen, die gewohnt sind, solche Berichterstattungen mit Vorsicht aufzunehmen, mindestens ein Kopfschütteln hervorzubringen geeignet war. Hier ein Vorsitzender, der mit seiner persönlichen Ansicht vorzeitig und unvorsichtig hervortritt, überflüssige Reden hält, sich mit dem Verteidiger auf lange Gespräche einläßt, statt einfach auf die gestellten Anträge Beschlußfassung ergehen zu lassen; dort ein andrer, der seinem vielleicht gerechten Aerger über das Benehmen des Verteidigers in nicht zu billigender Weise Ausdruck gibt; dort ein dritter, der sich berufen fühlt, den Wahrspruch der Geschworenen zu kritisieren.

Ein besonderer Zweig der Rechtspflege ist die Tätigkeit des Untersuchungsrichters, wichtig genug, um, wie es zum Beispiel in Frankreich geschehen, jetzt auch in zwei Bänden von dem Prager Professor Groß, den Gegenstand einer besonderen Literatur zu bilden. Mir ist nicht bekannt, wie die Lehrer des Strafprozesses nach Einführung der Deutschen Strafprozeßordnung diese Materie behandeln; in meiner Jugendzeit wurde, soviel ich mich erinnere, über die Aufgabe des Untersuchungsrichters überhaupt nicht gesprochen und ebensowenig natürlich über die Kunst, ein guter Untersuchungsrichter zu sein. Und doch läßt sich über beides soviel sagen, und es erscheint mir dringend erforderlich, daß schon dem Studierenden vor die Seele geführt wird, nicht bloß welche Befugnisse und Aufgaben der Untersuchungsrichter nach der Strafprozeßordnung hat, sondern auch wie ein idealer Untersuchungsrichter seinen Beruf auszuüben hat, wie er die schwierige Aufgabe lösen soll, sich niemals als Polizeikommissar, sondern stets als Richter zu fühlen, von welchen Grundsätzen er sich namentlich bei der Entscheidung über die Untersuchungshaft leiten lassen soll. Die Behandlung der idealen Seite wird auch hier notwendigerweise zur Betonung gewisser praktischer Dinge führen, die nicht bloß mit der Routine zu tun haben, sondern zu Herz und Gemüt des Mannes sprechen; ich denke hierbei namentlich an die Behandlung der Angeschuldigten und insbesondere der Untersuchungsgefangenen, und erinnere an die jüngst vorgekommene gedankenlose Be-

nutzung eines Formulars, das die Vorführung in Ketten zur Folge hatte in einem Falle, wo sie dem Betroffenen als brutale Grausamkeit erscheinen mußte. Auch die Aufnahme gerichtlicher Ortsbesichtigungsprotokolle sollte meines Erachtens den Gegenstand der Belehrung bilden; ein französisches Handbuch beschäftigt sich damit eingehend und fügt Beispiele und Musterpläne bei. Die Sache ist nicht so einfach, wie sie scheint, sprachlich und sachlich; sprachlich schon deshalb, weil der Unterricht auf unsern Schulen den Schülern viel zu wenig Gelegenheit gibt, sich in beschreibenden Aufsätzen zu üben. Man stelle nur einem deutschen Primaner, der über das wahre Glück sich ausgeschrieben hat, die Aufgabe, ein Zimmer, ein verletztes Türschloß, ein Dorf und dessen Lage zu beschreiben. Diesen Unterricht kann natürlich der Professor juris nicht nachholen, aber es wird ihm immerhin möglich sein, im allgemeinen auf die hauptsächlich zu beachtenden Punkte hinzuweisen.

Ich kehre zu dem richterlichen Urteile zurück; dasselbe ist nicht lediglich eine Konklusion; in allen Strafsachen und in vielen Zivilsachen liegt ihm ein Ermessen zugrunde, welches darauf gerichtet ist, das aequum et bonum zu finden. Auch die Betätigung dieses Ermessens ist eine Kunst, bei deren Ausübung zwar Herz und Gemüt mitwirken, die aber ebenfalls Uebung erfordert und deshalb Belehrung verträgt.

Um ein gerechtes Urteil fällen zu können, muß der Richter vor allen Dingen unabhängig sein. Man versteht diese Unabhängigkeit meist von einer Selbständigkeit gegenüber Ansinnen der Regierung, wozu ja auch die Justizverwaltung gehört, und die in den Verfassungsurkunden garantierte Unabsetzbarkeit der Richter soll wesentlich zur Sicherung dieser Unabhängigkeit dienen, kann aber erfahrungsgemäß die mangelnde Charakterfestigkeit nicht ersetzen. Auch der Charakter ist aber bildungsfähig, und darum möchte ich Belehrung der Jugend auch in diesem Punkte nicht missen. Viel wichtiger scheint mir die Unabhängigkeit des Richters nach andrer Richtung hin zu sein, ich meine die Unabhängigkeit gegenüber der sog. öffentlichen Meinung, wie sie sich hauptsächlich in der Tagespresse widerspiegelt, sowie gegenüber sonstigen Beeinflussungen, wozu sowohl die eignen Leidenschaften wie politischer und religiöser Fanatismus gehören, aber auch gewisse Neigungen untergeordneter Art zu rechnen sind, wie zum Beispiel der Jägerfanatismus, der nach meinen Erfahrungen den Richter nicht selten von einer ruhigen Beurteilung des Jagdfalles abhält, ferner vermeintliche eigne Sachkunde, Voreingenommenheit durch privates Geschwätz, Zugehörigkeit zu Vereinen u. dgl. Ein Richter, der schon in der Jugend von würdigen Männern darauf hingewiesen ist, daß er bei Beurteilung eines Rechtsfalles nach allen diesen Richtungen hin sorgfältig seine Unbefangenheit prüfe, wird in der Kunst des Richtens sicher einen Vorzug haben.

Auf den Beifall der Tagespresse wird er freilich nicht immer rechnen können, ja er wird oft genug seinen Stolz darin finden dürfen, daß er sich ihres Beifalls nicht zu erfreuen hat. Man denke an die Zeit, da das unbedeutendste Blättchen sich darüber lustig machte, daß viele Gerichte und zuletzt das Reichs-

gericht in ihrer „Weltfremdheit“ die Entziehung elektrischer Kraft nicht als Diebstahl einer Sache ansahen; triumphierend wurde die abweichende Ansicht eines Schöffengerichts mitgeteilt, statt zu erwägen, ob nicht jene Gerichte und das Reichsgericht hier lediglich den heilsamen Grundsatz, daß Strafgesetze nicht ausdehnend zu interpretieren seien, zur Geltung brachten, indem sie es so dem Gesetzgeber überließen, diesen Gegenstand besonders zu regeln, was denn auch, und zwar keineswegs in Anlehnung an den Diebstahl, geschehen ist.

Ein entsetzlicher Vorwurf, der von sozialdemokratischer Seite unsern Gerichten unter dem Gesichtspunkt der Abhängigkeit gemacht wird, tönt uns fortgesetzt in dem Worte „Klassenjustiz“ entgegen. Es ist gewiß der Mühe wert, ernstlich zu untersuchen, was dieser Vorwurf bedeuten soll, und ob und in welchem Sinne er begründet sein möchte. Ich vermag an dieser Stelle auf diese Fragen nicht einzugehen, denke mir aber, daß, wenn jemand es unternähme, der Jugend, welche dem Richteramt zustrebt, einen Vortrag über die Pflichten des Richters und die Kunst des Richtens zu halten, er jene Fragen schwerlich mit Stillschweigen übergehen könnte.

Die Unabhängigkeit des Strafrichters wird nach einer ganz besonderen Richtung nicht selten auf die Probe gestellt. Die Schwurgerichte sind recht häufig geneigt, Freisprechung da eintreten zu lassen, wo für den Berufsrichter ein Zweifel an der Schuld und Strafbarkeit nicht besteht, oder wenigstens erschwerende Umstände zu verneinen, an deren Vorhandensein der Berufsrichter nicht zweifeln würde. Eine Bestrafung kann in Fällen, in denen ein solches Verdikt befürchtet wird, erreicht werden, wenn die Strafkammer die erschwerenden Umstände, welche das Delikt als zur Zuständigkeit der Schwurgerichte gehörig qualifizieren, übersieht, also zum Beispiel fahrlässigen Meineid, fahrlässige Tötung annimmt, obwohl wissentlicher Meineid, Kindesmord vorliegt. Dieses sog. Korrektionalisieren ist in Frankreich feste Institution, wie ich mit eignen Augen in einem Bericht des Justizministers gelesen habe, wird aber auch in Deutschland geübt. Die Strafkammer setzt sich dann aus vermeintlichen Zweckmäßigkeitsgründen über das Gesetz hinweg und begeht denselben Denkfehler, wie er den Geschworenen zum Vorwurf gemacht wird, wenn sie die Schuldfrage verneinen, weil ihnen die drohende Strafe zu hoch erscheint. Das Ansehen der Gerichte kann bei solchem Verfahren bedenklich leiden, denn die Wahrheit läßt sich schwer unterdrücken. Ist schon den jugendlichen Gemütern die Ungehörigkeit solchen Verfahrens mit beredten Worten vorgeführt worden, so werden sie schwerlich künftig als Richter sich auf dasselbe einlassen.

Es bleibt nun noch ein andrer Punkt übrig, der nicht deshalb, weil ich ihn an letzter Stelle behandle, etwa eine nur unwichtige Seite der richterlichen Kunst betrifft. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Das richterliche Urteil ist eine Konklusion, Obersatz ist der Rechtssatz, den man gemeinhin mit „Gesetz“ bezeichnet. In der Tat, unser heutiges objektives Recht ist im wesentlichen gesetzliches Recht, dazu sind wir, im Gegensatz zu England, durch die Rezeption des römischen Rechts gelangt. Das Gesetz ist aber weder immer klar noch immer

vollständig. Der Richter muß es also auslegen und unter Umständen, wenn er sich nicht einer Justizverweigerung schuldig machen will, ergänzen. Daß dem Richter gegenüber dem Gesetze diese zwiefache Aufgabe zufalle, darüber herrschte eigentlich niemals Streit und herrscht auch heute keiner.

Ueber diese Stellung des Richters gegenüber dem unklaren und unvollständigen Gesetze ist in neuerer Zeit viel geschrieben worden. Meist wird diese Frage aber verquickt mit einer Kritik unsrer Gesetzgebung, die als eine scholastische Paragraphensammlung bezeichnet wird; man sagt dann weiter vorwurfsvoll, die deutsche Rechtswissenschaft sei im Grunde und tiefsten Kern historisch-philologisch oder pandektologisch geblieben, und findet endlich, daß die deutschen Richter, namentlich das Reichsgericht (mit seinen Bezugnahmen auf Motive und Schriftstellen), nichts andres als angewandte Scholastik treiben.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier auf diese interessante Frage einzugehen. Darf sie aber in dem Unterricht unsrer jungen Juristen übergangen oder nur oberflächlich behandelt werden? Sie trifft recht eigentlich die richterliche Kunst, berührt Herz und Gemüt, und wenn wir auch vorerst noch nicht Richterkönige — Ueberrichter — züchten können, so sollte doch niemand in die richterliche Laufbahn eintreten, der nicht auch in diese Seite seiner Kunst von bewährten Lehrern eingeweiht ist. Nach unsern derzeitigen Einrichtungen fängt nun einmal — was manche freilich geändert wissen wollen — der junge Jurist nicht mit der Praxis an, er wird rein theoretisch und nur nach der wissenschaftlichen Seite hin vorgebildet, und steht, wenn er in den Vorbereitungsdienst eintritt, diesem zunächst ziemlich hilflos gegenüber, wie Ihering dies sehr spaßhaft geschildert hat und wir alle wohl selbst erlebt haben. Da scheint es doch wohl erforderlich, daß diese theoretische Vorbildung in einer so wichtigen Frage keine Lücke lassen darf. Hieran werden sich dann noch weitere Betrachtungen über Findung und namentlich auch die Abfassung des Urteils zu schließen haben.

Ich komme nun zu dem Beruf und der Kunst der Anwälte. In den Schriften des Rechtsanwalts Fuchs finde ich folgende Stelle:

„Was Schlegel von der Schriftstellerei sagt: sie sei, je nachdem man sie treibe, eine Infamie, eine Tagelöhnerei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Tugend, das gilt auch von der Advokatur."

Treffender und eindringlicher kann auf die Bedeutsamkeit dieses Berufs und die mit der Ausübung desselben verbundenen Schwierigkeiten kaum hingewiesen werden; diese Bedeutsamkeit aber und diese Schwierigkeiten sind es meines Erachtens durchaus wert, in der Hochschulausbildung unsrer jungen Juristen die ihr gebührende Stelle zu finden. Es wird zunächst die Aufgabe des Lehrers sein, den jugendlichen Hörern vor allem zu Gemüte zu führen, daß die Ausübung dieses Berufs nicht von der auri sacra fames beherrscht werden darf, daß der Anwalt vielmehr das Ziel, das bonum et aequum, die Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen, gewissermaßen als Gehilfe des Richters, niemals aus den Augen lassen darf. Es ist neuerdings die Frage lebhaft erörtert, wie sich der Verteidiger bei Beratung seines Klienten zu verhalten hat, wie er seine Ver-

teidigung einzurichten hat, wenn der Angeklagte ihm gegenüber die Tat eingestanden hat oder der Verteidiger wenigstens an die Schuld des Angeklagten glaubt. Darüber sind allerlei Abhandlungen geschrieben worden, und in der Tat behandeln sie Fragen, die des Nachdenkens der Edelsten der Nation wert sind. Die Erörterung dieser Fragen sollte meines Erachtens der Jugend auf den Hochschulen nicht vorenthalten werden, sie sind meines Erachtens von weit größerer Wichtigkeit für die Lernenden und unser ganzes staatliches Leben als scharfsinnige Betrachtungen über Einzelfragen des Zivilrechts. Dasselbe gilt von einer Reihe andrer Fragen, die mit dem Recht selbst nicht unmittelbar in Verbindung stehen, aber doch dem Gebiet der rechtsanwaltschaftlichen Kunst angehören, im praktischen Leben eine große Rolle spielen und für das Ansehen der Justiz, der Rechtspflege von der größten Bedeutung sind. Ich denke zum Beispiel an das Benehmen der Anwälte dem Gericht, insbesondere dem Vorsitzenden der Strafgerichte gegenüber, an die Stellung gegenüber dem Staatsanwalt. Hat der Verteidiger, wie es so oft geltend zu machen versucht wird, in allen Stücken dieselben Befugnisse wie der Staatsanwalt? Ist es schicklich, bei Wahrnehmung der Verteidigung alle Künste der Beredsamkeit spielen zu lassen, selbst in einer Weise, die das Gericht und den Gegner verletzen muß, vielleicht gar darauf berechnet ist, daß der Betroffene — Gericht, Zeuge, Gegner — in gleicher Weise nicht antworten kann? Auch das außerdienstliche Verhältnis zwischen Richter und Anwalt wird von der Betrachtung nicht ausgeschlossen werden dürfen; solange wir Richterkönige noch nicht haben, die allem Vermuten nach eine Art Hofstaat um sich bilden würden, ist ein gesellschaftlicher Verkehr oder wenigstens gesellschaftliche Gleichschätzung jedenfalls recht gut möglich und erstrebenswert. Freilich wird es nicht Sache des Hochschullehrers sein, etwa über den Begriff des Gentleman zu dozieren, immerhin wird er aus den Entscheidungen des Ehrengerichtshofs mancherlei Anregung für Betrachtungen über dieses Thema schöpfen können.

Der Lehrer, welcher dem Jünger des Rechts über die vom Rechtsanwalt zu übende Kunst Vortrag hält, wird auch nicht umhin können, wiederholt und immer wieder darauf hinzuweisen, daß die Verschleppung von Prozessen unter allen Umständen verhütet werden muß. Ich muß betonen, daß auch dieser Punkt seine wichtige ethische Seite hat; nicht Fleiß allein soll betätigt werden, auch das Herz soll bei den beteiligten Parteien sein. In den Akten aus einer Provinz, wo die Prozesse am längsten dauern, habe ich wiederholt Briefe an die Präsidenten gefunden, worin diese händeringend gebeten werden, den Prozeß doch auf irgendeine Weise zu Ende zu bringen, der Vater, die Mutter werde nicht eher wieder gesund, könne vor Aufregung nicht schlafen. Die bei den altpreußischen Gerichten bis zur Einführung der Zivilprozeßordnung herrschende gute Zucht, daß der Anwalt bei Uebernahme eines Mandats vollständige Information aufnahm, also auch den Klienten befragte, wie er im Falle des Bestreitens seine Behauptungen erweisen könne und wolle, ob er insbesondere eventuell den Eid antragen wolle, auf welche Einwendungen man gefaßt sein müsse u. s. w., ist hier und da ver-

loren gegangen. Daß der Hörer des Rechts auf diese Pflicht schon auf der Universität hingewiesen werde, scheint mir höchst wünschenswert, er kann sonst auf Wege kommen, wo er das Richtige niemals hört und nicht lernt. Auch darauf wird der Lehrer hinzuweisen haben, daß die sog. kollegiale Konnivenz nur insoweit eine Tugend ist, als sie ohne Benachteiligung der Interessen der Parteien geübt wird.

Der Beruf des Staatsanwalts, eine Institution, den wir nach französischem Muster übernommen haben und die jetzt wohl als unersetzbare Behörde allgemein betrachtet wird, muß infolge der Vorschriften der Strafprozeßordnung, welche ihn betreffen, notwendig schon jetzt in den Vorlesungen über Strafprozeß eingehender Erörterung unterzogen werden, mehr als dies in gewisser Beziehung hinsichtlich des Berufs des Richters und des Anwalts der Fall ist; ich denke hierbei namentlich an das in § 152 der Strafprozeßordnung zum Ausdruck gekommene sog. Legalitätsprinzip, bei dessen Handhabung sich die Kunst des Staatsanwalts hauptsächlich zu bewähren hat. Auch die Ausübung dieses Berufs unterliegt einer verschiedenartigen Auffassung, und es ist gewiß eine große Kunst, ein guter Staatsanwalt zu sein. Auch hier gibt es Banausen. Die Schwierigkeiten, welche dieser Beruf mit sich bringt, liegen wesentlich darin, daß der Staatsanwalt einerseits alle strafbaren Handlungen verfolgen und unparteiisch, objektiv sein soll, und daß er doch auf der andern Seite im Verfahren selbst in gewissem Sinne in die Rolle einer Partei gedrängt wird, und ferner darin, daß er durch das Legalitätsprinzip zwar gezwungen wird, wegen aller strafbaren Handlungen „einzuschreiten“, aber wieder nach Lage des einzelnen Falles zu ermessen hat, wie weit er dieses „Einschreiten“ treiben will. Es gehört ein außerordentlich großer Takt dazu, dieser Aufgabe gerecht zu werden, ein Takt, der nur durch eine ideale Auffassung des Berufs gewonnen wird. Es gehört ferner ein großer Takt dazu, das Auftreten in den öffentlichen Verhandlungen so zu beherrschen, daß Konflikte mit dem Gericht vermieden werden und der Verteidigung gegenüber die Würde des Amtes nicht leidet. Dieser Takt ist nicht zu verwechseln mit einem äußerlich glatten Benehmen und schlagfertiger Beredsamkeit, er muß seinen Ursprung haben in einer idealen Auffassung des Berufs, die von kleinlicher Freude am Erfolg ebenso weit entfernt sein muß wie von Eitelkeit und Rechthaberei. Sollte nicht über alles dies dem jungen Manne, der vielleicht geneigt ist, in der Ergreifung dieses Berufs nur die Vorstufe zu weiterer Karriere zu erblicken, schon auf der Universität die Wahrheit gesagt und eindrücklich gesagt werden?

An der Kunst der Rechtspflege ist endlich auch beteiligt der Notar und in vielen Bundesstaaten der richterliche Beamte, dem gewisse Notariatsgeschäfte übertragen sind. Daß die Kunst in der Betätigung dieses Amtes sehr verschieden gehandhabt wird, bedarf keiner Auseinandersetzung. In Frankreich sind die Notare tatsächlich zugleich Bankiers, was zum Teil mit der mangelhaften Immobiliargesetzgebung zusammenhängt; sie suchen dabei reichen Gewinn, wie dies eine Zeitlang auch in Elsaß-Lothringen der Fall war, bis zahlreiche Konkurse

von Notaren, die zu den widerwärtigsten Prozessen führten, die Landesregierung zum Einschreiten veranlaßten. Strenge, unbedingte Wahrhaftigkeit bei Beurkundung der Parteierklärungen, Ablehnung jedes auf Simulation gegründeten oder zu betrügerischen Zwecken geeigneten Aktes und sorgfältigste Ausforschung des Willens der Parteien, verbunden mit der Fähigkeit zu sachgemäßem Rat, werden dem gewissenhaften Notar Richtschnur seines Handelns sein. Der gewissenhafte Notar wird sich auch bewußt sein, daß er seiner Pflicht zuwiderhandelt, wenn er den Akt von seinem Gehilfen aufnehmen läßt und seine Mitwirkung auf die Anwesenheit bei der Verlesung beschränkt, wenn er zur Umgehung der Stempelgesetze unrichtige Erklärungen duldet oder künstlich die Ohren verschließt, um nicht zu hören, was er vermutet, und ebensowenig wird der gewissenhafte Notar darauf ausgehen, durch unnütze Paragraphen den Akt zu vergrößern, vielmehr erwägen, daß namentlich bei Kauf- und Mietverträgen neue Klauseln, die nicht nach allen Richtungen hin gründlich erwogen sind, nur geeignet sind, Streitigkeiten herbeizuführen. Wie einfach läßt sich in den allermeisten Fällen ein Kauf- oder Mietvertrag fassen! Die dispositiven Bestimmungen unsers Bürgerlichen Gesetzbuchs beruhen auf wohlerwogener Zweckmäßigkeit und erfreuen sich einer Erläuterung durch Literatur und Praxis; darum wird meist der Akt um so zweckmäßiger sein, je kürzer er ist. Auch nach diesen und andern Richtungen hin würde ich Belehrung der Studierenden für recht zweckmäßig erachten; sie sollen hören, daß auch der Beruf des Notars eine Kunst ist und ideal aufgefaßt werden soll.

Ich glaube nach alledem den Nachweis geführt zu haben, daß es für ein Collegium de arte juridica weder an Stoff noch an Nützlichkeit fehlen würde. Der Nutzen wird noch unter folgendem Gesichtspunkt hervortreten: Die Zahl der Jura Studierenden wächst von Jahr zu Jahr; ein großer Teil von ihnen widmet sich freilich diesem Studium gar nicht mit der Absicht, einen der mehrerwähnten Berufe zu ergreifen, aber auch unter denjenigen, die diese Absicht hegen, wird wieder ein großer Teil die Universität beziehen, ohne zu wissen, welchem jener Berufe er sich zuwenden soll, und gar mancher mag aus der Gesellschaftsklasse, der seine Eltern angehören, nichts von einer edeln Auffassung des Richter- oder Anwaltsberufs mitbringen. Jene Unklarheit ist nun an sich kein Unglück und die Entscheidung kann recht gut bis zum Ende des Vorbereitungsdienstes hinausgeschoben werden. Immerhin wird eine Vorlesung des gedachten Inhalts dem jungen Manne beizeiten Gelegenheit geben, über den künftigen Beruf nachzudenken und zu erwägen, ob er geeignet ist, den einen oder andern zu erfüllen, und um so wirksamer wird diese Vorlesung sein, je mehr sie selbst das Ideale in der Kunst der Rechtspflege begeisternd zum Ausdruck bringt im Gegensatz zu dem trockenen Ton, der sonst den rechtswissenschaftlichen Materien so gut ansteht.

Auf zweierlei Einwendungen muß ich hauptsächlich gefaßt sein; die eine wird dahin gehen, Studenten seien noch zu jung, um derartigen Vorlesungen über eine Kunst, zu deren Ausübung sie erst nach mehrjähriger Vorbereitungszeit

gelangen, mit Nutzen folgen zu können, und zweitens wird man die Möglichkeit bestreiten, geeignete Lehrkräfte zu finden. Mir scheinen beide Einwendungen nicht stichhaltig zu sein; die erstere will zuviel beweisen, sie ist im Grunde gegen unser ganzes juristisches Unterrichtssystem gerichtet, das den theoretischen Unterricht dem praktischen vorausgehen läßt; ich bin sogar überzeugt, daß der Jüngling einem mit Begeisterung gehaltenen Vortrage über die Kunst der Rechtspflege mit größerem Interesse folgen wird als sonstigen Vorlesungen, eben weil er etwas für Herz und Gemüt bringt. Auch die geeigneten Lehrer müssen meines Erachtens zu finden sein, selbst bei einem jungen Lehrer könnte durch Begeisterung für die Sache der Mangel an Erfahrung recht wohl ersetzt werden.

Wollte man aber wirklich beiden Einwendungen Rechnung tragen, so müßte in Frage kommen, ob nicht Akademien errichtet werden sollten, die, sei es in den großen Zentren, sei es in schön gelegener Sommerfrische, junge Richter, Staatsanwälte, Anwälte und Notare zusammenführten und ihnen Gelegenheit böten, über die Kunstseite ihres Berufs Anregung und Belehrung zu empfangen.

Berichte aus allen Wissenschaften

Religionsphilosophie

Religion und Poeten

Warum verhalten sich wohl alle großen Dichter einem bestimmten religiösen Bekenntnis gegenüber zweifelnd oder gar ablehnend? Was meinen Poeten selbst dazu? Heine erhellt in seinen „Geständnissen" flüchtig diese Frage, wenn er betont, daß der Dichter weit leichter als andre Sterbliche der positiven Glaubensdogmen entbehren kann, „er hat die Gnade, und seinem Geist erschließt sich die Symbolik des Himmels und der Erde; er bedarf dazu keines Kirchenschlüssels". Wem Heine kein einwandfreier Zeuge ist, der wende sich zu Grillparzer. In seinen Studien zur Philosophie und Religion findet sich aus dem Jahre 1835 der verblüffende Satz: „Religion ist die Poesie der unpoetischen Menschen." Mir scheint, die beiden Sätze beleuchten sich gegenseitig. So genösse also die Religion bei den Poeten wenig Kredit?

Ein Theologe unsrer Tage, Otto Frommel, hat eine Reihe der bedeutendsten Dichter des neunzehnten Jahrhunderts auf ihre religiöse Stellung hin geprüft und dabei seinen Blick vor der Tatsache nicht verschließen können, daß insbesondere dem Christentum von den Dichtern Ueberschwang und Huldigung durchaus nicht dargebracht werden. Er sieht den Grund dafür letzthin in der Stimmung der Diesseitigkeit, die das ganze geistige Leben des neunzehnten Jahrhunderts beherrsche. Das Einfluten naturwissenschaftlicher, sozialer, politischer Probleme in die zu Anfang des Jahrhunderts vorwiegend philosophisch gestimmte Geistestätigkeit bewirkte nach ihm bei den Dichtern eine ungeheure Steigerung des Wirklichkeitssinnes und damit jene immer schärfer sich ausprägende Stimmung der Diesseitigkeit. Und gleichwohl sieht der theologisch geschulte Blick bei allen Dichtern, die herangezogen werden, in bedeutendem Umfang christliche Unterströmungen. Aber was Wunder auch! Bei einer von den Elementen der christlichen Weltanschauung so tief durchtränkten Geisteskultur wie der unsern — wie sollten die auf diesem Kulturboden erwachsenen Geister den Zusammenhang mit jener Weltanschauung nicht irgendwo und

irgendwie noch erkennen lassen? Sie ragen darum nicht minder in Eigenwuchs und Eigenart auf.

Aber es ist zu unterscheiden: die religiöse Haltung und die Stellung zum Christentum sind zweierlei Dinge. Wichtiger und aufschlußreicher ist es der religiösen Artung eines Dichters nachzuspüren als ihn an einem einzelnen Bekenntnis zu messen. Da aber gilt es zunächst einen einheitlichen Maßstab zu entdecken: die Religion.

Daß die Schwierigkeit nicht gering ist, das Wesen der Religion in einer allgemein befriedigenden und überzeugenden Weise zu bestimmen, hat Leopold von Schroeder charakteristisch beleuchtet, um dann für seine Person zu folgender Bestimmung zu gelangen: „Religion ist der Glaube an geistige, außer und über der Sphäre des Menschen waltende Wesen oder Mächte, das Gefühl der Abhängigkeit von denselben und das Bedürfnis, sich mit ihnen in Einklang zu setzen.“ Diese Bestimmung hat den von L. von Schroeder nicht einmal ausdrücklich betonten besonderen Vorzug, daß sie in exoterischer Betrachtungsweise geschichtlicher Religionsformen gewonnen, zugleich auch das Ergebnis der esoterischen Betrachtungsweise in sich schließt. Diese wird ermöglicht durch den Vergleich des religiösen Erlebnisses bei den Mystikern aller Zeiten. Im mystischen Erlebnis schmilzt das Gefühl des Dualismus, gequält von der Not und Vereinsamung der unterlegenen Kreatur, beflügelt von ihrem Drang nach Ueberwindung des Dualismus, in den glühenden Punkt zusammen, der den Mystikern die Vereinigung und Einheit mit Gott ist. Offenbar weist auch das mystische Erlebnis die drei Glieder der von Schroederschen Bestimmung auf. In ihm enthüllt sich frei von allen fremden Zutaten und Bemäntelungen in lauterster Eigenart das religiöse Urphänomen; es ist sozusagen der psychologische Ort für die religiösen Erfahrungen aller Zeiten und Völker. Und darum kann auch zunächst nur aus ihm der Maßstab für das religiöse Erlebnis eines einzelnen Menschen, in unserm Fall also der Dichter, entnommen werden.

Aber das religiöse Erlebnis ist Gefühlserlebnis. Das System des menschlichen Geistes, das in den Tätigkeiten der Phantasie, des Denkens, des zweckmäßigen und des sittlichen Handelns abgeschlossen ist, kann die Religion als besondere Funktion nicht anerkennen. Im Gegensatz zu jenen Quellen der seelischen Energie ist das religiöse Erlebnis seelische Passivität, als Gefühlserlebnis jenseits von Zeit und Raum an sich unfruchtbar. „Die Religion“ bemüht sich, das religiöse Erlebnis zu bannen, ihm Körper und Beständigkeit zu geben. Daher muß es in die Retorten der Dogmatik und wird hier zu einem Elixier gebraut, das als kräftiger und besonders „dem Volk“ heilsamer Trunk von den theologischen Alchimisten angepriesen wird. Fruchtbar wird das religiöse Erlebnis erst in seinen Ausstrahlungen auf die geistigen Tätigkeiten, am fruchtbarsten dann, wenn es einem Genie der Sittlichkeit wie Jesus von Nazareth zuteil wird.

Dem Dichter bringt Irreligiosität für seine Kunst keinen Schaden. Er kann ein großer Dichter sein, ohne eine Spur von Bedürfnis und Drang nach dem religiösen Erlebnis, ohne die seelische Anlage und Möglichkeit seines Erlebens. Aber es ist nicht zu leugnen, daß die Weite und Tiefe der Poesie eines Dichters gewinnt durch die Ausstrahlung des religiösen Erlebnisses, ja schon durch das Vorhandensein des Bedürfnisses nach ihm. Die Intensität dieser negativen Seite, die vielfach ohne die positive Seite, d. h. ohne Erfüllung, bleiben mag, und die Intensität eben des positiven Erlebnisses selbst — das ist es, was der religiösen Haltung eines Dichters die individuelle Färbung gibt.

Beispiele reden. Ein großer Poet des neunzehnten Jahrhunderts, der auf der Höhe seines Lebens, in kraftvoller Mannheit und Gesundheit Gott einen guten Mann sein ließ, ohne darum weniger bedeutender Dichter zu sein, ist Heine. Heine ist ganz auf Diesseitigkeit, auf Lebensgenuß und Lebensfreude gestellt. Er hält sich nicht ungern für einen „zweibeinigen Gott“; im Testament von 1848 heißt es noch: „Ma pensée n'a jamais sympathisé avec les croyances d'aucune religion, et après avoir vécu en bon payen, je désire aussi mourir sans que le sacerdoce soit convié à mes funerailles.“ Aber

schon bereitet sich die eigentümliche „religiöse Reaktion" bei ihm vor, die im Januar 1849 zur Tatsache geworden ist. Der Atheist ist Deist geworden. Ein sonderbarer Deismus! Auf seinem Schmerzenslager nimmt Heines Weltauffassung, wie Henri Lichtenberger in seinem Buch „Heinrich Heine als Denker" eingehend zeigt, immer pessimistischere Züge an; der Pessimismus führt Heine auch zur Religion; er beginnt sich zu sagen: „Es ist mehr Verwandtschaft zwischen Opium und Religion, als sich die Menschen träumen lassen." Er kommt bis an die äußerste Grenze, wohin ein starker und freier Geist vom erbarmungslosen Schicksal sich zwingen lassen kann: er erlebt an sich das oben angedeutete negative Moment der Religion: das Gefühl der Abhängigkeit des ohnmächtigen Menschen von — ja, von wem? Von einer unendlichen Macht, die im unermeßlichen Strom des Lebens sich verkörpert, „offenbart". Vortrefflich sagt Lichtenberger, der auch den vielleicht ethnisch bedingten Zug in dieser Heineschen Frömmigkeit andeutet — ich zitiere nach der Uebersetzung von Fr. von Oppeln-Bronikowski: „Wenn er nicht bis zum amor fati, zur begeisterten Bejahung des ganzen Weltprozesses mit all seinen Leiden und Freuden durchgedrungen ist, so hat er doch die Vergeblichkeit der Empörung der kurzlebigen Kreatur gegen die unendlichen Kräfte, die sie überall umgeben, sehr tief empfunden." Und dennoch behielt er diesem „Gott" gegenüber, dessen Dasein er in der Matratzengruft schmerzlich tief erlebte, dieselbe geistige Freiheit, die in gesunden Tagen allen Götzen gegenüber seinen Witz beflügelt hatte. Die Heinesche „Frömmigkeit" ist offenbar nichts weniger als die natürliche Frucht religiöser Anlage. Das positive Moment der Religion ist diesem glänzenden Geist unzugänglich, das mystisch-religiöse Bedürfnis der Vereinigung und Einheit mit Gott ist ihm unbekannt.

Vielleicht liegt hierin die Wurzel dessen, was Mörike an Heine, den er doch „einen Dichter ganz und gar" nennt, als „Lüge seines ganzen Wesens" gefühlt hat. Zu Heine ist Mörike gerade für diese Betrachtung das vollkommene Gegenbild. Nicht etwa durch den zufälligen äußeren Gegensatz von Freigeist und Pastor. Denn dieser schwäbische Landpfarrer war ganz und gar kein Theologe. Während Mörikes Amtszeit spielten sich, wie Mayne in seiner Biographie des Dichters hervorhebt, die gewaltigsten religiösen Kämpfe des Jahrhunderts ab, ohne daß Mörike, der noch dazu mit einem D. Fr. Strauß persönlich befreundet war, von ihnen sich hätte ergreifen lassen. Ja, das konfessionell Dogmatische war ihm geradezu peinlich. Aber er hatte die natürliche Frömmigkeit, die sich ausdrückt in stiller vertrauensvoller Hingabe an das Unerforschliche und deren Nachglanz auch über der Aufgeschlossenheit Mörikes für das Ahnungsvolle, Uebersinnliche liegt. Zweifellos hat Mörikes religiöses Erleben jenes bei Heine vermißte positive Moment gekannt. Und wenn auch unter seinen Gedichten kein eigentlich religiöses zu finden ist, so will mir doch scheinen, daß der Dichter sich gar nicht religiöser ausdrücken konnte als in dem Gedicht „Mein Fluß", das in wunderbar reiner poetischer Form den deutlichsten Ausdruck des Mörikeschen Weltgefühls bietet.

Wenn in irgendeinem Poeten, so lebt in Hebbel ein kraftvolles religiöses Bedürfnis, ein Erlösungsbedürfnis, das in den verschiedensten Gedankenrichtungen ausstrahlt. Und doch ist auch ihm wie Heine das positive Moment des religiösen Erlebens unerreichbar. Wenn aber Heine dem religiösen Problem nur sozusagen zwangsweise sich erschloß, so quillt es bei Hebbel aus der Tiefe seiner Persönlichkeit. Jedoch sein religiös-metaphysisches Gefühl schäumt nicht über die Ufer seines stark und fest in sich beruhenden Selbst. Das mystische Versinken in Gott, die religiöse Selbstauflösung ist seinem Wesen unmöglich. Der Weg zu Gott, den Hebbel kennt, ist ein andrer. Und hier ist sein religiöses Bewußtsein mit seiner Sittlichkeit und seinen ethischen Ideen verankert. „Es gibt keinen Weg zur Gottheit, als durch das Tun des Menschen. Durch die vorzüglichste Kraft, das hervorragendste Talent, was jedem verliehen worden, hängt er mit dem Ewigen zusammen, und soweit er dies Talent ausbildet, diese Kraft entwickelt, soweit nähert er sich seinem Schöpfer und tritt mit ihm in Verhältnis. Alle andre Religion ist Dunst und leerer

Schein.“ So heißt es in den Tagebüchern. An sich selbst bewährt er diesen Satz. Wenn er vom künstlerischen Schaffen redet, spricht er mit wahrhaft heiligem, mit religiösem Ernst.

Dieses Durchschüttertsein von religiös-metaphysischen Fragen, das an Hebbel wahrzunehmen ist, fehlt bei dem andern großen Dramatiker des Jahrhunderts, bei Grillparzer. In seiner künstlerischen Bildkraft, die reicher und beweglicher ist als die Hebbels, haben sich alle seine geistigen Kräfte gesammelt und drängen nur durch sie zu angemessenem Ausdruck. Nur als Künstler, als Bildner wird Grillparzer warm, aber er bleibt kühl vor den unbeantwortbaren Rätselfragen. Wohl hat auch er ihnen ins Antlitz geschaut, aber sie haben ihn nicht durchschauert und gepackt. Ueberhaupt steht er dem Religiösen mit freiem, überschauendem Geist gegenüber; er würdigt das Christentum mit freundlichem Wohlwollen; seine Moral ist ihm, wenn auch überspannt, doch gut und löblich, und seine Mythen könne man symbolisch nehmen, wenn sie einem krud nicht anstehen. Auf der Höhe seiner Manneskraft (1835) tut er den Ausspruch: „Religiosität ist die Weingärung des sich bildenden und die faule Gärung des sich zersetzenden Geistes.“ Für Grillparzer gibt es, soviel ich sehe, keine Beziehungen zwischen Poesie und Religion.

Manche Gedanken aber hat sich Gottfried Keller über diese beiden Mächte gemacht, deren Selbständigkeit er gelegentlich hervorhebt. Man wird wohl kaum fehlgehen, wenn man die Meinung des Jucundus im „Verlorenen Lachen“ als die Ansicht des Dichters gelten läßt: „Ich bin nicht Ihrer Ansicht, daß die Religion die Kunst hervorgebracht habe. Ich glaube vielmehr, daß die Kunst für sich allein da ist von jeher und daß sie es ist, welche die Religion auf ihrem Wege mitgenommen und eine Strecke weit geführt hat.“ In diesem Dichter ist ähnlich wie bei Hebbel die religiöse Frage kraftvoll lebendig und er setzt sich verschiedentlich mit ihr auseinander, während der Meister des realistischen Romans, Theodor Fontane, in diesem Fall analog wie Grillparzer, keinen Drang zur Darstellung und Aufrollung der religiös-metaphysischen Probleme fühlt. Fontane hat die Augen auf das Zusammenleben der Menschen und die daraus entspringenden sittlichen Konflikte gerichtet. Darüber wenigstens steht dem Beobachter ein Urteil zu. Die Angelegenheit zwischen dem Menschen und seinem Gott ist Privatangelegenheit, Herzenssache. Diese feierlichen Dinge mag jeder mit sich selbst ins reine bringen. So sagt sich Fontane.

Aber auch Keller mündet schließlich auf seinem Weg in derselben Erkenntnis. Eben in jener Seldwylanovelle „Das verlorene Lachen“ mögen wir die religiöse Gesinnung und Anschauung des reifen Mannes erfassen. Von entscheidender Wichtigkeit ist das Bekenntnis, das Jucundus der Großmutter ablegt: „Ich glaube, der Sache nach habe ich wohl etwas wie Gottesfurcht, indem ich Schicksal und Leben gegenüber keine Frechheit zu äußern fähig bin ... Zugleich ist mir bei allem, was ich auch ungesehen und von andern unbewußt tue und denke, das Ganze der Welt gegenwärtig, das Gefühl, als ob zuletzt alle um alles wüßten und kein Mensch über eine wirkliche Verborgenheit seiner Gedanken und Handlungen verfügen und seine Torheiten und Fehler nach Belieben totschweigen könnte. Das ist einem Teil von uns angeboren, dem andern nicht, ganz abgesehen von allen Lehren der Religion ... Wie nun dieses Wissen aller um alles möglich und beschaffen ist, weiß ich nicht; aber ich glaube, es handelt sich um eine ungeheure Republik des Universums, die nach einem einzigen und ewigen Gesetze lebt und in welcher schließlich alles gemeinsam gewußt wird ...“

Mit dem anfangs genannten Frommel sehe auch ich hierin die Grundlinien von Kellers späteren religiösen und philosophischen Anschauungen. Aber gerade den einzigen Punkt, den Frommel — offenbar in gottesgelahrter Voreingenommenheit — unterdrückt hat, möchte ich mit Nachdruck hervorheben, nämlich die Einsicht, daß die religiöse Anlage einem Teil der Menschen angeboren ist, dem andern nicht, „ganz abgesehen von allen Lehren der Religion“. Nichts könnte auch diese unbestochene Einsicht besser illustrieren als die Schilderung der beiden Frauen Ursula und Agathchen mit ihrer unbewußten, natürlichen Frömmigkeit und ihrem knöchernen Bekenntnis.

Wahrlich, mit jenem Satz trifft Keller den Nagel auf den Kopf. Die Betrachtung der Dichter selbst, die hier vorübergezogen sind, bestätigt ihn unzweideutig. Leider ist er noch nicht populär genug, um der staatlichen Autorität den Verzicht der „Religion für das Volk“ zu erlauben. Für das Volksganze ist die Religion jedenfalls ganz unwichtig. Wichtig ist vor allem die Sittlichkeit. Das aber steht auf einem andern Blatt.

Theodor Poppe.

Naturwissenschaftliche Revue

Die große Zahl überraschender Entdeckungen, die uns die letzten Jahrzehnte brachten, scheint mehr oder weniger abgeschlossen und die Forschung hat sich angeschickt, einesteils sie mehr durch Kleinarbeit auszubauen, andernteils die letzten Folgerungen daraus zu ziehen. Diese führen aber auf so unsichere Gebiete, daß zunächst die Frage aufzuwerfen ist, ob auf diesen unser Erkenntnisvermögen noch ausreicht. Hier würde die Philosophie helfend eingreifen können, wenn sie selbst über widerspruchlose Ergebnisse verfügte. Daß das noch nicht der Fall ist, ergibt sich daraus, daß die auf ihrem Gebiete Arbeitenden noch uneinig sind. Da aber die sämtlichen von ihnen eingeschlagenen Richtungen auf Kant zurückgehen, der Königsberger Weise aber die naturwissenschaftlichen Kenntnisse seiner Zeit ebenso beherrschte, wie er das Wesen und die Leistungsfähigkeit unsers Denkvermögens eingehend kritisierte, so ist König in vollem Recht, wenn er in seinem Buche Kant und die Naturwissenschaft[1]) die Forderung stellt, daß diese auf ihn zurückzugreifen habe und das zur Begründung dieser Forderung nötige Material beibringt. Namentlich ist es die moderne Physik[2]) neben der physikalischen Chemie, welche mit neuen Anschauungen operiert. Sie stellt L. Poincaré in solcher durch Beispiele erläuterter Weise zusammen, daß seine Arbeit auch dem dafür sich interessierenden Laien die zu lösenden Schwierigkeiten und die zu ihrer Lösung bis jetzt vorhandenen Mittel deutlich aufweist, dadurch zugleich die Forderungen Königs weiter begründend. So wird auch die Aufgabe verständlich, mit der man sich auf physikalisch-chemischem Gebiete jetzt vorwiegend beschäftigt, das Vorhandensein der Atome zu beweisen und ihre Eigenschaften immer mehr zu ergründen. Ihre Lösung fördernd haben Elster und Geitel den Nachweis geführt, daß die Bleipräparate, welche sich als radioaktiv erweisen, diese Eigenschaft einer Emanation, also einer Ausstrahlung seitens eines Radiumpräparates verdanken und daß es deshalb nicht angängig ist, alle Körper zu den radioaktiven zu rechnen, denen als schwach wirksame neuerdings Campbell nur noch das Kalium und Rubidium zufügen konnte.[3]) Aus demselben Grunde ist Müllers allgemeine Chemie der Colloide[4]) von Bedeutung, da sie die Flüssigkeiten schildert, in denen Teilchen fester Substanzen von solcher Kleinheit schweben, daß sie selbst im Mikroskop nicht mehr gesehen werden können, sondern sich nur noch im Ultramikroskop durch die Bewegung, die sie dem Lichtäther erteilen, bemerklich machen, ebenso wie ein in Wasser geworfener kleiner Stein unsichtbar bleibt, während die kreisförmigen Wellen, die er auf dem Wasser erregt, recht gut beobachtet werden können. In kolloidaler Form befinden sich die Stoffe in den Abwässern der Städte; mittels eines elektrischen Stromes können sie zu Flocken geballt werden, welche dann niedersinken. Zwischen den Kolloiden und den im Wasser löslichen Kristalloiden hat sich aber nur ein gradueller Unterschied ergeben. Auch in der

---

[1]) Die Wissenschaft. Heft 22. Braunschweig. Fr. Vieweg & Sohn. 6 M.

[2]) Deutsch von Brahn. Leipzig. Quelle & Meyer. 3,80 M.

[3]) Physikalische Zeitschrift 1908. 9. Jahrgang. S. 291.

[4]) Handbuch der angewandten physikalischen Chemie von Bredig. Bd. 8. Leipzig. J. A. Barth. 9 M.

Färberei hat sich der kolloidale Zustand als bedeutungsvoll erwiesen, wie Schwalbe in seinen neueren Färbetheorien[1]) dartut. Die Farbe legt sich nicht auf die Faser, sie wird vielmehr erst im Bade gebildet und tritt mit der Faser dadurch in Verbindung, daß diese in den genannten Zustand übergeht. Besonderes Interesse nahmen ferner die seltenen Erden[2]) von jeher in Anspruch, die Entwicklung unserer Kenntnis von ihnen hat Marc zum Gegenstande einer Mitteilung gemacht. Sie, die Crookes eine „kosmische Rumpelkammer" nennt, bestehen wahrscheinlich aus Elementen, die wie das Radium im Verfall begriffen sind, so daß sich ebenso, wie das Helium aus dem Radium, so aus ihnen andre stabile Elementenformen bilden. Das Helium war bisher das einzige Gas, was sich noch nicht hatte verflüssigen lassen, da die Meldung von Kammerlingh Onnes, daß ihm dies bei —259° gelungen sei, von ihm selbst wieder widerrufen wurde.[3]) Nach den neuesten Mitteilungen ist nun aber dem holländischen Physiker die Verdichtung dieses Gases doch gelungen und unsre nächste Revue wird Näheres darüber mitteilen können.

Besteht nun der Stoff aus Atomen, so ergibt sich die weitere Voraussetzung, daß ein jedes von ihnen in selbständiger, teils schwingender, teils fortschreitender Bewegung sich befindet. Eine Bewegung ihrer einzelnen Teilchen hat nun bereits 1828 Brown in kolloidalen Lösungen mit Hilfe des Mikroskops bemerkt; 1892 hat sie Ramsay aus Stößen der bewegten Flüssigkeitsteilchen auf die zwischen ihnen schwebenden festen Körperchen erklärt, eine Annahme, die neuerdings Smoluchowski bestätigen konnte.[4]) Auch die Bewegung der Aetheratome überträgt sich auf die Körpermoleküle; so hat Rosenthal durch rhythmische Aenderungen der Stärke eines magnetischen Feldes den es bildenden Aetheratomen Bewegungen erteilt, welche die sehr kompliziert gebauten Moleküle gewisser Körper ebenso zerlegten, wie dies auch auf chemischem Wege geschehen konnte, wobei für verschiedene Körper eine verschiedene Frequenz der Aenderungen der Feldstärke sich als notwendig erwies.[5]) Daß auch die Lichtschwingungen des Aethers ebenso wirken können, bewies Coehn, indem er lediglich mittels Belichtung Schwefelsäure durch Abtrennung von Sauerstoff in schweflige Säure verwandelte.[6]) Auf verschiedener Anordnung ihrer Atome beruht es auch, daß gasförmige Elemente in der Gluthitze Licht von verschiedener Farbe aussenden, also zweierlei Linienspektra haben können, von denen nach Goldstein das eine im elektrischen Lichtbogen oder wenn schwache elektrische Entladungen durch sie hindurchgehen, das andre in Entladungen von stärkerer Spannung auftritt.[7]) Das von glühendem Quecksilberdampf ausgehende, nur wenig rote, um so mehr ultraviolette Strahlen enthaltende Licht wird in den Metalldampflampen[8]) benutzt, die Vogel ausführlich behandelt hat. Die Bewegung der Atome, der Elektronen und der Aetherwellen, sowie die möglichenfalls auf sie zurückzuführenden Röntgen- und Kathodenstrahlen hat Gruner in seiner Welt des Unendlich-Kleinen[9]) zu einer lehrreichen, wenn auch mit nicht ganz gerechtfertigtem Pathos vorgetragenen Schilderung gemacht. Die sich weiter ergebende Frage, wodurch sich die organischen kleinsten Wesen, die Zellen, von den anorganischen unterscheiden, beschäftigt Braß' Schrift An der Grenze des Lebens.[10]) Darin, daß es nicht wohl angeht, einer jeden Zelle

[1]) Sammlung chemischer und chemisch-technischer Vorträge. Bd. 12 Heft 416. Stuttgart, F. Enke. 3,60 M.

[2]) Leipzig, Gustav Fock. 60 Pf.

[3]) Naturwissenschaftliche Rundschau 1908, Bd. 23 S. 167.

[4]) Annalen der Physik 1906. Bd. 21 S. 756. Vgl. Müller, Allgemeine Chemie der Colloide. S. 30.

[5]) Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Gesamtsitzung vom 9. Jan. 1908.

[6]) Nachrichten der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen 1907.

[7]) Verhandlungen der Physikalischen Gesellschaft 1907. Bd. 9 S. 321.

[8]) Leipzig, Oskar Leiner. 2,75 M.

[9]) Naturwissenschaftliche Zeitfragen. Heft 2. Hamburg, Gustav Schloßmann (Gustav Fick). 60 Pf.

[10]) Derselben Sammlung Heft 3. 1,50 M.

eine Seele zuzuschreiben, dürfte er recht haben. Dagegen ist seine Annahme einer nach Art einer Maschine durchgeistigten Natur, die von dem Geiste ihres Schöpfers so durchdrungen ist, daß sie seinem Willen folgt, ohne etwas von seinem Geiste zu besitzen, wohl nicht befriedigend. Und indem er nur ebendiesen Geist, der Leib und Seele schuf, für fähig hält, auf die Frage nach der Entstehung des Lebens Antwort zu geben, diese also nie erhalten werden kann, verzichtet er nachdrücklich auf die Möglichkeit einer solchen. Wer möchte behaupten, daß dies mit Recht geschieht, wenn er die unerwarteten Errungenschaften ins Auge faßt, welche bisher auf dem Gebiete der kleinsten organischen Wesen erzielt worden sind. Einige von ihnen stellt Adolf Mayer in seiner Schilderung des Wesens der Gärung und der Fermentwirkungen[1]) zusammen. Er berichtet, wie zwar Pasteur sie als eine Aeußerung des Lebensprozesses des Hefepilzes nachwies, wie aber dann Buchner zeigte, daß das Produkt dieses Prozesses, die Zymase, genügt, um Gärung hervorzurufen, wie endlich Bredig fand, daß in einzelnen Fällen auch kolloidales Platin ebenso wirken kann. Anderseits läßt die Untersuchung des Baus der Knochen,[2]) wie ihm E. Müller nach H. von Meyers und Cullmanns Vorgang schildert, bedeutungsvolle Schlüsse in bezug auf die obige Frage ziehen. Enthalten doch die Knochen nur so viel feste Substanz und diese so verteilt, als es die Regeln der Statik vorschreiben.

Damit sind wir bei den Lebewesen angelangt, die uns auch ohne die Vermittlung des Mikroskops erkennbar umgeben. Ihre Entwicklung sucht uns die Lehre Darwins verständlich zu machen, der es, obwohl sie neuerdings vielfach angefochten wird, noch keineswegs an Anhängern fehlt. So schildert May[3]) in einer mit schönen Abbildungen gezierten Schrift eine sich Auf Darwins Spuren ergehende Reise, die alle jene Orte, an denen der berühmte Brite lebte und wirkte, das Naturhistorische Museum in London mit eingeschlossen, berührte, behandeln Bölsche[4]) und Breitenbach[5]) die Abstammung des Menschen auf Darwins und Haeckels Arbeiten fußend in einer zur Orientierung über den gegenwärtigen Stand der Frage wohlgeeigneten Weise. Jener betont namentlich auf Grund der Beschaffenheit des Blutes, dieser unter besonderer Berücksichtigung der Schädelmessungen die nahe Verwandtschaft des Menschen mit den anthropoiden Affen, beide aber lehnen die direkte Abstammung des Menschen vom Affen ab. In seinem Tierbuch[6]) geht Bölsche dann auch in der bekannten logisch zwingenden Art der Darstellung auf die Entstehung und die Entwicklung des Säugetieres ein, indem er seine Schilderungen mutig genug durch die von Harder gezeichneten Bilder restaurierter Säugetierformen unterstützt.

Neben ihrer Entstehung fesselt uns auch der gegenwärtige Zustand der Tiere und Pflanzen. Da war es denn ein glücklicher Gedanke, der G. Schulz in seinen Natururkunden[7]) freilebende Tiere und Pflanzen photographieren und so jedem Beobachtungen zugänglich machen ließ, die sonst nicht leicht anzustellen sind. Es wäre dringend zu wünschen, daß das Werk, dessen bildliche Darstellungen durch Beschreibungen in erwünschter Weise ergänzt werden, Anklang genug fände, um seine Fortsetzung zu sichern. Auch die Schilderungen der Tiere[8]) von Braeß liest man mit Vergnügen und erfreut sich an den schönen Bildern — eines ist eine Reproduktion der Dürerschen Zeichnung eines Hasen —, wenn

---

[1]) Naturwissenschaftliche Zeitfragen. Heft 5. Hamburg, Gustav Schlößmann (Gustav Fick). 60 Pf.

[2]) Derselben Sammlung Heft 6. 50 Pf.

[3]) Gemeinverständliche darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Heft 14. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach. 1 M.

[4]) Jubiläumsausgabe. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckh'sche Verlagshandlung. 1 M.

[5]) Gemeinverständliche darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Heft 15. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach. 1 M.

[6]) Bd. 1. Berlin, Georg Bondi. 2,50 M.

[7]) Berlin, Paul Parey. Jedes Heft 1 M.

[8]) Herausgegeben vom Dürerbunde. München, Georg D. W. Callwey. 3 M.

auch die zu häufig eingeflochtenen Jugenderinnerungen des Verfassers nicht immer genügend interessieren. Aehnliches gilt freilich auch von Marshalls Buch Etliche Duzfreunde aus der fröhlichen Jugendzeit[1]); immerhin sind beide Werke wohlgeeignet, die Jugend zu Beobachtungen anzuregen. Diese Anerkennung dürfen wir auch auf Grafs durch hübsche Federzeichnungen von Pfendsack gezierte Schrift Aus der Heimatflur,[2]) nämlich Zürich, ausdehnen, die unter andern interessante Mitteilungen über das Vorkommen der Lachmöwe daselbst macht. Beobachtungen der Schutzfärbung der Tiere durch Mimikry haben wiederum Doflein überzeugt, daß sich solche Anpassungen nicht allein durch natürliche Zuchtwahl erklären lassen, daß vielmehr noch ein psychisches, auf dem Unterscheidungsvermögen der Tiere beruhendes Moment hinzugezogen werden muß. Denn an ein solches zeigt sie sich gebunden.[3]) Durch günstige Nahrungsbedingungen aber haben sich nach Mordwilko die ungeflügelten Weibchen der Pflanzenläuse und deren parthenogenetische Fortpflanzung gebildet, da sie ursprünglich zweigeschlechtig und geflügelt, aber auch viel weniger fruchtbar waren.[4]) Merkwürdig, wenn auch noch der Erklärung bedürftig, ist auch die Beobachtung Steches, der im Malaiischen Archipel Fische mit Leuchtorganen fand,[5]) von denen eine Art immer, eine andre nach Belieben leuchtet, indem sie ihr Leuchtorgan einklappen kann.

Auf botanischem Gebiete sind die aus einer der Kohle verwandten Substanz bestehenden schwarzen Flecke, die Hanausek in der Fruchtwand verschiedener Kompositeen fand, noch unaufgeklärt.[6]) Der Umstand, daß sie sich sehr widerstandsfähig gegen chemische Einflüsse erwiesen, ist vielleicht geeignet, über ihre Bedeutung für die Pflanze Licht zu schaffen. Die Sammelwerke anlangend, so sind von Hegis illustrierter Flora von Mitteleuropa[7]) die 11. und 13. Lieferung ausgegeben, die im allgemeinen Teil die Pflanzenbiologie, im speziellen die Beschreibung der Gräser mit einer sehr schönen farbigen Tafel abschließen und die Binsen und Riedgräser. Die lehrreiche, schön illustrierte Beschreibung der Nadelhölzer und der übrigen Gymnospermen[8]) wird nicht nur dem Forstmann, sondern auch dem Gartenliebhaber willkommen sein. Von Tümpels schönem Werke über die Geradflügler Mitteleuropas[9]) liegt die letzte, die Blasenfüße und Bücherläuse behandelnde Lieferung vor; in einem Nachtrage bringt sie die Beobachtung der Brutpflege durch Libellenmännchen, die deshalb überrascht, weil man solche Gepflogenheiten bisher nur von Fischen und Lurchen kannte. Von der sechsten völlig umgearbeiteten Ausgabe von Calwers Käferbuch, die Schaufuß besorgt, sind die sieben ersten Lieferungen erschienen, welche zunächst die Lebensweise und den Fang der Käfer behandeln und dann, unterstützt durch reichhaltige, wunderschön ausgeführte farbige Tafeln, mit der Schilderung der europäischen Käfer, auf die sich das Werk beschränkt, beginnen.[10])

Die Aenderung der Pflanzendecke Europas im Laufe der Jahrhunderte würde sich nur feststellen lassen, wenn man aus früheren Zeiten vollständige Pflanzenverzeichnisse hätte. Solche fehlen indessen; denn das, welches uns Albert der Große aus dem dreizehnten Jahrhundert hinterlassen hat, wird auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben können. Immerhin hat es so großes Interesse, daß seine Neuherausgabe durch Wimmer wohl

---

[1]) Bd. 1. Leipzig, A. Twietmeyer.
[2]) Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli. 2,50 M.
[3]) Biologisches Zentralblatt 1908, Bd. 28 S. 243.
[4]) Ebenda 1907, Bd. 27 S. 529.
[5]) Verhandlungen der Deutschen Zoologischen Gesellschaft. 17. Jahresversammlung 1907. S. 85.
[6]) Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften. Abt. I Bd. 116. 1906. S. 3.
[7]) München, Lehmann's Verlag. 3 M.
[8]) Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung. 80 Pf.
[9]) 20. Lieferung. Gotha, Friedrich Emil Perthes. 75 Pf.
[10]) Stuttgart, Verlag für Naturkunde, Sprößer & Nägele. Die Lieferung 1 M.

gerechtfertigt ist.[1]) Den Kalmus findet man darin noch nicht, er ist nach Mücke erst 1577 in Deutschland eingeführt worden.[2]) Seine Heimat ist Indien. Auch die Zoologen haben sich mit der Geschichte ihrer Wissenschaft mit Erfolg beschäftigt, wie Burckhardts sehr lesenswerte Geschichte der Zoologie[3]) beweist, die gerade jetzt, wo der Neulamarckismus dem Darwinismus gegenüber immer mehr an Ausbreitung gewinnt, aufklärend wirken wird. Aber nicht nur die leibliche, auch die geistige Entwicklung des Menschen ist Gegenstand eifrigster Forschung gewesen, und man hat längst hervorgehoben, daß es der Gebrauch von Werkzeugen war, der in erster Linie den Menschen über das Tier erhob. Die Werkzeuge aber sind vielfach das einzige Ueberbleibsel des vorhistorischen Menschen. Anfangs aus Stein, dann aus Bronze, wurden sie später aus Eisen hergestellt, und es ergab sich, daß der Gebrauch des Eisens in frühere Zeiten zurückreicht, als man anfangs glaubte. In Deutschland waren es österreichische Gebiete, namentlich Krain, in denen es am frühesten gewonnen wurde, und diese Tatsache verleiht Müllners Geschichte des Eisens in Innerösterreich,[4]) von der das die Urzeit behandelnde 1. Heft vorliegt, ein großes Interesse. Und wie die Vervollkommnung der eisernen Werkzeuge das Leben der Menschheit immer höherer Kultur zuführte, so war sie auch notwendig zur Herstellung der Maschinen, vor allem der Dampfmaschine, auf deren Verwendung die Höhe unsrer jetzigen Kultur beruht. Deshalb bietet die Entwicklung der Dampfmaschine,[5]) die im Auftrag des Vereins deutscher Ingenieure, von Matschoß bearbeitet, in zwei stattlichen, reich mit trefflichen Figuren versehenen Bänden vorliegt, den wichtigsten Beleg für den Fortschritt der Menschheit in den letzten Jahrhunderten, aus der nicht nur der Ingenieur, sondern auch der Laie erwünschte Belehrung schöpfen wird.

Von diesem Gesichtspunkte aus erhalten auch die Schilderungen der technischen Hilfsmittel der Naturvölker ein erhöhtes Interesse, so u. a. die Schiffe, deren sich die Indianer bedienten, die Friederici ausführlich beschrieben hat,[6]) die Künste und Waffen der Neger, von denen Passarges Südafrika[7]) und von Tiedemanns Tana-Baringa-Nil[8]) handeln, endlich die Kultur der semitischen Völker, die in Palästina[9]) nach- und nebeneinander lebten, über die Guthe berichtet. Diese Schilderungen sind um so wertvoller, als sie auch auf die Sitten der Völker und die Natur der von ihnen bewohnten Länder eingehen, uns von den Abenteuern und Heldentaten, welche die Forscher, um zu ihren Kenntnissen zu gelangen, bestehen mußten, erzählen. Sind wir nun geneigt, durch diese Ergebnisse neben wissenschaftlichen auch praktische Bedürfnisse befriedigt zu sehen, so haben wir doch auch über Bestrebungen zu berichten, bei welchen die praktische Seite ganz wegfällt. Was bezwecken die Versuche, die Erdpole zu erreichen, anders als wissenschaftliche Aufklärung, deren hohe Bedeutung in bezug auf die Antarktis[10]) Chun in eindringlicher Weise geschildert hat? Welchen andern Zweck konnte der Amerikaner Peary bei seinen mehrfachen Reisen in das unwirtliche Nordpolarmeer haben, die ihn von allen Sterblichen dem Nordpol am nächsten[11]) brachte? Die Auffindung einer neuen Art Renntier, die Feststellung, daß die Nordküste Grönlands Moschusochsen und Schneehasen in solcher

---

[1]) Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1,60 M.

[2]) Botanische Zeitung 1908. Abt. I S. 1.

[3]) Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung. 80 Pf.

[4]) Wien und Leipzig, Halm & Goldmann.

[5]) Berlin, J. Springer. 27 M.

[6]) Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde. Heft 1. Stuttgart, Strecker & Schröder. 4 M.

[7]) Leipzig, Quelle & Meyer. 7,20 M.

[8]) Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 3 M.

[9]) Land und Leute XXI. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 4 M.

[10]) Rektoratsrede. Leipzig, A. Edelmann. 60 Pf.

[11]) R. Voigtländer's Verlagsbuchhandlung. 14 M.

Menge ernährt, daß eine ganze Expedition wochenlang von ihrem Fleisch leben konnte, ja selbst die erhoffte Entfaltung des Sternenbanners am Pole stehen in keinem Verhältnis zu den unglaublichen Entbehrungen und schrecklichen Gefahren, denen sich der kühne Reisende aussetzte.

Einen lediglich wissenschaftlichen Zweck verfolgt auch die weitaus größte Zahl der astronomischen Beobachtungen. Die Schar der bekannten Planetoiden ist im Jahre 1907 um weitere 90 gewachsen. Darunter befinden sich einige, deren Bahnen in der Nähe der Jupiterbahn verlaufen, die nur dadurch erhalten bleiben konnten, daß sie mit Jupiter und Sonne stets ein gleichseitiges Dreieck bilden. Die Bahnen mehrerer dieser Sternchen 13. Größe sind langgestreckte Ellipsen, einer von ihnen gehört zu den Zirkumpolarsternen.[1]) Die neuentdeckten Jupitermonde, deren Zahl nun auf acht gestiegen ist, haben erst die Probe bestehen müssen, ob sie nicht zu den Planetoiden gehörten. Der 8. Jupitermond hat nach Crawford und Meyer eine Umlaufszeit von 2,55 Jahren[2]) und teilt mit dem neuesten Saturnmond die Eigenschaft, sich im entgegengesetzten Sinne wie die übrigen Monde ihres Planeten zu bewegen.[3]) Die Frage, ob auf dem Mars Wasserdämpfe vorhanden, die so oft verneint worden ist, haben neuerdings freilich nicht ganz einwandfreie Spektralbeobachtungen auf der Sternwarte in Arizona in bejahendem Sinne entscheiden zu müssen geglaubt.[4]) Die Temperatur der Sonnenoberfläche aber ist durch Messung der Wärmewirkung ihrer Strahlen, welche Féry und Millochau auf dem Montblanc anstellten, zu rund 5600 Grad ermittelt, wonach die Temperatur des Sonneninnern 6000 Grad sein würde.[5])

Die Erklärungen dieser neuen Tatsachen machen den Weltbildungstheorien, wie sie Kant und Laplace aufgestellt haben, keineswegs unüberwindliche Schwierigkeiten, doch aber fehlt es nicht an Bestrebungen, sie durch andre zu ersetzen. Bisher ist das aber nicht gelungen, denn auch die von Arrhenius, die dem Leser aus unsrer vorigen Revue erinnerlich ist, hat begründeten Widerspruch erfahren. Doch hat der schwedische Forscher eine neue Folge seines Werdens der Welten[6]) verfaßt, welche in ähnlicher Weise wie dies früher bereits Faye getan hat, die Ansichten, welche die verschiedensten Völker zu verschiedenen Zeiten von der Weltschöpfung hatten, zusammenstellt und so neben manchem poetischen auch manchen recht wunderlichen Gedanken zutage fördert. Darstellungen der neueren Schöpfungstheorien haben Godel und Riem gegeben, die über unsre gegenwärtige Kenntnis vom Weltsysteme gut aufklären. Godels Schrift führt den Titel Schöpfungsgeschichtliche Theorien,[7]) Riem hat die seinige Unsre Welteninsel[8]) genannt. Er macht die Annahme, daß der Aether auf unser Fixsternsystem beschränkt ist, so daß von einem etwa vorhandenen andern keinerlei Kunde zu uns gelangen kann. Da alle diese Theorien die Bildung der Sonnen und Planeten aus Nebelmasse annehmen, so haben Bohlins Beobachtungen des Andromedanebels ein besonderes Interesse. Er ist 3,7- bis 7,5mal so weit von uns entfernt wie der Sirius, und es sieht so aus, als bildeten sich in ihm neue Sterne nicht nur aus Nebelmasse, sondern auch auf Kosten kleinerer Sterne.[9])

Nun aber die Erde selbst! Wie man sich ihren jetzigen Zustand vorzustellen hat, schildert W. Meyer in seiner Schrift Erdbeben und Vulkane.[10]) Auf einem festen

---

1) Berberich, Naturwissenschaftliche Rundschau 1908. Bd. 23 S. 221.

2) Ebenda S. 468.

3) Ebenda S. 248.

4) Lowell und Slipher. Comptes rendus 1908. Bd. 146 S. 574.

5) Comptes rendus 1908. Bd. 146 S. 252.

6) Deutsch von Bamberger. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H.

7) Vereinsschrift der Görresgesellschaft. Köln, Kommissionsverlag von J. P. Bachem.

8) Naturwissenschaftliche Zeitfragen. Heft 1. Hamburg, Schlößmannsche Verlagsbuchhandlung. 1,50 M.

9) Naturwissenschaftliche Rundschau 1908. Bd. 23 S. 1.

10) Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckh'sche Verlagshandlung. 1 M.

Kerne von der Beschaffenheit des Stahles befindet sich eine Schicht von Hohlräumen, welche mit Magma gefüllt sind, deren gelegentlich einstürzende Decken die Veranlassung für Erdbeben oder vulkanische Ausbrüche geben. Durch diese Massenverschiebungen würden sich die ganz geringen Schwankungen der Erdachse erklären, die man neuerdings beobachtet hat. Wären sie nicht ganz unregelmäßiger Natur, so könnte sie Simroth zum Beweise für die Richtigkeit seiner Pendulationstheorie[1]) in Anspruch nehmen, nach welcher in Zeiträumen, welche etwa denen der geologischen Epochen entsprechen sollen, die Erdachse um eine von Ekuador nach Sumatra gezogene gerade Linie hin und her pendelte. Infolge der dabei bleibenden Abplattung tauchen dann Teile ihrer Oberfläche unter den Meeresspiegel, andre heben sich aus dem Meere heraus. So finden eine Reihe geologischer, pflanzen- und tiergeographischer Tatsachen ihre Erklärung, der Mensch aber soll in Europa entstanden sein, die Völker sollen sich anfangs nach Asien ausgebreitet haben, um von da wieder nach Europa zurückzufluten. Vom mechanischen Standpunkte stehen dieser Annahme freilich gewichtige Bedenken entgegen, da die Erdachse eine freie Achse ist und wohl den die Präzession der Tag- und Nachtgleichen bewirkenden Kegel beschreiben, aber nicht um eine zu ihr senkrechte Achse schwanken kann. Astronomische Beobachtungen, welche die Theorie stützen könnten, sind demnach nicht vorhanden.

Bis dahin hatten wir nur von bekannten Naturkräften zu sprechen; nun hat aber Flammarion ein Unbekannte Naturkräfte[2]) betiteltes Buch herausgegeben, das freilich nur von spiritistischen Sitzungen handelt, deren Erklärung sich der berühmte Astronom nicht geben kann. Da sein Buch auch eine Reihe von Beispielen von entlarvten Taschenspielerkünsten berühmter Medien enthält, so ist es wohl Geschmacksache, hinter den bisher unerklärten rätselhafte neue Naturkräfte zu suchen.

Literarische Berichte

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Von August Sperl. Geheftet M. 8.50, gebunden M. 10.—. Stuttgart 1909, Deutsche Verlags-Anstalt.

Im Jahre 1901 übernahm August Sperl, der bis dahin als Archivar im bayrischen Staatsdienst stand und seit einem Jahre wieder steht, die Aufgabe, das reichhaltige Archiv des fürstlichen Hauses Castell und der gleichnamigen alten unterfränkischen Grafschaft von Grund aus zu ordnen. Die Studien der sechs Jahre, die er auf diese Arbeit verwendete, haben dem Dichter-Archivar den Stoff und die Anregung zu zwei neuen gehaltvollen Schöpfungen gegeben: dem Roman „Richiza", der gegenwärtig in der „Deutschen Romanbibliothek" erscheint, und den vorliegenden „Bildern" aus der Geschichte des Hauses Castell. Dieses letztere Werk ist nicht einfach als eine historische Arbeit zu etikettieren, denn auch an ihm hat der Dichter und Künstler Sperl einen wesentlichen Anteil. Wie Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", an die das Buch seinem ganzen Charakter nach erinnert, so ist auch Sperl mit offenem Blick für das kulturgeschichtlich Bedeutsame und menschlich Fesselnde an das reiche historische Material herangetreten und weiß mit dem überlegenen Wissen des Historikers, mit dem Scharfsinn des Psychologen und mit der beweglichen Phantasie des Poeten die überlieferten Tatsachen zu lebensvollen, farbenreichen Bildern auszugestalten; gleich jenem läßt auch er möglichst oft die Menschen der Vergangenheit in ihren eignen Worten, wie sie in Briefen und andern Aufzeichnungen erhalten sind, zu uns reden. So ist ein Werk entstanden, das nicht nur der Historiker von Fach als einen äußerst wertvollen und sehr eigenartigen Beitrag zur oberdeutschen Staaten- und Stammesgeschichte gelten lassen, sondern jeder gute Deutsche, der sich gern von einem echten Dichter in alte Zeiten zurückversetzen läßt, mit großem Genuß lesen

---

[1]) Leipzig, Konrad Grethleins Verlag. 12 M.

[2]) Stuttgart, Julius Hoffmann. 5 M.

und seiner Hausbücherei als ebenbürtiges Seitenstück zu Freytags Werken einverleiben wird. R. D.

Kolonialgeschichte von Dietrich Schäfer. Zweite, revidierte und bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Verlag von G. J. Göschen in Leipzig.

Das Büchlein, das der beliebten „Sammlung Göschen" eingereiht ist, bietet in der knappen Fassung, die nur dem den weitgedehnten Stoff beherrschenden Universalhistoriker möglich ist, einen Ueberblick über die Geschichte unter dem Gesichtspunkt des Völkerkampfes um den Erdenraum, von den Phöniziern und ihren Handelskolonien bis zu dem jüngsten Krieg zwischen Russen und Japanern. Die lebendige, scharf pointierte Darstellung erweckt durchaus den Eindruck, daß es sich auch bei Erscheinungen, die der Vergangenheit angehören, um dieselben Kräfte handelt, die in der Gegenwart die Triebfedern kolonialer Ausdehnung bilden. Die mittelalterliche deutsche Kolonisation kommt so gut zu ihrem Recht wie die deutsche Auswanderung des neunzehnten Jahrhunderts. Die Rückwirkung der kolonialen Ausdehnung auf die inneren Verhältnisse der Völker ist besonders in der neueren Geschichte stets hervorgehoben, so daß das Buch zugleich als Belehrung über die Probleme der Kolonialpolitik vielfach klärend wirkt.

F. G. Schultheiß.

Staatslexikon. Dritte, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrag der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem in Köln. Erster Band. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Das jetzt in dritter Auflage erscheinende und im ersten Band vorliegende Staatslexikon bezeichnet sich selbst als auf katholischer Grundlage beruhend und rechtfertigt die Annahme einer bestimmten religiösen und politischen Richtung als Grundlage des Werkes mit dem Hinweis darauf, daß auch die bisherigen Staatslexika stets einer bestimmten politischen oder kirchlichen Richtung gedient hätten. Letzteres ist im wesentlichen richtig, wie man auch nicht verkennen kann, daß es schwer ist, gerade die in einem Staatslexikon zu behandelnden Gegenstände zu besprechen, ohne die politischen oder religiösen Anschauungen, welche den Herausgeber beherrschen, zum Ausdruck kommen zu lassen. Bei dem vorliegenden Werke muß daneben anerkannt werden, daß diese Grundlage des Werkes niemals in aufdringlicher oder unangenehmer Weise in die Erscheinung tritt; im Gegenteil fehlt es nicht an Selbstkritik und Zurückweisung extremer Vertretung des Standpunktes, wie es zum Beispiel der Aufsatz über Augustin dartut. Sachlich läßt sich über die Anlage des Werkes und die einzelnen Aufsätze nur Lobenswertes sagen. Es ist in hervorragender Weise gelungen, den häufig spröden und schwierigen Stoff ohne Schaden für die Gründlichkeit so darzustellen, daß er auch den Laien verständlich ist und sicher manchen veranlassen wird, das Werk nicht nur als Nachschlagebuch, sondern auch als Lesebuch zu benutzen. Als gutes Beispiel mag der Aufsatz über Eisenbahnen genannt werden. Die Fortführung bis auf die neueste Zeit ist an vielen Stellen zu loben; so wird schon der Ankauf der französischen Westbahnen durch den Staat erwähnt. An andrer Stelle fehlt es freilich in dieser Richtung. Wenn zum Beispiel in dem Aufsatz über Auswanderung die Zulassung der chinesischen Minenarbeiter in Transvaal verzeichnet ist, so hätte doch auch der nun schon seit mehreren Jahren erfolgte Widerruf dieser Maßregel mitgeteilt werden müssen. Dergleichen kleine Mängel sind bei einem Sammelwerke wohl kaum vermeidlich und können seinen Wert als Ganzes nicht beeinträchtigen. Man wird den weiteren Bänden mit Interesse entgegensehen müssen.

A. L.

Heim Neuland. Ein Roman von der Wasserkante und aus Deutsch-Südwest. Von Friede H. Kraze. Stuttgart 1909, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 5.—.

Seitdem ein ansehnliches Stück deutscher Volkskraft in Südwestafrika aufgegangen und kostbares deutsches Blut in seinem Boden versickert ist, hat die Volksseele auch diesem ihr früher ein wenig gleichgültigen deutschen Besitztum lebhaftes Interesse und warme Liebe zuzuwenden begonnen, und immer enger knüpfen sich die Bande zwischen dem Mutterland und der jungen Kolonie. Nichts wird mehr dazu beitragen, die Anteilnahme des deutschen Empfindens an dem Wohl und Wehe dieses neudeutschen Landes noch zu steigern und weiter zu verbreiten, als das vorliegende Buch, der erste gehaltvolle und bedeutende Kolonialroman aus Deutsch-Südwest, der unmittelbar aus den blutigen Kämpfen und den furchtbaren Leiden unsrer braven Soldaten und der mutigen deutschen Ansiedler erwachsen scheint. Den Namen der Dichterin, die uns dieses prächtige, lebensvolle Buch geschenkt hat, nachdem sie sich schon früher mit andern Werken, besonders mit dem Roman „Im Schatten der Weltesche", vorteilhaft eingeführt hatte, wird sich jeder vaterländisch gesinnte Deutsche und jeder Literaturfreund merken müssen. Von ihrem kräftigen, elastischen Talent, das in dem knappen impressionistischen Stile Herman Bangs mit gleicher Meisterschaft zu erzählen und zu schildern weiß, den Leser stets in atemloser

Spannung haltend, dürfen wir noch viel Gutes und Schönes erwarten. B—r.

Der Stammbaum der Seele. Von Dr. Emil Lobedank. Halle a. S. 1907, Carl Marhold.

Ein sorgfältig ausgearbeitetes, in maßvollem und objektivem Tone geschriebenes Buch. Der Verfasser sucht die seelischen Erscheinungen des Menschen und der Tiere auf ihre einfachsten Bestandteile zurückzuführen, insbesondere auch nachzuweisen, daß alles geistige Geschehen an den Stoff gebunden, eine Erscheinungsform der bewegten Substanz sei. Einer gründlichen Prüfung werden zuerst die einfachsten seelischen Erscheinungen, wie sie sich bei den Urtieren finden, unterworfen und allmählich wird zu komplizierteren geistigen Tätigkeiten vorgeschritten. Es kommt dem Verfasser vor allem darauf an, auch das Bewußtsein den an materielle Vorgänge gebundenen Funktionen einzuordnen. Ob ihm das gelungen ist, ist freilich eine andre Frage. Schon wenn Lobedank sagt: „Wir stellen uns unsre Bewußtseinsvorgänge vor," so ist einzuwenden, daß man sich das Bewußtsein überhaupt nicht vorstellen kann, weil dieses ja das Vorstellende selbst ist. Es ist recht, wenn der Verfasser die untrennbare Einheit von Geist und Körper betont. Sucht er aber zum Verständnis zu kommen, indem er von der Materie ausgeht, so darf er nicht vergessen, daß es auch noch den umgekehrten Weg gibt, der dieselbe Berechtigung hat, wie der von ihm eingeschlagene.

Dr. K. Guenther, Freiburg i. B.

Bismarck im Lichte der Naturwissenschaft. Von Dr. Georg Lomer. Halle a. S. 1907, Carl Marhold, Verlagsbuchhandlung.

Das Buch ist eine sehr wertvolle Bereicherung der Bismarckliteratur, insofern es zum erstenmal den Versuch macht, Bismarcks Persönlichkeit vom Standpunkte moderner Naturwissenschaft, insbesondere der Anthropologie, Psychologie und Medizin, zu erfassen und zu verstehen. Das erste Kapitel „Die Wurzeln von Bismarcks Wesen" behandelt zunächst die glückliche Mischung von Germanentum und Slawentum, aus der die preußische Rasse, „die einzig politische Deutschlands", hervorgegangen ist, um dann die Reihe der väterlichen und mütterlichen Vorfahren Bismarcks soweit wie möglich nach rückwärts zu verfolgen und aus ihren körperlichen und seelischen Eigenschaften die einzigartige Mischung zu erklären, die Bismarcks Wesen bildet. Diesem selbst ist dann das zweite Kapitel gewidmet, das dritte, das die psychologischen Grundlagen von Bismarcks Politik behandelt, ist ein wahres Meisterstück von tiefgründiger Seelenanalyse und vielleicht das Feinste, was bisher über den Gegenstand gesagt worden ist, obgleich es allzusehr auf den Ton unbedingter Bewunderung gestimmt ist, als daß es auch die voll befriedigen könnte, die gewohnt sind, ihre kritische Sonde auch an die Größten anzulegen. Ein kurzer Abschnitt „Bismarck als Künstler und Nervenmensch" beschließt die fesselnden Ausführungen des Verfassers, denen eine recht freundliche Aufnahme von seiten der Lesewelt zu wünschen ist.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Natur und Geist als Grundthema der Welterklärung. Von Ernst Linde. XVI und 655 S. Gr. 8°. M. 9.—, geb. M. 10,50. Leipzig 1908, Friedrich Brandstetter.

Dieses Werk, dessen gigantischer Umfang selbst in unsrer schnellebigen Zeit niemand davon abhalten sollte, es eindringlich zu studieren, ist gewissermaßen eine Bekenntnisschrift und hat als solche den Reiz des Persönlichen an sich. Ein geistreicher Pädagoge, der von jeher gewohnt gewesen ist, die ganze Breite des kulturellen Lebens auf sich wirken zu lassen, den alle Menschheits- und Gegenwartsfragen lebhaft bewegt haben, entwickelt hier unter Verarbeitung aller Forschungsergebnisse der modernen Wissenschaft seine eigne Weltanschauung, und daß ihm dabei als letzter Zweck immer die Grundlegung eines pädagogischen Systems vorschwebt, wird ihm besonders aus Schulkreisen gewiß eine große Gefolgschaft zuführen. Allerdings muß man wünschen, daß seine Leser eine gute Dosis kritischer Veranlagung mitbringen möchten, sonst könnte manchen die geschickte Sicherheit und gefällige Eindringlichkeit der Darstellung dazu verleiten, kleine Widersprüche zu übersehen, Behauptungen für Beweise zu nehmen. Aber ein ganzes Arsenal geistiger Waffen wird man in dem gedankenreichen Buche auf alle Fälle finden, eine Inhaltsfülle, die vor dem Fleiß und den Kenntnissen des Verfassers die höchste Achtung abnötigt, einen Wahrheitssucher, dessen ehrliches und zum guten Teil von schönem Erfolg gekröntes Streben rückhaltlose Anerkennung verdient.

Dr. Hans Zimmer.

Jahrbuch moderner Menschen. Beiträge zur Förderung des philosophischen und sozialpolitischen Interesses. Osterwieck-Harz 1907, A. W. Zickfeld.

Dieses als zweiter Band des „Jahrbuches moderner Studenten" herausgegebene Sammelwerk umfaßt eine große Anzahl durchweg anregender und aufschlußreicher Abhandlungen, so besonders „Der deutsche Idealismus und die Hegelsche Philosophie" von L. Ziegler, „Zu welchem Ende studieren wir Philosophie?" von F. Tönnies, „Lehr- und Lernfreiheit des Ultramontanismus" von Hoensbroech. Als

Gegenstück dazu kann man den Aufsatz von Bischof Dr. A. Egger betrachten: „Kann ein vernünftiger Mensch an Dogmen glauben?" Vielseitig in seinen Gegenständen (Frauenfrage, Studententum, Rassenproblem, Bodenreform u. a.) und widerspruchsvoll in manchen der dargelegten Anschauungen, zeigt das eigenartige Werk doch fast überall das Streben nach Ehrlichkeit und Gründlichkeit und darf wohl empfohlen werden. Br.

Sämtliche Werke von F. M. Dostojewski. Unter Mitarbeiterschaft von Dmitri Mereschkowski, Dmitri Philossophoff u. a. herausgegeben von Moeller van den Bruck. Neunter, zehnter und zwanzigster Band. München und Leipzig 1907—1908, R. Piper & Co. Geheftet à Bd. M. 4.—.

Von den vorliegenden neuen Bänden der schon früher an dieser Stelle besprochenen Gesamtausgabe der Werke Dostojewskis enthalten der neunte und zehnte „Die Brüder Karamasoff", des Dichters letztes und größtes Werk. Dieser gewaltige Roman ist, wie der Herausgeber treffend sagt, das Epos all der dunkeln und treibenden Innenmächte, die durch die massive Masse des Russentums hindurchdrängen und an Tag und Licht wollen. So ist er zugleich das Epos des russischen Suchens. In seinen andern Romanen, vor allem im „Raskolnikow" und in den „Dämonen", hat sich Dostojewski mit erklärt zeitlichen Werten, moralkritischen oder kritisch-politischen, auf eine neue und großartige Weise auseinandergesetzt. In den „Karamasoffs" dagegen ist Allgemein-Volkliches und im volklichen Sinne Ewiges ausgedrückt. In mächtiger Basis ist hier das Russentum, soweit und so wie es heute schon da ist, aufgerollt; da, wo das Werk abbricht, bricht auch das russische Leben der Gegenwart ab. — Der zwanzigste Band enthält acht Novellen, die der Herausgeber unter dem Titel der an die Spitze gestellten größten und bedeutendsten, „Aus dem Dunkel der Großstadt", zusammengefaßt hat, da sie alle in der Großstadt spielen und speziell Petersburg zum Hintergrund haben. Der weit ausblickende und ausholende Schöpfergeist des Dichters konnte in der zur Beschränkung zwingenden Kunstform der Novelle nicht sein Bedeutendstes geben, aber sein eminenter psychologischer Scharfblick und seine geniale Sicherheit im Erfassen der eigenartigsten und kompliziertesten Seelenvorgänge verleugnen sich auch in diesen kleinen Studien nicht. Außer der im Jahre 1864 entstandenen Titelnovelle finden wir in dem Bande noch die drei Jugendnovellen „Der Herr Prochartschin", „Polsunkoff" und „Der ehrliche Dieb" (1846—1848), „Eine dumme Geschichte" (1862), und drei Novellen aus den siebziger Jahren: „Bobock", „Die Kleine" und „Der Traum eines lächerlichen Menschen". R. D.

Geschichten und Bilder aus Frankreich zum Teil nach französischen Meistern wie Bazin, Lemaître, Maupassant, Montégut, Renaudin, Theuriet, Vogué, Zola von Walther Eggert-Windegg. Stuttgart 1907, Strecker & Schröder.

Die hier vereinigten Stücke sind ganz ansprechend geschrieben, leiden aber durchweg an aufdringlicher Rührseligkeit. Ausgenommen davon ist eigentlich nur die letzte Erzählung: „Der Strom" (nach Zolas „L'Inondation"), die voll erschütternder Kraft ist. Auch darin nimmt sie eine Ausnahmestellung ein, daß bei ihr allein die französische Quelle besonders angegeben ist, während der Verfasser dies sonst bedauerlicherweise unterlassen hat. Br.

Siebenquellen. Ein Landschaftsroman von Josef Ponten. Stuttgart und Leipzig 1909, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 6.—.

Es war zu erwarten, daß der junge Dichter, der vor bald vier Jahren mit seinem genialen Roman „Jungfräulichkeit" so großes und berechtigtes Aufsehen erregte und nach einiger Zeit ein Buch von völlig anderm Gepräge, die in Form und Gedankeninhalt so überaus originelle „poetische Studie" „Augenlust", folgen ließ, sich nicht damit begnügen würde, die mit jenen ersten Werken so erfolgreich betretenen Pfade einfach weiter zu verfolgen, sondern in seiner nächsten Schöpfung abermals etwas nach irgendeiner Richtung hin Neues bieten würde. Dieses Buch liegt uns jetzt vor, und wir sehen mit großer Befriedigung einmal, daß es wieder ein Roman ist und Ponten sich wieder als glänzender Erzähler bewährt, zum andern, daß er tatsächlich in dieser alten Kunstform etwas Neuartiges geschaffen hat. Sein starker Sinn für volle, ehrliche Realität läßt ihn auf die übliche dramatische Komposition, die dem Effekt zuliebe fast immer ins Unwahre ausschlägt, völlig verzichten, und über die dichterische Gestaltung eines Einzelschicksals weit hinausgreifend, macht er eine ganze Landschaft, das ihm als Heimat wohlvertraute Grenzland zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien, und das sehr eigenartige Mischvölkchen, das dort wohnt, zum „Helden" seines Werkes. Eine Menge merkwürdiger, meisterhaft charakterisierter Gestalten, in deren Mittelpunkt Bernhard Mennikєn, der letzte Sproß eines uralten einheimischen Geschlechts, steht, der die altberühmte keramische Industrie des Landes wieder zu heben sucht, aber in diesem gemeinnützigen Streben nur Enttäuschungen erlebt, bewegt sich hier fast greifbar lebendig vor unsern Augen im Rahmen einer weitgefaßten,

wunderbar anschaulich geschilderten Landschaft. Wenn auch der Dichter, wie gesagt, auf jede dramatische Komposition verzichtet hat, so sind doch die einzelnen, überaus mannigfaltigen Szenen sehr reich an dramatischen Momenten und schließen sich, so zwang- und absichtslos sie scheinbar aneinander gereiht sind, zu einem großartigen, architektonisch reichgegliederten Ganzen zusammen. Pontens „Landschaftsroman" — man könnte ebensowohl „Kulturroman" sagen — ist ein Werk von hoher und bleibender Bedeutung; es ist wie Thomas Manns „Buddenbrooks" eine klassische Schöpfung jenes höchstgesteigerten modernen Realismus, der mit feinstem poetischem Gehalt absolute Lebenswahrheit zu verbinden weiß.

B—r.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Anzengruber, Karl, Auf der Schneid'. Ernste und heitere Geschichten. Berlin-Zehlendorf, Hermann Krüger. M. 3.—.

Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen. Begründet von Dr. Wilhelm Lindemann. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. X., XI., XII. (Schluß-) Band. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Gebunden in Leinwand jeder Band M. 3.—.

Bristol, die Pforte des Westens. Die Bedeutung Bristols als Hafen- und Handelsstadt. Nebst einem Anhange: Das neue englische Patent-Gesetz (1907). Gratis vom Committee of Commercial Research, Queen Square, Bristol.

Burger, Emil, Deutsche Frauenbriefe aus zwei Jahrhunderten. Mit vier Bildnissen. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. M. 1.50.

Crewdson, Ch. N., Mit dem Musterkoffer im Lande des Dollars. Erzählungen von der Geschäftsreise. Mit Illustrationen. Berlin, Hermann Hillger Verlag. M. 2.—.

Deutsche Städtebilder. Nach Originalen von H. Braun. Leipzig, Verlag der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber). M. 2.—.

Finckh, Ludwig, Rapunzel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Friede, Victor von, Kampf. Roman. Berlin, Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. M. 4.—.

Georgevitch, Dr. Vladan, Die türkische Revolution und ihre Aussichten. Leipzig, S. Hirzel. M. 1.40.

Germar, Karl, Die Wahrheit auf philosophischem, religiösem und politischem Gebiete für Denkende und Vertreter deutscher Kulturinteressen. Des ersten Teiles 1. Band. (Vollständig in fünf Bänden). Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. M. 4.—.

Häpke, Dr. Rudolf, Brügges Entwicklung zum mittelalterlichen Weltmarkt. Band I von „Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte". Herausgegeben von Dietrich Schäfer. Berlin, Karl Curtius. M. 9.—.

Hammer, Ernst, Der tote Gott. Märchen und Gedichte. Flensburg, G. Soltau. M. 2.—.

Hebbels Werke in zehn Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Theodor Poppe. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Gebunden in 5 Leinenbände. M. 7.50.

Hellenismus. Monatliches Organ des griechischen National-Vereins „Hellenismos". Erster Jahrgang, Oktober 1908. Erstes Heft. Leipzig, G. Kreysing. Jährlich M. 6.—.

Hennig, Dr. Richard, Die älteste Entwickelung der Telegraphie und Telephonie. Mit 61 Abbildungen. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth. M. 4.—.

Hildebrand, Gustav, Herr, mach' uns frei! Roman. Leipzig, Bruno Volger. M. 3.50.

Hügli, Emil, Die Hochzeitsfahrt. Lachende Geschichten. Schkeuditz bei Leipzig, W. Schäfer. Gebunden M. 3.—.

Jacobowski, Ludwig, Werther, der Jude. Roman. Fünfte Auflage. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—.

Jensen, Thit, Mystische Novellen aus Island. Nach mündlichen Ueberlieferungen erzählt. Autorisierte Uebersetzung von Elsbeth Fasoli-Rohr. Bern, A. Francke. M. 3.—.

Kasasis, Prof. Neokles, Griechen und Bulgaren im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert. Autorisierte Uebersetzung. Leipzig, Bernh. Liebisch.

Kiene, Adolf, Macht und Recht. Eine Geschichte aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts. Buchschmuck von Karl Hildebrandt. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. Geb. M. 4.50.

Kind und Kunst. Illustrierte Monatshefte für Schule und Haus. III. Jahrgang, Heft 1. Darmstadt, Alexander Koch. Jährlich 12 Hefte M. 12.—. Einzelhefte M. 1.25.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 13. Band: **Van Dyck.** Des Meisters Gemälde in 537 Abbildungen. Herausgegeben von Emil Schaeffer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 15.—.

Klein, Hermann J., Die Welt der Sterne. („Naturwissenschaftliche Wegweiser" Serie A, Band 1.) Mit 5 Tafeln. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 1.—.

Kluge, Friedrich, Bunte Blätter. Kulturgeschichtliche Vorträge und Aufsätze. Freiburg i. B., J. Bielefelds Verlag. M. 6.—.

Kraeger, Dr. Heinrich, An Deutschland 1908. Berlin, Martin Warneck. M. 2.80.

Kuttner, Dr. Georg, Politische Vereine und

der Deutsche Flottenverein. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. 80 Pf.

Kutzen, Dr. J., Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. Fünfte, neubearbeitete Auflage mit 179 Bildern und Figuren und 12 farbigen Tafeln und Karten, herausgegeben von Dr. Victor Steinecke. Breslau, Ferdinand Hirt. Gebunden M. 12.50.

Lamprecht, Karl, Deutsche Geschichte. Dritte Abteilung: Neueste Zeit. Vierter Band, erste Hälfte. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 6.—.

Laubes gesammelte Werke in fünfzig Bänden. Herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. 10. bis 13. Band. Leipzig, Max Hesses Verlag. Gebunden M. 4.—.

Linke, Oscar, Jesus. Dichtung und Wahrheit. Ein Roman. Berlin, Carl Dunckers Verlag. M. 3.—.

Lissner, Dr. Julius, Zur Klärung tabaksteuerlicher Streitfragen. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. M. 1.40.

Mailáth, Graf Josef, Hungaricae res. Berlin, Herm. Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. M. 1.50.

Müller, Gustav Adolf, Ecce homo! Eine Erzählung aus Jesu Christi Tagen. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. M. 4.50.

Murko, Dr. M., Geschichte der älteren südslawischen Litteraturen. (Litteraturen des Ostens, V, 2.) Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. M. 5.—.

Pflugk-Harttung, J. von, Splitter und Späne aus Geschichte und Gegenwart. Mit 10 Illustrationen. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. M. 5.—.

Retslem, Carl, Mit Schiller durch das Jahr. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 75 Pf.

Rosner, Karl, Der Ruf des Lebens. Roman. Zweite Auflage. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50.

Schulze, Friedrich, Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806—1815. In Wort und Bild der Mitlebenden. Zwei Bände. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Gebunden M. 20.—.

Schuffen, Wilhelm, Johann Jakob Schäufeles philosophische Kuckuckseier. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Seydlitz, E. von, Handbuch der Geographie. Jubiläums-Ausgabe. „Der große Seydlitz". 25. Bearbeitung unter Mitwirkung vieler Fachmänner besorgt von Prof. Dr. E. Oehlmann. Mit 400 Figuren, Karten, Landschaftsbildern und farbigen Tafeln. Breslau, Ferdinand Hirt. Gebunden M. 6.50.

Stolz, Alban, Gesammelte Werke. Billige Volksausgabe. Band III: Das Vaterunser und der unendliche Gruß. Gebunden M. 2.20. Band IV: Spanisches für die gebildete Welt. Gebunden M. 1.90. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung.

Storck, Karl, Mozart. Sein Leben und Schaffen. Mit einem Bildnis und zwei Schriftproben. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Geb. M. 7.50.

Tarde, G., Die sozialen Gesetze. Skizze zu einer Soziologie. Deutsch von Hans Hammer. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. M. 3.—.

Tolstoi, Leo, Die Lehre Christi, dargestellt für Kinder. Herausgegeben von Dr. E. H. Schmitt. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Trampe, E., Zerbin und Leila. Romantische Tragikomödie in fünf Akten. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. M. 2.50.

Trampe, E., Muhammed. Tragödie in fünf Akten. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Trampe, L., Sprachenkampf und Sprachenrecht in Preußen und seiner Ostmark. Zweites Buch von „Ostdeutscher Kulturkampf". Leipzig. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Wagebald, Michael, Europa in Flammen. Der deutsche Zukunftskrieg von 1909. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50.

Warmund, Dr. G. J., Los vom Storch! oder Kindes Ursprung. Vernünftigen Kindern vorgetragen, nebst einem Vorwort an die Eltern. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. M. 1.50.

Wechselordnung, Neue, mit dem Gesetz betreffend Erleichterung des Wechselprotestes gültig ab 1. Oktober 1908 nebst Scheckgesetz gültig ab 1. April 1908 und Postscheckgesetz gültig ab 1. Januar 1909. Berlin S. 14, L. Schwarz & Co. M. 1.20.

Wiegand, Dr. Carl Friedrich, Niederländische Balladen. Frauenfeld, Huber & Co. Gebunden M. 3.20.

Woas, Franz, Die Wahrheit über die Japaner. Berlin, Hermann Walther G. m. b. H.

Zahn, Ernst, Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menschen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Zell, Th., Unterscheidet das Tier Mann und Frau? Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—.

Zeppelin, Graf, und sein Luftschiff. 26 Vollbilder mit Vorwort und Buchschmuck von Giorgio Graf von Buonaccorsi. Nürnberg, Zerreiß & Co. M. 1.50.

Ziegler, Dr. J. H., Konstitution und Komplementät der Elemente. Bern, A. Francke. M. 2.—.

═══ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ═══

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

═══ Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ═══

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Dreiunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Oktober 1908.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1908

Preis des Jahrganges 24 Mark

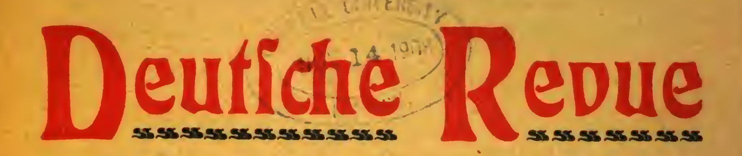
Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Diesem Hefte sind Prospekte von der **Verlagsbuchhandlung Robert Lutz in Stuttgart**

Dreiunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. November 1908.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld



Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1908
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Anzeigen.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. Prospektbeilagen nach Tarif.

Bei Wiederholungen einer Anzeige sowie für ganzseitige Inserate angemessenen Rabatt.

Inseraten-Annahme: Central-Annoncen-Bureau in Berlin SW. 48, Friedrichstr. 239. Telefon: Amt 6, 6469.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Diesem Hefte sind Prospekte der **Verlagsbuchhandlungen Quelle & Meyer** und **C. L. Hirschfeld** in **Leipzig** sowie der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung** in **Kempten** beigegeben.

Dreiunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Dezember 1908.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1908

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

